nd A
I
2441

Unser
Pommerland
20. Jahrgang
1935.

Unser Pommerland

Monatsschrift für das Kulturleben der Heimat



Heimatvereinigung „Unser Pommerland"

Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin

F. BERNHARDT

Unser Pommerland

Monatsschrift für das Kulturleben der Heimat

Herausgegeben von der Heimatvereinigung „Unser Pommerland"
Schriftleitung: Gustav Fischer

20. Jahrgang 1935

Verlagsbuchhandlung und Druckerei Fischer & Schmidt, Stettin

Universitäts-
Bibliothek
Greifswald.

Inhaltsverzeichnis

Novellen, Erzählungen und Skizzen Seite

Karnatz, Ludwig: Fritz Reuters zweite Rügenreise 289
Kohlhoff, Friedrich: Der entwertete Bauer 81
Krieger, Arnold: Ein Mann entsteht 20
Wittstock, Reinhold: Tine Timm 171

Pommersche Lyrik

Bendlin, Paul: Lied der Pommern 40
Goethe, Hans: Hitler 1
Krieger, Arnold: An meinen Vater 78
Abschied vom Königsee 78
Ausblick 78
Lüdtke, Franz: Unsere Fahne 25
Schröder, Walter: Tau Fritz Reutern sien Gedächtnis 261
Weimershaus, Alfred: Lebenssinn 22

Musik

Kropf, Manfred: Awend in'n Haben 85

Biographisches und Literaturgeschichte

Finger, Willi: Fritz Reuter und Hofgartendirektor Ferdinand Jühlke 280
Zeitgenossen Reuters, die noch am Leben sind 292
Greiner, Wilhelm: Erinnerungen an Pommern. Aus Fritz Reuters Lebensabend 285
Gülzow, Erich: Heimatgrüße Ernst Moritz Arndts 16
Haack, Herbert: Reinhold Wittstock, ein vergessener Dichter 169
Horn, Georg: Bedeutende Persönlichkeiten im Lande Bublitz 141
Krafft, Kurt: Schleiermachers Beziehungen zu Stralsund und Rügen 45
Michaelis, Karl: Fritz Reuter als Schulmeister in Treptow a. Toll. 306
Plog, Wilhelm: Unkel Bräsig 298
Ploetz, Hermann: Arnold Kriegers Lebensgang und Entwickelung 70

Geschichte und Vorgeschichte

Eggers, Hans Jürgen, und Bollnow, Hermann: Vor- und Frühgeschichte des Kreises Bublitz 100
Haack, Herbert: Aus der Geschichte der Stadt Bublitz 148
Schmidt-Gruse, Walter: Fritz Reuter als pommerscher Stadtverordneter 259
Fritz Reuter und Annmariek Schulten 275
Fritz Reuter als Begründer des Turnens in Treptow/Toll. 307
Luise Reuter 307
Siebold, Werner: Aus Reuters Landmannszeit 256
Ludwig Sternberg 312
Teuchert, Hermann: Wie Reuter über seine Vergangenheit siegte 295
Wähnke, Fritz: Unbekannte Reuterbriefe 262
Wendt, Karl: Die Reuterstadt Neubrandenburg und ihre Reutersammlung 269
Zöllner, August: Arnold Koeppen 88

Kunst und Kunstgeschichte

Kohte, Julius: Die Kirchenbauten des Kreises Bublitz 131
König, Karla: 25. Ausstellung des Pommerschen Künstlerbundes in Stettin 2
Lebendiges Theater in Stettin 55
Zenke, Robert: Die St. Johanniskirche zu Bublitz 153

Kulturgeschichte und Bildungswesen

Bollnow, Hermann: Beiträge zur Kulturgeographie Pommerns 199
Herrmann, Alfred: Bublitzer Schulverhältnisse in alten Zeiten 160
Teubner, Max Georg: Die Post in Pommern 6, 61

Erdkunde und Landschaftsbilder

Bülow, Kurd von: Der Kreis Bublitz erdgeschichtlich gesehen 97
Gliewe, Siegfried: Das Strohdach auf dem Bauernhaus 26
Reepel, Martin: Vom Kalkbachtal 188

Naturkunde und Heimatschutz

Holzfuß, Ernst: Aus der Pflanzenwelt des früheren Kreises Bublitz 120
Reepel, Martin: Heimatschutzfragen 23, 79

1935. 3684
U. P. 828/1946

Volkskunde

Seite

Bischoff, Herbert: Volkskunde als volksschöpferische Aufgabe 196
Borchers, Walter: Pommersche Fischerboote des Odermündungsgebietes 225
Pommersche Volkskunde und Pommersches Landesmuseum 249
Finger, Willi: Der Hexenberg bei Beestland 88
Gülzow, Erich: Tückmantel — Zuckmantel 243
Holsten, Robert: Von den Flurnamen des Bublitzer Landes 126
Die Gräne in pommerschen Flurnamen 222
Der Stand der pommerschen Flurnamenforschung 248
Horn, Georg: Sitten, Gebräuche und Aberglauben aus dem Lande Bublitz 134
Im Satansreich 191
Kaiser, Karl: Das Besprechen in Pommern 29
Die Letzte Garbe 209
Das Volkskundliche Archiv für Pommern 250
Lucht, Alfred: Aus dem Spielschatz des pommerschen Kindes 217
Mackensen, Lutz: Ein pommersches Schäferbuch aus dem 18. Jahrhundert 214
Röhr, Erich: Der Atlas der deutschen Volkskunde und Pommern 206
Schmidt, Friedrich Wilhelm: Fastnachtssitten 35
Siuts, Hans: Vom pommerschen Laubenhaus und seiner Geschichte 240
Spruth, Herbert: Pommersche Hochzeitssitten 40
Tita, Fritz: Die Bublitzer Mundart 125
Vogeler, Wilhelm: Auf neuen Wegen der Festgestaltung zur Dorfgemeinschaft 183
Witt, Walter: Sprüche aus dem Fragebogen über Sitte und Brauch der Erntezeit im Landkreis Stolp 244
Hochzeit machen, das ist wunderschön 247

Wirtschaftsleben

Glaser, Ernst: Die Landwirtschaft des Kreises Bublitz 117

Verschiedenes

Beckhaus, Ludwig: Der ehemalige Kreis Bublitz 95
Bodensiek, K.H.: Das Ernst Moritz Arndt-Museum in Bonn 38
Ein Brief von Louise Reuter, geb. Kuntze, an Prof. Richard Schröder nach Fritz Reuters Tod 308
Buchbesprechungen 41, 91, 252, 313, 416
Finger, Willi: Das Reuterjahr 1935 304
Eine Reuterstätte verschwindet 309
Triddelfitz — Trittelwitz 309
„Dei schönste Dag int ganze Johr" 311
Haack, Herbert: Der Stock des Königs 192
Der Teufel in der Bublitzer Kirche 192
Frät ut Bublitz 192
Hameister, Ernst: Erinnerungen eines Reuter-Rezitators 301
Horn, Georg: Der Topfhelm aus Dargen 191
Kaiser, Karl: Geleitwort zum Sonderheft „Pommersche Volkskunde" 195
Mallmann, Rudolf: Der Wuhrberg 190
Müller, Otto: Zikowski aus D. 192
Onkel Ernst 193
Vom Pommernbund in Berlin 40, 90
Seyffert, Richard: Bublitz im Weltkriege 165
Sopp, Frieda: N. S. Frauenarbeitsdienst in Bublitz 178
Stübs: Volkskundliche Arbeitsgemeinschaft im N. S. L. B. Kreis Cammin 251
Verein der Pommern zu Spandau 90
Voß, Ernst: Tau Fritz Reutern sinen 125. Geburtsdag 255
Wasmansdorff, Erich: Geleitwort zum Sonderheft „Pommersche Familien- und Sippenforschung" 318
Witt, Walter: Volkskundliche Erhebungen im Landkreis Stolp durch das Heimatmuseum zu Stolp 251
Zöllner, August: Fritz Reuter als Schachspieler 311
Fritz Reuter schon zu Lebzeiten totgesagt 312
Eine Reuter-Sternberg-Episode aus Binz auf Rügen 313

Kunstbeilagen

Schmidthild, Wilhelm: Einfallende Schwäne vor 1
Rackow, Fritz: An der Tränke nach 24
Hammer, Hermann: Giebel der Kirche in Mandelkow „ 44
Bublitzer Stadtwappen. Umschlagbild zu Heft 3/4 „ 94
Kornalter. Umschlagbild zu Heft 5 „ 194
Fritz Reuter. Umschlagbild zu Heft 6 „ 254
Fritz Reuter in Eisenach „ 254
Frau Luise Reuter in Eisenach „ 282

Familie und Volk

Wieviel Ahnen haben wir? 409
Aenderung des Familiennamens 412
Ein Archiv des deutschen Erbgutes entsteht 414
Ausweis der Berufssippenforscher 415
Bethe, Martin: Die schottische Kompagnie in Greifswald 1590—1676 335
Theodor Billroths Ahnen 408
Borgmann, Eberhard: Wie ich meine Ahnen fand 330
Bücherschau Beilage 34, 39
Was die Familienforschung entdeckte 407

Seite

Freier, Walter: Familienwappen 369
Gülzow, Erich: Die Familie Arndt 318
Wie sah E. M. Arndt aus? 407
Hauptstelle für auslanddeutsche Sippenkunde 414
Katschinski, Alfred: Eigentümliche Namen Beilage 31
Kirchenbuchauswertung 414
Kobes, Franz: Der Familienname „Kobes" 405
Kühnemann, Fritz: Die von Schweder-Lew'schen Familien-Stiftungen in Köslin 406
Livonius, Adelhaid v.: Schulzen- und Lehnschulzengeschlechter in den Aemtern Stolp und Rügenwalde 359
Alte pommersche Bauerngeschlechter 403
Bedeutende Männer aus kinderreichen Familien 410
Der Nachweis der arischen Abstammung 414
Pooth, Peter: Was mittelalterliche Stadtbücher zu berichten wissen 332
Sack, Friedrich: Hütet eure Familienpapiere! 411
Schulz, Walter: Stettin und seine Kirchenbücher 342
Spruth, Herbert: Die pommersche Familie Spruth Beilage 33
Staude, Curt: Leichenpredigten und Familienforschung Beilage 35
Die Nachkommen des Pastors an St. Nikolai zu Stralsund M. Jonas Staude und seiner Gemahlin Katharina Ketelhoet 320

Seite

Staude, Curt: Pommersche Familiengeschichtliche Quellenkunde 375
Hermann Görings pommersche Vorfahren 409
Der wahre Reichtum 410
Struck, Joachim Lorenz: Grabstätten alter Geschlechter in Kirchen und auf Friedhöfen Stralsunds 349
Tagung des Volksbundes der deutschen sippenkundlichen Vereine 415
Ungern-Sternberg, R. von: Ursachen und Bedeutung der Geburtensteigerung 1934 Beilage 39
Vereinigung der Berufssippenforscher 415
Vererbung der musikalischen Begabung 411
Volksbund der deutschen sippenkundlichen Vereine 415
Wehrmann, Martin: Von den Kirchenbüchern in Pommern 339
Wex, Gerhard: Die Organisation der Sippenforschung in Pommern 372
Wienstein, W.: Die Ludendorffs — ein altes pommersches Geschlecht 408
Ziegler, Hans: Pommersche Stammbücher 354
Zöllner, August: Pommersche Handwerker in den ältesten Berliner Bürgerbüchern 364
Zusammenschluß aller Geschlechter Staude, Staud, Staudt, Staudte und Staudigel 415



Wilhelm Schmidthild
„Einfallende Schwäne"
Aus „Deutsche Jägerzeitung"
Verlag J. Neumann, Neudamm

Schwanensang

Von Sophie Fleischhauer

Nordlandfelsen drohend ragen —
Wogen branden sonder Gnade,
wie in grauer Vorzeit Tagen
um vergessene Gestade.

Durch der kalten Nächte Schweigen
Nordlicht rinnt in fahlen Bändern —
Weißer Schwäne schöner Reigen
kehrt zurück aus warmen Ländern.

Und ihr Sang auf Silberschwingen
bricht den Bann der Dämmerweiten
leuchtend Sehnsuchtlieder klingen
aus den tiefen Einsamkeiten.

Unser Pommerland

Monatsschrift für das Kulturleben der Heimat

Verlag von Fischer & Schmidt in Stettin

20. Jahrgang | Januar/Februar 1935 | Heft 1

Hitler

Wem das Geschick die Sternenbahn verheißt,
an dessen Scheitel darf kein Blitz sich wagen;
zur Höhe wird er steil emporgetragen
vom Sturm, der das Vermorschte niederreißt.

Die Uhr, an der dein Lebenszeiger kreist,
hebt aus, den großen Mittag anzusagen;
mit zähem Arm hast du die Flut geschlagen,
bis donnernd nun sie den Erwecker preist.

Ins Loch verkriecht sich das Gewürm der Krittler,
seit jedes deutsche Kind dich liebt und kennt
als seines Volkes gottgesandten Mittler,

der alle Zwietracht aus den Herzen brennt
und flammenlodernd uns den Namen Hitler
wie ein Fanal hinglüht ans Firmament.

Hans Goethe

25. Ausstellung des Pomm. Künstlerbundes in Stettin

Von Karla König

Die Jubiläumsausstellung des Pommerschen Künstlerbundes in den Erdgeschoßräumen des Stadtmuseums im Dezember konnte im Januar verlängert werden, ein Beweis, wie stark das Interesse der Oeffentlichkeit war. Dann wanderte sie nach dem benachbarten Stargard, das ihm rege und kunstfreundlich die Aula des dortigen Oberlyzeums öffnete.

Andere Malerbünde in Pommern zerfielen in stürmischen Jahren, der Pommersche Künstlerbund behielt seine organisatorische Geschlossenheit und eine ruhige Tradition. Stille, starke Verbundenheit mit der Heimatscholle ist das Kennzeichen der Ausstellung, die pommersche Landschaft herrscht vor. Die vom Stettiner Museumsverein veranstaltete ausgezeichnete Ausstellung pommerscher Künstler „Das Land am Meer", die ihr an gleicher Stelle voraufging, zeigte dieselben Grundlagen. In beiden Ausstellungen trat das Grüblerische, Stillversonnene des pommerschen Menschen klar hervor, seine Neigung, allein zu bleiben, seine tiefe Liebe zur Heimat, vor allem zu Meer, Strom und Acker. Das ist die positive Seite, die sich aus der schweren Ruhelage des pommerschen Menschen entwickelt, der von Natur ernst, gediegen und innerlich ist.

Wo Heimatentfremdete die locker gewordenen Wurzeln neu befestigen müssen, hat er kaum eine Arbeit vorzunehmen. Denn er hat in der lange verachteten Heimatkunst immer gewurzelt. Ein Teil dieser pommerschen Maler gelangte mit seiner Wirkung über die Grenzen der Provinz nie hinaus. Aber auch diejenigen, die mit ihrer Kunst Geltung im Reich eroberten, sind der Heimat mit tiefster Treue verbunden, voran die beiden unentwegten Verkünder pommerscher Eigenart Eugen Dekkert-Dieſſen und Hans Hartig-Berlin. Sie dürfen vor allem das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, dem deutschen Süden und Westen klargemacht zu haben, daß es in Pommern ganz Besonderes zu sehen gibt. Und daß es auf ganz besondere Art gesehen und erfaßt werden kann. So zeigt Eugen Dekkert auch in dieser Ausstellung des Pommerschen Künstlerbundes mit seinem „Stettiner Fischhollwerk" und dem Bild vom „Dunzig" die Oder, wie wir sie lieben, den Strom, der schon die ferne Weite der See in sich aufgesogen hat, die wundersame atmosphärische Verschleierung der pommerschen Wasserluft. Und Hans Hartig-Berlin spricht ebenso verständlich und echt pommersch auf andere Weise zu uns („An der Lastadie-Stettin", „Am grünen Graben-Stettin") in ausgezeichneter Aufteilung, motivisch geballt, in wuchtiger Schwere und farbig wundervoll.

Mit Inbrunst zeugt Ernst Kolbe-Berlin in „Pommersches Land" für die ernste und zarte Seele der pommerschen Landschaft, Hans Völker-Wiesbaden stellt das zerrissene Dunkel über dem kleinen pommerschen Ostseehafen bewußt gegen die zarte Helligkeit seines „Rheinhafens" und vertieft sich in die graugrüne „Brandung" der Ostseewelle. Und wenn sich Karl Wendel-Berlin mit seiner „deutschen Landschaft mit blühender Wiese" in groß gefühlter Aussprache ins Weite gedehnt hat, so verschmäht er ebensowenig, die lebendige Stille des „Haffufers in Lebbin" zu schildern.

Die Spiegelungen der Lebensalter sind bei den Ausstellenden, die von dem siebzigjährigen Curt Topel-Hamburg bis zu den Jungen Anfang der zwanziger Jahre reichen, in der Maltechnik deutlich erkennbar. Die impressionistische Malweise herrscht vor. Einen ausgesprochenen Sinn für Bildwirkung im Figürlichen und Landschaftlichen entwickeln die Jüngsten, voran Franz Theo Schütt und Johannes Mangels-Misdroy. Zeitverbundenheit prägt sich in diesem klar gestaltenden Willen aus.

Selbstverständlich muß es erscheinen, daß die Bilder des Jubilars Topel noch immer die Ruhe spannungsloserer Zeiten atmen. Die Technik ist auf der Lebenshöhe stehen geblieben. Die Bilder vom Hamburger Hafen und der Werft sind ruhegesättigte Impressionen.

Jugendlich, mit Verbindungen zum Leben nach allen Seiten hin, steht der zweite Jubilar dieser Ausstellung, Franz Schütt, der Vorsitzende des Bundes, in dieser Ausstellung. Wenn auch das schöne Selbstbildnis, das mit so viel Verinnerlichung gemalt ist, die Reife spiegelt, die sich selber zu wägen weiß. Im übrigen ist die Vielseitigkeit des Menschen mit universeller Anlage sehr deutlich erkennbar, und die Maltechnik geht stets mit dem Gegenstand mit. Altdeutsch spröde in der Linienführung und dabei so klingend farbig wie eine Glasmalerei ist der „Gang nach Emmaus". Leicht, elegant, impressionistisch getüpfelt wird das Strandleben von heute in Ahlbecker Bildern in dieser und der verflossenen Ausstellung behandelt. Der Lyriker, der zu seinem 60. Geburtstag als Geschenk für die anderen seinen Gedichtband „Harfend Herz" in neuer Auflage erscheinen läßt, spricht mit kombinierten Mitteln in der kleinen Oelstudie „Grabstätte des Vaters". In diesem Sechzigjährigen ist noch heute alles im Fluß. Jede Ergriffenheit ist noch möglich.

Andere gehen klar vorgezeichnete Wege. Wie Hermann Hammer mit seinen klar und gut geformten, zu architektonischer Wirkung gelangenden Aquarellen vom Danzig, Freihafen und Reiherwerderhafen. So gut, auflösend und erhellend wird hier gezeichnet, daß das Malerische dahinter zurücktreten muß. Das gilt sogar für die „Oderwiesen bei Kurow" und das sparsam aber apart kolorierte „Bei Güstow".

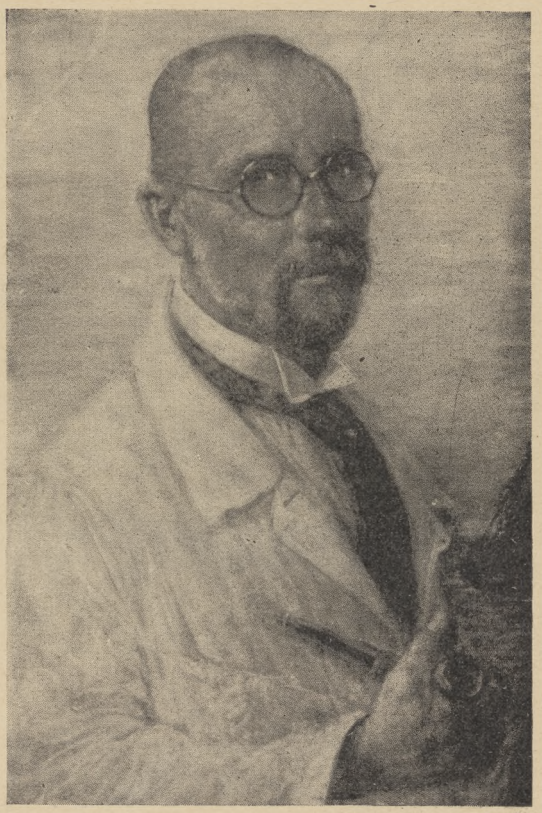
Nur mit der Farbe, mit sehr feinen malerischen Mitteln arbeitet Walther Erdmann-Stettin. Seine Landschaften sind von Stimmungsreiz ganz erfüllt. Interessant zu sehen, wie er unentwegt Weiß ins Grün arbeitet, um den feinen fließenden Nebel in „Am Oberlauf der Weser" zu erreichen. „Spätherbst im Plönetal" und „Weiden an der Plöne" sind Bilder von ganz reinem Klang des Landschaftlichen, beseelt und innerlich. Dem köstlichen Frühlingsblau in „Weiden an der Plöne" hält die Wiese vielleicht nicht strahlend genug Widerpart. — Daß Erdmann sich im Zarten nicht erschöpft, zeigt ein so überraschend starkes und visionär erfülltes Bild wie sein „Nachtmarsch in Frankreich 1918".

Hartmann-Drewitz-Heringsdorf bringt Aquarelle, die eine elegante, feste und feine Handschrift zeigen. Der Bildausschnitt „sitzt", gleich, ob es sich um Dampfer und Schiffe am Bollwerk oder um die alten Häuser in Stralsund handelt. Eindrucksvoll auch Walter Bökers Aquarelle, markant in der Linie wie die „Windmühle bei Armenheide". Eigenartig wirkungsvoll wird der Backsteinbau im „Kloster Kolbatz" behandelt. Daneben ein modernes Problem wie die „Feldmühle", auch ein Aquarell und „Am Bleicholm".

Der „Pommersche Bauer" von Otto Kuske-Stettin, der so nachdrücklich, etwas mit dem Habitus des lateinischen Bauern in sein Buch schaut, ist ein Zeugnis dafür, daß man mit wenig Mitteln viel erreichen kann. Ein gutes Bild. Ein guter Bildausschnitt „Am Dratzigsee". Otto Lang-Wollin, jetzt Stettin, ist mit „Segelschiffen", „Alte Stadt" und dem bemerkenswerten „Roten Haus" im ganzen weniger charakteristisch an dieser Ausstellung beteiligt als sonst. Otto Tarnogrocki-Stettin läßt mit seinen farbensprühenden Bildern „Alt-Pölitz und dem lebendig kreisenden „Flotte Fahrt", dem „Herbst" einer Laune die Zügel schießen, die nur bei dem stets Jugendlichen nicht wundernimmt. Und bleibt der Techniker, dem Gewagtes gelingt.

Franz Höhne-Barth ist unstreitig eine Begabung. Fest sitzt der Bildausschnitt in „Mutter und Kind". Aber die mehr als unsicheren Rosatöne, an sich raffiniert in Braun verschmolzen, ziehen sich aufreizend durch alle drei Bilder und haben wohl nur in der „Mole", wo sie auch am zartesten auftreten, die gegebene Heimat. Gar zu sehr „Dorfdepp" ist dieser „Mäher", als daß er als Repräsentant pommerscher Bauernkraft gelten dürfte.

Der Beleuchtung des Strandes hat auch Horst Bauer-Swinemünde leichte Gewalt angetan. Aber diese Biegung der Steilküste mit dem kühn geschwungenen Strandbogen, die wir als großen Eindruck an unserer Ostseeküste Jahr um Jahr andächtig erleben, rechtfertigt als wuchtige Bildgestaltung den Namen „Land am Meer". Im „Schloßpark in Pom-



Franz Schütt Selbstbildnis

mern" ist es ihm nicht so sehr geglückt, einen typischen Ausschnitt zu erfassen und die Tiefe sprechen zu lassen.

Auf Zempin a. Usedom lebt Hugo Scheele. Farblich schön seine Aquarelle mit dem ausgeglichenen Grau und Braun; der Reiz des Ungewissen umschimmert die „Frühmesse am Lago maggiore". Schade, daß in dem sonst vortrefflich gemalten Fischstilleben die Vase in dem Fisch zu stecken scheint, reizend die Miniature „Die Hagebuttenrose".

Es wurde schon gesagt, daß die Landschaft überwiegt. Wenn die weiblichen Künstler gesondert betrachtet werden, so zeigt es sich, daß ihre Domäne vor allem Mensch und Blume ist. Margarete Bartow-Berlin malt ihren Rittersporn locker und farbig, ihr kräf-

tiger Strich kommt der angeborenen Majestät der Gladiole zugute, ohne freilich deren farbige Glut zu erschöpfen. In dem Aquarell „Birkhahnbalz" gehen Farbe und lebendige Umrißführung erfreulich auf. Fein und hell ihr „Märkisches Dorf".

Elisabeth Büchsel-Stralsund hat in ihrem großen Oelbild „Beim Vesperbrot" ganz ausgezeichnete Modelle für ihr schönes altes Pommernehepaar gefunden. So ist das Bild geeignet, über den Einzelfall hinaus ein Schlaglicht auf den Menschenschlag der Küste zu werfen, dem Treue und Redlichkeit an



Hermann Hammer — Am Danzig

der Stirne geschrieben steht. Das Mädchenbildnis „Lening" ist etwas weich ausgefallen. Von besinnlicher Stärke der Empfindung die „Morgenstimmung".

Ilse von Heyden-Linden-Demmin („Schlesische Lauben", „Park in Genf") ist nicht ohne Eleganz. Irene Hirsch-Patzelt-Stettin bringt u. a. eine gute Pinselzeichnung „Lesende Bäuerin". „Der Fensterplatz", auch Pinselzeichnung, bringt leider gerade perspektivisch keine Erfüllung. — Angelika von Lepell-Podejuch malt ihr „Herbstlaub" wirklich schön. Schade, daß das Bild durch die bemalte Vase und die blaue Schale zur Seite überkomponiert ist. „Eisenhut und Karthäusernelken" wie auch „Betunien" bleiben schön auf die Blume konzentriert. — Das stärkste Blumenbild der Ausstellung sind übrigens Dekkerts „Dahlien".

Else Prielipp-Stargard stellt sich mit ihrem Oelbild „Aus einem Stahlwerk" kraftvoll in die Zeit. Auch die Landschaften aus Pommern und dem Schwarzwald sind stark gefühlt.

Die Seniorin der pommerschen Malerinnen Helene Rutkowski ist immer noch mit alter männlicher Energie am Werk. Ergreifend im Ausdruck die „Alte Frau", ganz Leiden und Verinnerlichung; mehr auf das Dekorative gestellt das Männerbildnis „F." mit interessanten Einzelheiten. Ein kleines Aquarell „Pommersche Landschaft" zeigt die Könnerin.

Als Porträtmalerin wird man sich Lotte Schröder-Krüger-Potsdam merken müssen. Von geschlossener Wirkung, ruhig und verinnerlicht, in posenlosem Ernst ihr Männerbildnis. Persönlich gestaltet und doch auf Aehnlichkeit gestellt. Ihren „Sonnenblumen" und „Zitronen" merkt man an, daß sie sich — durchaus zu ihrem Besten — an Cézanne geschult hat. — Anna Wolkenhauer sendet den mit Schwung gemalten „Wartenberger See in Pommern" — Die kleinen flotten Pinselzeichnungen, die Gertrud Skrabs-Stettin als Gast sendet, bereiten Freude.

Ein geborener Schlesier, Eduard Jokisch, hat Pommern zur Wahlheimat erkoren. Die stärkste Landschaft der Ausstellung, der großzügig gestaltete „Blick vom Patscherkofel ins Inntal" stammt von ihm. Das Wildromantische der deutschen Gebirgslandschaft kommt prachtvoll heraus, Tiefe und Weite der Sicht, die Bewegung der Luftmassen sind malerisch geformt, wie man es nicht oft sieht. „Frauenchiemsee" und der „Blick über das Bachmühlental" sind innerlich verbunden durch die Empfindung für Weite. „Diana", völlig unmodern, überzeugt trotzdem, ein Porträt Frau R. steht in einer anderen Linie durch eine fremdartige Eleganz. Hinter diesen Bildern spürt man Persönlichkeit.

Persönlichkeit spürt man sonst am stärksten vor den Jüngsten. Sie haben die unmittelbare Verbindung zu der stählernen Zeit. Daher eine Plastik im Ausdruck, ein ausgesprochener Sinn für Bildwirkung, der sich vom Stimmungstraum bewußt fernhält. Ein Beweis dafür die „Oderlandschaft" von Franz Theo Schütt, die so intensiv im Ausdruck ist. Linie und Farbe schließen sich mit einer neuen Bewußtheit zusammen, eine neue Ehrfurcht vor dem Handwerklichen geht damit Hand in Hand. Noch sind Härten und Sprödigkeiten

da. Aber auch die starke Begabung ist da und ein Ernst, der frühe Reife zeugen wird. Ein reiner, herber Klang in den „Ausfahrenden Fischerbooten", ebenso auf dem Boden der Heimat gewachsen „Der Angler" und das „Wracke Segelschiff".

Wie eine Verkörperung dieses herben norddeutschen Frühlings blickt dem Beschauer das Selbstbildnis von Johannes Mangels-Misdroy entgegen. Es gehört zu den besten Porträts. In „Fischer ziehen ein Boot ins Wasser" ist die Perspektive noch nicht restlos gelöst, aber die Auffassung erweckt Interesse. „Hafflandschaft im Frühling" ist von zart-herbem Reiz. — Auf einer anderen Ebene völlig modern Günther Machemehl-Iershöft. Gedämpfter hat er diese Ausstellung beschickt als die voraufgehende und dadurch gewonnen. Seine Aquarelle „Astern" und „Kalabasse mit Kresse" sind schön in farbiger Kühnheit.

Wie bei Franz Theo Schütt vererbt sich künstlerische Begabung des Vaters bei Immanuel Meyer-Pyritz. In seinen italienischen Landschaften ist das Problem Italien, das sich als seelische Angelegenheit für den Nordländer nicht im Ansprung fassen läßt, noch nicht ganz bewältigt, aber sie erheben Anspruch auf Beachtung und lassen eine schon sichere Hand erkennen.



Otto Kuske — Dratzig-See

Das Selbstbildnis von Karl Wegner-Stettin weist leider starke Verzeichnungen im Figürlichen auf, der Gesichtsausdruck interessiert. Das Beste die groß und ruhig gestaltete „Oderlandschaft bei Niederzahden". In „Fort Preußen" sind die grauen Häuser sehr wirkungsvoll mit Rot abgedeckt. Ein gelungenes Stück der engsten Heimat auch „Aus Stettin-Grabow".

Der junge Tierzeichner Werner Ehlert-Stettin leitet zugleich zu den Plastikern über. Die Kreidezeichnungen von Löwen, Eisbären, Tigern zeigen mehr als ein Abkonterfeien, sie bedeuten Einfühlung in das zugleich nahe und ferne Geschöpf, das uns das Tier immer sein wird. Im „Tiger" mit seinen Kindern kommt der Gegensatz zwischen der reifen Majestät der Tigerin und der täppischen Drolligkeit der Kleinen mit ihren schwer sorgenvollen Stirnfalten gut heraus. Der Eisbär ist nicht ohne suffisanten Humor. Eine Holzplastik „Eisbären" führt die Linie zur Plastik weiter. Eine Holzplastik „Seemannskopf" steht im Expressionistischen. — Die leicht und zart gemalten Aquarelle von W. Körner-Züllchow bevorzugen das Idyllische.

Ewald Stockfisch-Stettin, der vor einiger Zeit noch ein junger deutscher Arbeiter war, bevorzugt als Plastiker Darstellungen aus dem schaffenden Leben, wie den „Sitzenden Arbeiter" und „Arbeiter mit Spaten". Er ist aber auch imstande, eine so fein durchgestaltete Porträtbüste zu schaffen wie die Bildnisbüste des Malers Fuchs. Sie ist geschaut und geformt, und auf dieser Linie sollte der junge Künstler vor allem weiterbauen. — Ernst Wossidlos kleine Holzplastik „Katze bei großer Wäsche" ist das Ergebnis scharfer Beobachtung und hat Humor. Der Affenfries gehörte nicht in diese Ausstellung. — Martin Meyer-Pyritz, jetzt Berlin, der bekannte Tierplastiker Pommerns, schickte eine so reizend humorvolle Bronze wie „Abu Markub", ferner die fein durchgeformten Pelikane und die Marabuschale.

Unser Oberbürgermeister Dr. Faber eröffnete vor geladenen Gästen die Jubiläumsausstellung des Pommerschen Künstlerbundes und gab darüber hinaus seiner Fürsorge für unsere pommerschen Maler durch Ankäufe für das Museum Ausdruck. Die Stadt Stettin kaufte für das Museum folgende Werke: Elisabeth Büchsel: Beim Vesperbrot; Walther Erdmann: Odertal bei Güstow; Hermann Hartmann-Drewitz: Segelschiffe im Hafen, Alte Häuser in Stralsund; Ernst Kolbe: Pommersches Land; Johannes Mangels: Hafflandschaft; Franz Theo Schütt: Ausfahrende Fischerboote. Von Franz Schütt wurde nachträglich



Margarethe Bartow — Birkhahnbalz

das in der Ausstellung „Land am Meer" gezeigte Bild „Friedhof in Breitenberg" erworben. Im übrigen fanden sich auch eine Reihe von Privatliebhabern. An Bilderfreunde wurden verkauft: Elisabeth Büchsel: Morgenstimmung; Walther Boeker: Windmühle bei Armenheide; Eugen Dekkert: Dahlien; Walther Erdmann: Weiden an der Plöne; Werner Ehlert: Junge Löwen; Hermann Hammer: Am Reiherwerderhafen; Ernst Kolbe: Vorfrühling; Meyer-Pyritz: Marabuschale; Karl Wendel: Deutsche Landschaft mit blühender Wiese.

Man darf ohne weiteres erwarten, daß aus dem sichtbaren Erfolg der Ausstellung allen Beteiligten neue Antriebe zum Schaffen erwachsen. In der nächsten Ausstellung wird wahrscheinlich eine gemeinsame innere Strahlung, die sich auf die großen Aufgaben der Zeit richtet, eine Zielverbundenheit mit dem Ganzen weit stärker hervortreten. Nach dem Vorbild des Staates, der den Künstlern Aufgaben stellt, plant der Pommersche Künstlerbund eine Ausstellung unter dem Namen „Der schaffende Mensch". Er gibt damit eine Zielrichtung an, spannt aber den Rahmen weit genug, um schädigende Uniformierung zu vermeiden. Möge das kommende Jahr für den Pommerschen Künstlerbund und darüber hinaus für die gesamte oft schwer gehemmte Künstlerschaft Pommerns ein fruchtbares und gesegnetes werden!

Die Post in Pommern

Kulturgeschichtl. Schilderung von Max Georg Teubner

1. Die Hamburg—Stettin—Danziger Boten (Pommersche Boten)

a) Die Anfänge des Botenwesens.

Auf der großen Handelsstraße, die von Antwerpen und Amsterdam nach Danzig führte, liefen schon im 14. Jahrhundert Boten mit Kaufmannsbriefen hin und her. Ihr Weg ging über Bremen, Hamburg, Lübeck, Wismar, Rostock, dann durch Pommern über Demmin, Anklam, Ueckermünde, Stettin, Altdamm, Stargard oder Gollnow nach Naugard, Kolberg, Köslin und Stolp nach Danzig. Stralsund und Greifswald waren an diesen Hauptkurs in Rostock bzw. Demmin und Anklam durch Botenverbindungen angeschlossen.

Die Boten gingen dann dazu über, mittels Wagens auch Reisende, Frachtgüter, Pakete und Geldsendungen zu befördern. Die Ueberschüsse aus diesem immer mehr wachsenden Unternehmen flossen bald so reichlich, daß die Boten zum Wohlstand gelangten.

Die Leitung des Hamburger Botenwesens lag — unter der Oberaufsicht des Rates der Stadt — in den Händen der Aelterleute der Kaufmannsbörse. Sie stellten, um schrankenlosem Wettbewerb ein Ende zu bereiten, im Jahre 1593 drei zuverlässige Bürger als Boten für diesen Kurs an, zu denen bald ein vierter kam. Diese führten infolge ihres zunehmenden Wohlstands später die Reisen nicht mehr selbst aus, sondern nahmen hierfür Angestellte an; sie selber bildeten seitdem (etwa seit 1623) eine Art Direktorium. Um Unpünktlichkeiten abzustellen, beschlossen die Hamburger Börsenalten die Aufstellung einer Botenordnung im Jahre 1597[1]); sie bestimmte,

a) daß jeder Bote im Sommer am 29. Tage, nachdem er von Hamburg nach Danzig gereist sei, in Hamburg wieder ankommen solle, und zwar immer Montags, während im Winter ihm höchstens 36 für die Hin- und Rückreise zugestanden wurden,
b) daß die Boten auf die treue Erfüllung aller ihrer Dienstpflichten zu vereidigen seien und
c) daß sie 300 Reichstaler Sicherheit oder Bürgschaft stellen sollten.

[1]) Hamburger Staatsarchiv. Archiv der Börsenalten. Bd. II 61a, Stück 245. Originalentwurf.



Elisabeth Büchsel — Ehepaar

Wenn sie in Krankheits- oder Unglücksfällen an der Ausführung oder Weiterführung ihrer Reise verhindert waren, so mußten sie unverzüglich einen zuverlässigen, das Vertrauen der Kaufmannschaft genießenden Ersatzmann stellen. Die Boten mußten vorsichtig fahren, da die Wagen hochbepackt und die Wege, besonders bei andauerndem Regenwetter und in der Winterszeit, schwer passierbar waren. Der Brief-, Paket- und Güterverkehr war bedeutend, denn in verschiedenen alten Urkunden steht, die Boten hätten auf ihre Wagen so viel aufgepackt, daß sie unterwegs liegen blieben. Trotzdem mußten die Hamburger, die pommerschen und die Danziger Kaufleute sich dieser Schneckenpost auch für ihre Briefe bedienen. Die Briefgebühren, Gepäckbeförderungskosten und Passagiergelder waren hoch. Da war es kein Wunder, daß die pommerschen Boten durch ihre Fahrten reich wurden, obwohl sie meistens trunkfeste Männer waren, die unterwegs in den Wirtshäusern etwas draufgehen ließen. Im Jahre 1623 hatten sich die Klagen der Kaufleute über die Dienstführung der Boten so gehäuft, daß der Danziger Magistrat zwei Jahre später seinen Postmeister nach Hamburg schickte, um die Beschwerden zu untersuchen und gleichzeitig die Einrichtung einer Reitpost vorzuschlagen, die von beiden Seiten bis nach Stettin verkehren sollte. Hier sollte ein von Hamburg und Danzig eingesetzter Postmeister die Briefe der beiderseitigen Boten auswechseln und die Gebühren verrechnen.

b) Teilung des Kurses in Stettin.

Demgemäß bat der Danziger Stadtbotenmeister (Postmeister) Hans Holst den Stettiner Magistrat namens der Hamburger und Danziger Börsenalten, einen „guten Mann" namhaft zu machen, der in Stettin als Botenmeister für die Hamburg-Danziger (Pommerschen) Boten angenommen werden könne. Er deutete hierbei an, daß sich hierzu wohl der bewährte Stadtkanzlist Brüsehaver eignen würde. Dieser Vorschlag fand den Beifall des Stettiner Magistrats, und da Brüsehaver ebenfalls einverstanden war, so ward er am 15. September 1625 vereidigt [2]). In der Eidesformel gelobte er, daß er alle Briefe, Pakete und Geldsendungen, die ihm von den verordneten Danziger und Hamburger Postreitern wie auch von andern Boten, Kutschern, Kaufleuten usw. übergeben würden, gemäß der „Charte" (Briefkarte = Briefverzeichnis) ungesäumt weiterbefördern oder den Empfängern zustellen und als Entgelt lediglich den Betrag erheben wolle, „als die Rolle (d. h. die Gebührenordnung) besaget".

Brüsehavers Haus lag von der Stadtmitte ziemlich weit entfernt. Daher erklärte er sich damit einverstanden, daß die eingehenden Briefkarten im Gewandschnitts- und Seglerhause zu Stettin ausgehängt werden sollten. Dies Gebäude ward von den Ratsmitgliedern, den Kaufleuten und von andern Bürgern um so lieber besucht, als sich darin eine wegen ihrer guten Weine hochgeschätzte Trinkstube befand. Die Gäste konnten dann das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden, indem sie vor oder nach dem Trunke die aushängenden Briefkarten daraufhin durchsahen, ob auch für sie selbst Sendungen angekommen seien.

Fortan erfolgte die Auswechselung der Briefe und Päckereien in Stettin durch Vermittlung des Postmeisters Brüsehaver, der auch die in Stettin zur Auflieferung gelangenden Postsendungen annahm und sie — je nachdem sie in der Richtung nach Hamburg oder nach Danzig gingen — den Hamburger oder den Danziger Boten aushändigte. Somit war der Gesamtkurs Hamburg—Danzig in zwei Teile zerschnitten

[2]) A. a. O. Stück 261b. Spätere Abschrift aus dem Jahre 1645.

in Stettin; und seitdem nannte man die auf dem westlichen Teile verkehrenden Hamburger Boten „die Pommerschen Boten", während die auf dem Ostteile verkehrenden als „die Danziger Boten" bezeichnet wurden, obwohl doch auch diese einen Teil Pommerns berührten. Die seitens der Kaufmannschaft auf diese Maßnahme gesetzten Erwartungen erfüllten sich jedoch nicht gleich in vollem Umfang, denn die Pommerschen Boten wollten sich nicht so schnell an die pünktliche Einhaltung der Beförderungsfristen gewöhnen. Sie warteten nämlich in den pommerschen und mecklenburgischen größeren Städten oft auf abgehende Kaufmannsbriefe. Auch die Folgeerscheinungen des Dreißigjährigen Krieges, der Mecklenburg und Pommern furchtbar verheerte, machte sich — je länger je mehr — geltend. Verschiedene Boten wurden von der verwilderten Soldateska überfallen und beraubt; oft mußten sie große Umwege machen, um den räuberischen Horden zu entweichen. Infolge Auftretens der Pest und anderer verheerender Seuchen mußten die deutschen Staaten ihre Grenzen zuweilen längere Zeit für jeden Verkehr sperren. Reitposten wurden auf der Hamburg—Stettiner Strecke trotz des Vorschlags der Danziger Börsenalten im Jahre 1625 noch nicht eingeführt, es blieb vielmehr bei den bisherigen Wagenfahrten.

Die Briefbeförderung mittels der Botenwagen ging den Schweden, die inzwischen Pommern besetzt hatten, zu langsam vonstatten. Auf Veranlassung der Krone Schweden reiste daher der schwedisch-finnländische Postmeister Jakob Becker im Jahre 1641 von Riga nach Hamburg, um hier wegen Beschleunigung der Botenpostverbindungen zwischen Riga über Königsberg (Pr.), Danzig, Stettin und Hamburg zu verhandeln. Beckers Vorschlag deckte sich mit dem bereits im Jahre 1625 von der Stadt Danzig gemachten Vorschlag, denn auch er wollte anstatt der Wagenfahrten der Boten reitende Boten verkehren lassen. Sein Plan fand aber in Hamburg keine Gegenliebe. Unter Drohungen wiesen ihn die „zum Danziger Botenwesen verordneten Bürger in Hamburg" ab, weil dadurch angeblich dem Handel großer Nachteil zugefügt werde und ein reitender Bote nicht so sicher fortkommen könne als einer zu Wagen, welch letztere Behauptung doch höchst auffällig erscheinen muß. Im Jahre 1645 versuchte Becker nochmals, seine vernünftigen Absichten zu verwirklichen, aber wiederum scheiterten sie an der Hamburgischen Hartnäckigkeit[3]). Hamburg behielt seine — übrigens höchst einträglichen — Wagenfahrten bis Stettin vorerst noch bei.

c) Streitigkeiten der Hamburg-Danziger Boten mit Stettin, Schweden und Taxis.

Inzwischen war der Stettiner Stadtpostmeister Brüsehaver gestorben. Als sein Nachfolger, Stadtpostmeister Kautz, im Jahre 1645 ebenfalls starb, führte die Neubesetzung dieser wichtigen Postdienststelle zu lebhaften Streitigkeiten zwischen Hamburg und Danzig einerseits und der Stadt Stettin anderseits[4]). Die Stettiner Kaufmannsälterleute wollten nämlich die Stadtpostmeisterstelle einem ihnen genehmen Bürger übertragen, während die Hamburger Börsenalten und die Danziger Postherren das Recht der Besetzung dieser Dienststelle für sich beanspruchten; diese übertrugen auch tatsächlich das Amt einem gewissen Hans Briß, der die Tochter seines Amtsvorgängers Kautz geheiratet und der bereits zu Lebzeiten seines Schwiegervaters die Postgeschäfte mit besorgt hatte.



Lotte Schröder-Krüger — Bildnis

Im Jahre 1641 hatten die Schweden ein eigenes schwedisches Postamt in Stettin gegründet, das neben dem Stadtpostamte wirkte und namentlich schwedische amtliche Briefe beförderte. Im Jahre 1646 übertrug Graf Leonhardt (Linhardt) Torstenson,

[3]) A. a. O. Stück 257.

[4]) A. a. O. Stück 258b—270.

schwedischer General-Feldmarschall und Generalgouverneur des Herzogtums Pommern, die schwedische Postmeisterstelle in Stettin dem Jens Olßen (Jöns Olofsson). Gleichzeitig teilte er dem Hamburger Rate mit, daß der in Stettin zwischen Hamburg und Danzig auszutauschende Briefwechsel dem Jens Olßen übergeben werden möchte. Der Hamburger Rat antwortete Torstenson, der Stettiner Postmeister sei gemeinsam von Hamburg, Danzig und Stettin eingesetzt. Er habe lange Jahre die in Rede stehenden Briefe ausgetauscht. Auch hätten der Schwedenkönig Gustav Adolf und seine Tochter, die Königin Christine, wiederholt mündlich und schriftlich versprochen, die Hamburger Bürger bei ihren Privilegien, Freiheiten und Rechten zu schützen. Daher könne auf Torstensons Ersuchen nicht eingegangen werden.

Inzwischen hatten aber die Schweden dem 1645 in Stettin eingesetzten Hamburg-Danziger Postmeister Briß übel mitgespielt. Am 9. und 10. Juni 1646 waren schwedische Offiziere und Soldaten in sein Haus eingedrungen und hatten die eingegangenen Hamburger, holländischen, pommerschen und Danziger Briefe nebst den zugehörigen Briefkarten (Briefverzeichnissen) weggenommen. Briß war dann durch den schwedischen Profoß ins Gefängnis abgeführt und später wieder durch den Profoß und mehrere Soldaten nach Hause begleitet worden, um noch andere Briefverzeichnisse herauszugeben. Auch ward Briß durch die Schweden seines Amtes endgültig enthoben. Alle Bemühungen des Hamburger Rats um Rückgängigmachung dieser Maßnahme blieben vergeblich, und die Hamburger und Danziger Boten mußten nunmehr ihre Briefe durch Vermittlung des schwedischen Postmeisters Jens Olßen in Stettin auswechseln. Fast gleichzeitig hatte Torstenson den Vollrath Happach aus Riga zum Leiter des Postwesens in Pommern und Mecklenburg ernannt[5]).

Im Februar 1648 versuchte der Kaiserliche (Thurn und Taxissche) Postmeister Abondio Somigliano in Hamburg gemeinsam mit dem Königlich Polnischen Postmeister Antonio Gratta in Danzig, sich auf dem Hamburg-Stettin-Danziger Botenpostkurse einzudrängen. Er wollte nämlich alle bei dem Taxisschen Postamte in Hamburg ankommenden, nach Danzig und darüber hinausgehenden Briefe in ein Briefpaket einschlagen und dieses an Gratta absenden. Dies Paket wollte Somigliano mit einer eigenen reitenden Post befördern, die den Weg zwischen Hamburg und Danzig in 8 Tagen zurücklegen sollte, also in einer sehr viel kürzeren Zeit, als dies den Hamburgern mit ihren Wagenfahrten möglich war. Dem Hamburger Rate gelang es zwar, die Absichten Somiglianos zu vereiteln. Aber der Hamburger Rat ward nun durch den Danziger Magistrat ersucht, daß die Hamburger Boten die Reise bis Stettin künftig beritten innerhalb 4 Tagen und die Rückreise ebenfalls binnen 4 Tagen ausführen möchten, ebenso wie die seit Jahren zwischen Danzig und Stettin eingerichteten Postbotenritte in je 4 Tagen bewirkt würden. Die Hamburger Boten erklärten das als unmöglich[6]), aber seit 1650 geschah es doch.

Die schwedische Regierung suchte nach und nach auf den pommerschen Kurs einen immer größeren Einfluß zu erlangen. Ein Schritt auf diesem Wege war die 1653 erfolgte Absetzung des Hamburg-Danziger Postmeisters in Wismar und seine Ersetzung durch den schwedischen Postmeister David Wasserführer.

Am 12. November 1674[7]) teilte der schwedische Postmeister in Hamburg dem Rate der Stadt mit, daß vom 19. November ab eine neue Post von Hamburg über Wismar, Rostock oder Güstrow nach Stralsund eingerichtet werden würde, die an jedem Donnerstag aus Hamburg abgehen solle. Die Briefe nach diesen Städten und von Stralsund aus nach Schweden würden mit dieser neuen schwedischen Post viel schneller befördert werden können, als durch die Hamburger Pommerschen Boten. Die Hamburger Börsenalten befürchteten daher mit Recht eine Schmälerung ihres pommerschen Botenpostwesens und sandten zwei Beauftragte zu dem Königlich Schwedischen Residenten in Hamburg, Herrn von Graffenthal, um ihn zu fragen, was es mit dieser Neueinrichtung für eine Bewandtnis habe. Der Resident erwiderte, sein König habe ihm schon vor Jahren befohlen, eine wöchentlich fahrende Post durch Pommern und über die Insel Rügen anzulegen. Bisher sei das nicht geschehen. Da nun aber die durch Dänemark fahrende schwedische Post großen Ungelegenheiten und Verzögerungen ausgesetzt sei, so habe sein Herrscher ihm neulich einen sehr ungnädigen Brief geschrieben, worin der frühere Befehl erneuert sei. Diese Post solle nun fortan an jedem Donnerstag auf möglichst geradem Wege nach Stralsund, der Insel Rügen und Jasmund geführt werden, wo die Postschiffe lägen. Der Weg stehe aber noch nicht endgültig fest. Diese Postverbindung scheint aber nicht zustande gekommen zu sein.

Im Laufe der nächsten beiden Jahrzehnte erstrebte die schwedische Regierung immer nachdrücklicher, die Hamburger Boten aus dem Besitze des Hamburg-Stettiner (Pommerschen)

[5]) A. a. O. II 61d, Stück 304.

[6]) A. a. O. II 1a, Bl. 272.

[7]) A. a. O. II 61d, Bl. 309.

Kurses zu verdrängen. Im Jahre 1695 richteten der Magistrat und die Postherren in Lübeck an den Hamburger Rat und die Börsenalten die dringende Bitte, in gemeinsamer Abwehr sich zu vereinigen gegenüber den Angriffen, die der schwedische Postinspektor Cannolt, der damals unter dem Namen „von Treuenfels" geadelt worden war, mit starkem Nachdrucke gegen den Bestand des hansischen Postwesens in Pommern richtete. Zu Michaeli 1695 kamen die beiderseitigen Abgesandten in Bergedorf zusammen; sie brachten aber nur einen lahmen „Visitations-Rezeß" zustande [8]). Im Dezember desselben Jahres teilten die Lübecker nach Hamburg mit, daß dem Schwedenkönig von dritten Personen, die in den Besitz des pommerschen Postwesens zu gelangen suchten, eine Jahrespachtsumme von 6000 Reichstalern geboten worden sei. Tatsächlich wurde daher am Stockholmer Hofe erwogen, alle fremden Posten in Pommern aufzuheben und das pommersche Postwesen an einen Privatunternehmer zu verpachten. Inzwischen hatte der Rat der Stadt Hamburg wiederholt Veranlassung gehabt, bei der schwedischen Regierung Klage zu führen gegen den Postinspektor von Treuenfels, der sich Uebergriffe gegen die Hamburg-Stettiner (Pommerschen) Boten erlaubt hatte, und in den nächsten Jahren trat die Absicht, dem Hamburg-Pommerschen Botenwesen den Untergang zu bereiten, immer klarer zutage. Da sandten Bürgermeister und Rat der Stadt Hamburg mehrere geschäftsgewandte Beauftragte nach Stockholm, um jener Absicht entgegenzuwirken [9]). Die Hamburger ließen es sich am schwedischen Königshofe ein schönes Stück Geld kosten, um ihre Postrechte auf dem pommerschen Kurse zu schützen, und man darf daraus ohne weiteres — im Hinblick auf den stark ausgeprägten kaufmännischen Sinn der Hamburger — die Schlußfolgerung ziehen, daß die Geldaufwendungen den auf dem Spiele stehenden Posteinkünften entsprachen. Der Aufenthalt der Hamburger Beauftragten zog sich von Mitte Dezember 1699 bis zum Juni 1700 hin, weil die Gegenseite außerordentlich hohe Forderungen stellte und hiervor nichts abhandeln lassen wollte, obwohl die Hamburger — um nicht alles zu verlieren — sich sehr entgegenkommend zeigten. Eine für Hamburg günstige Wendung erhielt die Angelegenheit, als im September 1701 der schwedische Postdirektor Vatky durch seine Regierung beauftragt wurde, einen Vergleich zu schließen. Dieser Vergleich war für die Hamburger Pommerschen Boten und die Hamburger Börsenalten über alles Erwarten günstig [10]).



Eduard Jokisch — Bildnis Frau R.

Es mag unerörtert bleiben, inwieweit Vatky durch Bestechung zu diesem für sein Land wenig günstigen Vertrag bestimmt worden ist. Allerdings hatte sich Schweden durch diese Abmachung insofern einen großen Vorteil gesichert, als seine Staats- und Ministerialbriefe innerhalb der freistädtischen Postfelleisen befördert und auf diese Weise feindlicher Beschlagnahme entzogen wurden; dies war für Schweden um so wichtiger, als Dänemark und Brandenburg-Preußen im Nordischen Kriege auf feindlicher Seite standen. Trotzdem ist mit Sicherheit anzunehmen, daß der schwedische Generalpostdirektor Akerhielm, der sehr nachdrücklich die schwedischen Postbelange verteidigt hatte, diesem Postvertrag niemals zugestimmt haben würde, weil dadurch Hamburg alles erreichte, was es nur zu erreichen wünschte. Tatsächlich wurde der Vertrag auch erst in Wirksamkeit gesetzt, nachdem Akerhielm gegen Ende des Jahres 1702 gestorben war [11]).

[8]) A. a. O. II 61b, Stück 372.
[9]) A. a. O. II 61d, Bl. 476, 481, 484, 488.
[10]) A. a. O. II 61d, Bl. 500.
[11]) A. a. O. II 61d, Bl. 502.

2. Die Schwedische Post in Pommern

a) Postalisch-politische Verhältnisse.

Die Krone Schweden hatte im Jahre 1637 nach dem Tode des kinderlosen Herzogs Bogislaw XIV. unter Mißachtung der Brandenburger Erbrechte von Pommern Besitz ergriffen. Der schwedische General-Feldmarschall, Graf Torstenson, General-Gouverneur in Pommern, setzte alsbald einen schwedischen Postmeister in Stettin ein, dessen Wirkung sofort zu spüren war, denn in demselben Jahre 1641 führten Bürgermeister und Rat der Stadt Hamburg beim schwedischen Statthalter in Stettin, Johann Lillienströhm (Lilienström), darüber Beschwerde, daß in Stettin Briefe angehalten und geöffnet würden, ein Verfahren, das der freien Ausübung des Handels und auch der vom schwedischen Reichskanzler Oxenstierna erlassenen Anordnung schnurstracks zuwiderlaufe. Lillienströhm erwiderte, das geschehe zur Verhinderung staatsgefährlicher Umtriebe, denn es sei wiederholt festgestellt worden, daß verschiedene Hamburger Kaufleute innerhalb ihrer Briefe heimlich Schreiben an Offiziere und Beamte fremder, der Krone Schweden feindlich gesinnter Staaten beförderten. Er wolle dem Hamburger Rate die Namen dieser Kaufleute auf Wunsch gerne angeben; er bitte dringend, den Hamburger Einwohnern solche Machenschaften zu verbieten, damit er künftig ohne Argwohn sein könne. Dann werde er auch keine Briefe mehr öffnen, sondern sie schleunigst abfertigen lassen [12]).

Unterm 29. April 1646 ernannte die Krone Schweden den schwedischen Postmeister Volrath Happach aus Riga zum Leiter des Postwesens in den von schwedischen Truppen besetzten Ländern Pommern und Mecklenburg. In dieser Verfügung heißt es unter anderm:

„Trotz aller Verfügungen, die seitens der Krone Schweden bisher behufs eines wirksamen Aufbaus des Postwesens und zu dessen Vervollkommnung erlassen worden sind, treten doch so viele Beschwerden und Hindernisse dabei auf, daß die erwünschte Vollkommenheit dieses nützlichen und heilsamen Werks bisher nicht erreicht worden ist.

Daher muß einem getreuen und fleißigen Manne die Leitung und Handhabung des gesamten Postwesens in Pommern und Mecklenburg anvertraut werden. Hierzu wird im Hinblick auf sein bisheriges ersprießliches Wirken, seinen unverdrossenen Fleiß und die von ihm aufgewandten Kosten Volrath Happach aus Riga bestimmt. Er soll die Posten in Mecklenburg und Pommern durch getreue Leute und mit guten Pferden auf seine eigenen Kosten besorgen lassen. Die von ihm eingerichteten Posten müssen an bestimmten Tagen und bestimmten Stunden pünktlich ankommen



Franz Th. Schütt — Odertal

und abgehen. Er hat für die schnelle und richtige Zustellung der Briefe an den Bestimmungsorten zu sorgen. Er soll befugt sein, solche Posten, „die nicht richtig und zu der Länder Wohlfahrt nützlich angelegt sind", abzuschaffen oder zu verändern sowie neue Postverbindungen zu Fuß oder zu Roß einzurichten.

Schadloshaltung für seine Mühe und Unkosten wird ihm durch einen besonderen Kontrakt zugesichert werden." —

Gleichzeitig wurden alle hohen und niedern schwedischen Offiziere und Beamten, namentlich aber die Befehlshaber in den Städten und Festungen, durch die solche Posten gingen oder gehen würden, angewiesen, anderer Länder Obrigkeiten aber gebeten, dem Postverwalter Volrath Happach und seinen Leuten beförderlich zu sein und jeden Vorschub zu leisten, damit dies nützliche Postwerk zu aller Länder Wohlfahrt vollendet werden könne [13]).

Happach teilte von Stettin aus am 28. Mai 1646 [14]) dem Bürgermeister und Rat der Stadt

[12]) Hamburger Staatsarchiv. Archiv der Börsenalten. Bd. II 61a, Bl. 256.

[13]) Hamburger Staatsarchiv. Archiv der Börsenalten. Bd. II 61d, Bl. 304. [14]) A. a. O. Bl. 302, 303

Hamburg, den Hamburger Börsenalten und auch dem dortigen schwedischen Agenten seine Ernennung mit, wobei er erwähnte, er habe mit der Stadt Danzig bereits vereinbart, die Posten schleunigst „fortzusetzen". Welche Bewandtnis es mit dieser „Fortsetzung" der Posten hatte, geht aus einem am 14. Juli desselben Jahres in Barth (Ostsee) verfaßten Schreiben Torstensons[15]) an den Hamburger Rat hervor. Darin heißt es, Happach sei erbötig, eine Post von Danzig über Stettin und Lübeck nach Hamburg anzulegen. Torstenson empfiehlt in diesem Briefe seinen Schützling Happach dem Wohlwollen Hamburgs und bittet, die geplante Einrichtung dieser schwedischen Postverbindung möglichst zu fördern. Daß Hamburg sich gegen eine solche Post heftig sträubte, ist selbstverständlich, denn sie war ja dazu bestimmt, mit den Hamburg-Pommerschen Boten in schärfsten Wettbewerb zu treten oder sie zu beseitigen.

Anklam war die zweite Stadt Pommerns, die einen schwedischen Postmeister erhielt. Die Wahl fiel auf Melchior Kannengießer, der als Registrator in der schwedisch-pommerschen Kanzlei tätig war. Man hatte früher geplant, ihm das schwedische Postamt in Stettin zu übergeben; nun ward er im Jahre 1661 Postmeister in Anklam. Dies Jahr ist überhaupt als das Gründungsjahr der Anklamer Post zu bezeichnen, denn die Hamburg-Pommerschen Boten hatten für ihren Kurs anscheinend kein Botenamt (Postamt) hier errichtet. Der Stettiner Postmeister, der bisher ein Jahreseinkommen von 200 Reichstalern bezogen hatte, mußte merkwürdigerweise nun seinen Gehalt mit seinem Anklamer Amtsgenossen teilen, eine Anordnung, die sich aus dem ständigen Geldmangel der schwedisch-pommerschen Regierung erklärt.

Das Postamt in Anklam erhielt einen großen Verwaltungs- und Verkehrsbereich zugewiesen. Die im weiten Umkreise Anklams liegenden Städte, wie Wolgast und Ueckermünde, besaßen damals noch keine Postanstalten; sie wurden durch einige Postlinien an Anklam angeschlossen; auf ihnen setzte die Regierung je einen „Postfahrer" ein, der sich wohl aus den Erträgnissen der Passagier- und Güterbeförderung bezahlt machte, für die Briefbeförderung aber wohl keine Entschädigung bekam. Nachdem der Große Kurfürst 1676 Anklam erobert hatte, nahm er den schwedisch-pommerschen Postmeister Kannengießer in seinen Dienst und errichtete in Anklam ein brandenburgisches Postamt. Aber schon 1679 mußte Anklam wieder an Schweden übergeben werden.

[15]) A. a. O. Bl. 305.

Greifswald war, wie Stralsund, an den Hamburg-Pommerschen Botenkurs durch eine Nebenlinie angeschlossen, die in Anklam abzweigte und über Greifswald, Stralsund, Damgarten nach Rostock lief, wo sie im Hauptkurse endete. Es handelte sich hier um eine Reitpost, die vom Stralsunder Stadtbotenmeister unterhalten und vom Greifswalder Stadtbotenmeister (Postmeister) vermutlich gegen eine Geldentschädigung mitbenutzt wurde. Im Winter 1654 beschwerte sich die schwedisch-pommersche Regierung beim Schwedenkönig darüber, daß beide Städte sich ein eigenes Stadtpostwesen anmaßten und hierdurch die königlichen Postrechte schädigten; diese Anmaßung müsse beiden Städten verboten werden. Aber fast dreißig Jahre dauerte es, bis der Schwedenkönig zu diesem Antrage Stellung nahm. In der Zwischenzeit hatte der Große Kurfürst im November 1678 Greifswald eingenommen und entweder einen brandenburgischen Postmeister neben dem Stadtpostmeister eingesetzt oder diesen in brandenburgische Dienste genommen. Hierdurch erklärt es sich wohl, daß sich nach der 1679 erfolgten Rückgabe Greifswalds an Schweden ein schwedischer Postmeister an Stelle des städtischen Postmeisters in dieser Stadt findet. Seit 1684 wirkte in Greifswald als schwedischer Postmeister J. Palthenius. Anstelle obiger Reitpost war auf der Strecke Anklam-Greifswald-Stralsund eine Fahrpost getreten. Die Fahrten zwischen Greifswald und Stralsund führte je ein Postillion dieser beiden Städte wechselweise aus; sie wurden von dortigen Fuhrleuten gestellt. In Greifswald zweigte eine Fahrpost nach Demmin ab.

Stralsund ward von den Schweden zu einem Hauptknotenpunkt in der schwedisch-pommerschen Postenkette gemacht. Abgesehen von seinen Verbindungen nach Rostock, Greifswald und Anklam bekam es auch eine Post nach Barth sowie Seepostverbindungen nach Ystad und Riga.

Bis zum Jahre 1681 hatte diese alte Freie und Hansestadt ihren eigenen Stadtpostmeister gehabt, der von der schwedisch-pommerschen Postverwaltung völlig unabhängig war. Als er damals starb, befahl die schwedisch-pommersche Regierung dem Magistrat, diese Dienststelle nicht wieder zu besetzen, da ein schwedischer Postmeister im Namen des Königs ernannt werden würde. Und tatsächlich ernannte die Regierung alsbald auch den Alexander Neuman hierzu, ohne sich im geringsten an den Einspruch des Stralsunder Magistrats zu kehren, der nachdrücklich damit begründet wurde, daß die Stadt Stralsund seit undenklichen Zeiten im ungeschmälerten Besitze des Boten- und Postwesens gewesen sei. Schon vor 1681 führte die Stadt einen schweren Kampf gegen den schwedisch-pommerschen Gene-

ralgouverneur, Grafen von Königsmarck, weil er der Stadt alle ihre alten Rechte entreißen wollte. Nun kamen die Poststreitigkeiten hinzu. Der Ratsverwandte Johann Hagemeister ward sogleich beauftragt, eine ausführliche Bittschrift an den Schwedenkönig auszuarbeiten, worin die uralte Berechtigung der städtischen Ansprüche nachgewiesen werden sollte. In diese Bitt- und Denkschrift nahm Hagemeister 5 Gründe auf, die für den Rechtsanspruch Stralsunds auf sein Postwesen sprechen konnten:

1. Die Stadt ist seit unvordenklichen Zeiten im ungestörten Besitze der Posthoheit gewesen.
2. Dies trifft auch für den Zeitpunkt zu, als der Westfälische Frieden abgeschlossen wurde. In diesem Friedensvertrag vom Jahre 1648 sei der Stadt Stralsund ausdrücklich zugesichert worden, daß ihre Rechte und Gewohnheiten nicht beeinträchtigt werden sollten.
3. Im Jahre 1680 sei die Stadt ihrer Vorrechte „in civilibus" aufs neue versichert worden.
4. Das Stralsunder Postwesen sei nur von geringer Bedeutung und würde in die Staatskasse wohl kaum einen Geldüberschuß abliefern können.
5. Die Kaufleute würden ihre Geldsendungen nicht gerne einem Postmeister anvertrauen, der nicht der städtischen Rechtsprechung und ihren Gerichten unterworfen sei.

Auf diese Denkschrift verfügte der Schwedenkönig Karl XI. aus Stockholm unterm 30. September 1681 folgendes:

„Die Posthoheit steht dem Landesherrn allein zu. Die Stadt mag, wenn sie es kann, Schriftstücke vorlegen, daß sie die Posthoheit rechtmäßig erworben hat. Obwohl die Stadt eine Zeitlang Postrechte ausgeübt hat, so ist dies nicht etwa seit unvordenklichen Jahren geschehen. Die Stadt hat sich nur der Fußboten bedient. Die von der Stadt vorgeschützte Ausübung von Postrechten würde sowohl den Verfügungen des Kaisers wie auch der „Reservation" der königlichen Kommissare vom Jahre 1651 schnurstracks zuwiderlaufen. Die Stadt wird also bessere Beweise beibringen müssen, daß ihr das Recht auf Posten gebühre. Es soll alles im gegenwärtigen Stande beruhen, wie es die Königlichen Kommissare veranlaßt haben. Wir sind aber sonst stets in Gnaden geneigt, die Stadt bei ihren wohlhergebrachten und genugsam als wahr erwiesenen Vorrechten und Gewohnheiten zu schützen, soweit diese Vorrechte darauf abzielen, den Wohlstand sowie die Zunahme des Handels und der Nahrung Stralsunds zu vermehren." —

Mit dieser Entscheidung gab sich die Stadt jedoch nicht zufrieden. Trotz der ablehnenden Haltung des Königs und der schwedisch-pommerschen Regierung suchte sie immer wieder ihr vermeintliches Recht geltend zu machen. Städtischerseits wollte man nicht einsehen, daß die ersten drei in ihrer Denkschrift vorgebrachten Beweismittel nicht sehr stichhaltig waren, denn die schwedisch-pommersche Kommission hielt der Stadt vor, daß es sich dabei nicht etwa um verbriefte Vorrechte handele, sondern um selbstgenommene Rechte, die auch durch lange Gewohnheit und durch den Westfälischen Friedensvertrag nicht geschützt



Martin Meyer-Pyritz — Abu Markub

würden. Der vierte und der fünfte Grund waren aber durch geeignete Maßnahmen seitens der Regierung leicht unwirksam zu machen.

Auf die wiederholten Eingaben ging der Stadt unterm 21. Mai 1685 folgender Bescheid der Regierung zu:

„Seine Majestät der König findet die von der Stadt abermals vorgebrachten Gründe nicht erheblich genug, um dieserhalb das ihm zustehende Regal aus den Händen zu geben. —

Damit aber die Stadt und die Bürgerschaft hinsichtlich des Postmeisters „versichert" sein könne, wenn ihm dann und wann Geld- oder Wertsendungen zur Beförderung anvertraut würden, so solle der jeweilige Stralsunder Postmeister, bevor er zum Dienstantritt zugelassen werde, eine bestimmte Summe als Kaution

stellen. Ueber die Höhe dieser Sicherheit möge die Stadt sich gegenüber der Regierung äußern." —

Die Stadt hatte die Zusicherung gewünscht, daß sie die Postmeisterstelle künftig bei ihrem Freiwerden wieder mit einem ihr genehmen Bürger besetzen dürfe, der sich bei seinem Dienstantritt Ihrer Königlichen Majestät durch einen Sonder-Eid „verbindlich machen müsse".

Aber die Schwedisch-Pommersche Regierung und Karl XI. gaben nicht nach. Stralsund erreichte seinen Zweck nicht.

Das schwedische Postamt blieb bestehen, solange Schweden im Besitze Stralsunds blieb.

Zusammenfassend sei folgendes bemerkt: Der schwedischen Regierung hatte bereits im Jahre 1654 der Plan vorgeschwebt, den pommerschen Städten das Recht auf eigene Posten zu nehmen und hier die Posthoheit sich anzueignen. Aber es vergingen doch mehrere Jahrzehnte, ehe das Ziel erreicht wurde. Der zeitweilige Zusammenbruch, den die schwedische Machtstellung an der Ostsee während des Zeitraums von 1675—1679 erlitt, hatte auch den Zusammenbruch der bisherigen Regierungspolitik zur Folge. Die Jahre 1680—1682 brachten dem schwedischen Königtum den Sieg über die Macht der schwedischen Stände und namentlich über den Reichsrat. Und nun begann eine Zeit der Zentralisierung und des inneren Ausbaus der gesamten Staatsverwaltung, nicht zuletzt der Reichspost. Der im Jahre 1654 erwogene Plan ward nun mit verstärktem Eifer wieder aufgenommen; und es dauerte nur wenige Jahre, so hatte die schwedisch-pommersche Regierung den pommerschen Städten ihr eigenes, selbständiges Stadtboten- oder Stadtpostwesen genommen und an dessen Stelle Königlich Schwedische Postämter gesetzt.

Obschon in Schwedisch-Pommern eine richtige und formgerechte Postgesetzgebung vorerst nicht vorhanden war, so bestrebte sich doch die Regierung, den Postbetrieb durch zweckentsprechende Verordnungen zu regeln. Durch Verfügung vom 10. Januar 1699[16]) ward das gesamte Postwesen „in Sr. Majestät deutschen Provinzen" dem Kgl. Kanzleikollegium und der Oberpostdirektion in Stockholm unterstellt.

Seit dem Jahre 1699 ward das landesherrliche Postregal in Schwedisch-Pommern mit großem Nachdrucke durchgeführt, und auch mit dem innern Ausbau des Postwesens ging es gut vorwärts. Aber durch die Schlacht bei Pultawa im Jahre 1709 zerbrachen die Russen die schwedische Macht. Nun rückten auch für Pommern Kriegsnot und feindliche Besetzung in drohende Nähe. Dazu kam noch, daß eine furchtbare Pestseuche von 1709—1712 in Pommern wütete und entsetzliche Verheerungen anrichtete. Dadurch wurde der inländische Postverkehr und der Verkehr mit den Nachbarländern schwer gestört. Kaum war diese Seuche verschwunden, so besetzten die feindlichen Mächte das unglückliche Vorpommern. Seit dem Beginn der preußischen Verwaltung Vorpommerns kam wieder eine kurze Ruhepause, so daß man die Posten wieder einrichten konnte. Erst nach Kriegsende, etwa seit 1720, war der Neuaufbau des schwedischen Postwesens in Schwedisch-Vorpommern nördlich der Peene möglich.

[16]) Archiv für Post und Telegraphie. Berlin 1876.

b) Einrichtung und Handhabung des Postdienstes in Schwedisch Pommern[17]).

In Schwedisch Pommern gab es fahrende und reitende Posten; erstere besaßen das ausschließliche Vorrecht auf Beförderung von Reisenden. Privatfuhrleuten war es strenge untersagt, Personen zu befördern, die vermögend genug waren, um das Fahrgeld auf der Königlich Schwedischen Fahrpost zu bezahlen. Zuwiderhandlungen hatte der Fuhrmann mit 4 Talern Strafe für jede von ihm beförderte Person zu büßen. Reisende durften durch Fuhrleute nur dann befördert werden, wenn der Postwagen, der an demselben Tage abging, voll besetzt war. An den Tagen, an denen der Postwagen nicht fuhr, konnten sie Reisende befördern, wenn sie dies vorher auf dem Postamte angezeigt und hier einen „Passierzettel" zum Preise von 2 Schilling für jede zu befördernde Person gelöst hatten.

Dem Mißbrauche, daß die Postwagen sich oft stundenlang vor den Wirtshäusern aufhielten, wo Postillione und Reisende dann ausgiebig zechten, ohne auf die vorgeschriebenen Abfahrtszeiten zu achten, trat die Verordnung vom 8. November 1704 entgegen. Ihr zufolge hatten die Reisenden auf ein vom Postillion gegebenes Posthornzeichen sich zur Reise bereit zu halten, wenn sie nicht zurückbleiben wollten.

Die Einnahmen an Personengeld und Paketgebühren bezogen die Posthalter (Postbauern) der verschiedenen Poststationen; an die Postkasse lieferten sie nur eine im voraus verabredete Summe ab. Dafür mußten sie die Postfahrten ausführen und die erforderlichen Pferde und Geschirre stellen. Waren die Einnahmen für eine Strecke so gering, daß der Posthalter (Postbauer) nicht auf seine Rechnung kam, dann mußte die schwedisch-pommersche Postverwaltung das

[17]) Dr. J. E. Dähnert: Sammlung gemeiner und besonderer Pommerscher und Rügischer Landesurkunden, Gesetze, Privilegien usw. Stralsund 1769. Dieses aus mehreren Bänden bestehende, sehr umfangreiche Werk, enthält auch eine große Anzahl schwedisch-pommerscher Verfügungen, die sich auf das Postwesen beziehen.

Fehlende zuschießen. Die Postbauern hatten die Brieffelleisen unentgeltlich zu befördern.

Da die Regierung auf den regelmäßigen und pünktlichen Postzugang größten Wert legte, so waren den Posthaltern besondere Vorrechte gewährt, damit sie nicht bei Wahrnehmung ihres Dienstes irgendwie behindert würden. Beispielsweise brauchten sie für staatliche Zwecke, sei es in Kriegs- oder Friedenszeiten, keinen Vorspann zu leisten, wie das alle anderen Pferdehalter tun mußten. Sie waren von militärischer Einquartierung befreit; sie brauchten die Postreisenden auch nicht zu bewirten. Wenn sie oder ihre Leute erkrankten, so mußte amtsseitig für Vertretung durch tüchtige Knechte gesorgt werden. Die sogenannten Durchzugssteuern, die die andern Fuhrwerke zu entrichten hatten für die Benutzung der Landstraßen, brauchten sie nicht zu bezahlen.

Mit den fahrenden Posten wurden in erster Linie Personen, dann aber auch Pakete und Briefe befördert.

Die reitenden Posten dienten dagegen ausschließlich zur Briefbeförderung.

Die Postmeister hatten werktags von 8 bis 19 Uhr in der Poststube anwesend zu sein; zur Zeit der Betstunde und der Predigt war sie geschlossen. Die nachts abgehenden und ankommenden Posten mußten unverzüglich abgefertigt werden. Der Postmeister konnte sich durch einen diensterfahrenen Mann vertreten lassen. Den Postkunden war der Eintritt in die Poststube streng untersagt; sie mußten mit den Postbeamten am „Fenster-Schalter" verkehren.

Vergaß sich ein Postkunde so weit, daß er Postbeamte bei Wahrnehmung ihres Dienstes mit Schlägen mißhandelte oder ihnen sonst Gewalt antat, so sollte er im Falle seiner Ueberführung durch Zeugen oder wenn er auf frischer Tat betroffen wurde, als Fried- und Bundbrüchiger am Leben gestraft werden. Wer Postbeamte mit Worten beschimpfte, sollte doppelt so hoch mit Strafe belegt werden, „welche sonsten die Rechte in solchen Fällen verordnen." Anderseits mußten auch die Postbeamten und Postillione sich gegenüber den Postkunden höflich, bescheiden und dienstefrig erweisen, sonst wurden sie bestraft.

Begegnete einem Postwagen jemand auf der Straße, so mußte dieser dem Postwagen ausweichen, sobald der Postillion ins Horn blies; mindestens mußte er den halben Weg einräumen bei 1000 Reichstalern Strafe im Falle der Zuwiderhandlung.

Besondere Vorsichtsmaßnahmen wurden ergriffen, als in den Jahren 1710 und 1711 die Pestseuche in Pommern große Verheerungen anrichtete.

Durch königliche Verfügung vom 28. November 1710 ward befohlen, daß in diesen Zeiten der Ansteckungsgefahr die Briefe möglichst ohne Umschlag aufgeliefert werden sollten. Vor der Benutzung mußte das Briefpapier in starken Essig gelegt werden. Auf den Postämtern mußte außerdem jeder abgehende und ankommende Brief nochmals mit Essig bestrichen, auf einem Drahtgitter getrocknet und mit einem bestimmten Räucherpulver geräuchert werden. Die Briefbeutel und Postfelleisen wurden in derselben Weise behandelt. Die Stadtobrigkeiten sollten die genaue Durchführung dieser Vorsichtsmaßregeln sicherstellen und zubereitetes Papier zum Verkaufe bereithalten. Die Postillione der Reitposten lösten sich in jener Pestzeit nicht auf den Postämtern der Poststationen, sondern außerhalb der Stadtmauern ab. Zu diesem Zwecke waren außerhalb der Städte Anklam, Demmin, Greifswald, Stettin, Stralsund und Ueckermünde Hütten oder Buden aufgestellt. Fahrende Posten durften damals überhaupt nicht verkehren. Postkunden durften das Posthaus nicht betreten; die Postbeamten mußten die Posthaustür verschlossen halten und durften nur durch ein in der Tür angebrachtes Loch mit den Postkunden sprechen oder Briefe entgegennehmen.

Diese Maßnahmen scheinen sehr weitgehend zu sein, man muß sich aber vergegenwärtigen, in wie furchtbarer Weise die Pest hauste. Einer Visitation der Post durch Dienstvorgesetzte durfte der Postillion sich nicht widersetzen bei einer Strafe von 20 Reichstalern und Verlust des Dienstes im Weigerungsfalle.

Die Postreisenden wurden wiederholt gewarnt, Briefe oder Pakete von dritten Personen bei ihren Reisen mitzunehmen oder gar „den Unterschleif der Postillione" durch Hehlerei zu begünstigen. Wie oft solcher Unterschleif durch heimliche Mitnahme von Briefen vorgekommen sein mag, geht aus einer Verfügung hervor, worin es heißt, daß Postreisende manchmal mehr Briefe heimlich befördern, als im Postfelleisen sind. Auf jedes Lot derart beförderter Briefe war die ungeheuerliche Strafe von 10 Reichstalern gesetzt. Von den Strafgeldern erhielten ein Drittel die Postkasse, ein Drittel die Armen und ein Drittel der Anzeigende.

Die Postgebühr für Briefe in Armensachen-Angelegenheiten wurde aus der „Boten- und Armenbüchse" bezahlt, in die die Postreisenden ihre Spenden zu legen pflegten.

Durch die Gebietsverluste Schwedens in Deutschland wurde der Wirkungskreis des schwedischen Postwesens immer mehr beschränkt. Als dann nach Napoleons I. Sturze auch der letzte Teil der schwedischen Besitzungen an Preußen übergegangen war, eröffnete die Preußische Post hier ihre segensreiche Tätigkeit.

(Schluß folgt.)

Heimatgrüße Ernst Moritz Arndts

Von Dr. Erich Gülzow

Wenn man vom Arndtturm auf dem Rugard den herrlichen Rundblick auf das schöne Eiland Rügen genießt, dann haftet der Blick besonders gerne im Nordosten auf den beiden Jasmunder Bodden und der nahegelegenen kleinen Waldinsel Pulitz, dem Vogelparadies. Dieses Inselchen innerhalb der größten Insel Deutschlands ist ein Kleinod, das immer die besondere Liebe Arndts auf sich gelenkt hat. Hier hat er so oft ein stilles, beschauliches Leben für sich erträumt, wie uns Gedichte und Briefe vielfach bezeugen, und doch trieb ihn der Kampf für sein großes Vaterland rastlos hinaus in die Weite.

„Liebliches Pulitz, du hast im Frühling Lieder der Schwäne, die sich in lenziger Luft sammeln ringsum auf der Flut;

liebliches Pulitz, du hast der Nachtigall Wundergesänge, hast den erhabnen Gesang immer, der brauset vom Meer:

wohl ein Nestchen der Liebe, die einsam gerne und still wohnt, wohl für die Unschuld ein Sitz, welcher der Lärm nicht gefällt."

„All deine süße Schöne mußt' ich lassen,
all deine holde Stille mußt' ich fliehen,
ich mußt' ein größres Vaterland mir suchen."

Es traf sich eigenartig, daß von Arndts liebster rügenscher Freundin Charlotte von Kathen die ihm wohl liebste unter den Töchtern später ihr Heim an demselben Kleinen Jasmunder Bodden fand, in dem Pulitz als eine Perle schwimmt. Friederike von Kathen (1806—1893), die ihren Rufnamen nach ihrem großen Paten Friedrich Schleiermacher trug, heiratete 1837 den Gutspächter Moritz Friedrichs (1797—1857), der wieder ein Patenkind Ernst Moritz Arndts war und nach ihm Moritz hieß. So verband Friederiken nun doppelte Verwandtschaft mit Arndt. Ihrer Mutter jüngste Schwester war Schleiermachers Gattin, und dessen Stiefschwester war ja bekanntlich Arndts zweite Frau. Moritz Friedrichs aber war ein Enkel des von Ernst Moritz stets so hochverehrten Ohms und „Patriarchen" Hinrich Arndt in Posewald, ein Sohn von Arndts Base (Cousine) Hanna Christine (1765—1846) in Silvitz, die in den nachfolgenden Briefen auch noch als die alte Muhme Mutter Friedrichs zweimal erwähnt wird.

Das junge Paar zog nach dem kleinen Pachtgut Streu am Südufer des Boddens. Oestlich davon liegt Kiekut, gegenüber auf einer Halbinsel Buhlitz, ein wenig östlich Prora und die Prorer Bucht oder Wiek, und nach Nordwesten zu erblickt man von Streu aus das Eiland Pulitz. Als einzige Kinder wurden in Streu zwei Knaben geboren, die beide ihre Namen nach Ernst Moritz Arndt bekamen, und bei deren älterem er auch natürlich als Pate ins Kirchenbuch eingetragen wurde: Moritz (1843—1860) und Ernst (1846—1926). Nehmen wir dann noch hinzu, daß Friederike Friedrichs eine unverheiratete Schwester Lotte und einen Bruder Friedrich von Kathen hatte, der 1836—40 Pastor in Zirkow und dann in Vilmnitz war, so haben wir alle Nachrichten aus der Heimat beisammen, deren wir zum Verständnis der nachfolgenden Grüße bedürfen, die Arndt bis auf den zweiten und den letzten nach oft geübter Sitte anderen Briefen in die Heimat beilegte.

1.

An Friederike.

Bonn den 2. Mai 1839.

Meine liebe kleine Friederike. Jetzt haben die Schwäne bei Euch um Pulitz und Bulitz und Kiekut ihre Liebesklänge wohl beendigt und sind weiter gegen Norden gezogen und die Nachtigallen sind wohl gekommen ihre Stelle einzunehmen. O ich kenne Dein Streu und das Wunderbild von jenem Binnenwasser und jener Insel, wohin zuweilen noch eine Sehnsucht wie ein Traum aus einer andern Welt zauberisch lockt. Ich male mir das alles hell wieder vor und Dich in Deinem Garten an Deinen Ufern und zuweilen auf den Hügeln umher als eine fromme thätige Hausfrau. Ich weiß auch, daß keinem Menschen gegeben ist gleich zufriedenen frommen und sittigen Landleuten in ihrer stillen Umschrankung glücklich zu seyn. Ich habe solche Bilder gesehen, selbst an meinen frommen freundlichen und fröhlichen Ältern sie gesehen, und sie stehen unauslöschlich meiner Seele eingedrückt. Möge Dein, liebes Kind, jener stille Friede und jenes zufriedene Glück seyn werden und bleiben! Amen!

Denke Du nur zuweilen an mich, und recht in Liebe, und glaube nur fest, daß ich Dein immer in Liebe und Freude gedenken werde; freilich immer noch in dem Bilde des kleinen runden und hellen Mädchens mit den freundlichen Augen, mit welchem ich weiland gespielt habe. Grüße Deinen lieben Moritz recht sehr, und auch meine liebe Muhme Mutter Friedrichs, die mir als Tochter in des alten Ohms Hinrich Arndt Hause, und später in dem eigenen, so oft mit freundlichen Blicken die Tafel gedeckt und die weichen Betten aufgeschüttet hat. Auch Deinen Bruder Pastor Fritz sollst Du freundlich grüßen und ihn ermahnen, daß er nicht zu lange unheimlich in seinem Heim allein sitze. Auch Lotte sollst Du grüßen

und sie bitten, daß sie uns recht bald mal schreibe und recht viel von Rügen erzäle.

Und nun Ade! Sey tapfer und treu und fröhlich in Gott!

Dein EMArndt.

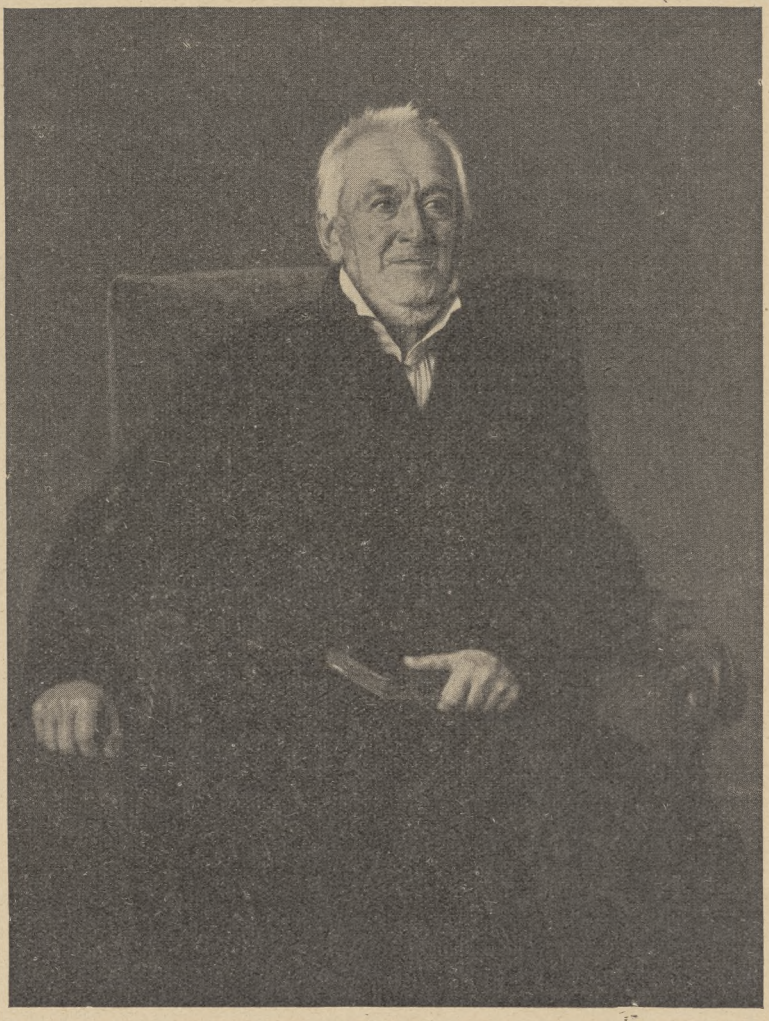
2.

Herrn Moritz Friedrichs
und Frau Friederike von Kathen zu Streu.

Ich grüße Euch sehr, liebe Kinder, und meine Frau auch. — Wir senden zwei unserer Söhne, den Roderich u. den Leubold, die nach Berlin studieren gehen, in unser schönes Rügenland. Sie werden Euch viel von Bonn und von uns erzählen; denn zum Schreiben ist mir bei vielen Geschäften jetzt die Zeit und die Feder zu kurz. Ihr werdet ihnen ein wenig helfen, die Prora und das Gestade der daran liegenden Wik und die reitzende Insel Pulitz zu sehen. Auch sollt ihr sie zur Mutter nach Silvitz mit herzlichsten Grüßen von mir führen. In alter Liebe

Euer
EMArndt.

Bonn den
28. Aug. 1841.



Ernst Moritz Arndt.
Altersbild von 1859. Original von Roeting im Bonner Arndthaus.

3.

Bonn den 24. Junii 1843.

Es ist Johannis und noch schlägt eine letzte Nachtigal seit einigen Tagen recht lustig vor unsern Fenstern; nun erhalte ich Deinen hoffnungsvollen Brief, mein liebstes Friederikchen, und zugleich der lieben Mutter Brief, der fröhliche Erfüllung und Vollendung verkündigt, und ich muß mich wohl von ganzem Herzen eurer Freude freuen. So segne Euch denn Gott und lasse Euch euer Büblein zu Ehren und Freuden aufwachsen! Amen.

Gern nehme ich die Patenstelle bei dem Knäblein an; gern wäre ich auch zur Taufe gefahren, wenn es sich so leicht nur über mehr als hundert Meilen hinfahren ließe, zumal für einen Alten, der 73½ Jahre auf dem Nacken hat. Gerüchte und Zeitungen lügen viel; ich habe weder daran gedacht noch daran denken dürfen, diesen Sommer meine Heimath wieder zu sehen. So reiche ich Euch, liebe Kinder, denn aus der Ferne die Hand, bitte Euch aber meine Wünsche als die nächsten und fliegendsten zu nehmen. Gott beschütze und behüte Euch alle und gebe Dir, liebste kleine Friedrike, bald alle Stärke und Rüstigkeit wieder! —

Dein alter
EMArndt.

An Friedrike
Friedrichs

4.

Liebe kleine
Friedrike.

Tausend tausend Dank, liebes Kind, für alle schönen und treuen Wünsche und alle liebe Nachrichten aus dem grünen Eiland und aus Deinem Hause. Gottlob sie lauten ja recht erfreulich. Möge Euch das kommende Jahr ein fruchtbares heiteres und gesundes werden und mögen Deine beiden Hauskameraden immer frischer und reisiger zu Eurer Freude emporwachsen!

Wollt Ihr Lieben von uns wissen? Wir sind ja durch das verflossene nicht eben schöne Jahr nach alter Weise so leidlich durch Gottes

Gnade hindurchgekommen, und wie schief Welt und Vaterland auch laufen, wir müssen bei allem Schmerz was wir nicht ändern können zuletzt als ein Verhängniß Gottes mit Geduld hinnehmen. In unserm Hause ist kein Wechsel vorgegangen. Die Tochter wird uns über Jahr und Tag wohl verlassen. Sie war diesen Herbst auf ein sechs Wochen mit einer Freundin nach Kiel gereist, wo sie mit dem Leben ihrer Schwiegerältern und mit der Gesellschaft, in welcher sie künftig leben soll, die nähere Bekanntschaft gemacht hat.

Seit acht Tagen beginnt es hier etwas zu wintern. Ich schaue eben auf den Schneeschild meines Siebengebirgs, worauf die Morgensonne ihre Stralen wirft, und stelle mir vor, wie reitzend das Inselchen Pulitz mit seinem von Schwänen bevölkerten Wasser eurem Streu gegenüber liegt. Vor längst verschienenen Jahren habe ich darüber Allerlei geträumt, was mit andern Träumen zerflogen ist. Grüßet das Ländchen und Euch selbst viel tausendmal von uns allen und auch den guten Fritz, welchen Gott bei besserer Gesundheit erhalten wolle! Daß meine Paten die beiden Moritze ganz besonders gegrüßt werden, versteht sich von selbst.

Ade! Ade! mit allen guten Wünschen in deutscher Treue

Dein EMArndt.

Bonn 3. des
Wintermonds 1852.

An Frau Friedrike Friedrichs
in Streu.

5.

Liebes Friedrikchen.

Die Krametsvögel kamen glücklich an, wurden mit Freuden verzehrt, und wir haben Eure Gesundheit und Euer liebes Andenken fröhlich dabei angeklungen. Dabei gedenken wir mit gebürlicher Dankbarkeit der lieben Vogelsteller, die Du auf das allerfreundlichste von uns grüßen wollest. Möge Gott sie Dir erhalten und zu Ehre und Freude gedeihen und erwachsen lassen!

Ja, liebes Kind, es war ein recht hübscher Einfall und eine liebe Erinnerung. Könnte ich Euch dafür doch einen Korb voll Weintrauben in den Schooß werfen!

Euer Streu und das Inselchen Pulitz und die Inwik mit den Frühlingsschwanenliedern trägt auch sonst noch viele liebe Erinnerungen und Dämmerungen von Jugendträumen zu mir, welche mit andern süßesten Erinnerungen und den Schatten weiland geliebtester Menschen mit solchen Klängen und Namen über Land und Meer gleich goldgefiederten Vögeln zu mir herübergeflogen kommen.

Also Ihr lebt wohl und habt ein gutes Jahr gehabt; auch uns geht es ja durch Gottes Gnade leidlich, obgleich ich das Alter wohl fühlen muß. Der Sommer war hier schön und fruchtbar und auch der Wein ist noch ziemlich gut geworden.

Nun Ade mit tausend besten Grüßen von uns allen an die Moritze und die Geschwister und an alle Freunde, die sich unser noch erinnern. Gebe Gott Euch Freude und einen schönen Winter!

In deutscher Treue
Dein
ältester EMArndt.

Bonn letzter Tag des Weinmonds 1852.

An Frau Friederike Friedrichs
zu Streu bei Bergen
Insel Rügen.

frei.

Schon im zweiten Briefe wurden zwei Söhne Arndts erwähnt, Roderich (1821—1865) und Leubold (1822—1891), die 1841 mit einem Stipendium des Königs nach Berlin gingen, während des Rektorjahres Arndts in Bonn (daher sein im Brief beklagter Zeitmangel!). Sie sind beide unverheiratet gestorben. Nun lernen wir in dem folgenden Briefe, der dem eben abgedruckten von Arndt beilag, noch einige weitere Kinder kennen. Geschrieben ist er von der einzigen Tochter Nanna (1827—1860), die sich 1854 mit dem Rechtsanwalt Ernst Nitzsch verheiratete, einem Sohne des Kieler Professors Nitzsch und Neffen eines Bonner Kollegen von Arndt. Zwei Söhne Arndts werden in dem Briefe erwähnt, zunächst der älteste Sohn (der einzige aus der ersten Ehe) Karl Moritz (1801—1885), der seit 1844 in Trier wirkte, seit 1850 mit dem Titel Forstmeister. Sein Sohn Roderich (1831—1889) studierte die Rechte in Greifswald (Borussе) und Bonn, ging dann aber zum Militär über und brachte es bis zum Major. Arndts Sohn Hartmuth (1824—1876) hatte in Pommern, namentlich bei dem Oheim Karl Rassow in Buchholz bei Franzburg, die Landwirtschaft erlernt; er starb als Farmer in Kansas.

6.

Bonn 27ten Okt. 52.

Liebe Frau Friedrichs!

Ich kann es nicht lassen, Vaters Brief auch ein paar Zeilen hinzuzufügen u Ihnen herzlichen Gruß und Dank, auch in der Mutter Namen zu sagen. Sie haben uns wirklich recht gerührt und erfreut durch Ihre freundlichen Gaben u liebe Worte aus dem Rügenschen Heimathlande! Die Vögelchen haben uns ganz vortrefflich geschmeckt, u wir fanden Ihren

Einfall, uns welche zu schicken, allerliebst. Als die Mädchen sie rupften, meinten sie sie wären so fett wie kleine Schweinchen! Die Strümpfe hat Mutter sich zugeeignet und schon getragen; sie freut sich sehr, etwas von Ihnen so fleißig gefertigtes, zu tragen.

Die liebe Lotte hat mir einen so schönen langen Brief geschrieben, u mir eine rechte Freude damit gemacht. Ich wollte erst heute mit an sie schreiben; da es mir aber grade heute etwas an Zeit fehlt, ich auch nicht weiß, ob sie noch bei Ihnen ist, so verschiebe ich es noch ein bischen, u schreibe dann ausführlich. Ist sie aber noch bei Ihnen, so grüßen Sie sie recht herzlich u danken ihr tausendmal für ihren lieben Brief; auch Ihren lieben Mann u Ihren Bruder, den Pastor grüßen Sie vielmal.

Meinen Aeltern geht es ja Gottlob leidlich wohl; hoffentlich bleibt es den Winter hindurch so. Wir haben den Sommer manchen lieben Besuch aus der Ferne gehabt, u. A. auch meine Schwiegeraltern, die mich noch auf 14 Tage mit nach Kiel nahmen; seit 4 Wochen bin ich wieder hier. Vorige Woche besuchte uns mein ältester Bruder, der seinen Sohn herbrachte, um sein letztes Studienjahr hier durchzumachen; obgleich er nicht bei uns wohnt, ist er doch eine Art Hausgenosse, da er in der Nähe wohnt, u zu allen Mahlzeiten herkommt. Mein jüngster Bruder Hartmuth hat eine Zeitlang eine Stelle in Ostpreußen gehabt, sie aber nun verloren, da das Gut verkauft ist u wartet bei den Verwandten in Pommern, ob sich wieder etwas findet. — Recht oft denken wir an Ihren lieben Besuch im vorigen Sommer, der uns so sehr erfreute; es wäre sehr hübsch, wenn Sie die Reise noch einmal wiederholten. — Doch mein Blatt ist zu Ende u ich sage Ihnen Lebewohl mit tausend Grüßen.

Ihre Nanna Arndt.

* * *

Nach diesen Briefen von der Familie Arndt an Friederike Friedrichs kann hier wenigstens noch eine Antwort von ihr mitgeteilt werden, die als unvollständiger Entwurf erhalten ist und uns einen Blick in ihr Wesen tun läßt. Der Brief ist mit der Notiz „Januar 1860" versehen, müßte also kurz vor Arndts Tode verfaßt und vielleicht deswegen nicht mehr abgesandt sein. Doch sprechen Gründe dafür, daß er wohl schon ein Jahr früher geschrieben sein könnte.

* * *

Lieber Vater Arndt. Als eine besondere Freude habe ich es schon länger im Sinne gehabt Ihnen aus meiner jetzt so kleinen stillen Wirthschaft mal von den Erzeugnissen derselben etwas hinzusenden, und zugleich Ihnen zu sagen, daß ich Ihrer so viel gedenke, daß so gar oft der Wunsch in mir aufsteigt: ach hättest Du Arndts hier als Bewohner Deines öberen Hauses, Du wolltest die lieben Alten recht hegen und pflegen! Daß ist wohl ein kühner Wunsch und noch kühner daß ich ihn aussprecke? Daraus mögen Sie erkennen, daß oft das Verlangen nach mehr Thätigkeit, und dann auch die Sehnsucht nach geliebten Menschen in mir mächtig erwacht. Mein Leben war reich an Liebe, Mühe und Arbeit würzte es. Nun liegt es gleichsam abgeschnitten hinter mir, vor mir und in mir oft solche Oede und Leere daß ich den lieben Gott viel um Freudigkeit, Lebensmuth und Ergebung in seinen Willen anrufe! Meine Söhne treten in die Jahre, wo wenigstens die Mutter in geduldiger Liebe sie sich selber muß durchkämpfen lassen. Der Älteste ist nur bei guten Anlagen gar zu faul im Lernen und zu leicht durch Vergnügungen und Genüsse hingenommen, daß auch da mein sorgenvolles Mutterherz seine ganze Zuversicht auf den besten Vater und Lenker aller Herzen und Lebenswege setzen muß. Aber gerade das Wahrnehmen dieses Unvermögens, in eignen Kindern auch das pflanzen, wecken und ziehen zu können, was man als das Beste, Wünschenswerteste erkannt hat, dies beugte in letzter Zeit und zerknirschte mein eigenes, mein liebstes Leben ungemein. Doch durch Gottes Gnade hebt in der Demüthigung der Blick sich von unserm Unvermögen heller und zuversichtlicher zu seiner Kraft und Herrlichkeit hinauf. Und ich muß wieder danken, wenn ich im Schmerze für mich mehr Zuversicht und Glauben gewinnen kann, was ein jedes Ich mit Gottes Beistand nur selber erringen und erkämpfen kann! Diese Worte werden genügen um Sie bester Arndt in mein Herz blicken zu lassen, und Sie um einen freundlichen Zuspruch zu bitten. — Im Sommer erquicke ich mich viel an der lieblichen Natur, die Besorgung meines Gartens erfrischt mich, und längere Besuche der Verwandten, denen es hier wohl wird, erheitern mich mit. Je näher aber Weinachten rückt desto mehr steigt Wehmuth und Sehnsucht oft so mächtig in mir auf, daß das Leben zu wenig Werth und Frische behält. Ich vergleiche mich dann mit meiner seeligen Mutter, und blicke zurück auf ihren Kampf; in dem die Freundes-Worte sie oft wunderbar aufrichteten. Ja was besaß Mutter für Liebe! und viele herrliche Freude! Ich suche von den Armen mir Liebe zu erwerben, und indem ich ihnen Freude mache selbst erheitert zu werden. Hiezu hat mein seeliger Mann mir das beste Beispiel gegeben; und die allgemeine Liebe, die er besaß, geht noch vielfach auf mich und gewiß auch auf unsre Söhne über. Moritz scheint mehr von der Kathenschen, Ernst mehr von der Friedrichschen Natur zu haben; doch oft weiß man selber nicht w o h e r man es bei den Kindern leiten soll . . .

Univ.-Bibliothek Greifswald

Der Brief von Nanna Arndt deutete einen Höhepunkt in Friederikes Leben an, ihre Reise im Frühjahr 1851 an den Rhein. Aus ihrem Tagebuche haben wir darüber ein paar Notizen: „Mutters Lieblingswunsch, eine Rheinreise zu machen, der ihr nicht gewährt worden, ist für uns dies Frühjahr in Erfüllung gegangen . . . In Ems waren wir mehrere Tage bei meinem Bruder . . . Er begleitete uns die Pfingsttage nach Bonn, wo wir mit der größten Herzlichkeit in Erinnerung der frühsten Jugendjahre von unserm würdigen alten Moritz Arndt empfangen wurden."

Nach ein paar weiteren frohen Jahren brach dann das Unglück über Friederiken herein. Sie verlor am 8. Januar 1857 ihren Gatten, zog in demselben Jahre von Streu nach Vilmnitz bei Putbus und mußte hier am 19. August 1860 auch ihren ältesten Sohn Moritz kurz nach seiner Konfirmation hergeben. Aber sie erlebte dafür an ihrem zweiten Sohne Ernst viel Freude, sah noch Enkel heranwachsen und schloß ihre Augen hochbetagt in Putbus am 17. September 1893. Sie ruht neben ihrem Gatten in Zirkow.

Ein Mann entsteht

Erzählung von Arnold Krieger

„Das reinste Pockholz," murrte der Lehrling Max Trumm an der Hobelbank. Seine Nasenlöcher pfiffen wie Zieselmäuse. Er hätte gern mal sein Hemd ausgewunden.

„Eiche ist nicht Talg," bemerkte sein Bruder Hubert trocken. Er war Geselle, drei Jahre älter und zwanzig Kilo schwerer. „Du möchtest am liebsten nur Linde hobeln, was? Das ist hier eben nichts für so 'ne Taubenbrust."

Max atmete durch den Mund ein. Der gerbsaure Geruch schlug ihm so leicht auf den Magen. Er war zum Kippen matt. Diese Haltung — linke Schulter und linkes Bein vor — wurde immer unhaltbarer. Er schob eine kleine Pause ein. Wie das die geschundenen Arme labte! Seine Schwäche vor den andern zu bemänteln, guckte er forschend auf den Sohlenschlitz seines Hobels. „Das Maul hat sich schon wieder ausgeleiert, da muß 'n Spund rin!" bemerkte er. „Du wirst dir noch in die Backen beißen, Märchen." Er war nicht groß genug, die Verkleinerungsform zu ertragen. „Du hast nichts wie Sägespäne im Schädel," wehrte er sich. Der Bruder entgegnete großmütig: „Sieh dich nur vor, daß dein eignes Maul nicht zu groß wird, sonst setze ich dir aber einen Spund rein!"

Max weinte fast vor Wut. So war es immer. Wagte er einen Mundvoll zu mucken, gab es Walke, als sei er noch Schuljunge. Er arbeitete weiter. Sein Gesicht verzerrte sich vor Anstrengung. Der Meister hielt seinen Sermon. In seiner Zeit, da hätte man tagelang an der Kluftsäge stehen oder Bohlen vom Stamm schneiden müssen. Heute hätten die Jungens kein Marks mehr in den Knochen. Hubert pumpte seine Muskeln auf. „Na ja, du schon. Aber dein Bruder ist wirklich zu olmig. He Max, was ist heut mit dir? Laß die Hände ab, bürst die Bretter!"

Das tat sonst nur der kleine Tobias. Max wurde dunkelrot, er gehorchte. Er bürstete das harzige, gelbliche Holz. Es war eine ausländische Sorte. Naturfarbne Küchenmöbel sollten daraus werden. Aus den Sägeschnitthaaren pulverte Staub auf. Etwas davon geriet ihm kitzelnd in die Nase. Aergerlich schneuzte er sich so heftig, daß ein Häutchen riß. Blut stürzte ihm über die Hände, verlief sich. Zu spät zerrte er sein noch vom letzten Schnupfen knuspriges Taschentuch heraus.

Der Meister blickte auf, pantinte schleunigst herzu, schrie besorgt nach Wasser. „Das schöne Pitchpine! Einem das zu versauen! Das zieh ich dir ab, wenn's nicht weggeht. Ausgerechnet Pitchpine!" Man war um das Holz bemüht, während Max den Kopf nach hinten übergebogen hielt. Hubert spottete seinen Kloben runter, meinte dann aber brüderlich: „Der Spohn hat heute seinen Unglückstag. Sieht aus wie Weißwurst." Der Meister schielte durch die Hängebrauen in das schräge Gesicht des Achtzehnjährigen. „Mit dir ist jetzt doch nichts anzufangen. Geh, setz dich in die Luft. Wiederkommen pressiert nicht."

Max verließ die Werkstatt. Er hörte noch: „Ja, der Frühling, der treibt's raus!"

Auf der Straße fiel ihm ein, er hätte sich das Blut wegwaschen sollen. Umkehren mochte er nicht. Ihm war elend in der Magengrube. Vielleicht daß ihm gestern abend die beiden Gläser Bier nicht bekommen waren.

Hier nahbei in all dem Steinernen gab es eine grüne Anlage, ein winziges Pärkchen, gehörig von Dunst und Lärm zugedeckt. Ein Papierkorb, drei Bänke, neun Bäume. Max ließ sich niederplumpen. Er blinzelte umher, fand, daß neben ihm ein angenehmes Mädchen saß, zu dessen Füßen ein Kind spielte. Das

Mädchen hatte breitgespaltene braune Augen, einen auffällig ungeschminkten Mund, hellgelbes Haar, direkt mit Atlasglanz wie Satinholz. Doch irgendwas an ihr sah sonderbar aus. Auch guckte sie ihn recht dummlich an. Er hätte gern zu ihr gesprochen. Geniert betrachtete er das Kind, das Pfannkuchen aus Staub zu backen suchte. Doch auf einmal hörte er eine sehr helle Stimme fragen: „Sie sind ja ganz blutig, wo haben Sie sich verwundet?"

Das klang so anziehend, daß er sich zuerst gar nicht gemeint vorkam. Dann gab er freudig seine Verwundung zu. „Aber Sie haben ja gar keinen Verband?" „Ist nur 'ne Bajatelle." „Wie kam es denn?" „Beruflich. Am Sägegatter." Sie schüttelte bewundernd den Kopf. Das gefiel ihm. „Kleiner da Ihr Bruder?" „Ich bin nur die Cousine. Ich bin von auswärts. Ich bin keine Großstädterin." „So, so," machte er geschmeichelt und rieb sein rauhes Kinn. Dann sagte er: „Mein Name ist Max Trumm. Ich bin dort drüben tätig." Sein Daumen illustrierte. Sie sagte schüchtern ihren Namen. Er überlegte, womit er den Eindruck noch verstärken könne. Er gähnte lässig. „Nacht durchgebummelt. Zehn Glas Bier. Weiber." Das letzte wiederholte er, da sie es zu überhören schien. Er saß jetzt ganz gerade; sie mußte zu ihm aufgucken. „Ja, hier gibt's viel schöne Damen," bestätigte sie. Und er: „Sind hier aus anderem Material wie in der Provinz. Was machen Sie denn so den ganzen Tag, Fräulein Therese?" „Ich helfe in der Wirtschaft." „Treiben Sie auch Sport? Nein? Ich hab meinen Fußballklub. Das gibt Muskeln. Fühlen Sie mal." Er streckte ihr seinen rechten Arm hin, krampfhaft angestrengt, ihn für ein paar Sekunden zu versteinern. „Och!" sagte sie mit großen Augen. Dann zeigte sie lächelnd ihre spitzen Zähne, die ihn so fein dünkten wie die einer Schlüssellochsäge. Ihm wurde immer wohliger. Er blies sein Brustkörbchen auf, daß die Adern auf der Stirne vorschwollen und ihm ein Schwindelgefühl zu Kopfe drang. „Wie 'n Amboß!" versicherte er mit einem Faustschlag. Sie glaubte auch das. Ein prachtvolles Dummchen. Bloß daß ihr Kopf so eingeduckt blieb, als hätte sie Angst oder als wäre sie von einem schweren Klaps befallen. — Anfangs wollte sie sich gar nicht verabreden, hatte eine absonderliche Scheu. Er murrte: „So ein schönes Mädel wie Sie!" „Das hat mir noch keiner gesagt," beteuerte sie, und dann wurde doch etwas daraus.

Ein anderer Max Trumm kehrte in die Werkstatt zurück. Bauch herein, Gesäß heraus, Lippen pfiffig zu einem Schlager gespitzt. „Schwein muß man haben," äußerte er zu dem kleinen Tobias, „Viertelstunde draußen gewesen und gleich 'ne Freundin gefunden, aber Klasse, kann dir sagen!"

Ein großes Nanu ging durch den ganzen Raum, schlug seine fröhlichen Wellen bis an die Scheiben der Beizstube.

Hubert lächelte skeptisch. Wird 'n schöner Bruch sein.

Doch in der nächsten Pause gratulierte er: „Tat dir schon lang not. Mußt ein bißchen in Schliff genommen werden. Dann setzt es auch Mark."

Maxens Hände liefen leicht, hurtig wie die Spindeln am Furnierbock. Seine Mattheit war weggeblasen wie der Mullstaub von den Stellagen, wenn es zieht.

Zum Ende hin eilte er fieberhaft. Therese hatte versprechen müssen, ihn abzuholen. Es war Sonnabend. Da mußte gründlich gereinigt werden. Zuerst mal die eigene Hobelbank. Die Leimknoten von der Platte runtergewichst, direkt Spaß machte das heute, dann mit der Ziehklinge ein paar mal rüber, das Oelen kann man sich sparen, so, nun fix Zwingen und Knechte geputzt, schließlich die Oefen gereinigt. Scheußliche Arbeit sonst. Heute sang er dabei, wenn auch mit zusammengebissenen Zähnen.

„Was ist sie denn?" fragte Hubert beim Händewaschen. „Wer?" log Max. „Deine Freundin." „Gott, Wirtschafterin oder sowas. Oder nein, ich glaub, sie ist hier bloß Logierbesuch." Schon war er draußen.

Richtig, da stand Therese! Sie war kleiner, als es im Sitzen ausgesehen hatte. Sie trug eine Glocke aus Exotenstroh. Aber etwas an ihrem Anblick war auch jetzt nicht in Ordnung, wie er mit Betrübnis merkte.

Sie lächelte verlegen und drehte ungeschickt ihr Schirmchen. „Bin sehr erfreut, daß Sie Wort gehalten haben," sagte er; „was wollen wir unternehmen? Am besten, wir gehen tanzen. Wo es ganz hell und lustig ist." Darüber erschrak sie. Sie meinte, das ginge doch nicht, und er blamiere sich mit ihr. „Blamieren? Mit so einem feschen Mädel?!" Hubert kam vorbei, guckte lange. „Das Männchen ist mein Bruder," sagte Max auf Zehenspitzen, „breit wie ein Rindvieh, aber ein Dunstkopp erster Güte." „Jeder kann nicht so klug sein wie Sie, Herr Max." Er wurde noch etwas grader und größer, und aufs Tanzen war er nun erst recht scharf. Schließlich einigten sie sich. Therese sollte sich umziehen und ihn dann von seiner Wohnung abholen. Er würde inzwischen fertigsein. „Du lernst dann gleich Muttern kennen. Is 'ne Seele von Frau. Man muß vorbauen für später." — — —

Zuhause sagte Hubert: „'n nettes Meechen." „Will ich meinen." „Nur schade, daß sie so aussieht, als hätte sie ein schweres Ding auf den Kopf bekommen." „Und deiner Emma ihre Plattfüße?" bellte Max hoch. „Das sieht man gar nicht, aber deine Freundin hat ja überhaupt keinen Hals!"

Das Wort traf Max so, daß er sich hinsetzen mußte. Dann aber erhob er sich gegen seinen Bruder, beschimpfte ihn giftig. Es half nichts. Sein innerlicher Schrecken war nicht mehr kleinzukriegen.

Zum Glück hatte die Mutter nichts von dem Streit verstanden. Sie kam mit einem Stoß gebügelter Wäsche herein. Als Hubert einmal rausmußte, sagte Max: „Nachher kommt ein kleines Mädchen mich abholen. Sei gut zu ihr, ja?"

Frau Trumm war wirklich gut zu Therese. Es hätte gar nicht erst der Bitte bedurft. Zu diesem zartgliedrigen, einfältigen Geschöpflein konnte man nicht anders als freundlich sein. Maxens Herzklopfen ließ nach. Der Mutter schien an Therese nichts aufzufallen.

Zum Tanzen hatte er trotzdem die Lust verloren. Er überredete sie zum Kino. Da sei es so schön dunkel. Sie sah es ein. Allem, was er sagte, stimmte sie zu.

Am Sonntagvormittag hörte er, wie Hubert zu der Mutter sagte: „Nettes Meechen so weit. Nur daß sie keinen —" Er hielt sich die Ohren zu. Sein Gesicht lief rot an. „Is ja nur halb so schlimm," tröstete nachher die Mutter und machte es so noch ärger.

Am Morgen drauf langte Max erst nach seinem Bruder in der Werkstatt an. Sonst war er stets der Schnellere gewesen. Natürlich, der Schuft hatte auch hier geschwatzt. Stoll, der rüdeste von allen, meinte: „Mäxchen, schenk ihr doch 'ne Halskette".

Der Junge bekam weiße, dann rote Flecken. Verbissen kehrte er sich zu seiner Arbeit. Der Lochbeitel wuchs ihm förmlich in die Hand hinein. Das Ding war zum Ausstemmen starker Zapfenlöcher da, hatte eine blitzscharfe Klinge, die wie eingegossen im Heft saß. Man konnte damit gut auch einmal etwas anderes besorgen.

Am Abend traf er sich mit Therese. Er war sehr düster. „Mein Bruder hat sich tödlich an deiner Ehre vergriffen. Morgen jag ich ihm den Lochbeitel zwischen die Rippen!" Mit all ihrer Macht und Ohnmacht beschwor ihn Therese, davon abzusehen. Aber seine Augäpfel blieben von Entschluß gespannt. „Morgen nach'm Dienst, is mir ganz gleich, mögen alle dabei sein, ich werde tun, als wenn nichts vorliegt, und dann auf einmal stoß ich zu und zapf ihn leer, jawoll!!" Therese wimmerte, hängte sich an ihn, ließ sich mitschleifen. „Und um meintswillen, Herr Max? Sie dürfen's nicht. Ich zeig's an!" „Ich sag dir: Wenn du mich verrätst, Kleine!!! Deibel, soll das nun Liebe sein? Liebesleut halten doch zusammen in Not und Tod. Hab Gesinnung, du!"

Aber hatte er selbst Gesinnung? Am nächsten Morgen, als er mit der Straßenbahn zur Arbeit fuhr, saß ihm ein damenhaftes Mädchen gegenüber. Sie fuhr jeden Morgen hier. Sie war ihm nie besonders aufgefallen; heute jedoch sah er mit lustvollem Schreck, daß sie einen hohen, schmalen Hals hatte. Einmal lächelte sie ihn an, schien es ihm. Er beschloß, auf jeden Fall morgen, wie das Wetter auch sein werde, sein neues Sporthemd anzuziehen; darin wirkte er voller. Beim Aussteigen fiel ihr etwas zu Boden. Er bückte sich überstürzt. Es war der Fahrschein. „Ich hatte ihn absichtlich fallen lassen," sagte sie freundlich, nahm ihn aber in ihr Köfferchen. —

Das Erlebnis begleitete ihn zur Werkstatt. Das zweite Abenteuer in so kurzer Zeit! „Hab schon was Neues gefunden, Tobias!" Der staunte untertänig. „Fesch ist die und ein Hals wie ein Flamingo!" Es sprach sich rasch herum, wurde freigebig bemeckert. „Ist doch glatt geschwindelt," plusterte sich Hubert. Ich stech ihn, dachte Max mit zusammengezogenen Brauen; nachher stech ich ihn, das ist todsicher.

Die Stunden krochen dahin. Max arbeitete am Furnierbock, Marke Herkules. Die Spindeln waren schlecht geschraubt, der Leim wollte nicht laufen, auf der Platte rollten sich Würste. Die ganze Freude war futsch. Wie er den Kerl haßte! Nun, nachher .... Er hatte schon einen metallischen Vorgeschmack. Sein Blick stieß unversehens an den Verbandkasten, der ihm gegenüber an der Wand hing mit großem roten Kreuz.

Nach Arbeitsschluß sagte Hubert noch einmal: „Das ist doch glatt geschwindelt, das mit der neuen Braut. Für dich langt die andere allemal."

Max überlegte noch, ob es nicht besser sei, ihm mit dem Stemmknüppel vor die Stirne zu schlagen, da geschah etwas Unerwartetes. Auf einmal war Therese da, im Gesicht weiß

Lebenssinn

Wie war ich oft so tief verzagt,
sah ich des Tages Unwert siegen,
das Edle kämpfend unterliegen
und fallen, stumm und unbeklagt!

Ob Dichter, Denker und Prophet,
sie haben schwere Last getragen;
das Beste wird ans Kreuz geschlagen,
eh es im Geiste aufersteht.

Doch bleibt der Glaube unversehrt:
Wenn Heiliges sich selber schonte,
wenn Göttliches nicht bei uns wohnte,
nie wäre Leben lebenswert.

Damit die Welt nicht wird gemein
und nicht versinkt in Schlammesfluten,
drum müssen ewig Edle bluten,
drum müssen ewig Opfer sein!

Alfred Weimershaus

wie Asche, alle waren verblüfft. „Ich möchte Sie abholen, Herr Max," stotterte sie. „Ich habe hier noch etwas zu erledigen," sagte er schroff. „Nein, nein, Sie müssen sofort mitkommen!" „Temprament hat sie," stellte jemand fest. „Die is wohl eifersüchtig," meinte Tobias, „die weiß wohl schon von der Neuen." Max hielt die Rechte starr in der Tasche. Therese war vergebens bemüht, sie herauszuziehen. „Den Lochbeitel!" wimmerte sie; „den Lochbeitel!" Max machte einen Schritt auf Hubert zu, der unbeteiligt seinen Zeugrahmen überprüfte. Therese weinte und schrie leise, Max suchte sie abzuschütteln, sie ließ nicht los. „Die is ja rein verrückt nach dir," äußerte Stoll anerkennend, „das hätt ich dir gar nicht zugetraut."

Max hatte auf einmal ein komödiantisches Gefühl. Haltung, dachte er, die Kerle sehen alle zu. Er rang mit Therese, es fing an Spaß zu machen. „Es ist zu spät," sagte er mit dumpfer Stimme, „ich bin schuldlos, es muß sein!" Sie heulte: „Tu es nicht! Tu es nicht!" „Fräulein, Sie werden schon einen andern finden," murmelte Tobias, der die Situation wie alle anderen mißverstand.

Max stand hoch aufgerichtet. Er begriff jetzt die Chance vollkommen. „Ich werde sie kirren!" sagte er; „Paßt auf!" „Einem wilden Pony muß man ins Maul spucken," grölte einer. Max beugte sich zu Thereses Ohr. „Kleine, geh nach Hause, ich werde es nicht tun, denn ich habe schon eine ganz andre Braut."

Das Mädchen wurde still. Sie zupfte an ihrem billigen Spachtelkragen. Dann ging sie hinaus.

Vielleicht hatte Hubert bloß so getan, als sähe und höre er nichts. Jedenfalls sagte er ein wenig später: „Ich mach mit Stoll heut 'n Bummel ins Zentrum. Wenn du mitwillst..."

„Gemacht," sagte Max nur. Aber sein Schritt beim Hinausgehen klang, als hätte er Militärstiefel an.

Heimatschutzfragen

Von Martin Reepel

1. Von der Reklame.

Seit 30 Jahren kämpft der deutsche Heimatschutz für Heimat und Volkstum und für den Heimatboden als den Nährboden unserer Wesensart. Und nicht um einen Baum, nicht um einen Stein, nicht um ein Haus und um ihrer selbst willen ging es ihm, wenn von Erhaltung gesprochen ward, sondern um die Volksseele.

Und nun überlegen wir weiter: Was schuf die Proletariermassen, schuf die Heimat und Vaterland verneinende Gesinnung vor dem Weltkrieg, die im Augenblick höchster Kraftanspannung des Volkes zum Verräter an Volk und Vaterland ward? Nicht das Fehlen einer auskömmlichen Entlohnung, sondern die Entfremdung weiter Kreise unseres Volkes den Gütern der Kultur gegenüber, die Verhäßlichung der Umwelt des Handarbeiters von der Wohnung bis zur Umgebung des Wohnortes, die Schaffung einer Atmosphäre um ihn her von alles beherrschender Betriebsamkeit, von rücksichtslosem Erwerbsgeist.

Sicher hat das Reich Adolf Hitlers mit vielem hiervon aufgeräumt, und wir danken es ihm. In einem Punkte aber sind unsere Wünsche noch lange nicht erfüllt, ist unser Kampf in das erfolglose Hin und Her eines Stellungskampfes übergegangen, auf dem Gebiete der Reklame.

Reklame in Landschaft und Ortsbild ist heute mehr oder weniger nur der übersteigerte Kampf weniger Firmen untereinander, die Werbung für Zigaretten, Schuhputz, Schokolade, Photobedarf, Autobrennstoffe. Und es ist so, daß dadurch der Gesamtkonsum keineswegs gesteigert wird, daß nicht im geringsten mehr Schuhputz gekauft, keineswegs der besten Zigarettenmarke der Weg geebnet, sondern in allem höchst wahrscheinlich die Firma bevorzugt wird, die das Instrument der Reklame am besten handhabt, die es sich etwas kosten läßt. Diese Kosten aber trägt der Konsument.

Trägt in gewisser anderer Beziehung das deutsche Volk, trägt die deutsche Volksseele. Denn dieser Ringkampf aufdringlicher Geschäftstüchtigkeit spielt sich nicht etwa im Inseratenteil einer Zeitung ab, den man nach Belieben beiseite legen könnte, sondern in einer Oeffentlichkeit, aus der es nur die Flucht in das eigene Heim gibt. Gewiß, man hat die Reklametafeln in der offenen Landschaft verboten. Und wir sind dankbar dafür; denn dem Reisenden im Zuge (!) wird sich, wenn alle Tafeln zu den Seiten der Hauptbahnstrecken (!) beseitigt sind, die Landschaft, auch im anspruchsloseren Flachland, ohne Anpreisung von Schuhwichse, Zahnpasta

usw. präsentieren. Ja, wir sind dankbar im Sinne des zahlungskräftigen Reisepublikums der Hauptbahnstrecken... Nur der eigentliche Heimatmensch hat nicht in demselben Maße Grund zur Dankbarkeit; denn ihm trägt man dafür die Reklame in neuen Wellen — in den Wohnort. Und der alte Kampf des Heimatschutzes gegen die Verhäßlichung der Heimat und um der deutschen Seele willen muß weitergehen.

Aber was ist denn geschehen, wird man fragen! Eine neue Bestimmung: jedes Dorf von 100 Einwohnern ab muß mindestens eine Stätte haben, wo Reklame sich austoben kann. Jede Stadt: die Zahl der Anschlagsäulen richtet sich nach der Einwohnerzahl und ist stark vermehrt worden. Vielleicht hat mancher schon gemerkt, daß auf einer kurzen Strecke einer Promenade jetzt zwei nur zur Hälfte mit Anpreisungen bedeckte Zementrundlinge stehen. Wo einer völlig genug wäre!

Indessen ist das in der Großstadt, und hier mag manches hingehen. Ich habe aber ein Kleinstadtbild im Auge, im Gedächtnis eine Erinnerung: Vor einem zwar verschandelten, aber immerhin doch sehenswerten gotischen Rathaus eine Anschlagsäule. Im Sommerwind wehen daran ein paar Fetzen Papier, Reste der ausgeblichenen Plakate eines Wanderzirkus, der im Jahr vorher ... Also eigentlich Propaganda für die Güte des zum Ankleben benutzten Klebestoffes. Sonst aber graue, verwitterte, eingeplatzte Zementwände. Und das Ganze ein Bild dessen, was aus der Errungenschaft der Großstadt wird, wenn man sie in eine falsche Umgebung versetzt. Hier Erbärmlichkeit, dort — im Dorf, mit grellen Plakaten bedeckt — ein Peitschenschlag, der rücksichtslos die Stille zerreißt. Ein Schlag ins Gesicht aller Heimatpflege, aller Volkstumspflege. Freilich: „Wenn Ihr's nicht fühlt ..."

Hat man nicht schon einmal unser Volk verproletarisiert, indem man vor dem Kriege eine gewaltige Industrie aufbaute, zwar mit Arbeit und Verdienst, aber doch mit dem Fluch der seelischen Entartung belastet, die eine Folge der Verständnislosigkeit für die Belange der Volksseele war!

Nach den Bestimmungen des Werberats der deutschen Wirtschaft haben zu verschwinden Reklamen in der freien Landschaft, von gegenteiligen Hinweisen abgesehen, längs der Bahnstrecken, mit Ausnahme der auf bahnseitigem Gelände (der Pferdefuß!) und der Schilder an der Stätte eigener Leistung. — An den Landstraßen hat jegliche Reklame zu verschwinden ... mit Ausnahme der an der Stätte eigener Leistung (z. B. das Wirtshausschild; es muß natürlich bleiben), an Ortseingängen (schon gefährlich!) und ... Aber wir wollen die derart gebilligte, nein, sogar gewollte Durchbrechung aller guten Absichten einmal positiv ausdrücken: Erlaubt ist Reklame auf Ortsschildern und Wegweisern auf Verlangen der zuständigen Straßenbaubehörde und auf Wegweiserschildern bis zu 50 cm Höhe und 1 m Breite an Wegkreuzungen oder Gablungen in Gestalt eines kurzen werbenden Zusatzes!

„Also kann es z. B. heißen: „Nach Bad Warmbrunn". „Hansi!" „Die beste Schuhwichse". — Denn die bewußten Firmen drängen sich nun danach, der gemeindlichen Forstverwaltung gegen Gestattung des Reklame-Zusatzes die Schilder unentgeltlich zu liefern. Und so wachsen sie in die Landschaft überall hinein, und es ist nur nicht einzusehen

1. wie man nun noch sagen kann, daß Reklame in der freien Natur verboten sei!

2. warum man die Streckenreklame verbietet und die an Wegen erlaubt? Oder ist die an Wegen wirksamer, so daß man gern ein kleines Opfer brachte! Das der Aufgabe der Streckenreklame.

Und weiß man um die Bemühungen, geschmackvolle und künstlerisch einwandfreie Wegweiser zu schaffen! Und weiß man, daß man diese Kulturarbeit wiederum totschlägt! Denn Reklame und Kultur stimmen selten zusammen. Denn Reklame der beschriebenen Art ist gleichen Geistes wie das, wofür sie wirbt: Massenartikel.

Es erübrigt sich, auf die weiteren Bestimmungen über Reklame am Ortseingang und im Orte einzugehen. Sie sind mit dem, was wir ausführten, genügsam gekennzeichnet: kulturfeindlich.

Nun heißt es ganz selbstverständlich: der Heimatschutz ein Feind der Wirtschaft. Wir sind uns dessen bewußt, recht zu tun für Volk und Heimat. Denn es bleibt uns heiligste Ueberzeugung: der Aufbau eines gesunden Volkstums ist nur möglich, wenn die besondere seelische Grundeinstellung des deutschen Volkes berücksichtigt wird. Und wir sind darin, Gott sei Dank, in Uebereinstimmung mit einem guten Teil (dem andern!) der deutschen Wirtschaft. Der „Arbeitsgemeinschaft wider die Auswüchse der Außenreklame" schrieben:

Generaldirektor Appel, in Firma H. W. Appel, Feinkost A.-G., Hannover, 4. 5. 34:

Man soll den reklamemachenden Firmen klar machen, daß auch sonst neutrale Leute, die sich wenig um Schutzfragen bekümmern, meist ärgerlich über Reklame sind. Es gibt wenig Reklamefreunde unter dem Publikum. Man ärgert sich vor allem über Reklame am unrechten Platz, und so schädigen sich die aller-



Fritz Rackow

An der Tränke (Linolschnitt)

meisten Firmen unbedingt durch Außenreklame. Sie nehmen geradezu gegen ihre Erzeugnisse ein, und bei den gedankenblitzschnellen Entscheidungen im Laden wird aus diesem Unterbewußtsein des Aergers oft gerade der Gegenstand der Außenreklame machenden Firmen nicht gekauft.

Ich weiß, daß viele Leute gesagt haben, daß sie niemals nach Bad Eilsen gehen würden, von dem einem die Kilometerentfernung von allen Bahnstrecken entgegengeschrien wird usw. — Die Amerikaner, die doch praktische Leute sind, denken genau so, und nur aus diesem Grunde, nicht aus irgendwelchen ästhetischen Gesichtspunkten, ist man in Amerika der Außenreklame so scharf zu Leibe gegangen und so erfolgreich; sonst ist es ja dem Amerikaner bekanntlich ganz gleichgültig, ob an einem guten Platze Schuttorte, Auto-Friedhöfe oder andere Dinge entstehen.

In jedem kleineren Orte müßte eine einfache Mitteilungstafel sein, auf der alle amtlichen Bekanntmachungen stehen. Natürlich hat auf einer solchen Tafel keine Reklame für irgendeinen Markenartikel Sinn.

Hüttendirektor Hennecke, Brandenburg a. Havel. Vizepräsident der Industrie- und Handelskammer zu Berlin. 19. 7. 34:

Die Industrie, der Kaufmann und viele andere brauchen Reklame. Wie sollte z. B. ein neues Fabrikat, eine Erfindung, bekannt werden ohne Reklame! Aber Reklame in der Zeitung, im Schaufenster und sonst an richtigem Platz, nicht aber Reklame mit der Nebenwirkung der Verschandelung unserer Landschaft und unseres Städtebildes.

Das deutsche Volk — nicht nur wenige durch den Besitz eines Automobils Bevorzugte, sondern die große Mehrheit des Volkes — hat heute ein Bedürfnis, sein schönes Vaterland kennen zu lernen. Es wünscht aber nicht eine verunzierte Landschaft beim Besuch seiner kleinen, alten, traulichen Städte die überkommenen Schönheiten nicht durch grobe Reklame verdeckt zu sehen, sondern es will das Vaterland sehen, wie es naturgeworden ist. Gerade im neuen Staat wird durch die Verlängerung der Urlaubszeit vielen Millionen von Menschen die Möglichkeit gegeben, durch Wandern die Schönheiten des Landes kennen zu lernen, wozu dann noch die Veranstaltungen der Organisation „Kraft durch Freude" hinzukommen.

Es ist nunmehr hohe Zeit, daß die Landschaft und die Städte wieder freigemacht werden von allen Reklameunzierden, die das natürliche Bild geändert, Reklamen, die zu einem großen Teil nicht den mindesten praktischen Zweck für die deutsche Volksgemeinschaft haben.

Großkaufmann Alfred Toepfer, Hamburg, 27. 12. 34:

Sie fragen wegen der Außenreklame. Es ist doch so, daß sich der jeweils Kapitalkräftigste und Rücksichtsloseste mit den Mitteln der Außenreklame auf Kosten der übrigen Mitbewerber noch mehr vordrängt und breitmacht.

Die Konsumkraft des Volkes wird bestimmt durch das Volkseinkommen und das Gesamtangebot an Gütern. Durch Außenreklame wird, im ganzen genommen, weder zusätzlicher Verbrauch noch zusätzliche Arbeit oder zusätzliches Einkommen geschaffen. Man wird im Gegenteil bei der Außenreklame nicht nur von einer ästhetisch, sondern auch wirtschaftlich unerwünschten Fehlinvestion von Geld und Arbeit reden können.

Eine Ware drängt sich nicht durch ihren Ruf, ihre Güte und ihre Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit auf, sondern durch einen schreienden Appell. Das ruhige Urteil wird getrübt, und der Verbraucher wird vielfach verführt, sein Geld entweder für etwas Ueberflüssiges auszugeben oder für etwas, das nicht durch beste Qualität, sondern lauteste und beste Reklame wirkt. In der freien Landschaft hat die Reklame zu verschwinden. Und an Verkehrswegen und in den Ortschaften hat sie sich absolut unterzuordnen auf die im öffentlichen Interesse gebotene Form und Menge. —

Das dürfte genügen! Der Heimatschutz steht nicht allein, und es kommt nun darauf an, daß die ihm mit diesen Aeußerungen gebotene Unterstützung nicht die einzige bleibt.

Heimatfreunde, sammelt Euch um die Fahne des Deutschen Bundes Heimatschutz und seiner Landesvereine (Stettin, Lorenzweg 31) zum Kampfe gegen die Auswüchse der Außenreklame!

Unsere Fahne

In einem Meer von Rot — rot ist das Blut,
rot ist der Liebe, ist der Flamme Glut —
schwimmt eine lichte Insel, ruht ein Kreis,
aufschimmernd, tröstend, tief im Rot das Weiß.

Doch hart und schwarz hebt sich aus weißem Schild
der Kraft, der Treue, alles Lebens Bild:
Die ewige Rune, die Erlösung bringt,
das Hakenkreuz, das Tod und Teufel zwingt.

O heilig Schwarz in Weiß auf rotem Feld!
Die Fahne hoch! Sie rauscht der deutschen Welt!
Die Reihen dicht geschlossen! Sonne loht!
Loht über Hakenkreuz und Schwarz-weiß-rot!

Franz Lüdtke

Das Strohdach auf dem Bauernhaus

Von Siegfried Gliewe

Durchwandern wir die deutschen Landschaften oder nehmen wir einen Bilderband deutscher Dörfer und ländlicher Gehöfte zur Hand, dann sehen wir, daß mit Ausnahme des gebirgigen Mitteldeutschlands und des Alpenlandes die Bedachung des altdeutschen Bauernhauses das Weichdach ist. Dieses Weichdach besteht gewöhnlich aus einer unteren Lage von Stroh und einer wetterfesteren Auflage von geschältem Schilfrohr. Im Schwarzwald und in Niedersachsen nehmen solche „Strohdächer", wie sie volkstümlich genannt werden, ganz mächtige ausdrucksstarke Formen und Ausmaße an. Ueber ganz Nordwest-, Nord- und Ostdeutschland ist das Weichdach ursprünglich einheitlich verbreitet. Das ist nur erklärlich, denn wo nicht, wie im Mittelgebirge, der Schiefer gewonnen wird, bediente man sich immer der billigsten Baustoffe, die die Landschaft bot. Die unzähligen Gewässer Niederdeutschlands liefern das Rohr in unbeschränkten Mengen. Einfach und ohne Unkosten wird es im Winter vom Eise aus gewonnen. Die Ernte wird auf nicht eigenen Gewässern gewöhnlich ohne Entgelt gestattet. Rohrdecker war in früheren Zeiten wahrscheinlich jeder Bauer selber, zumindest waren in jedem Dorf mit strohgedeckten Häusern (und sind es heute noch) einige damit vertraute Leute zu finden, die die Arbeit billig nebenberuflich ausführten. Grundsätzliche Sparsamkeit, die besonders den ostelbischen Kolonialdeutschen kennzeichnet, sorgte unter diesen Umständen dafür, daß bei ländlichen Bauten eine andere Bedachung gar nicht erwogen wurde. Die Vorzüge des Weichdaches sind allgemein bekannt; es hat angeblich nur einen Nachteil, die erhöhte Feuersgefahr. Architektonisch erfüllt es seinen Zweck vollauf. Wenn es seiner Struktur nach auch ein verhältnismäßig zäher architektonischer Bestandteil ist, so stellt ja die selten vom Rechteck abweichende Grundrißform keine besonderen architektonischen Probleme. Darüber hinaus ist ihm jedoch eine, wenn auch beschränkte, so doch gedrungene Wandelbarkeit in den einzelnen Landstrichen verliehen worden. Im Schwarzwald sind es mächtige Hauben, in Niedersachsen zottige Firste, im Ostseegebiet finden sich Lucken, Eulenlöcher, Schleppdächer, dazu „Krüppel"-, Halb- und Ganzwalme, in Ostdeutschland zieren den First Reithölzer. Ja, in Gemeinschaft mit einem Fachwerkgiebel, sei er verputzt oder ornamental mit Ziegeln gefüllt, in Verbindung mit dekorativ verbretterten Giebeln Ostdeutschlands, mit Windbrettern, Wendenknüppeln usw., erhält die Ansicht des altdeutschen Bauernhauses ein nach Landschaft und Menschenschlag lebhaft, ja charakterisierend abgewandeltes Bild, das allein genügte, den Reiz bäuerlicher Bauweise auszumachen. Für den landschaftlich romantisch und malerisch empfindenden Menschen hat das Strohdach bis heute nie seinen Reiz verloren; denn merkwürdig, wie alle starken, volklich und landschaftlich gebundenen Bauwerke durch ihr Alter im Eindruck nichts einbüßen, verliert auch ein 200 Jahre altes Strohdach nichts an seiner malerischen Wirkung, eher, daß braunes und saftgrünes Moos als natürliche Patina es noch anziehender machen. Das Empfinden für die Eigenartigkeit und das Gefühl des starken Geborgenseins unter dem unmittelbar pelzigen Dach, haben deutsche Dichter, Maler und Zeichner oft genug wiedergegeben. Trotz größter Billigkeit, größter Temperierfähigkeit (Ausgleich zwischen Kälte und Wärme), langer Lebensdauer (50 Jahre und länger; Ausbesserungen normaler Weise kaum innerhalb 20 Jahren) und billiger Ausbesserung durch den Besitzer oder einen Ortseinwohner, ist das Strohdach in starkem Rückgang begriffen. Der einzige und fast ausschließliche Grund gegen



Fischerhaus in Vitte auf Hiddensee

die Erneuerung ist die hohe Feuergefährlichkeit. Frühere Erfahrungen bei Bränden haben die Bauernschaft und neuerdings die Siedler veranlaßt, andere Bedachungen zu wählen. Die Baupolizei und vor allen Dingen die Versicherungsgesellschaften haben durch überhöhte Prämien das Strohdach unmöglich gemacht. Die Angst vor der Feuersgefahr ist berechtigt, wenn auch durchaus nicht in dem Maße, wie es die Aktionäre der Feuerversicherungen darzustellen belieben. Denn Erfahrungen während Jahrzehnten haben bei Rauchhäusern, wo es also nicht einmal einen Kamin oder Schornstein gibt, erwiesen, daß die Feuersgefahr durch Funkenflug sehr viel geringer ist, als man glaubt. Gibt es doch Häuser mit Strohdach in Ostpommern, in denen schon an 270 Jahre ein Herd raucht. Das heute gut überprüfte Feuerlöschwesen hat, mit Berücksichtigung der fast in allen Kreisstädten untergestellten Motorspritzen, eine Feuersgefahr, wie sie zu Zeiten der Löscheimer und Leitern bestand, wesentlich verringert.

Aber auch andere Bedachungsmaterialien treten als Feind des Strohdaches auf, um es mehr und mehr zu verdrängen. In diesem Zusammenhange wäre zuerst noch der Schindel zu erwähnen, obgleich er nicht zu den Bedachungsmitteln gehört, die das Strohdach verdrängen, sondern vielmehr als ein Weichdach sich ebenfalls auf dem Rückzuge befindet. Gerade in diesen Tagen ging durch die pommersche Presse eine Aufforderung der Stelle für pommersche Denkmalspflege, die zur Erhaltung der Schindeldächer aufruft. Denn wie das Rohr aus unseren Seen, so ist der Schindel, aus dem Holz unserer Wälder geschlagen, ein bodenständiger Baustoff. Die Verbreitung des Schindels ist an die mitteleuropäischen Waldgebiete gebunden. Von Schweden bis tief in den Balkan findet man Schindeldächer. In Deutschland vorzugsweise in den Ostprovinzen, vereinzelt im gebirgigen



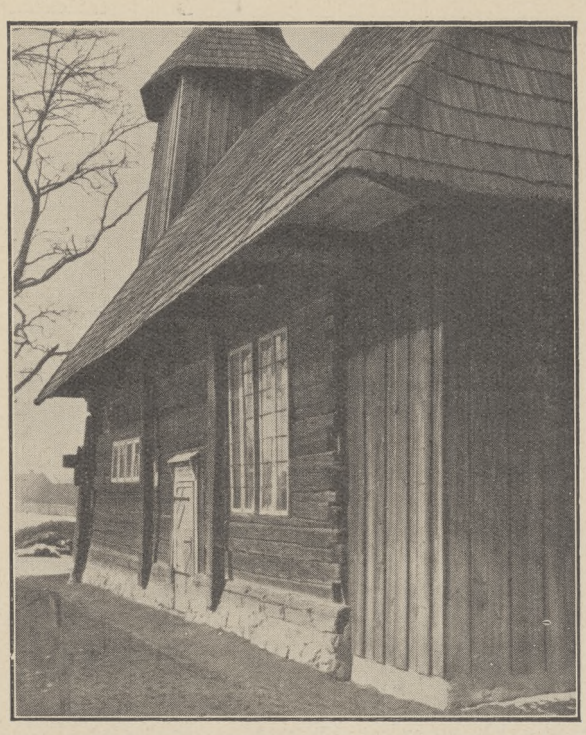
Rohrdächer und Rohrvorrat in Kamp an der Rega
Aufn. Martin Reepel

Westen Mitteldeutschlands, im Schwarzwald und in Teilen der Schweiz. Schlesische Holzkirchen mit Schindeldächern haben es durch ihre fast bizarren Formen zur Berühmtheit gebracht. Ebenso hat auch Pommern Schrotholzkirchen im Kreise Bütow (siehe U. P.: Sonderheft „Pommersche Ostmark", Jahrgang 1925, Heft 10/11) aufzuweisen, die mit Schindeln gedeckt sind. Auch sonst im Lande findet sich manche ausdrucksstarke Dorfkirche. Der Schindel ist zweifellos, wie auch der Aufruf betont, ein sehr fügsames Bedachungsmaterial, da man ihn nach Belieben in Länge und Breite schlagen kann, da man ihn kurz oder lang verlegen kann und auch die Traufkante durch ein paar Schnitte aus der geraden in die gerundete, eckengerundete, zugespitzte oder gekerbte Form bringen kann. Der Schindel ist so schmiegsam in der architektonischen Verwendung, daß er geradezu verspielte Formen erzeugt, da die kleinsten Abdeckungen, Schweifungen, zierliche Ueberkragungen, zwanglose Zuspitzungen und jegliche Wölbungen dadurch erzielt werden können, wovon ein Blick auf den im Holzbau recht erfinderischen Geist des slawisch besiedelten Ostens Mitteleuropas leicht überzeugt. Während jedoch in diesen Gebieten das Bauernhaus manchmal durchgängig mit Schindeln gedeckt ist, hat in Pommern der Schindel im Profanbau nur ganz geringe Verbreitung erfahren, sodaß er zahlenmäßig gegenüber dem Strohdach kaum in Erscheinung tritt und infolgedessen das Dorfbild oder die Bauweise maßgeblich nicht zu beeinflussen vermag. Da der Schindel als ein natürlicher Baustoff die Verwitterungsfarbe der Natur annimmt, gliedert er sich unauffällig dem dörflichen Gesamtbild oder der Umgebung des Gehöfts ein, und man wird ihn



Aufn. Heinrich Schulz

Strohdächer in Seedorf bei Demmin



Holzkirche mit Schindeldach in Bahrenbusch, Kr. Neustettin — Aufn. Heinrich Schulz

darum gern gelten lassen, wenn er neben dem Strohdach verarbeitet wird. Jedenfalls kann er mit künstlichen Bedachungsmaterialien nicht verglichen werden. Darüber hinaus sollte seine Verwertung oder Erhaltung auf Dorfkirchen gefordert werden, denn wir sind durchaus noch nicht in der glücklichen Lage, genügend Baumeister zu haben, die die künstlerischen und architektonischen Möglichkeiten eines natürlichen Baustoffes zu erkennen, auszuschöpfen oder sogar zu erneuern vermögen, was ebenso auf das Strohdach zutrifft, wie aus dem holländischen Gegenbeispiel hervorgeht.

Wenden wir uns nach dieser kleinen Abschweifung wieder den neuzeitlichen Ersatzstoffen für das Strohdach zu, so müssen wir feststellen, daß der Dachziegel, ob aus Ton oder Zement, kalt und nüchtern wirkt. Für die materialistische Baugesinnung des Städters hat ein Ziegeldach allerdings den Anschein des Soliden, es ist „massiv!", und dem rechnenden Landmann müssen leider niedrige Versicherungsprämien die hohen Anschaffungskosten und die Unwirtschaftlichkeit aufwiegen. Der malerische Zauber des Strohdaches geht dabei gänzlich verloren, denn über „leuchtend rote Dächer" ist die Poesie der Ziegeldächer noch nicht hinausgekommen. Wahre Greuel im ländlichen Bauwesen haben jedoch erst die Dachpappe und in neuester Zeit, als abschreckendste Versachlichung, das Zinkblechdach herbeigeführt. Welche Verschandelungen von Dorfbildern während der Dachpappeninflation ungefähr seit den siebziger Jahren angerichtet sind, ist wahrhaft unbeschreiblich, und die Verwilderung des ländlichen Baustiles der letzten Jahrzehnte kann wesentlich auf die Erfindung und Verwendung der Dachpappe zurückgeführt werden. Blechdächer sollten, zumindest in geschlossenen ländlichen Anwesen, verboten sein. Wenn die neue Besiedlung des ostdeutschen Koloniallandes wieder zu landgemäßen Bauformen kommen soll, die dem Landschaftscharakter und der Bauüberlieferung entsprechen, wobei weitgehendst das Prinzip von Billigkeit und Wirtschaftlichkeit zu wahren ist, so muß auch das Strohdach den Platz wieder einnehmen, der ihm gebührt. An vereinzelten Versuchen bei Neubauten, sogar einen soliden Schrotholzbau mit dem Strohdach zu vereinen, fehlt es nicht. Aber man muß seinen einzigen Nachteil aus dem Wege räumen, die Feuergefährlichkeit. Und das kann neuerdings geschehen. In Holland geht man dazu über, das durch kein anderes Dach zu ersetzende Strohdach auf dem Lande wieder zu verwenden, nachdem man das Stroh durch ein einfaches Mittel feuerfest gemacht hat. Eine gegen Brennbarkeit schützende Imprägnierung ist bekanntlich nichts Neues, nur dieser ganz besondere Verwendungszweck ist bisher nicht genügend beachtet worden. Wenn wir also in den Stand gesetzt werden, vielleicht für geringes Geld ein Imprägnierungsmittel zu besitzen, das u. U. einfach von dem Strohdecker selber verarbeitet wird, dann fiele damit der einzige Einwand der Baupolizei und der Versicherungen. Gerade bei den serienmäßigen Bauten der Siedlungen würde sich das Feuerfestmachen des Strohes (es genügen wahrscheinlich die oberen Lagen) bestimmt empfehlen. Wir kämen damit zu dem billigsten und besten Dach, das der deutsche Bauer besitzt, zu landeigener, stilechter und ausdrucksvoller Bauweise. Wenigstens für alle diejenigen Gebiete, in denen ursprünglich das Strohdach allein verbreitet war und heute noch vorherrscht, sollte unter diesen Umständen das Weichdach vom heimatschützerischen Standpunkt gesehen und gesetzlich gefordert werden. Solcher Fortschritt wäre ein Fortschritt ins Wesentliche; Zementziegel, Papp- und Blechdächer sind auf dem Lande eine Barbarei.

Wollte man also der Verwilderung ländlicher Baugesinnung entgegenwirken, so wäre — von rückwärts angefangen — zuerst die Verwendung von Blechdächern auf dem Lande zu verhindern. Diese werden nicht nur als Flachdächer verlegt, sondern, wie im Kreise Bütow beobachtet wurde, auch an Stelle abgetragener Strohdächer auf Fachwerkhäusern als Spitzdächer verwendet. In solchem Falle hat m. E.

die Stilwidrigkeit ihre abschreckendste Spitze erreicht. Würde es ferner gelingen die Feuerversicherungen zu veranlassen, die Prämien für feuerfeste Strohdächer nicht über diejenigen von Pappdächern zu erhöhen, so würde sich wohl bald ganz von selbst eine neuerliche Bevorzugung des Strohdaches ergeben. Allerdings muß gesagt werden, falls man weiterhin dazu neigen sollte, den besonders für den Küstenstrich wenig geeigneten städtischen Putzbau beizubehalten, daß ein in Ziegeln oder Klinkern aufgeführtes Bauernhaus mit dem Strohdach eher eine Einheit erreicht. Dafür liefern uns Westfalen und Friesland die besten Beispiele.

Nach Niederschrift dieser Zeilen hatte der Verfasser Gelegenheit, auf einer Reise durch Holland auf diese Dinge zu achten. Dort wo ländliche und städtische Bauweise kaum getrennt sind, befand sich das Strohdach neuerdings in zunehmender Verbreitung; sowohl bei bäuerlichen als auch bei Landhausbauten. Die Dächer hatten — wohl als Folge der Imprägnierung — einen matten Graugußglanz und waren gänzlich algen- und moosfrei. Die Traufkanten waren oft stark vorgezogen, wodurch nicht nur der Eindruck des traulich Geborgenen hervorgerufen wird, sondern man verschafft damit zugleich den Wänden und den Holzverkleidungen Witterungsschutz. Hier, wo die Grundrißform häufig vom bäuerlichen Rechteck abweicht, zeigte sich erst, welche Wölbungsfähigkeit und Schmiegsamkeit die Kunst des Architekten dem scheinbar zähen Strohdach verleihen kann. Diese seidig glänzenden, fugenlos verlegten Dächer, die in Spitzbogen, halben



Kirche mit Schindeldach in Stüdnitz, Kr. Bütow
Aufn. Reinhold Richter

Tonnengewölben und allerlei Schweifungen die braunroten Klinkerbauten decken, erregten berechtigte Bewunderung. Sie sollten uns ein Beispiel sein, daß eine stilklare, bodenständige Bauweise immer wieder erzeugt werden kann, wenn der Wille zu einem bewußten und gesunden Lebensstil vorhanden ist.

Das Besprechen in Pommern

Von Privatdozent Dr. Karl Kaiser, Greifswald

Im Jahre 1781 erschien in Stralsund ein „Platt-Deutsches Wörter-Buch nach der alten und neuen Pommerschen und Rügischen Mundart". Der Verfasser war der Greifswalder Professor Johann Carl Dähnert. Auf Seite 49 heißt es in diesem Buche zu dem Worte „böten": „Auf eine abergläubische Art einen Schaden heilen". Wie es im Einzelnen dabei zugeht, worin der Aberglaube besteht, was geschehen muß, damit die gewünschte Wirkung erreicht wird, davon spricht der Verfasser nicht. Schwerlich deswegen, weil er nichts Genaueres wußte oder nichts darüber hätte in Erfahrung bringen können, sondern deshalb, weil es ihm nicht angebracht scheinen mochte, die Auswüchse des „Aberglaubens im gemeinen Volke" in einem gelehrten Buche ans Licht zu ziehen.

Seit den Tagen Joh. Carl Dähnerts sind in Pommern zahlreiche Aufzeichnungen über diese dunklen Künste gemacht worden. Es gibt wohl keine pommersche Zeitschrift, von den „Blättern für pommersche Volkskunde" angefangen bis zu den vielen Heimatbeilagen der Gegenwart, in der nicht pommersche Zaubersprüche und Zauberformeln veröffentlicht wären. Mancherlei ist festgestellt worden, auf welche Weise diese Sprüche angewendet werden müssen, gegen welche Krankheiten sie besonders wirkungskräftig sind und unter welchen Umständen sie am besten zu gebrauchen sind. Wir wissen auch einiges darüber, daß die Kenntnis dieser Sprüche nicht einfach von Mensch zu Mensch weitergegeben werden kann. Oft vererbt sich die Kunst nur in der Familie, in vielen Fällen können Frauen nur von Männern und Männer nur von Frauen das Besprechen lernen. Gelernt will es sein, nicht

jeder ist dazu berufen. Der Forschung sind bei ihren Untersuchungen die zahlreichen Aufzeichnungen zunutze gekommen, die von den Trägern und Benutzern der geheimnisvollen Sprüche selbst gemacht worden sind. Ganze „Flüsterbücher" sind zusammengestellt worden. Erst kürzlich ist über eine aufschlußreiche pommersche Handschrift dieser Art eingehend berichtet worden [1]). Allein das „Volkskundliche Archiv für Pommern" besitzt ein gutes Dutzend solcher aus dem Volke stammender Sammlungen von Besprechungsformeln.

Die meisten dieser Handschriften sind etwa 60 bis 80 Jahre alt, einige auch älter, kaum eine aber jünger. Dies könnte vermuten lassen, daß der Glaube an die Zauberkraft der alten Sprüche heute in Pommern nicht mehr so lebendig ist wie früher. Und muß nicht auch in der modernen Zeit dieser „Aberglaube", daß man mit geheimnisvoll gemurmelten Sprüchen und zauberischen Handlungen Krankheiten heilen könne, ganz von selber aussterben? Dann hätten wir, wie so oft, heute nur noch die letzten Ueberbleibsel einer alten, nicht mehr lebensfähigen pommerschen Volksüberlieferung zusammenzutragen und somit Totengräberarbeit zu leisten.

Aber es zeigt sich, daß diese Vermutung ein großer Irrtum ist. Aus allen Teilen des pommerschen Landes liegen einwandfreie Zeugnisse dafür vor, daß „noch heute" das Besprechen, das Böten, das Stillen, das Suchtenbrechen, das Pusten, das Brauchen eine große Rolle spielt. Es ist kaum möglich, etwas Genaues darüber festzustellen, *was* es nun wirklich in jedem einzelnen pommerschen Dorf und in jedem einzelnen Falle bedeutet. Einige glauben unverbrüchlich daran, denn sie wissen, daß es tatsächlich hilft. Andere machen es immerhin mit, da es ja wohl nichts schaden kann. Andere fühlen sich angezogen durch das Geheimnisvolle, das jenseits alles vernünftigen Denkens zu liegen scheint. Manche nehmen daran teil, einfach weil sie Träger alter Ueberlieferung und diese Ueberlieferung weitergeben und fortpflanzen, ohne sie jemals von sich abschütteln zu können. Für manche andere ist es vielleicht nur ein lustiger Scherz, den man sich nicht entgehen lassen will. Wir wissen heute ganz genau, daß der sogenannte „finstere Aberglaube" nicht als etwas Eigentümliches den „unteren Schichten" angehört, sondern alle Stände tauchen irgendwie in manchen ihrer Vertreter in diese geheimnisvolle Welt hinein. Wir wissen auch, daß nicht alle Erscheinungen, die man gemeinhin als „Aberglaube" abtut, ohne weiteres mit einander verglichen werden können, und wir wissen schließlich, daß auch in dieser Welt des sogenannten „Aberglaubens" die unversieglichen Kräfte unseres Volkstums wirken und fortleben bis in die Gegenwart hinein. Dieses letzte ist das Entscheidende. Denn hier gewinnt der Betrachter die Fähigkeit, ohne jedes unangebrachte Vorurteil der volkstümlichen Ueberlieferung gegenüberzutreten und in ihr das Wirken des Volksgeistes zu erkennen.

Auf einem kleinen Umwege, der aber zu sehr aufschlußreichen Beobachtungen führt, kann man sich einen ungefähren Eindruck davon verschaffen, *wie* bekannt „noch heute" das Besprechen in Pommern ist und welche große Bedeutung es für das pommersche Volksleben der Gegenwart hat. Zu diesen Erfahrungen verhelfen die Sammlungen für den „Atlas der Deutschen Volkskunde" [2]), die seit dem Jahre 1930 im Gange sind. 1931 ist für den deutschen Volkskundeatlas ein zweiter Fragebogen ausgeschickt worden. Insgesamt 671 Mitarbeiter in zusammen 650 pommerschen Orten haben diesen Fragebogen bis heute beantwortet. Unter den Fragen, die ihnen vorgelegt waren, befand sich auch die folgende: „Wie nennt man das Besprechen von Krankheiten? (z. B. segnen, brauchen, böten, binden, bannen)." Weitere Erklärungen wurden im Fragebogen nicht gegeben. Doch in einem kleinen Mitteilungsheft, das den Fragebogen beilag, hieß es (S. 19): „Kein Mittel der Volksmedizin hat sich seit den ältesten Zeiten bis auf heute so fest und unverändert erhalten wie die Heilung von Krankheiten aller Art, besonders Hautleiden (Warzen, Rose, Ausschlag) und Wunden durch „Besprechen". Erfolge, die nicht wegzuleugnen und wissenschaftlich auch wohl zu erklären sind, sichern dieser Heilweise ihre Anerkennung und Anwendung auch in den Kreisen, die sonst über allen „Aberglauben" die Nase rümpfen." Man sieht: die Frage ist ganz allgemein gehalten. Nur ganz im großen ist nach der Bezeichnung für das Besprechen gefragt, obwohl doch zu erwarten ist, daß es etwas anderes ist und daß es auch anders bezeichnet wird, wenn die eine oder die andere Krankheit „besprochen" wird. Man kann von dieser Rundfrage also nur Aufschlüsse einer ganz bestimmten und beschränkten Art erwarten. Aber auch diese

[1]) Lutz *Mackensen*, Ein pommersches Hirtenbuch des 18. Jahrhunderts als Quelle religiöser Volkskunde. In: Volkskunde-Arbeit. Festschrift für Otto Lauffer. (1934). S. 196 ff.

[2]) Vgl. Herbert *Schlenger*, Methodische und technische Grundlagen des Atlas der deutschen Volkskunde (= Deutsche Forschung 27) 1934. — Ueber die Arbeit in Pommern: Karl *Kaiser*, Der Atlas der deutschen Volkskunde. Unser Pommerland 18. (1933.) Heft 3. — ders. der Atlas der deutschen Volkskunde in Pommern. Pommersche Heimatpflege IV. (1933.) Heft 3. — ders. Die Arbeit am „Atlas der deutschen Volkskunde" in Pommern. Monatsblätter der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde 48. (1934). S. 160 ff.



Maßstab des Originals: 1:300 000

Das «Besprechen» in Pommern

Das Original der Karte ist hier in sechsfacher Verkleinerung wiedergegeben.

Aufschlüsse sind gerade für Pommern besonders überraschend und bedeutungsvoll.

671 Pommern in allen Teilen des Landes haben also seit 1931 Gelegenheit gehabt, sich zu dieser Frage nach den Bezeichnungen für das Besprechen zwanglos zu äußern. Nur 34 von ihnen haben die Frage unbeantwortet gelassen, „unbekannt", „nicht üblich" oder „nicht mehr Brauch" geschrieben. Einer hat ein Fragezeichen gemacht. Ein anderer hat mitgeteilt, daß das Besprechen zwar üblich, ihm aber nicht bekannt ist. Alle übrigen 637 Mitarbeiter haben die Frage nicht nur sofort verstanden, sondern auch etwas darauf zu antworten gehabt. Also nur knapp 5 v. H. der Mitarbeiter haben mit der Frage nichts anzufangen gewußt. Allein diese rein statistische Feststellung zeigt, daß das Besprechen eine volkstümliche Ueberlieferung ist, die in Pommern heute in überraschender Stärke lebt.

Es ist nun wichtig zu sehen, wieviel die einzelnen Mitarbeiter auf die Frage zu antworten haben, und auch hier zeigt sich wieder, wie lebenskräftig die Kunst des Besprechens im pommerschen Volksleben der Gegenwart steht. Weit mehr als ein Drittel der 637 Mitarbeiter, nämlich 242 von ihnen, begnügen sich nicht damit, nur eine Bezeichnung für das Besprechen aus ihrem Orte mitzuteilen. Sie geben gleich mehrere an: in 178 Fällen zwei, in 52 Fällen drei, in 10 Fällen vier. Zwei Mitarbeiter haben sogar je fünf verschiedene Bezeichnungen für das Besprechen zur Verfügung. Nicht nur die Lebenskraft des Besprechens in der Gegenwart wird dadurch bestätigt, sondern auch die bereits ausgesprochene Vermutung, daß nicht einfach von dem Besprechen an sich die Rede sein darf. Hinter diesen verschiedenen Bezeichnungen, die in einem einzigen Orte leben und von einem einzigen Gewährsmann mitgeteilt werden, muß sich doch wohl auch eine Verschiedenartigkeit der Sache verbergen. Wenn aber diese Vermutung zutrifft, dann ist das Besprechen nicht nur ein lebenskräftiger pommerscher Volksbrauch der Gegenwart, sondern auch ein reich gegliederter, der den Mannigfaltigkeiten des täglichen Lebens und der täglichen Not Rechnung trägt.

Schließlich: es ist nicht nur wichtig zu sehen, wieviel mitgeteilt worden ist, sondern auch was die Mitarbeiter des „Atlas der Deutschen Volkskunde" angegeben haben. Die Fülle der aus ganz Pommern mitgeteilten verschiedenartigen Bezeichnungen ist so groß, daß ihre Darstellung und Beschreibung Schwierigkeiten macht. Die Karte (S. 31) gibt nur einen Teil der ermittelten Bezeichnungen wieder, die wichtigsten von ihnen: pusten und bepusten, stillen, brauchen, böten, Suchten brechen, streichen, flüstern und beflüstern, tun und schließlich auch „besprechen" selber. Aber nicht alle Angaben, die sich auf die Bezeichnung „besprechen" bezogen, konnten auf der Karte dargestellt werden. „Besprechen" ist nur in denjenigen Fällen eingezeichnet worden, in denen aus dem gleichen Orte keine andere Bezeichnung vorlag. Aber selbst diese kleine Auswahl ist nicht in der ganzen Vielgestaltigkeit in der Karte niedergelegt, wie sie aus den Mitteilungen der Gewährsleute zu Tage tritt. Alle mundartlichen Formen, die bei einzelnen Wörtern sehr zahlreich sind, mußten beiseite bleiben. Unter dem Zeichen für „streichen" sind die Bezeichnungen „abstreichen" und „bestreichen" zusammengefaßt. Unter dem Zeichen für „tun" ist eine Fülle von verschiedenartigen Angaben vereinigt worden: „se het wat vör doan", „dovoa daue", „wat för dohn", „sei möt em eis doför daue", „wat doogeege daue" usw. Außer diesen auf der Karte dargestellten Bezeichnungen gibt es noch eine ganze Reihe anderer Benennungen, die entweder nur ganz vereinzelt mitgeteilt worden sind oder kein klar hervortretendes Verbreitungsgebiet in Pommern haben. Einige von ihnen stehen mit Bezeichnungen, die auf der Karte erscheinen, in Beziehung: „absprechen" (1), „lossprechen" (1), „versprechen" (1), „zurücksprechen" (1), — „auspusten", „utpusten" (4), „avpuste" (1), „wegpusten" (1), „püstern" (3). Dazu kommen: „beten" (1), „abbeten" (2), „bebeten" (1), „verbeten" (1), „gesund beten" (3); — „binden" (3), „verbinden" (1); — „segnen" (7), „aussegnen" (2), „spruchsegnen" (1); — „bannen" (35); — „bewundern" (1), „zurückrufen" (1), „bereden" (1), „sei ka davoe" (1). — Schließlich noch einige Bezeichnungen, die wahrscheinlich garnicht das Heilen der Krankheit durch Besprechen, sondern das Anzaubern, das Hervorrufen einer Krankheit mit zauberischen Mitteln, betreffen. Die wenigen Mitarbeiter, die solche Angaben gemacht haben, wollten diese Wörter, die ihnen beim Lesen der Frage einfielen, nicht beiseite lassen. Hierher gehören: „verrufen" (4), „pofel", „bepofeln" (2), „beheren" (1) und wohl auch „bezaubern" (1), „betöwern" (1), „töwern" (1). Mit völliger Sicherheit läßt sich das aber nicht sagen. Die Frage hat manchen Mitarbeiter zu Angaben angeregt, die überhaupt nicht gefragt waren. So hat auch ein Mitarbeiter die Angabe gemacht „Diebessegen sprechen".

Aus den Bezeichnungen kann schon manches über das „Besprechen" selber entnommen werden. Gewiß sind viele Bezeichnungen ganz allgemein gehalten. Die Bezeichnungen „böten", „bannen", „binden", „zaubern", „Suchten brechen" lassen keinerlei Schluß auf den Vorgang beim Besprechen zu. Andere Wörter führen aber weiter. Aus einigen geht hervor, daß im Mittelpunkt das

Sprechen von geheimnisvollen Sprüchen steht. Solche Bezeichnungen sind: vor allem „besprechen" selber mit seinen verschiedenen besonderen Formen und Verwandten, dann „flüstern", „beten", „zurückrufen". Andere Bezeichnungen, wie „abstreichen", „bestreichen", „segnen", lehren, daß bestimmte zauberische Bewegungen erforderlich sind. Vor allem die Hand ist die Trägerin der menschlichen Zauberkraft. Solche magische Heilkraft hat aber auch der Atem, und darauf deuten Bezeichnungen wie „pusten", „bepusten", „püstern", „auspusten" usw. Selbstverständlich braucht der ursprüngliche Sinn dieser Bezeichnungen nicht immer mehr lebendig zu sein. In vielen Fällen ist er heute verwischt. Man kann auch „bepusten", indem man den wirkungskräftigen Zauberspruch in der rechten Weise flüstert und den kranken Körperteil mit der Hand bestreicht. Und man darf sich das „Flüstern" nicht immer so vorstellen, daß nur geheimnisvolle Worte leise gesprochen werden. Heilende Bewegungen mit den Händen gehören meistens dazu.

Es fragt sich nun, ob alle diese Bezeichnungen einfach über Pommern hingestreut sind, ohne daß sich eine Regel und ein Gesetz erkennen ließe. Die Antwort wird von der Karte (S. 31) erteilt. Sie zeigt, daß drei große Gebiete in Pommern deutlich hervortreten:

1. Vorpommern mit den Inseln Rügen, Usedom und auch Wollin. Auf dem Festland wird dieser vorpommersche Bezirk abgegrenzt durch eine Linie, die ziemlich genau mit der Zarow zusammenfällt. Aufs neue ist damit diese wichtige Grenze innerhalb der pommerschen Volkstumslandschaft sichtbar, die Robert Holsten bereits vor zwei Jahrzehnten bei seinen Untersuchungen über die Verbreitung anderer Wörter in Pommern festgestellt hat. — In diesem vorpommerschen Gebiet herrscht die Bezeichnung „stillen" vor. Zwar kommt das Wort „stillen" gelegentlich auch weiter im Osten vor, aber diese wenigen Ausnahmen vermögen an dem Bild nichts Wesentliches zu ändern. Auch zwei nicht so häufig mitgeteilte Bezeichnungen sind auf dieses vorpommersche Gebiet beschränkt: „brauchen" und „Suchten brechen". An zwei Stellen ist die Bezeichnung „Suchten brechen" im Begriff, in Mittelpommern einzufallen, bezeichnender Weise in den großen Städten Stettin und Stargard. Die Stadt wirkt als ausgleichende und glättende Kraft zwischen den verschiedenen Lebenszentren des Volkstums. Auch die Bezeichnungen „flüstern" und „beflüstern" sind fast ganz auf Vorpommern beschränkt. Besonders häufen sie sich im südöstlichen Teile Rügens. — So zeigt sich dieses vorpommersche Gebiet in klaren, scharfen Umrissen und ist deutlich gegen das übrige Pommern abgesetzt.

2. Ostpommern, und zwar das Land östlich etwa einer Linie, die man von Rügenwalde über Schlawe nach Rummelsburg zieht, ist auf der Karte auffallend einfach und leer und sticht scharf von dem bunten Bilde ab, das die vorpommersche Ueberlieferungsfülle darbietet. Nur ganz vereinzelt werden aus diesem ostpommerschen Bezirk besondere Bezeichnungen für das Besprechen gemeldet. Die meisten Mitarbeiter haben lediglich „besprechen" oder mundartliche Formen dieses Wortes angegeben. Je weiter man nach Westen zu schreitet, um so seltener werden die Fälle, daß die Mitarbeiter nichts anderes wie das Wort „besprechen" aus ihrem Orte mitzuteilen hatten.

3. Zwischen diesen deutlich hervortretenden Landschaften des Ostens und des Westens zieht sich ein breit ausladendes Gebiet hin, das im Westen etwa durch die Zarow und im Osten durch die besprochene Linie Rügenwalde-Schlawe-Rummelsburg eingegrenzt ist. Die äußersten Posten dieses Bezirkes werden gehalten durch die Bezeichnung „böten": im Westen wie im Osten. Dicht herrscht „böten" in den Kreisen Ueckermünde und Randow. Das Verbreitungsgebiet der Bezeichnung „böten" reicht nach Osten zu über die Oder hinüber und geht auf dem rechten Oderufer etwa bis zur Ihna. Dann folgt ein weitläufiges Gebiet, in der sie nur gestreut vorkommt. Aber im Osten, im Kreise Neustettin und nördlich bis über Bublitz hinaus und an Rummelsburg heran, ist die Bezeichnung „böten" wieder auffallend gehäuft. Diesem südlichen Schlußpfeiler tritt in der Gegend um Schlawe und Rügenwalde ein nördlicher zur Seite. „Böten" bricht zwar manchmal auch über seine so beschriebenen Verbreitungsgrenzen hinaus. Das sind aber schwache Ausstrahlungen vom Hauptgebiet her. — Auch die verschiedenartigen Bezeichnungen und Ausdrücke, die auf der Karte unter dem Stichwort „tun" vereinigt sind, kommen fast ausschließlich in diesem mittelpommerschen Bezirk vor. Dabei ist bemerkenswert, daß sie sich deutlich in den südlicheren Teilen Pommerns halten und nach Norden in der Regel eine Linie nicht überschreiten, die etwa von Stettin nach Schlawe zu gezogen wird. Diese Linie fällt unverkennbar zusammen mit der Grenze, die Robert Holsten für die Bezeichnung „Pütt" (Ziehbrunnen) festgestellt hat. — Auch „pusten" und „bepusten" kommen vor allem im mittleren Teile Pommerns vor. Diese beiden Bezeichnungen reichen aber auch oft über die Zarowlinie nach Vorpommern hinein.

Dies sind die wichtigsten Ergebnisse, die sich aus der Karte ablesen lassen. In mancher Hinsicht werden durch sie Ergebnisse früherer Forschungen, vor allem Robert Holstens,

bestätigt. Manches andere ist neu und bedarf noch genauerer Nachforschung. Die Gründe für diese Gliederung des pommerschen Landes lassen sich hier nicht erörtern[3]). Geschichtswissenschaft und Geographie haben einzusetzen und zu erklären und zu deuten, was die pommersche Volkskunde zunächst nur einfach dargestellt und beschrieben hat. Die pommersche Volkskunde darf aber nicht dabei stehen bleiben, das eine oder andere Wort, diese oder jene Volksüberlieferung herauszugreifen und deren Verbreitung in Pommern festzustellen, sondern sie muß eine große Anzahl von verschiedenen volkskundlichen Karten aus Pommern liefern, und alle Gebiete der pommerschen Volkskultur müssen dabei berücksichtigt werden. Dann vermag die pommersche Volkskunde, im Verein mit ihren Nachbarwissenschaften, auch das entscheidende Wort zu sprechen, welche Ereignisse der Siedlungsgeschichte, welche Stöße und Ströme der deutschen Siedlung in Pommern im Bilde der heutigen pommerschen Volkstumslandschaft wiederzufinden sind[4]).

Der kleine Umweg, der eingeschlagen worden ist, um die Bedeutung des Besprechens für das heutige pommersche Volksleben festzustellen, hat also „nebenbei" einen wichtigen, neuen Beitrag zur pommerschen Volkstumsgeographie gebracht. Eine große Fülle von verschiedenen Bezeichnungen für das Besprechen sind in Pommern festgestellt worden. Sie sind nicht regellos über dem Lande ausgestreut und durcheinander gewirbelt, sondern nach Gesetzen geordnet und sinnvoll verteilt. Diese sinnvolle Ordnung, die wir im Volksleben der Gegenwart beobachten, hilft uns die Geschichte des Landes Pommern und des pommerschen Volkes verstehen, und sie erhält umgekehrt aus der pommerschen Geschichte heraus manche Aufklärung. Als sichere Erkenntnis ist gewonnen, daß das Besprechen, so „unmodern" es nun auch auf den ersten Blick scheinen mag, nach wie vor in Pommern sehr lebendig ist. Gewiß liegen Anzeichen dafür vor, daß die alten Ueberlieferungen in der Gegenwart gewissen Wandlungen unterworfen sind. Aber keinerlei Anzeichen gibt es, daß der alte Brauch, Krankheiten und sonstigen Uebeln mit geheimnisvollen Sprüchen und Zauberhandlungen zu Leibe zu gehen, in seiner Lebenskraft heute geschwächt sei.

Manche andere Frage ist noch ganz ungeklärt, und wie verwickelt und schwierig das ganze Gebiet ist, hat sich vielleicht jetzt erst deutlich gezeigt. Selbstverständlich ist nicht mit allen Bezeichnungen immer auch dasselbe gemeint. Es ist etwas anderes, ob die Rose oder der Brand oder die Warzen oder eine Wunde besprochen wird, und etwas anderes ist es auch, ob man Krankheiten beim Menschen oder beim Vieh bespricht. Nur dem Außenstehenden kann es so scheinen, als ob alles Besprechen einfach „besprechen" sei. Wer näher hinschaut, wird erkennen, daß es eine ganze Reihe von verschiedenen Besprechungskünsten gibt, die jede für ihren Fall angewendet werden müssen und die nicht Jeder alle beherrscht. „Stillen", so schreibt ein Mitarbeiter des „Atlas der Deutschen Volkskunde", „stillen" sagt man nur, wenn menschliche Krankheiten geheilt werden sollen. „Besprechen" bezieht sich auf Viehkrankheiten. Außerdem kommt auch die Bezeichnung „brauchen" vor. „Bannen" sagt man aber nur von der Kunst, Geister zu beschwören." Nicht überall in Pommern werden die verschiedenen Bezeichnungen in dieser Weise verwendet. Manche Angaben stehen zu den Mitteilungen dieses Mitarbeiters geradezu im Widerspruch, und so wird erneut bewiesen, wie vielgestaltig die pommersche Volksüberlieferung überall ist.

Viele Fragen, die heute noch nicht abschließend beantwortet werden können, werden in kürzester Zeit der Lösung näher kommen. Für den „Atlas der Deutschen Volkskunde" ist bereits ein neuer Fragebogen ausgeschickt worden, der sich unter anderem wiederum mit dem „Besprechen" beschäftigt. Wer bespricht? Frauen, Männer? Kann man sich selber besprechen? Gibt es Zeiten des Tages oder des Monats, die für das Besprechen besonders günstig sind? Wie geht das Besprechen vor sich? Wie nennt man das Besprechen von Viehkrankheiten? Welche Krankheiten werden überhaupt durch Besprechen geheilt?

---

[3]) Siehe Robert Holsten, Sprachgrenzen im pommerschen Plattdeutsch 1928. — derf. Wie Pommern ein deutsches Land wurde. Unser Pommerland 19. (1934). S. 60 ff. (Dort weitere Literatur). — vgl. Kurt Mischke, Die niederdeutsche Sprache in Pommern. In: Pommernatlas. 1934. Blatt 46.

[4]) Karten auf Grund pommerschen Materials des „Atlas der deutschen Volkskunde" sind in folgenden Arbeiten enthalten: Karl Kaiser, Julklapp, ein nordischer Volksbrauch in Pommern? Deutsch-Schwedische Kunstausstellung Saßnitz-Dwasieden 1934. S. 59 ff. — derf. Deutsche Volkskunde in Greifswald. Greifswalder Universitätszeitung IX. (1934). 17. Dezember, Nr. 9. — derf. Bezeichnungen für den Marienkäfer in Pommern. Monatsblätter der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde 49. (1935). Nr. 1. — derf. Pommern und der „Atlas der deutschen Volkskunde". Von pommerschen Hochzeitstagen. In: Das Bollwerk. Februar 1935.

Fastnachtssitten

Von Friedrich Wilhelm Schmidt, Altona

Die Fastenzeit beginnt mit dem Sonntag Quinquagesimus. Ungefähr in derselben Zeit feierten auch die alten Germanen ihr Julfest zu Ehren der wiedererwachenden Sonne. Mit Beginn des Winters hatte sie sich von ihrer Arbeit zurückgezogen, um in der Sonnenhöhle des Winterschlafes zu pflegen. Aber sie wurde während der Ruhe von dem Eber, der in den Wäldern nach Nahrung suchte, überfallen und an einem Fuß verwundet. Aus der Wunde floß viel Blut, sechs volle Monate mußte sie krank daniederliegen. Dann trat sie ihren gewöhnlichen Lauf wieder an, aber die Wunde roch noch immer furchtbar. Erst, als die erzürnte Sonne durch ein Opfer gesühnt war, legte sich der Gestank. Und so war denn die Opferung des Ebers am Julfest ein alter Brauch der Germanen. Noch heute erinnert der Weihnachtsschweinebraten, der häufig „Juleber" genannt wird, daran.

Das Christentum hat bei der Einführung der Fasten, die eine Erinnerung an die vierzigtägige Leidenszeit des Heilandes sein sollten, an die beim Julfest üblichen Gebräuche angeknüpft. Die Germanen wieder hatten vieles von den Griechen und Römern übernommen, die in dieser Zeit ihr Bacchus- und Luperkalfest feierten. So ist es kein Wunder, wenn wir in den deutschen Fastnachtssitten und -gebräuchen Anklänge an das Heidentum finden.

Die katholische Kirche kannte ehemals drei große Fasten von je 40 Tagen. Die eine fand in der Adventszeit, die andere vor Ostern, eine dritte um Johannis statt. Jeder sollte sich im Gebet sammeln und innerlich versenken in das Leiden und Sterben Jesu. Alle bürgerlichen Handlungen, die den Christen von dieser Pflicht ablenken konnten, waren deshalb verboten. Nicht einmal Hochzeiten durften in den Fasten veranstaltet werden. Dem Geistlichen war bei Androhung schwerer Kirchenstrafen die Vollziehung der Trauung während dieser Zeit untersagt. Auch die Gerichte blieben in der Fastenzeit geschlossen. Nach der Rostocker Gerichtsordnung von 1586 war in den Gerichten Vakanz von acht Tage vor bis acht Tage nach Fastelabend. Manche Hexe, die im Hexenturm schmachtete und auf Erlösung von den Martern und Qualen durch Vollstreckung des Todesurteils hoffte, mußte sich in Geduld fassen, denn Todesstrafen durften in den Fasten nicht verhängt, die „scharfe Frage" nicht gestellt werden. Dagegen herrschte in den Kirchen ein reges Leben. Die Passionspredigten, die feierlicher denn sonst gehalten wurden, riefen die Massen in die Gotteshäuser; Kindergottesdienste und Nachmittagsmessen wurden häufiger als üblich veranstaltet. Bestimmte Zeremonien wurden beachtet; Gesänge, die mit dem Halleluja schlossen, durften nicht gesungen werden, das sonst so beliebte Kirchenlied „Allein Gott in der Höh" war in dieser Zeit verboten. Dreimal am Tage riefen in manchen Städten die Glocken die Bewohner zur Kirche. In Rostock war dieses dreimalige Läuten 1661 von dem hochlöblichen Rat angeordnet, als die herannahende Türkengefahr die Bewohner ermahnte, Gott im Gebet um Beistand zu bitten. Seit dieser Zeit läuteten die Glocken hier tagaus, tagein, dreimal am Tage; aber in der Fastenzeit waren ihre Klänge besonders innig und ihre Töne besonders dringlich.

Von diesen drei großen Fasten ist nur die Fastenzeit vor Ostern übrig geblieben. In alten Quellen wird bald die ganze Woche von Sonntag Quinquagesimus bis Sonntag Invokavit, bald der erste Sonntag und der darauf folgende Montag, bald nur der Dienstag vor Aschermittwoch als Fastnacht bezeichnet. Die Namen, die die einzelnen Fastentage führten, sind oft sehr wunderlich. So hieß der Sonntag Quinquagesimus: feiste Sonntag, schmalzige Samstag, Herren-Fastnacht, Pfaffen-Fastnacht, Kinne Samstag oder unsinnige Pfinztag. Der darauffolgende Montag, der noch heute als geiler oder blauer Montag bekannt ist, führte die Bezeichnungen: Fraßmontag, Narren-Kirchweyhtag, Vastelwende, Fastnacht, Fastelauns, Mandag, Vasenacht. Der Aschermittwoch war der eigentliche Anfang der Fasten. Die Bezeichnung soll von einer in der katholischen Kirche ehemals üblichen Sitte herrühren, daß der Gemeinde an diesem Tage ein Kreuz an die Stirn gezeichnet wurde von der Asche solcher Palmen, die im Jahre vorher geweiht waren. Der Geistliche sprach, wenn er seinen Finger in die Asche tauchte und das Zeichen des Kreuzes machte, die Worte: „Gedenke Mensch, daß du Asche bist und wieder zu Asche werden wirst". Eine andere Bezeichnung für Aschermittwoch ist Schürtag (Reinigungstag).

Eine Zeit der inneren Sammlung, wie die Kirche es wollte, waren die Fasten nicht; es herrschte vielmehr unter der Jugend und den Erwachsenen eine tolle Ausgelassenheit. Das heutige Karnevalstreiben ist nur ein schwacher Ueberrest von dem ehemaligen ausgelassenen Leben und Treiben der Fastenbrüder. Kirchliche Kreise fühlten sich immer wieder veranlaßt, warnend ihre Stimme zu erheben gegen die Verweltlichung und Verflachung der Fastenzeit und die Behörden zu einem Einschreiten gegen das Fastnachtsunwesen aufzufordern. Erasmus Sakerius wünschte in seinem „Hirtenbuch" von 1566, daß im Interesse der Förde-

rung der öffentlichen Moral Kyrmessen, Johannisnächte, Burckards- und Martensfeste, Walgernächte und Spinnstuben, „Fastnacht zu gehen und Mummerei zu treiben" verboten werden sollten, da dies nur zu einem „verrückten und ruchlosen Leben führe". Kirche und weltliche Obrigkeit sahen sich genötigt, durch Strafbestimmungen dem Unwesen Einhalt zu gebieten. Die Rostocker Polizei-Ordnung von 1586 setzte fest, daß „über elf oder zum höchsten zwölf Schläge auf den Abend" kein Bier mehr in den Krügen und Wirtshäusern geschenkt werden sollte. Fast alle Polizeiordnungen aus dem 16. und 17. Jahrhundert enthalten Bestimmungen, die sich gegen die üblen Gebräuche und Gewohnheiten, gegen Unzucht und Schandtaten, gegen Schwelgerei und Sauferei während der Fastenzeit richteten.

Wenn die vermummten Gestalten durch die Straßen zogen und sich in den Krügen den nötigen Mut angetrunken hatten, dann durften sich die jungen Mädchen nicht auf den Gassen sehen lassen. Sie wurden bis in die Häuser verfolgt und in grober Weise belästigt. Besonders geschah das beim Pflugziehen. Damit hatte es folgende Bewandtnis. Junge Burschen, wunderlich verkleidet, zogen, unflätige Lieder singend, einen Pflug durch die Straßen; lief ihnen eine Jungfrau in den Weg, so wurde sie, gleichsam zur Strafe, daß sie noch nicht verheiratet war, gezwungen, den Pflug zu ziehen. Dabei soll es vorgekommen sein, daß ein bis in die Wohnung verfolgtes Mädchen den aufdringlichen Fastenbruder mit dem Dolch erstach. Vor den Richter geführt, erklärte das Mädchen, nicht einen Menschen, sondern ein Gespenst ermordet zu haben. Es wurde freigesprochen. Als Maske bei diesen Umzügen diente gewöhnlich ein ausgehöhlter Kürbis, der bunt bemalt und mit Oeffnungen für Nase, Augen und Mund versehen war; Feuer, das man, um die Wirkung zu erhöhen, in den Mund nahm, leuchtete durch die Oeffnungen der Maske hindurch. Die vermummte Gestalt hatte so mehr das Aussehen eines leibhaftigen Gespenstes als eines Menschen. Derartige Possen waren nicht gefahrlos. Es sind Fälle bekannt, daß die Fastenbrüder in ihren Vermummungen jämmerlich verbrannten.

Ueblich waren ehemals in der Fastenzeit Umzüge der Kinder. Sie zogen, nicht selten unter der Führung ihrer Lehrer, verkleidet und vermummt von Haus zu Haus, sagten ihr Sprüchlein her und erbettelten sich Gaben. Die zusammengebrachten Gaben wurden ins Schulhaus getragen und dort gemeinsam verteilt. Dann folgte ein Fastenschmaus bei Milch, Bier und Heetweggen, den Abschluß bildete ein Tanz. In Pommern war diese Sitte noch am Anfang des vergangenen Jahrhunderts üblich. Klagen über Klagen über das Unpädagogische dieser Veranstaltungen füllen die Blätter alter Aufzeichnungen.

Eine beliebte Art der Vermummung bildeten die sog. Schlittenmasken. Es ist aus Pommern und anderen Gegenden bekannt, daß sich Freunde und Bekannte zusammenschlossen, um bei geeigneter Witterung, verkleidet und vermummt, Schlittenfahrten in die Umgegend zu unternehmen. Ein Leben entstand im Dorf, wenn Pauker, Trommler und Trompeter das Nahen der Fastnachtgesellschaft verkündeten.

Allgemein üblich war das Heetweggenstäupen. Junge Burschen erschienen mit ihren aus Tannenzweigen hergestellten Fastelabendruten des Morgens in aller Frühe in den Schlafgemächern der Mädchen, um sie aus den Betten zu „stäupen" und mit ihnen ein Heetweggenessen zu veranstalten. Hierbei sollen die kräftigen Burschen nicht immer sehr zart und korrekt mit den überraschten Mädchen umgegangen sein. In bürgerlichen Kreisen nahm das Stäupen nicht so grobe Formen an. Man berührte sich hier nur mit einer kunstvoll aus Draht hergestellten und mit buntem Papier geschmückten Rute ein wenig die Finger. Das Heetweggenstäupen ist in veränderter Form noch erhalten in der Sitte des „Schmackostern", die in der Ostmark gebräuchlich ist. Das junge Volk bindet am Osterabend Ruten aus frischem Grün und überrascht am nächsten Morgen damit Eltern, Freunde und Bekannte im Bett. Kraft und Segen werden symbolisch durch Rutenhiebe auf den Geschlagenen übertragen. Zum Lohn für das erwiesene Wohlwollen erhalten die Schmackosterer von den Geschlagenen ein Geschenk, meist bunte Ostereier. Ueber eine ähnliche Sitte, über das „Aufklappen" mit der Fastnachtsrute, wird aus Nordschleswig berichtet. „Am Tage vor Fastnacht schnitt unser Vater für uns Kinder Stöcke zurecht, die aber an dem einen Ende gegabelt sein mußten. Mutter und unser Mädchen hatten inzwischen buntes Glanzpapier in Streifen geschnitten und fein ausgefranst; damit umwickelten sie den Stock, je bunter, je besser. Ueber jedes Ende der Gabel wurde ein kleiner Wattebausch festgebunden, dieser auch mit Buntpapier überzogen und Papier herumgebunden, so daß es aussah, als blühten dort zwei Rosen. . . . Am Fastnachtmorgen schlichen wir uns leise an Mutters Bett, schlugen mit unsern Ruten auf die Bettdecke und sangen dazu folgendes Lied:

„Klapp op, klapp op för 'n Hedewig,
von Osten nah Westen,
die Warmen sind de Besten.
Und sind se grot,
denn is dat goot,
und sind se kleen,
denn gifft dat twee för een."

Nun gab's keine Gnade: Mutter mußte ihre Heißewecken abrücken, für jeden eine oder zwei." („Der Schleswig-Holsteiner", vom 12. 2. 27.)

Mädchen und Burschen, aber auch Erwachsene gingen ehemals am Fastelabend mit grünen Sträußen, die aus den ersten Kräutern des Frühlings sorgsam hergestellt waren, meistens aber aus Tannenzweigen bestanden, durch die Straßen, um ihren Bekannten einen „grünen Fastelabend" zu wünschen; besonders wurde er von armen Kindern reichen Leuten



Aufn. Weyrauther

Winterliche Heide

überreicht. Man bediente sich der schlichten Worte: „Ich bringe dir einen grünen Fastelabend-Busch" oder des Spruches:

„Ich bring' zum Fastelabend einen grünen Busch,
habt ihr nicht Eier, so gebt nur Wurst."

Eine kleine Gabe war ihr Lohn. Einen ähnlichen Spruch hört man noch heute auf der Insel Usedom, er ist auch sonst in Pommern bekannt:

„Fastelabend, Fastelabend!
Wat ratschelt im Busch?
Hest nich Eier, so giv mi ne Wust,
hest kene Wust, so giv mi 'n Stück Speck,
denn goah ick ok gliek wedder wech."

Die Fastnachtsrute spielt noch heute in Pommern eine große Rolle. Knaben und Mädchen, seltsam verkleidet und mit bunten Masken versehen, gehen mit ihren Ruten in die Häuser, um ihr Sprüchlein zu sagen und eine Gabe zu erbitten. Auf Rügen ist besonders folgender Spruch üblich:

„Fastelabend! Fastelabend!
Vör disser Döhr
steht 'n blanken König vör!
Disser Dähl is holl un boll,
fief Stieg Eier liggn dor woll,
dree dorvon in miene Kiep,
du büst arm, ick bün riek."

Derselbe Spruch ist noch in einer anderen Fassung gebräuchlich:

„Fastelabend! Fastelabend!
Vor disser Döhr
steht 'n blanken König vör
mit sien blanken Hot.
Disser Dähl is holl un boll,
vier Stieg Eier liggen dor woll;
dree dorvon in miene Kiep,
dien Fru watt selig
un ick war riek.
Hoch im Wiem hängn dree lange Mettwust.
Schnieden Se nich to rum,
schniedn S' sich nich in Dum.
Loaten S' mi nich so lange stoahn,
ick will noch bät'n wieder goahn!"

Ein anderer Fastnachtsspruch ist folgender:

„Hoch im Wiem hängt ne lange Mettwust!
Fru, schniedn Se von de lange aff,

un loaten S' de korte hängn,
un seggen S' to eren Mann:
„Das hat die Katz getan!"
Der Mann war belogen,
die Katz' ist betrogen,
die Wust ist in meine Kiep geflogen!"

Nicht immer war das Fastnachtstreiben ein Leben in Ausgelassenheit, es hatte auch ernstere Seiten. Besonders waren es die Zünfte, die, an übliche Gewohnheiten anknüpfend, diese zu eigenartigen Zunftsitten entwickelten. Am Donnerstag in der Fastenzeit führten in einigen Gegenden die Fleischer einen wohlgemästeten Ochsen in feierlicher Prozession durch die Stadt, den sie dann, wenn sie ein Trinkgeld erhoben hatten, miteinander verschmausten. Aus Rostock ist bekannt, daß die dortigen Fleischer um die Mitte des 18. Jahrhunderts einen Ochsen in der Fastenzeit durch die Stadt führten. Die Jugend hatte sich schon lange auf den Umzug gefreut. Plötzlich erscholl die Trompete und verkündete das Nahen der Prozession. Daß man einen Ochsen wählte, hat wohl darin seinen Grund, daß der Ochse den Heiden als Zeichen der Fruchtbarkeit galt. Der Gott Apis oder Serapis war als Ochse dargestellt, der mit den schönsten Salben bestrichen, mit den wohlriechendsten Spezereien geräuchert und dann in einem heiligen Brunnen ertränkt wurde. Weiber sollen mit erhobenen Röcken vor diese Bestie getreten sein. Ein Ochse wurde auch dem germanischen Odin geopfert.

In anderen Gegenden trugen die Fleischer ehemals in der Fastenzeit eine Riesenwurst umher. Aus Königsberg wird berichtet, daß sie dort 1558 eine Wurst von nicht weniger als 198 Ellen in der Länge und einem Gewicht von 434 Pfund umhertrugen. Sie war aus 36 Schinken hergestellt, und 91 Personen mußten diese Last schleppen. Die Bäcker brreiteten dann große Wecken, und Bäcker und Schlachter hielten gemeinsam bei Wurst und Wecken ihren Fastenschmaus. Diese Sitte war nicht streng an die Fastenzeit gebunden. Sie wurde auch zu Neujahr gepflegt und der Schmaus dann am Heildreikönigstage gehalten.

Viele Fastnachtssitten haben eine symbolische Bedeutung. Das Wiedererwachen der Natur und die Wiederankunft der Sonne sollten dargestellt werden. Jungen und Mädchen gingen am Fastelabend auf eine Anhöhe, um von hier ein mit Stroh umwickeltes und angezündetes Wagenrad herunterlaufen zu lassen. Es sollte der Eindruck erweckt werden, als käme die Sonne vom Himmel. Oder es wurde eine angezündete Holzscheibe in die Höhe geworfen, um die Ankunft des Frühlings und das Verschwinden des Winters symbolisch darzustellen. Es wurden auch kunstvoll angefertigte Strohpuppen, die wahrscheinlich die dämonischen Mächte des Winters darstellen sollten, abgebrannt, in einigen Gegenden sogar lebendige Katzen.

Zum Schluß sollen noch einige pommersche Sprichwörter erwähnt werden, die sich auf Fastelabend beziehen:

„Fastelabend väl Schnee,
det de Saat recht weh."

Auf die Fastnachtsschmause bezieht sich das folgende Sprichwort:

„Dest di Fastelabend to väl to göden,
ward in de Fasten dien Hart noch blöden."

Das Wetter zur Fastnacht ist für die folgende Zeit von Bedeutung:

Is't Fastelabend kolt und hell,
is im Aust de Sünn Gesell."

„Fastnacht hell und klar,
gibt gutes Flachsjahr."

Givt to Fastabend väl Stirn,
leggen aller Höhner girn."

Rundschau

Das Ernst Moritz Arndt-Museum in Bonn

„Als Deutschland durch eigene Zwietracht nichts mehr war, da umfaßte mein Herz Deutschlands Einheit und Einigkeit", so faßte Arndt selbst mit knappsten Worten eigenes Wesen, wesentlichsten Umriß der Person, Willen und Werk zusammen.

Ernst Moritz Arndt, in einer Zeit „politischer Erbärmlichkeit und Hilflosigkeit" sehnsüchtiger Rufer und beredter Wecker deutschen Selbstbewußtseins, von innerer Erglühtheit befeuerter Sänger und Streiter für deutsche Freiheit und Einheit, wurde im Sommer des Jahres 1818, nach einem wechselvollen und unruhigen Wanderleben als Professor der Geschichte an die soeben gegründete Rheinische Universität in Bonn berufen. Dies sollte ein Dank sein für den unermüdlichen, begeisternden Sprecher „hochpolitischer und hochmenschlicher Ideen eines eigenen und einigen Volkes", den Wächter nationaler Würde, Einheit und Freiheit, der ein Politiker von seltener Volkstümlichkeit und edelstem Geblüt war. Der auf Rügen Geborene, der Freund des Freiherrn vom Stein, baute sich in Bonn „ein Haus am heiligen Rhein," welches die Schönheit des herrlichen Siebengebirges gerade aufs Korn nahm". In diesem Haus, in dem der Dichter und Professor fast ein Menschenalter verbrachte, starb er auch. Aber auch hier war ihm ein reichliches Maß an Widerwärtigkeiten, Enttäuschungen und Unruhe nicht erspart geblieben.

Dieses Haus hat man im vorigen Jahr als stille Gedächtnisstätte eingerichtet. Die Einweihung und Eröffnung fand unter großer Anteilnahme und in Verbindung mit einer Gedächtnisfeier der Rheinischen

Friedrich Wilhelms-Universität statt und war Ausdruck des unvergessenen Andenkens und der Erfüllung einer bisher noch nicht gebührend eingelösten Dankverpflichtung.

Das Haus, 1819 nach Arndts Ernennung zum Professor in Bonn erbaut, das zweistöckig, hell und mit lachenden grünen Fensterläden in freundlicher Zurückgezogenheit an der Koblenzer Straße liegt, sieht garnicht verbittert drein. Es trägt noch die glückliche Schlichtheit des Ursprungs, wie vor mehr als hundert Jahren. Eine milde und sanfte Heiterkeit geht von ihm aus, trotzdem der Garten heute wie ein Schulhof aussieht. Der Blick aus dem kleinen Saal des ersten Stockwerks ergreift die erste sanfte Erhebung der Berge und erreicht fern die Sieben Berge, das südliche Tor des sagenreichen, bergumfriedeten Rheintales, die ersten Rebenhänge und das hohe Mal der Ruine Drachenfels. Man erfaßt die Inbrunst der stolzen, in Leipzig ausgesprochenen Forderung: „Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze".

Friedvolle Stille ist im Hause. Einfach, schlicht und geradlinig wie der Mensch Arndt sind die Möbel des Hauses. Im Arbeitszimmer sind die alten Dinge: der Sekretär, Bücherschrank, ein Eckschränkchen, Lesepult und die gutmütige Tischlampe. Der Reisekoffer, aus Holz und mit Seehundfell bespannt, hat Arndt auf der Reise mit dem Freiherrn vom Stein von Rußland nach Deutschland — 1813 — gedient. Im Sterbezimmer sind Bett und Nachttisch und Sessel. Scheu und verhalten glänzt die rötliche und gelbliche Politur der einfachen, biedermeierlichen Möbel. Gemälde beleben die Erinnerung an den Menschen. Da sind das Originalgemälde Arndts des Düsseldorfer Malers Julius Roeting vom Jahre 1859, das Bildnis Arndts des Malers von Bresler aus dem Jahre 1858, Stiche, Bildnisse der Eltern und seiner beiden Frauen Charlotte Marie Quistorp und Nanna Schleiermacher, sowie seiner Tochter Nanna und die Büste Arndts von Professor Afinger. An seine Menschlichkeit mahnen der Spazierstock von der derben Art eines Knotenstockes, der Regenschirm mit dem zarten Messinggriff und die behäbige Reisehandtasche. Eine zinnerne Milchkanne, eine Kommode, ein frostiger Empireofen, ein Degen und Uhrkette, Ehrengaben des Königs von Schweden, ein Pokal von Blücher, Tassen vom Freiherrn vom Stein, ein Silberpokal der Berliner Turnerschaft, ein Zigarrenbehältnis, eine köstliche Schnupftabakdose, Pfeife, Eßbesteck und Bierglas plaudern unterhaltsam vom häuslichen und geselligen Leben, von Freuden, Freunden und Geschenken.

Eine zutrauliche Treppe führt zum ersten Stockwerk. Inmitten seiner Werke — „Gedichte", „Erinnerungen", „Wanderungen", „Germania", „Ueber den Bauernstand", „Der Wächter", eine Zeitschrift, Phan-



Das Ernst-Moritz-Arndthaus in Bonn, das am 3. Dezember 1933 feierlich eingeweiht wurde

tasien über ein zukünftiges Deutschland —, die er bei Lebzeiten herausgegeben hat: die Totenmaske. Sie macht verweilen. Ueberraschend erkennt man in diesen Räumen mit wenigen Blicken den Umfang von Arndts Werk. Handschriften von und an Arndt sind ausgebreitet, darunter neben den Briefen des Freiherrn vom Stein und Gneisenaus Briefe Arndts an König Friedrich Wilhelm IV. von 1848/49 und die sehr schöne Handschrift seiner Gedichte. In dem mit dem Arndthause verbundenen Archiv befinden sich rund 700 Originalhandschriften des „deutschesten der Deutschen" und unvergessenen Patrioten. Eine ganze Zeit erwacht wieder zum Leben, und sie ist der unsrigen nah wie keine zweite. Handschriften, Briefe von Steins und Gneisenaus Hand, das Tintenfaß, ein Schreibheft des Schülers Arndt und ein Vorlesungsverzeichnis der Königl.-Rhein.-Universität im Winterhalbjahr 1820—21 mit der Ankündigung von Arndts Vorlesungen — aber schon am 10. November 1820 wurde er seines Amtes enthoben — zeichnen mit wenigen eindeutigen Strichen die Bahn seines Lebens nach. Bilder und Stiche an den Wänden, Plaketten, Gedenkmünzen, Neuausgaben von Arndts Schriften, eine Sammlung „Biographisches" und Briefe an Arndts Freundin Charlotte von Kathen,

die Schwägerin Schleiermachers, der er sich in hellen und dunklen Stunden mitteilte, ergänzen die direkten Zeugnisse. Und das ganze Haus ist Zeugnis der Unvergessenheit und eines kleinen und späten Dankes an einen deutschen Menschen, dessen Forderungen, Ahnungen und Hoffnungen die aus dem Herzen des ganzen Volkes waren. K. H. Bodensiek, Köln.

Lied der Pommern

Blau und weiß sind Pommerns Fahnen;
rauschen über Meer und Land;
blau und weiß sich Wogen bahnen
sturmbewegt zum Meeresstrand.
Laßt die Pommernfahnen wehen
wie die Wogen stolz und schwer!
Laßt uns treu zur Heimat stehen,
zu dem schönen Land am Meer.

Sturmesfang in heil'gen Wäldern,
Wogenschwall und Glockenklang;
In den Hütten und auf Feldern
Lieder, die die Mutter sang:
Wolken weiß im Blauen wehen
von den Bergen bis zum Strand,
Sonnenglanz auf blauen Seen:
das ist unser Heimatland.

Festlich in der Zeit der Maien
blau und weiß der Flieder blüht;
Herzen sich in Treue weihen,
wenn die Liebste hold erglüht.
Greifenland, in deinen Gauen
Alte Sitte wird gewahrt!
Ehrt die Heimat, ehrt die Frauen
und die alte Pommernart.

Schütze Gott das Volk in Stürmen,
wenn es um sein Schicksal ringt!
Läutet Glocken von den Türmen,
wenn die Not zum Kampfe zwingt!
Wahrt der Heimat alte Treue!
Hebt zum frommen Gruß die Hand!
Schwört den alten Schwur aufs neue,
haltet fest am Pommerland!

Paul Bendlin.

Dieser sinnreiche Text ist von Landsmann Hermann Wurl in Marschform vertont worden. Die Uraufführung am 5. Mai 1934 im Berliner Konzerthaus „Clou" vor den Behördenvertretern der Heimatprovinz und einem großen Publikum der Landsmannschaften des Reichspommernbundes war ein erhebendes Erlebnis.

Auch beim Reichspommerntreffen am 22. 7. 34 im 700 jährigen Stralsund hat die vieltausendköpfige Volksmenge auf dem ehrwürdigen alten Marktplatz die volkstümliche Melodie an Hand der dort verteilten Textzettel gleich mitgesungen. Auch im Reichssender Berlin ist die neue Marschweise vom großen Orchester des Komponisten wiederholt durch den Aether gesandt worden.

Der „Marsch der Pommern" ist im Verlag von Arthur Parrhysius, Berlin SW. 11, erschienen. Der Klavierauszug ist für 60 Pfg. in allen einschlägigen Geschäften erhältlich.

Pommersche Hochzeitssitten

Heiratet in einem Bauerndorf an der Küste eine Tochter nach außerhalb, so spielte sich das früher nach bestimmten Regeln ab. Einzelne dieser Sitten werden bis in unsere Tage streng beachtet.

Vor der Hochzeit kommt aus dem Dorf des Bräutigams ein Zug von „Versruwes" und „Bettmännern". Diese sollen das wichtigste Heiratsgut der Braut abholen, die Mitgift an Wäsche, Möbeln usw. Die Truhen werden dann auf dem sogenannten Bettwagen verstaut, der festlich geschmückt wird. Die Jugend des ganzen Dorfes der Braut begleitet die Abfahrt feierlich bis zur Dorfgrenze. Noch während des Aufpackens der Möbel geschehen allerlei sonderliche Dinge. Davon seien zwei erwähnt: Die Bettmänner versuchen auf dem Brautbett heimlich einen Hahn zu „stauchen", das bedeutet, ihn zu stehlen und auf den Hof des Bräutigams mitzunehmen. Außerdem brechen die Bettmänner in den „Wiemer", den Rauchfang, ein, und nehmen an Speck und Schinken sowie Würsten mit, was sie bekommen können, damit „die Braut nicht zu hungern braucht". Der mitgenommene Hahn wird dann auf dem Hof des Bräutigams wieder ausgesetzt und pflegt bald in einen Kampf mit dem dortigen Haushahn zu geraten. Es wird als Vorzeichen für die künftige Ehe ausgelegt, welcher von beiden Hähnen die Oberhand gewinnt; entsprechend werden in der künftigen Ehe Bräutigam oder Braut herrschen. Nach Beendigung dieses Hahnenkampfes pflegt eine Prügelei der Bettmänner um die Reste des unterlegenen Hahnes zu entstehen. Es werden diesem beteiligten Hahn besondere Eigenschaften zugeschrieben. — Bei der Ausfahrt des Brautwagens zur Trauung werden regelmäßig Böllerschüsse abgegeben. Geheiratet wird grundsätzlich nur Dienstags und Freitags und bei zunehmendem Monde. Der Freitag gilt als der Haupttag der „Friggerie", als der Tag, an dem am besten gefreit sein muß, weil Freia oder Frigga den Hausegen einem germanischen Hause bei der Hochzeit spendet. Es wird übrigens auch als besonderes Segenszeichen aufgefaßt, wenn es in den Brautkranz hineinschneit. Dies ist eine besondere Gunst der Frau Holle, die ja auch aus der Freia Germaniens entstanden ist.

Dr. Herbert Spruth.

Stiftungsfest des Pommernbundes in Berlin

Der „Pommernbund zur Förderung heimatlicher Kunst und Art, Berlin", der bereits im Juli v. Js. auf ein 20 jähriges Bestehen zurückblicken konnte, veranstaltete aus diesem Anlaß am 13. Oktober einen besonders harmonisch verlaufenen Heimatabend. Der Vereinsführer, Kammergerichtsrat Gribel (Bütow), konnte in dem mit Blumen, Girlanden und pommerschen Fahnen geschmückten Saale des Friedenauer Ratskellers eine größere Gesellschaft, Gäste und Mitglieder, begrüßen. Es erfolgte dann die feierliche Ernennung der Landsleute Bendlin (Tempelburg) und Noffke (Bütow) zu Ehrenmitgliedern. Anschließend ergriff der Mitbegründer des Bundes, Paul Bendlin, das Wort zu einer großangelegten Festansprache. Kurz auf die Vorgeschichte der landsmannschaftlichen Pommernvereine eingehend, berichtete er über die ständige, auch durch den Weltkrieg nicht unterbundene Entwickelung des Pommernbundes, erwähnte die großen Verdienste der Vorstandsmitglieder und gedachte liebevoll und in bewegten Worten der im Laufe der Jahre verstorbenen Mitbegründer, Vereins- und Ehrenmitglieder. Rückblickend auf die bisherigen kulturellen Leistungen, wies der Vortragende auf die Wichtigkeit der heimatverbundenen Arbeit in der Reichshauptstadt hin, entwarf einen Arbeitsplan für die nächsten Jahre und schloß seine eindrucksvolle, mit großem Beifall aufgenommene Rede mit folgenden Worten: „Deshalb wollen wir heimatliche Kunst und Art pflegen und fördern. Wir wollen uns immer wieder an die eigenartige Schönheit unserer Heimat und die Geistesschätze des pommerschen Stammes erinnern. Wir wollen uns erinnern an die Stätten unserer Jugend, an Sage und Geschichte, an denen unsere Heimat so reich ist. Wir wollen uns erfreuen an den Taten unserer Helden und vertiefen in die Werke unserer Künstler, Dichter und Denker. Laßt uns treu zur Heimat stehen, zu dem schönen Land am Meer!"

Der Festabend wurde durch meisterhaft zu Gehör gebrachte musikalische Darbietungen umrahmt und erhielt dadurch ein besonders stimmungsvolles und feierliches Gepräge. August Zöllner.

Seinen ersten diesjährigen Heimatabend veranstaltete der Pommernbund am 29. Januar. Landsmann Gribel gewährte einen Ueberblick über das Vereinsgeschehen des letzten Jahres und hob u. a. den schweren Verlust einer Anzahl wertvoller Mitglieder, darunter dreier Ehrenmitglieder, hervor. Der Jahresbericht, der gedruckt vorlag, wurde den anwesenden Mitgliedern übergeben, den übrigen übersandt. Landsmann Bendlin hielt anschließend seinen Vortrag: „Eine literarische und historische Wanderung von Stralsund bis an die Oder". Er sprach zunächst über das Leben der vorgeschichtlichen Bewohner, wie Funde und Runenschriften es uns übermitteln, gab einige humoristische Ausschnitte aus Reuters Urgeschichte und ging dann über auf des vorpommerschen Landes Schicksal unter verschiedenen Herren bis zur Eingliederung in das Königreich Preußen. Im Geiste mit uns von Ort zu Ort wandernd, machte uns Bendlin mit den vorpommerschen Heimatdichtern, Künstlern und Wissenschaftlern und den Sagen einiger Oertlichkeiten bekannt. Der Vortragende hatte 9 Sagen in poetische Form gebracht, die Landsmann Dr. Hintze rezitierend dazwischen streute. Landsmann Bendlin hat in seinen interessanten Ausführungen viel weniger Bekanntes geboten und dadurch stark gefesselt. Der Vortrag wurde wie üblich musikalisch umrahmt. Romanze F-dur von Beethoven spielten Frau Eschenbach (Klavier) und Herr Gribel (Geige). Herr Racke, begleitet von seiner Gattin am Klavier, sang Loewesche Lieder, das Erkennen, Franziskus, Prinz Eugen und Heinrich der Vogler.

Buchbesprechungen

Deutschland. III. Heft, Teil 2 (Oberrheinlande und Franken). Von Prof. Dr. Gustav Braun. 13 Abb., 2 Tafeln. Verlag Gebrüder Bornträger, Berlin. Preis 12,— RM.

An dieser Stelle ist über die bisherigen 3 Lieferungen des Deutschland-Werkes bereits ausführlich berichtet worden; auch bot das letzte Heft Anlaß, über grundsätzliche Wissenschaftsfragen Klarheit zu schaffen, so daß sich über den vorliegenden Band in Kürze das Notwendige sagen läßt.

Unter Oberrheinland und Franken versteht Braun jene Landschaft, die begrenzt wird im Norden durch die mittelrheinische Gebirgsschwelle, Hessen und Thüringer Wald; im Südwesten durch die Stufe der Alb, im Süden durch die schweizerischen Paßlandschaften und im Westen durch die Schichtstufen des Pariser Beckens bzw. der Ausläufer der innerfranzösischen Gebirge. Das räumliche Zentrum dieser Landschaft, die sich im wesentlichen mit dem Einzugsgebiet des Ober- und Hochrheins deckt, ist die Vereinigungsstelle von Rhein und Neckar. Das tatsächliche Zentrum ist die tektonische Achse des Rheingrabens. Es handelt sich um eine Kern- oder Schlüssellandschaft Europas. Vorgeschichtliche, mittelalterliche und jetztzeitige zwischenvölkische Verkehrswege kreuzen diesen Raum. Fast sämtliche großen europäischen Bahnlinien mit ihren überseeischen Fernverbindungen schneiden den Raum, innerhalb dessen sie sich teilweise wieder auf der Rheinachse vereinigen und damit das Rheintal zu der verkehrsreichsten Straße Europas machen. Hier scheiden sich am Limes Romanen und Germanentum. Aus der Durchdringung beider entstand hier das Urgefüge der deutschen Reichsidee. Hier beginnt die nordische Landschaft auf eine rührende Art, sich vor romanischen Landschaftselementen zurückzuziehen (Symbol dieses Uebergangs der Weinstock!) Die Luft des Landes zwischen Rhein, Main und Neckar geht uns baltischen Menschen anders, verführerisch über die Haut. Die historische Trächtigkeit aller klangvollen Namen nimmt uns gefangen. Das hier vereinigte Gefäßbündel geschichtlicher, völkischer, politischer, kultureller, wirtschaftlicher Zustände in der Hand zu halten, wird das Bestreben jedes völkischen und staatlichen Gemeinwesens sein, das in sich die Kraft fühlt, Mitteleuropas Schlüssellandschaft zu verteidigen. Der Oberrhein ist der Drehpunkt der germanisch-romanischen Waage. Alle Erschütterungen Europas wird die Zunge dieser Waage anzeigen, und seit der Geschichtswerdung ist in nie ausgeglichenen Spannungen um das Gleichgewicht dieser Völkerwaage gerungen worden. Die bezeichnendste, augenfälligste Verdichtung erlebten wir in der Rheinlandbesetzung und z. Zt. in der Zuspitzung des Saarproblems. Es schien daher durchaus gerechtfertigt, die Oberrheinlande in einem gesonderten Bande darzustellen. Es ist geschehen mit einer Gründlichkeit, die lückenlos Landschaft in Landschaft fügt, zu einem Mosaik kraftvoll oberrheinischen Wesens. Das vortretende Bemühen des Verfassers, der durch die Kriegsfolge veränderten völkischen und geopolitischen Bedeutung der Grenzlande gerecht zu werden, verdankt der vorliegende Band einige raumordnende Uebersichten und Einführungskapitel. Angeregt auch durch den geopolitisch besonders gespannten Charakter der Oberrheinlande, beweist hier der Verf. bei der Behandlung z. B. der deutschen Westgrenze, der Durchgängigkeit der Rheinlandschaften, des schweizerischen Mittellandes oder der Alpenpaßlandschaften eine geschickte Art, geopolitische und wehrpolitische Bemerkungen einzustreuen. Man bedauert, daß nach dieser Richtung nicht noch mehr getan ist. Das liegt wohl daran, daß der Verf. entsprechend der Gesamtanlage noch zu sehr in der rein morphologischen Blickrichtung verharrt. Aber dafür bleibt hoffentlich in einem Abschlußbande noch Gelegenheit. Die Stadtlandschaften werden wie bisher an Hand eines Planes gedeutet; auch Wirtschaftsmittelpunkte wie Frankfurt, Mainz, Mannheim sind besonders herausgehoben. Die Literatur ist möglichst noch reichhaltiger als sonst aufgeführt; scheinbar jedoch und auch im Text tritt die Siedlungs- und Volkskunde wieder gegen den vorigen Band zurück. Die kargen Bemerkungen mögen die noch fühlbare Lücke nicht zu überbrücken. Besonders muß noch erwähnt werden, was bei einer Darstellung Deutschlands nicht selbstverständlich ist, daß die Schweiz (Mittelland und Alpen) ausführlich verkehrs- und volkspolitisch behandelt wird. Der Verf. hat einmal eine Professur in Basel innegehabt, und man spürt die eingehende Beschäftigung mit der Rheinlandschaft an der schweizerischen Grenze deutlich heraus. Vielleicht war es diese persönliche Berührung, die zur Darstellung der Schweiz als deutsches Grenzland reizte. Dabei kommt der Verf. abschließend zu einem Urteil über die geopolitische Bedeutung der Schweiz, dem sich der Berichterstatter nicht so rückhaltlos anzuschließen vermag. Holland, das die Rheinmündung beherrscht, befleißigt sich einer korrekten Neutralität, die sich auf einem wohlbegründeten Selbstvertrauen aufbaut. Das gleiche wird man von dem Einzugsland des Rheins, der Schweiz, sagen können. Da jedoch die Neutralität irgendwie der Garantie der Großmächte bedarf und der Volkscharakter der beiden abgetrennten Eckpfeiler der deutschen Westgrenze durch seine Sonderentwicklung übersteigerte Züge des Selbstbewußtseins trägt, scheint die Sicherung der Südwestgrenze nicht in dem Maße garantiert, wie der Verf. es glaubt annehmen zu dürfen. Die vorzüglich orientierenden Kartenbeigaben und verschiedene Diagramme geben diesem Band den Charakter einer Monographie, die zweifellos unter dem Titel: Die Oberrheinlande auch selbständige Verbreitung findet.

S. Gliewe.

Urdeutschland. Deutschlands Naturschutzgebiete in Wort und Bild. Von Professor Dr. Walther Schoenichen. Mit zahlreichen ein- und mehrfarbigen Kunstdrucktafeln, Abbildungen und Karten. Das Werk erscheint in 2 Bänden zu je 12 Lieferungen. Preis je Lieferung 2,— RM. zuzügl. Porto. Preis des Gesamtwerkes bis zum vollständigen Erscheinen 24,— RM. je Band ungebunden ausschl. Porto. Monatlich erscheint eine Lieferung. Lieferung 1—4 sind bereits erschienen. Verlag J. Neumann, Neudamm.

In diesem reich ausgestatteten, zweibändigen Werke wird zum ersten Male eine zusammenfassende Schilderung und Beschreibung der deutschen Naturschutzgebiete geboten. Der Führer der deutschen Naturschutzbewegung hat sich selbst in den Dienst der Aufgabe gestellt, alle Volksgenossen mit den Kleinodien der deutschen Landschaft in Wort und Bild vertraut zu machen. Nicht um trockene Aufzählungen handelt es sich hier, sondern um lebensvolle, fesselnde Darstellungen, die im besten Sinne allgemeinverständlich gehalten sind.

In dem ersten Bande sollen die erdgeschichtlichen Naturschutzgebiete behandelt werden. Der Verfasser führt uns durch die Vulkanlandschaften der Eifel mit ihren verträumten Maaren und erloschenen Kratern, in die erhabene Bergwelt der bayerischen Alpen, an die meerumbrandeten Kliffküsten der Nord- und Ostsee, in die zauberhafte Einsamkeit der großen Wanderdünen; er schildert die Urkunden, die das gewaltige Geschehen der Eiszeit in unserem Lande hinterlassen hat — kurz, aus allen Gauen unserer Heimat wird uns das Schönste und Bemerkenswerteste der deutschen Urnatur erschlossen.

Im zweiten Bande sollen die pflanzen- und tierkundlichen Naturschutzgebiete besprochen werden: die Urwälder der Ebene und der Gebirge, die Einsamkeit der Moore mit ihren seltsamen Lebensgemeinschaften, die Heiden mit ihren düsteren Machangelbäumen, die sonnigen Hänge mit dem vielfältigen Schmuck seltener und prächtiger Blumen usf. Weiterhin werden behandelt die Freistätten, die für unsere wildlebende Tierwelt geschaffen worden sind: die Vogelkolonien an den Küsten unserer Meere, das Biberschutzgebiet an der Elbe, die ostpreußischen Elchreviere, die Wisentgehege in Springe und in der Schorfheide usf. So rundet sich die Darstellung zu einem Gesamtbild von der Urnatur des deutschen Landes.

Bei jedem einzelnen Abschnitt sind kurze Hinweise auf die wichtigsten ausländischen Naturschutzgebiete eingeschaltet, so daß der Leser gleichzeitig einen Ueberblick über den Stand der Naturschutzgebiete der anderen Kulturstaaten der Welt erhält.

Besondere Sorgfalt ist der Bildausstattung des Werkes gewidmet worden. Jedem Bande sind nahezu 100 Kunstdrucktafeln beigegeben worden, die nach hervorragenden Lichtbild-Vorlagen geschaffen wurden. (Pommern ist schon in der 1. Lieferung mit 4 Tafeln vertreten: Blockpackung am Rußlandberg im Kreise Saatzig, Steilküste der Halbinsel Jasmund auf Rügen, Blick auf die Wissower Klinken, die Feuersteinfelder der Schmalen Heide mit Wacholdergruppen). Außerdem enthält jeder Band 12 farbige Tafelbilder, in denen ausschließlich künstlerische Darstellungen wiedergegeben werden; ferner sind zahlreiche Kartenskizzen, graphische Darstellungen und Abbildungen aufgenommen worden.

Die Anschaffung des Werkes wird unsern Lesern wärmstens empfohlen.

Männer und Bilder deutscher Seefahrt. Von Hugo v. Waldeyer-Hartz. 176 Seiten. Friedr. Vieweg & Sohn A.-G., Braunschweig. Preis geh. 2,80 RM., geb. 3,80 RM.

An volkstümlichen Darstellungen der Geschichte der deutschen Seefahrt haben wir keinen Ueberfluß. Um so dankenswerter ist es, wenn der frühere Kapitän z. S. v. Waldeyer-Hartz sich der Aufgabe unterzieht, das deutsche Seewesen von den ältesten Zeiten an in einzelnen abgeschlossenen Bildern darzustellen. Auch die neuesten Forschungen über germanische Seegeltung werden in dem Eingangskapitel ausführlich dargelegt. Sein Weg führt ihn durch das deutsche Mittelalter, das überaus reich gewesen ist an Bestrebungen, sich den Anteil an Seegeltung zu sichern. Lebendig tritt die mächtige Hanse hervor, Gestalten, wie Martin Behaim, Diederik Pining, die Welser werden mit Recht in dem Buche hervorgehoben. Aus der neueren Zeit werden Kurbrandenburgs erster Kolonialversuch und preußische Seepolitik unter Friedrich dem Großen behandelt, Männer wie Admiral Bernd Jakobsen Karpfanger und Joachim Nettelbeck treten hervor. Aus dem 19. Jahrhundert werden zur Darstellung gebracht: Die schleswig-holsteinische Flotte, Admiral Brommy, Prinz Adalbert von Preußen und die Entwickelung der deutschen Reichsmarine unter der schwarz-weiß-roten Flagge. Lebensbilder von Koester und Tirpitz schließen das Buch ab.

Für die neuere Zeit hätte man eine größere Vollständigkeit wünschen können. Es hat aber wohl in der Absicht des Verfassers gelegen, mehr die Vergangenheit zur Geltung kommen zu lassen, da überdies eine reichhaltige Literatur die jüngste Flottenentwickelung behandelt. Einband und Ausstattung des Buches sind mustergültig. Als Weihnachtsgeschenk für die ältere Jugend würde das Buch trefflich geeignet sein. Bo.

„Harfend Herz". Gedichte von Franz Schütt. Druck und Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin 1935. Preis 2,— RM.

Es ist das zweite Mal, daß die Gedichtsammlung Franz Schütts ihren Weg geht, ein Zeichen, daß sie nicht unbeachtet geblieben ist.

Und sie ist auch lebhafter Anteilnahme wert, da alles, was sie enthält, aus einem Dichterherzen quillt und nichts Unempfundenes den Leser kalt läßt, nichts Unzulängliches ihn peinlich berührt, nicht Abgedroschenes ihn langweilt.

Der selbst Schaffende fühlt es am ehesten, daß die Quelle jeder Zeile im Herzen liegt; es ist keine verstandesgeborene Drechselei darunter.

Die Sammlung ist in sieben Abschnitte zerlegt: „Auftakt", „Melodie der Heimat", „Lebensharfe", „Stimme der Jahreszeiten", „Sonette", „Phantasien" und „Ausklang".

Die Einteilung ist gut und sinngemäß und bindet Zusammengehöriges zu buntfarbigen Sträußen von eigenem Charakter. Jeder hat seinen Duft für sich.

Je nach der Einstellung des Lesers wird der eine die, der andere jene von den Gedichten zu seinen Lieblingsstücken wählen; finden wird jedes mitempfindende Gemüt welche: des bin ich sicher.

Darf ich die meinen nennen?

Da ist erstlich unter den Heimatliedern das Gedicht „Erbstücke". Mich erfreut daran vor allem die in wunderbarer Freiligrathscher Pracht dahinrollende, an eigenartigen Reimen reiche Verssprache und die plastische Anschaulichkeit der Bilder, die auch den zugleich bildend schaffenden Künstler verrät.

Und dann unter den Stimmen der Jahreszeiten der „Jahresanfang!"

„Ein Dunkles unerfüllter Tage liegt vor dir . .
Doch aus Vergangnem hellt sich Wunsch und Wille.
Heimlicher Sehnsucht lebensschwere Gier
winkt aus der Spannung dieser süßen Stille"

hebt das Gedicht in harmonisch erklingender Sprachmelodie an.

Und daß Lyrik auch willenerregend, tatenanspornend wirken kann, beweist die mit anfeuernder Kraft geladene zweite Strophe:

„Wie läßt sich füllen dieser Tage Leer
mit deiner Arbeit treibendem Entzücken,
mit deiner Saaten liebendem Begehr,
mit künftger Ernte seligem Beglücken!"

Das ist so schön, daß man immer wieder danach greift.

Um die holde Dreizahl zu füllen, nenne ich noch das führende Gedicht des Abschnitts „Sonette", das diese Dichtungsart selbst verherrlicht. Da läßt sich hier, um seine Schönheit zu zeigen, kein Stück herausreißen; es muß als Sonett im ganzen gelesen werden, da hier die geschlossene Form zum Wesensmerkmal wird.

Das Gedicht ist, mit kurzem Wort gesagt, mit souveräner Beherrschung aller Mittel der poetischen Sprache geschrieben.

Damit genug des Einzelnen.

„Harfend Herz" ist ein Heimatbuch edelster Art, sein heimatliches Wesen liegt tiefinnerst in seinem Kern verborgen und macht sich nicht an der Oberfläche bemerkbar, wodurch es sich von den vielen Produkten dilettantischer Reimschmiede unterscheidet, die glauben, daß der Stoff und die Mundart, die sie oft in lächerlicher Unkenntnis des Wesens unseres niederdeutschen Sprachidioms anwenden, genügen, um den hohen Anforderungen der Heimatdichtung gerecht zu werden. Niederdeutsche Dichter, die diesen Namen wirklich verdienen, sind an den Fingern abzuzählen.

Das Gedichtbuch Franz Schütts aber kann kein Pfälzer, kein Oberbayer, kein Schlesier geschrieben haben, sondern nur „eines Seemanns Sohn, der, einst ein blasser Knabe, aus der Väter Art geschlagen ist und der nun dafür das Seemannsheimweh in seinem Herzen tragen muß, lebenslang."

In ihm harft ein sehnsüchtig Herz tiefe, wahre Heimatklänge. Hermann Arno.

Landsknechtslieder. Von Lotte Rose. 95 S. 8°. Müller & J. Kiepenheuer Verlag, Potsdam 1934.

Es klingt ein Unterton schmerzlichen Erlebens aus diesen zum Teil sangbaren volksliedartigen Dichtungen. Natürlichkeit und echt frauliches Gefühl verbinden sich mit glücklicher Formgestaltung. Aus feinster weiblicher Intuition heraus sind diese Landsknechts-, Wander-, Volkston- und Liebeslieder geschaffen, ist manches kleine, vollendete Kunstwerk erstanden. Am stärksten erscheinen mir die ersteren, aus denen trotz guter Zeitgebundenheit auch das Zeitlose daherweht.

Sch.

Volkssagen, Erzählungen, Schwänke und Neckereien von Regamünde, Deep, Kamp, Wustrow und Robe, gesammelt und herausgegeben von Alfred Lucht. Druck von Richard Marg, Treptow a. d. Rega. Preis —,50 RM.

Wie tief die Quellen unseres Volkstums fließen, beweist der bekannte Schriftsteller auf volkskundlichem Gebiet mit dieser Sagensammlung aufs beste; Lucht zeigt aber auch, daß er aus diesen Quellen zu schöpfen versteht. Volksseele und Volksgeist gehen in Sagen und Gebräuchen, aber auch in einfachen Redensarten, Rätseln, Neckereien in graue Vorzeit oftmals zurück, wie Robert Holsten vor einigen Jahren einmal an verblüffenden Beispielen im Heimatkalender für Pommern 1930 (Verl. Fischer & Schmidt, Stettin) nachgewiesen hat. Darum soll man dieses Volkstum in allen Aeußerungen festhalten, nachdem schon allzuviel verloren gegangen ist. Aus der Erkenntnis der Volksseele erwachsen Gegenwartskräfte, schlagen Heimatgefühle Wurzel, die ein gutes Gegengewicht gegen das seelenlose 20. Jahrhundert sind. Nicht umsonst pflegt deshalb der Nationalsozialismus bewußt das Sich-Besinnen auf Vorgeschichte und Volksseele.

Lucht hat 109, meistens unbekannte Sagen usw. gesammelt, in knapper Darstellung und anziehender Fassung in gutem Aufbau den Anwohnern des Robe-Deeper Bezirkes und den Badegästen vorgelegt. Hoffentlich lesen es recht viele, auch die Schulkinder. Die billige Schrift gestattet allgemeine Anschaffung und wird viel Freude auslösen, denn wohl jeder findet als Quellen Leute, die er kennt, und wird auch manchem Sagenstoff ein frohes Wiedersehen entgegenbringen wie einer plötzlich auftauchenden Kindheitserinnerung. Von den vor Lucht erschienenen Sagen aus dem Nordteil des Greifenberger Kreises seien erwähnt (weil Lucht von einer Aufnahme abgesehen hat): Kummrow in den: Vergilbten Blättern (4. Aufl.), Bosse in: Heimatkunde des Kreises Greifenberg, Teil II (2. Aufl.), ferner Spruth in: Die Ostseebäder Horst, Rewahl und Umgebung, Treptow a. d. Rega 1929 bei Marg, wo die erste Zusammenstellung für das Land um den Eiersberger See erfolgte. Diese Sagen habe ich dann durch 20 weitere im Sonderheft Greifenberg unserer guten Kulturheimatschrift „Unser Pommerland" (Verlag Fischer & Schmidt, Stettin), kürzlich ergänzt. Das von Lucht behandelte Gebiet der Regamündung schließt sich östlich an das von mir bearbeitete an. Lucht hat als Hauptabschnitte in Uebereinstimmung mit Schulz für Köslin und Haas für Gesamtpommern gewählt: den Alten Glauben (Seelensagen, Wiederkehrer, Wilde Jagd, Poltergeister und Irrlichter), Haus-, Wald-, Feld-, Wassergeister, Zauberer, Teufel, Mahrt, Hellseher, sodann als weitere Hauptabschnitte: Tiersagen, Ortssagen, Schwänke und Neckereien.

Um falsche Verhochdeutschungen zu vermeiden, wird es sich empfehlen, bei allen Sagen künftig die plattdeutsche Form eines Orts- oder Flurnamens an erster Stelle, üblich gewordene Verhochdeutschungen aber nur in Klammern anzugeben; dies ist ebenso wichtig wie die wortwörtliche Aufzeichnung auch etwa umlaufender mehrerer Sagenformen. Letzteres hat Lucht anzuerkennenderweise streng beachtet, auch die Quellen angegeben. Möge die nette Schrift Anklang finden und zur Nacheiferung in andern Gegenden beitragen, aber auch weitere Sagen dieses Rega- und Küstenlandes an das Tageslicht bringen. Dieses belohnt den Verfasser für seine Mühen.

Intendanturrat Dr. H. Spruth.

Frei reden ohne Hemmungen. Eine Rednerschule mit praktischen Beispielen und Reden zu verschiedenen Gelegenheiten. Von E. Martini. Preis 1,10 RM. Süddeutsches Verlagshaus G. m. b. H., Stuttgart.

Neben der Ausbildung der Stimme, den Atmungsvorschriften und den Uebungen zur klaren und deutlichen Aussprache, sind wichtige Anleitungen für gute und sichere Haltung, überzeugende Betonung, Konzentrationsfähigkeit usw. gegeben. Kurzum, zu allem, was den guten Redner ausmacht, will dieses leicht verständliche Buch verhelfen.

Darf ich mir erlauben . . .? Das Buch der guten Lebensart. Von Hans Martin. Mit vielen Bildern und praktischen Beispielen. Kartoniert Preis 2,— RM., Leinen 3,50 RM. Süddeutsches Verlagshaus G. m. b. H., Stuttgart.

Nicht der sogenannte „gute Ton" wird hier trocken und schulmeisterlich vorgetragen, sondern der Leser findet eine Fülle praktischer Bereicherung, gewürzt mit gesundem, lebensbejahendem Humor, der frohe Stunden bereitet. Ein solches Buch über das „gute Benehmen" fehlte bisher. Es unterrichtet über alles Wichtige, es ist einzigartig, seine Bilder wundervoll. Es gibt keine Lebenslage, in der dieses moderne Anstandsbuch nicht einen guten Rat zu geben wüßte.

Naturschutz-Kalender 1935. Herausgegeben von der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen. 8. Jahrgang. 60 Kunstdruckblätter mit vorzüglicher Bildwiedergabe aus dem Bereich der belebten Schöpfung und der Naturschutzbewegung, rückseitig anregende Texte. Format 16,5×24,5 cm. Preis 2,50 RM. Verlag von J. Neumann, Neudamm.

Die Weltanschauung des neuen Staates, die im Volke und im Volkstum die Grundlage allen nationalen Lebens erblickt, hat dem Begriff der Bodenständigkeit seine urtümliche Bedeutung wiedergegeben. Daraus ergibt sich von selbst, daß Naturschutz und Heimatschutz künftig in unserem Kulturleben eine noch größere Rolle spielen müssen als bisher, daß sie — gewissermaßen als die „Garanten" für den Bestand der

deutschvölkischen Wesenheit — künftig einer besonders sorgfältigen Pflege bedürfen. Hitler-Jugend und Schule, alle Freunde der Natur sowie des Wander-, Wasser- und Bergsportes, alle Stellen, die irgendwie mit Aufgaben der Volksbildung und Volksführung zu tun haben, sind berufen, an solcher Pflege und Hege unseres Heimatschutzes mitzuwirken.

Ihnen allen will der Naturschutz-Kalender, der nunmehr zum achten Male seinen Weg in die Oeffentlichkeit nimmt, Freund und Anreger sein. Durch seinen Bildschmuck, der aus allen deutschen Gauen erlesene Stätten unserer Heimatnatur wiedergibt, durch seine Erläuterungen, die den Leser mit Gegenständen und Fragen des Natur- und Heimatschutzes bekannt machen wollen, und nicht zuletzt durch die dichterischen Beigaben und die den einzelnen Blättern beigefügten Kernsprüche, die zum überwiegenden Teile von führenden Männern der neuen Zeit geprägt wurden, will er mithelfen an der Förderung der mächtig emporstrebenden Bewegung zum Schutze der Heimat und dazu beitragen, daß der Naturschutzgedanke immer mehr Herzenssache des ganzen Volkes wird.

Athenaion-Kalender „Kultur und Natur" 1935 (Abreißkalender). Preis 1,95 RM. Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H., Potsdam.

Auf 185 Seiten finden wir Abbildungen aus Natur und Leben. Reizvolle Photographien aus allen Gegenden der Erde wechseln mit Darstellungen aus Technik und Wirtschaft, Reproduktionen wertvoller Kunstwerke stehen neben Bildern aus der Kulturgeschichte und Volkskunde. Gerade diese beiden Gebiete, die heute von größter Wichtigkeit sind, finden in dem Kalender eine besonders liebevolle Pflege. Die Bilder werden ergänzt durch zahlreiche kleine Essays, die in musterhaft knapper Form die Bilder erläutern, darüber hinaus aber Anregung und Unterhaltung weit über den Tag hinaus bieten. Der Text enthält ferner Sprüche und Sprichwörter, Wetterregeln und Gartenratschläge in großer Zahl.

Dienst am Deutschtum. Jahrweiser für das deutsche Haus 1935. Mit 55 prächtigen Bildblättern. J. F. Lehmanns Verlag, München. Preis 1,— RM.

Zum vierten Male ist dieser schöne Abreißkalender, der sich in den vergangenen Jahren so schnell zahlreiche Freunde erworben hat, erschienen. Wundervolle Bilder aus der germanischen Vorgeschichte beweisen, daß unsere Vorfahren keine „Barbaren" gewesen sind, viele Bildblätter stehen im Dienste der Rassenkunde, wieder andere im Dienste von Heimat und Volkstum, Persönlichkeit und Wehrhaftigkeit. Das Deckblatt des Jahrweisers zeigt die eindrucksvolle Büste unseres Führers von Prof. Ferd. Liebermann.

Der Heimatkalender des Kreises Lauenburg hat in Ostpommern seit Jahrzehnten einen guten Ruf. Seine früheren Herausgeber, darunter der durch seine Heimatforschungen und Mitarbeit an „Unser Pommerland" bekannte Rektor Gerlach, waren stets bemüht, ihn über seinen praktischen Zweck zu einem Heimatbuch mit gehaltvollen Beiträgen zu erheben. Mehr als einmal hat man auf wertvolle Lokalforschungen, die er jedes Mal veröffentlichte, zurückgreifen müssen. Auch in diesem Jahr hat sein Herausgeber, der in Ostpommern gut bekannte Direktor Eduard Stielow, die verpflichtende Linie seiner Vorgänger eingehalten und uns in ansprechendem Gewande beinahe ein richtiges Heimatbuch verehrt. Papier, Schriftsatz und Umbruch vereinigen sich zu einem angenehmen Aeußeren. Der Inhalt erhält seinen besonderen Wert durch die Beiträge über die interessanten Ausgrabungen eines Teiles des mittelalterlichen Leba, das, auf der Westseite des Flusses gelegen, im Gefolge von Sturmfluten und Flußverlagerungen zu Anfang des 16. Jahrhunderts von seinen Bewohnern verlassen wurde. Eine Jahresübersicht über die vorgeschichtlichen Funde im Kreise, mit Abbildungen auch von Lebaer Fundstücken, ergänzt den Bericht von Stielow, der auch die Ausgrabungen überwachte. Ueber Leba und seine Umgebung berichten noch 3 weitere Beiträge: nämlich ein geologisch-naturkundlicher Spaziergang in die Dünenwelt, ein Segelfliegerbericht und ein Erinnerungsbild Lebaer Eindrücke aus verschiedenen Aufenthalten. Mit der Tierwelt machen uns zwei Aufsätze über das Rotwild und die Wildschwäne bekannt. Interessant ist auch der kleine Ausflug in die Münzgeschichte und der Lebensabriß über Tauentzien. Feldpostberichte aus dem Kriege 1870/71, Beiträge über Volksbräuche in Pommern, über das bäuerliche Haus, über den Wert der Beschäftigung mit der Heimatkunde, Novellen, Gedichte, einige Spritzer Humor und was sonst noch zu einem ländlichen Kalender gehört, machen ihn zu einem freundlichen Hausbuch, das auch auf seine bescheidene Weise der Stärkung des Volksbewußtseins an der Grenze dient. Durch den Verlag (Badengoth in Lauenburg) ist der Kalender zum Preise von 0,50 RM. zu beziehen. G.

Der Große Brockhaus. Band 19 (Tou—Vam) Verlag F. A. Brockhaus in Leipzig.

Auch der vorletzte Band des Großen Brockhaus ist wieder eine Fundgrube des Wissens und ein zuverlässiger Berater in allen Fragen des täglichen Lebens. Dafür einige Beispiele:

Im Hinblick auf die Neuordnung der Umsatzsteuer erfährt man, wie es bisher mit ihr gewesen ist, und daß sie nicht ohne weiteres abgeschafft werden kann, da sie mit 1354 Millionen im Rechnungsjahr 1932/33 den höchsten Einnahmeposten des Reiches dargestellt hat, höher sogar als die gesamte Einkommensteuer, die 1332 Millionen gebracht hat. Eingehend wird das im Mai 1933 geschaffene Amt des Treuhänders der Arbeit mit allen seinen Befugnissen erläutert, die ihn an die Stelle der bisherigen Arbeitnehmer- und Arbeitgeberverbände setzen. Eine ausführliche Darstellung ist den Unternehmerverbänden und ihrer Umwandlung im Dritten Reich gewidmet. Eine Tabelle führt die heutigen Bezeichnungen neben den früheren auf. In das Problem der Vererbung führt ein fachwissenschaftlicher Abschnitt ein, der die wichtigsten Theorien schildert und auf farbigen Tafeln die Ergebnisse der Rassenkreuzung zur Anschauung bringt. Auch die Zwillingsforschung kommt dabei zu ihrem Recht. Eng mit der Vererbung im Zusammenhang steht die Unfruchtbarmachung zum Schutz gegen Rasseverschlechterung und ihre praktische Anwendung in neuester Zeit. Dabei werden die geltenden gesetzlichen Bestimmungen und Erfahrungen, die man bei uns und in anderen Ländern damit gemacht hat, aufgeführt. Eingehend wird auch die Erforschung der deutschen Frühgeschichte in dem neuen Bande gewürdigt. So wird in dem Abschnitt über das germanische Volk der Vandalen der leider immer auch noch bei uns gebrauchte Ausdruck „Vandalismus" überhaupt nicht erwähnt, sondern gesondert als eine Erfindung des Bischofs Gregoire in der französischen Revolutionszeit aufgeführt. Auch über die vielberedete Ura-Linda-Chronik handelt ein Abschnitt, der nach sorgsamer Abwägung aller Theorien zu dem Ergebnis kommt, daß die Fachwissenschaft diese angeblich älteste friesische Chronik als ein Erzeugnis des 19. Jahrhunderts allgemein ablehne.

Herausgegeben von der Heimatvereinigung „Unser Pommerland". Schriftleiter: Gustav Fischer, Stettin. Druck und Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin. Nachdruck der Originalbeiträge ist nur mit Erlaubnis des Verlages gestattet. Alle Sendungen sind an den Verlag der Zeitschrift „Unser Pommerland", Stettin, zu richten. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Johannes Fischer, Stettin. DA. IV. 1225.



Hermann Hammer

Giebel der Kirche in Mandelkow

Unser Pommerland

Monatsschrift für das Kulturleben der Heimat

Verlag von Fischer & Schmidt in Stettin

20. Jahrgang | März 1935 | Heft 2

Schleiermachers Beziehungen zu Stralsund und Rügen

Von Kurt Krafft

1. Ehrenfried von Willich.

Am 12. Februar 1934 begingen wir Schleiermachers hundertsten Todestag. Da dürfen sich auch Stralsund und Rügen daran erinnern, was sie dem großen Theologen und Patrioten gewesen, zumal da ihre Wirkung auf Schleiermachers Lebensgang von so tiefgreifender Art war. Das Schleiermacherjahr ist daher der Anlaß gewesen, den Spuren Schleiermachers in Stralsund und auf der „lieben Insel" nachzugehen.

Aus dem Berliner Romantikerkreise heraus ist Schleiermacher in die Oeffentlichkeit des literarischen Lebens getreten. Aus der Atmosphäre der Freundschaft nährten sich seine produktiven Kräfte, besonders Friedrich Schlegel hat den bis dahin einsamen Grübler in das geistige Leben der Zeit eingeführt. Charakteristisch für diese ästhetisch-literarische Zirkel war, daß in ihnen geistvolle Frauen als Priesterinnen schalteten. Denn Frauenfreundschaft war ja die Mode der romantischen Zeit. Ueberall finden wir Briefwechsel bedeutender Männer mit gescheiten Frauen. Ueberschwänglich und empfindsam lesen sich jene Briefe, oft wie Liebesbriefe. Und doch sollte all die Zartheit und Zärtlichkeit nur freundschaftlich gemeint sein, denn Freundschaft sollte es geben zwischen Mann und Frau wie zwischen Mann und Mann, „ohne Dazwischenkunft der Liebe". Doch die einzige dieser idealen Frauenfreundschaften, die den Romantikern wirklich gelungen ist, war die zwischen Schleiermacher und Henriette Herz, in deren Hause sich der Berliner Romantikerkreis versammelte. Friedrich Schlegels Freundschaft mit Dorothea Veit ging in ein Liebesverhältnis über, sprengte die Ehe und endete in einem ungeheuren Skandal. Denn Schlegel hatte sich nicht gescheut, die Intimitäten dieses Verhältnisses literarisch auszuschlachten und in einem Romane der Mitwelt preiszugeben. Schleiermacher erfüllte das mit bitterem Schmerz. Er glaubte aber auch jetzt noch, dem Freunde die Treue schuldig zu sein und wagte es, er, der Prediger, öffentlich für den nun in Berlin Verfehmten einzutreten und dessen unglaubliche Indiskretion aus Schlegels gutem Kern zu deuten, so gut es ging. Doch die Freundschaft ging trotzdem zu Ende. Der ernste Schleiermacher und der im Innersten frivole Schlegel konnten auf die Dauer nicht verbunden bleiben. Ungefähr um dieselbe Zeit löste sich der Romantikerkreis, der nunmehr seinen Schwerpunkt in Jena hatte, unter vielen peinlichen Zänkereien und Mißhelligkeiten auf.

So wurde Schleiermacher nicht nur einen Freund los, sondern auch eine geistige Gemeinschaft, die Atmosphäre seines Wirkens, zerging. Enttäuschung und Vereinsamung drücken ihn nieder, als er im Mai 1801 mit Henriette Herz deren Verwandte in Prenzlau besuchte. Dort fand er den Mann, der ihm Friedrich Schlegel ersetzen sollte, der ihm neue Freundschaftsfäden zuspann und ihn mit einem rügenschen Kreise in Verbindung brachte, der zwar nicht auf der geistigen Höhe des Berliner Kreises stand, dafür aber um so gesunder war. Dieser Mann war Ehrenfried von Willich.

1773 zu Sagard a. Rg. geboren, entstammte er einem jener vornehmen rügenschen Pastorengeschlechter, wie sie in der Schwedenzeit auf ihren Pfarren wie auf Herrensitzen saßen. Mit dem Landadel vielfach verschwägert, im Besitze ausgedehnter Pfarrländereien, zu denen eine stattliche Zahl erbuntertäniger Bauern gehörte, betreuten und regierten sie ihre Gemeinden. Die Stellen gingen zumeist auf den Sohn oder den Schwiegersohn über, der meist aus einem Nachbarpfarrhause stammte, so daß eine tatsächliche Erblichkeit und Geschlechterfolge bestand und man mit Recht von einer Pfarraristokratie reden konnte. Willichs Vater, Philipp von Willich, Praepo-

situs in Sagard (1720—1787), hatte durch Kaiser Joseph den Reichsadel erhalten. Sein Bruder Heinrich Christoph von Willich (1759—1827), Nachfolger des Vaters, hatte eine alte Heilquelle auf seiner Pfarrwiese wieder zur Geltung gebracht und aus Sagard einen damals weitbekannten Kurort gemacht. Auf dem Stralsunder Gymnasium „Nebensitzer" Ernst Moritz Arndts, Theologiestudent in Jena, kam er nach beendetem Studium als Erzieher zu dem Prenzlauer Grafen Schwerin. Im Hause der Schwester der Henriette Herz und ihres Gatten verkehrte er als Gast.

Schleiermacher und Ehrenfried von Willich zogen sich sofort unwiderstehlich an. Freilich besaß Willich die Genialität eines Schlegel keineswegs, dafür hatte er das, was Schleiermacher an Schlegel vermißte: Takt, Zartsinn, religiöse Wärme und liebenswürdige Aufmerksamkeit. Die Freundschaft mit Schlegel wirkte sich als literarische Kampfgemeinschaft aus, von Willich versprach er sich reine Freundschaft, „denn er hat im Leben und fürs Leben mehr einen dem meinigen ähnlichen Sinn". Darum sollte er ihm ein Freund werden, „wie schon lange keiner war".

Wer aber mit einem Romantiker jener Zeit Freundschaft schloß, trat damit in den Freundeskreis und gewann aus ihm sogleich Freunde hinzu. Darum betrachtete sich die Herz ohne weiteres als Dritte im Bunde. Und da ist es nur natürlich, daß auch sie mit Willich in Briefwechsel trat. Aber dieser Briefwechsel hatte auch einen äußeren Anlaß. Henriettes Schwester in Prenzlau, eine leidenschaftliche Natur, störte selber die Harmonie in ihrem Kreise durch Flirt und gelegentliche Liebeleien. Auch Willichs Unerfahrenheit war ihren Lockungen erlegen. Klatsch in der kleinen Stadt, Argwohn des Gatten und abgefangene Briefe waren die peinlichen Begleiterscheinungen. Willich hat seine Gefühle redlich bekämpft. Zwar nimmt er anfangs noch mancherlei edlen Selbstbetrug zu Hilfe, um sich noch in der Nähe der Geliebten zu halten, doch Henriette weiß ihn zu bewegen, das Haus schließlich zu meiden.

Ueber diese Dinge läßt sich aber besser reden als korrespondieren. Darum folgt Willich im Februar 1802 einer Einladung nach Berlin und wohnt bei Schleiermacher. Hier blickt er tiefer in die Verhältnisse des Freundes. Wie gleicht sich doch beider Männer Geschick! Auch Schleiermacher nämlich bedrückt die unglückliche Liebe zu einer gebundenen Frau. Eleonore Grunow, die Gattin eines Berliner Predigers, eines moralisch tiefstehenden Menschen, hatte zuerst Schleiermachers Mitleid und freundschaftliche Teilnahme erweckt. Der überaus klugen und gemütstiefen Frau fühlte sich dieser aber bald so wahlverwandt, daß die anfängliche Teilnahme in heiße Liebe umschlug. Er drang darum in sie, die unwürdige Kette, die sie an Grunow band, zu zerreißen und seine Frau zu werden. Eleonore jedoch, die Schleiermacher ohnehin mehr dankbar als leidenschaftlich zugetan war, wollte sich nicht zum Zwecke einer Wiederverheiratung scheiden lassen. Schleiermachers ungestümes Werben jedoch verwirrte ihr Gefühl. Uneins mit sich selber gab sie nach, versprach und verschob die Trennung immer wieder. Schleiermacher nun glaubte ihrem freien Entschlusse zu Hilfe zu kommen, wenn er Berlin verließe, und nahm darum die ihm angebotene Hofpredigerstelle in Stolp an. Auch Willich hatte Eleonore in Berlin kennen gelernt und war Zeuge einer bewegten Unterredung mit Schleiermacher, wo sie „unter Tränen und heiligen Worten" Schleiermacher versprach, sich nunmehr freizumachen. Es ist nur dem romantischen Lebensstile entsprechend, daß nun auch Willich sich Eleonore „mit ganzem Herzen als Bruder zuwendet".

Willich strebt nun von Prenzlau weg, wo sich unterdes Henriettes Schwester, an die er so viel Schmerzen gewandt, bereits mit einem anderen ins Gerede gebracht hat. Die jugendliche Torheit schüttelt er nach deren für ihn so beschämenden Ausklang nun völlig ab und tritt befreit und gereift sein erstes Amt an.

Dezember 1802 finden wir ihn erst als Battaillonsprediger, dann seit Juni 1803 als Regimentsprediger in Stralsund beim Leibregiment der Königin, und schon im Herbste „duftet ihm eine Blume" auf Rügen, deren „Duft er nachgeht", er wendet sein Herz einem Mädchen seiner Heimat zu.

Während so seine Schale in Stralsund steigt, sinkt in Stolp die seines Freundes Schleiermacher mit Leid beladen in die Tiefe. Eleonore Grunow hatte sich zur Scheidung nicht entschließen können und gab Schleiermacher auf. Die Freunde hatten es kommen sehen, auch Schleiermacher hatte es befürchtet. Schwer getroffen, sieht er vor sich ein Leben ohne Sinn. Einer andern glaubt er nicht gehören zu können. Vor dem „Gott und Menschen höhnenden Leben eines Hagestolzes" graut ihm. „Ich muß helfen eine Familie bilden und Kinder erziehen". Er hält sich für schwindsüchtig. Der Selbstmord spielt mit seinen schwermütigen Gedanken. Nur seine Platoübersetzung will er noch beenden, dann will er sterben. Was ist zu tun? Nur Henriette Herz weiß Rat. Wenn die Platoarbeit die Verzweiflung nicht abstumpft, dann kann nur ein Zusammensein mit den Freunden helfen. Darum betreibt sie ein Treffen während Schleiermachers Urlaub in Stralsund und auf Rügen. Willich lädt Schleiermacher ein, und das ist der zweite große Dienst, den er ihm tut.

2. Ein Sommer.

Die schönen Reisepläne des Jahres 1803 haben sich zwar zerschlagen, um so bestimmter aber werden sie für das Jahr 1804 festgehalten.

Im Frühjahr 1804 verlobte sich Willich mit der sechzehnjährigen Henriette von Mühlenfels. Diese, am 6. März 1788 in Sissow a. R. geboren, war die Tochter des dortigen Gutsherrn Oberstleutnant von Mühlenfels und seiner Gattin Pauline, geb. von Campagne. Die Mühlenfels waren eine „solide pommersche Adelsfamilie", die freilich ihren Adel erst von 1729 an zählen konnte. Die von Campagne entstammten einer Hugenottenfamilie aus dem Bearn an der Pyrenäengrenze, einem „vornehmen und reichen Adelsgeschlecht", das unter dem Großen Kurfürsten nach Berlin gekommen war. Neunjährig verlor sie ihre Mutter, dreizehnjährig ihren Vater. Zuflucht fand die Waise bei ihrer Schwester Charlotte, die mit Karl Ludwig Emanuel von Kathen auf Götemitz bei Rambin verheiratet war. Sie war von zierlichem Wuchs; die sie kannten, rühmten ihre tiefen blauen Augen. Wer die Briefe liest, die das sechzehnjährige Mädchen und später die siebzehn- und achtzehnjährige junge Frau an Schleiermacher schrieb, ist erstaunt über die Reife und den Reichtum dieses jugendlichen Geistes und über die Flüssigkeit und Klarheit des Stiles. Schleiermacher nennt sie „eine herrliche Verbindung von Lieblichkeit und tiefem Gefühl mit leichtem Frohsinn, Stärke und Herzhaftigkeit" und rühmt ihr „einen hohen Sinn" für das nach, „was gut und edel ist". Eine interessante Charakteristik von ihr gibt ihr Sohn. Danach überwiegt Phantasie und Gemüt das Denken zuweilen in gefährlicher Weise. Das mag wohl das südliche Blut sein, wie auch der tiefmystische Hang und die schwärmerische Anlage. Die lebendige Religiosität, die sie mit ihrer Schwester Charlotte von Kathen teilte, war Hugenottenerbe, das noch lange vorhielt. Ihr Enkel Ernst von Willich, der dreizehnjährig an Knochentuberkulose starb, hat auf dem Krankenlager das Lied gedichtet: „Wenn der Herr ein Kreuze schickt", das in unsere Gesangbücher Aufnahme fand. Er ist die rührende Kindergestalt unter unseren Kirchenliederdichtern. Ein heroischer Zug konnte sie zu äußerster Aufopferung treiben. Alles Gemeine war ihr unerträglich, alles Triviale fast unleidlich. Die Kehrseite war dann freilich ein Hang, Durchschnittsmenschen zu übersehen und nur mit „superioren Personen" zu verkehren. Auch ist eine launenhafte Unausgeglichenheit nicht zu verkennen.

Henriette Herz nahm diese Verlobung mit Bedenken auf, dagegen ehrt es Schleiermachers Glauben an den Freund, wenn er ihm schreibt: „Ich habe mir immer gedacht, daß es ein recht frisches, jugendliches Gemüt sein müßte, was Dich ganz und auf immer an sich zöge. Dabei vertraue ich nun ganz ... Es fällt mir gar nicht ein, zu befürchten, es könnte etwas Aeußeres oder Unwesentliches Dich bestochen haben, etwas Vorübergehendes für das Ewige und Höchste zu halten." Und es zeugt von seinem tiefsittlichen Gemüt, wenn er, des eigenen Leides gedenkend, fortfährt: „Was könnte mir mehr zum Troste gereichen bei der öden Unsicherheit meines eigenen Geschicks, als wenn ich recht viel Glück und Leben der Liebe unter denen sehe, die mir die liebsten sind?" Wer so schreiben kann, ist keines Neides fähig, selbst wenn er traurig die Freundeshand in des jungen Mädchens ausgestreckte Rechte legt: „Ich wollte, ich könnte Sie damit verschonen, was sollen die stechenden Splitter aus einem verunglückten Leben in Ihrer jungen Brust?" Leider hat sich Schleiermacher mit der Absage Eleonore Grunows nicht zufrieden gegeben, sondern von neuem mit ihr angeknüpft, um sie doch noch zu gewinnen. Er sollte damit nur seine Qualen verlängern. Aber ein neuer Auftrieb war seinem Leben gegeben. Der „Balsam" für das „am eigenen Jammer verblutende Leben", das Liebesglück des Freundes wartete auf ihn.

Anfang Juni fand dann die Reise wirklich statt, und in Greifswald trafen die drei Freunde zusammen, Willich von Stralsund aus, die Herz von Berlin aus und Schleiermacher zu Schiff von Stolp. In Stralsund hörte Schleiermacher den Freund predigen und freute sich, „daß das höhere Leben, das ihm aufgegangen ist, sich so über sein ganzes Wesen verbreitet hat". Die junge Braut wird er in Götemitz kennen gelernt haben. Die von Jugend verschönte Liebe der Sechzehnjährigen zu ihrem Ehrenfried rührt ihn, der Uebermut der beiden glücklichen großen Kinder frischt ihn auf. Die junge Braut schließt sich dem großen Freunde Willichs mit schwärmerischer Begeisterung an. Die Waise nennt ihn Vater und schätzt sich glücklich, nun wieder einen Vater gefunden zu haben. Schleiermacher nennt sie sein liebes Töchterchen. Allen schien diese Freundschaft des knospenhaften Mädchens mit dem leidgebeugten Manne durchaus natürlich. Freundschaft verbindet sie ja auch nun mit der Herz, „der großen Jette", wie sie in den Briefen im Unterschied von ihr, der „kleinen Jette", heißt. Es wäre als unnatürlich empfunden worden, wenn es anders gewesen wäre, „denn dann wäre ja ihre Ehe mit Willich keine echte". Das rückhaltlose Treten in den Kreis war eben eine romantische Selbstverständlichkeit. Auch die Freunde Willichs und seiner Braut kamen Schleiermacher mit Ehrfurcht und Teilnahme entgegen. Er war ja durch seine „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern" und durch seine „Monologen" ein

in interessierten Kreisen bestbekannter Schriftsteller, er war der einstige Genoß der großen Literaten, und seine unglückliche Liebe, von der sie alle wußten, wand ihm eine Dornenkrone ums Haupt. Man dachte sich ihn freilich anders, „seine Güte und seine Teilnahme und sein ganzes herrliches Wesen tiefer und verborgener, nicht so frei und offen daliegend in jedem Wort und Blick". Seines Liebesleides wegen sprach man ihm viel Trost zu und weissagte ihm alles Gute. Vorübergehend belebte sich seine Hoffnung wieder. Auf Rügen will er sich mit Eleonore verbinden, Willich soll sie beide zusammengeben, in der Kirche zu Sagard, oder noch lieber im Walde von Stubbenkammer, im grünen Buchenwald, durch den die blaue See schimmert.

Das Standquartier der Besucher war Sagard. Viel Platz war nicht in dem allzeit gästereichen Pfarrhaus, aber man machte ja auch keine Ansprüche. Schleiermacher wohnte „im Oberstübchen". Dort arbeitete er in stillen Stunden an seinem Parmenides, oder er sprach mit dem Freunde Kollegentwürfe durch, die er im Hinblick auf eine ihm fest versprochene Professur in Halle bereits gefertigt hatte. Natürlich ließ er es sich nicht nehmen, an einem jener Junisonntage in der Sagarder Kirche zu predigen. Sonst aber war man in der Stubbnitz. Die schönen Tage waren „die hellsten Stellen" in Schleiermachers bisherigem Leben. Die Herz erhoffte von einem späteren Besuch Schleiermachers in Berlin, es solle ein wenn auch blasseres Sagard-Leben werden, und Jasmund ist in der Erinnerung an jene Tage immer ein Symbol irdischen Glücks.

Der andere Pol der schönen Sommertage war Götemitz. Charlotte von Kathen, der „kleinen Jette" ältere Schwester, eine tief innerliche „fast verklärte" Frau, fand trotz ihrer jährlich sich mehrenden Kinderschar Zeit und Kraft, einen geistigen Mittelpunkt auf der Insel zu bilden. Hier versammelte sich, was religiös angeregt und geistig interessiert war, hier fand Schleiermacher Widerhall für seine Gedanken. Hier kannte man seine Bücher, hier fand er umfassendes Verständnis für sein tiefstes Wesen, aus dem seine Ideen und seine Schmerzen quollen. Von hier aus gingen dann auch die Fäden über das Land, nach Bobbin zu dem Pastor und Erforscher der heimatlichen Vorgeschichte, Frank, und in das Pfarrwitwenstübchen der „Tante Baier", nach Altenkirchen zum Dichter Kosegarten und zu dessen Hauslehrer und späterem Nachfolger Hermann Baier, dem Freunde Fichtes, Arndts und dann auch Schleiermachers, nach Stralsund zu Johann Erichson, nach Poseritz zu Willichs Schwager Praepositus Schlichtkrull und vor allem nach Garz zu Charlotte Pistorius, der trefflichen Gattin des Pastors Johann Philipp Pistorius, der Freundin Charlotte von Kathens und Ernst Moritz Arndts.

Es ist selbstverständlich, daß der Abschied von all den lieben Menschen Schleiermacher schwer wurde. Vor ihm lag nun wieder die Stolper Einsamkeit, er mußte wieder „in das öde Leben in dem großen Sarg". Aber doch war die Krise überstanden. „Der schöne Sommer hat mir mein Leben wieder wert gemacht." Ein fester Boden war gefunden, auf den er treten konnte. „Ihr wißt, wie mein Herz an Euch hängt, weil ich an Euch das Schönste, das ich kenne, auf eine in meinem Kreise ganz einzige Art verwirklicht sehe und bei der Unsicherheit und Unvollständigkeit eigener Aussichten immer wieder beruhigt auf Euch blicke."

3. „Klein-Jasmund."

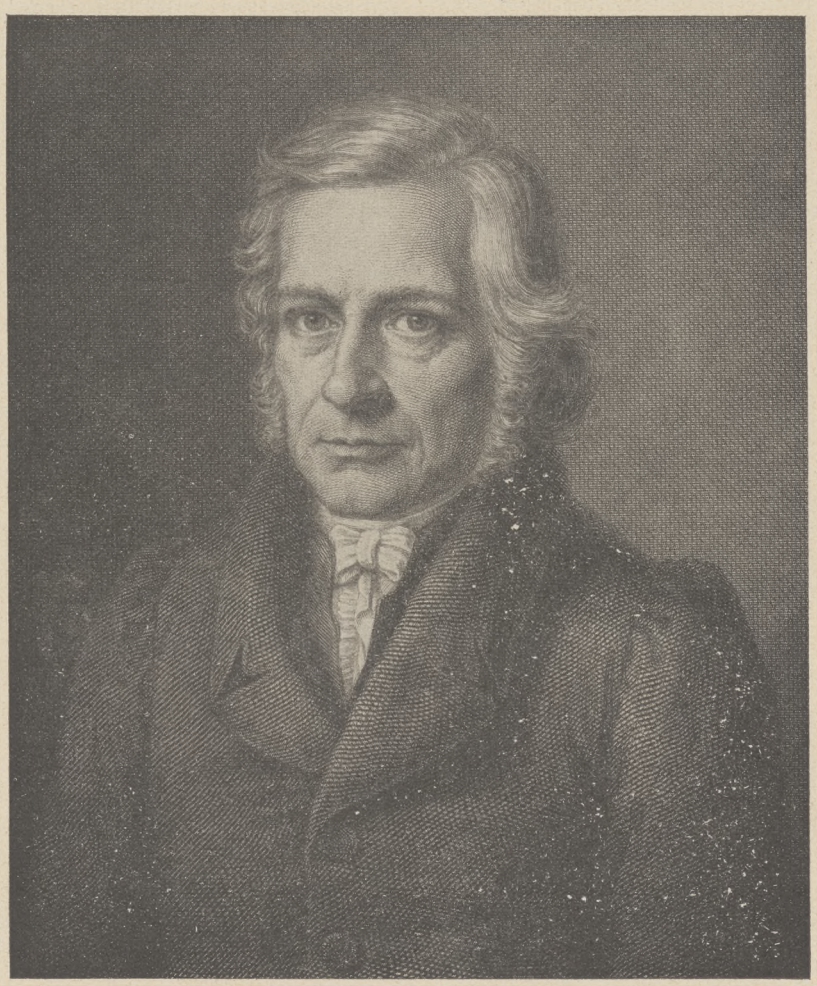
Es war ein Lieblingsgedanke der beiden Freunde, daß sie einander trauen wollten. Aber Willichs Hochzeit schob sich noch hinaus. In kindlicher Verehrung hängt die „kleine Jette" an Schleiermacher, in backfischhafter Schwärmerei bewahrt sie von ihm einen Blumenstrauß, den er ihr auf Stubbenkammer gepflückt, einen Bonbon, den er ihr geschenkt und ein Fläschchen Augenwasser, das er in Poseritz vergessen hatte.

Am 5. September 1804 wurden dann Ehrenfried von Willich und Henriette von Mühlenfels getraut. Schleiermacher gab in einem Briefe „seine liebe Tochter" feierlich in des Freundes Hände.

Und nun beginnt das Idyll von „Klein-Jasmund". Denn um sich das Glück der jungen Ehe auszumalen, bedarf Schleiermachers Phantasie der Jasmunder Farben. In Jasmund wohnt das Glück. Ist es nach Stralsund gekommen, dann ist eben Stralsund „Klein-Jasmund" geworden. In den Briefen kommt Stralsund daher fast ausschließlich unter dem Namen Klein-Jasmund vor.

Da sitzen nun die jungen Leute in ihrer engen Stralsunder Dienstwohnung am Tische. Willich arbeitet an seiner Predigt, und die junge Frau schildert dem Freunde beider Leben im Ehestand. Morgens um fünf Uhr beim prasselnden Feuer und Lampenschein halten sie ihre Morgenstunde. Nach einer Bibellektüre kommen die Schriften des Freundes daran oder Platos Dialoge in dessen Uebersetzung oder Wackenroders „Herzensergießungen eines kunstsinnigen Klosterbruders". In seinem Feuereifer, seine junge Frau zu bilden, vergißt Willich die richtige Auswahl und muß sich vom Freunde sagen lassen, daß Plato nicht immer eine erfreuliche Lektüre für eine junge Frau ist. Sonntag morgens geht die junge Pastorsfrau natürlich in ihres Mannes Predigt, die sie hernach auf einem Spazier-

gange miteinander besprechen. Anfangs ist viel Besuch, die Schwester Charlotte aus Götemitz, die Verwandten aus Sagard und Poseritz, Tante Baier aus Bobbin und Charlotte Pistorius aus Garz, alle wollen nach dem jungen Haushalt sehen. Am liebsten sind freilich die Beiden allein. Noch sind sie sich selbst genug, und die junge Frau ist wählerisch. Stralsunder Verkehr pflegen sie anfangs gar nicht, und Schleiermacher muß mahnen, eine Ehe Stenzler, mit Johann Erichson und dessen Gattin Johanna, geb. Israel, und mit dem Postkontrolleur Joh. Bernh. Cummerow und dessen Gattin Charlotte, geb. Struck, doch rechte Berührungspunkte zwischen Henriette von Willich und den Frauen ihrer Bekannten wollten sich nicht ergeben. Schleiermacher nimmt teil am Kleinsten, und es ist beinahe komisch und doch auch wieder rührend, wenn der einsame Mann sich mit den Kopf zerbricht, wie



Gez. von L. Heine

Gest. v. A. Schultheis

Friedrich Schleiermacher, der große Theologe und Patriot
geb. 21. November 1768, gest. 12. Februar 1834.

müsse „ein niedliches, trauliches Kabinett in dem Palaste Gottes sein, ein sinniges Ruheplätzchen in seinem Garten, wo man das Ganze übersehen und sich in das Enge, Trauliche recht verlieren kann. Da müssen die Türen nicht verschlossen sein, sondern es muß hineinkönnen, wer Bescheid weiß, der den magischen Schlüssel hat und weiß, wie er die Aeste wegbiegen muß". Dabei war „die kleine Pastorin" bald in der Stadt bekannt und beliebt, und nach und nach bildete sich ja dann auch ein Umgang heraus, mit dem Kaufmann Joh. Hch. Israel und dessen Gattin Friderike, geb. Tante Luise in der engen Willichschen Wohnung unterzubringen ist.

Die ersten Anzeichen werdenden Mutterglückes erfährt nächst Ehrenfried als erster Schleiermacher, seitdem ist in den Briefen oft davon die Rede, und auch die Veränderungen im Seelenleben der werdenden Mutter kommen zur Sprache. Man kann sich bei diesen Aussprachen eines gewissen Unbehagens nicht erwehren. Das schlichte, natürliche weibliche Empfinden wird hier romantisch überschwärmt. Die Gefahr dazu lag in Henriette von Willichs Natur. Und für Schleiermacher gehörte rück-

haltloses sich Erschließen eben zum Wesen wahrer Freundschaft. Hier liegt eben die Gefahr: die romantische Gemeinschaft pocht mit ihrem Totalitätsanspruch an die Pforten der natürlichen Verbände und mischt das Wir der Freunde in das Wir der Gatten.

Am 6. Oktober 1805 schenkte Henriette von Willich einem Töchterchen das Leben, und es wiederholte sich wieder: Wenn das Glück sich zu Willich neigt, kehrt das Unglück bei Schleiermacher ein. Eleonore Grunows Scheidung war eingeleitet. Ehrenfried hatte ihr den Rücken gestärkt, beide Willichs hatten sie besucht, selbst Charlotte von Kathen wurde bemüht, gelegentlich einer Berliner Anwesenheit bei ihr einzukehren, alle fanden sie entschlossen, wenn sie dieser Entschlossenheit auch nicht recht trauten. Doch Eleonore verließ nun wirklich Grunow. Dieser erklärte sich schließlich mit der Scheidung einverstanden. Da, am Tage, bevor die Scheidung ausgesprochen werden sollte, kehrte Eleonore Grunow nach Stunden furchtbarer Seelenqual zu ihrem Manne zurück. Sie handelte, wie sie mußte. Daß es auch für Schleiermacher von Segen war, sahen die Freunde ein. „Sähe er wie wir", schreibt die Herz, „wäre ihm wohler". Wie sehr aber auch Schleiermacher niedergebrochen ist, er hat doch mehr Abwehrkräfte als das erste Mal. Schon seine Vorlesungen — er ist inzwischen Professor in Halle geworden — hielten ihn im Gleise. Dann waren es die Stralsunder Freunde. „Wie wohltätig Dein liebes Bild mich anblickt aus jedem mütterlich frohen und kindlich teilnehmenden Worte! Mit einer solchen Tochter und solchen Freunden ist es nicht möglich, daß man einem Schmerz unterliegen sollte!"

Er fühlt sich zufrieden „als das Organ so manches Schönen und Heiligen," als den „Brennpunkt, aus dem alle Freuden und Leiden der Freunde zurückstrahlen", wenn er auch „für sich selber nichts mehr ist". Zuweilen blitzt ein Stolz aus seinen Worten: „Laß Dir nicht bange sein, daß mich das Schicksal zu tief niederbeugt und mich überhaupt anders, als Du es selbst wünschen mußt, ergreift." Unausgesprochen liegt darin doch das Gefühl der Befreiung von einer Misere ohne Ende. Man hat trotz aller noch vorkommenden Schwermutsanfälle den Eindruck, Schleiermacher ist hindurch. Aber nun pocht etwas anderes bei ihm an: die Sorge um das bedrängte Vaterland. Jena wirft bereits seine Schatten voraus, unter dieser Sorge wird der Preuße und Protestant Schleiermacher zum Patrioten, und die männliche Seite seines Wesens kommt heraus. Das Vaterland hat Eleonore Grunow überwunden. Unsicher sind die Zeiten, unsicher noch die werdenden Fronten. Was wird Schweden tun? Wird Willich marschieren dürfen? Werden die vorpommerschen Regimenter gegen nationalschwedische ausgewechselt? Wird eine Belagerung Stralsunds zu erwarten sein? Solche Fragen, die das Geschick der Freunde berühren, tauchen jetzt in den Briefen auf.

Unterdes erzählt Henriette von Willich von ihrem Kind. Sie schließt sich nur noch mehr nach außen ab. „Die Stadt (Stralsund) wird mir immer mehr zuwider. Dem Leben, wie ich es mit meinem Ehrenfried und mit meinem Kinde innerlich habe und auch äußerlich haben möchte, steht sie so sehr entgegen. An Genuß der Natur ist gar nicht zu denken, auf dem Wall, auf dem es sonst recht hübsch ist, mag ich mit dem kleinen Mädchen nicht gehen, weil so viel alte, häßliche Weiberphysiognomien da herumkreisen." Ein zweites Kind meldet sich an, doch Schleiermacher erfährt es diesmal durch die Herz. Die junge Frau ist natürlicher geworden. Auch die Anrede „Vater" und das Durcheinander von Du und Sie in den Briefen ist ihr nicht mehr ganz behaglich. Schleiermachers erwarteter Besuch, den jedoch die Kriegsläufte verhinderten, brachten diese Dinge zur Sprache. „Vor den Leuten" soll es bei dem Bürgerlich-Ueblichen bleiben. Inzwischen ist Schleiermachers „Weihnachtsfeier", eine künstlerisch verunglückte lehrhafte Novelle, anonym erschienen, und Schleiermacher spielt sie den Willichs in die Hände. Ob sie ihn erraten?

Doch der Krieg schneidet das alles ab. Nach Niederwerfung der Preußen wandte sich Napoleon gegen Schwedisch-Pommern. Stralsund wurde in Belagerungszustand gesetzt, da erkrankte Ehrenfried von Willich am Typhus und starb nach kurzem Krankenlager am 2. Februar 1807, während die Franzosen soeben den Ring um die Stadt gezogen hatten und die niedergebrannten Vorstädte noch rauchten. 34 Jahre ist er alt geworden. Am 4. Februar 1807 wurde er begraben.

Als Henriette den Fiebernden gefragt hatte, ob er sie noch kenne, hatte er geantwortet: „Ja, meine süße Braut," dann hatte man die Weinende, die ihrer zweiten Niederkunft entgegenging, hinausgeführt. Kurz und bräutlich ist diese Ehe gewesen. Zwei gute Jahre waren ihnen gegönnt. Schleiermacher aber äußert sich zu seinem Freunde Gaß: Eine Ehe, wie es nur wenige gibt, ist zerstört; ein frommer und schon fruchtbarer Prediger ist weniger, und ich habe den idyllischen Teil meines Lebens verloren."

4. Witwenschaft und Brautschaft.

Ehrenfried von Willichs Witwe fand Zuflucht im Hause ihres Schwagers, des Praepositus Philipp Georg von Willich in Sagard. Dort gebar sie am 27. März, etwa 7 Wochen nach Ehrenfrieds Tode, ihr zweites Kind, einen Sohn, der auf den Namen des Vaters ge-

tauft wurde. Leidenschaftlich sind die Ausbrüche der Verzweiflung im ersten Witwenbrief an Schleiermacher. Sie nennt ihn wieder Vater und das Du ist von nun an durchweg die Anrede. Und wie echt klingt das nun! Geborgen bei guten Verwandten, hat sie doch wenig geistige Verbindung mit ihnen. Ihre Lieblingsschwester Charlotte von Kathen ist selbst in den Wochen, da bleibt ihr nur Schleiermacher. Ach, wenn es doch Gewißheit gäbe, daß das Band zu dem Verstorbenen nicht ganz zerschnitten ist! Ihr mystischer Hang drängt sie dazu, an eine Fortdauer der Ehe in veränderter Form zu glauben. „Gib mir Gewißheit", fleht sie, „daß ich ihn wiederfinde und wiedererkenne. Sollte auch er sich wohl sehnen? Sich meiner erinnern können, vielleicht unsichtbar mich oft umschweben?" Der Freund antwortet ihr am 25. 3. 1807 in einem Briefe, der den Theologen als Dokument für Schleiermachers dogmatische Anschauung in jener Zeit immer interessant sein wird, der aber auch ein pädagogisches Meisterstück darstellt. Gewißheit für die Phantasie ist uns in diesen Dingen nicht gegeben. Gewißheit ist, daß der Geist nicht untergeht. Das persönliche Leben des Geistes ist eine irdische Erscheinungsform. Ob es sich fortsetzt, ob es sich verwandelt, das mag die Phantasie dichten; ist sie fromm, dann kann sie nichts wünschen, was gegen Gottes Ordnung wäre. Nur vor dem „Gespenste" der Seelenwanderungslehre soll sie sich hüten. „Die Liebe ist ja die anziehende Kraft der Geister, ihr großes, ewiges Naturgesetz. Liebt ihn dann jemand mehr als Du, liebt er jemand mehr als Dich?"

Es ist ein buntes, unruhvolles Leben auf dem stillen Rügen. Ueberall ist schwedische Einquartierung. Henriette von Willich wohnt in Sagard in einem Abbau, da ist es der jungen Frau zu unsicher, darum zieht sie zu Schlichtkrulls ins Pfarrhaus ihrer Schwägerin Sophie nach Poseritz. Von hier ist es ja auch nach Götemitz nicht weit. Ueberall ist sie mit ihren Kindern nur zu Gast, nirgends gehört sie hin, traurig ist das Witwenlos. Dabei ist sie jung, erst neunzehn Jahre alt. Sie fürchtet sich vor dem langen Leben. Wenn sie sterben könnte! Stunden der Einsamkeit kommen, wo sie auch die Nächsten nicht sehen will, dann aber auch wieder Stunden, wo ihr lebhafter Geist nach Nahrung dürstet. Sophie Schlichtkrull ist eine gute Seele, eine tüchtige Landpfarrfrau. Aber über die Wirtschaft geht ihr Interesse nicht. Monate vergehen, ohne daß Henriette „auch nur einmal einen kräftigen, erhebenden Gedanken, eine tiefere überraschende Wahrheit aus dem Munde eines gebildeten Mannes" hört. Bald steigt die Sehnsucht nach einer neuen Hoffnung in ihr auf — Hoffnung worauf? —, bald macht sie sich darüber Vorwürfe, als ob sie sich hoffend an dem Toten versündigte. Hat sie ihn überhaupt genug geliebt? Sie grübelt ihrem Schicksal nach, sieht es in Kindheitserlebnissen vorgebildet und fragt, ob es außer dem im Charakter begründeten natürlichen Lebensablauf noch eine unmittelbare Führung Gottes gebe. Der kleine Junge macht ihr Freude, das Mädchen ist launisch. Leben nicht ihre eigenen schweren Disharmonien in dem Kinde wieder auf? So zuckt das schmerzgefesselte junge Leben. Wer sollte ihr anders Stütze sein als Schleiermacher mit seinen klaren, gütigen und ruhigen Worten? Am Krankenbette ihres Töchterchens überkommt sie eine starke Sehnsucht nach einem Briefe von ihm. Sie „lehnt sich gern an den Vater", „wirft sich an seine Brust in Wehmut und Liebe". Und dem ist es eine Freude, zu lehren und zu klären. Löckchen der Kinder fliegen ihm zu, aber auch die Sorgen der Mutter. „Ich muß eine Familie bilden helfen und Kinder erziehen", hat er einst verzweiflungsvoll ausgerufen, als Eleonore sich von ihm schied. Nun freut er sich auf die Zeit, wo die Kinder ihn brauchen. Besonders der kleine Ehrenfried „kann sich freuen, wenn er bei Eintritt in die Welt einen treuen, väterlichen Freund findet". Immer schwebt es ihm vor, daß er „an seiner Ausbildung einen recht wirksamen Anteil nehmen werde". „Ob es mir wird beschieden sein, dann auch mit Dir nahe zu leben, das mag Gott leiten. Ich kann es nur innig wünschen . . . und dann kommt es mir wieder vor, als wenn Du eine ganz dem Garten Deiner Heimat eigentümliche Blume wärst und nicht leiden würdest, daß man Dich da hinaus verpflanze". Und Henriette schreibt: „Die gewisseste Ahnung habe ich, daß Du einst den nächsten Teil an meinem Kinde haben wirst." So neigen sich die beiden leidgeprüften Menschen langsam einander zu. Noch ist es beiden mehr unbewußt. Aber ist es nicht ein leises Erschauern vor einer nahenden holden Wirklichkeit, wenn Henriette mit Bangen bemerkt, wie der Freund sie idealisiert? „Mir ist es oft so klar, wie Du ein liebes Bild von einer Tochter, wie sie sein müßte, auf mein Wesen niedersenkst." Oft ist ihr, als müßte sie sich losmachen von allen, die an ihr hängen, weil alle sie in einem täuschenden Lichte sehen.

Im Juli 1808 reist Schleiermacher im geheimen Auftrage der Patriotenpartei nach Rügen, und in Sagard, auf einer Bank der Brunnenaue, reicht die zwanzigjährige Witwe Ehrenfried von Willichs dem vierzigjährigen Schleiermacher die Hand zum Lebensbund. Henriette dankt ihm in ihrem ersten Brautbriefe, daß er sich ihr so zart genähert und nicht eher Liebe von ihr gefordert und ihr gezeigt habe, als bis sie rein die Vereinigung des Vergangenen mit dem neuen Glücke gefunden.

Doch damit hat sie Schleiermacher mißverstanden. Er hat nicht diplomatisch den rechten Zeitpunkt abgepaßt, denn nichts lag seinem lauteren Wesen ferner, als — wenn auch in edelster Form — sich an eine Frau heranzupürschen, vielmehr hatte er jedesmal alles ausgesprochen, was ihm selbst ganz klar war, alles andere lag dunkel in ihm „und konnte sich nicht anders als so unbewußt in der ersten leisen Sprache aussprechen". In bewußter Erinnerung an Ehrenfried wurde die Verbindung eingegangen. Schleiermacher bezeichnet sich „als den Dritten im Bunde". Als er Abschied genommen hat und zurückreist, besucht er in Stralsund Ehrenfrieds Grab: „Ich reichte ihm in schöner Zuversicht in die andere Welt hinein die brüderliche Hand zum neuen Bunde. Sein Geist ist gewiß mit uns."

Die Herz hat vorausgesehen, wie es kommen mußte und hat vorsichtig auch ein wenig darauf hingewirkt. Sie war in jener Zeit auf Götemitz zu Besuch.

Am 18. Mai 1809, knapp vierzehn Tage vor der Schilltragödie, wurden Friedrich Schleiermacher und Henriette von Willich in der Kirche zu Sagard durch Ehrenfrieds Bruder getraut.

* * *

Fragen wir nun noch einmal, was Stralsund und Rügen für Schleiermachers Leben bedeutet hat, so müssen wir etwa folgendes sagen:

In Ehrenfried von Willich fand Schleiermacher Ersatz für eine untragbare Freundschaft, die ihn in fremde Wirrnisse bedenklich zu verstricken drohte. Damit trat er aus dem Kreise der genialen, aber etwas anrüchigen Berliner Literatenatmosphäre in einen geistigen Kreis bodenständiger Menschen, die ihm eine neue Wahlheimat schufen. Besonders in Stralsund fand er das Familienidyll, das seinem in hoffnungsloser Liebesqual zermarterten Gemüt zum schützenden Hafen wurde, in dem er die Verzweiflung überdauerte und zu neuer Lebensbewegung sich anschickte. Endlich fand er aus der neuen Frauenfreundschaft, die ihm hier erwuchs, und deren zärtliche Empfindsamkeit sich mehr und mehr mit unbewußter Erotik durchsetzte, den Weg in die freie Klarheit einer bürgerlichen Ehe. Es ist hier nicht der Ort, über diese Ehe im einzelnen zu reden. Alle Blütenträume reiften in ihr nicht, konnten auch nicht reifen, denn das romantische Eheideal, wonach die Ehe ein geistig-seelisches Verschmelzen der Gatten sein soll, wo eines am Herzen des andern den Pulsschlag des Universums genießt, ist ein eigenwilliger Traum. Auch diesen beiden romantischen Menschen drückte die Ehe ihr eigenes Gesetz auf, und sie waren willensstark und fromm genug, sich ihm zu beugen. Trotz mancher Spannung und auch schwerer Belastung haben sie einander treu umhegt und einer des anderen Last getragen. Ueberschauen wir also die Strecke Weges, die Schleiermacher über Stralsund und Rügen führte, so ist es ein Weg aus der Verstrickung heraus und ein Weg aus selbstsüchtiger Romantik in die natürlichen Ordnungen. Und wir verstehen nun, wie Schleiermachers begabtester rügenscher Freund, Hermann Baier, sagen konnte, er könne nur mit Ehrfurcht auf die wunderbare Fügung in den Lebenswegen Henriettes und Schleiermachers blicken.

5. Götemitz.

Mit Schleiermachers Heirat rissen seine Beziehungen zu Stralsund und Rügen nicht ab. Die Menschen, die ihm hier liebgeworden waren, lebten in ländlich kleinstädtischem Verkehr wie eine weitverzweigte Familie. Hier fühlte er sich zu Hause und nahm an den häuslich-persönlichen Vorkommnissen regen Anteil. Ein Hauch von Heimatluft wehte ihm entgegen, und alte Jugendideale schienen hier sich zu erfüllen. Die Herrenhuter Gemeinschaft hatte tiefe, unverwischbare Eindrücke in ihm hinterlassen, wenn ihn auch die konventikelhafte Enge aus der Brüdergemeinde vertrieben hatte. In der Landeskirche hatte er zwar Freiheit und Weite, und in den ästhetischen Zirkeln geistigen Genuß und Schönheit gefunden, doch den Herrenhuter Brudergeist, den er letztlich auch in seinen romantischen Freundschaften suchte und meinte, fand er nicht. In seiner religiösen Wärme fühlte er sich allein, alles kältete ihn an. Hier fand er nun eine religiöse Innigkeit mit Freiheit und Schönheit vermählt, wie sie nur in der Frühzeit der Erweckung möglich war, als sich das neue Leben konfessionell noch nicht stabilisiert hatte. „Ihr geliebten Seelen alle auf der schönen Insel", schreibt er, „wie habt Ihr mir das Herz gefüllt und erweitert! Was für ein herrliches Ganze bildet der Verein, dem auch ich angehöre! Und wie schön schließen wir uns auch alle in gleichem, frommem Sinn an den liebenden und bildenden Christus an. Seit ich die Brüdergemeinde verließ, habe ich mich noch nicht wieder so meines Christensinnes und Christentums gefreut und seine Kraft so lebendig um mich verbreitet gesehen."

Den Mittelpunkt dieses Kreises aber bildete Götemitz bei Rambin a. R., wo Frau Charlotte von Kathen als Gutsfrau schaltete. Siebenmal hat Schleiermacher Rügen zu längerem Aufenthalte aufgesucht, und jedesmal ist er auch in Götemitz gewesen. Auch Arndt hat in seinen Greifswalder Jahren und auch während seines Aufenthaltes in der Heimat 1816/17 Götemitz öfters besucht und seine blühenden Apfelbäume und Kirschbäume nicht vergessen. „Ich bin bei Ihnen recht froh gewesen", schreibt er über einen seiner Besuche an

Charlotte von Kathen, „und trage die lebendige Erinnerung an die wenigen schönen Tage noch frisch in meinem Herzen. Ich habe mit Freuden den stillen Sinn ihres Hauses gesehen. Es ist wohl nichts Süßeres, als wenn man mit dem Gefühle aus einem Hause scheidet, als sei man schon oft darin gewesen. Sie werden glücklich sein, wenn Sie diesen stillen Geist sich und den Ihrigen erhalten. So an der Erde begegnen dem einfältigen Guten die Götter, welche keine geistige Allgewalt glücklich vom Himmel herniederholt. Es ist nichts schöner, als wenn dem Menschen das Täglichgute und das Täglichschöne wird."

Auch Henriette Herz zog es immer wieder nach dem stillen Götemitzer Gutshaus. Als nach dem Kriege von 1806 sie die Verhältnisse zwangen, die Gastfreundschaft von Freunden anzunehmen, schlug sie glänzende Anerbietungen aus und zog Götemitz allem vor.

Die Anziehungskraft, die Götemitz eigen war, ging allein von Charlotte aus. Ihr Gatte Karl Ludwig Emanuel von Kathen, den sie achtzehnjährig geheiratet hatte, war ein zwar gutmütiger, aber in jeder Weise robuster und derber Landedelmann. Zielbewußt in seinen wirtschaftlichen Bestrebungen, auch zuverlässig in den gefahrvollen Zeiten französischer Besatzung und Einquartierung, stand er doch völlig außerhalb des geistigen Lebens, das in seinem Hause seine Stätte hatte. Die Empfindsamkeit, die ihn da umgab, war ihm unbehaglich, die Empfindelei, die bei manchem nicht ausblieb, ging ihm auf die Nerven. Das Gefühl des Beiseitestehens erhöhte seine Reizbarkeit, und diese äußerte sich dann gelegentlich in Heftigkeit und Spötteleien. Jeder fürchtete ihn etwas, und er mußte behandelt werden wie ein rohes Ei. Dabei war er oft wieder von einer Güte und Milde, wo man es am wenigsten von ihm erwartete. Die schwächliche und zarte Charlotte hatte ihm neun Kinder geboren, fast in jedem Jahre eines. „Mit unserer Lotte Kathen ist es mir so rührend, sie ist so schwach, und ich glaube wohl, daß sie immer mehr von ihrer Kraft hingibt, indem sie ein junges Leben in sich bildet." So schreibt ihre Schwester Henriette Schleiermacher. In der Sorge um ihre Kinder ging Charlotte auf. Kinderkrankheiten und Mutterängste füllten ihre dunklen Tage. Darüber hinaus bietet ihr Leben kaum Ereignisse. Nie hat sie etwas anderes getan, als was Gattenpflicht und Mutterpflicht von ihr verlangte.

Dennoch hat sie den tiefsten Eindruck auf die Menschen gemacht. Der Herz „schwebt sie immer als ein höheres verklärtes Wesen vor, dem man sich nicht zu sehr nähern darf". Und dennoch ist sie „so zutraulich und gut", daß „ihre Größe und Höhe ganz verschwindet", wenn man ihr nahe kommt. „Die herrliche Kathen", nennt Schleiermacher die Schwägerin. „Was für einen heiligen Eindruck sie gemacht hat", wie ihm „zu Mute ist, wenn er einmal an sie denkt", kann er gar nicht sagen. Arndt aber nennt „die fromme Seele von Götemitz" „die süßeste, zarteste Himmelsseele", „eine holdeste, himmlische Erscheinung, die immer freundlicher, zarter, liebenswürdiger dasteht", ein „freundliches, liebenswürdiges Himmelskind, den lieblichen Schatten eines Sommertages".

Diese blumigen Worte schwärmerischer Begeisterung, die uns heute nicht mehr liegen, lassen uns wie hinter einem buntglänzenden Vorhang doch wenigstens ein allgemeines Bild gewinnen.

Worin lag aber nun das Geheimnis ihres Wesens? Arndt sagt von ihr: „Es gibt Seelen, aus welchen immer Blumen blühen und Sterne leuchten, und diese sind die demütigsten vor Gott, weil sie fühlen, daß sie das alles ohne ihr Verdienst haben von Gott". Es leuchtet aus ihr also die schönste Weiblichkeit, ein schönes abgeklärtes Sein in völliger Unabsichtlichkeit. Dazu kam bei dieser Mutter von neun Kindern eine tiefe Jungfräulichkeit. Wieder sagt Arndt: „Ich fühle recht, wenn ich Sie ansehe, wie in Ihrer Blumenseele, die so lange, noch als Weib und Mutter, in ihrer Knospe geblieben ist, noch so manche Dämmerung ist, eine glückliche, die doch irdisch erleuchtet werden sollte". Ein reines, mildes Leuchten strömte aus diesem „frommen und stillen Herzen" und verbreitete „stille Harmonie" über das Haus. Und dies „stille Feuer, das in ihr so rein brennt", übt einen kräftigen Zauber. Arndt bedankt sich einmal für alles Gute, das ihm bei einem Aufenthalte in Götemitz geworden ist, dann fügt er noch hinzu „einen stillen Dank für das Stille, wofür sich in Worten nicht mehr danken läßt". Das schreibt kein Weichling, sondern ein Kämpfer, und gerade ihn, den männlichen Mann, zieht es zum andern Pol der Welt, zum Ewigweiblichen, denn „das Weib ist das Bild des ruhenden Gottes und der ruhenden Welt, der Mann das der bewegten Welt". „Ich weiß immer, daß ich des Anblicks und des Gedenkens bedarf solcher Frauen, um in meinem (männlichen) Selbstbewußtsein zu bleiben."

In diesem klaren Spiegel standen die Bilder von Menschen und Dingen ungetrübt. Kein Makel geistiger Eitelkeit umflorte ihre schauende Urteilskraft. Als Schleiermacher sich mit Ehrenfried von Willichs Witwe verlobt hatte, meint er, er wisse wohl, daß es nur Henriettes zweite Ehe werden könne, nur ein Nachhall der ersten. Charlotte von Kathen sieht tiefer: Jetzt erst werde ihre Schwester völlig aufblühen, und die zweite Ehe werde ihr mehr sein als die erste. Arndt denkt sie sich „als

einen frischen, raschen und kühnen Menschen, der mit Freude und Zuversicht in das Leben eindringt und sich seinen Zufällen und seinen Sünden preisgibt, welchen die Männer immer ihren Zoll entrichten müssen" Ihr Verhältnis zur Herz, der sie für lange Zeit eine Heimstätte in ihrem Hause gewährt hatte, überwand eine gewisse Schranke nicht. Den Anflug von Künstlichkeit an ihr muß sie stark empfunden haben. Eleonore Grunow, die sie in Berlin besuchte, blieb ihr fremd. Der störende Zug von Männlichkeit des Wesens, der dieser nach Schleiermachers Eingeständnis eigen war, stieß die so frauliche Charlotte ab.

Dies stille Frauentum war aber keineswegs von idyllischer Selbstgenügsamkeit. Es hatte seine dunklen Tiefen. „Das innere Weh des Herzens, das zuweilen wie Wellenbrandung aus innerster Tiefe hervorquillen will, wer hat es nicht gefühlt?" Arndt „versteht ihre Klage wohl und wie das Weh heißt, das durch die unendlichen Wechsel der Menschenbrust geht". „Die höchste Liebe und Sehnsucht, die in Ihnen lebt, wird hier unten nie befriedigt". Es ist der Klang des Heimwehs, der seit Platos Zeiten in der Menschheit immer wieder anklingt, welcher leise auch in ihrer Stille rauscht. Aus diesem Heimweh quillt ihre Religiosität.

Auch diese „schöne Seele" hat ihren Dichter gefunden, wenn auch keinen Goethe, wie das Fräulein von Klettenberg, an das sie zuweilen erinnert. Schleiermacher wurde durch sie zu seinem einzigen poetischen Versuch angeregt. Im Herbst 1806 schrieb er seine Novelle „Die Weihnachtsfeier". Das Buch schildert einen Weihnachtsabend in einem Kreise religiös gestimmter Menschen, welche den verschiedenen theologischen und kirchlichen Richtungen angehören. In den Gesprächen kommt die Eigenart eines jeden zum Ausdruck. Dennoch herrscht die schönste Harmonie, denn jeder beugt sich in seiner Weise vor der Krippe des der Welt geschenkten göttlichen Kindes. Der Götemitzer Kreis ist hier zwar nicht geschildert, der Ablauf ist von Schleiermacher frei erfunden. Doch der Götemitzer Geist mit seiner Frömmigkeit und Freiheit ist hier in freier Phantasie gestaltet worden, es ist der Geist der Brüdergemeinde, wie er frei und schön in Götemitz und seinen Freunden sich darstellt. Das eigentlich Zündende und Zeugende in dieser dichterischen Konzeption aber ist Charlotte von Kathen. Ihr hat Schleiermacher in seinem Werkchen darum auch ein Denkmal gesetzt. Eine der handelnden Personen, Karoline, erzählt darin eine Episode aus Götemitz, die eine Charakteristik Charlotte von Kathens gibt. (Weihnachtsfeier, Reclamausgabe S. 44 ff.) Die Mutter mit dem Kinde ist hier das Leitthema für mancherlei Geschichten, und nun sehen wir Charlotte am Krankenbette ihres todkranken Kindes, während im Hause zur Weihnachtsfeier gerüstet wird. Groß ist ihr Schmerz, dennoch vergißt sie nicht, mit am Freudenfeste für die anderen zu rüsten. Die Hoffnung, das Kind noch zu erhalten, schwindet fast ganz dahin. Da kommt über Charlotte eine große Ruhe. Sie hat ihr Kind ihrem Gott wieder in seine Hände zurückgegeben und kann nun abwarten, bis er es wirklich nimmt. Sie legt sich zur Ruhe. Währenddessen überwindet das kranke Kind die Krise und die Hausgenossen finden es mit allen Anzeichen der Genesung. Sie schmücken sein Bett mit Blumen und führen die Mutter zu ihm. Erst glaubt sie, man wolle die kleine Leiche schmücken, bis ihr das Kind entgegenlacht. Am Weihnachtsabend, „am Tage der Wiedergeburt der Welt", findet sie ihr Kind wiedergeboren wie in einer Krippe liegen. „Sie waren mit Ihrem Liebling so in die Idee des Ganzen eingewachsen", schreibt Schleiermacher, „daß es mir unmöglich gewesen wäre, Sie nicht hineinzubringen. Auch weiß meine Kunst nichts Schöneres zu tun, als zusammenzuflechten, was sich vor mir in schönen Gemütern entfaltet hat."

Mag Schleiermachers Weihnachtsfeier im ganzen genommen ihre unleugbaren dichterischen Schwächen haben, ein besseres Porträt hätte man von Charlotte von Kathen nicht zeichnen können. Denn wenn schon ein ideales Bild dieses jungfräulich-mütterlichen Genius gestaltet werden sollte, dann konnte es kein anderes sein als ein Marienbild.

Schleiermachers Briefwechsel mit seiner Braut, hgg. v. Heinr. Meisner. 2. Aufl. 1921.

Schleiermacher als Mensch. Familien- und Freundesbriefe, hgg. v. Heinrich Meisner. 1923.

Schleiermacher und seine Lieben. Nach Originalbriefen der Henriette Herz. 1910.

Aus Schleiermachers Hause. Jugenderinnerungen seines Stiefsohnes Ehrenfried von Willich. 1909.

E. M. Arndt, Briefe an Charlotte Pistorius und Briefe an eine Freundin, hgg. v. Gülzow, bes. auch dessen Einführung. Pomm. Jahrb. 1919.

E. M. Arndt, Briefe an eine Freundin, hgg. v. Langenberg.

Schleiermachers Weihnachtsfeier. Pommerns Anteil an ihrer Entstehung. Von Erich Gülzow. „Unser Pommerland". 7. Jahrg. 1922. S. 400 ff.

Lebendiges Theater in Stettin

Von Karla König

Abends acht Uhr! nein, erst vier Minuten vor acht. Scheint es nur so, oder macht die hellbeleuchtete große Uhr vor dem Stadttheater ein sorgenvolles Gesicht: Kommt Ihr auch noch zur rechten Zeit? — Von allen Seiten strömen über die von Nässe gefleckten Straßen die schwarzen Schatten heran. Es sind lebendige Menschen. Unruhe, Eile, Erwartung zucken in ihnen. Der lebendige Mensch will zum lebendigen Theater!

Ist unser Theater lebendig? Man darf die Frage mit einem unbedingten Ja beantworten. Eben die Teilnahme des lebendigen Menschen bezeugt es, die in anderen Städten nicht in dem Maße vorhanden ist wie in Stettin. Nie war das Abonnement auf solcher Höhe wie in diesem Winter, nie der Besuch so gut. Dahinter steht die Leistung. Es hat sich erfüllt, was Intendant Friedrich Siems einmal von seinem Stettiner Theater schrieb: „Aus der Situation gilt es zu erkennen, daß es bei aller Achtung der Traditionswerte junges Theater sein muß und nur junges Theater sein kann, was hier seine Aufgabe erfüllt.“ Noch ist die Winterarbeit mitten im lebendigsten Fluß, aber schon ermöglicht sich der Ueberblick über die wichtige Frage, was und wie gespielt wird. Gehen wir einmal in einfacher Gliederung das Wesentliche durch: das unsterbliche Vermächtnis der Klassiker, das schöpferisch aus der Zeit Tauchende — Uraufführungen —, das Heitere, das im vielstimmigen Konzert des Lebens nicht fehlen darf, erst einmal im Schauspiel. Ferner, die heitere Linie fortleitend die spannungsfrohe Operette, dann endlich die Oper. In ihrem Rahmen eine bedeutungsvolle Uraufführung.

Ein Vorwort wäre dem im Frühjahr entstandenen Freilichttheater auf dem Schloßhof zu widmen. Eine Spielstätte, fünf Minuten vom Stadttheater Stettin, von einer so völlig norddeutschen Romantik, wie sie uns keine Stadt nachmachen wird. Das alte wuchtige Pommernschloß mit seinen massigen Flügeln hegt ein geräumiges Viereck ein, das Holzpodium und Zuschauerreihen umschließt und akustisch starken Zusammenhalt gewährt. Mit dankbarer Freude erinnert man sich der ersten Schloßhofkonzerte unter der liebreichen und so feinfühligen Leitung unseres Albrecht Nehring, der märchenhaft angestrahlten Linden, die für Konzert und Theater einen so köstlichen Ruhepunkt für das Auge bilden und so selbstverständlich schön die neugeschaffene Schloßhofbühne einrahmen. Darüber der Himmel mit den freundlichen Sternen des Sommers. Unter



Weber:
Der Freischütz

Im Forsthaus.

Entwurf
Franz Hosenfeldt

Inszenierung
Dr. Peter Andreas.

Aufn.:
Moellendorf & Bachmann

ihm aber unter selbstverständlichem Verzicht auf manches technische Raffinement die Unmittelbarkeit des dramatischen Geschehens, die stärkste Eindringlichkeit des Dichterwortes oder die ins Weite und Freie gerückte unmittelbare Sprache der Musik.

Das erste klassische Dramenwerk — auf der Schloßhofbühne gespielt — Kleists „Kätchen von Heilbronn". Unter der blühenden Bewegtheit der Schloßhoflinden Kätchen unter dem Fliederbusch, die Süßigkeit ihres reinen Traumes genießend. Diese einzige Gestalt ist von echt Kleistischer Polarität. Er selber wußte es, denn er nennt sie „die Kehrseite der Penthesilea, ihren anderen Pol, ein Wesen, das ebenso groß ist durch Hingebung wie jene durch Handeln." Die Regie von Hans Schalla sucht jede künstlerische Wirkung in Beziehung zu der lebendigen Freiheit der Schloßhofbühne zu bringen. Grete Kretschmer erfüllt die naiv-romantische Titelrolle mit stillem Leben. Sie überrascht im Laufe des Winters an anderer Stelle mit einer das Durchschnittliche überragenden Begabung für das Komische.

Eröffnung des Stadttheaters. Friedrich von Schiller: Don Carlos. Mit einem großen Klang öffnet sich die Pforte zur Winterspielzeit, in einer großartig durchgeformten Aufführung, für die Intendent Friedrich Siems verantwortlich zeichnet, erwächst das Zeitlose zu lebendigster Kraft. Auf vielen Pfeilern ruht das große Gebäude, der Aufmarsch der künstlerischen Kräfte im Schauspiel ist imponierend. Im Mittelpunkt der Marquis Posa von Hans Schalla. Das Publikum lebt restlos mit. Szenenbeifall, spontan alle bisherige stille Ergriffenheit durchschlagend bei den berühmten Worten: „Geben Sie Gedankenfreiheit!" Der reine begeisterte Ernst des „Don Carlos" von Martin Flörchinger wirkt zündend neben ihm. In den Menschen, die sich ergriffen zerstreuen, bleibt das Beste zurück: Ehrfurcht vor dem Großen.

Shakespeare: Zweierlei Maß. In der interessanten, manches alte Mißverständnis klärenden Bearbeitung von Hans Rothe. Regie: Friedrich Siems; Hauptrolle: Klevenow. Warum gerade „Zweierlei Maß" — fragen die ewig Mißvergnügten. Das „unbeliebteste", das am wenigsten gespielte aller Shakespeareschen Lustspiele. . . Vor der Aufführung, die unbekümmert und saftig ein Stück Oldengland auf die Bühne stellt, zerblättern alle Bedenken. Zu dem Lachen gesellt sich merkwürdigerweise die — Einkehr. So unsterblich ist ja die doppelte Moral, so lieblich lebendig laufen auch uns Heutigen Klatschsucht, Bosheit, Verleumdung täglich über den Weg. Wunderbare Formulierungen legt Shakespeare seinem Herzog darüber in den Mund. Schön erhebt sich über Irrung und Wirrung, über den mancherlei wunderlichen Tieren aus des Herrgotts Tiergarten die geistig lenkende und gütige Gestalt des Herzogs (Klevenow) in den gelassenen Worten:

„Keiner ist mächtig, keiner groß genug,
um sich zu schützen gegen die Verleumdung,
die auch den Reinsten anfällt hinterrücks. . ."

Eine seltsame Spannung der Zuhörer begleitet diese Aufführung, die den Beweis dafür erbringt, daß umgekehrt auch — vom Lächerlichen zum Erhabenen — nur ein Schritt ist.

Als letzte bisherige Klassikeraufführung Schillers „Wilhelm Tell" in einer Wiedereinstudierung, (Intendant Friedrich Siems), die den neugewonnenen Kräften Spielraum zur Entfaltung läßt. An allen großen Tagen volksverbundenen Hochgefühls die Bühne des Stadttheaters beherrschend, Gipfelpunkt die groß aufgebaute Rütliszene. Heinz Klevenow ein Tell, der aus Kraft und Innigkeit seine Wirkung zieht, während Hans Schalla den undurchdringlichen Gewalthaber Geßler einmal ganz neuartig, geistig und menschlich gestaltet. Eine Freude aller der prächtige kleine Walter Tell von Günter Domin. Eine Aufführung von edelstem Klang, die ihre Wirkung im Laufe des Winters noch oft in die breiten Massen der Zuhörer und die Seele der Jugend sendet.

Uraufführungen. Sie sind ein Prüfstein auf die geistige Unternehmungslust eines Theaters, richtiger — eines Theaterintendanten. Denn hier gilt es, vorausschauend Werte zu entdecken, die sich behaupten sollen. Allseitig herrscht Hochspannung, wenn eine Uraufführung vom Stapel läuft. Auf der Bühne, im Zuschauerraum, nicht zum mindesten beim Autor, der seinen Traum zum erstenmal gestaltet — schärfer formuliert, durch das lebendige Theater geprüft sieht. Von der Oper bis zum Weihnachtsmärchen erlebt man da seine Ueberraschungen. . .

Hans Balzers Komödie „Das Loch im Zaun" kommt es entschieden zu gute, daß der Autor sich selbst als einen verhinderten Schauspieler bezeichnen kann. Sie hat Rollen. Famos das Viergespann: Robert Lossen, Cläre Ruegg, Robert Behn und Grete Kretschmer. Dem Stück gegenüber, das zur Bauernkomödie hinneigt, entsteht in der Empfindung des Zuschauers eine Staffelung angesichts der frischen Erinnerung an Iolanthes vielgefeierte Hochzeit wie auch an die schon wieder enger gefaßte Bauernkomödie „Wenn der Hahn kräht" von August Hinrichs. Balzers Hühner sind nicht ganz echte Landhühner, sondern mehr Laubenkoloniehühner. Immerhin schlüpfen sie heute bereits in Westdeutschland durch ihr Loch im Zaun. . .

Auf ernster, weittragender Linie die zweite Uraufführung des Jahres, „Garibaldi" von Paul Altenberg. Stettin hat sie als Wert er-

lebt. Lassen wir hier einmal die am Tage der Uraufführung zahlreich versammelte auswärtige Kritik sprechen. Nur zwei Stimmen: Der „Angriff" erklärt zu Garibaldi: „Die Spannung, die Altenberg mit theatersicherer Hand schafft, ist keineswegs nur äußerlich, vielmehr erfaßt er den Stoff von einer zeitnahen Schau aus. So nahm das Publikum das Stück bei seiner Uraufführung in Stettin mit großer Anteilnahme auf. Der Intendant Friedrich Siems selbst spielte den König mit stiller eindringlicher Ueberzeugungskraft, vor der Garibaldi kapitulieren muß. Diesem gab Horst Beilkes kraftvolles Temperament ohne äußerlich gemachte Wildheit, naturhafte Breite, volksechte Urwüchsigkeit." Und das „Berliner Tageblatt": „Die Aufführung war in ihrer knappen Einfachheit ausgezeichnet. . . Das Stettiner Stadttheater unter seinem Intendanten Friedrich Siems ist in der Solidität seiner Arbeit vorbildlich. Ein Theater, das in zwei Jahren schon Tradition angesetzt hat, weil es mehr auf ein allgemeines Niveau als auf Spitzenleistungen gegeben hat. Was kann man mehr sagen?" —

In frischer Erinnerung die dritte Uraufführung im Schauspiel „Bären" von Lars Hansen und Karl Holter. In ganz Norwegen haben sich die „Bären" auf den Bühnen ihre Erfolge bereits erjagt, Stettin verzeichnet mit Stolz die reichsdeutsche Uraufführung. Ein stürmisch bejubelter Abend, allen Zuschauern unvergeßlich die Ansprache, die der weißhaarige Bärenjäger Lars Hansen in gebrochenem Deutsch an die begeisterten Stettiner hält, die Umarmungen, die er rechts und links austeilt. Joachim Klaiber hat die Regie gehabt, natürlich hat sich auch der Intendant stark für seine reichsdeutsche Uraufführung interessiert. Hafenspeicher und Winterhütte auf Grönland erstehen in packender Naturtreue, den Zuschauer überrieselt es kalt, wenn die Flockenstürme durch die kaum aufzudrückende Tür jagen, die Fieber der Kälte die Menschen zermürben. Horst Beilke (Beitsar), Kurt Strelow (Eismeerschipper), Flörchinger (Sohn) und Josef Robert als Lappennils geben Großes. — Auf der Volksbühne am Horst-Wesselplatz in Berlin werden die „Bären" gegenwärtig mit stärkstem Erfolg gespielt. Aber Stettin hat sie aus der Taufe gehoben.



Aufn.: Moellendorf & Bachmann

Lars Hansen, der Dichter des Schauspiels „Bären" und Intendant Friedrich Siems.

Als heitere Ergänzung im Schauspiel zunächst einmal „das lebenslängliche Kind", dann die derblustige und vollsaftige Komödie „Schneider Wibbel" von Hans Müller-Schlösser; eine köstliche Figur bringt Hansjakob Gröblinghoff in der Titelrolle. Das feine Lustspiel wird durch Hermann Bahrs „Konzert" vertreten. Zwischen all die lustigen und anbetungslustigen Weiberchen, die den Meister umschwärmen, stellt Pia Mietens — übrigens war sie eine prächtige Prinzessin Eboli im „Don Carlos" — die tragende Gestalt der Frau mit dem Feinklang von Geist und

Güte. Hans Lossen, der stets Originelle, stimmt sich als Gegenspieler wirkungsvoll ein, und Horst Beilke bleibt dem Meister keine seiner unmöglichen Möglichkeiten schuldig. Mit Geschmack betont die Regie Joachim Klaibers die Grenzen des feinen Lustspiels.

Sigmund Graff, von dem das Stettiner Stadttheater bereits „Die endlose Straße" aufführte, schenkt in der „Heimkehr des Matthias Bruck" das ernste und gute Schauspiel des Jahres. Hans Schalla, unser Oberspielleiter im Schauspiel, hat es — das Bauern- und Dialektstück in seiner knappen Fassung war bestimmt keine leichte Arbeit — in seiner Regie zu den letzten Möglichkeiten gedeutet. Sehr mit Bedauern sehen wir den stets spannungsfrohen und in allen Sätteln gerechten Regisseur, den vorzüglichen Darsteller, von unserer Bühne scheiden. Zur Andacht stimmt dieser tiefernste Abend, der vom Heimkehrer Matthias Bruck und seinem schlichten Heldentum erzählt; so klar, so phrasenlos sind diese Menschen gesehen, so gefühlt dargestellt. Was wir an Cläre Ruegg haben, zeigt sich hier: so echt, so keusch verhalten gibt sie in der wunderbaren Szene mit ihrem Manne aus der Tiefe ihres Menschentums. Horst Beilke (der Bauer) gibt den stillen und echten Klang zurück. Heinz Klevenow erfüllt den Matthias Bruck mit ergreifendstem Leben, auch dem alten Knecht von Josef Robert, dem Bauernsohn Flörchingers begegnet man als Menschen, die in aller Einfalt ihren Weg wissen.

Unter einem ganz besonders günstigen Stern stand dieser Operettenwinter insofern, als sich ausgezeichnete Kräfte zusammengefunden hatten, um der „Wunschtraumerfüllung", wie man sie von der Operette erwartet, die farbigste und beschwingteste Form zu geben. Das Quartett Elsa Bartl, Hans Eich, Charlotte Schütze und Max Vogl erfüllte in seltenem Maße alle Wünsche an Schwung, Liebenswürdigkeit, Temperament und Musikalität; leider bleibt nur der kleine Liebling, Charlotte Schütze, dem Stettiner Theater erhalten. Zu diesen vieren — der Dank an die drei Scheidenden dürfte ungewöhnlich herzlich sein müssen — gesellten sich eine so vielfach bewährte Stütze der heiteren Muse wie unser trefflicher Robert Behn und ferner Kurt Strelow, unser Stettiner Kind, der von der Operette bis zum ernsten Schauspiel die sichere Kraft der Gestaltung einzusetzen hat. Unser Opernregisseur, Dr. Peter Andreas, der u. a. „Freischütz", „Tiefland", „Rigoletto" und „Taras Bulba" wirkungsvoll inszenierte, setzte sich mit besonderer Hingabe auch für die Operette ein. Sein aufopferndes Einspringen für erkrankte Darsteller in Oper und Operette möchte ich nicht unerwähnt lassen. Es spricht für den Geschmack der Stettiner, daß die klassische Operette „Wiener Blut" von Strauß zu einem Erfolg wurde, der den üblichen Rahmen weit überschritt. Die Zahl der Aufführungen — bis heute 26 — wird freilich von „Mascottchen", in dem Charlotte Schütze mit ihrem springlebendigen Theaterblut besondere Erfolge feierte, nur wenig unterschritten. „Ein Mädel hat sich verlaufen", auch von Dr. Andreas reizend inszeniert, ist zur Zeit noch im Mittelpunkt des Interesses. Elsa Bartl, die mit klugem Liebreiz und fraulicher Anmut, gesanglich hervorragend, ihre tragenden Rollen restlos erfüllte, tritt ins Privatleben ein. Hans Vogl, der Bewegliche und sprühend Lebendige, der sich auch durch die Inszenierungen von „Paganini" und „Polenblut" Dank und Anerkennung erwarb, geht an die Operette in Erfurt. Der Operettentenor Hans Eich wird als künstlerische Kraft wie als liebenswürdig kluge Persönlichkeit besonders vermißt werden, weil er sich in den Jahren seines Stettiner Aufenthalts schon ein Hausrecht in den Herzen der Operettenfreunde erworben hatte.

Die zu Zeiten totgesagte Oper führt in Stettin ein Leben von steigender Lebendigkeit. Von der wirtschaftlichen Krise der Oper — stets wird die Oper besonders ein mittleres Theaterunternehmen finanziell belasten — soll hier nicht die Rede sein. Sondern nur von der Art und Weise, wie man in Stettin dem durch Musik stilisierten Theater, das sie darstellt, zu dienen versucht hat und weiter dienen wird. Indem man von Vorstellung zu Vorstellung das Regieproblem der Oper reinigend und aufhellend seine Strahlen in das Althergebrachte senden ließ, tote Stellen, tote Bilder, verstaubte Gesten unter dem Gesichtspunkt des lebendigen Theaters zu überwinden trachtete. Takt und Einfühlung, Achtung vor dem unantastbaren Meisterwerk bildeten dazu das notwendige Gegengewicht.

Was geschah überhaupt auf dem Gebiet der Oper, was sah und erlebte man? Als denkbar glücklichen Auftakt auf dem Schloßhof, doppelt und dreifach gelockert durch die Umgebung, die Aufführung von „Bajazzo". Oberspielleiter Dr. Peter Andreas läßt völlig zwanglos die Zuschauer auf dem Podium sich sammeln, während die Zuschauer die Tribüne füllen. Schon verwischen sich zart die Grenzen zwischen Traum und Leben. Das steigert sich noch, als der Thespiskarren durch den Torbogen an den Zuschauern vorüberfährt, dessen Insassen sich nun zum Bild auf der lindenumrahmten Bühne verteilen. Musikalisch und dichterisch erfüllt nun „Bajazzo" seine Mission, die nicht zum geringsten darin besteht, den von der Sicht des Bürgertums mit Unrecht zu Unehren gekommenen Begriff des „Komödiantischen" wieder zu Ehren zu bringen. (Wollte der Himmel, wir hätten nur immer recht viel echte „Komödianten" am

Lars Hansen
und
Karl Holter:
Bären



Gruppe aus dem ersten Akt

Inszenierung
Joachim Klaiber

Aufn.:
Moellendorf&Bachmann

Stettiner Stadttheater!) Ganz prächtig singt Hanns Hesse die berühmte Arie „Lache, Bajazzo!" Unnachahmlich in Blick, Ton und Geste spricht Wilhelm Schmid-Scherf die Schlußworte in die Erschütterten hinein: „Geht alle heim! Das Spiel ist aus!" —

Im Rahmen der deutschen Oper erscheinen Webers „Freischütz", das „Christelflein" von Pfitzner, Lortzings „Waffenschmied". Ausländische Komponisten: „Mignon" wird aus dem Spielplan des Vorjahres hinübergenommen und erzielt die üblichen Kassenerfolge, Bizets „Carmen" rauscht in sprühender Aufführung vorüber, Verdis „Rigoletto" bildet wohl den Höhepunkt, „Die vier Grobiane" von Wolf-Ferrari entfalten einen prächtig barocken musikalischen Humor.

In der glanzvollen Eröffnungsvorstellung des „Freischütz" zeigt sich Ewald Lengstorf, der neugewählte städtische Musikdirektor und erste Opernkapellmeister der Stadttheaters, zum erstenmal am Dirigentenpult. Die dem Stadttheater angegliederten städtischen Symphoniekonzerte haben den Stettinern inzwischen reichlich Gelegenheit gegeben, seine ausgezeichnete und nachdrückliche Schulungsarbeit an unserem städtischen Orchester zu verfolgen. Die Chorkonzerte und Volkssymphoniekonzerte gesellen sich neuerdings dazu. Wenn man ihn auch erst bei „Taras Bulba", der bedeutenden Opernaufführung dieses Jahres, wieder am Pult sieht, so spürt man doch die Wirkung seiner künstlerischen Erziehung des Orchesters eigentlich in jeder musikalischen Aufführung. Im übrigen besitzen wir ja in Albrecht Nehring eine zweite Dirigentenpersönlichkeit von erstem Rang, und mit Temperament und Liebe bemüht sich stets auch Kapellmeister Gustav König erfolgreich und fleißig am Dirigentenpult.

Im „Freischütz" bewährt sich Maximilian Herbert (Kaspar) wieder einmal als ausgezeichnete Stütze unseres Opernensembles, gut, daß wir ihn nicht verlieren, wie es vorübergehend hieß. Auch sein Antiquitätenhändler in den „Vier Grobianen" läßt seinen prachtvollen Baß, seine vornehm-lebendige Gestaltung voll zur Geltung kommen. An jeder Stelle begegnet man ihm mit Gewinn, Versager sind bei ihm unbekannt.

Der Heldentenor Hanns Hesse verläßt uns, um nach Essen zu gehen. In „Bajazzo", in „Tiefland", in „Carmen", als Max im „Freischütz" entfaltet er die reichen Mittel seiner heldisch gefärbten Tenorstimme und erntet stürmischen Beifall. Eine beliebte Kraft unserer Oper, Franz Koblitz, mit seiner schönen silberweichen Tenorstimme, gibt Stettin an das Theater in Zürich ab. (Noch seltener sind die guten lyrischen Tenöre.) Marie Luise Schilp, die Altistin unserer Oper, wird nach erfolgreichem Gastspiel als „Carmen" an die Städtische Oper, Berlin, verpflichtet. Ihre sprühende, darstellerisch so gefühlte und so schön gesungene Carmen wird ihr neben allen anderen guten Leistungen in Stettin ein Andenken sichern.

Vor zwei Jahren kam von der Kölner Oper der Helden- und Charakterbariton Wilhelm Schmid-Scherf zu uns, der jetzt

einen mehrjährigen Vertrag mit dem Opernhaus Nürnberg abgeschlossen hat. In der Tiefenwirkung war die Verpflichtung dieser einmaligen und unwiederholbaren Persönlichkeit, die mit dem Beiwort eines „stimmgewaltigen Gestalters" nicht zu erschöpfen ist, ein Glücksfall für unsere Bühne. Noch immer leidet die Oper gerade in ihrer Eigenschaft als lebendiges Theater unter der Tatsache des Nursängertums. Eine schöpferische Vollnatur wie Wilhelm Schmid-Scherf, die den singenden Menschen als letzte selbstverständliche Offenbarung, als künstlerische Einheit erstehen läßt, ist ganz große Seltenheit. Sehr mit Absicht ist hier das Wort „Mensch" gebraucht, denn immer gibt er den ganzen Menschen, mag dieser Mensch „Rigoletto", „Sebastiano" oder auch „Taras Bulba" heißen. Kein Schau-Spieler ist Schmid-Scherf, wenn auch jeder Schauspieler diesem Opernsänger seine darstellerischen Möglichkeiten neiden könnte, sondern der Ernste, der die Tiefe schauen läßt. In diesem Sinne werden seine stets wunderbaren Masken zu Demaskierungen. Unvergeßlich als Beweise menschlicher Polarität die beiden Gesichter im „Rigoletto" mit unerhörter Spannweite vom Hohn zur Güte. (Wir verweisen auf die Bilder auf den Seiten 68 und 69 dieses Heftes.) Fast zu gewaltig für unsere kleine Bühne schwang in diesem Jahre die herrliche Stimme im Raum.

Das geistige Stettin weiß, daß die schöpferischen Möglichkeiten in diesem Mann selten unbegrenzt sind, ein Komponist, ein Dichter in ihm ebenso zuhause sind wie ein Sänger und Darsteller. Als Regisseur erlebte ihn das Theater im „Waffenschmied" in einer entzückend lockeren und innerlich erhellten, ganz vom Herzpunkt aus erfaßten Aufführung, in der sich Heinz Koopmann als Waffenschmied seine verdienten Lorbeeren holte und Anita Hilgemeier die Marie zart und lieblich beseelte.

Die Würdigung dieser Persönlichkeit, mit der wir an einem besonders eindringlichen Einzelfall zeigen wollen, wie das lebendige Theater imstande ist, Menschen zwischen die Seienden und Bleibenden zu schwemmen, die als Beweger der Kräfte über den Rahmen des Theaters hinaus für das Ganze in Frage kommen, führt uns unmittelbar zu der Uraufführung von „Taras Bulba", der Oper von Ernst Richter-Dresden, die Ewald Lengstorf unter seine persönliche Obhut nahm. Es ist die Meinung der Schreiberin dieser Zeilen — solche Prophezeiungen soll man mit der Last persönlicher Verantwortung decken —, daß das Stadttheater Stettin mit dieser Oper ein für das Reich gültiges und bleibendes Werk aus der Taufe gehoben hat.

Diese Oper ist insofern eine eigenartige Angelegenheit, als dies Erstlingswerk mit einer musikalischen Vollreife, einer stilistischen Abrundung in meisterlich aufgebauten Ensembleakten in die Erscheinung tritt, die in manchen Einzelheiten kaum begreiflich sind. Der jugendliche Komponist, Kapellmeister an der Dresdener Staatsoper, als Mensch eine fein bescheidene und liebenswerte Erscheinung, muß seine Erstlingswerke verschwiegen haben. Darum ist diese Oper so gekonnt. Musikalischer Ideenreichtum und delikate Färbung im einzelnen, unerhört starker rhythmischer Schwung sind dieser Musik zu eigen, die das schlicht gezimmerte Libretto so üppig umbrandet und füllt, daß man dem rein Sprachlichen wenig Aufmerksamkeit schenkt. „Taras Bulba" ist eine Vatertragödie. Die Mittelpunktgestaltung des großen Kriegers und Kosakenführers gab Wilhelm Schmid-Scherf Gelegenheit, hier den männlichsten Mann, den Vater der Söhne, der den unmännlichen Sohn töten muß und daran zerbricht, als Gestalt eindeutig zu fassen und festzulegen. Es ist ein besonderer Vorzug dieser Oper, daß auch der schlichteste Zuschauer die Verzweiflung dieses Vaters, den Konflikt fühlen kann. Damit wird sie — der ausländische Rahmen fällt dagegen nicht ins Gewicht — im besten Sinne volkstümlich. So wurde die Uraufführung zu einem stürmisch bejubelten Abend, der auch Hanns Hesse, Maximilian Herbert, Marie-Luise Schilp, Franz Koblitz, unserem trefflichen Ballettmeister Hans Preuß (Kosakentanz) und seiner Schar, dem unter Lengstorf vorbildlich wirkenden Orchester und Chor und allen übrigen die verdiente Anerkennung eintrug.

Mit dem Blick auf diese Uraufführung, wo sich von jeder Seite her schöpferisch gestaltende Elemente so glücklich berührten, die von der Unternehmungslust der Intendanz ein so gutes Zeugnis ablegt, sei diese Betrachtung geschlossen, die zwanglos Wesentliches zu fassen trachtete. Inzwischen hat sich der Bogen bereits in der Oper bis zu Glucks „Iphigenie auf Tauris", im Schauspiel zu Shaws „Candida" und Hebbels „Agnes Bernauer" gespannt.

Wie schon gesagt — wir sind mitten im Fluß der Dinge. Nach Ablauf der Spielzeit sprechen wir uns dann noch einmal über „lebendiges Theater in Stettin", an dem lebendigen Anteil zu nehmen nicht nur Stettin, sondern auch die Provinz eine Veranlassung hat.

Die Post in Pommern

Kulturgeschichtl. Schilderung von Max Georg Teubner

(Fortsetzung und Schluß)

3. Die Brandenburg-Preußische Post in Pommern

a) Die brandenburgische Post in Hinterpommern unter dem Großen Kurfürsten 1653—1688.

Im Jahre 1653 nahm der Große Kurfürst die ihm durch den Westfälischen Frieden zugefallene Provinz Hinterpommern in Besitz. Er legte nunmehr die längst geplante Reitpost Memel—Berlin—Cleve an, wodurch die in Nord- und Mitteldeutschland zerstreut liegenden brandenburgischen Besitzungen mit einander in enge Verkehrsbeziehungen gebracht wurden. Dieser Kurs führte auch durch Hinterpommern; hier stieß er zusammen mit dem Kurse der Danziger Boten, die von Danzig über Stolp und Stargard nach Stettin ritten. Diese Boten zogen einen Teil ihrer großen Einnahmen aus der brandenburgischen Provinz Hinterpommern, da sie in den hinterpommerschen Städten viele Briefe einsammelten und abgaben. Man kann es daher dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm nicht verdenken, daß er diesen Durchgang fremder Boten durch sein Land als unvereinbar mit seinen landesherrlichen Postrechten hielt. Dabei fiel auch ins Gewicht, daß die Danziger Boten die aus dem Herzogtum Preußen und weiterher kommenden und die dorthin gerichteten Briefe an sich zogen und die Gebühren für sich behielten. Ein willkommener Anlaß zum Einschreiten bot sich dem Kurfürsten bald.

Da der Briefwechsel zwischen Hamburg und Danzig auf dem Umwege über Berlin durch die auf der Poststrecke Hamburg—Berlin—Danzig verkehrenden brandenburgischen Postreiter (Postillione) volle 24 Stunden schneller befördert wurde als auf dem geraden Wege Hamburg—Stettin—Danzig, so führten viele Hamburger Kaufleute ihre Briefe der brandenburgischen Reitpost in Hamburg zu[18]). Die Börsenalten und der Rat zu Hamburg zeigten sich sehr ungehalten, als der Kurfürst den freistädtischen Botenmeister Gerbrandt, der gleichzeitig die Brandenburger Post in Hamburg verwaltete, anwies, die Beförderungsgebühren für diese Briefschaften zur brandenburgischen Postkasse zu verrechnen. Diese Verstimmung war unberechtigt, weil der Kurfürst alle Kosten auf dem Kurse Hamburg—Berlin—Danzig trug. Trotzdem ließ der Hamburger Rat sich durch die Börsenalten dazu drängen, beim Stadtbotenmeister Gerbrandt 800 Gulden brandenburgisches Postgeld zugunsten der Hamburg-Stettiner (Pommerschen) Boten zu beschlagnahmen. Als diese Summe trotz der Aufforderung Friedrich Wilhelms nicht zurückgegeben wurde, ließ er mehrere Hamburger Boten in Pommern festnehmen. Dem Hamburger Rate ließ der Kurfürst mitteilen, daß er diese Boten, die ohne seine Erlaubnis durch Pommern gereist seien, erst freigeben werde, wenn sie eidlich versprächen, künftig sein Land zu meiden, und wenn sie das während ihrer Verhaftung entstandene Kostgeld bezahlten. Ferner habe er einen Hamburger Gesandten festnehmen und nach der Festung Kolberg bringen lassen, weil der Hamburger Rat diesen Beauftragten nach Danzig geschickt habe, um diese Stadt zu gemeinschaftlichem Vorgehen gegen ihn, den Kurfürsten, zu veranlassen. Dieser Gesandte, Hans von Kargen, sollte solange in Kolberg festgehalten werden, bis jene 800 Gulden zurückgezahlt seien. Uebrigens hoffe er, der Kurfürst, daß man hamburgischerseits ähnliche Anliegen künftig „mit gehöriger Bescheidenheit und ohne anzügliche Reden" vortragen werde. — Der brandenburgische Postdirektor Michael Matthias ward nun vom Kurfürsten nach Hamburg geschickt, und dieser brachte die Börsenalten und den Rat der Stadt „auf etwas andere Gedanken". Sie gaben die einbehaltene Geldsumme zurück und behinderten die Abfertigung der kurfürstlichen Reitpost in Hamburg einstweilen nicht mehr[19]). Gleichzeitig hatte der Kurfürst dem Hamburger Rat freigestellt, die Kaufmannsbriefe und den sonstigen Briefwechsel nach Danzig und Riga — statt über Berlin — von Hamburg aus durch die Hamburger Pommerschen Boten an den schwedischen Postmeister Jens Olßen (Olsan) in Stettin zu senden, der diese Briefe in Stargard der Kurfürstlich Brandenburger Post übergeben würde, die durch Hinterpommern in besten Gang gebracht sei. Tatsächlich konnte niemand über diese hinterpommersche Post klagen; alle Postbenutzer waren mit ihr äußerst zufrieden. Auch mit Danzig kam es bald zu Streitigkeiten, da der Kurfürst den Danziger Boten den Durchritt durch Hinterpommern im Jahre 1654 verweigern ließ. Nachdem die schriftlichen Erörterungen und auch verschiedene mündliche Besprechungen fruchtlos geblieben waren, fand sich der Rat der Stadt Danzig, deren frühere Macht unter polnischer Herrschaft und im Verlaufe des Dreißigjährigen Krieges völlig zusammengebrochen war, alsbald bereit, als Gegenleistung für den den Danziger Boten brandenburgischerseits zuzubilligenden Postritt durch Hinterpommern ein brandenburgisches Postamt in Danzig und den freien Durchgang des Königsberger Postillions durch Danzig nach Stettin zu bewilligen. Als bald darauf zwischen dem neuernannten Brandenburger

[18]) Stephan: Geschichte der preußischen Post. Berlin 1859. S. 19.

[19]) Stephan. A. a. O. S. 20.

Postmeister und den beiden Stadtpostmeistern in Danzig ein Streit entstand, benutzte die Krone Polen die günstige Gelegenheit im Jahre 1655, aus dem Stadtbotenamte in Danzig ein polnisches Postamt zu machen. Seit diesem Jahre 1655 kann man daher von einem Hamburg-Danziger Botenwesen nicht mehr sprechen, sondern es blieb nur noch ein Hamburg-Stettiner (Pommersches) Botenwesen übrig. Trotzdem nannten sich die Pächter des Hamburg-Stettiner Botenwesens noch jahrzehntelang „zum Danziger Botenwesen bestellte Hamburger Bürger". —

Die Aufhebung des freistädtischen Botenamts in Danzig bildet einen der wichtigsten Wendepunkte in der Geschichte des Botenwesens, denn nachdem der Stadt Danzig, die von 1625 die durch Hinterpommern gehende Hälfte des Gesamtkurses — nämlich Stettin-Danzig — beherrscht hatte, alle Boten- und Postbefugnisse entzogen waren, erübrigte für Hamburg eigentlich nur noch der Versuch, sich auf der Stettin-Hamburger Strecke zu behaupten.

Die Regierung für Hinterpommern war im Jahre 1653 brandenburgischerseits in Kolberg eingerichtet worden. Joachim Graf ward zum Postmeister dieser Regierung und damit zum Leiter des gesamten hinterpommerschen Postwesens ernannt; seinen Wohnsitz hatte er in Stargard zu nehmen.

Nun befahl der Kurfürst Friedrich Wilhelm seinem Michael Matthias die Einrichtung des Postkurses von Memel über Königsberg, Heiligenbeil, Elbing, Marienburg, Dirschau, Mikrow, Stolp, Schlawe, Kösslin, Körlin, Plathe, Naugard nach Stargard, von wo sich eine Post nach Stettin und eine andere über Soldin und Küstrin nach Berlin mit einer weiteren Verbindung über Spandau, Brandenburg, Barby, Halberstadt, Braunschweig, Hannover, Minden, Bielefeld, Lippstadt, Hamm und Wesel nach Cleve abzweigte. Matthias nahm 900 Reichstaler mit auf den Weg, um die anzunehmenden Postmeister und Posthalter im voraus bezahlen zu können, ferner um 10 kleine Postkaleschen bauen und Postillionsröcke anfertigen zu lassen. Matthias begab sich zunächst nach Stettin; hier vereinbarte er sich wegen der Post Stargard-Stettin leicht mit dem schwedischen Präsidenten Liliensträm und dem Postmeister Jens Olßen. Binnen 3 Wochen richtete Matthias die erforderlichen Stationen und Postanstalten in Hinterpommern ein. Dann begab er sich nach Danzig, wo er viele Widerstände zu überwinden hatte, ehe er seine Absichten erreichte [20]).

Durch ein Bittschreiben vom 28. Januar 1654 versuchten Bürgermeister und Rat der Stadt Hamburg beim Kurfürsten zu erreichen, daß ihren Stadtboten die Reise durch Hinterpommern anstelle der Danziger Boten erlaubt würde; sie hatten damit aber kein Glück [21]). Friedrich Wilhelm stützte seine Ablehnung auf das den Kurfürsten zustehende Recht, keine fremden Posten — und als solche betrachtete er die freistädtischen Boten — in ihren Staaten zuzulassen. Ein Schaden für den Kaufmannstand könne aus diesem Verbot nicht entstehen, weil mit seinen eigenen Reitposten die Kaufmannsbriefe schneller und ebenso sicher besorgt würden als durch die freistädtischen Boten.

Bei den Verhandlungen zum Frieden von Oliva im Jahre 1660 war vereinbart worden, daß die Stadt Elbing an den Großen Kurfürsten übergeben werden solle, nachdem er das brandenburgische Postamt in Danzig aufgehoben habe. Der Große Kurfürst tat dies auch, aber die Stadt Elbing erhielt er trotzdem nicht. Die Forderung der Aufhebung des Brandenburger Postamts hatte der Kgl. Polnische Postmeister de Gratta beim polnischen Königshofe durchzusetzen verstanden, aber seine Habgier war dadurch noch nicht gestillt, denn de Gratta verabredete nun mit dem schwedischen Postmeister in Stettin die Anlage einer schwedisch-polnischen Post durch Pommern, und er war kühn genug, diesen Plan durchzuführen. Trotz ernster Warnungen ritten nun schwedische und polnische Postillione durch die preußische Provinz Hinterpommern, wobei sie Briefe in den hinterpommerschen Orten verteilten und empfingen. Daraufhin befahl Kurfürst Friedrich Wilhelm der Neumärkischen Regierung in Küstrin und dem Gouverneur der Festung Kolberg, Obersten von Schwerin, alle fremden Postillione, die durch Hinterpommern ritten, zu verhaften. Dies geschah. Eine ganze Anzahl fremder Postillione wurden durch die Kurfürstlichen Landreiter ergriffen und in das Gefängnis zu Kolberg abgeliefert. Ihre Pferde steckte der Oberst von Schwerin in die brandenburgische Reiterei. Die den Postillionen abgenommenen Briefe wurden so lange festgehalten, bis das Postgeld hierfür an die kurfürstliche Postkasse bezahlt war. Trotzdem hatte dies energische Verfahren vorerst keinen vollen Erfolg. De Gratta verkleidete nun seine Postillione; die ihnen übergebenen Briefe mußten sie in ihrer Kleidung verstecken, und auf Schleichwegen versuchten sie, Hinterpommern zu durchqueren. Aber sie wurden ertappt und nach Kolberg oder Küstrin eingeliefert. Nun bewaffnete de Gratta seine Postillione mit Pistolen und befahl ihnen, sich zu wehren. Schwerin sandte, sobald er dies gewahr wurde, Soldatenabteilungen aus, und es

[20]) Stephan. A. a. O. S. 23—25.

[21]) Hamburger Staatsarchiv. Archiv der Börsenalten. II Nr. 61c, Bl. 324 u. 327.

kam zu ernsten Tätlichkeiten. Darüber geriet der polnische Königshof in Aufruhr. In einem Bericht des Kurfürstlich Brandenburgischen Gesandten von Hoverbeck in Warschau vom 5. Januar 1661 heißt es:

„Der polnische König sagte, daß ihm alles, was Zeit währenden Krieges vorgegangen, nicht so wehe gethan, als dieses. Die Senatores exageriren, wenn schon so etwas geschehe, wehrend noch umb Elbing solicitiret würde, was hätte man zu gewarten, wenn es Ew. Kurf. Durchl. würde in Händen und Ihre Preußischen Lande recht versichert haben. Der Französische Gesandte beklaget sich zum höchsten, daß er und alle benachbarte Potentaten unschuldig in diese Sache mit eingeflochten und alle Commercia zum höchsten benachtheiligt würden. Der Pfalz-Neuburgische gießt Öhl zum Feuer, so gut er kann, und hat man die Tage her über die Mittel, dadurch man Ew. Kurf. Durchl. sehr wehe thun möchte, vielfältig deliberiret." —

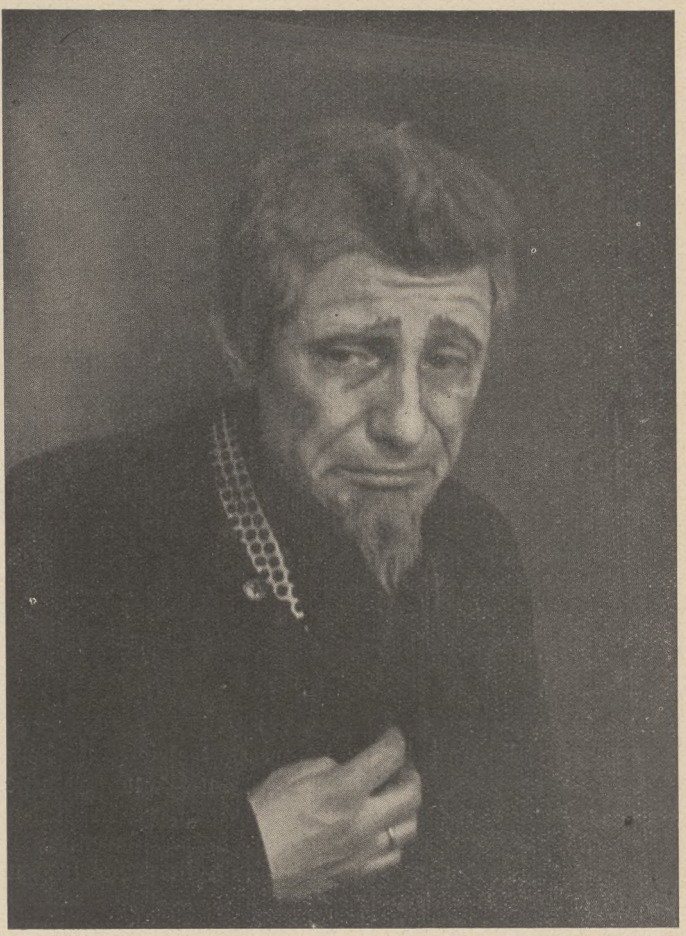
Die polnische Königin hatte zu ihrem Geheimsekretär de Noyers geäußert: „Wenn er am Posttage ohne Briefe zu ihr käme, wolle sie lieber eine giftige Natter sehen als ihn". Die dem Kurfürsten feindliche Partei am Warschauer Hofe erklärte, Friedrich Wilhelm suche nur einen Vorwand zum Kriege, um Elbing und die Weichsel an sich zu reißen. Nur mit Mühe vermochten der brandenburgische Gesandte von Hoverbeck und der französische Gesandte, vorläufig wenigstens das Aeußerste zu verhüten.

Inzwischen überfiel der polnische Leutnant von Bielinski mit 60 Reitern den ehemaligen Brandenburger Postmeister Hans Hörnmann auf seiner Reise zum brandenburgischen Grenzpostamt Wutzkow und führte ihn gefangen nach Warschau. Einige polnische Streifkorps näherten sich der preußischen und hinterpommerschen Grenze.

Aber der Kurfürst ließ sich nicht einschüchtern. Er übersandte der polnischen und der schwedischen Regierung eine klare und sachliche Darstellung und erklärte folgendes:

„Wenn der König und die Königin von Polen ihre eigenen Briefe durch besondere Kuriere befördern wollen, so werde er diesen Kurieren den Durchgang durch Hinterpommern und seine andern Staaten gerne gestatten. Doch müßten diese Kuriere sich visitieren lassen, ob sie nicht auch andere Briefe bei sich führten. Fremde Posten werde er aber niemals in seinen Landen dulden. Ferner verlange er die strenge Bestrafung des Kgl. Polnischen Postmeisters de Gratta, des eigentlichen Urhebers dieser Streitigkeiten."

Diese nachdrücklichen Vorstellungen des Großen Kurfürsten und die klaren Beweise



Hansjakob Gröblinghoff
als Schneider Wibbel — Aufn. Moellendorf & Bachmann

seiner Bevollmächtigten überzeugten den polnischen Hof, daß der Kurfürst im Rechte sei. Auch für de Grattas Habgier und Bosheit ergaben sich viele Beweise. Dazu kam noch, daß er der Fälschung, der Unterschlagung von Briefen und der Majestätsbeleidigung des Kurfürsten überführt wurde. Daher ward er vom Polenkönig seines Amtes entsetzt und aus Polen verwiesen. Die gefangenen Postillione und Postmeister wurden gegenseitig ausgewechselt, und noch in demselben Jahre (1661) kam ein Vergleich folgenden Inhalts zustande:

Fortan solle nicht mehr in das Postregal des Nachbarlandes eingegriffen werden. Die Posten sollten bis zu den beiderseitigen Landesgrenzen gebracht und die Postfelleisen demgemäß in Wutzkow und Narmel ausgewechselt werden. Die Beförderung der Posten solle pünktlich nach bestimmten Fahrplänen erfolgen. Auch wurden die beiderseitigen Postgebühren genau festgesetzt.

Auch die Streitigkeiten hinsichtlich der Verletzung der brandenburgischen Postrechte in Hinterpommern wurden beigelegt. So



Horst Beilke
und Cläre Ruegg
in „Die Heimkehr
des Matthias Bruck"
Aufn.
Moellendorf & Bachmann

war ein ununterbrochener Postbetrieb auf dem Preußisch-Pommerschen Hauptkurse gesichert und das Ansehen der Kurfürstlichen Post bedeutend gestärkt worden. Während des nächsten Jahrzehnts traten keine Störungen mehr ein [22]).

Im Jahre 1675 lebten die Poststreitigkeiten zwischen Friedrich Wilhelm und den Hamburgern wieder auf. Bis dahin hatten die Hamburger Börsenalten als Vorsteher des hamburgischen Botenwesens ihre Boten immer noch zwischen Hamburg und dem in schwedischem Besitze befindlichen Stettin verkehren lassen. Als nun der Große Kurfürst während des Krieges gegen Schweden Schwedisch-Vorpommern militärisch besetzen ließ, untersagte er den Hamburger Boten den Zutritt zu dieser Provinz, um sie an der Durchschmuggelung schwedischer Briefe zu verhindern. Daher mußten die zwischen Hamburg und Danzig ausgewechselten Briefe wieder, wie im Jahre 1653, mit der brandenburgischen Post über Berlin gesandt werden. Aber wie damals lehnten die Hamburger Börsenalten es ab, das Postgeld für diese Sendungen ungeteilt an die kurfürstliche Kasse zu entrichten. Daraufhin verfügte der Kurfürst aus seinem Feldlager, daß diese Briefe bei dem brandenburgischen Postamt in Hamburg liegen bleiben sollten, bis das für sie fällige Postgeld gezahlt sei. Das geschah dann auch, worauf die von Hamburg nach Danzig gerichteten Briefe über Berlin abgingen [23]).

Inzwischen hatte auch das polnische Postamt in Danzig in diesen Streit eingegriffen, indem es die Briefbeutel von und nach Königsberg beschlagnahmte. Daraufhin ließ der Große Kurfürst eine brandenburgische Schiffspost anlegen, mit der die Briefe von Stolpmünde nach Pillau über die Ostsee befördert wurden, um den Weg durch das Danziger Gebiet und durch das damals zur Krone Polen gehörige Westpreußen zu vermeiden. Damals schmähten die polnischen und preußischen Postmeister einander in üblen Druckschriften, die weit verbreitet waren. Einige von ihnen befinden sich noch im Hamburger Staatsarchiv. Ferner übersteigerten sich die beiderseitigen Postämter mit Geldforderungen für die an den andern Teil auszuliefernden Briefe. So heißt es in einer damaligen Druckschrift:

„Ein armer Handwerksmann verdient in diesen schweren Zeiten während einer ganzen Woche nicht soviel, daß er das Postgeld für seinen für ihn angekommenen Brief bezahlen kann. Daher bleibt mindestens der vierte Teil aller Briefe auf der Post liegen." — Das Postgeld wurde meistens am Bestimmungsort gezahlt.

Zur Eroberung Stettins beglückwünschte der Hamburger Rat den Kurfürsten. Mit diesem Glückwunsche verband der Rat die Bitte um Erlaubnis, die Hamburger Briefe nach Danzig wieder über Stettin schicken zu dürfen. Der Kurfürst antwortete unterm 9. Januar 1678, jeder könne es damit nach eigenem Belieben halten. Seinen in Stettin tätigen Postbeamten habe er befohlen, die Posten über

[22]) Stephan. A. a. O. S. 28—32.
[23]) Stephan. A. a. O. S. 21.

Stettin, Anklam und Demmin nach Hamburg pünktlich und sicher abzufertigen, um den Handel möglichst zu fördern. Auch sonst sollten diese Postverbindungen so eingerichtet werden, daß die Kaufmannschaft „Vergnügen" daran hätte. Da aber die nach Pommern verkehrenden Hamburger Stadtboten schon seit vielen Jahren unverantwortliche, im Westfälischen Friedensvertrag verbotene Dinge sich hätten zuschulden kommen lassen, so rate er ihnen dringend, fortan Eingriffe in die brandenburgischen Postrechte zu vermeiden[24]).

So war der Postfrieden wiederhergestellt und die gegenseitigen Schikanen hörten auf, unter denen die Postverhältnisse Pommerns zu leiden gehabt hatten. Bis zum Tode des Großen Kurfürsten im Jahre 1688 fielen Poststreitigkeiten in der preußischen Provinz Hinterpommern nicht mehr vor.

Während des Krieges gegen Schweden von 1674—1679 war fast ganz Vorpommern nebst Stettin und Rügen vom Großen Kurfürsten erobert worden. Aber der Frieden von St. Germain vernichtete seine Hoffnungen, diese Eroberungen behalten zu dürfen, denn Frankreich trat hier auf Schwedens Seite. Dies war ein schwerer Schlag für die in brandenburgische Dienste eingetretenen vorpommerschen Postbeamten.

b) Unter Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. (1688—1740).

Hinsichtlich des Postwesens in Pommern wurde durch das Grenzabkommen zwischen Schweden und Kurbrandenburg im Jahre 1698 festgesetzt, daß kein Teil dem andern in der unbeschränkten Ausübung innerhalb der eigenen Landesgrenzen hinderlich sein wolle. Die Posten sollten an den Grenzen wechseln. Die Staats-Korrespondenz solle gegenseitig unentgeltlich befördert werden.

Die brandenburgische Reitpost nahm ihren Weg noch immer über Stargard, Körlin, Köslin, Stolp und Wutzkow nach Danzig. Die fahrende Post war von Stargard über Greifenberg nach Kolberg verlegt worden in der Absicht, daß durch diese Verkehrsverbindung dem Handel und Wohlstande dieser Orte aufgeholfen werden sollte. Aber auf dieser Strecke kamen infolge der schlechten Straßen immer wieder erhebliche Verzögerungen vor. Die Reisenden klagten über den Umweg, und da die rasche Beförderung der Reisenden doch den Hauptzweck dieser Fahrpost bildete, so wurde sie wieder auf dem früheren Wege über Körlin befördert. Doch gestattete man den Städten Greifenberg und Kolberg, sich durch regelmäßige Privatfuhrverbindungen an den Hauptkurs anzuschließen, die aber später in fahrende Posten umgewandelt wurden. Der König Friedrich I. ließ auch Postverbindungen nach Treptow, Nörenberg und Dramburg anlegen.

Am 7. Oktober 1713 rückten preußische Truppen in Stettin ein. Nach dem zwischen den verbündeten Mächten abgeschlossenen Berliner Vertrag sollte Preußen diese Festung und Vorpommern bis an die Peene solange besetzt halten und verwalten, bis ein allgemeiner Frieden dem Nordischen Kriege ein Ende bereiten und den endgültigen Besitzstand regeln werde.

Wegen des Postwesens ward in dem zwischen Preußen und Dänemark im Dezember 1715 vor Stralsund abgeschlossenen Vertrage folgendes bestimmt:

Die Könige von Dänemark und Preußen sollen das Postwesen in ihren Bezirken, die sie militärisch besetzt haben, so einrichten, wie es ein jeder am angemessensten hält. Die Kgl. Dänische Post soll die Briefe von Greifswald nach Anklam und die Kgl. Preußische soll sie von Anklam nach Greifswald bringen. Die für die Postbeförderung zwischen Greifswald und Stettin entstehenden Kosten sollen geteilt werden. Auch sollen die beiderseitigen Generalpostämter die Postangelegenheiten so regeln, wie es „die Commodität des Publici und beider Könige Interesse" erheischt.

Im Jahre 1716 entschied der preußische König Friedrich Wilhelm I., daß der schwedische Postmeister in Stettin durch einen preußischen Postmeister ersetzt und daß auch in Anklam und in Demmin anstelle der schwedischen Postanstalten preußische Postämter eingerichtet werden sollten. Da Schweden diesen Teil Vorpommerns an Preußen damals noch nicht abgetreten hatte, so verpachtete das preußische General-Finanzdirektorium den Postbetrieb in diesem Provinzteile für eine Jahrespachtsumme von 200 Talern. Als der Pächter bald darauf erklärte, diesen Betrag nicht zahlen zu können, nahm die preußische Postverwaltung den vorpommerschen Postkurs selbst in Betrieb.

Nun gehörte aber der Kurs nach Vorpommern den Hamburg-Pommerschen Stadtboten, die dem Stadtpostamte in Hamburg unterstanden. Dieser vorpommersche Kurs bildete das letzte Ueberbleibsel jener großen Botenstrecke, die früher von den Städten Hamburg und Danzig längs des Ostseestrandes unterhalten und die dann vom Großen Kurfürsten zersprengt worden war. Wegen Zusammenlegung des Hamburg-Stettiner Kurses über Rostock mit dem neuen preußischen Kurse tätigte das Preußische Generalpostamt mit dem Stadtpostamt in Hamburg einen Vertrag. Hiernach sollten die preußischen Postämter in Stettin, Anklam

[24]) Hamburger Staatsarchiv. Cl. I. Lit. Nd. Nr. 7. S. 42—45.

und Demmin alle Briefe nach Hamburg, Holstein und Dänemark nicht mehr über Prenzlau und Perleberg, sondern über Rostock leiten. Der Hamburger Stadtpostmeister unterhielt die Postteilstrecke Hamburg-Rostock auf seine Rechnung. Wegen Beförderung der Postsendungen zwischen Rostock und Demmin einigte man sich mit dem Mecklenburger Postamt in Rostock. Zwischen Demmin und Stettin besorgte die preußische Postverwaltung die Beförderung. Die Postgebührenanteile wurden entsprechend der Wegelänge geregelt[25]). Infolge dieses Vertrags besaß nun Preußen von diesem uralten hansischen Boten- und Postkurse, an dem es früher überhaupt keinen Anteil gehabt hatte, zwei Dritteile, nämlich von Demmin bis einige Meilen vor Danzig.

Durch den Stockholmer Frieden vom 21. Januar 1720 erhielt Preußen Stettin und Vorpommern bis zur Peene. Mit der Erwerbung dieser Provinz ward der unterm 22. Mai 1716 abgeschlossene Vertrag wegen des zwischen Hamburg und Stettin gemeinsam zu unterhaltenden Postkurses umso fester gegründet. Dänemark beeinträchtigte diesen Vertrag schon im Jahre 1720, indem es während des Waffenstillstands mit Schweden die Stadt Stralsund besetzte und den Postkurs zwischen Stralsund und Rostock in Besitz nahm; aber es mußte seine Ansprüche bald aufgeben. Auch mit Schweden gab es noch einige Reibungen, weil dieses eine schwedische Poststation in Anklam behufs Abfertigung der schwedischen Posten beanspruchte. Bei dieser Poststation sollten die aus schwedischen Orten nach Deutschland kommenden Reisenden, Briefe und Pakete abgeliefert und in umgekehrter Richtung nach Schweden weiterbefördert werden. Preußen fand sich bereit, der schwedischen Post die Ein- und Ausfahrt sowie den Pferdewechsel in Anklam zu gestatten, verlangte aber, daß diese schwedischen Posten vom preußischen Postmeister in Anklam für schwedische Rechnung abgefertigt wurden. Schweden erklärte sich hiermit einverstanden.

Infolge Verlegung der preußisch-pommerschen Provinzialbehörden von Stargard nach Stettin ward neben der bisher zweimal in der Woche verkehrenden Reitpost nun auch eine ebenso oft verkehrende Fahrpost zwischen beiden Städten im Jahre 1722 angelegt, die an den Berlin-Danzig-Königsberger Fahrpostkurs angeschlossen ward. Mit dieser Fahrpost Stargard-Stettin machte die preußische Postverwaltung aber schlechte Geschäfte. Während nämlich Privatfuhrleute die Reisenden für 8 Groschen Fuhrlohn beförderten, mußten diese auf der preußischen Post 12 Groschen Personengeld und 6 Groschen Postillionstrinkgeld bezahlen; daher bedienten sich nur wenige Reisende der Fahrpost. Daraufhin verfügte König Friedrich Wilhelm I.: „Es ist genung, wenn der Postillion 3 und der König 9 Groschen kriegt. F. W." — Infolge dieser Herabsetzung des Personengelds bekam die Fahrpost mehr Reisende, so daß sie im nächsten Jahre 110 Taler Ueberschuß abwarf.

Seit mehreren Jahrzehnten unterhielt Schweden zwischen Stralsund und Ystadt Postyachten, um mit seinen vorpommerschen Besitzungen günstige Postverbindungen herzustellen. Dies veranlaßte den König Friedrich Wilhelm I. zu dem Plane, von Stettin aus preußische Postyachten nach schwedischen Häfen anzulegen. Durch seine Stettiner Regierung ließ er sich nach der Beschaffenheit der schwedischen Postyachten erkundigen, sie berichtete bald darauf:

„Auf einer solchen Yacht befindet sich eine Kajüte, worin wenigstens 6 Reisende teils sitzend teils liegend ihre Bequemlichkeit haben, und ein sogenannter Saal, worin 12 und mehr Reisende ebenso bequem untergebracht werden können. Der übrige Raum um den großen Mast dient zur Unterbringung von 4 bis 6 Pferden. Im Vorderteil befindet sich das Schiffsvolk. Bau und Ausrüstung einer solchen Yacht kosten 2000 Reichstaler; sie wirft aber einen Ueberschuß ab.

Auf einer Yacht befinden sich 1 Schiffer, 1 Steuermann, 2 Bootsleute und 1 Junge. Der Schiffer bekommt monatlich 8 Taler, der Steuermann 6, jeder Bootsmann 4 und der Junge 2 Taler, dazu freie Kost." —

Friedrich Wilhelm I. vermochte indes seinen Plan nicht zu verwirklichen, weil die schwedische Regierung das Anlegen preußischer Postschiffe in schwedischen Häfen verbot. Selbst als der König erklärte, er wolle die Yachten nur für die Briefbeförderung einrichten und auf die Beförderung von Personen verzichten, lehnte man dies ab.[26])

c) Unter Friedrich dem Großen und seinen Nachfolgern.

Unterm 28. April 1764 beauftragte der Herzog Friedrich von Mecklenburg-Schwerin seinen Berliner Gesandten, dafür einzutreten, daß das Stadtpostamt in Hamburg als Mitbesitzerin der Hamburg-Stettiner Kommunionpost diese nur bis Lübeck besorgen, der mecklenburgische Postmeister in Lübeck aber diese Post von Lübeck über Wismar und Rostock bis Demmin befördern und der Ertrag zur herzoglichen Postkasse fließen solle ohne fernere Beteiligung auswärtiger Behörden.

[25]) Akten des ehemaligen Preußischen Generalpostamts. Bd. XLIII, 481b.

[26]) Stephan. A. a. O. S. 95 u. 149—152.

Das preußische Generalpostamt ließ dies Ersuchen, das mehrere Male wiederholt wurde, unbeantwortet, sodaß die mecklenburgische Regierung es für angebracht hielt, die Sache nicht weiter zu erörtern [27]).

Am 20. Juni 1772 hatte Friedrich der Große den ersten Befehl zur Anlegung preußischer Posten in der eben erworbenen Provinz Westpreußen erteilt und darin als Hauptzwecke dieser neuen Postverbindungen bezeichnet

a) die beste Verbindung mit Ostpreußen, Pommern und der Mark,
b) die Belebung des Verkehrs in Westpreußen und
c) die Isolierung des polnischen Postamts in Danzig.

Schon drei Monate später waren die diesen Zwecken dienenden Postverbindungen eingerichtet.

Der Hauptpostkurs von Berlin nach Königsberg ging über Küstrin, Landsberg, Driesen, Schneidemühl, Nakel, Bromberg, Kulm, Graudenz, Marienwerder, Dirschau, Marienburg, Elbing, Frauenburg, Braunsberg, Heiligenbeil und Königsberg.

Mit diesem Kurse vereinigte sich in Dirschau der große pommersche Postzug, der von Stolp über Lupow und Wutzkow die Höhen entlang geleitet wurde, die Danzig umgaben. In dessen an Preußen gefallenen Vorstadt Stolzenberg, also in Kanonenschußweite von Danzigs Toren, ward das preußische Oberpostamt für die Provinz Westpreußen eingerichtet. Im letzten Regierungsjahre Friedrichs des Großen (1786) ward dieser Kurs von Stolp über Lauenburg, Ankerholz, Neustadt und Katz geleitet, ein Weg, der bis in die zweite Hälfte des nächsten Jahrhunderts beibehalten worden ist. Von Stolzenberg aus ging ein preußischer Postkurs über Graudenz und Kulmsee nach Thorn und Warschau. Von Marienwerder ab führte eine Postlinie über Riesenburg, Pr. Mark und Pr. Holland nach Königsberg. Sie stand mit einem zweiten pommerschen Kurse in Verbindung, der über Konitz, Neustettin, Dramburg, Stargard nach Stettin ging. Auf diesen Kursen verkehrten neben den Reitposten allwöchentlich zweimal fahrende Posten [28]).

Im Jahre 1796 wurde eine preußische Reitpost von Stettin nach Perleberg und von hier in Verbindung mit der Berliner Reitpost wieder nach Hamburg angelegt, um die Briefe schneller zu befördern. Infolgedessen gelangten die Briefe an ihre Bestimmungsorte um 48 Stunden früher als auf dem alten Wege über Demmin und Rostock. Der Rat

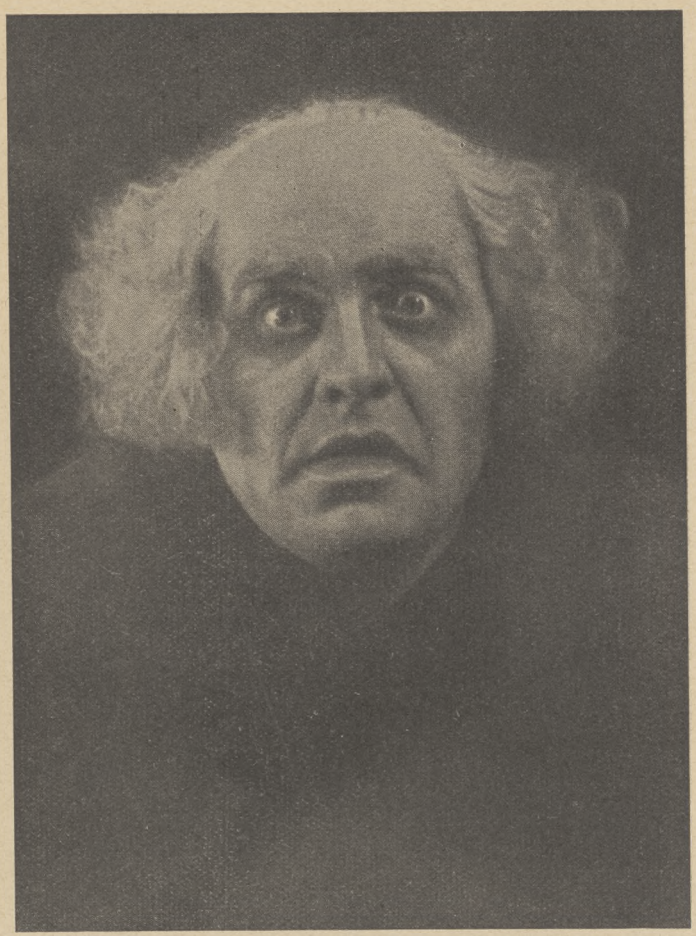
[27]) Akten des Geheimen Postarchivs in Berlin. Band XLIII, 481b.

[28]) Stephan. A. a. O. S. 216.



Heinz Klevenow
in „Die Heimkehr des Matthias Bruck"
Aufn.: Moellendorf & Bachmann

der Stadt Hamburg beschwerte sich über die aus dieser Verbindung entstehende Verkürzung ihres Postgebührenanteils für die Stettiner Briefe und verlangte Aufhebung der neuen Reitpost und Beförderung der Stettiner Briefe auf dem alten vertragsmäßigen Kurse. Diesem Verlangen stellte das preußische Generalpostamt die durch die neue Reitpost entstehende beschleunigte Briefbeförderung zwischen zwei großen Handelsstädten gegenüber und überging schweigend die Verpflichtung Preußens, nach dem Vertrage von 1716 den Weg über Rostock zu benutzen. Doch gerade diese Forderung wiederholte der Hamburger Senat unterm 24. Februar 1797 und beantragte eine Entschädigung des Hamburger Stadtpostamts (Postmeisters oder eigentlich Pächters der Pommerschen Post) für den Verlust seines Postgebührenanteils. Durch Kabinettsorder vom 20. August wurden jährlich 1000 Reichstaler bewilligt, jedoch dann auf 800 Reichstaler in Hamburger Kurantwährung festgesetzt mit der Versicherung, daß mit der neuen Reitpost nur die Stettiner Briefe, die-



Wilhelm Schmid-Scherf als Rigoletto
Aufn. Moellendorf & Bachmann

jenigen aus Demmin, Anklam und ganz Vorpommern aber wie bisher mit der Kommunionpost geschickt werden sollten. Der Hamburger Senat nahm das Anerbieten an und entsagte namens des Stadtpostamts in seiner Erklärung vom 29. September 1797 jedem Anspruch auf den vertragsmäßigen Gebührenanteil.

Im Jahre 1806 besetzten die Franzosen Hamburg. Der französische Oberpostkommissar Gonse verdrängte alle fremden Postanstalten aus der Stadt, darunter auch das preußische Oberpostamt. Obwohl nun auch die preußische Reitpostverbindung Hamburg—Stettin aufhören mußte, verlangte Gonse dennoch 800 Reichstaler Entschädigung für sie. Selbstverständlich ward diese völlig unberechtigte Forderung infolge des Gutachtens des Berliner Generalpostamts von der preußischen Regierung abgelehnt. Erst nach der Befreiung Hamburgs sowie nach Wiedererrichtung des preußischen Oberpostamts in der Stadt und der Reitpost Hamburg—Stettin ward jene Jahresentschädigung von 800 Talern wieder an das Hamburger Stadtpostamt gezahlt [29]).

[29]) Akten des Geheimen Postarchivs in Berlin. Bd. XLIII, 481b.

Der Zusammenbruch Preußens nach der Schlacht bei Jena und Auerstedt im Jahre 1806 machte die Franzosen zu Herren Preußens. Preußen mußte sich damals und während der folgenden Jahre die schlimmsten Demütigungen gefallen lassen. In den von französischen Truppen auf längere Zeit besetzten preußischen größeren Städten und Festungen ward eine Briefspionage nach dem Pariser Vorbild eingerichtet. In Stettin zählte das sogenannte „Schwarze Bureau" 8 Mitglieder aus der Pariser Schule. Hierüber heißt es in einem über See beförderten Briefe, den der preußische Postdirektor in Stettin an den Generalpostamts-Präsidenten von Segebarth in Memel richtete:

„Sie fallen wie die Heuschrecken über die Briefe her, schleppen selbige in eine besondere Stube, die ich ihnen habe einräumen müssen, reißen sie auf, und während die Dolmetscher die verdächtigen Stellen dem präsidierenden Colonel oder Capitaine übersetzen, werden die freigelassenen Briefe wieder zugesiegelt. In dieser Weise geht es immer schnell weg. Oft bleibt die Commission von 8 Uhr Morgens bis Abends spät beisammen und bittet sich dann zu meiner Tröstung und Aufmunterung regelmäßig bei mir zu Gaste." —

„Durch diese beispiellose Verletzung des Briefgeheimnisses", so sagt Heinrich von Stephan, „wurde in allen Klassen des Volkes große Erbitterung hervorgerufen und der Haß gegen die Bedrücker noch heftiger entflammt. Die rücksichtslose Anwendung dieser gehässigen, demoralisierenden, jeder Staatsregierung unwürdigen Maßregel in und außerhalb Frankreichs hat für den Kaiser selbst die traurigsten Folgen gehabt, ihm die Gemüter Vieler, die sein Genie bewunderten, entfremdet und zu seinem Sturze mitgewirkt [30])".

Im Jahre 1815 tauschte Preußen nach Napoleons Sturze das in Dänemarks Besitz gekommene Schwedisch-Vorpommern gegen Lauenburg und eine Abfindung von 2 Millionen Talern ein. Um diese neue Provinz (Neu-Vorpommern) mit den südlichen und östlichen Gegenden sowie mit Hamburg zu verbinden und dem Handel ein schnelleres Verkehrsmittel zu bieten, ward drei Jahre später eine reitende Post von Stralsund und Barth über Demmin nach Strelitz — hier zur Vereinigung mit der durchgehenden Reitpost Stettin—Hamburg — errichtet, die am 1. Januar 1818 ihren Anfang nahm.

Auch in diesem Falle beschwerte sich der Hamburger Senat beim preußischen Generalpostamt, weil die neue Post dem Hamburger Stadtpostmeister den Gebührengenuß der Neu-Vorpommerschen Briefe entzöge, die nach dem

[30]) Stephan. A. a. O. S 345.

Vertrage vom 22. Mai 1716 über Rostock gehen mußten. Da jedoch nur der Briefwechsel aus Anklam und Demmin, der nach jenem Vertrag mit der Kommunionpost befördert werden sollte, dem Hamburger Stadtpostamt entging, so bot das preußische Generalpostamt eine Jahresentschädigung von 468 Talern an, die vom Hamburger Senat für das Stadtpostamt auch angenommen ward. Dem Stadtpostamt blieb das Recht gewahrt, Briefe aus Hamburg und von weiterher nach Demmin, Anklam und Stettin mit der Kommunionpost über Rostock zu senden, weil man dem Hamburger Handelsstande diese zweite Gelegenheit zur Briefbeförderung belassen wollte. Reichlich 30 Jahre noch wahrte Hamburg seine Postrechte auf dieser Strecke. Erst der Anschluß des Hamburger Stadtpostwesens an den Deutsch-Oesterreichischen Postverein führte zur Aufhebung dieses letzten kleinen Restes des alten hansisch-pommerschen Kurses; dafür ward die Hamburger Staatspost durch andere Zugeständnisse auf postalischem Gebiete entschädigt.[31])

d) Die letzten Jahrzehnte der preußischen Post in Pommern und ihr Uebergang an die Reichspost.[32])

Die Staatsumwälzungen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zeitigten umfangreiche Veränderungen in der Verfassung der obersten preußischen Staatsbehörden und namentlich auch der Postverwaltung.

Das Generalpostamt in Berlin unterhielt damals einen unmittelbaren Geschäftsverkehr mit 2½ hundert preußischen Postämtern (einschl. 2 Hofpostämtern und 12 Oberpostämtern), denen 1404 Posterpeditionen untergeordnet waren. Hierdurch ward das Generalpostamt mit einer Masse von Verwaltungsangelegenheiten überschwemmt, die sich aus größerer Nähe ebenso sicher, jedenfalls aber schneller und einfacher erledigen ließen. Da eine Dezentralisation unumgänglich erschien, so wurde der ganze Postverwaltungs-Organismus von Grund aus umgeformt; und am 1. Januar 1849 begannen behufs Entlastung des Berliner Generalpostamts 26 preußische Oberpostdirektionen ihre Wirksamkeit. Für Pommern wurden im Jahre 1849 Oberpostdirektionen am Sitze der drei Regierungspräsidenten eingerichtet, nämlich in Köslin, Stettin und Stralsund. Der Geschäftsumfang bei einzelnen Oberpostdirektionen, wie in Stralsund und Köslin, war aber damals doch noch so gering, daß deren Leiter — die Oberpostdirektoren — noch nicht einmal einen einzigen Postrat zur Unterstützung hatten.

[31]) Akten des Geheimen Postarchivs in Berlin. Band XLIII, 481b.

[32]) Zum fünfzigjährigen Bestehen der Oberpostdirektionen. Berlin 1899. S. 11, 20, 21, 25, 40.

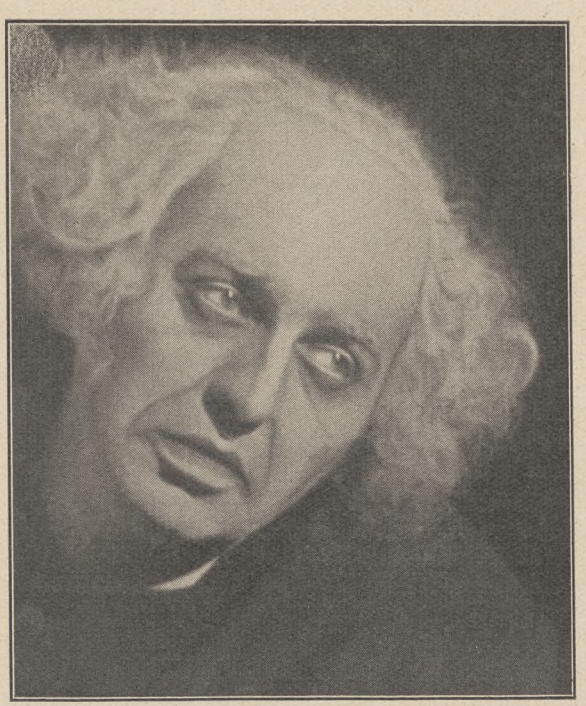
Im Jahre 1852 umfaßten die Oberpostdirektionsbezirke in

	Quadratm.	Einw.	Postanst.	Beamte
a) Köslin	258	449 000	42	85[33])
b) Stettin	239	562 000	49	121
c) Stralsund	80	187 000	24	41

Schon damals wäre eine Verschmelzung des Stralsunder Bezirks mit dem Stettiner in Frage gekommen. Man sah aber zunächst davon ab, weil sein Postkurswesen recht umfangreich war, und weil in Stralsund eine der wenigen preußischen Postdampferlinien ihren Ausgang nahm, nämlich diejenige nach Ystad. Infolge der Gründung des Norddeutschen Bundes, der sich auch eine Bundespost schuf, hatten sich die Geschäfte der Oberpostdirektionen in Stralsund und Stettin durch den Wegfall der postalischen Grenzverhältnisse zu Mecklenburg wesentlich vereinfacht. Beide Bezirke konnten daher ohne Benachteiligung der dienstlichen Belange am 1. Juli 1868 miteinander vereinigt werden.

Im Jahre 1871 ging die Norddeutsche Bundespost in der Deutschen Reichspost auf. So war die ungeheuerliche und überaus schädliche Zersplitterung, die jahrhundertelang auf dem Gebiete des Postwesens geherrscht hatte, endlich beseitigt. Die Deutsche Reichspost zog ein einigendes Band um alle deutschen Stämme! —

[33]) Die Zahl der Beamten des unteren Dienstes ist hierin nicht enthalten.



Wilhelm Schmid-Scherf als Rigoletto („Povero Cor")

Arnold Kriegers Lebensgang und Entwickelung

Von Hermann Ploetz

Ostpreußen, Schleswig-Holstein, Schlesien und Baltikum! Bauernland, Grenzland, Kampf-, Kultur- und Dichterland. Grenze bedeutet Austausch und Anregung, aber auch Gegensatz, Selbstbewußtheit, Ablehnung, Gesetz der Auslese und der Aufzucht. Zwischen Danzig und Dorpat stauen sich die Kraftwellen, alle deutschen Stammesgeister strömen hier auf Ordens- und Siedlungspfaden, auf Protestanten- und Preußenwegen ineinander. Die Wirkung ist eine unerhörte Fülle von Charakterköpfen und Talenten. Wir nennen nur als Vertreter der Dichtkunst letzter Jahrzehnte: Arno Holz und Agnes Miegel, Albrecht Schäffer und Alfred Brust, Oskar Loerke und Ernst Hardt, Werner Bergengruen und Johannes von Guenther, Manfred Kyber und Henry Heiseler. Und hinter diesen Namen von Rang und Sitz erscheint heute neben Ernst Wiechert ein Arnold Krieger.

Mag sein Name auch richtig geschrieben nur Krüger lauten (wie die vielen Kaiser nur aus Käser abgeglitten sind), er liegt rassisch aufs beste gebettet: deutsche Bauern vom Vater her, die Mutter deutsch-russisches Blut der Ukraine. Also deutscher Grund mit jenem Schuß verwandter Fremde, der die Unruhe bringt, den Auftrieb, das fruchtbare Spiel der Begabung zwischen Fliehkraft und Ziehkraft. Dirschau, die Stadt, wo Arnold Krieger (die von uns gebrachten Anführungen sind einer Selbstdarstellung entnommen) „als einschneidende Tatsache" zur Welt kam. Der Vater wird später als Rektor nach Thorn versetzt, so daß der Knabe an der Weichsel, im blutgetränkten Stoßgelände des Ritterordens, seine Kindheit und erste Jugend verlebt. Der Boden großer und lebendiger und für alle Zeit vorbildlicher deutscher Geschichte speist mit ihren unwägbaren heimlichen und taghell offenbaren Einflüssen die junge Seele des werdenden Dichters. Den Ausbruch des Weltkrieges erlebt er als Sextaner, der Vater als Landwehrmann. Weltgeschichte wird persönliches Erlebnis. Die Russengefahr schlägt ihre Wellen über die näher am Unheil liegenden Höfe der Verwandten. In dem Jungen regt sich der Schriftsteller, der empfindliche Nerven- und Sinnenmensch schon früher. Der Sechsjährige wird auf den Schultern seines Vaters Genießer eines Platzkonzertes und davon so hingerissen, daß er zuhause mit seinen unzulänglichen Mitteln versucht, diesen Eindruck schriftlich wiederzugeben. In den unteren Lateinklassen schon entsteht ein „Andreas-Hofer-Drama". Und der kaum die ersten Schritte zwischen den regelmäßig und unregelmäßig marschierenden Verben getan hat, ringt sich die Grundlagen einer neuen Weltsprache ab. Ungewöhnliche Frühreife tagt. Ungewöhnliche Sicherheit des Reifens schließt jedes Schwanken darüber aus, wohin der Weg führen soll: ein Dichter will werden. Das Schicksal meint es weiter gut mit ihm und schüttelt ihn und gibt ihm harte Kost. Der Krieg geht zu Ende. Die bisherige Heimat ist plötzlich Feindesland. Steine und Knüppel zwischen deutschen und polnischen Jungen tragen den veränderten Verhältnissen Rechnung. Erfahrung fügt sich an Erfahrung und setzt im Unterbewußtsein die Geisterschlacht fort. Zukünftige Werke werden vorweg genommen. 1920 fällt die bitterste Entscheidung. Der Gymnasiast folgt dem Vater nach Stettin. Neue Seelenlage. Die straffere Lernzucht des Marienstiftsgymnasiums und die Absperrung von der Natur in der Großstadt läßt die verlorene Heimat in doppelt warmem Lichte erstrahlen. Heimweh nagt und neidet, Heimweh klärt und steigert. Wo sind geblieben — die Freiheit! die selige Bubenstrolcherei! die charaktervollen Gesichter der mittelalterlichen Städte! die Bauernhöfe der Verwandten! Und immer wieder das Bild der Weichsel! In Schlaf und Wachen zieht an ihm vorüber „die nächtliche Melodramatik der treibenden Flößer mit ihren flackernden Pechlaternen und der galizischen Schwermut ihrer härenen Lieder". Wieder sinkt Stoff in die Tiefe, auch Stoff, der einmal als lyrischer Kristall aufglänzen wird. Beschränkung preßt erhöhtes Freiheitsgefühl nach außen. Ein Aufsatz über Kleists Prinzen von Homburg demaskiert sich als Brandschrift gegen den Kurfürsten. Verbissener Fleiß holt früher Versäumtes nach. Die Prüfungshürde des Abiturums wird glatt genommen. Doch der Universitätsbesuch um einen Sommer verschoben. Dieser Sommer bei Verwandten in Ostpreußen, im Rausch genossene Durchlüftung Leibes und der Seele, steht am Anfang der Dinge, hat persönliches Gesicht, Gesicht der Zukunft: der erste Roman braust auf und hinab in die Feder und wird bei einem „aromatischen Mädel" verlegt. Dann — Kopfsprung! Studium in Greifswald! Philologie!! Aber die regelmäßigen Gärten der sprachvergleichenden Wissenschaft versinken immer aufs neue unter der Gewalt überstürzender „Gedichtkatarakte", bis nach Jahren vergeblichen Ringens die Entscheidung fällt: nicht Lehrer — sondern Dichter heißt die Losung. Und nun beginnt jenes Leben der Hochspannung, das Arnold Krieger mit der Formel belegt: „Unter tausend Atmosphären!" Zunächst noch bei Fortsetzung des Studiums. In Göttingen. Mit höchster Gewissenhaftigkeit Aufbietung aller Kräfte. Doch nicht für ein

Examen. Apoll verlangt den ganzen Menschen und auch eine ganze Wissenschaft. Gleichzeitig beginnt das Ringen des freien Schriftstellers, also eines Menschen, der (nach Hans Hoffmann) „seine Zukunft aufs große Los setzt". Erfolg? Die Schulden wachsen. Ein Redakteur nimmt zwar gern, zahlt aber nicht nur nichts, sondern pumpt zum Ausgleich an. Zeitungsausträgerei erweist sich als wenig lukrativ. Ernste Liebe drängt zur Ehe. Ein Freund wird wahnsinnig. Krieger steht selber davor. Körperlichem Zusammenbruche folgt der seelische, ein Revolver blinkt und — Vater und Mutter stehen in der Tür. Erbgute Natur ringt sich durch. Ehe scheint letztes Heilmittel. Sie wird geschlossen. Ihr Anfang? Das Material des Schöpfungsaktes. Ihr Ende? Student und Frau und Kind „wohnen jahrelang Not" bei den Eltern. Wörtlich schreibt der junge Stürmer und Dränger: „Mein Vater, mit dem ich befreundet bin, half mir bis zum Weißbluten." Jedenfalls nötigt der Einsatz, mit dem die Eltern ihrem Sohn auf seiner steilen Bahn an Abgründen und Lawinen entlang gefolgt sind, höchste Ehrfurcht ab. Der Sieg des Sohnes heute ist daher auch der ihre. Damals allerdings lag alles noch unter Nebelschleiern. Nur Glaube und Treue hielten Schritt und Weg offen und das Ziel fest. Und endlich, endlich, wenn auch vorerst noch langsam, langsam beginnt der Silberstreifen am Horizont zu steigen. Gedichte und Aufsätze finden Eingang bei der großen Presse. Krieger, gehetzt von allen Dämonen, getragen von allen Genien, „arbeitet berserkerhaft". Der „Honoraritätensammler" ist Dichter, nur Dichter und sucht auf alle Fälle Niveau zu halten. „Tausend Atmosphären!" Spannung zwischen Broterwerb und Ideal, zwischen ästhetischer Freiheit und sittlicher Gebundenheit. Tag- und Nachtdienst. Moltkes Wort von dem Arbeiter, der, wenn die 24 Stunden des Tages nicht reichen, die Nacht zu Hilfe nimmt, noch lange hinaus die Lebensregel. Rücksichtslose Selbstausbeutung. Ein einziger Winter und zwei Romane! Verschlossene Tür gegen die Nächsten und wär es ein alter Freund, der weither mit der Bahn kommt. Der Blick ist immer nur auf das eine Ziel gerichtet, auf den großen Wurf, sei es Roman oder Drama, der allein imstande ist, den Menschen und den Dichter von unerhörter Belastung zu befreien und die ihm dargebrachten Opfer zu rechtfertigen. Zuerst scheint der Weg ins Freie über die Bühne zu führen. Stettin bringt „Die Opfernacht" des Zweiundzwanzigjährigen heraus. Achtungserfolg. Presse Berlin leidlich, Stettin minder. Also: Sprung auf, auf! und vorwärts, vorwärts! Allmählich festigt sich der Arbeitsplan. Die Abende bringen bei guter Radiomusik Träume, Einfälle, Geisterbesuch. Erholung und Ablenkung bietet das Eindringen in die Formeln des physikalischen Weltbildes, das den freiwilligen Mönch in der Zelle für versagte Indienreisen durch Fahrten ins Kosmische entschädigt, dem Dichter die Hatz poetischer Bilder wegschwemmt, das Hirn ermüdet und den Schlaf herbeiruft. Die entscheidende Cäsur des Jahrestages fällt in den Sommeraufenthalt bei den Verwandten im Osten. Makrobiotik nicht nach Hufeland, sondern nach Robinson. Dann ein neuer Kampfplatz: Berlin! Letztes fieberndes Rennen. Sechs Romanmanuskripte stauen sich im Schreibtisch. Und da — um die Wende der Jahre 1933 und 34 schlägt die Mitternacht nicht 13, sondern Erfüllung: die Frankfurter Zeitung bringt als Feuilleton-Roman den „Spielraum für Monika", gleichzeitig erscheint „Mann ohne Volk" als Buchveröffentlichung des Volksverbandes der Bücherfreunde Berlin, und sofort tritt in Ernst Rowohlt, Berlin, ein Unternehmer mit Witterung und Wagemut auf den Plan, der dem jungen Autor die Sorge um den Marktverkehr alles dessen abnimmt, was er geschrieben hat und noch schreiben wird. Innerhalb eines Jahres kommt neben den beiden ersten Romanen noch der dritte ebenfalls in diesem Verlage heraus. Es ist „Das Blut der Lysa Gora". Er stellt den Durchbruch endgültig sicher. Der Erfolg ist da. Ein neuer Name hat sich mit neuen Stoffen, neuen Gestalten, neuer Auffassung und neuer Darstellung die Front erobert. Die „Union nationaler Schriftsteller" ernennt ihn zu ihrem Mitgliede. Der Haupt-



Arnold Krieger

schriftleiter Schwarz van Berk erklärt in einem „Offenen Brief" im „Angriff", daß er sich „dem Schaffen des Dichters von nun an verpflichtet fühlt". Die Wirkung auf den deutschen Blätterwald rinnt gleichmäßig wie ein Erdbeben ab. Die Welle fließt über die deutschen Grenzen. Eine Uebersetzung von „Mann ohne Volk" ins Holländische erscheint in Kürze. Mit England, Schweden, Polen und Tschechoslowakei steht der Verlag in Unterhandlung.

Pommern aber, die Jungmanns- und Kampfheimat des Dichters, darf sich glücklich schätzen, zu dem Sturmtrupp zu zählen, der, wie es in der Pommerschen Zeitung und im General-Anzeiger geschah, für den noch gänzlich Unbekannten eintrat.

Mann ohne Volk

Brief an Arnold Krieger von Schwarz van Berk

(Im „Angriff" vom 5. November 1934.)

Sie wissen, was um diese Jahreszeit in einer Schriftleitung los ist. An die hundert und mehr Bücher prasseln jede Woche herein, begleitet von einem Streufeuer der Schriften, Kalender und Bildbücher. Mindestens zwanzig Verleger wollen noch vor Weihnachten dem Publikum mitteilen können, welche Ehrerbietung gerade wir ihren unerwarteten, kühnen, erstmaligen Vorstößen in die entweder nordische oder rassische oder blutbodenschollenatmende Welt zollen, mit denen sie einen neuen Kundenkreis im Dritten Reich zu erschließen hoffen. Mit Tendenz ist nicht gespart worden. Knarsche Kommandoworte schallen durch nur mutige Zeitromane, die Buchseiten blähen sich wie die stolzen Segel eines Schulschiffes, unter dem eine straffe Jugend ihr trutziges Lied mit dem Brausen des Sturmes vermählt . . .

Die Geschwätzigkeit der Buch-Macher liegt wie ein Gallert über dem Büchertisch. Da freuen wir uns der guten Bücher doppelt, mit denen wir kameradschaftlich in die „Woche des Buches" hineingehen. Sie, Arnold Krieger, haben eines davon geschrieben, das uns gerade für diese Woche wichtig genug erscheint, weil Sie darin das Schicksal eines Mannes erzählen, der von den Büchern herkommt und sich zur Tat durchringt.

Sie berichten vom „Mann ohne Volk". Es ist der junge, ehrgeizige Mensch, der im Ausland studierte und als Advokat sein Land auf der Haager Friedenskonferenz vertrat, der nun in seiner Heimat sitzt und auf irgendeine Situation wartet, in der sein Volk ihn, den unvergleichlichen, unersetzbaren Kopf zu Hilfe rufen werde. Er ist von einem fiebrigen Ehrgeiz besessen, unstet, unsicher und voll jenes gefährlichen Ehrgeizes, aus dem mehr Geltungshunger als Dienstbereitschaft spricht. Der Mann ohne Volk, das ist der Mann hinter den Büchern, der Sklave seines Intellekts.

Sie haben, Arnold Krieger, diesen Mann in Hendrik Botha entdeckt, dem Neffen von Ohm Krüger, und Sie haben ihn bei Ausbruch des Burenkrieges den Weg der Kriegsdienstverweigerung, der Drückebergerei aus intellektuellem Eigensinn gehen lassen. Dieser Hendrik Botha bleibt unter einem faulen Vorwand hinten in der Staatsverwaltung, er hofft im geheimen, daß seine düsteren Prophezeiungen eintreffen möchten und man ihn bald als Unterhändler zu den Engländern schicken müsse. Als seine Erwartungen enttäuscht werden, zieht er auf seine Farm hinaus, wo ihn der Krieg nun doch einholt und in die Front reißt.

Dies, Arnold Krieger, ist Ihr Thema, und daß Sie gerade dieses und kein anderes aus dem Geschehen des Burenkrieges herausgriffen — denn den Todesmut der Männer und Knaben unter Gewehr, die Qualen der Frauen und Kinder hinter den hohen Zäunen und in den Regenzelten der Konzentrationslager, hätte man auch an vielen anderen Schicksalen zu schildern vermocht — gerade dies, finde ich, zeichnet Sie aus. Denn Sie haben damit den Mut aufgebracht, gegen eine allgemeine Konjunktur aufzutreten, die aus dem Heldentum eine feste Größe macht, die man bloß ins Treffen zu führen braucht, um damit den zweifelsfrei mutigen, voraussetzungslos kriegerischen Mann schriftstellerisch als eine Art Schönheitsideal für Männlichkeit vorzustellen. Sie haben dagegen zum Vorwurf genommen, was unter den sogenannten Intellektuellen wirklich zu finden ist, und Sie haben an einem Beispiel gezeigt, wie der Mensch mit seinem kleinen Schicksal doch nicht dem großen allgemeinen Schicksal entrinnen kann, das immer ein Volksschicksal ist. Ihr Hendrik Botha wird nicht nur ein Partisan, er wird ein Freischarführer voll Umsicht und Zähigkeit, er wird zum Attentäter noch in der Stunde, als seine Kameraden schon am Verhandlungstisch sitzen.

Das ist wirklich die Geschichte eines Mannes, der unter Opfern zu seinem Volk zurückkehrt, als es diesem Volk am schlechtesten geht. Er verliert alles dabei, Farm, Weib und Kinder und stirbt am Pfahl. Aber eine Schuld ist gesühnt von einem Ausmaß, das kein Opfer groß genug sein kann, sie zu sühnen. Denn es gibt keine größere Schuld als die des denkenden Geistes, der sich seinem Volk versagt.

Otto Voß an Arnold Krieger

Stettin, den 7. Mai 1934.

Sehr verehrter Herr Krieger,

Ihr Burenroman hat mich so tief erschüttert und zugleich um ein so großes dich-

terisches Erlebnis bereichert, daß ich Ihnen meinen Dank und meine Bewunderung übermitteln muß, einzig getrieben von dem Wunsch, Ihnen durch diese spontan lautwerdende „Stimme aus dem Leserkreis" eine Freude zu bereiten. Kritisch, skeptisch, wie immer, wenn es sich um sehr gelobte Kunsterzeugnisse handelt, ging ich an die Lektüre, gewillt, die Nähte an dem Balg aufzuspüren und die Sägespäne bloßzulegen. Mit gewetztem Stift und geputzter Brille setzt der Analytiker sich in Positur. Schon nach wenigen Seiten, mein Verehrter, legte ich den Stift beiseite. Und die Brille mußte noch oft gewischt werden im Laufe der herzumwendenden Historie.

Verzeihen Sie, wenn ich als alter Schulmeister das „Disponieren" nicht lassen kann: Komposition, Umweltschilderung, Menschenprägung, Sprache, Gedankliches, Gesamtstimmung.

Ich bin Lyriker. Eine Novelle ist das Höchste, wozu die Sicht und der Atem reicht. So stehe ich eigentlich schon vor jedem Roman wie vor etwas Unbegreiflichem. Und nun solch ein gewaltiges Unternehmen — angelegt, unterbaut, durchgeführt, aus zahllosen Einzeleingebungen gespeist, um Peripetieen und retardierende Momente gestuft, immer wieder am Dauerbrand der Werkbegeisterung entzündet, fortgerissen und vollendet bis zur unabwendbaren Schicksalserfüllung — und das Allgemeine versinnbart und ganz vermenschlicht am Besonderen, am Parallelablauf der Hendrik-Sannah-Tragödie — und beides, Allgemeines und Besonderes, verflochten in Gegensatz und Vereinigung, in Widerspruch, Wechsel und Gemeinsamkeit, folgerichtig, notwendig, unentrinnbar — welch ein Wunderbau voll Kraft, Größe und Geschlossenheit!

Und dies ist fast noch rätselhafter: Ich höre, Sie seien knapp 30. Also können Sie nicht mehr Frontkämpfer sein! Herr, wie ist denn das menschenmöglich, daß Sie trotzdem diese unerhörte Kenntnis des Krieges haben? In grauenvollen Einzelheiten sowohl wie in Generalstabsangelegenheiten! Diese Schau, diese Einfühlung, dies nachtwandlerische Dabeigewesensein! Und welch ungeheure Arbeitsleistung, durch Studium einzudringen in eine zeitlich, räumlich und völkisch ferne Welt! Bis zur unbeschränkten Beherrschung ihrer geschichtlichen, geographischen, kulturellen und völkerpsychologischen Gegebenheiten! Welch verzichtvolle Prüfungszeit für das schöpferische Genie, zu lesen, zu lernen, zu empfangen und anzueignen, wenn schon das andre Ich, das produktive, bersten will vor Ungeduld nach Gestaltung und Entladung! —

Die Charakteristik Hendriks und Sannahs ist meisterlich. Der Zerdenker und Zerdeuter, dem selbst in den Sturm der Leidenschaft noch das zweite Gesicht hineingrinst — und die wundervolle Eindeutigkeit, die naturnahe Ganzheit und Gefühlstreue des liebenden Weibes.

Die Sprache ist ein Labsal unkonventioneller Bilder- und Wortprägung. Ganz unverbraucht und neu und eigen, dinghaft sinnlich und im immanenten Rhythmus dem drängenden Gang der Geschehnisse angepaßt, in lyrischen Partieen voll verseelter Süße, und ebensofern der ciceronianischen Bandwurmperiode wie dem „steilenden" Dadaistenkrampf.

Erstaunlich wiederum die denkerische Verarbeitung der großen Probleme. Tief und wesenhaft bedingt tun die ewigen Zwiespalte des Lebens sich auf: Krieg und Frieden, Individuum und Gesamtheit, Staat und Volk, Gewalt und Recht, Geist und Blut. Besonders erregend die Transparenz des Bühnenbildes, ich meine das Mitschwingen und Durchschimmern deutscher Gegenwart und jüngster Vergangenheit. Und der Verfasser 30 Jahre?!?!

Und das Martyrium, das versteinernde Leid, die tödliche Qual einer 500 Seiten füllenden Heimsuchung, daran schon der Zuschauer vergeht, wie vermag eine Seele die Kraft aufzubringen, das alles als ihr Geschöpf zu hegen, mit ihrem Blut zu speisen, ihm lebendige Gestalt zu geben, ohne die Geburt mit dem eigenen Fortbestand zu bezahlen! Oder anders: Was muß der Schöpfer selbst gelitten haben, daß er einer so ungeheuren „Abreaktion" bedurfte, von der eigenen Schmerzenslast zu genesen!

Ich erfülle eine tiefempfundene Pflicht, Verehrtester, wenn ich Ihnen — vermutlich als einer von vielen — sage, welch wahrhafter Dichter Sie sind. In beiden künstlerischen Potenzen: in der magischen Besessenheit sowohl wie in der Handwerkstreue. Und wenn auch einem Könner wie Ihnen seelische Tiefstände nicht gänzlich erspart sein sollten, und wenn dieser Psalm Ihnen eine einzige Stunde solchen Zweifels erleichtern kann, dann wird, des bin ich frohgewiß, dieser Brief dereinst bei der großen Abrechnung in die Wagschale meiner guten, verdienstlichen Taten zu legen sein. Ich grüße und beglückwünsche Sie aufrichtig und neidlos. Mißgunst zerfrißt mich nur, wenn ich Stümper erfolgreich sehe. Dem Verdienst zu opfern ist so beglückend wie der Wahrheit zu dienen, die ein Wissender uns schenkt. Am meisten dann, wenn sie verboten werden muß.

Wenn ich mit Monika fertig bin, hören Sie vielleicht wieder von mir.

Sie zu besuchen kann ich mich nicht entschließen. Gesundheitliche Hemmung macht mich leider ungesellig. Auch würde ich Ihnen nie sagen können, was ich Ihnen zu schreiben vermag.

Meine Liebe wächst im Quadrat räumlicher Entfernung. Ich denke, Sie erkennen aus Vorstehendem, daß der Name Krieger fortan zum Bestande meiner Geisteswelt gehört.

In diesem Sinne bin ich
mit deutschem Gruß
Ihr Ihnen treulich ergebener
Otto Voß.

Stettin, den 30. Mai 1934.

Lieber und verehrter Arnold Krieger,
sehr bewunderter Mensch und Dichter!

Es ist zum Tollwerden, was für ein Verführer und Seelenfänger und Brandstifter Sie sind. Diesmal wollt ich aber nun wirklich zünftig lesen. Wenn auch nicht mehr skeptisch-kritisch — das hat mir Ihr Hendrik Botha gründlich ausgetrieben — so wollte ich doch handwerksbrüderlich verständnisvoll das Monikabuch ausweiden, die Kunst eines Könners schlürfen, mit innerem haha und hm hm formale und technische Feinheiten auf die Zunge nehmen wie die Rosinen aus dem Weihnachtsstollen. Ja Kuchen! Wieder hat es mich gepackt und hingerissen, das rein Inhaltliche, der unerhörte Reichtum des Werkstoffes, die Handlung, das Leben! Dies aus dem Vollen geschöpfte Such is life, c'est la vie, questa e la vita!

Uferlose Erfahrung (eines angeblichen „Anachoreten"!!?), hellsichtige Herzenskenntnis, Vertrautheit mit allen Allzumenschlichkeiten legen den Grund. Alle Klangstufen schöpferischer Heiterkeit vom lächelnden Humor über das schmale Grienen der Ironie bis zum Gelächter der Satire umflügeln das fortschreitende Werk. Und wie holde Begleitstimme tönt das Lieblichste hindurch, was ein musizierender Dichter auf seiner Klampfe hat: Güte!

Wohlan, die Parade hebt an. Monika trete vor. Sie haben es verstanden, mit ausgeglichener Licht- und Schattenverteilung — halt, stopp! Der Ausdruck führt irre. Sie verspritzen keine Moralinsäure. Sie enthalten sich der Wertung. Sie verschwinden hinter den Erscheinungen. Die Kunst „soll" ja nicht. Weder dies noch das. Am allerwenigsten mit erhobenem Zeigefinger sich erziehlich gebärden! Deshalb verleibhaftigen Sie kein Idol, sondern spiegeln das liebe, leidige So-sein des herrlichen, heillosen Lebens. Freilich nicht im Flachspiegel eines platten Duplikats, sondern im Brennspiegel gesammelter Wesenheit. Und so haben Sie es vollbracht, das Phänomen Monika derart zu veranschaulichen, daß kein nach Maß und Zuschnitt gefertigtes Gebilde, sondern ein springlebendiger, blutvoller, ganz und gar glaubhafter Mensch daraus wurde. Wie haben Sie das gemacht?

Die Behütete bricht aus, sie flieht aus der heimischen Bewahranstalt, sie will die Menschwerdung erleben. Plausibel, sehr plausibel! — Mutterschaft? Später vielleicht. Erst sich selbst vollenden. Es tut ihr not, bitter not. Sie ist ja ein Knäuel von Widerspruch, Aufruhr, Zwiespalt. Nun, Meister Dichter, zeig deine Kunst! Zeig, was die Sucherin — meinetwegen bewußtseinsuntergründig — mit der erstrebten Erfüllung meint! Herrlich, schon auf der Hagener Bahnfahrt geht's los. S. 59: „So steht das große Kind neben dem kleinen usw. . . ." 114/15: „Um wieviel schöner müßt es sein, selber ein Kind zu haben . . ." 142: Freund Griepentrogs Diagnose: „Wille und Wunsch ist immer noch zweierlei, und was sie nicht will, das wünscht sie vielleicht im Tiefsten". 146: Mutter Jasmund: „Jung wollte sie bleiben, nur jung. Jetzt seht ihr, was daraus geworden ist." 182: die Wirkung von Victorias Kinderschulbericht. 221/22: die Vision der Universitätsklinik. 242: „Magst du eigentlich kleine Kinder?" Und dann zum Schluß das große Finden und Zielerreichen! O du Versteckspieler und Fädchenleger, das hast du glänzend gemacht. Die Flucht vor der Berufung in die Berufung. Der Kreislauf von sich selber zu sich selber. Prachtvoll formuliert, geradezu epigrammatisch geprägt 142: „Diese scheinbare Unnatur ist nur das protestierende Kehrbild einer hochpotenten Vollnatur." Also Monika steht auf beiden Füßen.

Nicht minder die anderen. Der liebenswerte Richard, die sympathischste Figur des Buches, vergeistigte Mannheit, zart und fest zugleich, Logiker des Denkens, scheiternd an der Unlogik des Herzens, ewiges Opfer der Ratio gegenüber dem Unberechenbaren.

Dann die karitativen Animiermädchen. Jede eine Ganzheit; hingestrichelt, hingemeißelt, hingehauen. Fabelhaft! — Die mondäne Nonne, mit allen Wässern gewaschen, frech, wissend, zielstrebend-eindeutig, sexappealbewußtes Weibchen ohne Hemmung. — Die Toggenburgerin Franziska, die liebeskranke „Freundin", das arme Hascherl! Wie gütig und dezent vom Dichter gezeichnet! Sehr rührend, sehr ergreifend, die Tragödie des vertauschten Eros. — Die horizontale Emma, die schlafäugige Puppe. — Die gliederverrenkende Edda, stets im Halbprofil gruppiert, in der Diagonale ihrer beiden Kümmernisse. — Die treuäugige, edelschlanke Victoria, wie klar und sauber, selbstlos und gütereich! Ein rechter Mensch trotz Gretchenzöpfen und Hinterkopfscheitel, Stilkleid und Sandalen. —

Und Schoch, die einzige nur schwarz gepinselte, ausschließlich auf Schuft angelegte Gestalt. Aber auch er noch fast bestaunenswert

in der folgerechten Beherrschung seines schweinehündischen Gewerbes. — Die Schochsche Ehe! Himmlischer Vater! Und alles ruft mit lautem Schall: Wat giwwt dat all! Wat giwwt dat all! — Mutter Schoch, die dreimal frühstückende Pythia — „Pythiesse" wollte ich sagen — mit dem Hohlmassiv über der ausquellenden Wamme. —

John, schicksalhaft beschattet, mißhandelter, geschändeter Genius, nur einmal auftauchend aus umschleiertem Hintergrund; Zaungast des Glücks, ekstatisch berauscht von den Almosen imaginären Erlebens. — Ambrosius, Donjuan aus liebeskünstlerischer Leidenschaft, l'art pour l'art-Jäger, Verführer um des Sieges, nicht des Genusses willen, Sportsmann der Erotik sozusagen, höchsten Einsatz nicht scheuend, wenn es gilt, ein großes Spiel zu gewinnen. —

Blutvolle Geschöpfe miteinander! Geschöpfe? Ausgeburten dichterischer Potenz? Oder Abbilder geschauter Originale? Intelligible Menagerie oder abgefangene Beute eines in allen Zirkeln und Zonen der Wirklichkeit Bewanderten? Ich ahne es nicht. Werkstattgeheimnis. Schöpfungsrätsel.

Doch endlich ein Wort über das sprachliche Gewand. Das Schrifttum der letzten zwanzig Jahre ist nicht arm an geschickten Technikern der Wort- und Satzbehandlung; an Schaumschlägern und Seifenbläsern sowohl wie an solchen, die aus ursprünglicher Sprachbesinnung um neue Ausdrucks- und Wirkungsmöglichkeiten ringen. Aber immer ist Gefahr, daß man verstimmende Absicht merkt, daß Kunst in Künstelei entartet und Könnerschaft in Virtuosität, Routine, Manier. Doch Ihre Stilkunst ist sublimste Natürlichkeit, Widerspiel und Spiegelbild einer nie ermüdenden Kraft und Frische der Schau, eine immer wach und rege gehaltene optische Sprungbereitschaft, als gehe es darum, alle Dinge der Welt erstmalig zu entdecken, zu benennen und in Beziehung zu setzen. Morgenfrühe, Entstaubtheit, Unerstarrtheit ist in dieser Sprache, dazu eine Treffsicherheit und Wirklichkeitsnähe in der Bildwahl und Wortfindung, daß man nicht weiß, was inniger beglückt: der überwältigende Zustrom der Vergleiche, die spielerische, aller Arbeitsschwere befreite Gefügigkeit der Formung, die blitzlichthafte Kürze und dennoch assoziationenschwangere Prägnanz d. h. Trächtigkeit des Ausdrucks, oder der herrlich-kämpferische Trotz, Stolz und Aufruhr, dieser leidenschaftliche Wille, ausgefahrene Geleise um jeden Preis zu meiden und sich nicht gemein zu machen mit den literarischen Strümpfestrickern und Leinewebern, die ihr Garn brav vom gleichen Knäuel spinnen. Ach Gott, ach Gott, was ist das für eine verrutschte Bildreihe geworden! Beinahe wie der Zahn der Zeit, der schon manche Träne trocknete und auch über diese Wunde Gras wachsen läßt! Aber Sie verstehen schon: ich meine die vibrierende Unruhe und prickelnde Bewegtheit Ihrer Rede, das wundervoll rebellische Bestreben, den büldungssatten, gewohnheitsseligen Leser nicht immer bloß zu befriedigen, sondern auch zu frozzeln. Und ginge es auch nur darum, statt eines Fünkchens lieber ein Glitzchen Hoffnung aufglimmen oder den süßholzmahlenden Chef um die Gretchenkränze gockeln zu lassen. Da belästigt ein hübsch ondulierter Gebirgssee die Wand — über die Scheidenden am anfahrenden Zuge streift der Zugwind des Schicksals — da kommt der Schlaf wie langsamer Sturz mit einem haltlosen Fahrstuhl in ein wattiges Schwarz — durch das Getück verzahnter Nebensätze und verbogener Einschaltungen ringt die Sprecherin sich vorwärts — der Blick stockt und gerinnt um eine Briefstelle — und das Herz, das bleierne Herz wird eine rosa Flocke.

Genug, genug. Dieser Briefbogen bleibt der letzte.

Das Ethos Ihres Burenbuches überflammt auch die Widersacher. Mir ist nicht bang um seinen Siegeszug. Monika wird's schwerer haben. Die Gerechten werden lästern und die Vernünftler zürnend fragen: „Was lernen wir daraus? Wo bleibt die Lehr- und Nutzanwendung der lockeren Probelektion??"

Was werden Sie erwidern, Meister Arnold? Wie wollen Sie einen Leitsatz filtern aus einer Dichtung, in deren Mitte ein — nun ja, es läßt sich nicht verschweigen — ein ehebrechendes Weibchen steht?

Abschreckung? — Sühne? — Besserung? —

Nehmen Sie Rat an, lieber Freund! Geben Sie weiblichen Tadlern im voraus Recht! Sie vertragen es nicht, daß eine ihrer Schwestern so glimpflich davonkommt. Sie vertrügen es ebensowenig, wenn der unversöhnte Gatte sie verstieße. — Männlichen Fragern aber antworten Sie mit dem Sang des Türmers aus Emil von Schoenaich-Carolaths „Fatthume":

Ihr Schläfer! Wollt ihr meiden Schmerz und Spott,
so bindet eure Stuten an —
erst dann
befehlt sie Gott. — —

Noch immer sahen wir uns nicht von Angesicht. Noch immer blieb solch feierlicher Augenblick männlicher Rührung ungenossen. Und dennoch grüße ich Sie

„wie Sie ihn kennen"

als Ihr getreuer

Otto Voß.

Das Blut der Lysa Gora

Wer nach dem heldischen Epos „Mann ohne Volk“ und der Gesellschaftssatire „Spielraum für Monika“ glaubte, in diesem Gegensatz die dichterischen Möglichkeiten des Verfassers abgeschritten zu haben, wird durch die neue Erscheinung eines andern belehrt: Lysa Gora ist weder eine Nachschrift des ersten noch des zweiten Buches. Sich gleichgeblieben ist nur der im Gespräch knappe und sachliche und im Bilde neuwertige Stil. Gleich auch der Reichtum an Ideen. Sonst aber wirkt die Darstellung hier mit der Kraft einer vollständigen Ueberraschung. Bei aller Schlagkraft im einzelnen doch ein allmähliches Aufrollen und Abrollen aller Vorgänge in die Tiefe und in die Breite, eine wahrhaft epische Gelassenheit der Vorbereitung und Entfaltung, ohne daß die Breite zur ermüdenden Länge, die Tiefe zu stillstehender Betrachtung würde. Die Schilderung des gemeinsamen Festes der Deutschen und Polen im „Adler“ ist das geglückteste Beispiel für diese Kunst, die ein Stück Leben im Rahmen des Ganzen mit immer neuen und kraftvollen Einzelzügen unerbittlich bis zur letzten Entladung spannt. Einzelne Tupfer abgerechnet, kein Naturalismus. Nur das Gesetz einer ästhetisch geschauten Wirklichkeit. Solche Wiedergabe des Lebens ist in diesem Roman notwendig, da es sich hier nicht um ein Spiel führender Kreise, überhaupt nicht in erster Linie um Vertreter der „Gesellschaft“ handelt; hier kommt vielmehr das Volk zu Wort, Gebildete und Ungebildete, die Mitte zwischen Dorf und Kleinstadt. Im Vordergrunde das Handwerk. Arnold Krieger auch in diesem Werk ein Neuer. Den Gewordenen hat der Werdende schon wieder überwunden. In einem Selbstbericht sagt er daher mit Recht: „In jedem Roman, in jeder Novelle, in jeder Studie waltet eine andere Atmosphäre. Das Leben ist unausschöpflich.“

„Das Blut der Lysa Gora“ beschwört die Zeit unmittelbar vor dem Weltkrieg. Spiel und Schauplatz: Provinz Posen nahe der russischen Grenze, deutsche Minderheit unter polnischer Bevölkerung. Der Titel bezieht sich auf das Waldgebirge Lysa Gora bei Kielce. Während aber die polnische Sage nur den Berg der polnischen Erhebung kennt, den Ableger des Kyffhäuser, wo das Geisterheer auf den Tag wartet, da es hervorbricht und die fremden Eroberer verjagt, greift Arnold Krieger den Grundgedanken selbständig auf, entkleidet ihn seiner Einseitigkeit und dreht das Gesicht der Sage in eine gänzlich andre Himmelsrichtung. Der Pole Jablonski erzählt von dem Kampf seines Großvaters bei dem letzten Aufstand gegen die Russen. Eine kleine Gruppe Freischärler wird bis zum letzten Mann in den Schluchten der Lysa Gora aufgerieben. Ungeheure Uebermacht der Russen, Wunder der Tapferkeit auf polnischer Seite. Der Erzähler glaubt daher auch an den Sieg seiner Landsleute, wenn es zum Kampf gegen die Deutschen kommen sollte. Die deutsche Minderheit ist es nun, die am Schluß des Romans einen Ueberfall auf die Polen unternimmt. Als der Vorstoß auf der Höhe der Entscheidung steht, bricht der Weltkrieg aus und bringt die Gegner zur Besinnung: Polen und Deutsche haben im Osten gegen den gemeinsamen Feind, den Russen, eine gemeinsame Heimat zu verteidigen. Der Weltkrieg rollt. Und als Mackensen bei Kielce gegen die Russen vorgeht, trinkt das Waldgebirge Lysa Gora auch das Blut des Freundes und vorübergehenden Gegners von Jablonski, des deutschen Schmiedemeisters Scholbe. Blut zweier Völker mischt sich auf dem Waldgebirge. Gleiches Opfer schafft gleiches Recht. Somit wird die Lysa Gora bei Arnold Krieger ein geistiges Mahnmal gemeinsamer Heimat, Wahrzeichen einer Brudervorstellung, die ihr verklärend aufklärendes Wort auch in die Aussprache unserer Gegenwart strahlt.

Der Roman zeigt nun den Weg bis zur Höhe dieses Gedankens. Polen und Deutsche beide im Grenzland, beide umspült vom Grenzerschicksal. Politischer Zwang und wirtschaftliche Notwendigkeit verdecken die geheime Kampfstellung. Ein Teil der Deutschen leider weniger national bewußt, mehr — auch um des Broterwerbs willen — zur Versöhnung geneigt. Andere wieder um so lauter auftrumpfend. Nur wenige von ausgeglichener Haltung. Das Ganze kein gut gestimmtes Orchester. Wie politisch so kirchlich. Seltsame Mischung: Stärke und Schwäche, Duldsamkeit und übereilte Angriffslust. Keine kraftvolle Regierung, keine zielstrebige Ansiedlungstätigkeit. Fehlende oder schwache Führung. Demgegenüber das Polentum ein geschlossener Block, Adel und Geistlichkeit Hand in Hand. Der letzte gemeine Mann hinter einem klar, stolz und still sich entfaltenden Vorgehen. Diese Gegensätze hat der Dichter in prachtvoll gerundete Persönlichkeiten gemeißelt. Der kränkelnde protestantische Geistliche, der jede Entscheidung zu umgehen sucht, und der schlagfertig und spitzfindig jeder Lage gewachsene katholische Pfarrer — dann die beiden wie heiß und lau auseinanderfallenden evangelischen Lehrer — der gutmütig polternde, aber durch unterirdische Gewalten bedrohte Scholbe, ein deutscher Soldat und Schmied, wie er nicht bloß in diesem Buch steht, und sein vermeintlicher Gegenspieler um die Geliebte, der anständige und liebenswürdig geglättete Pole Jablonski — die beiden Gastwirte am Ort, der Jude Beigel, bei dem der deutsche Verein tagt, und Krüger, der sich seiner polnischen

Kundschaft zuliebe in einen Kryger umgetauft hat — Hedwig, Scholbes Frau, die selbstsicher und tapfer ihren Weg mit festem sittlichem Takte geht, und Marinna, ein gefallenes polnisches Mädchen, das in einem Gemisch frommer und sinnlicher Triebkraft pflanzenhaft unbekümmert blüht. Dazu die Randfiguren: hier die Tragödie einer Mischehe mit dem Durcheinander katholischer und protestantischer Kinder, dort das Nebenspiel eines gleichgültigen deutschen Arztes, eines opferfreudigen polnischen Rittergutsbesitzers und einer städtischen deutschen Familie ohne Artgefühl. Dieser Reichtum von Gestalten ist mit ästhetischer Gerechtigkeit aus beiden Lagern aneinandergereiht. Des Dichters Deutschtum steht nie in Frage; doch seine künstlerische Einsicht sieht Dinge und Personen stets mit beidseitig abwägender und unerbittlicher Schärfe. Polen und Deutsche sind Gegner, aber menschlich mit gleicher Würde von ihrem Schöpfer ausgestattet. Wirklichkeit und Wahrheit bleiben Geschwister.

Dann und wann spurt dieser breite Kulturhintergrund auf einen Gleichlauf der Hauptwege ab. Der Heimat- und Grenzlandroman wird zum leidenschaftlichsten Eifersuchtsdrama. Meister Scholbe, der Hüne, leidet unter den Folgen eines Sturzes aus seiner Soldatenzeit, Wahnvorstellungen peinigen ihn, Aehnlichkeit zwischen seinem Jungen und dem „Onkel" Jablonski narrt ihn, und er verfällt schließlich angezornter Stimmung dem Naturreiz der Marinna. Auf Tod und Leben stehen die Männer einander bei dem Anschlag der Deutschen auf das polnische Gut gegenüber, — da ist es auch hier der ausbrechende Weltkrieg, der Einkehr und Umkehr bringt. Scholbe eilt an die Front und fällt auf der Lysa Gora. Seine Frau bleibt Witwe. Jablonski heiratet in der Ferne.

Alle diese Schicksale, Geschehnisse, Gegensätze und Personen werden aber nicht nur durch die Gleichschaltung zur Heimat höher eingestuft; der Roman lebt und atmet in einem ganz besonderen Sinne von der Arbeit. Man könnte ihn ein Hoheslied auf die werkende und wirkende Hand nennen, wenn der Name nicht zu lyrisch säuselte und daher der Strenge und Sachlichkeit dieser Erzählung widerspräche. Krieger sagt einmal von sich selber: „Alles Schauen ist für mich zugleich ein Lernen. Ich lerne weit umher. Das Leben liefert unzählige Anlässe. In allen meinen Dichtungen nimmt das Wesentlichste der Gestalten den Hauptraum ein, und das ist meist ihre nackte Arbeit." Nackte Arbeit, Arbeit an sich. Immerhin — im modernen Sinne genommen — als Teil eines Kunstwerkes noch anderes und mehr. Nicht bloßer Gegenstand der Darstellung wie etwa in „Soll und Haben", wo Gustav Freytag das deutsche Volk bei der Arbeit aufsuchte. Näher bringt uns schon Höffners „O du Heimatflur!" und Mechows „Ländliches Jahr". Doch immer noch sind Natur, Handlung und Arbeit getrennte Dinge. Hier ist mehr. Ist Einheit der Teile. Arbeit als Mittel der Selbstdarstellung, der tiefst seelischen Offenbarung, Arbeit als vornehmste Trägerin jedes Geschehens. Also beherrschender Stil in höchstem Sinne.

Arbeitend wird gedacht, gesprochen, geliebt, gehaßt, gekämpft. Rhythmus der Hand und Takt der Seele rinnen in eins. Am eingehendsten von Krieger durchgeführt, wenn Meister Scholbe die Schmiede betritt. Welche Beherrschung des Sachlichen und Werklichen bis ins Letzte hinein! Konnte das überhaupt jemand schreiben, der nicht seinen Schmiedemeister vor einer Fachschaft hingelegt hat! Und wie bei Scholbe ist's bei der Marinna. Ob sie die Kirche reinigt, oder ob sie Beeren und Kräuter im Walde sucht, — der Mensch wird durch einfachstes Tun eine persönliche Schicksalswelle, aber auch eine Kulturwelle, die mit jedem Handschlag hundertfache Beziehung zu den Dingen um sie her schafft, zu den Fäden der Erzählung, zu dem Wissen ihrer Vordern. Arbeit ist der Raum, darin Mensch und Ding erst Wesen und wesentlich werden. Der Roman beginnt und schließt mit der wörtlich gleichen Arbeitsszene. So ist das Buch von der Lysa Gora vor allem ein Ehrenmal des Handwerks. Nicht bloß für den Schmied und seine Verwandten. Handwerker überhaupt sollten es als Sonntagsbuch wählen und dadurch wieder zu Lesern werden, die über den Alltag hinaus wachsen — hinein in das nationale Evangelium der werkenden Hand.

Der Deutsche schlechthin könnte in dem Buche die Siegessicherheit des ewigen Deutschen gewinnen. Jede Scholle, die Blut trank, ist ja Lysa Gora, ist Heimat und Zukunftsraum, Kyffhäuser und Brudermal. Das Buch entstand in vergangenen Tagen. Die politische Konstellation des Ostens aber steht gegenwärtig in seinem Zeichen. H. P.

Drei Gedichte von Arnold Krieger

Diese drei tiefwühlenden Bekenntnisse — der Zweizeiler als das Soll und Haben zweier aufsteigenden Schicksale, der Dreizeiler mit einer die Harmonie sprengenden reimlosen Mittelzeile als Glück und Tragik des Schaffenden, der liedartige, mild verzichtende Vierzeiler, alle drei ein Nichts an billiger Schönheit und ein Alles an Knappheit und Charakteristik — erscheinen hier zum erstenmal im Druck, eine Lebensbeichte, der am Schlusse dieser vielfältigen Betrachtung die Stätte bereitet sein dürfte, wo ihre Sprache selbstverständlicher Ausklang wird: Welterlösung als Weltdarstellung — bis an den Tod.

An meinen Vater

Ich liebe dich. Und bist nicht meiner Art.
Du bist nicht gröber, aber anders zart.

Du atmest flach im dunkeltiefen Raum,
und meine jachen Himmel siehst du kaum.

Ob ich auch oft den freien Weg dir wies,
du bleibst der Weisere, noch im Verlies.

Verlassen hab ich lang den milden Ruf
des Vaters – und des, der den Vater schuf.

Die Pflicht umquält dein Haupt; du bist gekrönt,
du Schmerzlicher, und mit dem Sohn versöhnt,

der in dem Rausch erfüllter Wogen treibt,
den Bogen der Unendlichkeit beschreibt.

Gier jagt von Werk zu Werk, fruchtbare Gier.
Er überzeugt die Welt, zeugt er von dir.

Abschied vom Königsee

Der Schönheit Schauer
in brandigen Jagden
mischt sich der Trauer.

Rot aufgetürmt,
marmorne Klippe,
kein Föhn sie stürmt.

Dort graut der Fels.
Es grünt das Wasser
im Schwang des Ritornells.

Dort steht mein Thron,
in felsener Scharte.
Die Niederung ruft mich schon.

Ich war ein Prasser.
Es bleibt das Königsweh.
Leb wohl, du Sommerschnee.

Gehörnter Watzmann, Jägersteige
zur Gotzenalp.
Ich geh zur Neige.

Geliebte Wildnis.
Ich kehr ins Flache heim.
Bleib mir, zerklüftet Bildnis!

Tränen, benetzt die Haut!
Soll ich in Leid erstarren,
daß es die Felsen graut?

Tief drunten die Kapelle
Bartholomä.
Da springt und stürzt die Quelle:
Königsweh!

Ausblick

Daß ich ihr ganz
zuteil einst werde,
gönnt mir den Glanz
des Himmels die Erde.

Läßt mich im Licht
heut noch frohlocken,
eh aufs Gesicht
stürzen die Brocken.

Erde und Tod,
unhold gegattet.
Abendrot
den Tag bestattet.

Blüht noch mein Blut,
einmal zerfällt es.
Was mein Haupt auch lud,
einmal zerschellt es.

Mein Lied ergraut,
weh, letzte Silbe.
Was küßt die Haut,
daß sie vergilbe?

Aufsteigt das Kinn,
es sinkt die Schläfe.
Lang zielt Er hin,
daß Er recht mich träfe.

Heimatschutzfragen

Von Martin Keepel

2. Von Ehrenmälern und Freiluftmuseen.

In einer großen Stadt unseres Heimatlandes, so berichtete kürzlich eine Tageszeitung, sei die Errichtung eines Ehrenmals aus Findlingen geplant. Jede Gemeinde solle einen Findling liefern, der dann den Namen der Gemeinde tragen werde usw.

Dazu ist nun mancherlei zu sagen:

Zunächst einmal wird jeder Heimatfreund wünschen, daß die in Pommern noch vorhandenen Findlinge, soweit es sich um ansehnliche Einzelsteine handelt, geschont werden; denn sie sind Denkmale erdgeschichtlichen Geschehens (Naturdenkmäler) und unterstehen staatlicher Fürsorge. Das gleiche gilt für Blockpackungen, für Blockansammlungen in Bachläufen u. a. m., für Naturgegebenheiten, die zum wertvollsten Inventar im Heimatbilde gehören.

Aber, wird man sagen, für eine so wichtige Sache, zur Ehrung unserer gefallenen Helden des Weltkrieges, dürfte doch kein Opfer zu groß sein . . .

Nun, entgegne ich, Findlinge, Blockpackungen sind bei besonders markanter Gestaltung in unserer Landschaft zwar etwas Einmaliges, Unersetzliches (der abgeholzte Wald wächst wieder, der Block nicht), aber ich will das Opfer bringen, wenn das, was neu von Menschenhand entsteht, wieder etwas Einmaliges, ganz Großes, Ueberragendes wird.

Mit dieser Einmaligkeit aber hapert es schon von vornherein; denn der Gedanke, Findlinge als „Vertreter" einzelner Gemeinden mit Inschrift versehen, zu einem Male zusammenzufügen, ist nicht neu und ist bereits wiederholt in die Tat umgesetzt worden. Wiederholungen aber haben nie etwas Großes an sich; denn sie zeugen von Gedankenarmut. Daran ändert auch nichts, wie man das so bereits vorweg gegebene, unbehauene und damit naturhaft rohe Material verwendet und welche Gestalt man dem Ganzen gibt. Diese Gestaltungen werden stets etwas Unkünstlerisches, Geringwertiges an sich haben; denn der schöpferisch gestaltende Künstler ist ja nicht mehr frei; er ist gebunden an einen unhandlichen Baustoff und an eine Idee und mancherlei Rücksichten, die sich wie eine Zwangsjacke für ihn auswirken und ihn nicht zur freien Entfaltung seiner Kräfte kommen lassen.

Aber man könnte die Steine ja zu Quadern behauen! wird man sagen. Nach meinem Gefühl verliert der Stein dann aber das Bodenständige. Er ist nur noch ein behauener Stein, könnte aus irgend einem Gebirgssteinbruch bezogen werden, und man brauchte unsere Blöcke nicht zu opfern.

Und man könnte ja die Steine in ein aus anderem oder doch behauenem Material von Künstlerhand gestaltetes Bauwerk einfügen! — Wie aber paßt das Naturkind in solche Gesellschaft? Wird das nicht eine Geschmacklosigkeit werden?

Man mag die Sache drehen und wenden, wie man will: immer regt sich der Widerspruch; immer zeigen sich Unmöglichkeiten geschmacklicher, ja technischer Art. Und immer stellt sich der Gedanke ein: gibt es denn keine andern Möglichkeiten!

Um so mehr, als die ganze Idee doch nur die Ausgeburt einer gewissen Romantik ist, die man eigentlich dieser Zeit nicht zutrauen sollte. Schließlich sollte man sich auch sagen, daß es leicht vorkommen kann, daß eine Gemeinde, die auf ihrer Flur keinen geeigneten Stein findet, zu dem 1 m von ihrer Grenze entfernt gelegenen Block einer Nachbargemeinde greift! Mit heimlichem Einverständnis und ihn als Stein ihres Heimatbodens . . . Damit aber fällt die ganze Idee! Sie



Ein gut gewählter Platz und eine spielerische Anlage mit billiger Romantik, unwürdig des tiefen Erlebens und der namenlosen Blutopfer des Weltkrieges.

Aufn. Dr. Otto Wegner, Stettin



Aufn. Dr. Otto Wegner, Stettin

Das Gegenbeispiel: Zu ergreifender Wucht gesteigerte Darstellung des heldischen Sterbens! Tiefe Auffassung und künstlerische Lösung einer Aufgabe.

fällt mit einer einzigen Mogelei und wird zur Lächerlichkeit! Und dazu sollten wir unsere Naturdenkmäler hergeben?

Romantik! Man traut sie immer nur dem Heimatschutz zu. Er aber ist es, der sie ablehnt. Er fordert: man lasse den Künstler frei schalten und gestalten! Nur dann kann etwas Rechtes werden. Man stelle die Kunst des Dritten Reiches vor eine große Aufgabe und beschwere sie nicht mit abgegriffenen Plänen aus vergangenen Tagen der Hilflosigkeit.

Aber Kritik sei leicht, sei unfruchtbar, sei das bewußte Meckern . . . Bitte, meine Herrschaften! Hier wird nicht bloß kritisiert, hier wird auch ein Weg gewiesen, der Weg über die Kunst. Und mehr noch! Muß denn schon jede Gemeinde etwas zu dem Bauwerk liefern, dann ergeben sich doch, immer die freie Planung eines Künstlers *vorausgesetzt*, Möglichkeiten, die um vieles besser sind. Kann es nicht ein Ziegel größeren Formates sein mit dem eingebrannten Namen der Gemeinde, ein Namensfries, dessen Teile zu stiften wären, Produkte der Ziegelindustrie, der Keramik, die im einzelnen Gaben der Gemeinden sein könnten! Hätte nicht die Industrie den Vorteil davon? Würde nicht aufgebaut statt zerstört?

An minderwertigen, gedankenarmen Ehrenmälern stehen genug im Lande, und sie sind häufiger in Pommern als anderswo. Wir sollten uns hüten, ihre Zahl um eines noch zu vermehren!

* * *

Vor nicht allzulanger Zeit ward in Stettin die Frage des „Freiluftmuseums" wieder einmal in der Oeffentlichkeit erörtert. Einem Vortrag von sachkundiger Seite folgte eine Ablehnung, die der Sache an sich durchaus nicht gerecht wurde. Ja, man hatte das Empfinden, daß die Gegner offenbar nie ein Freiluftmuseum gesehen hatten, also etwas ablehnten, was sie nicht kannten oder — nicht verstanden. Wie dem aber auch sei: der Plan eines Freiluftmuseums für Pommern wird wohl für nicht abzusehende Zeit auf dem Papier bleiben und könnte darum schon aus der Diskussion ausscheiden, wenn — es einen nicht wurmte, *wie* derartige Dinge manchmal totgeknüppelt werden.

Ich kenne zwei Freiluftmuseen persönlich, das im Anschluß an den *Königsberger* Zoologischen Garten und das *Finnische Freiluftmuseum* auf der Insel Fölisön bei *Helsingfors*. In beiden ist das Ziel gesteckt, ländliche Siedlungsformen, Häuser, Höfe, in Ostpreußen gar Kirche und Friedhof mit Mälern und Umwehrung, *mit ihrer Ausstattung in lebenswahrer Umgebung* dann zu zeigen, *wenn sie im Absterben begriffen sind*, also vorauszusehen ist, daß sie in ihrer alten, echten Gestalt einmal verschwinden.

Man hat die alten Höfe an neuer Stätte aufgebaut, man hat sie mit der alten Ausstattung versehen, den Hofraum mit seinem toten Inventar, und alles liegt so da, als sei es eben von Menschen verlassen. *Ja, unwillkürlich traten wir leiser auf, als seien wir Eindringlinge in eine andern gehörige Welt, als müßten wir fürchten, zu stören!* Freilich, wer dieses Gefühl nicht aufbringen kann, wer nicht den Nachklang einstigen Lebens an solcher Stätte zu spüren vermag, der ist für das Freiluftmuseum verloren, der stelle sich im Museum üblicher Art vor ein Modell oder einen Glaskasten! Womit ich beileibe nicht den Wert der üblichen Museen herabsetzen möchte! Aber gerade das in ihnen zu Tage tretende Bemühen, Dinge, die zusammengehören, auch zusammen zu zeigen, als Bauernstube, als Biedermeierzimmer usw., beweist doch am besten — *daß vom Freiluftmuseum eine noch viel größere Wirkung ausgehen muß!*

Eine Wirkung, auf Empfinden und Verstehen zielend, der man nahe kommen möchte, ohne den vollen Erfolg. Denn draußen vorm Fischerhaus am finnischen Schärenstrand singen leise die Wellen, und drüber rauscht der Kiefernwald. Im niedrigen Wohnraum ist es dämmrig, in den Wänden rührt sich der Holzwurm, dort, wo griffbereit in seinem Halter der Kienspahn steckt. Körbe, Gefäße aus Birkenholz oder Birkenrinde stehen, wo sie eine fleißige Hand eben hingestellt haben könnte. Und selbst der Hauch, den alles atmet, der Geruch vom Feuer, das einst gebrannt hat, ist vorhanden...

Ob man wie in Königsberg ein Freiluftmuseum inmitten oder nahe einer Großstadt aufbauen soll, ist fraglich. Ein Allzuviel von Besuchern stört die Stille, die gewissermaßen mit zum Inventar gehört. Fölisön erreicht man vom Mittelpunkte Helsingfors erst in etwa ¾ Stunde mit Straßenbahn und anschließend zu Fuß, bezw. in ½ Stunde mit dem Motorboot. Rings umher ist alles Natur, echte herbe finnische Landschaft. Und so muß es auch sein!

Die Frage eines Freiluftmuseums für Pommern steht nicht zur Diskussion. Auch weil die Mittel fehlen würden zur Ausführung. Man sollte sich darum mit Teillösungen begnügen, jedenfalls aber sie anstreben. Man erhalte an Ort und Stelle einige typische pommersche Häuser und Höfe, und zwar mit der alten Ausstattung. Hier ein Niedersachsenhaus, dort ein Laubenhaus, einen Vierkanthof, einen Schrotholzbau, — also im heimischen Dorfe, als Jugendherberge benutzt oder als Notbleibe, als Dorfmuseum, ein dörfliches Heiligtum, dem Städter nur zugänglich, wenn er den Weg nicht scheut ... Und man wird des Dankes der Nachwelt sicher sein!

Der entwertete Bauer

Von Friedrich Kohlhoff

Das Geschlecht der Masepohle war in der Landschaft rechts des Oderlaufes, bevor er von der Buchheide hoch und steil gerahmt wird, ziemlich häufig, fast in allen Dörfern vertreten.

Der tolle Markgraf aus Schwedt, Schwager des großen Königs, hatte schon auf den Schultern zweier Masepohls geritten und ihnen die Köpfe hart zusammengestoßen, wenn sie aus der gleichmäßigen Gangart kamen. Diese beiden Bauern waren in Gävelsdorf zuhause und hatten den Weg zum Amtsdorfe Liebow nicht nach Vorschrift des Markgrafen da gebessert, wo er ihren Acker begleitete.

Die Strafe, den dicken Mann eine Meile durch den grundlosen Weg zu tragen, war drastisch und nicht gering.

„Wenn Ihr Himmelskerls mich hier fallen laßt, so kommt Ihr an den Galgen!" schnaubte Friedrich Wilhelm, als es steil zur Pulvermühle hinabging, wo die Thue über das Rad donnerte und wo ihr Lehmufer just hier den glitschrigen Weg aufnahm.

Die Masepohle schwitzten. Die Augen quollen ihnen aus den harten Schädeln. Krampfhaft würgten ihre rotbraunen Tatzen die weißen Gamaschen an den Unterschenkeln des hohen Herrn.

Zwei Leibjäger stelzten heimlich lächelnd hinterher. Der Fürst hatte einmal unter vier Augen die Prügel, die er einem Pommern einhieb, von ihm verdoppelt zurückerhalten. Seitdem ging er nicht mehr allein auf Strafausteilung.

Heute hatte er, nicht ganz so grimmig, weil die seltsamen Reitpferde sich geduldig, stark und unterwürfig zeigten, am nun kommenden Schlusse der Exekution in Liebow eine Gnadenerweisung vor.

Wenn nur dies verflixte Lehmufer nicht wäre!

Der Markgraf hätte einen Fall in diese gelbe Schmiere, die jeden Töpfer zufriedenstellen konnte, mehr büßen müssen als die beiden Bauern, die ihren Kittel schlecht und recht trugen.

Daher legten sich seine schweren Hände nicht eben sanft auf die Haarschöpfe der Männer. Die Leibjäger schnitten Gesichter. Ihre Stiefel versanken. Ihre Schritte verleimten sich mit dem Wege.

Die Masepohle trugen ihre Last vorsichtig wie eine Glasschale. Die Knie zitterten ihnen längst. In ihrem Leben würden sie nicht mehr einen Befehl des Gestrengen übersehen.

Dieser legte sich der Wegsteile wegen nach hinten über. „Paßt auf, Ihr Tröpfe!"

Die Dächer der Mühle lagen unter ihnen. Keuchend ging es ihnen näher.

Jetzt vielleicht noch 50 Schritt. Da preschte ein mächtiger, schwarzer Köter ohne zu bellen, aber um so gefährlicher hinter einem Holzstapel rechts am Wege hervor. Mit einem teuflischen Knurren sprang er zu den weißen Gamaschenbeinen empor, tückisch und schnell wie ein Pfeil von der Bogensehne.

Der an dieser Seite tragende Bauer wollte mehr sich selbst als den Markgrafen schützen und hob seinen Arm mit der Hand gegen das Tier.

Der Fürst tat dasselbe mit dem gefährdeten Bein, und schon lag er im Dreck, ehe die Jäger heran waren.

Zu seinem Glück fing der schuldige Masepohl den Hund tatsächlich am Halsband ab und hatte mit ihm schwer zu tun, während die andern sich um den hohen Herrn bemühten.

So wurde nur ein Donnerwetter daraus und eine bitter notwendige Säuberung in der Wohnung des Müllers. Für die letzte Wegstrecke bis Liebow verzichtete jetzt der Markgraf, auf menschlichen Schultern zu reiten. Er hatte sich auch arg genug das Kreuz verzogen und hätte nicht reiten können.

Die Masepohle stapften elend erschöpft nach Gävelsdorf heim. Unterwegs streckten sie sich noch eine Stunde ins Gras.

Im Ort empfing sie die reinste Schadenfreude. Als sich aber das Ende des Strafvollzuges herumsprach, wurden sie heldisch verklärt. Ein gewisses Ansehen verblieb ihnen und vererbte sich auf die Nachkommen, weil alles hier gründlich geschieht, was geschieht.

Es hat später keiner mehr auf Masepohl-Bauern geritten. Freier und selbstbewußter hoben ihre Urenkel ihre gewichtigen Schädel.

In der Gegenwart aber drohte dieser Gävelsdorfer Familie eine andere Gefahr: sie stand vor dem Aussterben. Drei Brüder saßen auf dem Hofe, alle drei unbeweibt.

Ferdinand, der älteste, an die sechzig, mit Bartkoteletts wie Wilhelm I., war die kochende und strickende Hausmutter. Otto, nicht viel jünger, aber klein und glattrasierten frischroten Gesichts, besorgte die zwei niedrigen Stuben und das Viehfüttern in den Ställen. Fritz, der gerade, stattliche Recke mit Adlernase und hellblauem Blick, ein Kerl von der Haltung eines Majors vor der Front, war der Bauer auf dem Felde, hinter den drei dicken Pferden, auf dem Kutschwagen, in den Gemeindeversammlungen, der auch mit nicht unebenem Schwung unterzeichnete, wenn es den Hof rechtsgültig zu vertreten gab. Sein eisgrauer, gestutzter Schnurrbart machte das klare lange Gesicht nicht älter, eher jünger als die 50 Jahre, die ihm schon der Wind aus Wiesen und Feldern, aus dem nahen Walde und den kleinen Seen zwischen den Hügeln um die Ohren geweht hatte.

Den Krieg hatte er als Landstürmer im Osten mitgemacht. Unverwundet war er heimgekommen, gut anzusehen in seiner Uniform. Die Mädchen blickten auf ihn. Der neue Pastor hielt ihn für einen Gutsbesitzer der Gegend.

„Nee, Herr Pastor, Fritz Mas'pohl bliewt Fritz Mas'pohl. Aber den ollen Markgrafen hätt' er von den Schultern geschmissen, daß ihm die Knochen gekracht hätten."

„Wollen Sie keinen ordentlichen Hausstand gründen? Sie sind doch noch in den besten Jahren."

„Wir haben den, den brauch ich nicht zu gründen. Kommen Sie man jeden Tag, alles ist in Ordnung bei uns."

Der Pastor war ein Großstädter. Als Gefängnisgeistlicher hatte er der Republik 1918 tapfer den Eid verweigert, war mit Pensionskürzung zur Ruhe gesetzt worden und von der Landeskirche in Liebow als Pfarrverweser bestellt worden.

„Ich glaub' es Ihnen, aber wo bleibt mal der schöne Bauernhof?"

Fritz Masepohl lachte. „Wollen Sie mich denn schon beerdigen, Herr Pastor?"

Die Inflation machte die Welt verrückt, am meisten die Bauern, und die durchweg sparsamen Gävelsdorfer vor allen Dingen.

Die Guthaben wurden zu nichts. 40 000 Mark waren den Masepohls so gut wie weggeworfen. Ferdinand schimpfte beim Kochen vor sich hin. Otto meckerte den ganzen Tag auf den verfluchten Staat, der das duldete. Fritz verlor Haltung und Hunger.

Wie entgeistert stieg er umher. „Arm sünn wie, arm as Kirchenmüs, dat is kein Läwen mehr."

Im Gehöft war vieles erneuerungsbedürftig. Um bares Geld zu sparen, war vieles unterblieben.

Jetzt war es aus Mangel nicht nachzuholen und verfiel weiter.

Nur die Steuern ließen sich leicht bezahlen, indem man sie stunden ließ, bis ein Pfund Butter die Zahl an Mark brachte, die beim Eintreffen des Steuerbescheides ein Kalb gebracht hätte.

Fritz Masepohl grübelte. Er vernachlässigte seine Felder.

Der Nachbar Steffen warf ihm das vor.

„Ach, verloren ist doch alles von 40 Jahren Arbeit, wozu noch von vorne anfangen. Wenn wieder was da ist, werden wir nochmal ausgeräubert."

„Kann sein. Darum bauen, bauen, Nachbar."

„Wovon?"

„Auf Schulden, die Du bezahlst, wenn das Ei soviel bringt wie heute ein Pfund Butter."

„Dat dau'k nich! De Murers sinn dann bedrogen."

Der gewandte Steffen blickte zu ihm hoch, als wolle er sagen: zu dämlich.

Dem Steuer-Staat so zu dienen, erschien dem Bauern Fritz Masepohl recht und richtig. Dem Bauunternehmer des Dorfes, einem fleißigen Manne mit großer Familie, wollte er so nicht kommen.

Aber da spitzte das Schicksal die Lage böse zu. Ein nächtlicher Frühlingssturm raste in

den alten Birnbäumen neben dem Stallgebäude.

Brüllend barsten die Lüfte. Die Brüder standen besorgt im Hausflur. Das breitgelagerte niedrige Haus hielt stand, wenn auch der Dachstuhl ächzte. Dunkelheit vergrub das Gehöft. Ferdinand brummelte etwas vom Weltende. Otto meckerte, hin und her trippelnd, die Hühner müßten ins Haus, ihr Stall stürze bestimmt ein.

Fritz stand breitbeinig mit den Fäusten in den Taschen.

„Den Deuwel auch, laßt doch stürzen was will. Ick wander aus nach Südamerika, wo man bloß von die Indianer beraubt wird, nicht von die Eigenen."

Jetzt brach das Himmelsgewölbe auf den Hof nieder. Es quetschte ihn breit an die mitzitternde Erde. Etwas Helles segelte im Zickzack wie ein haltloser Fetzen Papiers durch die Finsternis an die Schwelle, hob sich mühsam wieder und streckte sich in den Hausflur zu den Füßen der Männer.

„Unser Storch!" Ausgerechnet auf der Scheune der Junggesellen nistete ein Paar schon seit vielen Jahren, das einzige im Dorf. Fritz Masepohl ging wortlos in die Gerätekammer und kam mit zwei Stricken wieder.

„Helft mir die Leiter ans Dach legen."

„Du bist verrückt. Hier bleibst Du, Jung!" zeterte Ferdinand.

Otto schrie: „De Schün fällt üm. Stieg' nich ruppe."

Fritz stieg sorgfältig über den Storch hinweg, und die Dunkelheit schluckte ihn.

Mit eisernen Händen legte er die Leiter, die seine Arme hin und her riß, an das Dach der Scheune. Er tastete sich die Sprossen hinauf. Oben trat er durch das vielfach löcherige und zerweichte Rohr auf die Sparren. Er fühlte das Dach schwanken. Ein Ast des nahen Birnbaumes splitterte nieder und zerriß ihm die rechte Hand. Aber er kam auf den First und stellte mit Tasten fest, daß die Störchin breit im Neste lag, daß dies aber völlig schief hing und jeden Augenblick vom lose hin und her pendelnden Wagenrad rutschen konnte. Der Bauer rückte es hin und band es mit den Stricken mitten in Stockfinsternis und Geheul der Lüfte an den nächsten Sparren fest.

Dann kam der Abstieg, den er rückwärts machte. Ehe er die Leiter erreichte, steigerte sich das Geheul zu einem wahnwitzigen Pfeifen. Alle Register der Weltorgel waren gezogen. Die Leiter flog wie eine Feder zur Erde, das Dach krachte in hundert Hölzern, und der Birnbaum schlug es wie ein Riesenarm mitten durch.

Fritz Masepohl wurde zwischen Sparren und Aesten hindurch in den Scheunenraum hineingeschleudert.

Viel Stroh lag jetzt im Frühjahr nicht mehr da. Aber es prallte ihn doch wie einen Ball hoch und umarmte ihn dann schützend.

Die Folge dieser Nacht war die Notwendigkeit, die Scheune gründlich erneuern zu müssen. Der Zimmermeister der nächsten Kleinstadt verlangte als kluger Rechner eine Anzahlung in Höhe des halben Wertes seiner Arbeit und seines Holzes und dann weiter jeden dritten Tag Lohn und Material. Die Brüder hockten schweigend am weiß gescheuerten Küchentisch. Woher die Anzahlung nehmen? Vom Viehstand war nichts übrig der Aecker wegen, die seinen Dung brauchten, und des Nachwuchses an Jungtieren wegen.

Fritz schlug dröhnend auf den Tisch und sprang auf. „Einer von uns muß heiraten, eine reiche Frau muß kommen."

Die andern sahen ihn entgeistert an. Otto lachte höhnisch und hoch. „Ick nich, ick nich, dat segg ick juch."

Ferdinand strich die weißen Bartflügel. „Recht hett he."

Alte Weizackerhäuser in Lettnin



Aufnahme: Heinrich Schulz, Stettin

Natürlich mußte Fritz es sein.

Und nun erlebte der die zweite Inflation, diesmal die seiner selbst. Der gewandte Meiser setzte Himmel und Erde in Bewegung. Er kam als Viehhändler durch ein Dutzend Dörfer und hundert Höfe. Aber nichts fand sich. Jedes Mädel von Besitz und Ansehen lehnte ab. In diese Männerwirtschaft wollte keine hinein. Fritz war genügend als Ehefeind bekannt. Die zerstörte Scheune sprach zu deutlich für den Beweggrund der Heirat.

Auch bei den Witwen gab es keine, die zusagte.

Der Bauer wartete jeden Mittwoch. Meiser kam dann regelmäßig, ließ die Peitsche knallen und schrie in die Höfe hinein, ob es was zu handeln gäbe.

Jedesmal zuckte er die Achseln. „Nee, Fritz, ich geb' es auf."

Masepohl würgte Enttäuschung und Aerger hinab. Nein, nicht der Ehe wegen, aus der nichts wurde, sondern seiner zertrümmerten Scheune wegen und seines vor sich selbst sinkenden Wertes wegen, weil ihn keine Frau wollte. Unendlich verarmt, völlig entwertet kam er sich vor. Meiser deutete an, wenn er die beiden Brüder bewegen könnte, auszuziehen und vom festzusetzenden Altenteil sich ernähren zu lassen, würde sich eine aus der Buchheide finden. Aber da schnaubte Fritz ihn mit Funkelaugen an. Die Brüder hätten ihn großgetragen. Ihnen gehöre der Hof ebenso wie ihm selbst. Sie würden zusammenbleiben, und wenn der ganze Kram verfiele. Die Felder und Wiesen und das Stück Wald und das Vieh blieben ja doch. Meiser kam nicht wieder.

Die Männerfamilie wurde schweigsamer denn je.

Der Spott der lieben Nachbarn wurde gewissenhaft zugetragen. Fritz wurde menschenscheu.

Er rechnete und rechnete ganze Blätter voll.

Hatte er eine Aussicht entdeckt, so machten die neuen Preise des nächsten Tages alles zunichte. Der stattliche Mann ließ sich gehen und zog nicht einmal sonntags blanke Stiefel an. Sein blauer Blick wurde unstet und war voll Nichtverstehen der Welt.

Die Schweineseuche kam und nahm ihm die besten Tiere weg. Die Kälber starben an der Ruhr. Das Vieh blieb ihm also nicht, auch da hatte er sich verrechnet. Die Thue überschwemmte zweimal die Wiese. Der erste Heuschnitt verfaulte. Der Boden verließ ihn auch. Der Regen, der in die Scheune konnte, durchweichte mit der Zeit den Grund, auf dem sie stand. Eine Wand sackte ab. Fritz Masepohl stand vor dem traurigen Bilde und lachte.

Am nächsten Vormittag hieß es im Dorf, er wäre seit gestern verschwunden. Niemand hatte ihn gesehen. Aber mitten durch das hohe, vor der Reife stehende Korn war jemand zum Walde gegangen, das entdeckte man am zweiten Tage.

Nun wurde der Wald durchsucht. Es dauerte einen weiteren Tag, bis man den Bauern erschöpft und wie leblos in einer Wurzelgrube liegen fand. Als die Schar der Männer ihn rufend umstand, riß es ihn hoch, in der Faust einen Wurzelknorren. Wie irre rollten seine Augen im grauen Gesicht. Hände streckten sich nach ihm aus. „Fritz, Fritz!" „Alle weg, alle weg hier, sag ich Euch!" Sie spürten seinen jäh aufflackernden Willen in alter Kraft. Schweigend wandten sie sich.

Als sie hinter den Bäumen verschwunden waren, entfiel ihm das Holz. Er stand lange mit krumm gezogenen Schultern an einen Stamm gelehnt. Er starrte zum Dorf hin. Es dunkelte. Seine Augen aber wurden nun gerade klarsichtig. Schritt da nicht die Reihe seiner Vorfahren den Feldweg hin? Gerade auf sein Gehöft zu? Sie gingen gebeugt. Sie hatten auch Lasten auf sich gehabt. Grund und Boden hatten sie durch mehr als ein Jahrhundert von der Herrschaft freikaufen müssen, wobei ihnen nicht mehr als Brot und Speck zum Sattessen geblieben war. Queckenwurzeln hatten sie zur Brotstreckung zermahlen, um über Hungersnotzeit nach Mißernten hinwegzukommen. Wie oft hatten sie Vieh und Korn, den ersten Wohlstand an plündernde Landesfeinde geben müssen, die sie zum Dank mißhandelten und ihnen das Dach über dem Kopf ansteckten. Jahrzehnte hindurch hatten sie bis zum Leibe in den Gräben, die sie durch den zähen Lehm stachen, gestanden, damit der Acker entwässert wurde und mit sicheren Ernten zu rechnen war.

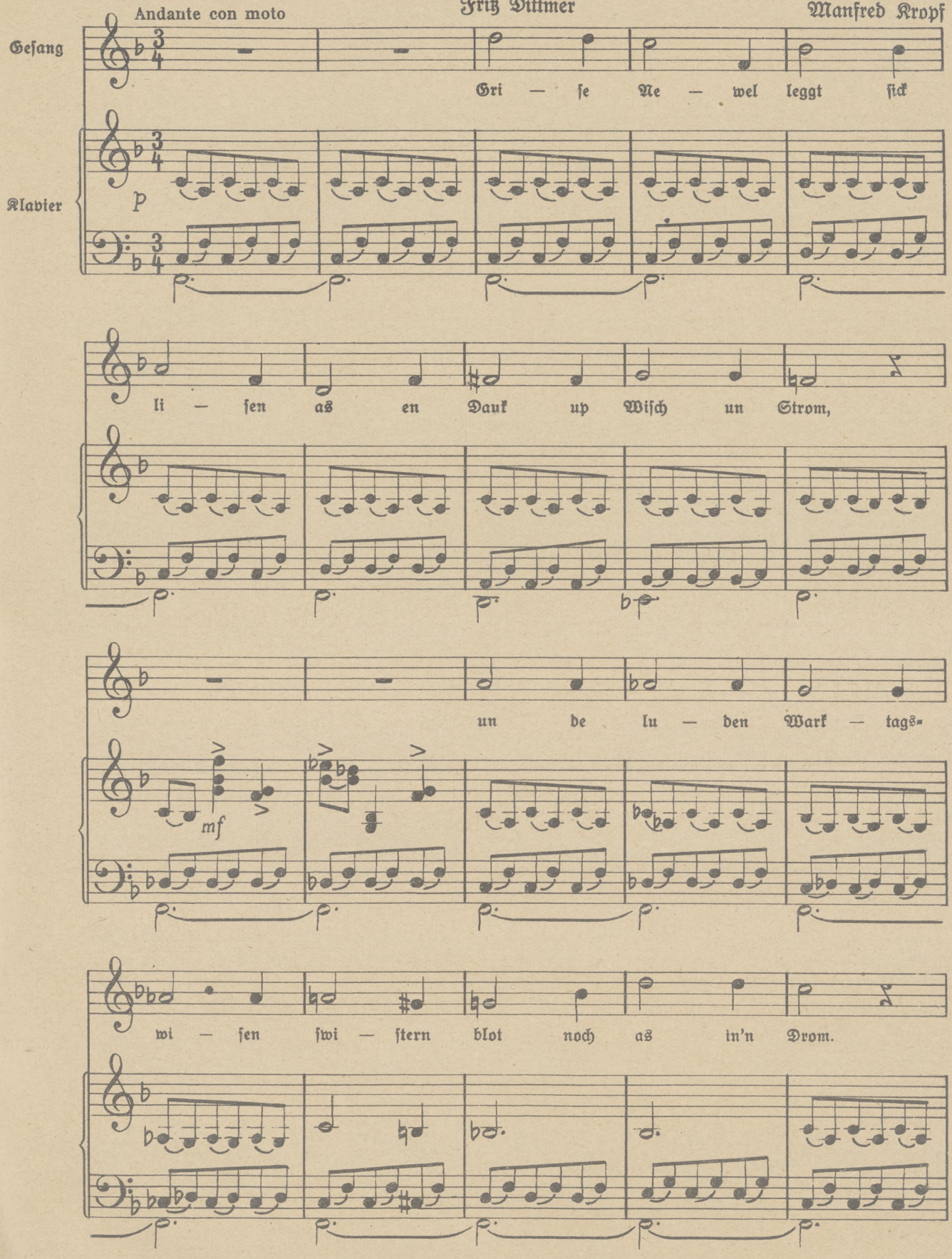
Und da wollte er einer baufälligen Scheune und einer falsch eingeschätzten Wertmeinung wegen davonlaufen? Die Urahnen hatten mit der einen Faust den Pflug und mit der andern das Schwert geführt, als sie, rechte Bauernsoldaten, dies Land wieder deutsch machten. Und da suchte er nach fremder Hilfe? Nicht er war entwertet, sondern die Zeit war es. Aber Zeiten waren sich noch immer gleich geblieben, soweit sie auf Menschenwerk standen. Die Zeit umzugestalten, dazu hieß es zupacken, damit sie wieder Wert bekam. Einmal würde sein Besitz wieder geordnet und geachtet dastehen. Nur eins hieß es dazu: sich der Reihe der Ahnen anschließen.

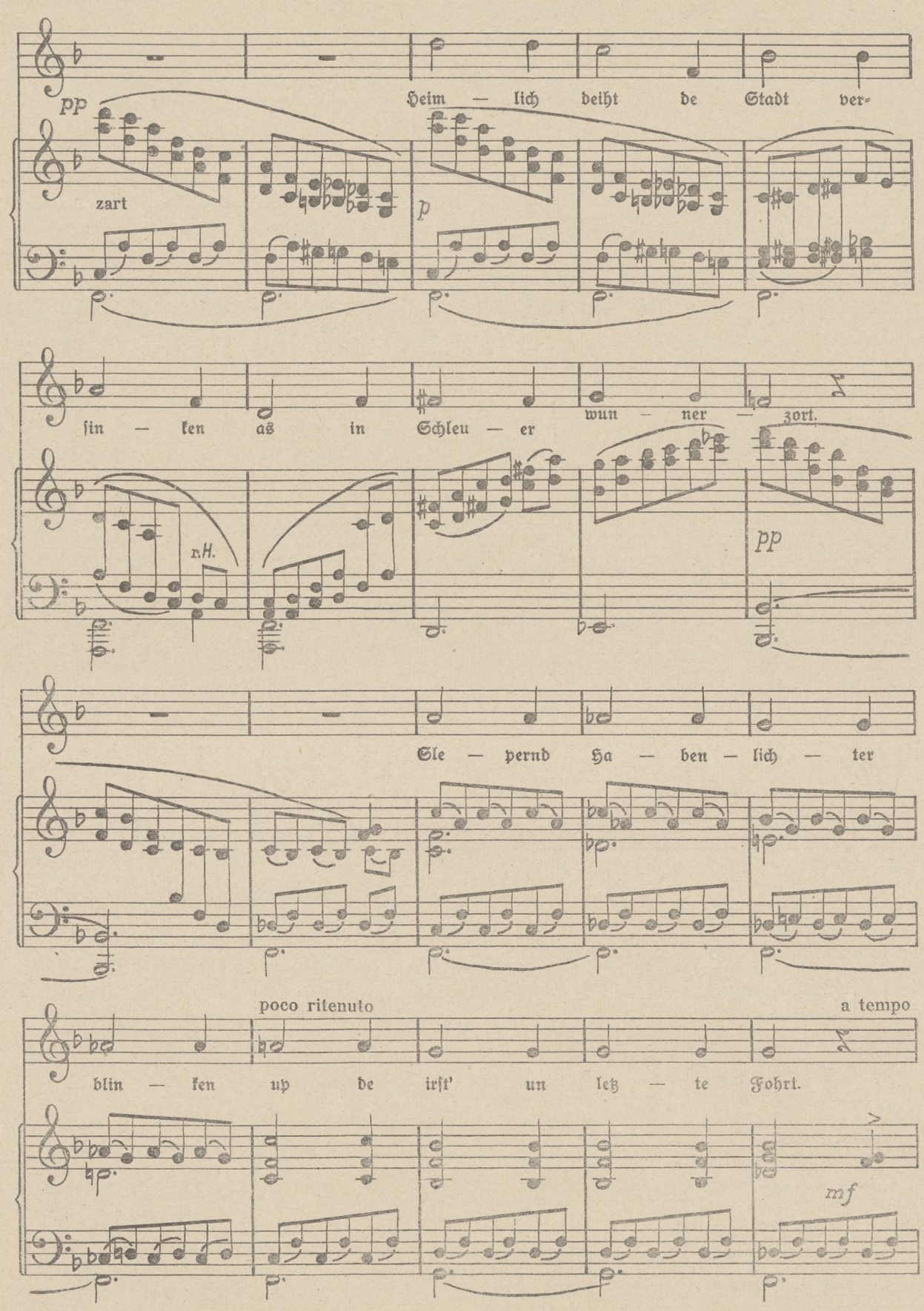
Ihnen, die im tief gewordenen Abenddunkel aufgingen, zog es den Bauern nach, weiten Auges, ernsten Schrittes hin zum Heimathof.

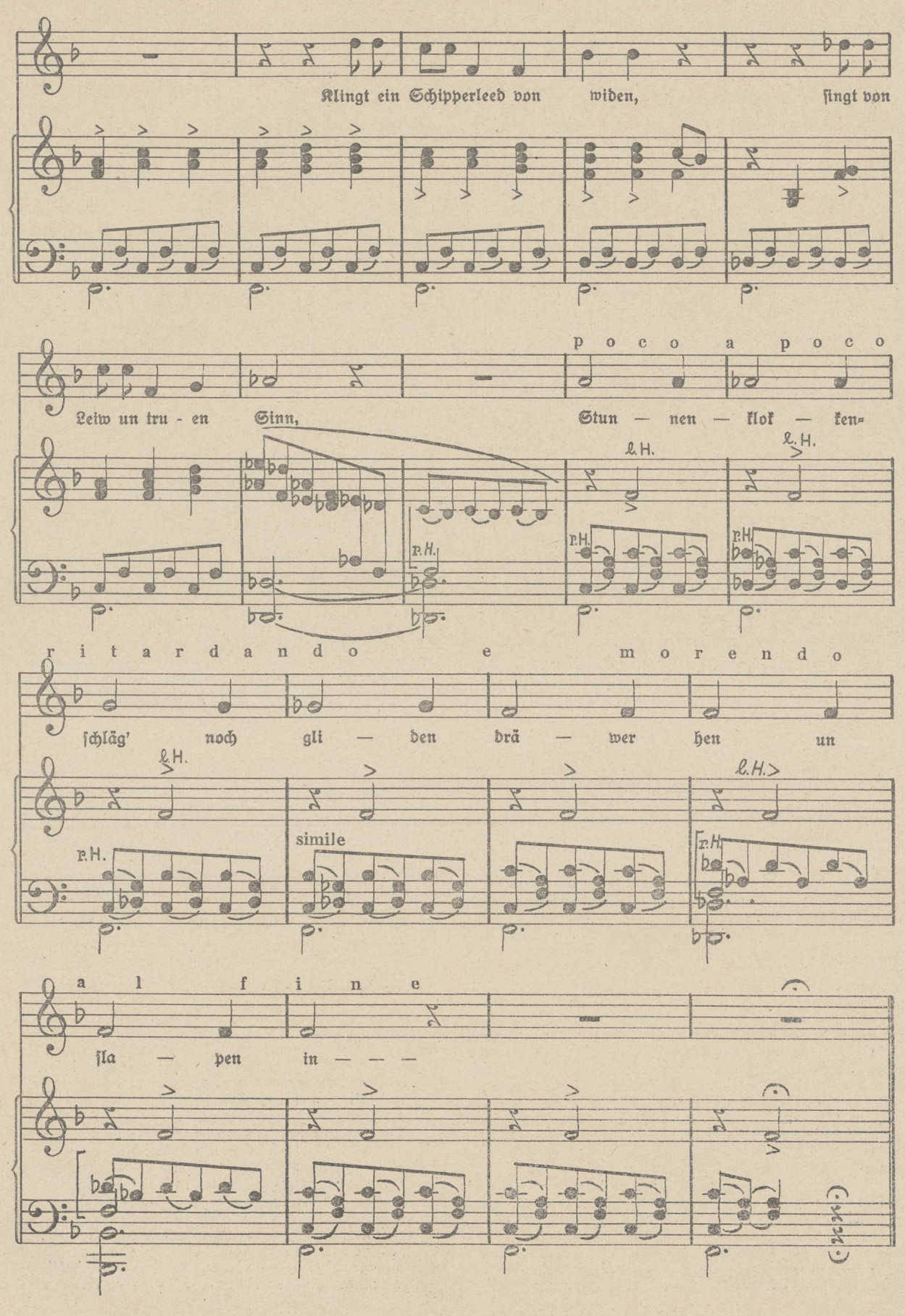
Awend in'n Haben

Fritz Dittmer

Manfred Kropf




pp
Heim — lich beiht de Stadt ver-
zart
p
sin — ken as in Schleu — er
wun — ner — zort.
r.H.
pp
Sle — pernd Ha — ben — lich — ter
poco ritenuto
a tempo
blin — ken up de irst' un letz — te Fohrt.
mf


Klingt ein Schipperleed von widen, singt von
poco a poco
Leiw un tru - en Sinn, Stun — nen — klok — ken-
l.H.
p.H.
ritardando e morendo
schläg' noch gli — den drä — wer hen un
simile
a l f i n e
sla — pen in — — —

Rundschau

Arnold Koeppen

Zu seinem 60. Geburtstag am 18. April 1935.

Was du ins Leben auch sendest,
klein oder groß:
Wenn du das Kleinste vollendest,
nichts ist bedeutungslos.

Karla König.

Arnold Koeppen, allen Lesern unserer Zeitschrift als treuer Mitarbeiter bestens bekannt, vollendet am 18. April seinen 60. Geburtstag. Dieser Tag nötigt zum Rückblick auf den Lebensweg eines Mannes, der seit Jahrzehnten seine besondere Vorliebe und Anhänglichkeit für Pommern bekundete und stets ernsthaft und ehrlich bemüht war, für die kulturellen Bestrebungen unserer Heimatprovinz einzutreten. Und so benutzen wir denn gern die Gelegenheit, seiner an dieser Stelle zu gedenken und übermitteln ihm auch auf diesem Wege unsere aufrichtigsten Glückwünsche.

Obwohl Koeppen nicht in Pommern geboren ist (er erblickte in Brandenburg (Havel) das Licht der Welt), hat er fast ein Menschenalter (von 1903 bis 1930) in der Hauptstadt des Weizackers, in Pyritz, als Lehrer und später als Rektor gelebt und gewirkt. Er brachte also die Blütezeit seines Lebens in einem pommerschen Landstrich zu, in dem sich echtes pommersches Brauchtum bis zum heutigen Tage erhalten hat. Hier fand er denn auch ein Betätigungsfeld, wie er es sich gewünscht hatte: er wurde recht bald heimisch, vertiefte sich in die geschichtliche Vergangenheit unserer Heimatprovinz, veranstaltete Kunstausstellungen, förderte das Theaterwesen, legte eine in jeder Beziehung vorbildliche Volksbücherei an und betätigte sich als vielseitiger Heimatschriftsteller.

Schon als Jüngling bestieg Koeppen das Musenpferd, denn kaum 18 Jahre alt verfaßte er ein Schauspiel, das dann nach erfolgter Ueberarbeitung im Jahre 1898 unter dem Titel „Die Kraft des Glaubens" (ein biblisches Drama in vier Akten) im Druck erschien und auch erfolgreich in seiner Vaterstadt Brandenburg a. H. sowie in Frankfurt a. O. aufgeführt wurde. Mit mehr oder weniger Erfolg betätigte er sich als dramatischer Schriftsteller („Der Königssohn" [historisches Drama aus der Westgotenzeit], „Germania" [Festspiel], „Preußische Mädchen" [Festspiel]), um sich dann später der Erzählung zuzuwenden. Dazu gab die Schillerfeier im Jahre 1909 den Anlaß, es erschien die Festschrift „Unser Schiller" mit der Novelle „Des Magisters Abenteuer in Weimar". Im Jahre 1911 veröffentlichte er die spannende und herzbewegende Erzählung „Gesühnt", die zunächst in zahlreichen Tageszeitungen zum Abdruck gelangte und 1912 in Buchform erschien. In schneller Reihenfolge erschienen dann eine Anzahl recht beachtlicher und lesenswerter Erzählungen, Romane und Einzelabhandlungen, die mit wenigen Ausnahmen pommersche Geschichte, pommersches Kunstleben und pommersches Volkstum zum Gegenstand haben und ein beredtes Zeugnis ablegen für seine Liebe zu Pommern, zu Land und Leuten. Die kulturgeschichtlichen Dichtungen insbesondere verdienen weiteste Verbreitung und sollten in keiner pommerschen Bücherei fehlen. Es seien hier nur die bedeutendsten Werke genannt: „Das letzte Spiel" (1913), „Die Mahrt" (1919), „Das goldene Herz" (1921), „Hie Schlieff — hie Adebar!" (1925) und „Nehmen sie uns den Leib . . ." (1930).

Aber auch als feinsinniger Lyriker ist Koeppen hervorgetreten. So erschien im Jahre 1919 unter dem Titel „Leuchtende Stunden" ein Gedichtbändchen, das ein dankbares Publikum fand und bald vergriffen war. Ein zweites Bändchen „Die goldenen Tage" folgte wenige Monate später, und 1925 bildete die Gedichtsammlung „Blutrote Kerzen" den Beschluß.

Erwähnung verdienen auch seine literar-historischen Studien und kulturgeschichtlichen Beiträge, die teils in Buchform vorliegen, größtenteils aber in bekannten Zeitschriften und namhaften Tageszeitungen zum Abdruck gelangten.

Aber damit ist die Reihe Koeppenscher Werke noch nicht erschöpft; es erschienen ferner die dramatischen Dichtungen „Eleonore Prochaska", ein vaterländisches Schauspiel (1913), „Das Heimatfest", ein Weizacker-Volksstück (1924), „Die kleine Seydlitz", Lustspiel in vier Aufzügen (1926) und das Märchen-Singspiel „Dornröschen" (1926).

Auch als ehemaliger Schriftleiter der Zeitschrift „Unser Pommerland", als Herausgeber der „Pommerschen Heimatbücher", der Jugendzeitschrift „Jung-Pommern" hat sich Koeppen verdient gemacht*).

Wenn auch nicht alle Werke den Stempel des großen Wurfes tragen, nicht alle seine Pläne zur Ausführung gelangten, nicht alle seine Wünsche in Erfüllung gegangen sind, so haben wir doch in Arnold Koeppen eine Persönlichkeit vor uns, dem Pommern eine wertvolle Bereicherung seines Schrifttums verdankt, und den wir mit Stolz zu den Unsern zählen dürfen.

Aus gesundheitlichen Rücksichten trat Koeppen vor einigen Jahren in den Ruhestand; er lebt jetzt in stiller Zurückgezogenheit in der Reichshauptstadt. Untreu ist er uns aber nicht geworden. Ganz im Gegenteil! Nach wie vor verfolgt er mit lebhafter Anteilnahme das Schaffen und Wirken unserer pommerschen Dichter und Künstler, nach wie vor wirbt und schafft er mit seiner fleißigen Feder für unsere Heimatprovinz. Seine kunst- und theaterkritischen Skizzen und Aufsätze beweisen es. Möge uns seine Schaffenskraft noch recht lange erhalten bleiben!

August Zöllner.

*) Von Arnold Koeppen erschienen folgende Werke im Verlage von Fischer & Schmidt, Stettin:

1. Das Heimatfest. Volksschauspiel in 4 Akten nach einem Entwurf von Hermann Jahnke. Mit Buchschmuck von Hans Müller. 1924. 1,— RM.
2. Hie Schlieff — hie Adebar! Roman aus Kolbergs Vergangenheit. 1925. Geb. 1,50 RM.
3. Horn und Degen. Zwei Erzählungen mit Buchschmuck von Hans Müller. 1925. Geb. 1,50 RM.
4. Blutrote Kerzen. Ein Buch des Lebens und der Liebe (Gedichte). 1925. Geb. 2,— RM.
5. Das letzte Spiel. Eine kulturgeschichtliche Erzählung aus Pommerns Vergangenheit. 4. Tausend. 1926. Geb. 1,50 RM.
6. Aar und Greif. Eine Erzählung aus der Geschichte der Stadt Pyritz. 1927. Geb. 1,50 RM.
7. Gesühnt. Eine Erzählung. 1927. Geb. 1,50 RM.

Der Hexenberg bei Beestland

Das Wahrzeichen des im Kreise Grimmen bei Demmin gelegenen Bauern- und Gutsdorfes Beestland ist der am Eingange zum Dorfe aufragende Hexenberg. In ihm spiegelt sich seines Dorfes tausendjähriges Geschehen und Erleben.

„Nicks hett em dahn;
Heih ward woh stahn,
Wenn dusend von Johren vergahn".

Selten wohl taucht ein Berg unserer vorpommerschen Heimat — der größere Rugard ausgenommen — so tief in Volkssage und Dorfgeschichte ein wie dieser Hexenberg.

Einst als slawischer Burgwall und Opferstätte heidnischen Götterglaubens steilwandig aufgetragen, ward er die ersten geschichtlichen Zeiten hindurch Gerichts- und Galgenberg

wie seine Namensvettern, die Gerichtsberge bei Kummerow und Rottmannshagen, sah der Hexentragödien letzten Akt auf seiner Plattform sich abspielen, ward Kirchhof der Cholera-toten und diente darauf den Ausgestoßenen und Vergessenen zum letzten Ruhebett. Wie sich noch heute das einen Kirchhof anzeigende Immergrün um seinen Scheitel rankt, so ist er selbst üppig umwuchert von Dorfgeschichte und Dorfgedächtnis.

Auf Grund noch vorhandener Hexenprozeß-Akten gilt als geschichtlich verbürgt, daß im Jahre 1675 eine als Hexe verurteilte Dorfschöne aus Beestland hier auf den Scheiterhaufen getrieben wurde. Ich fand die Originalakten dieses Schauer- und Aberglaubenprozesses im Kreisheimatmuseum zu Demmin. Das Aktenstück trägt den Titel:

„Protokollum Oriminale Inquisitionale
In Sachen
Procuratoris Universitatis
Contra
Stine palms (oder petersche).
Anno 1675
In Pt
Verdächtiger Hexerei
gehalten zu Demmin im
Niedergericht daselbst
Im Jahr'tage, vndt
ohrt wie unten."

Einem einzigen Menschen kann man kaum so viel anhängen, wie das Niedergericht es tat. Alle Taten und Untaten des Aberglaubens, alle Mätzchen und Mären, die man — in Uebereinstimmung mit dem „Hexenhammer" — einer „Hexe" andichten konnte, hat das Niedergericht der Christine Palm hier in fast 100 Anklagepunkten aufgetischt.

In der Volksüberlieferung und dem Dorfgedächtnis allerdings spiegelt sich dieses historisch-ortsgeschichtliche Ereignis wesentlich anders. Zwar weiß der Volksmund den Namen des Berges auch nur auf diese natürliche Weise zu erklären — aber aus dem Munde einer alten, längst verstorbenen Beestländer Zeugin wurde die Prozeßgeschichte folgendermaßen erzählt:

Einst wohnte zu Beestland der Erbbauer Palm, der eine jungschöne Tochter, Ernestine, hatte. Sie ward ihrer Schönheit und ihres Reichtums wegen von allen Bauernburschen begehrt — aber nur einem schenkte sie ihr Herz, mit dem sie auf Tod und Leben gegen die anderen zusammenhielt.

Obwohl die Dorfschönste einen Bräutigam hatte, verliebte sich der Ritter Bär von der Bärenburg in sie.

Tatsächlich war dieses Herrengeschlecht bis um die Wende des letzten Jahrhunderts hier ansässig; die alte „Bärenburg" aber lag abseits vom jetzigen Dorfe, am Wege nach Brudersdorf linker Hand. Sie weist noch heute Spuren einstiger Besiedlung durch das Bärsche Geschlecht auf.

Der Ritter Bär erschien hoch zu Rosse fast täglich im Dorfe und nahm die Schöne in Augenschein. Obgleich das Mädchen nichts von ihm wissen wollte, verliebte sich der Ritter in die Schöne. Er konnte nicht von seinen Nachstellungen lassen und gab jedermann die Auskunft, von der schönen Maid verhext zu sein.

Er ließ sie schließlich greifen und zur nahen Bärenburg emporschleppen. Nach Art mittelalterlicher Hexenverhöre wurde sie dort dem peinlichen Verhör unterzogen, bis sie nach langer Folterung ihr Hexenunwesen eingestand. Darauf wurde sie ihren Angehörigen zurückgegeben und von den Knechten des Demminer Scharfrichters zum jetzigen Hexenberge geschleppt. Die Dorfneugierigen waren Zeugen ihres Verbrennungstodes. Noch bis ins 19. Jahrhundert hinein soll man ihr Grab mit Scheu gezeigt haben.

Der Bärenritter aber, der das Mädchen verbrennen ließ, fand als Strafe für seine Untat fortan keine Ruhe im Grabe.

In jedem Jahre spukt es in der Gegend am Hexenberge in den Tagen, da das peinliche Gericht zur Vollstreckung der Todesstrafe schritt. Da sieht der Vorübergehende in den Nächten vom 24.—26. Oktober den Ritter, wie er in der Mitternachtsstunde am Hexenberge auf- und niederwankt.

Der zur Straßenseite hin ziemlich steilböschig ansteigende Buckelberg erscheint noch umso massiger, weil die zum Dorfe führende Kunststraße hier eine schluchtartige Tiefe erreicht hat, die früher durch Moraft und Unwegsamkeit auffiel und dem heimkehrenden Beestländer das kleine Berggelände noch gruseliger erscheinen ließ. So ist es natürlich, daß alter Volksglaube den von Bäumen überrauschten Ort zum ungeheuerlichen Hexentanzplatz machte, wo es in der Walpurgisnacht nicht recht geheuer sein soll.

So entstand ein zweites Sagengebilde, das sich an diesen Ort heftete:

Hart an der Hexenschlucht, gegenüber dem Hexenberge, stand an dem Hohlwege bis zum Jahre 1920 eine vielhundertjährige, stattliche Buche, die, vom Zahn der Wetter und Unwetter angefressen, vermorscht in Trümmer ging. Eine alte Zeugin Beestländer Geschichte, die 1927 in hohem Alter verstorbene Frau Wegner-Beestland, erzählte darüber eine Ortssage, die sie aus dem Munde ihrer Großmutter gehört haben wollte:

An der Buche beim Hexenberge war einmal der Teufel angebunden worden. Die Kette, mit der er gefesselt war, reichte bis auf den Hexenberg hinauf. Jeder, der in dunkler Nacht hier vorüberging, stolperte über die Kette, die der Teufel zum Schabernack gerade nachts über die Straße zog. Wer aber nicht über die Kette fiel, der war des Teufels Feind und mußte nach drei Tagen sterben, und zwar zur selben Stunde, da er den Ort im Hohlwege betreten hatte.

Es war an einem Weihnachtsheiligabend, da feierte der Teufel auf dem Hexenberge seine Hochzeit, wozu alles Hexenvolk, alle Hexenkönige und Fürsten erschienen.

Wehe dem Mädchen, das während der Hochzeit an der Teufelsbuche vorüberging. Es wurde gefesselt, vom Teufel an die Buche gebunden und mußte wohl oder übel des Teufels Gemahlin werden.

In der Hochzeitsnacht des Teufels ging es höllisch her: alle Hexen tanzten mit ihm, und die wildeste unter ihnen wurde seine Gemahlin. Nur die an den Buchenbaum gebundene Frau mußte zusehen.

Noch heute treiben an dem Orte der Hexenverbrennung die Geister ihr Unwesen. Wer in der Mitternachtsstunde am Hexenberge vorüberschreitet, dem kommt ein Mann ohne Kopf entgegen, der dem Ritter Bär nicht unähnlich sein soll. Er nähert sich den Vorübergehenden, spricht sie an und verschwindet im selben Augenblicke wieder. Oft hat er eine Frau an der rechten Seite, die seine Frau gewesen sein soll. Sie schreitet ebenfalls ohne Kopf einher, trägt aber auf dem Halse eine Pfauenfeder, ihr Partner dagegen einen hohen, schwarzen Zylinderhut.

Der Wanderer, der den hochgelegenen, ebenen Wallhof des Hexenberges betritt, steht im Banne der Baumseele. Alte, gepflegte Baumrecken rauschen und raunen ihm geheimnisvolles Wispern und Flüstern zu. Und unter den Baumriesen schlingt sich frischwucherndes Immergrün ineinander, die Stätte bezeichnend, da man einen Cholerafriedhof anlegte: in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts ward er in wenigen Tagen belegt und riß tiefe Wunden in das Dorfgedächtnis der Beestländer. Die damals in vorpommerschen Ortschaften wütende Cholera wurde auch von Demmin oder Dargun her nach Beestland verschleppt, in dem Dorfe über 30 Opfer fordernd. Die Aeltesten kannten noch vor wenig Jahren

jedes einzelne Grabmal, das heute schon verfallen ist. Der im Juni 1932 zu Berchen am Kummerower See in hohem Alter verstorbene Statthalter Arndt war ein Beestländer Bauernkind und wußte als lebende Quelle recht anschaulich von der damaligen Cholera-epidemie zu erzählen. War doch Arndts Vater, sonst ein gesunder Hüne, selbst der Seuche zum Opfer gefallen. Noch um 1910 zeigte ein von Sohneshand gepflegtes Holzkreuz das väterliche Grab an.

Als der Knabe eines Morgens den Bauernhof verließ, um draußen die braune Scholle zu brechen, war auf seines Vaters Hofe alles munter und guter Dinge. Abends begegnete der Knabe am Hohlwege des Hexenberges einem Karren, auf dem ein Sarg von frisch geschlagenem Holze stand. Nur zwei Männer gaben dem Toten das Pflichtgeleit, weil sie ihn auf dem Hexenberge noch zur Stunde des Absterbens unter die Erde bringen sollten. Der Knabe blieb stehen, dem eigenartig ärmlichen Begräbnis zuzusehen. Er mußte erfahren, daß der schlichte Gang zum Hexenberge dem Begräbnis seines Vaters gelte — —. Er hat auch Zeit seines Lebens den ergreifenden Anblick nicht vergessen können.

Noch einmal — um die letzte Jahrhundertwende — stand der Hexenberg im Blickpunkt des Beestländers. Der Hexenberg wurde wieder zu einem Ruheort der Ausgestoßenen und Vergessenen — und das gegen den Willen des Dorfes. Ein sinniges Doppelgrab auf der Höhe des Berges gibt Kunde von jenem Dorfgeschehen; von massivem, schmiedeeisernem Gitter eingefaßt, zeigt es zwei Grabstellen, wohlerhalten und durch Immergrün geschmückt. Wie lange wird es währen, bis auch dieses Mal in Trümmer gefallen ist.

Ich stand stille, zu lauschen und zu lesen:
Unter diesen Bäumen
die er 50 Jahre gehegt und gepflegt,
ruht der Förster
Ch. Tiedemann
geb. 10. Febr. 1813, gest. 8. Mai 1896.
Sanft ruhe seine Asche.
und seine Ehefrau
Ch. Tiedemann
geb. Schultz
geb. 5. Okt. 1815, gest. 24. Juni 1900.

Förster Tiedemann, dessen einstiges Wohnhaus noch heute jeder Beestländer kennt, war ein Pantheist im Spinoza-Goethischen Geiste: die Natur war ihm die Gottheit selber, und Gott in der Natur zu verehren und im Waldesdom des Hexenberges seinen Gottesdienst zu halten, war dem Alten der schönste Kirchgang. So versagte ihm die Kirche einen Ruheplatz auf geweihter Erde. Beestland ist dem mecklenburgischen Kirchspiel Levin eingepfarrt. Kirchenrat Voß zu Levin verwahrte sich einer Beisetzung des Alten auf dem Leviner Friedhof (!). Nach aufregendem Streiten brachte die Herrschaft von Bär den alten, treuen Diener an seinem Lieblingsplatz zur Ruhe. Die Witwe des Verstorbenen ist später neben diesem Grabe eingebettet worden.

Uralte Bäume rauschen heute über dem geweihten Orte, zu dem der Beestländer mit Achtung und Scheu emporblickt. Nur dann und wann streift ein Menschenfuß durch den Hexenberg — ein Schwarm wandernder Kinder tobt fröhlich hindurch — ein Bauer schreitet bei seinem Sonntagsgang durch die Fluren über ihn hinweg. Braune Zigeuner schlagen abseits der Straße in der Kiesgrube des Hexenberges ihre Lagerstatt auf, und neue Geheimnisse raunen um den von Geschichte und Sage verklärten Ort.

Willi Finger.

Vom Pommernbund in Berlin

Der „Pommernbund zur Förderung heimatlicher Kunst und Art" veranstaltete am 16. Februar im Friedenauer Ratskeller einen Heimatabend, der dem Gedenken seines kürzlich verstorbenen Ehrenmitgliedes, Schriftstellers Cuës, gewidmet war. Der Vorsitzende, Landsmann Gribel, begrüßte herzlich die anwesende Gattin des Verstorbenen und gab einen kurzen Abriß aus dem Leben Cuës', wobei er der Verdienste gedachte, die er sich seit Gründung des Vereins vor 20 Jahren erworben hat. Aus Cuës Werken rezitierten Landsmann Bendlin ein in der Kriegszeit entstandenes Gedicht: Die Kirchenglocke von Rißnow und Landsmann Wiedemann aus Cuës' plattdeutschen Werken „Husmannskost, lütte Geschichten von de Waterkant" eine humorvolle Geschichte. Frau Dora Wittekindt sang, am Klavier begleitet von Dr. Jonas, einige von der gleichfalls dichterisch begabten Mutter Cuës' verfaßte und von Dr. Jonas vertonte Lieder: „Stille Trauer", „Sehnsucht" und „Auf meines Herzens Grunde". Anschließend las Landsmann Wiedemann noch 2 kleine Gedichte unseres Willem Henschel, die er erst kürzlich während seines Krankenlagers verfaßte, und aus Fritz Reuter die lustige Geschichte vom „Burmeister und den' Herrn Senator un de rode Grütt" vor. — Der Abend war eindrucksvoll und unterhaltsam, und die Anwesenden dankten durch reichlichen Beifall.

Stiftungsfest der Spandauer Pommern

Der Verein der Pommern 1927 zu Spandau beging am 9. März in Seitz' Festsälen sein 7. Stiftungsfest. In seiner Ansprache konnte der Vereinsführer W. Neise zahlreiche Vertreter von Brudervereinen der Umgegend als Gäste begrüßen. Er kennzeichnete die Aufgaben des Heimatvereins, der deutsches Brauchtum hege und pflege und dadurch am Dritten Reich mitbaue. Der Festakt schloß mit einem Siegheil auf Führer, Volk und Vaterland und dem gemeinsamen Gesang der Nationalhymnen.

Der Verein zählt zu seinen Mitgliedern die Komponisten Dr. Erich Neitzel und Hermann Wurl, die durch Erstaufführungen von Musikschöpfungen dem Abend eine besondere Bedeutung gaben. Dr. Erich



Otto Lang — Zigeunerwagen

Neitzel, Mitglied der Reichsmusikkammer, vor allem bekannt durch seine Vertonungen von Dialektdichtungen, begleitete die Sopranistin Lisa Messerschmidt, eine feinempfindende Interpretin des Komponisten, zu seinen neuen Schöpfungen „Ehr Hand" und „Sing", pommersche Mundartgedichte von Henschel. Der Komponist Hermann Wurl hat sein neuestes Werk seinem Heimatland gewidmet. Die flotte Musik des „Marsches der Pommern" mit dem „Liede der Pommern", Text von Bendlin, vom Komponisten persönlich dirigiert, fand freundliche Aufnahme. Hermann Wurl ist vor allem durch seine Arbeitsdienstmärsche und -lieder bekanntgeworden. Im Programmteil des Abends fehlten natürlich nicht die Volkstänze der Trachtengruppe; „Schüddel de Bür" und andere Heimatklänge erweckten viel Freude.

Buchbesprechungen

Das Land der Deutschen. Von Eugen Diesel. 2 Karten, 481 Abb. Ungekürzte Volksausgabe 1933. Preis geb. 8,50 RM. Verlag: Bibliographisches Institut, Leipzig.

Wenn man gerade Deutschland von der Polengrenze bis Aachen und nach Holland hinein durchquert hat, empfindet man um so lebhafter das Unterfangen, das im Anspruch des Titels liegt. Sollte es möglich sein, das Land der Deutschen in seiner Vielgestaltigkeit bildmäßig zu erfassen und in die Seiten eines handlichen Buches zu pressen? Gehört nicht zum Land der Deutschen auch der herbe Wind der Küsten, der Silberdunst des Niederrheins, der perlmutterne Blauglanz der Firne, die klare Luft des Ostens, das Rauschen der Bergwälder, der Geruch der Häfen, der rußige Himmel der Industrielandschaft, das unaufhörliche Rollen der Rheinbahnen oder die ruhig ziehenden Fischerboote Nordostdeutschlands? Diesel hat trotzdem mit Mut, geschickter Einfühlung in die Wesenszüge des deutschen Lebensraumes und wissenschaftlich geschultem Vermögen der reinlichen Gliederung die unlösbar scheinende Aufgabe angegriffen. Die Schwierigkeit der Aufgabe steigerte sich durch die Absicht, ein Volksbuch zu schaffen. Diesel hat versucht, was selten gelang: ein in wissenschaftlicher Arbeitsweise und strengster geistiger Disziplin begründetes Werk auf die breite Wirksamkeit eines Volksbuches zu erheben. Man kann sagen, daß Verlag und Verfasser einen neuen Typ des Buches geschaffen haben. Es ist nicht eines der reichlich vorhandenen „Schaubücher", die es seit langer Zeit über Deutschland gibt. Diese Bücher machen weder den Versuch, das Beziehungsgefüge zwischen Landschaft und Mensch in Bilddokumenten zu belegen, noch gelangen ihre Verfasser zu einer geistigen Durchdringung des Aufgabenkreises. Da werden die Lanschaftsausschnitte ungefähr nach dem Gesichtspunkt von Werbeprospekten aneinandergereiht. Aber es genügte, bei einer Darstellung, wie sie Diesel vorschwebte, auch nicht mehr, etwa in den Spuren geographischer Klassiker (Ratzel) zu wandeln, denn, nachdem wir gelernt haben, „die Kamera zu handhaben wie die Feder" (Diesel), sind uns andere Mittel der Darstellung an die Hand gegeben und damit andere Wege der Wissensmethode vorgeschrieben. Noch vor zehn Jahren nahm man Bücher dieser Art in den geographischen Instituten nicht für voll. Sie galten als „Bilderbücher", die man mehr wie eine spielerische Ergänzung des wissenschaftlichen Fachschrifttums betrachtete. Heute — darf man sagen — wird sich der Geograph schnell an diese Methode gewöhnen müssen, denn „was das Bild anschaulich aussagt, das auszudrücken braucht sich die Feder nicht zu bemühen". Die rein beschreibende Darstellung kann uns nicht mehr befriedigen, denn erst „in dem Lichtbild haben wir ein wunderbares Mittel, um mit allem Zauber der Anschaulichkeit das Land sichtbar zu machen". Daher betrachte ich dieses Werk als einen zukunftweisenden Vorstoß in das Arbeitsfeld der darstellenden Geographie.

Die persönliche, man könnte sagen weltanschauliche Haltung, die der Verfasser seinem Werk zugrunde legt, ist gekennzeichnet durch die scheinbaren Gegensätze: national und sachlich, ideal und real. Er sagt, das Buch sei anzusehen als ein Bekenntnis zu einer idealen und nationalen Sachlichkeit, womit er betont, ganz ein Mensch unserer Tage zu sein, der in dem Zwang der uns täglich zufallenden völkischen und nationalen Aufgaben sich die klare Beschwingtheit des zukunftssicheren Kämpfers bewahrt hat. Er, wie Robert Petschow, der ihm die vielen Ballonaufnahmen lieferte, ist erfüllt von der „geographischen Ergriffenheit", und damit rücken beide in die verpflichtende und erzieherische Nähe von Humboldt und Ratzel.

Die Anlage des Buches ist bestimmt durch die fast dramatische Konzeption einer dreifachen Entwicklungsgeschichte deutschen Landes. Er unterordnet seine Bilddokumente den großen Kulturstufen: der Naturlandschaft I, der Kulturlandschaft II und der Maschinenzeit III. Warum nicht unter III folgerichtig von der Maschinenlandschaft die Rede ist, wird erklärt durch Diesels Ueberzeugung, daß die Maschine die Lebensform der Menschen in der Jetztzeit so einschneidend bestimmt und auch der Landschaft ihren harten Stempel eingeprägt hat (wie er an vielen Bildern nachweist), daß der Mensch von den ihm bisher immer noch bestimmenden Kräften der Landschaft sich nahezu befreit hat. Ein Zustand beunruhigend prometheischer Kräfteverschiebung ist eingetreten, und die Fragwürdigkeit seiner Dauer ist das Problem unserer Existenz.

Im Verlauf seiner Darstellung geht Diesel von der sog. Naturlandschaft aus, indem er zugleich nachweist, daß diese heute nicht mehr vorhanden ist, im Mittelalter nur noch inselhaft bestand und in ihrem Naturzustand für unsere heutige Erfahrung überhaupt schwer rekonstruierbar ist. Er beginnt daher mit den nahezu unverfälschten Formen, mit Meer, Strand, Watt, Dünen, Nehrungen usw. Die Großformen Deutschlands sind regional gegliedert in Küste, Tiefland, Mittelgebirgsland, Alpen und ihr Vorland. Immer, im ganzen Buch bringen die Bilder das Typische, nicht das Besondere oder zufällig Schöne. Immer bietet die Einzelform, der Landschaftsausschnitt die Formel für das Allgemeine und charakteristisch Deutsche. — Die Gewässer, der Himmelsstrich als Spiegel der Klimate, Pflanze und Tier in ihrem natürlichen Zustand, bilden die Abschnitte des I. Kap. Das Lesen von Flugbildern ist nicht immer leicht, deshalb helfen eingehende Unterschriften die Bilder deuten und die Orientierung erleichtern. Ein durchgehender Text führt uns in gedrängter Form in die Grundzüge der deutschen Landschaft, ihre morphologische und geologische Struktur ein. Mit wohltuender Befriedigung stellt man die unbedingte geographische Zuverlässigkeit des Autors fest, der, ohne sich in strittige Fragen der geographischen Hilfswissenschaften zu begeben, nur das unbedingt Notwendige und Gesicherte bringt. Doch findet sich in diesem Kapitel noch mancher „terminus technicus", den man um der volkstümlichen Verbreitung des Buches halber vielleicht hätte umgehen können. —

Die zweite Phase der Entwicklung handelt von der Einwirkung des Menschen auf Pflanze und Tier, im Mineralreich und im Wasser. Die ländlichen Siedlungen — das Bauernhaus, die Dörfer, das Gut — rücken in das aufgeteilte Land. Geistliche und Fürsten beginnen ihre feudalen Bauten der Landschaft einzupassen oder sie in ihrem Sinne umzugestalten. Die Stadt, aus dörflichem Ursprung oder römischer Planung entstanden, entwickelt an landschaftlich bedeutenden Punkten ihre lebensvollen Grundrisse. Freude und Entspannung findet der Mensch der Kulturlandschaft noch anspruchs- und mühelos in seiner heimischen Umgebung. —

Dann erhebt sich über allem deutschen Land das graue Schemen der Maschinenzeit. Gigantisch und abstoßend zugleich wie ein riesiges Monument, dem es an maßvoller Form mangelt. Tief in die Erde wird die Maschine vorgetrieben und bis in die Wolken sind ihre Abgase spürbar. Mahlende Schrauben treiben die Ozean-Liner durch alle Meere der Welt, und bis an die hochalpinen Bergseen klettern die Elektro-Kraftwerke. — Wir sehen da Kraftmaschinen, als die gebändigten Mächte der Zeit, Arbeitsmaschinen und Fabriken. Die Industrialisierung von Pflanze (!) und Tier, das Wühlen nach Mineralien, Waren- und Menschenmassen; Schiffahrt, Eisenbahnen und Straßen mit gestauten Fahrzeugen; das Flugwesen als letzte Annäherung, Raum und Zeit zu überwinden. —

Es ist unabweislich, daß solch fieberhafte Steigerung völkischer Energien in Formen sich vollziehen muß, die in der alten Kulturlandschaft nicht mehr zu finden sind. Das Gesicht der Provinz und Stadt verändert sich — so schnell, daß man sich nicht Zeit läßt, alte Formen ihr Leben beenden zu lassen. Die Verwaltungsapparate, Wissenschaftseinrichtungen, Vergnügungsstätten und vor allem im flachen Land die Stätten neuzeitlicher Lebensentspannung (Sportplätze, Bäder, Wochenende, Schrebergärten) bestimmen immer nachdrücklicher die Landschaft und haben teilweise ganze Striche umgestaltet. Das Buch schließt mit den großen Städten: Eine Anzahl Luftbilder dreht sich Blatt um Blatt unter unserm Blick, als säßen wir im kurvenden Flugzeug. Ein unseliger Geist scheint das Land blankgefegt zu haben, um jegliches Bauwerk in die Bannmeile der Städte zu pressen, wie einst der schutzlose Bürger sich drängte in den Mauerring der mittelalterlichen Stadt. Selbst wo die Stadtplanung charaktervoll und klar den Schauenden beeindruckt, ahnt man den Irr-Geist, der diesen Gebilden ihr fiebriges Leben verlieh. Sie sind: „alle geladen mit Problemen, Möglichkeiten, Kräften, alle zusammen auf eifriger Suche nach den Lebensformen der Zukunft." So schließt Diesel unsere Wanderung durch Deutschland; die führte vom Urstand bis in die katastrophale Zuspitzung der Kultur. —

Wir sind gewiß, daß wir Deutschen dieser Landschaften, Dörfer und Städte den Sinn der dreifachen Entwicklung begriffen haben, und daß wir allen Völkern voran am ernstesten bemüht sind, eine fernere Entwicklung anzustreben, die in das letzte Bild zukünftig manche Korrektur zeichnen wird. Aber wo Deutsche bemüht sind, über den Weg ihres Werdens aus Land und Klima sich Rechenschaft zu geben, mögen sie aus diesem Werk sich unterrichten. S. Gliewe.

Der Ostseekreis. Die Revolutionen der Geschichte des nordischen Meeres. Von Otto Weber-Krohse. 176 Seiten, 8°, in Leinen geb. 3,50 RM. Verlag Charles Coleman, Lübeck 1934.

Die Nordische Gesellschaft in Lübeck hat sich die große Aufgabe gestellt, dem deutschen Volke den Kulturkreis der Ostsee bewußt zu machen und zu zeigen, wie sich aus historischen Bindungen der Vergangenheit Fäden einer neuen Schicksalsgemeinschaft des niederdeutsch-nordischen Raumes über die Ostsee spinnen. Außer dem genannten Werke ist im gleichen Jahre ein zweites erschienen: „Die Schicksalsgemeinschaft der Ostsee" von Fred. J. Domes (Verlag Stalling, Oldenburg), das Wege weisen will für eine Zusammenarbeit zwischen dem neuen Deutschland und dem Norden. Noch halten viele dafür, daß die skandinavische Rasse müde und alt sei, noch erfahren nationalsozialistische Gedankengänge von der Demokratie in den Hauptstädten des Nordens schärfste Ablehnung, die sich zu deutschfeindlichen Kundgebungen gesteigert hat, aber daneben hat die Ueberzeugung von einer Wiedergeburt des Nordens, von einer sich anbahnenden politischen wie geistigen Neugestaltung der Verhältnisse im Ostseeraume hüben wie drüben offensichtlich an Ausdehnung gewonnen. Was die Nordische Gesellschaft von Lübeck aus vorwärtszutreiben sich bemüht, wird von den deutsch-schwedischen und deutsch-finnischen Vereinigungen in unserer Heimatprovinz in klarer Zielsetzung verfolgt, wird von Stralsund als der Brücke zum Norden seit Jahren gepflegt und gefördert. Es kann kein Zweifel daran sein, daß der deutsche Nationalsozialismus auch die nordischen Länder revolutionieren und dem dritten Deutschen Reich Aufgaben von unerhörter Größe und geschichtlicher Bedeutung stellen wird. So ist das vorliegende Werk mehr als eine nüchterne Darstellung geschichtlicher Ereignisse — so großartig die Schau auf 1000 Jahre nordischer Vergangenheit auch sein mag —, es ist ein Bekenntnis. Ein Glaube, der die Aufgabe des deutschen Volkes als Führer des Nordens und nahen Ostens aus der Geschichte des Ostseeraumes erkannt hat. Das mit souveräner Beherrschung des Stoffes glänzend geschriebene Buch zu lesen, ist ein auserlesener Genuß. F.

Gustav Adolf, Jacobus Fabricius und Michael Altenburg, die drei Urheber des Liedes „Verzage nicht, du Häuflein klein!" Von Berthold Kitzig. Göttingen 1935, Verlag von Vandenhoeck u. Ruprecht. 80 Seiten, 39 Abbildungen. Preis 3,50 RM.

Jacobus Fabricius, geboren am 19. 7. 1593 in Köslin als Sohn des Schuhmachers Joachim Schmied, hatte in Rostock Theologie und Philosophie studiert und wirkte seit 1616 in Köslin als Lehrer, seit 1619 als Diakonus. Im Jahre 1620 berief ihn Herzog Bogislaw XIV. als Hofprediger nach Rügenwalde; doch ehe er sein Amt antreten konnte, starb in Stettin Herzog Franz. Bogislaw verlegte seine Residenz dahin, und am 14. 2. 1621 trat Fabricius seinen Dienst in Stettin an. 1634 wurde er Generalsuperintendent. Bei der Neuordnung des Jahres 1641 beließ ihn die Königin Christine in seinen Aemtern und übertrug ihm noch die Pastoratsstelle an der Marienstiftskirche und die dazu gehörige theologische Professur am Fürstlichen Pädagogium. Er starb am 11. 8. 1654.

Was uns diesen Stettiner Gottesmann besonders nahe bringt, das ist die Tatsache, daß sich Gustav Adolf den Fabricius als Feldprediger erbat, und daß Fabricius den Schwedenkönig auf allen seinen deutschen Feldzügen begleitet hat; mehr noch, daß er — zusammen mit dem König — das Lied „Verzage nicht, du Häuflein klein!" dichtete. Leider wußten wir bisher sehr wenig über Fabricius. Daß es jetzt anders geworden ist, verdanken wir dem vorliegenden Werke.

Der Verfasser, Pastor in Bretleben am Kyffhäuser, führt in ausgezeichneter Klarheit den Beweis, daß das Lied „Verzage nicht . . ." in der Tat von Gustav Adolf und seinem Feldprediger Fabricius gedichtet wurde, „aus dem heißen Atem der Feldschlacht geboren", und daß der Sömmerdaer Pfarrer Michael Altenburg „die unvergleichlich schöne heldische Weise zu des Königs Kampflied" schuf. Bei dieser Beweisführung werden besonders ausführlich behandelt das Epicedion lamentabile (Klag- und Ehrenlied Gustav Adolfs) von 1632, welches den ersten Druck des Liedes enthält, ferner das in diesem Epicedion ebenfalls abgedruckte Lied „Gustav Adolf, der edle Held", endlich die Justa Gustaviana, d. i. die Leichenpredigt des Fabricius

auf Gustav Adolf. Gleich wertvoll wie der Text ist der Bilderanhang des Werkes, welcher zahlreiche photographische Wiedergaben bringt. An erster Stelle finden wir da das Epicedion; sodann sei auf die zahlreichen Porträts hingewiesen, darunter eins von Fabricius.

Was das Buch gerade für Pommern und im besonderen für Stettin so wertvoll macht, das sind die zahlreichen in ihm enthaltenen Beiträge zur pommerschen Kriegs- und Landesgeschichte und zur Stettiner Stadtgeschichte. Wir erfahren hier zum erstenmal Zuverlässiges über den Zug Gustav Adolfs durch Pommern, über den Leichenzug (der besonders strittig war) und über den Reiseweg der Königin. Eingehend werden auch Peenemünde, Wolgast und der Ruden behandelt. Von größter Bedeutung aber gerade für Stettin ist die ausgezeichnete Darstellung, welche dem Leben des Jacobus Fabricius gewidmet ist.

Den Stettinern müßte dieser bedeutende Mann ganz besonders verehrungswürdig sein. Leider aber hat er nicht einmal in der Stettiner Schloßkirche ein würdiges Gedenkzeichen. Das Buch schließt daher mit der Bitte an die Stettiner, daß sie ihren Fabricius, der hier fast völlig unbekannt ist, nun endlich ehren möge. „Der Sänger von ‚Verzage nicht', der Begleiter Gustav Adolfs auf seinen deutschen Kriegswegen, der ihn am Morgen von Lützen, da der große König für Deutschlands evangelischen Glauben starb, für seinen letzten schweren Gang zurüstete mit Schriftwort und Gebet, der müßte noch heute in Stettin eine volkstümliche Persönlichkeit sein!" Vor allem — das wünschen wir — mögen die Stettiner nicht achtlos an dem Kitzigschen Werk vorübergehen! Dr. Alfred Berg.

Aus Pommerns Geschichte. Von Adolf Viernow. Zweite verbesserte Aufl. Halle a. d. S. Hermann Schroedel. 172 S. 1 Tabelle und 4 Tafeln.

Im Jahre 1926 hat der Verfasser unter dem gleichen Titel zwei kleine Bändchen bei Herrcke und Lebeling in Stettin erscheinen lassen, die durch den pommerschen Jugendherbergsverband vertrieben worden sind. Jetzt erscheint das gleiche Werk in anderer Aufmachung in dem pädagogischen Verlag von Hermann Schroedel in Halle. Im großen und ganzen ist die vorliegende Neuausgabe ein wortgetreuer Abdruck der ersten Fassung, nur einzelne Abschnitte sind durch Einfügung von Quellenstücken aus der pommerschen Bauernordnung von 1569 und aus der Chronik von Thomas Kantzow erweitert worden. Eine wesentliche Umarbeitung hat aber die frühere Darstellung nach 1648 erfahren. Nach den Anforderungen der heutigen Zeit sind zwei Abschnitte neu hinzugekommen: die pommersche Urgeschichte, die von Eduard Stielow in Lauenburg geschrieben wurde, und die Jahre der Verelendung 1919—1932. Zur Veranschaulichung der vorgeschichtlichen Bodenfunde dienen vier Tafeln, die dem Buche beigelegt sind.

Der Verfasser hat sein Buch in erster Linie für die pommersche Jugend bestimmt, die daraus die Geschichte ihrer Heimat kennen lernen soll. Für den heimatbetonten Geschichtsunterricht in den pommerschen Schulen wird das Buch offenbar gute Dienste leisten. Wenn die pommersche Geschichte auch große, erhebende Begebenheiten wenig oder kaum aufweist, so hat sie dennoch ihre Berechtigung in der Schule; der Verfasser hat es auch verstanden, den an sich spröden Stoff in einer gut lesbaren und volkstümlichen Form darzubieten. Ob aber die kritische Betrachtung Bogislaws X. seinen immerhin beträchtlichen Verdiensten gerecht wird, mag doch einigem Zweifel unterliegen, seine fast fünfzigjährige Regierungszeit läßt zum wenigsten eine andere Auffassung zu. (Wir haben wohl in absehbarer Zeit eine eingehende Arbeit über diesen Fürsten zu erwarten, der ihn uns im Lichte der historischen Kritik näher bringen wird). Auch Zacharias Hase ist in der alten Kantzowschen Auffassung wohl richt richtig gesehen. Zu einer irrigen Auffassung könnte die Darstellung auf Seite 56 führen; was hier aus der Kantzowschen Chronik angeführt wird, bezieht sich nur auf die rügenschen Bauern, nicht aber auf die Bauern in der Gegend um Rügenwalde und Pyritz. Das beigefügte Literaturverzeichnis läßt wichtige Veröffentlichungen unbeachtet; weniger bedeutsame Schriften hätten durch wertvollere ersetzt werden können. Durch diese Ausstellungen wird aber die Brauchbarkeit des Buches nicht beeinträchtigt. Bosse.

Kirchengeschichte der Insel Rügen. Von E. Wiedemann. Stettin 1934. Verlag Fischer & Schmidt. 143 S. Preis 3 RM.

Der Verfasser ist seit einer Reihe von Jahren wohl der rührigste Heimatforscher auf Rügen. Es verdient Anerkennung und zeugt von hingebender Liebe zur Heimat, wenn Kantor Wiedemann die gewiß nicht leichte Aufgabe übernommen und in etwa drei Jahren durchgeführt hat, eine Kirchengeschichte Rügens zu schreiben. Daß die Lösung dieser Aufgabe in weitem Maße gelungen ist, beweist schon die Aufnahme des 143 Seiten umfassenden Werkes in die Buchreihe der Luthergesellschaft, Landesgruppe Pommern, deren Leiter Prof. D. Beyer in Greifswald ist. Natürlich ist die Arbeit kein Abschluß, sondern ein erster Wurf, eine tüchtige Zusammenfassung der bisherigen Einzelarbeiten über Rügens kirchliche Verhältnisse mit mancherlei eingestreuten eigenen Forschungen. Die umfangreiche Literatur ist mit gründlichster Belesenheit, wie sie nur vieljährige Beschäftigung mit der Heimatgeschichte ermöglicht, herangezogen. Die eigenen Forschungen scheinen namentlich in der interessanten und in mehrfacher Hinsicht bezeichnenden Gesangbuchfrage recht umfänglich zu sein, während der Verfasser an anderen Stellen, besonders bei den Abschnitten der Reformation und der Aufklärung darauf hinweisen muß, daß hier noch viel zu tun bleibt; für die Reformation wird die Lücke wohl nie ganz auszufüllen sein, für die Aufklärung harrt bestimmt noch wertvolles Aktenmaterial der Bearbeitung. Jedem Pommern und jedem Rüganer sei das Buch herzlich empfohlen, zumal am Schluß auch noch neunzehn schöne Abbildungen von rügenschen Kirchen usw. das Auge erfreuen. Gülzow.

Deutsche Dorfkirchen. Von Siegfried Scharfe. Verlag Karl Robert Langewiesche, Königstein i. Taunus. u. Leipzig („Die Blauen Bücher"). Mit 110 Bildern und einem Geleitwort. Preis 2,40 RM.

Der glänzend ausgestattete Band sei in einer Zeit empfohlen, die auch dem Schaffen des Volkes als dem Ausdruck von Blut und Boden die verdiente Achtung schenkt. Und er sei doppelt empfohlen um der guten Vertretung willen, die auch Pommern in der Bildsammlung erfuhr. Es handelt sich um die Bilder der Kirchen von Bobbin a. Rügen, Seebuckow, Pansin, Altenkirchen a. Rügen, Waase auf Ummanz, Brietzig, Selow, Kreis Greifenhagen, Wismar, Kreis Naugard, also um acht Gotteshäuser, die neben den z. B. nur drei „Mecklenburgern" zeigen, daß sich Pommern im Reigen des deutschen Dorfkirchenbaues durchaus sehen lassen kann. Dieses Gesamtschaffen aber zeigt neben der örtlich bedingten unendlichen und oft genug in Erstaunen setzenden Vielheit doch gewisse Gesetzmäßigkeiten, die zu größeren Gruppierungen führen. Ja, die wieder einmal unter Beweis stellen, wie man wohl innerhalb eines Volkes eine gemeinsame politische Ausrichtung herbeiführen soll und kann, wie man aber künstlerische Produktivität jeder Art nicht einheitlich kommandieren darf: es sei denn, man wollte und könnte auf jene prachtvolle Mannigfaltigkeit verzichten, die den vorliegenden Bildband so reizvoll erscheinen läßt — als Darstellung des Reichtums volksdeutschen Könnens. — Klar im Rhythmus seiner Baukörpergestalten, breit gewurzelt und mit verhaltenem Drange nach aufwärts heben sich die Kirchen Nord-

deutschlands aus der Gesamtmasse hervor. Mannigfaltig wie Mensch und Landschaften sind die Gotteshäuser in Mitteldeutschland. Einzelne Gebiete zeigen starke Sonderart. Und ähnlich ist es im Süden, wo der Katholizismus seinen Stil entwickelte, wo aber das flache Niederbayern zu Lösungen gelangt, die den norddeutschen ähneln, während die Hochalpen (Südtirol, Schweiz) der Formenfülle des übergewaltigen Gebirges umher besonders einfache und klare Baukörper entgegenstellen! — Das dem Bilderteil voraufgehende einführende Vorwort ist gedankenreich, aber im ganzen doch für den Laien nicht ausreichend. Ein wenig mehr methodisches Geschick wäre am Platze. Die Anmerkungen zu den einzelnen Bildern sind völlig unzulänglich, von Falschschreibungen abgesehen. Will man dem Besitzer des Buches die Möglichkeit geben, seinerseits das darin niedergelegte Material zu verarbeiten, ist gerade auf die Ausgestaltung der Anmerkungen der größte Wert zu legen.

Daß wir das Buch trotzdem empfehlen, ist selbstverständlich. Es bleibt in seinem Bildteile eine Tat.

Reepel.

Speldel. Eine Sammlung plattdeutscher Theaterspiele. Herausgegeben von Karl Mahnke. Verlag Fr. Mahnke, Verden (Aller).

Nr. 130/31 Jan Grotmul. En Wihnachtsspill in 4 Biller von Jep Andersen.

„ 132/33 Maimand. En lustig Spill in en Uptog von Friedr. Lange.

„ 134/35 Pulterabend. En lustiget Spill in enen Törn von G. Castens.

„ 136/37 Dischlein, deck di. Ein Weihnachtsspiel in vier Aufzügen von Werner Frommke.

„ 138/39 Dat plattdütsche Krüppenspäl vun H. A. Schmidt-Barrien.

„ 140/42 Desertörs. En ernsthaft Spill ut de Franzosentied von 1813 in 3 Akten von Karl Bunje.

„ 143/44 Hochtied in'n Dörp. En höglich Spill von Fr. Lange und Herm. Oncken.

„ 146/47 Austköst. Erntefestspiel in 2 Akten von Elisabeth Schröder.

Der Verlag Fr. Mahnke-Verden (Aller) hat sich mit den Jahren zu einem bekannten Theaterverlag für niederdeutsche Literatur entwickelt. Der niederdeutschen Bühne Stücke zu liefern, dient auch seine Sammlung „Speldel", und mancher Name, der in der niederdeutschen dramatischen Literatur Klang gewann, ist unter den Verfassern der „Speldel" zu finden. So Karl Meyer-Jelmstorf, Gert Teis, Heinr. Behnken, Wilfried Wroost, Fr. Freudenthal und der kürzlich mit dem Stavenhagenpreis ausgezeichnete Bruno Peyn. Natürlich entgeht eine Reihe, die mehr als ein Schock Stücke umfaßt, nicht immer der Gefahr, daß sie von dem beachtlichen Stand, der mit guten Werken erreicht wird, abgleitet, daß sie gelegentlich in die Gruppe der Vereinsbühne sinkt. Dazu sind die meisten Werke „en lustig Spill", „en lustig Stück", „Komödi", und wenn es in mancher Hinsicht auch leichter ist, ein plattdeutsches als ein hochdeutsches Lustspiel zu schreiben, so wäre es dennoch ein Wunder, sollten wir bei dem Mangel an hochdeutschen Komödien solche Ueberfülle von plattdeutschen haben. So braucht niemand erstaunt zu sein, unter manchem Weizenkorn auch manche Spreu zu finden, und dem Herausgeber wäre wohl zu raten, mit der Aufnahme von Stücken in die „Speldel" zugleich auch ein wägendes Werturteil abzugeben.

Unter den vorliegenden Stücken sind „Jan Grotmul" und „Dischlein, deck di" als Weihnachtsspiele für Kinder gedacht. Wir wissen, daß für die Jugend gerade das Beste gut genug ist; aber dann dient man ihr nicht mit solchen Stücken, von denen zwar nach des Herausgebers Ansicht in „Dischlein, deck di" (man beachte das Plattdeutsch des Titels!) die „Gestalten des alten lieben Märchens in meisterhafter Weise auf die Bühne gestellt sind". Allein, man sei wirklich vorsichtiger mit solchen billigen Lobsprüchen. Das Stück, aus der Schularbeit des Verfassers erwachsen, hat dort sicher seinen Zweck erfüllt, aber zum Flug in die Weite fehlen ihm doch die Flügel. Dafür verraten die „Desertörs", daß ein Dramatiker am Werk war. Wohl einer, der noch lernen muß, aber Karl Bunje wird man gern wieder begegnen. Von dem „plattdütschen Krüppenspäl", in das Lieder aus dem Bremer pld. Gesangbuch von 1583 geflochten sind, geht ein besonderer Reiz aus. Es ist der, der aus aller schlichten Volkskunst strömt, der uns in hochdeutschen Christgeburtsspielen schon oft gerührt hat. Näher und wärmer, lebendiger und eindringlicher greift dieses in plattdeutschem Gewande an unser Herz. Aehnlich sind in „Austköst" und „Hochtied in'n Dörp" in lustige Handlungen allerlei heimatliche Bräuche gestreut. So geben sie Gelegenheit, im Spiel Brauchtum und Sitte der Heimat, ihre Lieder und Sprüche zu zeigen und lebendig zu erhalten. Die Stücke wollen nicht literarisch gewertet sein; sie treiben bewußt Arbeit am Volkstum, und wenn ihnen das unter Lachen gelingt, muß man dankbar sein. Castens baut seinen „Pulterabend" in straffer Handlung auf. Die wenigen Personen sind gut gezeichnet. Man folgt ihm gern und schmunzelt mit ihm, daß eine Hochzeit noch am Polterabend in die Scherben gehen kann.

Walter Schmidt.

Handbuch der Deutschen Volkskunde. Herausgegeben von Dr. Wilhelm Peßler, Direktor des Vaterländischen Museums, Hannover, in Verbindung mit ersten Wissenschaftlern. Ueber 1200 großformatige 4°-Seiten Text, mit über 800 Textbildern in bestem Kunstdruck, Bilderbeilagen sowie zahlreichen Einschalttafeln in feinstem Vierfarbendruck. Preis pro Lieferung 1,80 RM. Bisher erschienen 4 Lieferungen.

Das „Handbuch der Deutschen Volkskunde" erweist sich immer mehr als das große, grundlegende volkskundliche Werk unserer Zeit. Es ist gleichermaßen von höchstem wissenschaftlichen und nationalen Wert, denn es zeigt, aus welchen und aus wie reichen Quellen das mannigfach zusammenströmende deutsche Volkstum gespeist wird, es zeigt die Vielheit unseres Volkes in der Einheit und umgekehrt und darf sich somit in die erste Reihe der für den Aufbau einer neuen artgemäßen Volkskultur wichtigen und notwendigen Bücher stellen. Die Form konzentrierter, mit reichem und überaus sorgsam ausgewähltem Abbildungsmaterial durchsetzter Beiträge gewährleistet größtmögliche Uebersichtlichkeit und Handlichkeit. Das Wesentlichste ist jedoch, daß sich unsere besten Sachkenner zu dieser umfassenden, in die Tiefe dringenden Ueberschau über unser volkstümliches Kulturgut vereinigt haben. Es ist wirklich eine „Wissenschaft vom Lebendigen", wie Peßler in seinem Einführungsbeitrag über Wert und Wesen, Wirkung und Weite der Volkskunde ausführt, und sie soll als eine Angelegenheit der ganzen Nation das Wesen der Deutschheit erschließen.

Herausgegeben von der Heimatvereinigung „Unser Pommerland". Schriftleiter: Gustav Fischer, Stettin. Druck und Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin. Nachdruck der Originalbeiträge ist nur mit Erlaubnis des Verlages gestattet. Alle Sendungen sind an den Verlag der Zeitschrift „Unser Pommerland", Stettin, zu richten.
Verantwortlich für den Anzeigenteil: Johannes Fischer, Stettin. DA. IV. 1225.

Verlagsort Stettin 20. Jahrgang 1935, Heft 3/4

Unser Pommerland

Monatsschrift für das Kulturleben der Heimat



Sonderheft „Das Land Bublitz"

Herausgegeben von der Heimatvereinigung „Unser Pommerland" / Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin

Gebrüder Horst Stettin

GEBRÜDER HORST STETTIN

Eingetragenes Warenzeichen

Paradeplatz 18, 19, 20, 21, 22, 23
Gr. Wollweberstraße 19, 20, 21, 22

Modewaren und Ausstattungen

Fernsprecher: Sammel-Nummer 255 11

C. DRUCKER Gegr. 1879
Inh. J. EVERS
Stettin, Roßmarkt 4

I

ist das Spezialgeschäft Pommerns
für Wäsche-Ausstattungen
Leinen / Baumwollwaren / Betten

Hotel Gust
Stettin
Grüne Schanze 15
Fernsprecher 374 79

Gut bürgerliches Haus
nahe beim Bahnhof, Post, Rathaus, Amts- und Landgericht, empfiehlt seine behaglich eingerichteten 63 Zimmer mit Warmwasserheizung, sowie Speisen und Getränke zu soliden Preisen
Autogaragen — Tankstelle

Rud. Kunstmann Nachf.
Goldschmied
Kesseler
Stettin, Paradeplatz 12
Gegr. 1898
Werkstatt für Schmuck und Silbergerät
Lassen Sie sich unverbindlich beraten
Jagdschmuck
Gold- u. Silberwaren, Uhren, Bestecke

Neben Stallmistdüngung ist geregelter Kalkzustand die Voraussetzung für den Erfolg jeder landwirtschaftl. Maßnahme. Wer gesundes Futter für die Tiere und gute Ernten haben will, dünge rechtzeitig und ausreichend mit

Zarnglaffer Kalk!

Vereinigung Nordostdeutscher Kalk- und Mergelwerke
STETTIN, Breite Straße 13
Schließfach 99 — Fernspr. Nr. 24541, Drahtanschrift: Kalkvereinigung

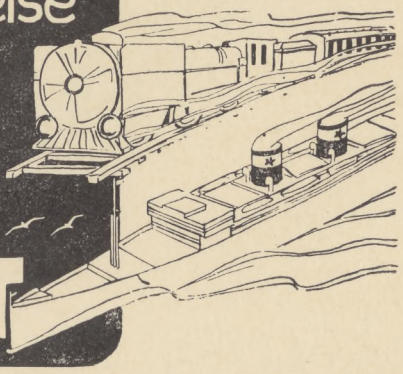
---

Handarbeiten
Reichhaltige Auswahl in gezeichneten Decken
Garne und Wolle für Pullover und Jacken
Strümpfe und Wäsche zu billigsten Preisen

ANTONIE KLEIN
frühere Mitinhaberin der Fa. Gustav Klein, Mönchenstr. 7
Pionierstraße 7



Für Bad und Reise
bringen unsere reich sortierten
Spezial-Abteilungen
Praktisches und Bewährtes in grosser Auswahl zu niedrigen Preisen!



KARSTADT
Stettin

Unser Pommerland

Monatsschrift für das Kulturleben der Heimat

Verlag von Fischer & Schmidt in Stettin

20. Jahrgang **April/Juni 1935** **Heft 3/4**

Der ehemalige Kreis Bublitz

Von Landrat Dr. Ludwig Beckhaus, Köslin

Allen Wanderern, die sich die Landschaft unserer ostpommerschen Heimat ansehen wollen, empfehle ich den Besuch des Bublitzer Ländchens. Berg und Tal, weite Wälder, Wiesen und Felder, träumerisch gelegene Seen, malerisch gelegene Dörfer auf dem Baltischen Höhenrücken erfreuen das Auge. Es handelt sich um ein Gebiet von 710,76 qkm mit einer Einwohnerschaft von 22 183 Menschen, das den ehemaligen Preis Bublitz bildete. Die geringe Bevölkerungsdichte von 31 Menschen auf den Quadratkilometer weist schon darauf hin, daß leider Grund und Boden, Handel und Gewerbe nur wenigen Menschen Nahrung gibt. Der Boden ist wenig fruchtbar und das Klima verhältnismäßig rauh.

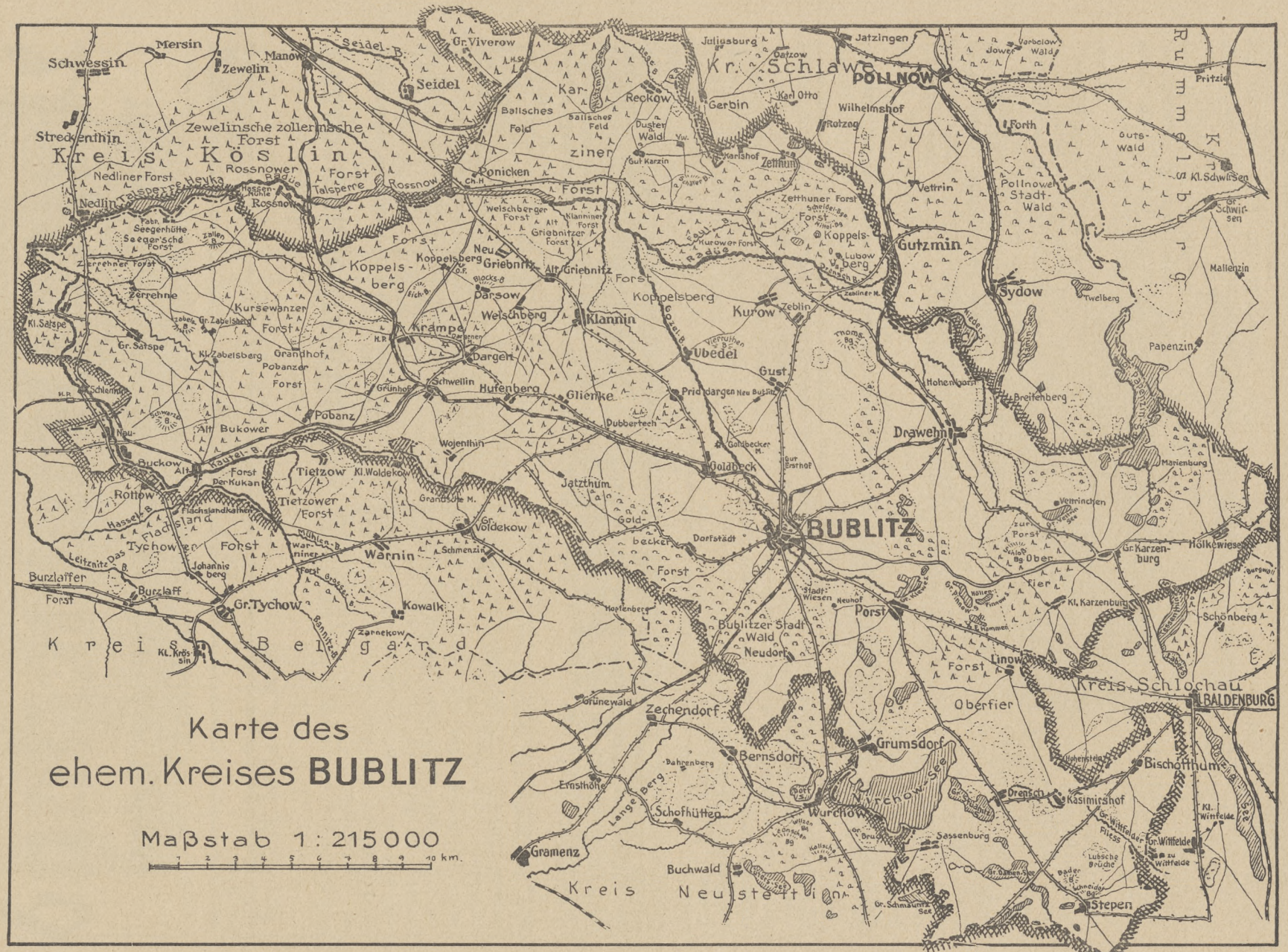
Die einzige Stadt dieser Gegend ist die ehemalige Kreisstadt Bublitz mit über 6000 Einwohnern. Hier laufen alle Straßen und Eisenbahnlinien zusammen, und hier kauft die Landbevölkerung ihren Bedarf.

Bis zum Jahre 1872 gehörte der Bublitzer Bezirk zum Fürstentumer Kreise, der sich von Kolberg über Köslin bis Bublitz erstreckte. Erst im Jahre 1872 entstand der Bublitzer Kreis unter Abtrennung vom Fürstentumer Kreise, wohl mit Rücksicht darauf, daß ein so weit vom Sitz der Kreisverwaltung abgelegener Bezirk besser einen eigenen Landkreis bilde, zumal er sich von dem Kolberger und Kösliner Wirtschaftsgebiet wesentlich unterscheidet.

In der Zeit seiner Selbständigkeit hat der Kreis Bublitz sich erfolgreich bemüht, durch mannigfache Einrichtungen die Belange der Bevölkerung zu befriedigen und ihren Wohlstand zu heben. Der Kreis baute bis zum Weltkriege 177,5 km Kunststraßen, beteiligte sich an dem Bau der Kleinbahn Köslin—Bublitz—Belgard, errichtete ein eigenes Kreishaus, schuf ein Kreiskrankenhaus, eine Kreissparkasse mit zwei Nebenstellen in Drensch und Großkarzenburg, eine Jugendherberge am Wuhrberg und eine stattliche Landbauschule. Auch das Vereinswesen, sowohl auf dem Gebiete der Landwirtschaft wie auch in gemeinnütziger Beziehung, war recht rege. Es bestanden im Kreise 17 landwirtschaftliche Vereine und 10 Hausfrauenvereine, außerdem mehrere Feuerwehren, eine Sanitätskolonne und der Vaterländische Frauenverein vom Roten Kreuz.

Die Wandlung der wirtschaftlichen Verhältnisse, insbesondere die Wandlung der Verkehrsbeziehungen durch die Umwälzungen auf dem Gebiete des Verkehrswesens, die Steigerung der Ansprüche, die die neuen Verhältnisse an die Leistungsfähigkeit von Kreis und Gemeinden stellen und Hoffnungen auf Verwaltungsersparnisse ließen den Gedanken aufkommen, kleine Landkreise mit geringerer Steuerkraft, zu denen auch der Bublitzer Kreis mit seiner geringen Einwohnerzahl gezählt werden muß, zur Auflösung zu bringen, um sie mit anderen Kreisen zu größeren leistungsfähigeren Verbänden zusammenzulegen. So wurde am 1. Oktober 1932 der Bublitzer Kreis aufgelöst und mit dem ehemaligen Landkreis Köslin zu einem neuen Kreis Köslin zusammengelegt. Hiermit kehrte der Bublitzer Kreis zu einem Teil seines alten Fürstentumer Kreises wieder zurück, um nun mit dem Kösliner Gebiet ein neues Gemeinschaftsleben zu beginnen. Es liegt auf der Hand, daß die Bevölkerung sich nur ungern von ihrem alten, liebgewordenen Kreise trennte. Insbesondere ist für die Stadt Bublitz der Verlust des Kreis-Sitzes nicht nur kulturell, sondern auch wirtschaftlich ein schwerer, schmerzlich empfundener Schaden, der hoffentlich im Laufe der Zeit einen Ausgleich findet.

Nach der Machtübernahme durch die NSDAP. kehrt auch in diesem Bezirk infolge der Besserung der Lage der Landwirtschaft, die hier die Trägerin des Wirtschaftslebens ist, neues Leben ein. Nach den bekannt gewordenen


Karte des
ehem. Kreises BUBLITZ
Maßstab 1 : 215000
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 km.
Kreis Köslin
Kr. Schlawe
Kreis Belgard
Kreis Neustettin
Kreis Schlochau
Rummelsburg
BUBLITZ
POLLNOW
BALDENBURG
Schwessin
Mersin
Zewelin
Manow
Seidel
Gr. Viverow
Streckenthin
Zewelinsche zollernsche Forst
Nedlin
Rossnow
Ponicken
Karziner Forst
Ballisches Feld
Reckow
Gerbin
Juliusburg
Jatzingen
Wilhelmshof
Rotzog
Zethun
Vettrin
Gutzmin
Sydow
Forth
Pollnower Stadt-Wald
Kl. Schwirsen
Gr. Schwirsen
Mallenzin
Papenzin
Koppelsberg
Neu Griebnitz
Alt Griebnitz
Darsow
Welschberg
Klannin
Krampe
Dargen
Schwellin
Hufenberg
Glienke
Pobanz
Alt Bukower
Buckow
Rottow
Tietzow
Kl. Woldekow
Tietzower Forst
Wojenthin
Jatzthum
Goldbeck
Ubedel
Kurow
Zeblin
Gust
Drawehn
Hohenborn
Breitenberg
Marienburg
Vettrinchen
Gr. Karzenburg
Hölkewiese
Kl. Karzenburg
Schönberg
Porst
Linow
Oberfier
Bublitzer Stadt Wald
Neudorf
Dorfstädt
Warnin
Gr. Voldekow
Gr. Tychow
Kowalk
Burzlaff
Kl. Krössin
Zechendorf
Grumsdorf
Bernsdorf
Wurchow
Schofhütten
Gramenz
Buchwald
Sassenburg
Kasimirshof
Bischofthum
Stepen
Gr. Wittfelde
Kl. Wittfelde

Plänen über den Bau der Reichsautobahn soll diese den Bublitzer Bezirk durchschneiden, wodurch eine wesentliche Besserung der Verkehrslage erreicht werden würde. Wer den Fleiß und die Genügsamkeit der Bublitzer Bevölkerung kennt, weiß, daß auch dieser Bezirk als Glied unseres Vaterlandes und durch die Kraft und Tüchtigkeit seiner Bewohner Anteil haben wird an dem neuen Aufstieg, dem unser Vaterland entgegengeht.

Der Kreis Bublitz erdgeschichtlich gesehen

Von Kurd von Bülow

Wer mit dem Aufbau der gesamt-pommerschen Landschaft vertraut ist, wird ohne weiteres verstehen, daß der Kreis Bublitz zu den landschaftlich und landschaftskundlich reizvollsten und vielseitigsten Teilen der Provinz gezählt wird. Die mächtigsten Höhen, die weitesten Sandebenen, die deutlichsten Urstromtäler nehmen an der Zusammensetzung der Landschaft teil. Eine Wanderung in der Längsrichtung des Kreises läßt den Kundigen die Grundzüge des Aufbaues ganz Norddeutschlands erleben, läßt die Tätigkeit des eiszeitlichen Riesengletschers vor dem geistigen Auge erstehen — klarer und auf kleinerem Raum, als es sonst zumeist möglich ist.

Ehe wir anhand unserer beiden Kärtchen diese Wanderung antreten, sei es gestattet, einen flüchtigen Blick auf die eiszeitliche Entwicklung ganz Pommerns zu werfen. Dann wird es möglich sein, ohne auf Einzelheiten einzugehen, das Bild der Bublitzer Landschaft aufzunehmen.

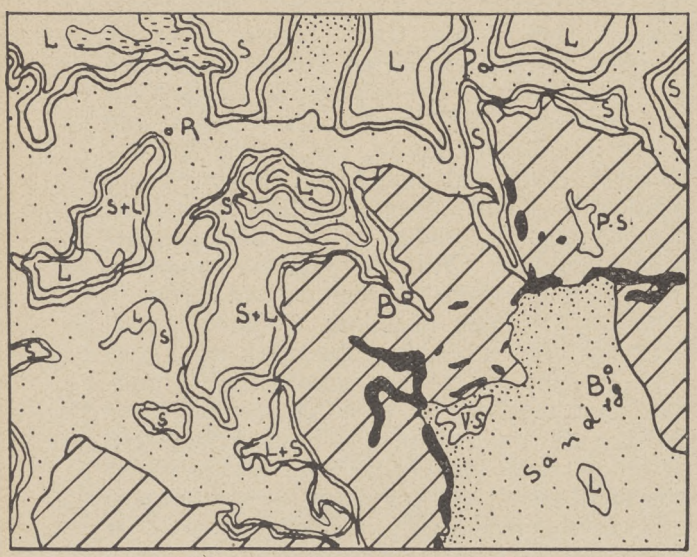
Das landschaftliche Rückgrat der Provinz ist der Landrücken. Er ist auch geologisch gesehen das Rückgrat Pommerns. Denn er bezeichnet in seiner ganzen, gewaltigen Breite — und in seiner ganzen, von jenseits Ostpreußen bis jenseits Schleswig reichenden Länge — den Bereich, in dem das letzte große Eis der Eiszeit auf seinem Rückmarsch in den heimischen Norden hier eine gewisse Zeit verharrte.

Doch man verstehe mich richtig: Das Eis als solches, das von Skandinavien ausgehend ganz Mitteleuropa überflutet hatte, konnte natürlich nicht zurückgehen. Was zurückging, war lediglich sein Rand. Oder mit anderen Worten: das Eis schmolz dahin, wurde kleiner und kleiner; es gab immer neue Flächen frei — sein Rand, der anfangs südlich von Berlin gelegen hatte, wurde immer weiter nach Norden verlegt. Denn es schmolz mehr Eis am Rande ab, als durch Nachschub von Norden her ersetzt werden konnte (— beim Vorrücken des Eisrandes war es umgekehrt gewesen —). So reichte das Eis auch einmal bis an den Landrücken. Aus Gründen, die uns erst zum Teil bekannt sind, hielten sich Abschmelzen und Nachschub vorübergehend ungefähr die Wage. Einmal überwog das Eine, dann wieder das Andere. So pendelte der Eisrand im Bereich des Landrückens vor und zurück. Der erdige, steinige Inhalt des Eises mußte daher im gleichen Maße, wie dieses schmolz, ausfallen und liegenbleiben. So häuften sich Massen von Gesteinsschutt, von Geröll, Kies, Lehm und Sand im Randbereich an. Hinzu kam, daß das Eis den Boden und auch seinen eigenen Randschutt (die „Endmoränen") um und um wühlte, daß einzelne Eisbrocken in den Boden eingebacken wurden. Als diese später schmolzen, blieb statt ihrer eine Vertiefung, ein Kessel in dem an sich schon hügeligen Gelände zurück. Und als das Eis dahingeschwunden war, blieb die „bucklige Welt" des Landrückens zurück, scheinbar regellos in ihrer Anordnung und durchzogen von einzelnen, weithin verfolgbaren Erdrücken und Geröllwällen — die „Endmoränenlandschaft" mit einzelnen, hervortretenden „Blockpackungen" oder „Endmoränen" im eigentlichen Sinne.

Da das Verschwinden des Eises sich nicht etwa so vollzog, daß der Riesengletscher das Land freigab, sondern in der Weise, daß es mit dem Nachlassen und endlichen Erstarren der Fließbewegung der plastischen Masse als mächtige Decke, in riesigen Schollen von nunmehr „totem Eis" auf dem gequälten Lande liegen blieb — kamen zu den bereits bestehenden Bodenformen neue hinzu:

Während anfangs das beim Schmelzen freiwerdende Wasser den Weg aus dem Eis heraus, nach Süden, gefunden hatte, schlug es nun neue Bahnen ein; es grub sich in das Eis selbst ein, fraß sich hindurch bis auf die Unterlage und floß nun, der Neigung der Unterlage folgend, auch nach Norden ab. Immer breiter wurden die wassergefüllten Eisschluchten, immer breiter die Täler im Boden. Da das Eis vom Rand her aufgespalten wurde und die Spalten und Schluchten sich immer weiter nach Norden in das Eis einfraßen, konnte das Wasser ebenfalls immer weiter nach Norden — eiseinwärts — vordringen. Es füllte immer nur die nördlichsten Spaltenzüge, die südlicheren — die ja höher lagen und heute noch liegen — blieben trocken. Das ging solange, bis die Sammelbecken des Eiswassers alle im Bereich der Ostsee lagen, die Eistäler auf dem Festland aber trocken waren.

Zwischen den trockenen Eisschluchten mit dem sandigen Boden lagen noch immer Platten von schmutzigem „totem Eis“. Als auch diese dahinschmolzen, blieb an ihrer Stelle ein toniger Gesteinsbrei zurück, die Grundmoräne. In ihr fand sich alles wieder, was das Eis vom Norden her an Staub, Sand, Gestein mitgebracht hatte — was es aus Skandinavien und dem Ostseebecken ausgeräumt hatte, wurde zum pommerschen Boden, der später die Heimat schollenverwachsener Menschen werden sollte — — —



25 km

Abb. 1: Die landschaftliche Lage des Kreises Bublitz.

Schraffiert = Die Endmoränenlandschaft des Landrückens; schwarz darin = die wichtigsten Endmoränenwälle.

Verlaufend punktiert = Schmelzwassersand vor der Endmoräne (sog. Sander-Flächen, auch Sandr, Sandur genannt).

Weiß, mehrfach umrandet = Die Grundmoräne hinter der Endmoräne (L = vorherrschend aus Geschiebelehm, S = vorherrschend aus Sand bestehend). An den Hängen gegen die Urstromtäler tritt der unter der Oberfläche liegende Sand zutage.

Licht punktiert = Der sandige Boden der eiszeitlichen Täler in End- und Grundmoräne.

Wagerechte Striche = Moor.

P. S. = Papenzinsee, V. S. = Virchow-See, B = Bublitz, B'g = Baldenburg, P = Pollnow, P'n = Polzin, R = Roßnow.

Wer mir bis hierher gefolgt ist, wird das erste Bildchen, das die geologische Lage des Bublitzer Kreises zeichnet, ohne weiteres auszudeuten wissen.

Um den Virchow-See herum, auf Baldenburg und Neustettin zu, dehnen sich weite, flachwellige Sandfelder — die Karte benennt sie mit dem in der Geologie gebräuchlichen altisländischen Worte „Sandr“ (Sander, Sandur); wir erkennen in ihnen die Spuren und den Niederschlag der gewaltigen Schmelzwassermengen, die dem Eisrand entquollen, als er auf dem Landrücken verhielt. Hier und da läßt sich auch noch feststellen, an welchen Stellen das Eis das Wasser in das eisfreie Vorland entließ: Solch ein ehemaliges „Gletschertor“ wird z. B. durch den Virchow-See selbst bezeichnet. Die Täler, die sich in ihm treffen, sind die Spuren der Eisspalten, die das Wasser nach außen leiteten. Selbst auf unserer kleinen Abbildung läßt sich der in die Endmoräne — den ehemaligen Eisrand — einspringende Winkel erkennen. Natürlich gab es auf der langen Strecke des Eisrandes zahlreiche weitere Gletschertore. Denn eines allein wäre wohl schwerlich imstande gewesen, die ungeheuren Sandmassen durchzulassen, die mit dem Schmelzwasser aus dem Eise kamen und mit ihm das ganze Land bis zum alten Netze-Urstromtal überschwemmten. (In diesem fand dann das Wasser allein den Weg nach Westen und endlich zum Meer).

Nur wo Fetzen toten Eises zurückgeblieben waren, konnte das Wasser naturgemäß keinen Sand ablagern. An solchen Stellen finden wir daher mitten im Sandmeer Inseln von lehmiger Grundmoräne (Abb. 1).

Mit deutlicher Grenze stößt der Sander an die Endmoräne. Zumal zwischen Virchow-See und Neustettin ist die Grenze von seltener, modellhaft schöner Schärfe; denn hier setzt die Endmoränenlandschaft sofort mit einem der erwähnten Blockwälle ein. Meist aber ist der Uebergang vom Sander zur Moränenlandschaft trotz aller Deutlichkeit doch allmählich. Es ist dann höchstens möglich, die Grenze auf einige hundert Meter genau festzulegen. Das ist ja auch nicht verwunderlich, wenn man bedenkt, daß das Eis gelegentlich wohl auch einmal bis in den Sander vorstieß und auch ihn mit umpflügte. Kommen wir aber nur einige hundert Meter in die bucklige Landschaft hinein — die einen beträchtlichen Teil des Kreises ausmacht —, so wird uns der Gegensatz zum Sander einleuchtend klar. Und wenn nicht hier und da einmal ein Hügelkamm auf längere Strecke hin aushielte — wir würden kaum eine Regel im Hügelgewirr erkennen können. So aber sind die blockreichen Streifen, da sie gegen Regen und Wind widerstandsfähiger sind als der weichere Lehm- und Sandboden in ihrer Umgebung, von Wind und Wetter wunderschön herausgearbeitet. Wir erkennen in ihnen Linien, auf denen der ewig unruhige Eisrand doch einmal für kurze Zeit wirklich ausruhte und seinen Moräneninhalt schön säuberlich vor sich aufschüttete. Solcher Wallreihen vermag man von Ostpreußen bis Holstein zwei besonders deutliche zu unterscheiden. Auch unser Kärtchen zeigt deutlich die Bruchstücke von einer — vom Eis her gesehenen — äußeren und einer inneren „Hauptendmoräne“. Daß das Bild im einzelnen viel verwickelter ist, darf

uns bei einer ersten Uebersicht nicht anfechten. Denn es ist oft gar nicht möglich, einzelne Moränen-Kämme der einen oder der anderen zuzuweisen. Außerdem ist natürlich noch die ganze weite „Endmoränen-Landschaft", die auf unserem Kärtchen schraffiert dargestellt ist, von Bruchstücken durchsetzt: so finden sich „Blockpackungen" noch unweit von Bublitz selbst (Abb. 2). Und wer will Ordnung im Endmoränenwirrwarr um Papenzin-See und Steinberg erkennen?! Wer auch will entscheiden, ob die lebhaften Geländeformen an Tälern und Schluchten immer nur vom Wasser herausgearbeitet worden sind oder ob sie nicht schon z. T. wenigstens von Hause aus als Endmoränenstücke „unruhig" gestaltet waren?! Man sehe sich unter diesem Gesichtswinkel z. B. einmal die herrliche Sydower Gegend an!

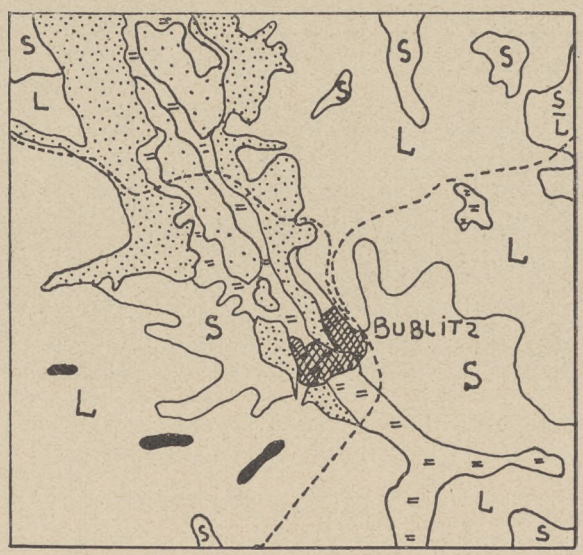
Oben war die Rede davon, daß das Eis auch einmal seine Nase in die Schmelzwassersand-Ebene steckte, die es doch eigentlich schon freigegeben hatte. Das scheint besonders in einem Gebiet der Fall gewesen zu sein, das zwar nicht mehr zum Kreis gehört, aber doch auf Abb. 1 noch teilweise dargestellt ist: in der östlich von Baldenburg weit über die Endmoräne nach Süden vorstoßenden Moränenhalbinsel im Sandmeer. Ihre Landschaftsformen sind die der „kuppigen" Moräne. Offenbar hat hier ein kleiner Eislappen einen Sondervorstoß von kurzer Dauer gewagt.

Ferner war die Rede davon, daß das Schmelzwasser des Eises, nachdem dieses erstarrt war, sich dem Gefälle folgend auch nach Norden wandte, wobei es die vorhandenen Eisspalten benutzte und ausweitete. Solcher Wasserwege zeigt Abb. 1 vier oder — wenn man so will — fünf. Man versuche einmal, diese Talzüge, die tief in die bucklige Landschaft von Norden her eingreifen, nach den Wasserläufen zu bestimmen, die heute in ihnen fließen. Das kann nicht schwer sein; denn Bublitz (B.) liegt am mittelsten derselben.

Nach der allgemeinen Schilderung und der Abbildung 2 dürfte es ebenfalls nicht schwer sein, sich ein Bild von diesen Tälern zu machen: Sie sind so tief in die Oberfläche eingeschnitten, daß der unter der obersten Lehmschicht liegende kiesige Sand in mächtigen Schichten am Hange zu Tage tritt. Dieser, der sog. „Untere Sand" stammt z. T. aus der vorletzten Vereisung, z. T. aber sicher auch aus der Zeit, als das letzte Eis herannahte und seine sandbeladenen Schmelzwässer vor sich her schickte (ähnlich, wie es — umgekehrt — beim Rückzug geschah).

Derart riesig sind die aus diesen Tälern ausgeräumten Erdmassen, daß es schwer ist, sich vorzustellen, die heutigen Wasserfäden hätten die mächtigen Rinnen eingegraben. Wir zogen ja deshalb auch die eiszeitlichen Schmelzwasserströme zur Erklärung heran.

Als das Eiswasser versiegte, blieb ein trockener, sandiger Talboden zurück — in diesen erst schnitten sich die heutigen Wässer ein, deren Rinnen ihrerseits wieder vermoorten oder auch — wie am schönsten bei Sydow — durch Kalktuff usw. ausgefüllt wurden, den das Grund- und Quellwasser aus dem ursprünglich überall kalkhaltigen Eiszeitboden mitbrachte.



5 km

Abb. 2: Die Geologie der Umgebung von Bublitz.
Kreuzweise schraffiert = Stadtgebiet.
Strichlinien = Eisenbahnlinien.
L und S = Lehm und Sand der Endmoränenlandschaft.
Schwarz = Einige hervortretende Endmoränen-Wälle.
Dicht punktiert = Der im Talhang unter der lehmigen Grundmoräne zutage tretende „untere Sand".
Weit punktiert = Der eiszeitliche, sandige Talboden, soweit er nicht von Moor (wagerechte Doppelstriche) bedeckt ist.

Talhang („Unterer Sand"), Talboden („Talsand") und Moorrinnen der Jetztzeit läßt Abb. 2 gut erkennen.

Doch selbst diese Talzüge, so gewaltig sie scheinen, verschwinden ganz neben den weit größeren „Urstromtälern", denen sie das Schmelzwasser von Süden her zubrachten. Nirgends ist das Wesen dieser Riesentäler schöner zu beobachten, als etwa auf einer Wanderung im Ost-West-Stück des Radüe-Tales im Bereich des Meßtischblattes Klannin.

Versetzen wir uns zum Abschluß unseres erdgeschichtlichen Spazierganges in die Zeit, in der das Radüe-Tal in Tätigkeit war! Wir



Aufn. Dr. Otto Wegner

In der Wolfsschlucht bei Sydow

erhalten dabei gleichzeitig eine Vorstellung vom weiteren Verlaufe des Eisschwindens, der die hinterpommersche Ebene und ihre Talweitungen und damit die niedrigsten Teile des Bublitzer Gebietes schuf:

Die Wassermengen, die das Tal tiefer und tiefer in die umgebende Hochfläche eingruben, haben das Tal vielleicht nie zu gleicher Zeit bordvoll ausgefüllt. Vielmehr werden sie in regellosem Wechsel — wie es die Kultur den heutigen Flüssen längst unmöglich gemacht hat —, in zahllosen Armen und Gerinnen die sandige Niederung durchzogen haben. Von Süden her, wo der Landrücken kaum sichtbar emporsteigt, schimmerten hier und da noch riesige, schmutzig-braune Eisreste herüber, rieselte trübe Gletschermilch, lehmbraunes Wasser in allen Senken, von allen Hängen über den langsam auftauenden, pflanzenleeren Boden.

Im Norden war das Bild anders, gewaltiger: Noch starrte die Hochfläche bis an den Talrand heran von mächtigen Eispanzern, die mauergleich in die Höhe stiegen. Aber schon durchzogen breite Schluchten das Eis, hatte das Schmelzwasser den Panzer durchnagt und begonnen, breite Furchen in die unter dem Eise ausgetaute Grundmoräne zu reißen. Darunter kamen die Massen des Unteren Sandes zum Vorschein. Trübe Ströme ergossen sich in das Haupttal und stauten sich hier: denn nach Süden sperrte ja das ansteigende Gelände den Abfluß.

Ganz fern, am nördlichen Horizont, aber zogen sich dunkle Hügelreihen mitten durch das Eis. Bis dahin war das Eis abgestorben. Dahinter aber war es noch in Bewegung und stauchte an der Grenze zum Toteis den nächsten großen Endmoränenwall auf — dessen bedeutsamstes Stück der Gollen bei Köslin werden sollte.

Vor- und Frühgeschichte des Kreises Bublitz

Von Hans Jürgen Eggers und Hermann Bollnow*)

A. Steinzeit.

In der Eiszeit, als skandinavische Gletscher sich über die Ostsee nach Norddeutschland vorschoben und jede dauernde menschliche Besiedlung unterbanden, hat der Kreis Bublitz sein landschaftliches Gepräge erhalten. Der gebirgige Höhenzug im Südosten des Kreises verdankt den Gletschern ebenso seine Entstehung wie die zahlreichen Seen, unter denen der Virchow-See und der Papenzinsee die größten und bekanntesten sind. Und wenn der Landwirt des Bublitzer Kreises sich über den kargen, sandigen Boden beklagt, der meist nur geringe Ernten hervorbringt, so sind daran die Gletscher ebenso schuld wie an dem fetten Lehmboden

*) Eggers bearbeitete die Stein-, Bronze- und Eisenzeit, Bollnow die slawische und frühdeutsche Zeit.

anderer pommerscher Kreise, die deren Wohlstand bedingen.

Als das Eis sich langsam nach Norden zurückzog, folgten ihm in das freigewordene Neuland die ersten Menschen, Jäger und Fischer, die Spuren ihrer Anwesenheit auf pommerschem Boden hinterlassen haben („Mittlere Steinzeit").

Im Kreise Bublitz haben wir derartige Spuren freilich noch nicht feststellen können. Hier gehören die ältesten Vorgeschichtsfunde erst in die jüngere Steinzeit. Es sind meist Steingeräte, nur in wenigen Fällen Tongefäße. Diese Gegenstände können uns mancherlei über die damaligen Menschen erzählen. Die Tongefäße zeigen, daß man bereits dazu übergegangen war, die Speisen zu kochen. Die Steinsachen, meist Beile, haben verschiedenen Zwecken gedient — einige als Streitäxte, andere als Arbeitsbeile, wieder andere als Ackergeräte.

Ein Ackergerät ist der große durchlochte Steinkeil von Bublitz (Abb. 1, rechts), der die „Schar" eines Pfluges darstellt. Pflug-Schar ist allerdings nicht ganz der richtige Ausdruck, da dies ein sog. Hakenpflug war, der in die Erde nur eine Furche ritzte (während der Scharpflug die Erde gleichzeitig umlegt). Aber doch zeigt uns dieser Hakenpflug, so primitiv er vielleicht auch ist, den größten Kulturfortschritt der jüngeren Steinzeit. — Alle weiteren Errungenschaften der Menschheit sind erst durch den Ackerbau und die damit verhältnismäßig sichere Ernährungsgrundlage möglich gewesen.

Die Steinzeitfunde des Kreises Bublitz können uns aber auch noch andere Dinge erzählen. Nicht nur über den Kulturzustand, sondern auch über die Herkunft der damaligen Bewohner wissen sie manches zu melden. Die Vorgeschichtsforschung hat in den letzten Jahrzehnten durch unendliche Kleinarbeit fast für alle Gerätformen nicht nur das Alter, sondern auch die Zugehörigkeit zu bestimmten Kulturkreisen und damit Völkern festgestellt. So können wir heute z. B. sagen, daß der Pflugkeil von Bublitz einer großen südlichen Kultur angehört, die im Donaugebiet ihre Heimat hat. Ausläufer dieser Donaukultur reichen bis nach Pommern. Im Kreise Pyritz hat man bereits Gräber und Siedlungen dieser Leute festgestellt. Ob sie auch den Kreis Bublitz bewohnt haben, kann man heute noch nicht sagen. Der Pflugkeil kann auch auf dem Handelswege hierher gelangt sein. Jedenfalls aber ist er, wie wir aus Verbreitungskarten donauländischer Funde sehen können, wohl von Schlesien her, über die Grenzmark, das Tal der Küddow und den Kreis Neustettin nach dem Kreise Bublitz gelangt — auf einem uralten Handels- und Völkerwege, der auch in späteren Zeiten, wie wir noch sehen werden, für unsere Gegend von großer Bedeutung gewesen ist.

Einer ganz andern Kultur gehören die Feuersteinbeile an, die wir von mehreren Orten des Bublitzer Kreises kennen (Abb. 1, Mitte). Sie entstammen dem nordischen Kreise, der sein Zentrum in Dänemark hatte und sich über Rügen nach Vorpommern und längs der Küste bis nach Hinterpommern ausdehnte. Zwar sind die großartigsten Zeugen der nordischen Kultur, die Großsteingräber, bisher noch nicht im Kreise Bublitz nachgewiesen worden. Da aber in den Nachbarkreisen Belgard und Schlawe derartige Grabdenkmäler bereits bekannt sind, so wäre ihre Entdeckung besonders im Nordwesten des Kreises nicht ausgeschlossen.

Einer dritten Kultur, die bereits ganz an das Ende der Jungsteinzeit gehört (um 2000 vor Chr.) werden wir die beiden Tongefäße von Bublitz und Porst zuweisen müssen. Es sind Becher der sog. Oderschnurkeramischen Kultur (Keramik = Töpferei; Schnurkeramik = Tongefäße, die mit eingedrückten Schnüren verziert sind), die ihr Zentrum im unteren Odergebiet hatte und sich von dort nach Osten ausbreitete. In Porst wurde außer dem Becher auch noch eine feingearbeitete Feuersteinlanzenspitze gefunden, die gleichfalls zu den kennzeichnenden Funden dieser Kultur gehört.

B. Bronzezeit.

Die Oderschnurkeramik leitet bereits die frühe Bronzezeit ein; gelegentlich finden sich in Gräbern dieser Kultur Gegenstände aus Bronze und Gold. Zu den ältesten Bronzen im Kreise Bublitz müssen wir rechnen: die Bronzeringe von Reckow und Ubedel, die Beile von Mühlenkamp und Seeger und das Schwert von Bublitz. Die 3 schweren, massiv gegossenen Armringe von Reckow sind, da sie unverziert



Abb. 1: Beile aus der jüngeren Steinzeit

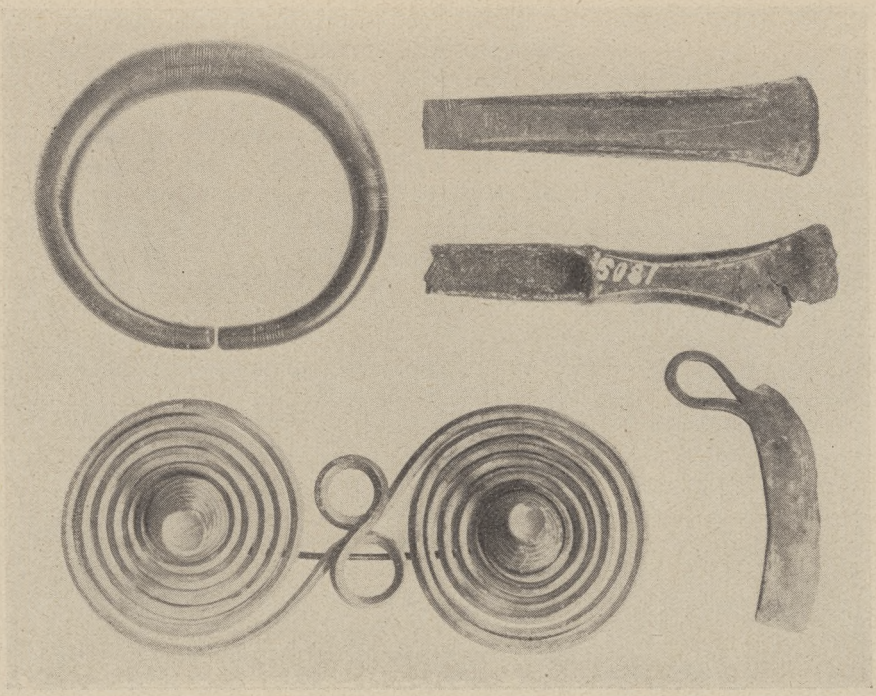


Abb. 2:
Bronzegeräte: oben ältere, unten jüngere Bronzezeit

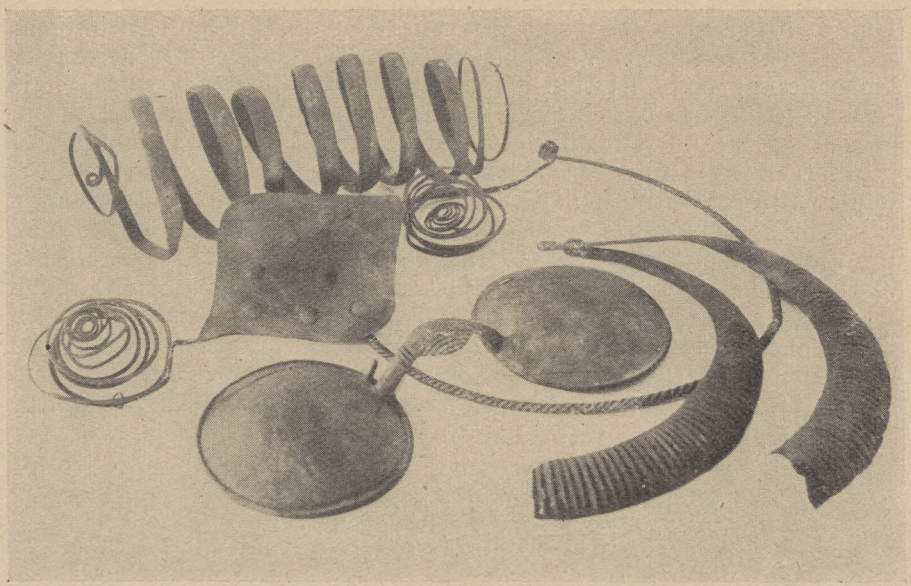
waren und eine ziemlich rauhe, unregelmäßige Oberfläche haben, wahrscheinlich gar nicht als Schmuckstück getragen worden, sondern stellen eine Art von Bronze-Barren dar.

Die gesamte Bronze mußte in jener Zeit aus dem Süden eingeführt werden: In der Norddeutschen Tiefebene kommen keine Kupfererze vor. Die Händler, die die Bronze nach dem Norden brachten, gaben den Barren häufig eine Form, die sich leicht weiter verwenden ließ. Entweder konnte man diese massiven Ringe glätten und mit eingepunzten Verzierungen versehen und sie dann als Schmuckstück tragen (wie z. B. der Fall Ubedel zeigt, Abb. 2), oder man konnte, was häufiger geschah, die Ringe einschmelzen und in neue Formen gießen. Die beiden Aexte von Mühlenkamp und Seeger (Abb. 2) sind sicher im Norden gegossen, ebenso wie das Schwert von Bublitz.

Das Beil von Seeger ist uns besonders wertvoll als erster Vorbote der germanischen Kultur, die in der Folgezeit für den Kreis Bublitz von so großer Bedeutung werden sollte. Die germanische Kultur, die sich von ihrem Zentrum in Dänemark, Südschweden und Schleswig-Holstein im Laufe der Bronzezeit allmählich über den größten Teil Norddeutschlands ausbreitete, ist von dem großen schwedischen Archäologen Oskar Montelius in sechs Zeitstufen oder Perioden eingeteilt worden. In der 2.—3. Periode reichte das germanisch-nordische Kulturgebiet bis Mecklenburg und Vorpommern (Peene), während in Mittel- und Hinterpommern noch die Nachkommen der Oderschnurkeramiker saßen. Nur vereinzelte germanische Geräte gelangten auf dem Handelswege auch nach dem Osten, wie z. B. die „Absatzaxt" von Seeger. In der 4. Periode scheint sich jedoch in Hinterpommern (in Mittelpommern liegen die Dinge verwickelter) bereits eine germanische Bevölkerung festgesetzt zu haben. Von ihr zeugen die Steinhügelgräber bei Groß-Karzenburg, in denen nordische Fibeln (Sicherheitsnadeln), Nadeln und Fingerringe gefunden wurden. In der 5. Periode geht man zur Beisetzung der Toten in Urnenfeldern über, von denen wir eins bei Goldbeck kennen, aus dem ein bronzenes Rasiermesser stammt (Abb. 2). Auch das Schwert von Hohenborn und der Schatzfund von Grumsdorf (Abb. 3) mit Fibeln, Armspiralen, Halsringen u. a. gehören der germanischen Kultur der 5. Periode an.

In dieser Zeit spaltet sich die germanische Kultur im ostdeutschen Kolonialgebiet. Im nördlichen Westpreußen und in den pommerschen Kreisen Lauenburg und Bütow bildet sich eine Sondergruppe heraus, die in der 6. Periode der Bronzezeit (800—500 vor Chr.) ihre Blüte erreicht. Die Bestattung der Toten, oft ganzer Familien, in Steinkistengräbern (Abb. 4) und die Beisetzung des Leichenbrandes in sog. Gesichtsurnen sind ihre auffallendsten Merkmale. Diese Gesichtsurnenleute hatten anscheinend das Bestreben, sich wieder nach Westen, nach Hinterpommern auszudehnen. Dort stießen sie aber auf starken Widerstand ihrer ebenfalls germanischen Nachbarn, der Urnenfelderleute, die besonders die fruchtbaren Küstenebenen im Kreise Schlawe und Köslin nicht aufgeben wollten. Daher breiteten die Gesichtsurnenleute ihre Kultur zunächst längs der Weichsel nach Süden aus, drangen dann die

Abb. 3:
Die wichtigsten Stücke aus dem Depotfund von Grumsdorf



Netze abwärts nach Westen vor und gelangten endlich die Küddow aufwärts, längs der uns bereits aus der Steinzeit bekannten Völkerstraße in den Kreis Neustettin und dann längs der Persante nach den Kreisen Belgard und Schivelbein. Auch der Kreis Bublitz ist wohl von Süden her von den Gesichtsurnenleuten besetzt worden, deren Anwesenheit durch die Gesichtsurnen von Gust und Zarnekow bezeugt wird.

Durch den Vorstoß der Gesichtsurnenleute ins Persantetal waren sie den Urnenfelderleuten in den Rücken gekommen und hatten sie in der Zange. Deren Stellung war unhaltbar, und die Urnengräber verschwinden daher auch mit dem Ende der 6. Periode. An ihre Stelle

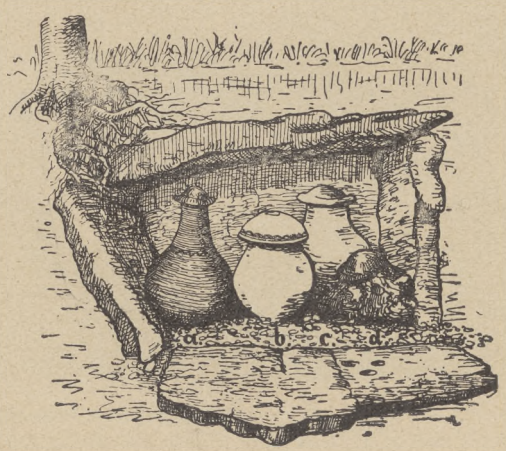


Abb. 4: Steinkistengrab von Zeblin

treten im ganzen Gebiet östlich der Rega Steinkistengräber mit Mützenurnen (Abb. 5), die eine Weiterbildung der Gesichtsurnen darstellen. Auch im Kreise Bublitz sind Mützenurnen sehr häufig; besonders zahlreich in den Steinkistengräberfeldern von Gust und auf dem Zionsberge bei Bublitz.

Die Metallgeräte der Gesichtsurnenleute beruhen teils auf germanischer Tradition, wie die Hohlwulste im Depotfund von Gust-Abbau und die Pinzette aus einer Mützenurne von Gust, teils sind es Weiterbildungen süddeutscher und italischer Formen (Kreis der sog. „Hallstattkultur"). Schon das „Antennenschwert" von Hohenborn hat seine Vorbilder in dieser Kultur, ebenso die „Brillenfibel" von Gust-Abbau (Abb. 2), die „Schwanenhalsnadeln" von Gust und vor allem die im Norden nur sehr seltene „Schälchenfibel" aus einem Steinkistengrabe bei Zeblin (Abb. 6).



Abb. 5: Mützenurne von Zeblin

C. Eisenzeit.

Wie weit die Steinkistengräberkultur zeitlich hinabreicht, ist noch nicht einwandfrei festgestellt. Die meisten Forscher rechnen damit, daß die Steinkistengräberleute um 400 vor Chr.

nach Südosten abwandern und später als Bastarnen in das Licht der Geschichte treten. Die Enddatierung der Steinkistengräberkultur wird dadurch erschwert, daß die Mützenurnen nur äußerst selten mit Metallbeigaben zusammen gefunden werden, aus denen wir auf das absolute Alter schließen könnten. Vielleicht aber wird ein neu entdecktes Gräberfeld bei Ubedel im Kreise Bublitz diese Frage klären halfen. Dort hat Dallmann im Herbst 1934 mehrere Steinkistengräber mit Mützenurnen untersucht. Dicht daneben jedoch stellte er ein ausgedehntes Gräberfeld des 1. Jahrh. vor Chr. fest. Es waren dies sog. Brandgrubengräber,

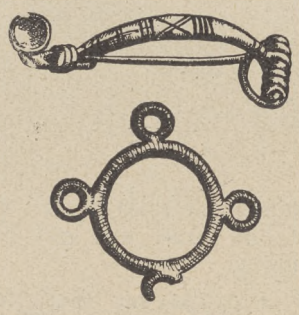


Abb. 6

Abb. 6: „Certosa"-Fibel und Bronzeanhänger aus einer Urne von Zeblin

d. h. Bestattungen, bei denen nicht, wie in der Bronzezeit, die verbrannten Gebeine des Toten sauber in eine Urne gesammelt waren, sondern der gesamte Rückstand des Scheiterhaufens, Holzkohle, Asche und Knochenreste in eine Grube geschüttet wurde. In einem der Brandgrubengräber in Ubedel fanden sich eiserne Waffen (ein Schildbuckel, Lanzen usw.), die darauf hinweisen, daß dies Gräberfeld dem Volk der Goten zugewiesen werden kann. Die Goten stammten aus Mittelschweden (Wester- und Oester-Götland) und wanderten um 150 v. Chr. (vielleicht auch etwas später) ins Weichselmündungsgebiet ein. Von dort breiteten sie sich nach Hinterpommern aus und zwar auf denselben Wegen, die uns schon aus früheren Zeiten bekannt sind. Von Osten her längs der Küste über die Kreise Lauenburg und Stolp und von Süden her längs der Netze, Küddow über den Höhenrücken. Die Persante war die Westgrenze der Goten, das Land jenseits der Persante bis zur Oderlinie wurde von dem Stamme der Burgunder besetzt, die aus Bornholm stammten.

Es ist nun die Frage, ob die Goten und Burgunder, als sie Ostdeutschland besetzten, noch Reste der dortigen früheren germanischen Bevölkerung vorfanden, also der Urnenfelder- und der Steinkistengräberleute. Für die Zeit von 400—150 v. Chr. nimmt man für gewöhnlich eine Bevölkerungsleere an. Da sich aber in letzter Zeit die Fälle häufen, wo wie bei Ubedel Steinkistengräber und Brandgrubengräber nebeneinander auf demselben Acker gefunden wurden, so ist es nicht ausgeschlossen, daß Reste der Steinkistengräberleute noch in direkte Berührung mit den neu einwandernden Nordgermanen traten. Auch manche anderen Beobachtungen sprechen dafür. Vielleicht daß die weitere Untersuchung des Gräberfeldes von Ubedel hier Klarheit schafft.

Im Kreise Bublitz sind außer bei Ubedel vor allem auch bei Bublitz selbst Brandgrubengräber der Zeit um Christi Geburt nachgewiesen worden; von dort besitzen wir eine Reihe sehr fein gearbeiteter Tongefäße, teilweise mit schwarz glänzender Oberfläche und schönen Verzierungen. In eine etwas spätere Zeit gehört ein Topfboden von Grumsdorf, der mit Hakenkreuzen in Strichtechnik geschmückt ist.

Die ersten vier Jahrhunderte nach Christi Geburt bezeichnet man als römische Eisenzeit oder auch römische Kaiserzeit. In dieser Zeit sind römische Einfuhrstücke in ganz Germanien recht häufig. Auch der Kreis Bublitz hat einige aufzuweisen: eine Silbermünze (Denar) von Kl. Satspe und eine Bronzemünze von Lubow. Vor allem aber 2 wohlerhaltene Bronzeschalen (Abb. 7) aus einem Skelettgrabe von Grumsdorf-Abbau (—seit Christi Geburt setzt sich allmählich wieder die Leichenbestattung durch). Die eine der Bronzeschalen trägt auf dem Boden die eingekratzte Inschrift PRIMVS, die darauf hinweist, daß das Stück sich früher im Besitze eines Römers befand, ehe es nach dem freien Germanien verhandelt wurde.

Aber wenn wir auch heute von dieser Zeit als einer „römischen" sprechen und wenn auch



Abb. 7: Bronzeschale von Grumsdorf

römisches Einfuhrgut damals recht häufig war, so darf uns dies nicht darüber täuschen, daß trotzdem auch eine germanisch-bodenständige Kultur bestand. Das beweisen die zahlreichen germanischen Schmucksachen jener Zeit — z. B. die schöne Bronzefibel aus Kasimirshof —, die alle germanische Arbeiten sind und nur in den

seltensten Fällen römischen Einfluß verraten. Diese Tatsache ist umso erstaunlicher, als ja die Handwerker täglich römische Erzeugnisse vor Augen hatten, und wenn sie trotzdem etwas Eigenes schufen und sich vom Fremden höchstens anregen, nie aber beeinflussen ließen, so ist dies vielleicht das beste Zeugnis für ihre geistige Selbständigkeit und Erfindungsgabe.

Die Skelettgräber der römischen Eisenzeit sind gelegentlich von Steinkreisen umgeben, wie sie uns u. a. bei Altgriebnitz erhalten sind.

Seit dem 2. Jh. nach Chr. wandern die germanischen Stämme Ostdeutschlands allmählich nach dem Süden ab und gründen auf dem Boden des Römerreiches neue Staaten. Auch

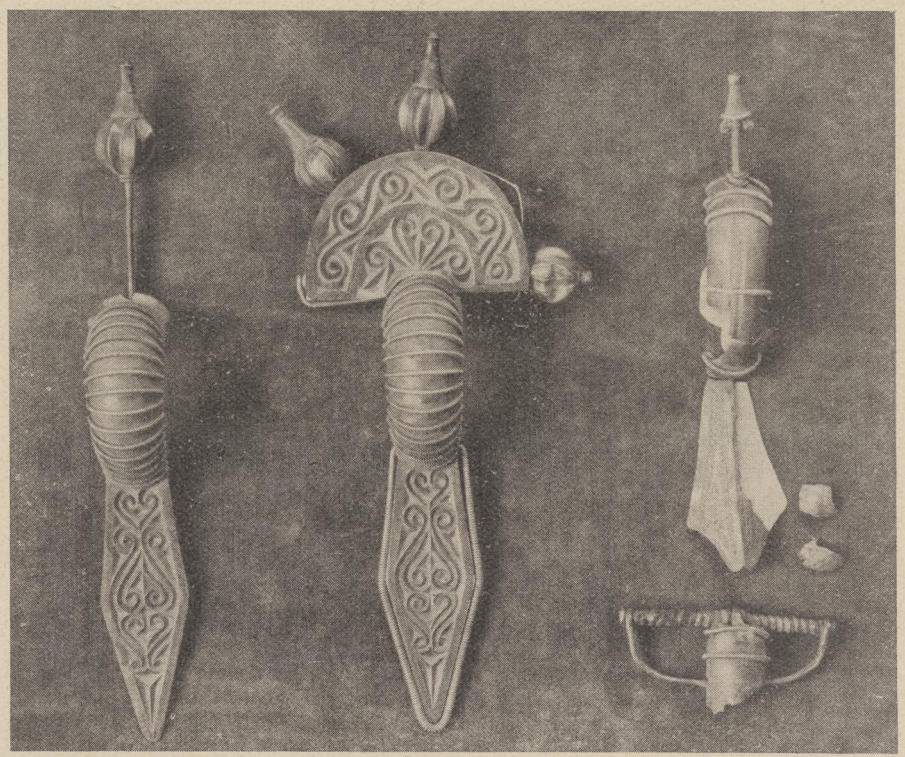


Abb. 8: Der Schatzfund von Schwellin

an den Bodenfunden können wir diese Abwanderung gut beobachten, da seit dem 4. Jh. und besonders im 5. u. 6. Jh. nach Chr. die Funde immer spärlicher werden.

Und doch hat uns ein glücklicher Zufall gerade aus dieser Periode den schönsten Fund beschert, den der Kreis Bublitz in seiner gesamten Vorzeit aufzuweisen hat. Es sind dies die 4 völkerwanderungszeitlichen Silberfibeln von Schwellin, die 1904 beim Bau einer Kleinbahn unter einem großen Stein gefunden wurden. Die beiden kleineren Fibeln sind am Fuß mit eingestempelten Kreisen, Halbkreisen und Sternen verziert, während die beiden größeren am Fuß und an der halbrunden Kopfplatte Rankenornamente in Kerbschnitt-Technik tragen, die vergoldet sind (Abb. 8).

So hoch der künstlerische Wert des Fundes von Schwellin auch ist, so wird er fast noch übertroffen durch seine Bedeutung für die germanische Siedlungsgeschichte in Ostdeutschland. Die 4 Silberfibeln stammen nach den Fundverhältnissen nicht aus einem Grab, sondern sind ein vergrabener Schatz. Und dieser Schatz von Schwellin steht in Pommern nicht allein da; von den so überaus spärlichen Funden des 5. u. 6. Jh. sind etwa $^9/_{10}$ aus Gold und Silber! Die verhältnismäßig so zahlreichen Schatzfunde mahnen uns zur Vorsicht, nicht unbedingt aus der Fundleere auf eine Besiedlungsleere zu schließen. Es kann hier auch eine Lücke in unserer Kenntnis vorliegen. Wenn sich im 5. u. 6. Jh. noch Leute in Ostdeutschland aufhielten, die reich genug waren, um sich Silberfibeln wie die Schwelliner zu leisten, so können diese Leute nicht allein hier gewesen sein, sie müssen noch eine größere Zahl von Untergebenen beherrscht haben. Daß wir diese Bevölkerung heute noch nicht stärker nachweisen können, kann z. B. damit zusammenhängen, daß es damals hier nicht üblich war, dem Toten Beigaben in größerer Zahl mitzugeben.

Wenn wir also vielleicht für das 5. und 6. Jh. noch gewisse Reste der Germanen in Pommern vermuten dürfen, so werden sie im 7. Jh. wohl doch sehr zusammengeschmolzen sein, denn aus diesem Jahrhundert kennen wir in ganz Pommern keinen einzigen Fund, und ähnlich liegt es in vielen anderen ostdeutschen Provinzen. Im 8. Jh., vielleicht erst an seinem Ende, wird dann dies von den germanischen Siedlern verlassene Land eine Beute der nachrückenden Slawen.

D. Slawenzeit.

Nachdem die Germanen Ostdeutschland und Pommern im Verlaufe der Völkerwanderung verlassen haben, rücken unmerklich — frühstens im 7./8. Jahrhundert — die Slawen ins Land. Es klafft zwischen den letzten germanischen Funden (Schwellin, Mitte des 5. Jahrhunderts) und den frühsten slawischen eine drei- bis vierhundertjährige Lücke.

Allerdings müssen die Slawen noch auf gewisse Germanenreste gestoßen sein; anders ist nicht zu erklären, daß vorslawische Flußnamen sich bis auf unsere Tage erhalten haben. Küddow, Wipper und Brahe tragen germanische Namen, einen illyrischen die Persante, der jedoch ebenfalls durch Germanen überliefert ist, da ja die Illyrer (lausitzische Kultur) schon um 500 vor Chr. Geburt Pommern verlassen haben.

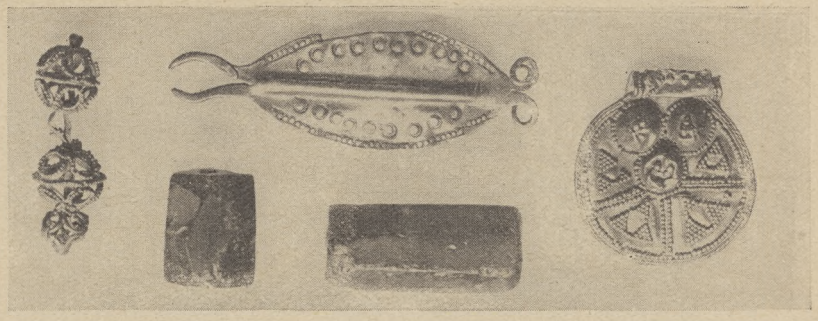


Abb. 9: Hacksilberfund von Kurow

1. Die Funde.

Noch in die mittelslawische Periode (9. bis 10. Jahrhundert) gehört vielleicht das Gefäß von Porst-Abbau. Wenn die Fundumstände richtig überliefert sind, hat es sich um eine Urnenbestattung gehandelt, während sonst nur Skelettbestattungen im Kreise bekannt sind, teils in runder Form mit Grabhügeln, teils als quadratische Steinsetzungen.

Die Beigaben sind auffällig arm; im Männergrab finden wir ein eisernes Messer in einer Lederscheide mit Bronzebeschlägen, im Frauengrab bronzene Schläfenringe. Sie gehören der spätslawischen Periode an (11.—13. Jahrhundert).

Vielleicht gilt auch für den Kreis Bublitz, was D. von Kleist im Kreise Schlawe beobachtet hat, daß in älterer Zeit Leichenbrand, in jüngerer Skelettbestattung üblich war. W. Witt hat im Kreise Stolp nur letztere festgestellt, die auch im Kreise Neustettin überwiegt [1]).

Die Zahl der Funde aus der Slawenzeit ist bisher viel zu klein, um vergleichende Ergebnisse zu erzielen. Wir kennen nicht eine einzige Siedlungsstelle, nur 4 oder 5 Ortschaften mit Gräbern, 3 Schatzfunde und allerdings die große Zahl von 11—12 Burgwällen.

Erstaunt lesen wir daher bei dem Polen Lęga folgende Ergebnisse über die Kreise Neustettin und Bublitz, die er für eine eigene Siedlungsgruppe hält [2]):

„Die Fundorte von Begräbnisplätzen wie auch von Siedlungen dieser Gruppe sind sehr zahlreich und beweisen durch ihre beträchtliche Bevölkerung die biologische Stärke dieser Gruppe, die, obgleich sie in Wäldern und auf Sandboden vom Fischfang und dem Sammeln von Waldprodukten lebte, doch anwuchs, wenn auch nicht territorial, so doch an Intensität der Siedlung innerhalb der eingenommenen Grenzen".

Allerdings muß Lęga weiter unten und auch auf seiner Fundkarte zugeben, daß bis 900 zwischen Persante, Stolpe und Neustettin kein slawischer Fund nachweisbar ist. (Den einzig eingetragenen Fundort Sydow hat er einfach vom Schreibtisch her datiert.)

Völlig aus dem Rahmen der slawischen Funde fällt das Wikingerschwert aus dem Skelettgrab von Mühlenkamp. Es lag dort sicherlich kein Wikinger begraben, sondern das Schwert ist durch den Handel in den Besitz eines Slawen gekommen. Ganz in der Nähe ist ein weiteres Wikingerschwert in einem Skelettgrab bei Sydow (Kr. Schlawe) gefunden worden; der Verbreitungskarte wollen sich diese beiden Funde (zusammen mit dem in dem Burgwall zu Altenwalde, Kr. Neustettin, gefundenen Wikingerschwert) nicht recht einfügen.

Noch deutlicher zeigen die Hacksilber- und Münzfunde den Handel und die kulturellen Beziehungen. Die Silberschätze von Dubbertech, Gust und Kurow enthalten einheimischen, orientalischen und vielleicht byzantinischen Schmuck und Münzen aus dem niedersächsisch-rheinischen Raum, vereinzelt auch aus Ungarn und

[1]) W. Lęga, Kultura pomorza, Karte Tfl. 78, Verzeichnis S. 598 ff., Bericht S. 66 ff., S. 82 f. — Im Kreise Rummelsburg gibt es Skelettgräber bei Neukolziglow und Bornzin (?), vielleicht Urnengräber bei Brünnow und Wernershof.

[2]) Lęga, Bericht S. 82 f., Karte II. — Seine Behauptung (Bericht S. 45), am Niedersee sei eine Tempelstätte gewesen, ist unzutreffend.

dem Orient. Die älteren Münzfunde dagegen sind meist rein arabisch, sie fehlen jedoch im östlichen Hinterpommern und häufen sich im Rega-Persantegebiet.

Das Vergraben derartiger Silberschätze ist eine im ganzen slawischen und wikingischen Kulturbereich verbreitete Sitte, die allerdings in Pommern mit über 100 Funden ganz besonders häufig ist.

Das Zerschneiden der Schmuckstücke und Münzen beweist ihre Verwertung als Zahlungsmittel nach Gewicht; der Kunstwert ist also nicht empfunden worden. Wir haben diese Silberschätze aufzufassen als „Hort". Der schätzefrohe Wikinger vergrub ihn, bevor er „auf den Wiking ging", oder wenn er sein Ende nahen fühlte. Wir hören ferner, daß nach den alten Gesetzen der Krieger „die erbeuteten Schätze nicht zur Erbschaft zählen sollen, und der Sohn sie nicht nach dem Vater übernehmen sollte, sondern sie in dem Grabhügel bei dem Toten liegen sollen[3])". Vielleicht haben sich diese Wikingersitten auch bei den Slawen eingebürgert.

Es liegt immer die Vermutung nahe, die Vergrabung der Schätze mit Kriegesnöten in Zusammenhang zu bringen und aus der Vergrabungszeit nach bestimmten Kriegen zu fragen. So könnten die Schätze von Gust und Kurow in die Zeit des Boleslav Chrobry gehören, der Hinterpommern zu unterwerfen trachtete (Gründung des polnischen Bistums Kolberg um 1000 n. Chr.), der Schatz von Dubbertech in die Zeit der erbitterten pommersch-polnischen Kämpfe am Ende des 11. Jahrhunderts und zur Regierungszeit des Großfürsten Boleslav Schiefmund (1102 und 1107 Kriege im Persantegebiet).

2. Die Burgwälle.

Einen weiteren Einblick in das kulturelle und politische Leben vermögen die Wallanlagen zu geben. Wir müssen dabei streng unterscheiden zwischen slawischen Burgwällen und deutschen Burgen, die meist den Flurnamen „Schloßberg" tragen.

Die adligen deutschen Ritter bauten sich ihr „Gutshaus" als „Schloß" aus Steinmauern auf unter Verwendung von Feld- oder Ziegelsteinen und Mörtel, so daß heute noch Fundamentreste und Ziegelbrocken zu finden sind. Diese Burgberge liegen dicht beim Dorf, manchmal sogar noch im heutigen Gutspark (Dargen, Kasimirshof, Neubuckow, Gust, Wojentin, Wurow, Kr. Neustettin).

Die slawischen Burgen jedoch sind reine Erdwälle, die mit Holzwerk versteift sind. Sie bedürfen viel mehr des natürlichen Schutzes als die deutschen Steintürme und suchen daher Anlehnung an Sümpfe, Seen und Flüsse. So liegen sie oft heute noch an schwer zugänglicher Stelle und in Wäldern versteckt, nur selten im offenen Gelände und in der Nähe von Ortschaften (Gerfin; Ubedel ist mir als slawische Anlage zweifelhaft).

Das beweist schon, wie gering der Siedlungszusammenhang der Slawen und Deutschen ist. Nur in seltenen Fällen — meist nur bei den großen Landesburgen, aus denen sich im 13. Jahrhundert dann deutsche Städte entwickelt haben — sind slawische Burgwälle von Deutschen weiterbenutzt worden. Es läßt



Abb. 10: Wikingerschwert von Mühlenkamp

sich sogar beobachten, wie die Deutschen sich ihre Burgen selbst in ziemlicher Nähe der alten slawischen errichteten, z. B. in Bublitz (großer und kleiner Burgwall), Schlawe, Bütow, Saatzig.

Es wäre aber falsch, daraus zu folgern, daß sich slawische und deutsche Burg als feindliche Brüder gegenüber gelegen hätten, — das gibt es bei einzelnen deutschen Ritterburgen, z. B. Liebenstein und Sterrenberg am Rhein, aber auch bei den beiden pommersch-polnischen Grenzburgen von Zantoch —, sondern die slawischen Burgen haben nicht mehr bestanden, als die Deutschen das Land in Besitz nahmen. Von dem Burgwall auf der westpreußischen Grenze bei Hölkewiese heißt es 1310, daß auf dem Berge „Bobelze" „einst eine alte Burg gestanden hätte" (1310); dient der Platz nur noch als Grenzmarkierung. So wird in Vorpommern bereits 1209 das Gebiet des Klosters Eldena durch zwei „alte" Burgen begrenzt. Die Wälle haben also damals schon keinerlei Bedeutung mehr gehabt, es sind nur noch Flurnamen.

[3]) Vatzdvelesage.

Der Burgwall auf der Buchwerderinsel im Papenzinsee liegt auf dem Schnittpunkt der alten Kreisgrenzen von Schlawe, Rummelsburg und Bublitz, so daß die Insel noch zu Althütte (Kr. Schlawe) gehört[4]). Auch die Wälle von Zerrehne und Hohenborn liegen unmittelbar an der Kreisgrenze (annähernd auch Grumsdorf und Sassenburg). Aus dieser Grenzlage kann man jedoch nicht folgern, daß das Land Bublitz ein einheitliches Burgensystem habe. Derartige Landwehre hat L. Giesebrecht seiner Zeit vermutet, und er stellt mit Hilfe der Burgwälle die Grenze zwischen dem damaligen Westpommern (Stettin) und Ostpommern (Danzig) fest, die von der Küddow über den Virchowsee durch den Kreis Bublitz verlaufen sei[5]).

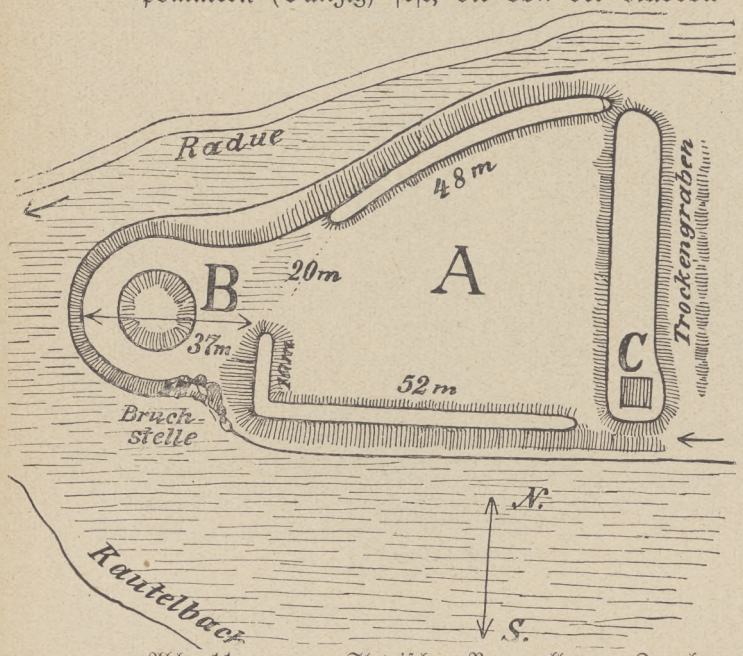


Abb. 11: Slawischer Burgwall von Zerrehne

Ein Bau derartiger Befestigungssysteme setzt einen Einheitsstaat mit starker Zentralgewalt voraus (Ordensburgen, französische Befestigungsgürtel, römischer Limes und chinesische Mauer). Die Burgwälle haben jedoch ganz lokale Entstehung, wie auch die Kolonisationsstädte des deutschen Osten. Landesherrliche Grenzburgen kennen wir nur an der Netze, als dort seit dem 10. Jahrhundert der junge polnische Staat mit Pommern zusammenstößt.

Die Verbreitungskarte der Burgwälle zeigt uns jedoch, daß diese nicht so wahllos über die Landschaft verstreut sind, sondern sich einzelne Gruppen herausheben. Sie konzentrieren sich um die alten Slawenstädte und einzelne Flußgebiete: um Demmin, Löcknitz, die untere Oder, Usedom-Wollin, Pyritz, Kolberg, die Gegend zwischen Schlawe und Stolp, um Bublitz und um Neustettin und besonders zwischen der oberen Ihna und oberen Drage.

Die Wasserscheidengebiete in der Endmoränenlandschaft erweisen sich als besonders bevorzugt, während Talsande, Heideflächen und Waldgebiete ganz ausscheiden.

Die Burgwälle liegen somit in den Räumen erhöhter wirtschaftlicher Bedeutung, die zugleich auch die politischen und kulturellen Zentren sind. Diese Gebiete lenken Handel und Verkehr auf sich, entfalten Reichtum und Macht und verlocken die feindlichen Nachbarn. So ergibt sich der natürliche Zusammenhang der Burgwälle mit den Siedlungszentren und Verkehrslinien.

Im Kreise Bublitz konzentrieren sich die Wälle auf die diluvialen Hochflächen zwischen Radüe, Gozel und der Endmoräne (Virchowsee — Groß Karzenburg — Falkenhagen) in 2 Zügen, der eine Papenzinsee—Radüe, der andere Virchowsee—Gozel. Letzterer scheint Anschluß an die Neustettiner Gruppe und den Küddowpaß von Ratzebuhr—Landeck zu suchen.

Aus der Häufigkeit der slawischen Burgwälle können wir eine starke Machtstellung der Lokalgewalten folgern, und daß eine starke Staatsspitze sich noch nicht herausgebildet hat. Es wird mächtige Grundherren gegeben haben, die zahlreiche Knechte zum Burgdienst beordern können; nur Herrentum kann Burgen bauen.

Staatliches Leben bei den ostdeutschen Slawen regt sich erst mit dem 10. Jahrhundert, wo einzelne Große sich durchsetzen (z. B. die Anfänge Polens). In diese Zeit werden auch die frühsten Burgwälle gehören, die als Monumentalbauten bestimmte Verfassungszustände zur Voraussetzung haben. Fliehburgen des Volkes sind nur dort möglich, wo ständige Kriege das Volk beunruhigen und dieses zu einheitlichem Handeln zusammenschweißen. Seine Freiheit behauptet eine Grenzbevölkerung nur, wenn sie ein eigenes Staatswesen mit starker Spitze entwickelt. So gehört zum Burgwallbau Herrentum, zum Burgensystem ein absoluter Staat.

Bei den Slawen waren die Untertanen dem Herzog zum „Burgwerk" verpflichtet; die Kolonisten werden ausdrücklich von dieser Pflicht befreit. Die Germanen und der deutsche Staat des frühen Mittelalters hat Untertanen in diesem Sinne nicht gekannt. Daher ist die Burg, so weit sie nicht Königsburg ist, ungermanisch.

Man braucht also nicht der Vorgeschichte den Vorwurf zu machen, daß sie immer nur slawische Burgen feststellt und keine germanischen. Germanisch-deutsche Eigenart spricht sich gerade darin aus, daß ihr das Herrentum und damit auch die Burg fehlt.

[4]) G. Müller, Balt. Stud. N. F. 29, S. 139 f., 167 ff., 171 f. zeigt, daß hier verschiedene Grenzschwankungen stattgefunden haben.

[5]) L. Giesebrecht, Balt. Stud. 12 (1846), S. 67 ff., vgl. dazu O. Kunkel, Pomm. Heimatpflege III (1933), S. 87 f.

Die vorslawischen Burgen in Pommern — Schöningen, Gartz a. O., Niederzahden, Stettin (?) — gehören der lausitzischen Kultur der älteren Eisenzeit an. In ihnen verteidigte sich das nordillyrische Herrentum im Odermündungsgebiet gegen die vordringenden Westgermanen.

Wenn nun im Burgwall zu Grumsdorf bronzezeitliche (stark lausitzische) Scherben gefunden worden sind, so beweist das noch nicht, daß die Wallanlage schon aus der Bronzezeit stammt, sondern nur, daß die Insel schon damals besiedelt war. Da diese Scherben aber auch im Wallinnern liegen, kann man erkennen, daß der Wall selbst erst später aufgeworfen worden ist und dabei die alten Siedlungsscherben mit in das Innere gekommen sind. Auch in die Verbreitungskarte der lausitzischen Burgen würde sich Grumsdorf gar nicht einfügen [6]).

Bemerkt sei noch, daß der Grumsdorfer Burgwall zu den größten pommerschen gehört: 150 × 200 m, Schöningen (Kr. Randow) 500 m (lausitzisch!), Rothemühl (Kr. Ueckermünde) 450 m, Tribsees (Kr. Grimmen) 450 m, Jägerhof (Kr. Greifswald) und Willershusen (Kr. Grimmen) 350 m, Bartin (Kr. Kolberg) 200 m, Garz a. R., Wusterwitz (Kr. Schlawe) und Althütte (Kr. Neustettin) 180—200 m.

E. Kolonisationszeit.

Das Bublitzer Land taucht erst erstaunlich spät in das Licht der Geschichte. Die erste Nachricht betrifft im Jahre 1288 das damals anscheinend wüste Ubedel („Uberedere bei Curowe"). Erst in der Mitte des 14. Jahrhunderts mehren sich seit Gründung der deutschen Stadt Bublitz (1340) die Nachrichten [7]).

Bis 1325 ist noch kein deutscher Flurname im Kreise bezeugt, wie auch in den Kreisen Rummelsburg, Bütow und Lauenburg, während in den andern ostpommerschen Kreisen die deutschen Flurnamen, die uns ja zugleich die deutsche Besiedlung verraten, etwa um eine Generation hinter Vorpommern und dem Odergebiet nachhinken (der Kreis Demmin hat 1225 schon 11 deutsche Flurnamen) [8]).

Die Eindeutschung des Kreises Bublitz erfolgt also erst im Laufe des 14. Jahrhunderts, etwa 100 Jahre später als die Vorpommerns. Grundlage für die deutsche Besiedlung scheint der Vertrag zwischen dem Pommernherzog und dem Kamminer Bischof vom Jahre 1273 zu sein, der die Kolonisation auch in den an die Lande Kammin und Kolberg angrenzenden „Wüsteneien" hervorrufen sollte [9]).

Damals ist das Land — so weit überhaupt — wohl noch ausschließlich von Slawen

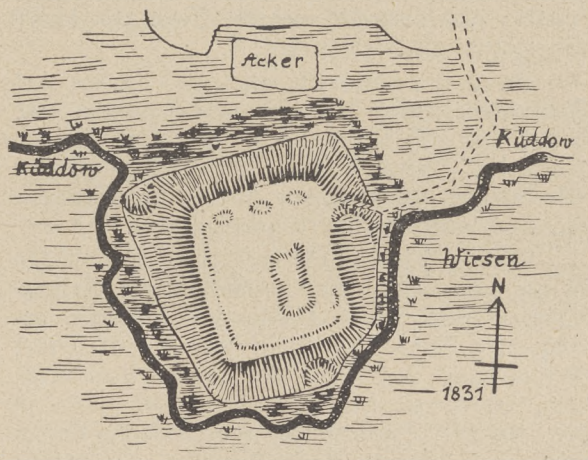


Abb. 12: Mittelalterlicher „Burgberg" von Kasimirshof (im Jahre 1831)

bewohnt gewesen. In diese Zeit fällt zweifellos auch die Zuteilung des Landes Bublitz zum Bistum Kammin, die ja unter der Bezeichnung „Fürstentum" noch bis 1872 bestanden hat [10]).

Einige geschichtliche Vermutungen lassen sich vielleicht noch für die Slawenzeit der Bub-

[6]) W. Petzsch, Die Lausitzer Kultur I in G. Lüdtke und L. Mackensen, Deutscher Kulturatlas I (1931), Tafel 15.

[7]) G. Müller, Das Fürstentum Kammin, Balt. Stud. N. F. 31 (1929) S. 158 f., 162 f., 197 ff. S. 158 f. auch Vermutungen über etwaige frühere Daten. — J. Kohte, Bau- und Kunstdenkmäler des Reg.-Bez. Köslin Bd. III (Stettin 1934) S. 101 meint, Bublitz sei schon 1262 im Besitze des Bischofs gewesen. Er meint damit die Urkunde vom 1. 2. 1262 (PUB. II 714), wo statt Bobolitz aber Bobolin zu lesen ist, vgl. die Bestätigung der dort beurkundeten Schenkung vom 3. 5. 1269 (PUB. II 886). Es handelt sich um Böbbelin, Kr. Schlawe, Salis, Balt. Stud. N. F. 13 (1904), S. 185—193; H. Hoogeweg, Stifter und Klöster der Provinz Pommern Bd. I (Stettin 1924) S. 188. — Einen weiteren Ort Bubaliz gab es bei Schlatkow, Kr. Greifswald, und ein Bobeliz in der Altmark (A. Brückner, Die slawischen Ansiedlungen in der Altmark, Leipzig 1879, S. 26. 63). Der Burgwallberg zwischen Falkenhagen, Kr. Rummelsburg, und Hölkewiese heißt 1310 Bobelze (Müller, S. 167 f.), „dort war einst eine Burg gewesen". Es wird also Jahrzehnte her gewesen sein, daß der dortige Burgwall in Benutzung gewesen ist; Kriege in Ostpommern sind aus den Jahren 1210, 1227, 1237/39, 1242, 1256, 1258, 1268, 1271/72 überliefert.

[8]) R. Holsten, Die ältesten deutschen Flurnamen in Pommern, Balt. Stud. N. F. 35 (1933), Tabelle S. 35, Karte S. 37; derf., Wie Pommern ein deutsches Land wurde. Unser Pommerland 19 (1934), S. 60 ff. und Karte der Verbreitung der deutschen Flurnamen in Pommern. M. Wehrmann, Gründung der Stadt Bublitz, Pom. Mbl. 1897, S. 86 ff. — Entsprechend der Uebergang von der slawischen Kastellaneiverfassung zur deutschen Vogteiverfassung und die deutschen Städtegründungen, vgl. Klempins Einleitung S. XXXI ff., XXXVII f. in G. Kratz, Die Städte der Provinz Pommern (Berlin 1865); W. von Sommerfeld, Geschichte der Germanisierung des Herzogtums Pommern (Leipzig 1896). O. Kunkel, Burgwallforschung in Pommern, Pomm. Heimatpflege III (1932), S. 86.

[9]) Sommerfeld, S. 214, und Müller, S. 183.

[10]) F. Curschmann, Die Landeseinteilung Pommerns im Mittelalter und die Verwaltungseinteilung der Neuzeit, Pomm. Jahrbücher 12 (1911), S. 8.

litzer Gegend aussprechen, die sich aus der Lage zur „Salzstraße" von Kolberg nach Polen ergeben. So haben vielleicht die Polenzüge des Großfürsten Boleslav Schiefmund gegen Belgard (1102 und 1107) und Kolberg (1107) den Kreis Bublitz berührt. Sicher werden die Heere — auch pommersche, die wiederholt um Nakel gekämpft haben — über den Paß von Landeck—Ratzebuhr ins Persantegebiet gezogen sein auf der „Salzstraße" von Nakel nach Kolberg, an der bei der Burg Belgard 1159 jeder Frachtwagen seinen Zoll bezahlen mußte[11]).

Auf ihr hat auch Bischof Otto von Bamberg bei seiner ersten Missionsreise Pommern verlassen. Zwischen Belgard und Usch kam Otto am 11. Februar 1125 an die öden Grenzwaldungen, die Pommern und Polen trennten. Es war eine Wald- und Heidewildnis, die sich vom Höhenrücken über das Gebiet der Heidesande bis zur Warte hin erstreckte; man brauchte mehrere Tage, um diesen Grenzsaum zu durchqueren[12]).

In der Slawenzeit war die Wald- und Heideausbreitung eine sehr viel größere und damit die Siedlungsfläche erheblich kleiner. Auch der Kreis Bublitz wird ausgedehntere Waldungen gehabt haben und in der Slawenzeit nur dünn bevölkert gewesen sein.

Wegen seiner Lage auf dem Höhenrücken ist ja noch heute seine wirtschaftliche Ertragfähigkeit und seine Siedlungsdichte sehr gering. Im Jahre 1900 war nur 46,7% seiner Gesamtfläche Ackerland (im Kreise Rummelsburg sogar nur 44,6%) gegen rund 64% in den Kreisen Schivelbein und Kolberg-Körlin (oder gar 71% im Kreise Demmin). Es wohnten 1900 im Kreise Bublitz 28 Menschen auf dem Quadratkilometer, während der pommersche Durchschnitt 56 betrug![13])

Das sind Verhältnisse, die aus der Bodenbeschaffenheit heraus erklären, daß Bublitz und Rummelsburg erst so spät eingedeutscht worden sind. Dazu kommt noch die ungünstige Verkehrslage; denn es liegt seit der Kolonisationszeit abseits der großen Kulturstraßen. Erst seitdem die Verkehrslinien Stettin—Stolp—Danzig und Küstrin—Schneidemühl—Danzig Geschichte und Kultur Hinterpommerns und Pommerellens bestimmen, also erst seit der Machtstellung der Askanier, des Ordens und der Hanse, sind Bublitz und Rummelsburg weltentrückte Gebiete. Das spiegelt noch deutlich die Eisenbahnentwicklung im Kreise Bublitz wieder.

In Zeiten aber, als Handel und Kultur in Querverbindungen über den Höhenrücken verliefen, die das Weichselknie oder das Netze-Wartegebiet mit der hinterpommerschen Küste (Kolberg) verbanden, lag Bublitz günstiger zu den damals anders gelagerten Kulturzentren. Diese Küddow-Persantelinie ist die natürliche Verbindung des Binnenlandes mit der Ostseeküste; die „Salzstraße" spielt schon vor der Entstehung Polens (10. Jahrhundert) eine Rolle. Schon brandkeramische Funde (4. Jahrtausend) lassen sich auf ihr beobachten, auch die Gesichtsurnenkultur schiebt sich auf diesem Wege ins mittlere Hinterpommern hinein, während von der Ostseeküste her die Germanen der jüngeren Bronzezeit die Persante aufwärts ins Binnenland eindringen[14]).

Nicht nur geographisch liegt der Kreis Bublitz auf der Wasserscheide zwischen Ostsee und Netze-Weichsel, sondern auch kulturell. Er wendet sein Gesicht je nach der Stärke des Hinterlandes gegen Süden als Vorposten des Ostseekreises oder gegen die Ostsee als Vorposten des Binnenlandes. Aus dieser Eigenart der Lage ergibt sich auch die vorgeschichtliche Buntheit des Kreises. Im deutschen Mittelalter wurde es zum Grenzposten des Stettiner Pommern gegen das Danziger Pommern und den Orden, zeitweise auch gegen Polen.

Bei der abgeschiedenen Lage von Bublitz in der deutschen Zeit läge es eigentlich nahe, daß sich Kaschubenreste im Kreise erhalten hätten, wie in Stolp, Bütow und Lauenburg, haben doch die alten Pomoranen nach Süden herunter bis zur Netzelinie gewohnt und in Nakel, Usch, Czarnikau, Filehne und Zantoch

---

[11]) M. Wehrmann, Geschichte von Pommern, 2. A. Bd. I (Gotha 1919), S. 57; Sommerfeld, S. 16 ff. Klempin (Kratz), S. XV f. F. Lorentz, Geschichte der Kaschuben (Berlin 1926). Es fehlt eine gründliche Untersuchung der pommersch-polnischen Beziehungen im 11. und 12. Jahrhundert, es bilden immer noch die jetzt bald 100 Jahre alten Darstellungen R. Roepell (Geschichte Polens) und F. W. Barthold (Geschichte von Pommern und Rügen) die Grundlage. — Urkunde von 1159, PUB. I 48, dort auch Zölle an der Persante- und Radüebrücke genannt.

[12]) A. Hofmeister, Zur Chronologie und Topographie der 1. Pommernfahrt des Bischofs Otto von Bamberg, Pomm. Jahrbücher 22 (1924), S. 11 f., 16, 21 ff. J. Domizlaff, Zur Prüfeninger Vita des Bischofs Otto von Bamberg, Pomm. Monatsblätter 39 (1925), S. 50. Seine Kritik an Hofmeister ist unzutreffend.

[13]) W. Witt, Die bevölkerungspolitische Lage von Pommern im Laufe der letzten 100 Jahre, Pomm. Heimatpflege III (1933), S. 214 ff. G. Müller, Die Dichte der Bevölkerung im Reg.-Bez. Köslin (Dissertation Greifswald, Anklam 1922). Vgl. auch Hartnack, Wirtschafts- und verkehrsgeographischer Atlas von Pommern (Stettin 1935); Mallmann, Der Landkreis Bublitz, in C. Cronau, Hinterpommern (Stettin 1929), S. 384 ff.

[14]) O. Kunkel, Bandkeramik, Bandkeramik in Pommern, Germania 18 (1934), S. 174 f. H. Bollnow, Vorgeschichte des Kreises Anklam (Anklam 1935), Karte I, II, IV. E. Sprockhoff, Niedersächsische Depotfunde der jüngeren Bronzezeit (Hildesheim 1932), Tafel 28, 29, 32, 34, 35; ders., Formenkreise der jüngeren Bronzezeit in Norddeutschland; Schuhmacherfestschrift (Mainz 1930), Karte 12, S. 135.

Burgen gegen die Polen gehabt[15]). Selbst in Rummelsburg gab es im 18. Jahrhundert noch Kaschubenreste, — warum in Bublitz nicht? Das hat politische und kirchliche Gründe. Das Stettiner Pommern hatte sich enger an das Deutsche Reich, das Danziger Pommern enger an Polen angeschlossen. Im 13. Jahrhundert scheint die Kastellanei Stolp (etwa die heutigen Kreise Stolp, Rummelsburg und Bütow zum polnischen Bistum Kujawien gehört zu haben, während ja das Land Bublitz dem deutschen Bistum Kammin unterstand. Im 14. Jahrhundert gehörten Stolp und Bublitz zu Pommern, Rummelsburg, Bütow und Lauenburg jedoch zum Deutschen Orden, dem die völlige Eindeutschung Pommerellens nicht gelang. Die Grenze verlief — im einzelnen nicht genau feststellbar — ähnlich wie die alte Kreisgrenze Bublitz—Rummelsburg zwischen dem Papenzinsee, dem Volzsee und Baldenburg.

Diese Grenzlinie von 1321 verband Bublitz mit Stettin und Kammin, aber Rummelsburg und Bütow mit Danzig und Kulm[16]). Daher erhält Bublitz als Stadt lübisches Recht (1340), das benachbarte Baldenburg jedoch kulmisches Recht (1385), wie auch Lauenburg (1341) und Bütow (1346), die vom Ritterorden gegründet wurden. Rummelsburg dagegen ist erst gegründet worden, nachdem das Land im Jahre 1466 (Friede zu Thorn) in pommerschen Besitz gekommen war, und zwar bezeichnenderweise mit lübischem Recht (um 1500).

Auch im Zuge der deutschen Städtegründungen läßt sich so die Verbreitung der deutschen Kolonisation verfolgen, und wir können abermals beobachten, wie der pommersche Osten erst in der Mitte des 14. Jahrhunderts erreicht wird — etwa 100 Jahre später als Vorpommern und das Odergebiet —, und zwar gleichzeitig von zwei Seiten her, vom Westen (Pommern) und vom Osten (Orden).

[15]) F. Lorentz, Geschichte der Kaschuben (Berlin 1926); derſ., Die Kaschuben, in W. Volz, Der ostdeutsche Volksboden (Breslau 1926), S. 244 ff.; derſ., Die Kaschuben, Pomm. Heimatpflege II 1931), S. 21 ff.; derſ., Geschichte der pomoranischen (kaschubischen) Sprache (Berlin, Leipzig 1925) mit Karte; H. Harmsen, Die Kaschubei, in F. Heiß-A. Hillen Ziegfeld, Deutschland und der Korridor (Berlin 1923), S. 133—143, mit Karte S. 139; M. Wehrmann, Aus der Geschichte der Lande Lauenburg und Bütow, Pomm. Heimatpflege III (1932), S. 160 ff.; W. Unverzagt, Zur Vorgeschichte des ostdeutschen Raumes, in A. Brackmann, Deutschland und Polen (München, Berlin 1933), S. 11.

[16]) Müller, S. 162 ff., 167 ff., 171 f. und Karte 3; W. Henkel, Diplomatische Geschichte der Lande Stolp und Schlawe bis zum Jahre 1317 (Stolp 1910), S. 28 f. — Lorentz, Kaschuben, S. 146 ff., betont die starken Gegensätze des westlichen Pommern (Stettin) und des östlichen (Danzig). Er hält es auch für durchaus wahrscheinlich, daß sich beide Pommern sprachlich unterschieden haben. Dann wäre das Kaschubische nur der Rest des Ostpomoranischen, während das „Westpomoranische" von Stettin bis Kolberg (oder Schlawe?) und wahrscheinlich auch in Bublitz gesprochen worden wäre. — G. Linke, Die Teilungen des Herzogtums Pommern im 16. Jahrh. Diss. Greifswald 1935.

F. Die Funde.

1. **Steinzeit** (vor 2000 vor Chr.)

Alt-Buckow: Dicknackiges Feuersteinbeil (Stett. 3537).

Bublitz: Donauländischer Pflugkeil mit Loch (Stett. 3415).
Lit.: v. Richthofen, Blätter für deutsche Vorgesch. H. 7, 1930, S. 50.
Kunkel, Germania (1934), S. 173 ff.
Schaftzapfenaxt aus Felsgestein (Stett. 3417).
Felsgesteinbeil (Stett. 3417).
Kl. Felsgesteinbeil (Bublitz).

Bublitz-Abbau: Lochaxt aus Felsgestein (Bublitz 30. 4. 23).
Tonbecher der späten Oderschnurkeramik (Bublitz A 39).

Dargen: Steinbeilfragment (Stett. 7381).
Flintmeißel (Stett. P.S. 1635).

Gust: Lochaxt aus Felsgestein (Privatbesitz).
Tongefäß mit 5 Schmuröſen (Stett. 3407).

Luisenhof: Felsgesteinbeil (Bublitz A 52).

Neuhof: 3 Lochäxte aus Felsgestein (Stett. 3770—72).

Oberfiersche Forst: 2 dicknackige Flintbeile (Stett. Ia. 1. 14 u. 33).
Lochaxt aus Felsgestein (Stett. Ia. 4. 18).

Porst: Tonbecher der Oderschnurkeramik mit Oesenhenkel (Bublitz A 31).
Feuersteinlanzenspitze (Belgard 320).

Sassenburg: Feuersteinbeil (Stett. 3773).

Ubedel: 1 Feuersteinbeil (Privatbesitz).
1 durchbohrter Steinhammer, in einem Hügelgrabe neben einer Urne gefunden (Privatbesitz).
Lit.: Stubenrauch, Mon. 7 (1893), S. 106.

2. **Bronzezeit** (einschl. frühe Eisenzeit) (ca. 2000—400 vor Chr.).

Alt-Buckow: Steinkistengräberfeld mit Urnen, darunter eine Mützenurne und eine Henkeltasse (Bublitz A 34—38).

Bublitz: „Flachkelt" (Stettiner Akten, Verbleib unbekannt).
Bronzenes Griffzungenschwert, Zunge abgebrochen (Berl. II. 6568).
2 große Bronzespiralen (Bublitz, aus Slg. Kämmerer.
Steinkistengräberfeld mit mehreren Mützenurnen; 1. Grabung 1930 (Engler): 6 Steinkisten; 2. Grabung 1933 (Dallmann): 4 Steinkisten (Funde in Bublitz A 44—46, 49).

Crampe: Urnenscherben, Bronzepinzette, — Fragment (Stett. 4669).

Dargen: Henkeltasse, aus einer Steinpackung (Stett. 1636).

Gerfin: Steinkistengräber mit Mützenurnen, Grabung Engler 1930 (Bublitz A 40/1).

Goldbeck: Bronzenes Rasiermesser mit Schlaufengriff, profiliertes Bronzeröhrchen, aus einem Urnengrabe (Stett. P.S. 1585).

Gr.-Karzenburg: Bronzene Spiralplattenfibel mit spitzovalem Bügel, Rest einer zweiten ähnlichen, Bronzenadel, Bronzefingerring; „gef. 21. Juli 1903 in den Steingräbern" (Privatbesitz).
Scherben von Mützenurnen (Stett. E. J. I. 34. 22).

Gr.-Zabelsberg: Mehrere Steinkistengräber mit Urnen, ausgegraben von Engler und Magdalinski (Stettiner Akten).

Grumsdorf: Großer Bronze-Depotfund: 1 Armspirale mit Endösen und schräger Strichelung, 2 Plattenfibeln, 2 Spiralscheibenfibeln mit rautenförmigem gebuckelten Blechbügel, 2 breite, hohle, quergerippte Oesenhalsringe, 1 glatter dünner und 1 gedrehter dünner Oesenhalsring (Stett. 528).
Lit.: H. Hering, B. St. 12 (1846), S. 174 f.
Phot. Alb. 3 Taf. 5 f.
Kossinna, Mannus 8 (1917), S. 58 f.
Kunkel, PUiB., Taf. 38, 14.

Gust: Steinkistengräber mit Mützen- und Gesichtsurnen und Metallbeigaben.
1. Grabung: Stubenrauch 1893 (Funde: Stett. 3407—12).
Lit.: Stubenrauch, Mon. 7 (1893), S. 123 f.
2. Grabung: Krause 1924/25 (Bublitz A 3—A 29).

Gust-Abbau: Bronzedepotfund: eine ostdeutsche Brillenfibel u. zahlreiche Hohlwulste (Stett. P. S. 388 u. Bublitz A 62).

Hohenborn: Bronzenes Antennenschwert, Moorfund (Stett. 3701).
Lit.: Kunkel, Aus Pomm. Urzeit, Taf. X. 16.
Kunkel, PUiB., Taf. 35, 7.
Sprockhoff, Vollgriffschwerter, S. 95, Taf. 16, 14.

Kl.-Satspe: Steinkistengrab mit Urne und Bronzefragment (Stettiner Akten).

Laubkrug b. Gerfin: Mützenurnenfragmente (Stett. E. J. I. 34. 27).

Mühlenkamp: Bronzene Randaxt (Stett. 4245).

Neubuckow: Steinkistengräber mit Urnen (Bublitz A 32).

Neuhof: Steinkistengräber mit Mützenurnen (Bublitz A 28/9, Kolberg 21, 22, 61 und 123).

Porst: Tongefäß (Bublitz A 30).

Porst-Abbau: Steinkiste mit Mützenurnen (Bublitz). Bronzenes Rasiermesser (Bublitz A 54), angeblich in der slavischen Urne A 53 gefunden.

Reckow: Depotfund von 3 massiven offenen Bronze-Armringen (Stettin 4925).

Sassenburg: Steinkistengräber (Stettiner Akten).

Schwellin: Steinkistengräber mit Mützenurnen (Stett. Akten).

Seeger: Bronzene Absatzaxt (Stett. 1805).

Ubedel: 2 bronzene, massive Armringe mit Strichverzierung, gefunden unter einem Stein (Stett. P. S. 389).
Bronzezeitliche Funde: Ringe, Plattenfibel, Tutulus, Sichel, Dolch, Lanzenspitze (Privatbesitz).
Lit.: Stubenrauch: Mon. 7 (1883), S. 106.
Steinkistengräber mit Mützenurnen und Bronzebeigaben (Grabung Dallmann 1934).

Zarnekow: Mützen- und Gesichtsurnen, Bronzepinzetten, Ringe, Kettchen, blaue Glasperlen (Verbleib unbekannt).
Lit.: Beltz, Z. f. Eth. 1900, S. 412 f.

Zeblin: Steinkistengräber mit Mützenurnen u. Bronzebeigaben, u. a. einer „Certosa"-Fibel.
Lit.: Stubenrauch, Mon. 16 (1902), S. 138 ff. m. 3 Abb.
Kossinna, Mannus 7 (1915), S. 109 m. Abb.
Petersen, Frühgerm. Kultur, S. 97 f.
Kunkel, PUiB., S. 61 f., Abb. 23 u. 24.

3. **Eisenzeit** (La-Tène-, Kaiser- u. Völkerwanderungszeit) (150 vor bis 600 nach Chr.).

Alt-Buckow: Tongefäß (Bublitz A 33).

Altgriebnitz: 2 Steinkreise, in dem einen: Skelett mit Bronzeschnalle, Grabung Kunkel (Stett. Akten).

Bublitz: La-Tène-Gräberfeld, 1895 beim Bahnbau zerstört. Urnen und Beigaben in Berlin (Ic 2644/7) und Stettin (4335).
Lit.: Stubenrauch, Mon. 10 (1896), S. 81 ff.

Grumsdorf: Verzierte Tonscherben, darunter Bodenstück mit Hakenkreuzen.

Grumsdorf-Abbau: Skelettgrab mit 2 römischen Bronzeschalen (Stett. P. S. 387).
Lit.: Kunkel, Schuhmacherfestschr., S. 324 f.
Kunkel, PUiB., Taf. 88, oben, Mitte.

Zwischen Kasimirshof und Drensch: Bronzene Augenfibel (Stett. P. S. 1593).

Kl.-Satspe: Silberdenar des Nerva (Stettiner Akten).

Lubow: Römische Bronzemünze (Stett. 1180 d).

Schwellin: 4 völkerwanderungszeitliche Silberfibeln, gefunden 1904 unter einem großen Stein (Stett. P. S. 2075 a—d).
Lit.: Kunkel, B. St. 36 (1934, S. 334, Abb. 5).

Seeger: Bronzener Reitersporn (Privatbesitz) und 2 goldene Fingerringe (eingeschmolzen), wohl Skelettgrab.
Lit.: Jahn, Reitersporn, S. 35 u. 106, Abb. 37.

Ubedel: Großes Brandgrubengräberfeld des 1. Jh. vor Chr. In einem Grabe eiserner Stangenschildbuckel, 2 verbogene Lanzenspitzen und ein eisernes Messer (Grabung Dallmann 1934).

4. **Slawen- und Kolonisationszeit.**

Alt-Buckow (?):
Slawengräber (sepulchra Slavorum) nennt die Grenzbeschreibung von 1321 (PUB. VI 3491) an der Kautel wohl in der Gegend von Alt-Buckow.
G. Müller, Balt. Stud., N. F. 31, 162 f.

Bewerhusen:
Mittelalterlicher Burgberg bei der Mühle. Steile Hänge; 25—35 m Durchmesser. Fundamentreste, mittelalterliche Eisenfunde (Pfeilspitzen) und Keramik.
Als castrum von 1339 bis 1565 bezeugt (1572 nicht mehr).
Akten Landesmuseum.
Haken, Kösliner Zusätze, S. 120.
Giesebrecht, Balt. Stud. I 314; XII b, 95.
Berghaus, S. 289 ff.
Stubenrauch, Monatsbl. 1893, S. 106 f.
G. Müller, Balt. Stud. N. F. 31, S. 200 f.

Bublitz:
a) Silberner aus Drahtgeflecht hergestellter Ring, 14—16 cm Durchmesser, nahe bei quadratischen Skelettgräbern (Ausbau).
Akten Landesmuseum, Inv.-Nr. 4244; Monatsbl. 1896, S. 63.
b) 2 Bruchstücke eines bronzenen Schläfenringes.
Landesmuseum, Inv.-Nr. 3739.
c) Der „kleine" Burgwall am Wiesenrand der Gozel, flacher, runder Hügel, ca. 80 m Durchmesser, geringe Wallreste, beackert. Slawische Scherben.
d) Mittelalterliches Schloß, der „große" Burgwall auf dem Hochufer der Gozel am Rande der Stadt, heute Anlagen. Wallreste und tiefer Trockengraben; Burgraum mit Vorwall 40×60 m. Mittelalterliche Eisenfunde (Pfeilspitzen, Messer, Hufeisen) und Keramik. 1339—1577 erwähnt. Einzelne Funde im Zeughaus.
5. Jahresber. (1832), S. 57 f.; Balt. Stud. I, 314 ff., XII a 93.
Berghaus, S. 31 ff., S. 289, 559.
Akten Landesmuseum.
Monatsbl. 1893, S. 105.
Kohte, S. 101 ff.
G. Müller, Balt. Stud. N. F. 31, S. 197 ff.
Sagen: Blätter f. pomm. Volkskunde I 98. (Spuk bei der Scharfrichterei, dort später noch Abdeckerei.) Knoop, R. 245 (Raubritter). — Bublitzer Heimatkal. 1927, S. 80—115. — Die Namensdeutung von Knoop (ebd. 1928, S. 114) als Hügel, der einst eine Befestigung getragen hat, ist falsch; er ist mit dem polnischen bób (Bohne) verwandt.

e) Spätmittelalterlicher Schatzfund von 25 Goldmünzen, die in 3 Tongefäßen beim Ausgraben eines Kellers gefunden wurden. Vergrabungszeit 1450 bis 1470. (1466 Friede von Thorn.)
Unveröffentlicht; Akten Landesmuseum.
Balt. Stud. 6 a, S. 9 f. setzen den Fund fälschlich ins 17. Jahrhundert.

Dargen:

Mittelalterliche Burg („der Wall") 200 m westl. vom Dorfausgang in Wiesen. Abgetragen. Mittelalterliche Funde (kostbarer Topfhelm des 13./14. Jahrh. im Zeughaus zu Berlin, Sporn, Hacke, Bronzegrapen). — 1362 mußten die pommerschen Herzöge das Schloß Darghen dem Bischof von Kammin herausgeben.
G. Horn, Unsere Heimat (Beilage zur Kösliner Zeitung) 1932 Nr. 14, S. 3 f.
G. Müller, Balt. Stud. N. F. 31, S. 165.
Abb. Führer durch die Waffensammlung des Zeughauses (Berlin 1921, Tfl. VIII mit ungenauer Ortsangabe. Vgl. Z. f. hist. Waffenkunde V, 34 f.; VI, 44).

Drawehn (Barenkaten):

Burgwall (das „Schlößchen") am Hochufer des Lenzbaches. Hauptburg auf der Höhe mit doppeltem Wall und einem dritten Außenwall. 100 × 180 m. Steinpackungen. Keine Funde.
Brüggemann II (1774), S. 579.
Stubenrauch, Monatsbl. 7 (1893), S. 107, möchte die Anlage eher für mittelalterlich halten.
Rosenow, Pommerland 9 (1924), S. 316, bezieht zu Unrecht Brüggemann auf den „Schloßberg" bei Neumühlenkamp (Kr. Schlawe).

Dubbertech:

Hacksilberfund: 870 g Silber (345 Münzen, meist Sachsenpfennige und westdeutsche Gepräge, unter 126 Bruchstücken 1 arabisches. — Schmuckteile, $13^2/_3$ Schläfenringe, Drahtstücken, Barrenteile), Scherben des Gefäßes. — 2. Hälfte des 11. Jahrhundert.
Akten Landesmuseum, unveröffentlicht. (Bublitz A 58.)

Gerfin:

Burgwall auf einem Höhenzug in den Bachwiesen, 1 km vom Dorf. 50 × 100 m. Bewaldet. Keine Funde.
Stubenrauch, Monatsbl. 7 (1893), S. 107.

Gr.-Karzenburg:

1. Marienburg:

a) Burgwall „Viehhof" auf der Halbinsel des Papenzinsees. 60 × 80 m, Wälle etwa 1 m hoch. Nach Süden hin Graben vorgelagert. An Südwestecke lassen Bodenerhebungen eine Turmstelle von etwa 20 m im Geviert vermuten. Keine Funde. — 300 m nördlich auf der Buchwerderinsel der schöne Burgwall von Althütte (Kr. Schlawe).
Stubenrauch, Monatsblätter 1893, S. 107 f. (Friedrichswalde.)

b) „Schloßberg" östlich vom Papenzinsee ist Hochmoor mit wallartiger Umrandung ohne jeden künstlichen Eingriff. Keinerlei Funde bekannt.
Meßtischblatt Nr. 697.

2. Neuhof:

Burgwall am Ostufer des Gillersees (mit trockenem Wallgraben?), zur Hälfte abgefahren. Slavische Scherben.
Kohlhoff, Unser Pommerland 4 (1917) S. 65.
Stubenrauch, Monatsblätter 1893, S. 108.

3. Forst Oberfier:

„Schloßberg" auf der Höhe 192 im Jagen 86. Berghaus (S. 359) rechnet ihn zu Klein Karzenburg und hält ihn für slavisch. Ich habe keinerlei Anhalt für eine Befestigung gefunden.
Balt. Stud. XII a, 93.

Grumsdorf:

Burgwall („Schwedenlager", „Wallburg") auf der Halbinsel im Virchowsee. 150×200 m, gut erhaltener Wall ca. 5 m hoch. Bronzezeitliche und slawische Funde.
Brüggemann II, 545, 563. CLIX. (Insel.)
Neue Pom. Prov.-Bl. II, 298 ff.
Balt. Stud. XII a, 90 f, 182 f; 25 a, 30 ff.
Stubenrauch, Monatsblätter 1893, S. 109, 119.
W. Kasiski, Altertümer im Neustettiner und Schlochauer Kreise (Danzig 1881), S. 14 f.
Petzsch, Deutscher Kulturatlas I, 15, zu unrecht als lausitzische Burg eingetragen.
Kohte, S. 104.

Gust:

a) Münzfund (123 Sachsen, Wenden und Ungarn). Um 1000 n. Chr. (Berlin.)
W. Petzsch, die vorgeschichtlichen Münzfunde Pommerns (Greifswald 1931), S. 52 und Karte II.

b) Mittelalterliche Burg „Wall" beim Ausbau „Rülow" völlig abgetragen; einst Hügel mit Wassergraben. Eisenfunde (Hufeisen, Steigbügel, Speere, Aexte), Holzwerk aus Eichenbohlen, Fundamente, Ziegelbrocken.
F. Manzke, Kösliner Zeitung 6. September 1933.

c) Mittelalterliche Schloßstelle mit Wassergraben beim Weylandschen Gut im Dorf. Mauersteinschutt.

Hohenborn (nicht Sydow, Kr. Schlawe):
Burgwall, im Sumpf am Niedersee beim Ausfluß der Rädüe. 50×90 m, Ringwall, nach Südwesten Graben vorgelagert und nach 40—50 m ein Vorwall. Keine Funde.
Kohlhoff, Unser Pommerland 4 (1917), S. 65.
Rosenow, ebd. 9 (1924), S. 316.
Akten Landesmuseum (Sydow).

Hufenberg:

7 runde Skelettgräber; darin Langschädel und eisernes Messer.
2. Gräberfeld, von dort Kurzschädel, 3 Schläfenringe und eine Bronzeschnalle.
Akten Landesmuseum. (Inv. P. S. 1586/87.)

Kasimirshof:

Mittelalterlicher „Schloßwall" 300 m westlich vom Gut in Küddowschlinge; abgefahren, heute dort Baumgruppe (südlich, früher nördlich der Küddow). Einst quadratischer Turmhügel mit steilen Böschungen. Fundamentreste und Mauersteine erwähnt Brüggemann (II, 543).
Balt. Stud. 3 b, 4 a, 153; 12 a, 91, 182 f.
Brüggemann, II, 540, 543.
Berghaus, S. 293;
Stubenrauch, Monatsblätter 1893, S. 119.
Kohte, S. 109.
Akten Landesmuseum (genauer Plan).
S. Abb. 12.

Kurow:

a) Burgwall „Wallberg" $2^1/_2$ km nordöstlich vom Dorf auf dem Hochufer der Radüe bei der Fuhrt, etwa 40 m über den Wiesen. Durch Schluchten geschützt. 100×100 m. Bewaldet. Funde sollen angeblich in der Schulchronik genannt sein.
Stubenrauch, Monatsblätter 1893, S. 106.

b) Hacksilberfund, Silberschmuck, Karneolperlen, Münzen (22 deutsche Adelheidspfennige, 1 polnischer Halbbraktetat und 6 Araber). Das Tongefäß nicht geborgen. — Um 1000 n. Chr.
Akten Landesmuseum. (Inv. 780, 783, 840.) Petzsch, S. 52. Abb. O. Kunkel, Pom. Urgesch. in Bildern (Stettin 1931) Tfl. 99, 16; Derf. Die Elektrizität im Dienste der Wirtschaft, September 1933, S. 12, Abb. 6 unten. S. Abb. 9.

Mühlenkamp:
Wikingerschwert aus einem Skelettgrab in einer Kiesgrube dicht beim Gutshaus. S. Abb. 10.
(Berlin, I c 644.)
A. Stubenrauch, Balt. Stud. N. F. II 122 A 3;
Derf., Monatsblätter 7 (1893), S. 124.
G. Kossinna, Mannus 21 (1929), S. 100.
W. Lega, Kultura Pomorza (Thorn 1930), S. 205, 397, Abb. Tfl. 48 a. Fundkarte O. Kunkel, Burgwallforschung, Pom. Heimatpflege 3 (1932), S. 89.
E. Petersen, Mannus 25, S. 150, Nr. 47. — Typ D oder E.

Neubuckow:
Mittelalterlicher „Burgberg" soll 1840 noch von Wallgräben und tiefem Morast umgeben gewesen sein. Grundmauern und Ziegelsteine.
Blätter f. pom. Volkskunde III 34.

Porst:
a) Burgwall auf der nördlichen Halbinsel des Großen Klevesees. 80 × 60 m. Slavische Scherben.
Balt. Stud. III b, 201 f. XII a, 93, 182 f. Stubenrauch, Monatsblätter 1893, S. 108.
b) Mittelslavisches Tongefäß mit Leichenbrand und angeblich einem bronzenen Rasiermesser.
(Bublitz A 53; Akten Landesmuseum.)
c) „Alter Schloßwall" (mittelalterlich) 2½ km südl. von Porst in den Wiesen zwischen dem Triebssee und dem Gr. Kölpinsee. Heute nur noch Lehmberg mit steiler Böschung, früher mit nassem Graben umgeben. Mittelalterliche Eisenfunde (Hufeisen) und Mauerreste. — Die Lubinsche Karte verzeichnet nach Grumsdorf zu eine Arensborch.
Berghaus, S. 337.

Reckow (Oberförsterei Dusterwald):
5 runde slawische Skelettgräber. In einem ein langschädliges Skelett (ca. 1,80 m Körperlänge) und eisernes Messer, seitlich daneben 1,40 m langes Skelett und 2½ bronzene Schläfenringe. — Ferner befinden sich im Jagen 119 noch 15 Hügelgräber.
(Akten Landesmuseum.)
E. Dallmann, Beilage zu Nr. 105 des Bublitzer Anzeiger (7. V. 1934).

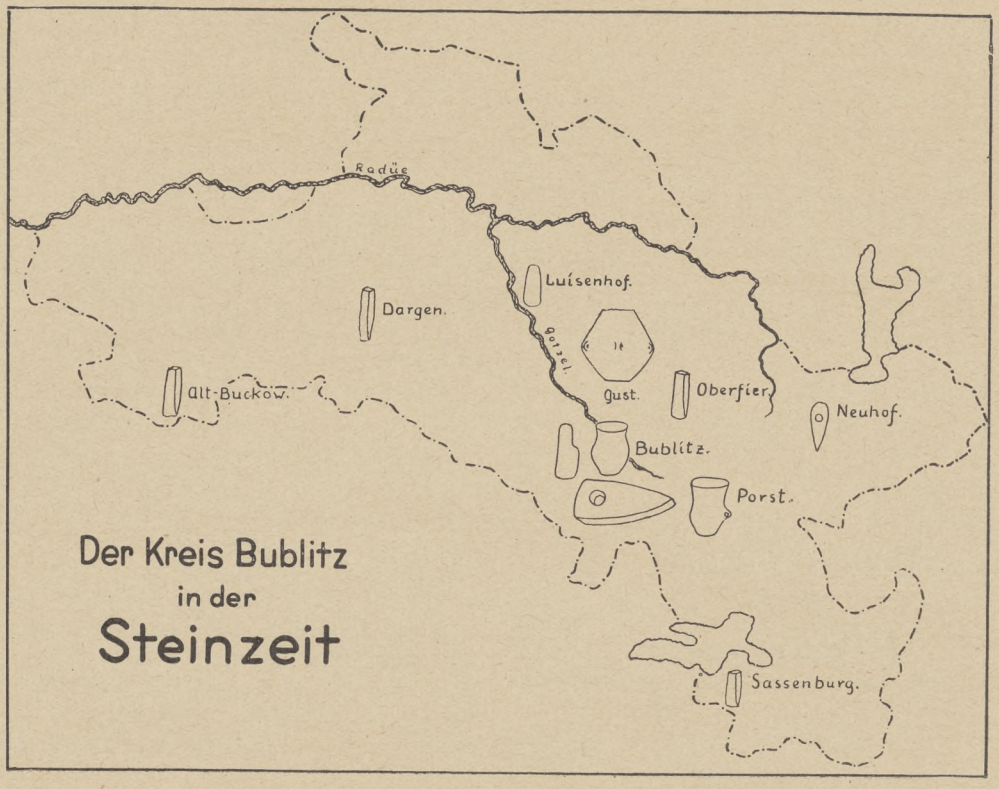
Sassenburg:
Burgwall auf dem Wuhrberg auf der steilen, schmalen Landzunge zwischen Virchow- und Großstüdnitzsee. Wall u-förmig, gut erhalten. Slavische Scherben.
Literatur siehe Grumsdorf. Schriften der westpr. naturforsch. Gesellsch. (Danzig 1873) mit Plänen.
Die Sagen (Knoop Nr. 248—250, Jahn Nr. 670) bei A. Haas, Hero und Leander in der pommerschen Volksüberlieferung, Unser Pommerland 1924, S. 284 ff. — Gedicht von L. Giesebrecht, vertont von Löwe. —
Haas, Wassersagen, S. 6: versunkenes Schloß des Raubritters Virchov.
Der Name auch als Wurl-, Wurts-, Wurr- und Wurtberg überliefert.

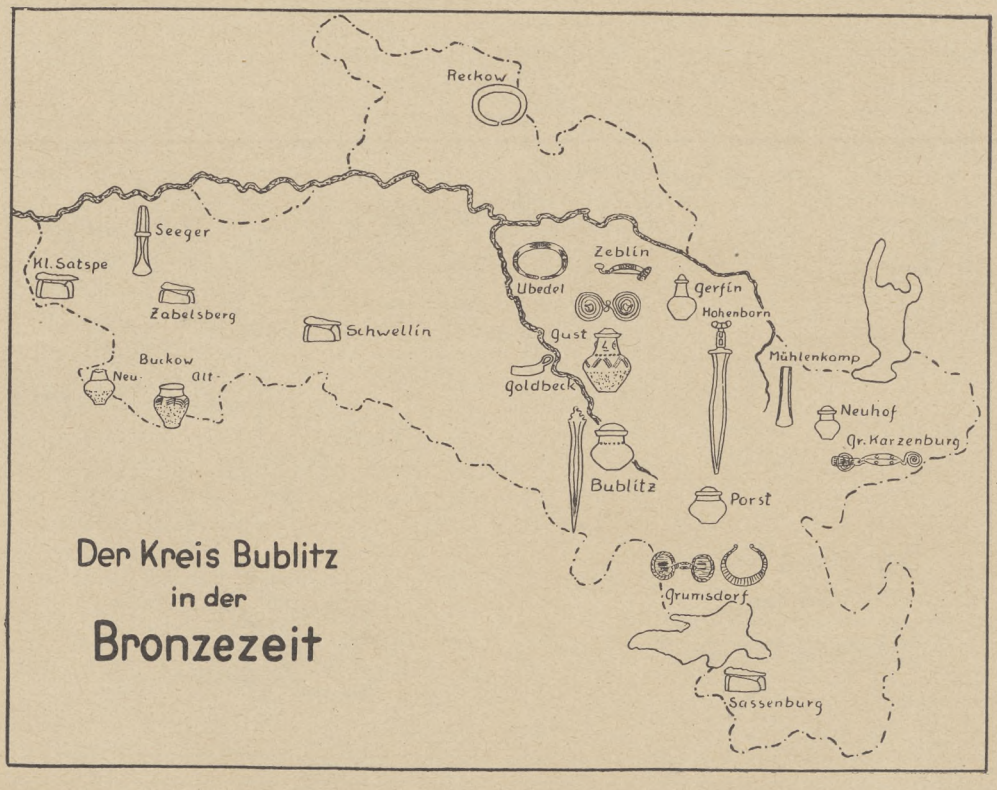
Ubedel:
a) Burgwall (?) „Burgberg" auf dem Gozelsteilufer zwischen Ubedel und Lindenhof zwischen natürlichen Schluchten. Beackert. Keine Wallreste. Angeblich slavische Funde. Zweifelhaft. — Ubedel 1288 wahrscheinlich als wüst urkundlich erwähnt.
Stubenrauch, Monatsbl. 7 (1893), Sö 105 f. Gründungssage durch Raubritter, Bublitzer Heimatkal. 1928, S. 52.
b) Beim Vorwerk Grünhof auf einem Bergrücken 2 Skelettgräberfelder. 16 quadratische festgestellt. Lederne Messerscheide, mit Bronzeblech geschlagen.
Stubenrauch ebd., S. 121 f.

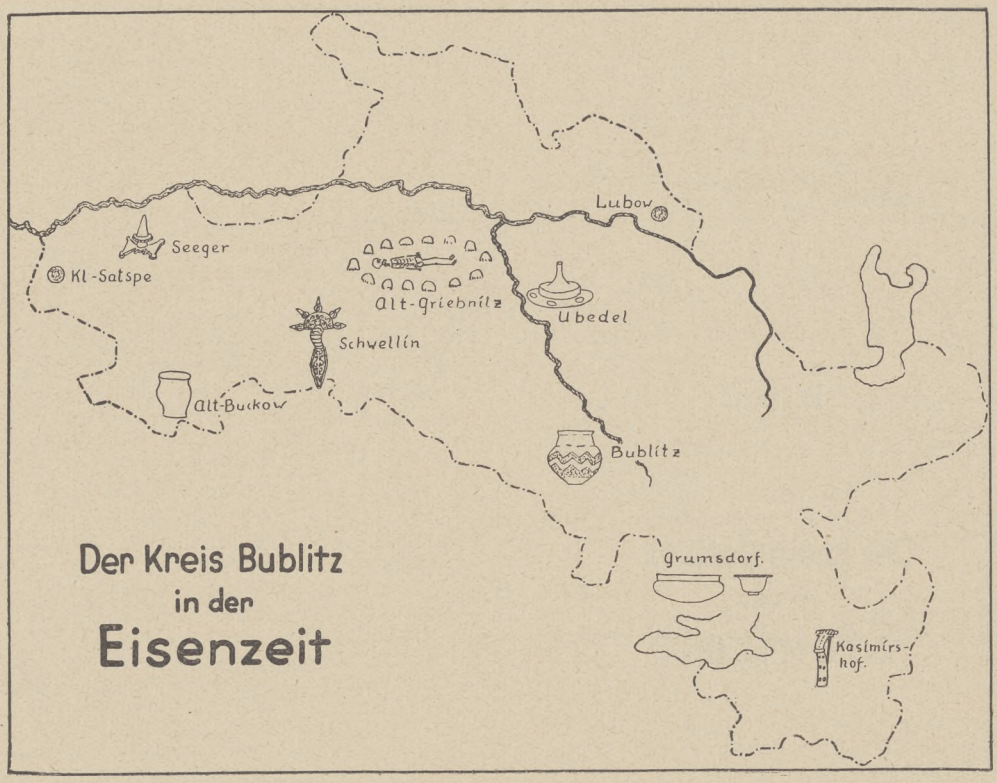
Wojenthin:
Mittelalterlicher (?) Burgberg „Schwedenschanze" hinter dem Gutspark an der Kautel. Funde bisher nicht bekannt.
Akten Landesmuseum; Mitteilung von G. Horn, Dargen.

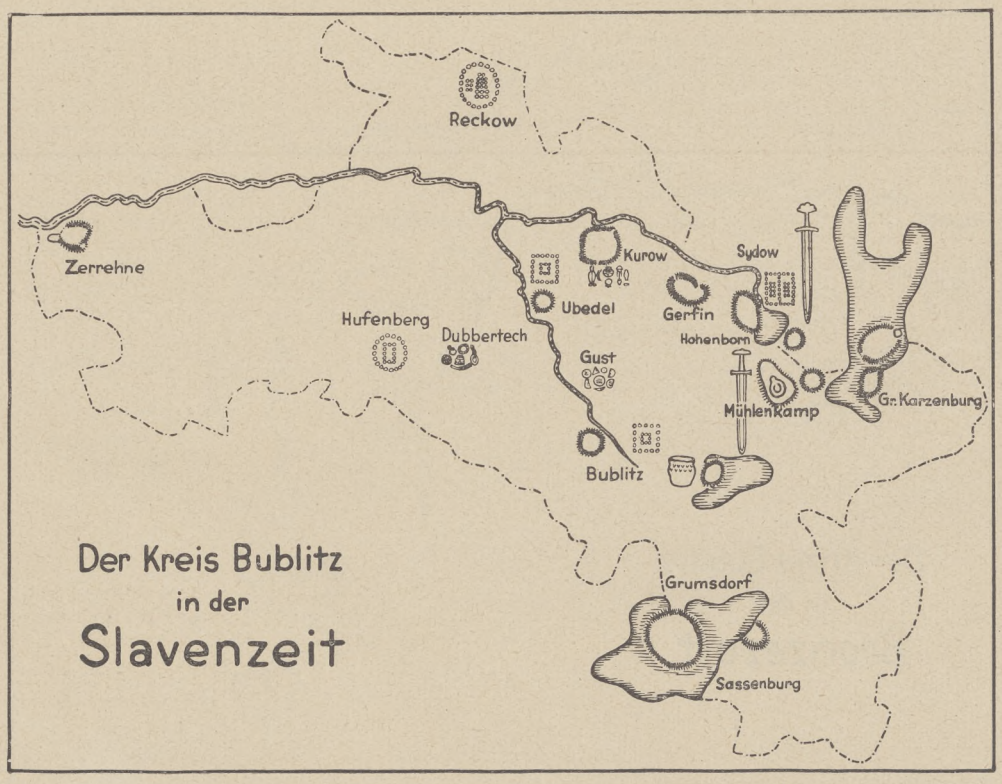
Zerrehne:
Burgwall „Schloßberg" im Winkel der Kautel und Radüe. 60×60 m, nach Westen etwas tieferer Vorsprung (10×20 m) mit kesselartiger Vertiefung. Am Eingang (an der Südostecke) hat wahrscheinlich hölzerner Torturm gestanden. Slavische Scherben.
P. Magdalinski, Monatsblätter 1913, S. 103 ff. mit Plan, vermutet auf dem Vorsprung einer Tempelstätte. S. Abb. 11.

Zetthun (Karlshof):
„Schloßberg" 400 m westlich von Karlshof auf der Höhe zwischen dem Vorwerk und dem Waldrand.
Aelteste Generalstabskarte.
Balt. Stud. XII a, 96.


Radüe
Luisenhof.
Dargen.
Persel
Alt-Buckow.
Gust.
Oberfier.
Neuhof.
Bublitz.
Porst.
Sassenburg.
Der Kreis Bublitz
in der
Steinzeit


Retkow
Seeger
Kl. Satspe
Zabelsberg
Schwellin
Buckow
Neu-
Alt-
Zeblin
Ubedel
Gerfin
Hohenborn
Gust
Mühlenkamp
Goldbeck
Neuhof
Gr. Karzenburg
Bublitz
Porst
Grunisdorf
Sassenburg
Der Kreis Bublitz
in der
Bronzezeit


Lubow
Seeger
Kl-Satspe
Alt-Griebnitz
Ubedel
Schwellin
Alt-Buckow
Bublitz
Grumsdorf.
Kasimirs-
hof.
Der Kreis Bublitz
in der
Eisenzeit


Reckow
Zerrehne
Kurow
Sydow
Ubedel
Gerfin
Hufenberg
Dubbertech
Hohenborn
Gust
Mühlenkamp
Gr. Karzenburg
Bublitz
Der Kreis Bublitz
in der
Slavenzeit
Grumsdorf
Sassenburg

Die Landwirtschaft des Kreises Bublitz

Von Diplomlandwirt Ernst Glaser

Der ehemalige Kreis Bublitz muß als ein überwiegend landwirtschaftlicher Kreis angesehen werden. Der Anteil der landwirtschaftlich Erwerbstätigen an der Gesamtzahl der Erwerbstätigen beträgt ungefähr 76%; also nur 24% der Bevölkerung des Bublitzer Kreises sind außerhalb der Landwirtschaft berufstätig. Wollen wir uns mit der Landwirtschaft näher befassen, muß zunächst auf die Grundlagen derselben, Klima und Boden eingegangen werden.

Das Gebiet des ehemaligen Kreises Bublitz gehört geologisch zu der norddeutschen Tiefebene. Entstanden aus diluvialen Bildungen liegt eine Moränenlandschaft vor uns. Und zwar bildet der pommersche Landrücken, auf dem der Kreis liegt, das Gebiet der Endmoräne. Die Gletscher sind hier geschmolzen, das Geröll hat sich als Landrücken bis zu einer Höhe von 230 m abgelagert und das Schmelzwasser hat im südlichen Gebiet vorwiegend Sand angeschwemmt. Der sich nach der Eiszeit allmählich bildende Ackerboden läßt keinerlei Schichtung erkennen, wahllos sind in ihm zahlreiche größere und kleinere Steine eingelagert, die durch die Gletscher aus dem Norden hierher gebracht, infolge ihrer Härte nicht zerrieben worden sind und nun die Bodenbearbeitung erschweren. Der Ackerboden selbst ist stark wechselnd, nicht ausgeglichen. Meist besteht er aus leichteren, humus- und kalkarmen Böden. In dem hügeligen Gelände tritt an den Hängen und auf den Kuppen Lehm zutage. Nur einige Gebiete mit fruchtbarerem Boden sind eingesprengt. In den Mulden finden wir vielfach Moorbildungen bzw. Seen, in tieferen Mulden als Auswaschungsprodukt an manchen Stellen Mergellager.

Das Klima des Bublitzer Gebietes muß als ein rauhes bezeichnet werden. Die mittlere Jahrestemperatur liegt zwischen 6—7 ° C. Die jährliche Niederschlagsmenge beträgt im Durchschnitt der Jahre um 650 mm herum. Diese Zahlen lassen noch kein endgültiges Urteil zu. Bezüglich der Temperaturen muß außerdem noch festgestellt werden, daß diese sehr schwanken, und bezüglich der Niederschläge, daß diese sehr ungünstig im Verlauf des Jahres verteilt sind. Der Frühling setzt spät ein, es ist nicht vor Anfang bis Mitte April mit dem Beginn der Frühjahrsbestellung zu rechnen. Noch bis in den Mai, ja oft bis in den Juni hinein, besteht Nachtfrostgefahr, und nicht selten ist der Roggen in der Blüte erfroren, und sind die Kartoffeln abgefroren. Nach dem späten Frühjahr folgt ein trockener Frühsommer. Der Mai und Juni sind regenarm. Die Folge davon ist, daß das Sommergetreide besonders auf den leichteren Böden darunter leidet, da es sich ja zu dieser Zeit im Schossen befindet und gerade dann während seines Wachstums am meisten Feuchtigkeit benötigt. Das Wintergetreide übersteht diese Trockenheit eher, da es die Winterfeuchtigkeit besser ausnutzen kann. Dürreschäden im Wintergetreide sind aber auch keine Seltenheit. Nach dem trockenen Frühjahr folgen mit den Monaten Juli/August die beiden niederschlagsreichsten Monate des Jahres. Der meiste Regen also während der Getreideernte! Dadurch werden die Erntearbeiten außerordentlich erschwert. Für das Gedeihen der Kartoffeln kommen diese Regenmengen noch zurecht. Nach einem schönen Herbst, der aber ziemlich kurz ist, folgt ein früher Winter. Die ersten Herbstfröste treten regelmäßig in der ersten Oktoberhälfte auf. Im Durchschnitt der Jahre ist damit zu rechnen, daß von Mitte November bis Ende März keine Feldarbeiten möglich sind. Der Winter ist also verhältnismäßig lang. Das ungünstige Klima zusammen mit den Bodenverhältnissen wirkt, wie die Erträge zeigen werden, ungünstig auf die Höhe der Ernten. Gehen wir jetzt zur Betrachtung der wirtschaftlichen Verhältnisse über.

Der ehemalige Kreis Bublitz nimmt eine Fläche von 710,76 qkm ein. Auf diesem Gebiet leben 22 230 Einwohner, das sind auf 1 qkm 31,28 Einwohner. Gegenüber einer Bevölkerungsdichte des westdeutschen Industriegebiets, wo 1 qkm 300—400 Menschen ernährt, erscheint die Zahl gering. Jedoch darf daraus nicht der Schluß gezogen werden, eine derartige Bevölkerungsdichte anstreben zu wollen. Bauernland kann nicht mit Industriegebieten verglichen werden! Die Zahl der gesunden Bauernfamilien, die auf den vorhandenen Böden bestehen können, bildet die Grundlage der Bevölkerungsdichte.

Die Nutzung des Bodens verteilt sich wie folgt:

Landwirtschaftlich genutzte Fläche .	39 428 ha
Forsten und Waldungen	25 760 „
Haus- und Hofräume	487 „
unkultivierte Moore	449 „
Oedland, u. a. Steinbrüche, Sandgruben	1 463 „
Wegeland	3 422 „
	71 009 ha

Nach den oben angegebenen Zahlen beträgt die landwirtschaftlich genutzte Fläche 55,5% der Gesamtfläche. Das ist verhältnismäßig nicht viel. Die Bodenverhältnisse sind daran schuld. Der große Anteil leichteren Bodens bedingt vermehrte Aufforstung, und so finden wir von der Gesamtfläche 36,2% als Wald vor. Die insgesamt 449 ha unkultivierten Moore machen

nur 2,7% der Fläche aus. Hier bietet sich noch ein Betätigungsfeld für die Zukunft, da ein Teil dieser Moore noch in Grünland umgewandelt werden kann.

Sehen wir uns die landwirtschaftliche Nutzfläche von insgesamt 39 428 ha näher an, so können wir folgende Unterteilung treffen:

Es sind

Ackerland . .	32 092 ha	= 81,4%
Wiesen . . .	3 968 „	= 17,3%
Weiden . . .	2 844 „	= 17,3%
Gartenland .	524 „	= 1,3%
	39 428 ha	

Es werden

angebaut und geerntet:

		Ertrag dz/ha ca.
Roggen	10 300 ha	16,— dz
Weizen	252 „	16,— „
Hafer	5 110 „	16,1 „
Gerste	613 „	18,6 „
Gemenge	1 238 „	18,— „
Kartoffeln	5 646 „	148,3 „
Wruken u. Futterrüben	1 073 „	335,— „
Klee	2 263 „	37,8 „ (Heu)
Lupinen	756 „	16,— „



Das Kalkbachtal auf der Grenze zwischen dem Bublitzer und dem Rummelsburger Kreise ist von großer landschaftlicher Schönheit

Aufn. Dr. Otto Wegner

Das Verhältnis zwischen Ackerland und Grünland ist ungünstig, zumal noch das Grünland nicht gleichmäßig über das Gebiet verteilt ist, so daß die meisten Wirtschaften unter Wiesenmangel zu leiden haben.

Es ist bereits darauf hingewiesen worden, daß Klima und Boden einen wesentlichen Einfluß ausüben. So muß ein Ueberblick über die Ackerfläche zeigen, daß Früchte mit höheren Ansprüchen überhaupt nicht angebaut werden. Wir werden beispielsweise die Zuckerrüben überhaupt nicht antreffen.

Folgende Uebersicht soll die Ernteflächen der wichtigsten Früchte und ihre Erträge angeben.

Außerdem werden noch kleine Flächen mit Luzerne, Flachs, Raps, Rübsen, Buchweizen bebaut.

Die Tabelle zeigt deutlich, daß als hauptsächliche Früchte Roggen und Kartoffeln, dann der Hafer die Ackernutzung ausmachen.

Von dem Gesamtackerland sind:

Roggen . . .	32,1%
Weizen . . .	0,8%
Hafer	15,9%
Gerste	1,9%
Kartoffeln . .	17,6%
übrige Früchte .	31,7%

Die Wirtschaftlichkeit aller Betriebe steht wesentlich mit der guten Verwertbarkeit von

Roggen und Kartoffeln in Einklang. Infolge ungünstiger und vor allem stark schwankender Preise mußten die Wirtschaften stark verschuldet und gefährdet werden. Viele Betriebe sind zwangsversteigert worden, manchen ist die Osthilfe zur letzten Rettung geworden, bis endlich nach der Machtübernahme Adolf Hitlers die Agrargesetzgebung des Reichsbauernführers Darré und das Erbhofgesetz wieder das Gefühl der Sicherheit gebracht haben.

Eng im Zusammenhang mit der Bodennutzung steht die Viehhaltung.

In insgesamt 3675 viehhaltenden Haushaltungen waren:

Pferde	4174	= 9%
Rindvieh	12476	= 26,9%
Schweine	20118	= 43,4%
Schafe	9593	= 20,7%

Die Schweinehaltung nimmt den größten Prozentsatz ein. Die bereits angeführten Ernteflächen geben ohne weiteres Aufschluß. Die Kartoffelanbaufläche ist groß, es gilt eine größere Menge Kartoffeln durch den Schweinemagen zu verwerten. Die vorhandenen Grünlandflächen sind gering. Auf ihnen muß sich die Rindviehhaltung aufbauen.

Im folgenden soll auf die Betriebsgröße der Wirtschaften eingegangen werden und auf die Verteilung in verschiedene Größenklassen. Die nationalsozialistische Forderung geht dahin, daß eine gesunde Mischung von groß- und bäuerlichem Besitz vorhanden sein soll.

Im Gebiet des ehemaligen Kreises Bublitz beträgt der Anteil der Betriebsgrößen an der landwirtschaftlich genutzten Fläche (nach einer Zusammenstellung aus dem Jahre 1925):

Betriebe von	0,1 a	— 50 a	=	0,2%
	50 a	— 10 ha	=	9,3%
	10 ha	— 50 ha	=	26,3%
	50 ha	— 200 ha	=	25,0%
	200 ha und mehr			39,2%

Danach befindet sich über $^1/_3$ der Fläche in den Händen des Großbesitzes. Die Besitzgröße von 50 ha—200 ha kann fast noch mit zum großbäuerlichen Besitz gerechnet werden, obwohl das Reichserbhofgesetz die Grenze bei 125 ha zieht. Es handelt sich, wie auch zahlenmäßig aus nachfolgender Zusammenstellung hervorgeht, um einen geringen Prozentsatz dieser Betriebsgröße. Es beträgt nämlich der Anteil der Betriebsgrößen an der Gesamtzahl der Betriebe:

Betriebe von	0,1 a	— 50 a	=	15%
	50 a	— 10 ha	=	58,5%
	10 ha	— 50 ha	=	24,2%
	50 ha	— 200 ha	=	1,2%
	200 ha und mehr			1,1%

Obige Tabelle, die ebenfalls aus dem Jahre 1925 stammt, läßt die Unterschiede, die das Reichserbhofgesetz trifft, nicht klar erkennen. Jedenfalls ist aber Bublitz ein vorwiegend bäuerliches Gebiet. Es bleibt zu hoffen, daß die Auswirkungen des Reichserbhofgesetzes dahingehen, daß einmal viele kleine Betriebe unter $7^1/_2$ ha, die keine Bauernfamilie ernähren können, verschwinden, d. h. durch Zusammenkauf oder auch Heirat zu Bauernhöfen werden und daß auf der anderen Seite der Großbesitz, der sich nicht aus eigener Kraft erhält und innerhalb seines Kreises vorbildlich wirkt, Raum für neues Bauerntum bildet.

Nach all den Betrachtungen wirtschaftlicher Art darf aber unter keinen Umständen der Bauer selbst vergessen werden. Seit der Inflationszeit, die doch auch nur eine Scheinblüte darstellte, kämpft der Bauer mit größter Zähigkeit auf seiner Scholle und um seine Scholle. Die gesamte Wirtschaftslage hat durch immer ungünstiger werdende Preisspannen zwischen Produktionsmitteln und den landwirtschaftlichen Produkten zu wachsender Verschuldung und damit steigender Zinsenlast geführt, die zur Zinsknechtschaft geworden ist. Fast ein jeder Bauer hat sich ausrechnen können, wie lange es noch dauern konnte, bis auch er von Haus und Hof mußte. Würde er sich die materialistische Denkungsart der früheren Zeit zu eigen gemacht haben, er hätte schon längst seinen Hof wegen Unrentabilität verkauft. So aber hat er den Kampf um seine Scholle aufgenommen und ihn jahrelang erbittert unter Zurücksetzen seiner persönlichen Ansprüche bis zum äußersten geführt. Bei allem Wirtschaftskampf hat er es nicht vergessen, die Fortschritte in der Landwirtschaft sich zunutze zu machen. Zahlreiche landwirtschaftliche Vereine, Bullen- und Eberhaltungsvereine sowie Meliorationsgenossenschaften sind Zeugen dafür. Die landwirtschaftlichen Vereine sind später zwecks Erfassung der gesamten Bauern in den Ortsbauernschaften aufgegangen. Daneben haben sich auch die Hausfrauen zusammengeschlossen. Zur Ausbildung der Landjugend ist in Bublitz eine Landwirtschaftsschule gegründet worden, die auch heute noch als „Bäuerliche Werkschule" ihre Aufgaben erfüllt, die männliche und weibliche bäuerliche Jugend auszubilden.

So steht nun die Bauernschaft des ehemaligen Kreises Bublitz wieder hoffnungsfreudig auf ihrer Scholle und steht heute wie seit langen Jahren geschlossen hinter Adolf Hitler.

Aus der Pflanzenwelt des früheren Kreises Bublitz

Von Ernst Holzfuß

In der vorliegenden Arbeit kann es sich nur darum handeln, einen Einblick in die Flora des Kreises zu vermitteln. Es wird am besten geschehen, wenn aus der Fülle der Erscheinungen einige Vegetationsgesellschaften herausgegriffen werden, in denen sich das Pflanzenleben vorteilhaft offenbart. Gewählt wird deshalb der südöstliche Teil des früheren Kreises Bublitz mit seiner Endmoräne und den vielen Seen, und aus diesem betrachten wir den

Vettrin-See und seine Gewächse.

Er liegt unweit der Chaussee von Drawehn nach Gr. Carzenburg. Ueber das klare Gewässer des abflußlosen, langgestreckten Sees schauen wir hinüber zu dem hohen jenseitigen Gelände nach dem Gehöft Vettrinchen. (Siehe Abb. 1) Viele größere und kleinere Findlinge liegen im Wasser und teilweise am sandigen Ufer. Wacholder, einzeln und in Gruppen, verleihen dem Gestade einen besonderen Reiz. Auf dem Sandstrande bildet die armblütige Simse, Scirpus pauciflorus, kleine Polsterchen, aus denen sich die 4—7 blütigen Köpfchen erheben. Das knotige Mastkraut, Sagina nodosa, treibt aus den schmalblättrigen Blattrosetten eine Anzahl ausgebreiteter Stengel, die mit Knäueln kleiner Blattbüschel besetzt sind und dem Pflänzchen ein knotig-quirliges Aussehen geben. Auf längeren Stielen stehen weiße Blüten. Nicht weit entfernt wächst der binsenartige Strandling, Litorella juncea. Das kaum fingerlange, zu den Wegerich-Arten gehörige Gewächs mit den fadenförmigen Ausläufern und linealisch-pfriemenförmigen Blättern treibt ebenso lange einblütige männliche Blüten mit je 4 langen Staubgefäßen. Die fast sitzenden weiblichen Blüten stehen in den Blattscheiden am Grunde der männlichen Blütenstiele versteckt und strecken ihre langen, gefiederten Narben hervor. Der Wind besorgt die Bestäubung.

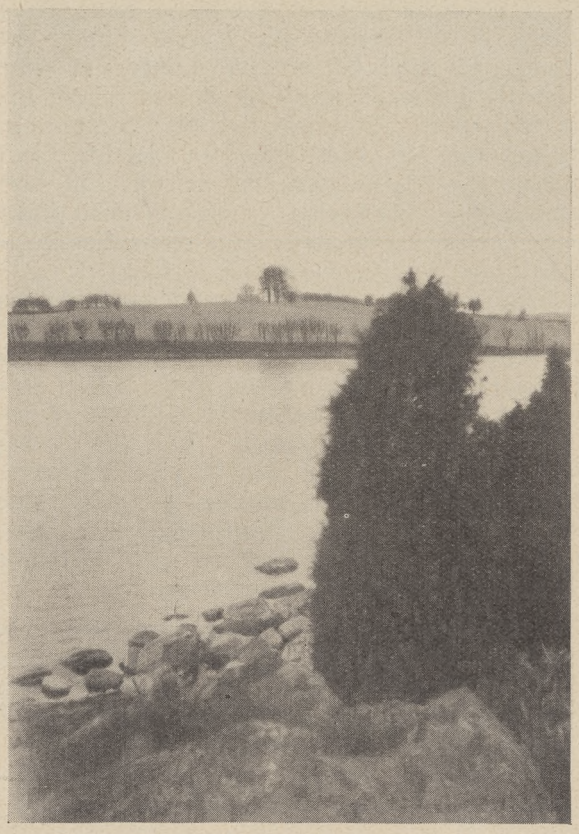


Abb. 1: Am Vettrin-See bei Vettrinchen
Aufn. Holzfuß

Wo dieser Strandling in das tiefere Wasser gerät, da strecken sich seine Blätter bis zu 50 cm Länge empor, ohne die Wasseroberfläche zu erreichen. Ein Blühen ist dann nicht möglich; die Vermehrung geschieht durch längere Ausläufer, an denen sich an bestimmten Stellen Blattrosetten bilden. Auf diese Weise können die Pflanzen oft dichte Unterwasserbestände bilden. In diesem Zustande leitet der Strandling über zu den andern uns besonders interessierenden Wasserpflanzen. Er ist dann von den ähnlich aussehenden Blattrosetten des Brachsenkrautes und der Lobelie zu unterscheiden durch seine Ausläufer und die weißen Wurzeln.

Das Brachsenkraut, Isoëtes lacustris, gehört zu den Farnpflanzen, das durch seine Anpassung zum Leben unter dem Wasser bemerkenswert ist. Weil es in manchen Gegenden beim Fischen des Brachsen oder Bleis mit auf den Fischmarkt kam, hat es seinen Namen erhalten. Aus dem kurzen, plattgedrückten Stengel treibt das Gewächs viele Blätter, so daß der Stamm schwer zu erkennen ist. Die äußern, binsenartigen Blätter tragen an der Innenseite des verbreiterten Grundes in einem Grübchen Sporenkapseln mit größeren Sporen. Die folgenden Blätter entwickeln kleinere Sporenkapseln, die auch kleinere Sporen enthalten. Das ganze Jahr hindurch bleibt die Pflanze grün. Dem bekannten Seminarlehrer Doms, dem erfolgreichen Erforscher der ostpommerschen Flora, blieb es vorbehalten, in einem See des Kreises Bütow Isoëtes zu entdecken, das dann in vielen Landseen des Landrückens aufgefunden wurde. Mit großem Erfolge hat etwa 50 Jahre später der um die Durchforschung der pommerschen Flora verdiente Lehrer Fritz Römer, Polzin, das Seengebiet der Kreise Schlawe und Bublitz durchforscht und seine Ergebnisse

in den „Verhandlungen des Botanischen Vereins der Provinz Brandenburg“ 1913 veröffentlicht.

Als dritte Wasserpflanze im Bunde ist die Lobelie, Lobelia Dortmanna, im Vettrin-See zu nennen. Sie hat als atlantisches Gewächs ihr Hauptverbreitungsgebiet in den Gegenden der Nordsee und erreicht in den ostpommerschen Seen des Landrückens und Westpreußens ihre Ostgrenze. Ihren Namen hat sie nach dem Botaniker und Arzt L'Obel, latinisiert Lobelius, bekommen, der 1616 als Hofbotaniker des englischen Königs Jakob I. starb. Der Artname ist ihr zu Ehren des holländischen Apothekers Dortmann gegeben worden. Im jugendlichen Zustande haben die Blattrosetten der Lobelie Aehnlichkeit mit denen von Isoëtes und Litorella; sie enthalten aber einen Milchsaft, der den beiden andern fehlt. Zur Blütezeit, im Juli und August, schickt die Lobelie ihre Blütenschäfte mit 3—10 weißen Blüten über die Wasseroberfläche empor. (Siehe Abb. 2)

Im Verein mit den drei genannten Gewächsen ist das wechselblütige Tausendblatt, Myriophyllum alterniflorum, im Vettrin-See und den andern Gewässern des Kreises Bublitz vorhanden. Der über dem Wasser befindliche Blütenstand ist vor dem Aufblühen überhängend, und dadurch ist die Art von seinen Geschwistern verschieden. Auch stehen die unteren männlichen Blüten meist einzeln und wechselständig. Die langen, flutenden Stengel mit den quirligen, fein zerteilten Blättern, verzweigen sich sehr stark und können kleinere Gewässer förmlich ausfüllen.

Zu dieser vorhin gekennzeichneten Wasserpflanzengesellschaft gesellt sich im Giller- und Funnen-See der Herbst-Wasserstern, Callitriche autumnalis, als seltene Erscheinung. Er ist von allen Wassersternarten zu unterscheiden, daß er keine rosettenartigen Schwimmblätter bildet, ganz unter der Wasseroberfläche bleibt und schmale Blätter besitzt, die unten am breitesten sind; die Blattspitze ist ausgerandet.

Besondere Beachtung verdient im Porster Mühlenteich der Tannenwedel, Hippuris vulgaris, in der Form fluviatilis. Die Stengel sind bis 1 m lang, und auch die Blätter werden viel länger als an der Art. Diese Form ist in dem Mühlenteich so zahlreich vorhanden, daß der Kahn nur mit Mühe durch das Dickicht zu bringen ist. — Nördlich vom Funnen-See liegt an dem einzigen Ausfluß des langgestreckten Papenzin-See die Groß-Carzenburger Mühle. In ihrem Mühlenteich befindet sich die kleine, gelbe Seerose oder Mummel, Nuphar pumilum, ein kleines Abbild der häufigen gelben Seerose, Nuphar luteum.



Abb. 2: Blühende Lobelien im Vettrin-See
Aufn. Dr. Petersen

Die Landflora bei dem Vettrin-See.

Kehren wir nach dieser Abschweifung nach dem Vettrin-See zurück. Gegenüber an der andern Seite der Chaussee zieht sich ein kleiner, schmaler Hügel von der Straße nach Süden. Sein Boden ist sandig-grandig, teilweise auch lehmig. Neben gewöhnlicher Vegetation trägt er eine höchst beachtenswerte Flora. Das schöne, gelbblühende Sonnenröschen, Helianthemum chamaecistus, trägt auf seinem holzigen, beblätterten Stengel 4—10 große Blüten. Nicht weit davon findet sich ein Bestand der ästigen Graslilie, Anthericus ramosus, mit vielen weißen Lilienblüten. Der Berg-Klee, Trifolium montanum, erhebt auf steifem Stengel seinen weißen Blütenkopf unweit der gebräuchlichen Betonie, Betonica officinalis, deren hellpurpurne Blütenquirle zu einer dichten Aehre vereinigt sind. In die Augen fällt der große, rote Blütenkorb der stengellosen Distel, Cirsium acaule, der in der Mitte der ausgebreiteten Rosette stachliger Blätter steht. Doch dort befinden sich ähnliche stachelige Blattrosetten von etwas abweichendem Aussehen, und bald ist auch ein Exemplar mit der Blüte gefunden. Es handelt sich um die stengellose Wetterdistel, Carlina acaulis, die das Herz eines pommerschen Naturfreundes höher schlagen läßt. Diese eigenartige Pflanze hatte ich im Kreise Bublitz nicht vermutet, die immerhin als Seltenheit bei uns anzusprechen ist. Ihr ungestielter Blütenkorb ist außen von braungrünen, stacheligen Blättern umhüllt, während der innere Kreis aus vielen nebeneinander liegenden silberweißen Hüllblättern besteht. Hat sich bei gutem Wetter das Ganze ausgebreitet, so hat man einen prachtvollen Anblick des Blütenkorbes, in dem die langen, strahlenden weißen Hüllblätter die Strahlenblüten wie bei der Sonnenblume vortäuschen und ersetzen und die Insekten als Ueberträger

des Blütenstaubes anlocken. Wird das Wetter feucht oder fällt Regen, so richten sich sichtbar die glänzenden Blätter auf, umhüllen die vielen zusammenstehenden gelblichen, kleinen Blüten, um den leicht verderblichen Pollen vor der Nässe zu schützen. So ist die Pflanze ein Wetterprophet und hat ihren Namen „Wetterdistel" mit Recht erhalten.

Noch ein anderes Gewächs von noch größerer Seltenheit in Pommern ist auf dem Hügel vorhanden. Es waren beim ersten Besuch der Oertlichkeit nur noch einige Blattreste vorhanden, aber der Kenner weiß sofort, daß es sich um die ausgebreitete Küchenschelle, Pulsatilla patens, handelt. Im zeitigen Frühling des folgenden Jahres stand sie im vollen Schmuck ihrer blauvioletten Blüten. Noch an einigen benachbarten Stellen beiderseits der Straße war die Pflanze vorhanden. Immerhin ist der Bestand doch gering und verdient völlige Schonung. Es soll noch erwähnt werden, daß alle Küchenschellen bei uns unter staatlichem Schutz stehen. Eine Schwester von ihr, die Wiesen-Küchenschelle, Pulsatilla pratensis, die bei uns aber nicht auf Wiesen wächst, hat in reichlicher Anzahl den sandigen Rand eines Jungkiefernbestandes besiedelt. **Auch sie ist für den Kreis Bublitz bemerkenswert.**

Im Gebiet der Gozel.

Hier muß ich teilweise den Spuren des schon genannten verdienstvollen Fritz Römer und des anerkannten ostpommerschen Moosforschers, des einstigen Lehrers Hintze in Ubedel, der jetzt in Belgard i. P. lebt, folgen. Römer hat Hintzes und seine Beobachtungen in der „Allgemeinen Botanischen Zeitschrift" 1911 veröffentlicht. Die Gozel, in nordwestlicher Richtung der Radue zuströmend, hat in das kuppige Gelände ihr Bett tief eingegraben. Ein mehr oder weniger breites Wiesental begleitet ihren Lauf. Unterhalb Ubedel treten die Abhänge näher an das Flußufer heran und bilden stellenweise ziemliche, größtenteils bewaldete Böschungen. Dann folgt hinter der Försterei Schloßkämpen ein weites mooriges Wiesengelände fast bis zur Einmündung in die Radue.

Von einer Wiese an der Gozel bei Bublitz konnte ich an einem frühen Pfingstmorgen die hübsche Trollblume, Trollius europaeus, pflücken und meinen beiden noch schlafenden Wanderkameraden als Morgengruß aufs Bett legen. An den Wiesengräben daselbst steht der seltsame Tannenwedel, Hippuris vulgaris, den wir schon in der Form fluviatilis im Porster Mühlenteich kennengelernt haben, wo er in Gesellschaft der beiden Laichkräuter Potamogeton alpinus und mucronatus vorkommt. Der Tannenwedel gleicht einem Tannenbäumchen; in jedem Blattwinkel seiner quirlig stehenden Blätter befindet sich die unscheinbare Blüte mit nur einem Staubgefäß. Es ist das einzige Gewächs bei uns, das in die 1. Klasse des Linnéschen Pflanzensystems gehört.

Ein kleines Farnkraut mit einfach gefiederten Blättern, das sofort an den braunschwarzen Blattstielen als der braunstielige Streifenfarn, Asplenum trichomanes, zu erkennen ist, wächst an einer Stelle des hohen Ufers der Gozel bei Ubedel und an der Kirchhofsmauer in Curow. In den schattigen Schluchten des Reviers Schloßkämpen wird das gewöhnlich fingerlange Pflänzchen 25 bis 30 cm lang.

Das Gebiet Schloßkämpen beherbergt noch zwei andere Farnpflanzen, Bärlappe. Ziemlich häufig ist in einem Jagen der Zypressen-Bärlapp, Lycopodium complanatum var. anceps, dessen über handlange, aufrechte Stengel fächerartig verzweigt und trichtergestellt sind. Die Seitenzweige tragen 2—6 langgestellte Sporenähren. Sein büschelig wachsender Bruder, der Tannen-Bärlapp, Lycopodium selago, mit dichter beblätterten Stengeln trägt an der Stengelspitze ungestielte Sporenähren mit Blättern, die denen des Stengels gleichgeartet sind. Er liebt mehr schattige Stellen der Schloßkämpen.

An dem kurzgrasigen Ufer des Röt-Sees gedeiht als kleinster seiner Sippe der Sumpf-Bärlapp, Lycopodium inundatum. Sein kurzer, wurzelnder Stengel trägt einen, selten mehrere fingerhohe Sporenträger. Hier findet sich auch das seltene gelbliche Cypergras, Cyperus flavescens, meist am Grunde büschelig verzweigt, mit stumpfkantigem Stengel, der oben den köpfeartigen, gelblichen Blütenstand trägt, neben dem sich manchmal noch 1—2 seitliche befinden. — Bemerkenswert sind an der gleichen Oertlichkeit zwei Mondrauten, ebenfalls Farnpflanzen. Die häufige gemeine Mondraute, Botrychium lunaria, trägt ein gefiedertes Laubblatt, dessen Blättchen rundlich-mondförmig sind, und ein rispig verzweigtes Sporenblatt mit vielen Sporenbehältern. Unter dem Bestande dieser Art kommt selten die mutterkrautblättrige Mondraute, Botrychium rutaceum, vor. Das doppeltfiederteilige Blatt steht über der Mitte des Stengels; der Sporenträger ist kurz gestielt. Dieses Farnpflänzchen findet sich auch im Revier Schloßkämpen.

Beachtenswert sind in diesem Waldgebiet noch zwei kleine Orchideen. Aus dem oberflächlich kriechenden, gegliederten Wurzelstock, der kurze Ausläufer mit rosettenartigen Blättern bringt, erhebt die Goodyere, Goodyera repens, handlange, beblätterte Stengel mit einseitswendig gestellten kleinen, weißen Blüten. Die eiförmigen bis länglich eiförmigen Blätter fallen durch die hervortretenden, netzaderigen

Nerven auf. Die Pflanze ist benannt nach dem Engländer John Goodyer, der um die Mitte des 17. Jahrhunderts lebte. Das zweite Knabenkraut, wegen seiner Zartheit Weichkraut, Malaxis paludosa, genannt, wächst vereinzelt im Moor der Schloßkämpen. Aus der kleinen Knolle erhebt sich ein kantiger, bis 20 cm hoher Stengel, der unten meist drei längliche Blätter trägt. Die kleinen Blüten von gelblicher Farbe wie die ganze Pflanze, sind zu einer lockeren Aehre vereinigt. Interessant ist das Weichkraut dadurch, daß am oberen Rande der Blätter sich kleine Blattknospen entwickeln, die sich später ablösen und zu neuen Pflänzchen auswachsen können.

Nicht unerwähnt soll bleiben, daß in der Gegend, wo sich die Gozel in die Radüe ergießt, der rote Fingerhut, Digitalis purpurea, eingefunden hat. Jedenfalls ist dieser stattliche Bewohner des Harzes und Thüringens im Kreise Bublitz absichtlich ausgesät worden wie an einigen andern Stellen Pommerns, wo er teilweise in üppiger Fülle gedeiht und eine wahre Zierde des Mischwaldes bildet.

Das Schutzgebiet am Nieder-See.

Wo die Radüe aus dem im Kreise Schlawe befindlichen Nieder-See kommt, liegt im Kreise Bublitz ein gut erkennbarer Burgwall; auch der Graben ist an einer Seite noch vorhanden. Zusammen mit den umgebenden schmalen Wiesenteilen und dem anschließenden Mischwalde birgt das Burgwallgebiet eine Pflanzenwelt von einzigartiger Fülle und Geschlossenheit. Zur Sicherung des Pflanzenbestandes ist es vor kurzem gelungen, diese Fläche als Schutzgebiet erklären zu lassen. Das Ministerium hat die von dem Kösliner Regierungspräsidenten erlassene Schutzverordnung genehmigt. Im Schutzgebiet ist es verboten, Pflanzen abzupflücken, abzureißen oder auszugraben; Uebertretungen können bis zu 150 Mark oder mit Haft bestraft werden. Die Grenzen der Schutzfläche sind farbig auf Karten verzeichnet, von denen sich je eine Karte im Ministerium, in der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Berlin, in der Regierung zu Köslin und im Landratsamt Köslin befindet.

Als wichtigstes Gewächs des Burgwallgebiets ist die prächtige Orchidee, der Frauenschuh, Cypripedium calceolus, zu bezeichnen. Nirgends in Preußen und vielen Teilen Deutschlands habe ich eine solche Fülle dieses Knabenkrautes gesehen. Bei der letzten Untersuchung zählte ich über 250 Exemplare, die meist einzeln stehen, aber auch ganze Bestände bilden von 20 und mehr Stück (Siehe Abb. 3). Aus einem ausdauernden Wurzelstock entspringt ein gegen 30 cm hoher Stengel mit meist vier großen grünen Laubblättern, der oben 1—2 große Blüten trägt. Von den vier langen, purpurbraunen Perigonblättern hebt sich die große, schuhförmig gestaltete zitronengelbe Lippe vorteilhaft ab. Rötliche Punkte in ihrem Innern erhöhen den Eindruck. Kleine Insekten, namentlich Fliegen, besorgen die Bestäubung. Die Tierchen können zwar leicht in die Lippe gelangen, wo sie saftreiche Härchen als Nahrung antreffen, aber das Hinauskommen ist nicht leicht. Wollen sie seitlich an der Innenwand emporkriechen, so rutschen sie an dem schlüpfrigen Rande wieder ab. Nur an der Anhaftungsstelle der Lippe befinden sich zwei seitliche Ausgänge, dicht unter der Narbe und den dabei befindlichen Pollenbehältern. Kriechen die Fliegen hier hindurch, so müssen sie die Narbe berühren und bringen den von einer



Abb. 3: Frauenschuh im Schutzgebiet am Niedersee
Aufn. M. Reepel

andern Blüte erhaltenen Blütenstaub hier an, und gleichzeitig bleibt neuer Pollen am Fliegenkörper sitzen, der unbewußt aber zielsicher zur Bestäubung einer andern Frauenschuhblüte zur Verwendung kommt.

Von den Sträuchern ist der rote Hartriegel, Cornus sanguineus, vorherrschend, außerdem sind vertreten der Schneeball, Holunder, Faulbaum, Hasel und Weißdorn. Im Walde kriecht der Efeu am Boden entlang und geht verschiedentlich an den Stämmen aufwärts. Aus der reichen Fülle der Krautflora sollen nur einige Vertreter genannt werden. Reichlich tritt die Natternzunge, Ophioglossum vulgatum, auf, eine bis handlange Farnpflanze mit einem länglich-eiförmigen, stengelumfassenden Laubblatt und einer langgestielten, einfachen Sporenähre. Die über 1 m hohe ästige

Trespe, Bromus ramosus, fällt auf durch ihre sehr lockere, langästige, überhängende Rispe, während die zartere Hunds-Quecke, Triticium caninum, eine dichte, schlaffe Aehre trägt, die nach der Reife der Grasfrucht leicht in einzelne Teile zerfällt. Häufig vorhanden ist die vielblütige Weißwurz oder das Salomonssiegel, Polygonatum multiflorum, und an feuchteren Stellen die vierblättrige Einbeere, Paris quadrifolia, ein sonderbares Liliengewächs, das durch seinen Blütenbau und **seine netzig geaderten Blätter ganz aus dem Rahmen der einkeimblättrigen Pflanzen herausfällt.**

Aus der Familie der Hahnenfußgewächse nenne ich einen der stattlichsten, den wolligen Hahnenfuß, Ranunculus lanuginosus, dessen Stengel und Blattstiele mit langen, abstehenden Haaren bekleidet sind. Das ährige Christophskraut, Actaea spicata, hat dreizählige Blätter, die wieder gefiedert sind. Die kurze Blütentraube mit den vielen Blüten fällt wenig auf, da die kleinen weißen, schmalen Kronblätter nur die Länge der Staubgefäße haben. Mehr auffällig sind später die erbsengroßen, länglichen Beeren von glänzend schwarzer Farbe. Die recht kräftige akeleiblättrige Wiesenraute, Thalictrum aquilegifolium, besitzt in den vielen, meist violett gefärbten, hängenden Staubgefäßen der vielen Blüten einen schönen Schmuck. — Innerhalb des Burgwalles befindet sich ein ziemlicher Bestand des großen Lerchensporns, Corydalis cava. Die glänzenden Samenkörner haben einen weißen, öligen Anhang, den die Ameisen gern fressen und deretwegen die Samen verschleppen und die Pflanze verbreiten. Sein kleinerer Bruder, der mittlere Lerchensporn, C. intermedia, ist zu erkennen an der rinnenförmigen Schuppe am Grunde des unteren Blattes. — Nicht unerwähnt bleiben darf das Wunder-Veilchen, Viola mirabilis, so genannt, weil es zuerst Blätter und Blüten trägt, die aus dem Wurzelstock entspringen; später entwickeln sich auch Stengel mit größeren, charakteristischen Blättern und auch Blüten, die über den Blättern stehen. Auch die Veilchensamen werden von Ameisen verbreitet. Und das gleiche geschieht auch mit denen des weißen Fingerkrautes, Potentilla alba, dessen Blüten Aehnlichkeit mit Erdbeerblüten zeigen. Die hübschen Blätter, bestehend aus 5—7 länglichen, ganzrandigen Blättchen auf der Spitze des Blattstiels, sind oberseits grün, unterseits dicht silberhaarig. — Von den Augentrostarten sind zu erwähnen Euphrasia curta und die seltene Euphrasia tenuis, die bisher von zwei Stellen in Pommern bekannt geworden ist.

Eine Vegetations-Aufnahme vom Burgwallgebiet zeigt nachfolgendes Ergebnis aus der Untersuchung von ½ Dutzend Assoziationsindividuen von je 4 qm. Dabei gibt die erste Zahl den Deckungsgrad, die zweite die Häufigkeit, die Konstanz der Arten, an. Bei den Bäumen und Sträuchern ist vom Deckungsgrad abgesehen worden.

Carpinus betulus		3
Quercus sessiflora		2
Acer platanoides		+
Fagus silvatica		1
Rhamnus frangula		+
Corylus avellana		+
Cornus sanguinea		+
Crataegus spec.		+
Lonicera xylosteum		+
Daphne mezereum		+
Melica nutans	4	1
Milium effusum	3	1
Brachypodium silvaticum	3	1
Poa nemoralis	2	1
Aira caespitosa	1	1
Dactylis glomerata	1	1
Equisetum palustre	2	1
Majanthemum bifolium	4	1
Convallaria majalis	2	1
Polygonatum multiflorum	3	1
Paris quadrifolia	2	+
Cypripedium calceolus	1	+
Anemone nemorosa	5	1
Hepatica triloba	5	2
Ficaria verna	4	1
Thalictrum aquilegifolium	2	+
Ranunculus lanuginosus	5	1
„ acer	1	+
„ auricomus	2	1
Viola mirabilis	3	1
Corydalis intermedia	3	1
Adota moschatellina	1	1
Melampyrum nemorosum	5	1
Pulmonaria officinalis	3	1
Scrophularia nodosa	1	1
Galeobdolon luteum	4	1
Ajuga reptans	3	+
„ genevensis	1	1
Clinpodium vulgare	2	+
Lathyrus vernus	3	1
Geum urbanum	1	1
Potentilla silvestris	1	+
Aegopodium podagraria	4	1
Heracleum sibiricum	1	1
Galium mollugo	1	1
Campanula trachelium	4	+
Phyteuma spicatum	2	1
Primula officinalis	2	+
Mercurialis perennis	4	3
Urtico dioica	1	1
Polygonum dumetorum	1	+
Prunus padus, jung	1	1
Cornus sanguineus, jung	1	1
Corylus avellana, jung	1	1
Fraxinus excelsior, Keimlinge	3	1
Carpinus betulus, Keimlinge	4	1

Die Bublitzer Mundart

Von Dr. Fritz Tita

Vorbemerkung: Kürze der Selbstlaute bleibt gewöhnlich unbezeichnet; Länge wird durch Doppelschreibung angedeutet.

Die Bublitzer Mundart gehört zu den hinterpommerschen Siedlungsmundarten; sie wird im Kreise Bublitz mit Ausnahme einiger Dörfer im Nordwesten sowie in den angrenzenden Teilen der Kreise Schlawe, Rummelsburg, Schlochau, Neustettin und Belgard gesprochen. Von den Nachbardialekten unterscheidet sich die Bublitzer Mundart vor allem in der Entwicklung der mittelniederdeutschen Längen î û und ü; während jene sie gewöhnlich als Monophthonge erhalten haben, erscheinen sie hier als Diphthonge. Die Grenze ist im allgemeinen scharf, nur im Südosten bildet ein Gürtel von Mischmundarten den Uebergang zur Schlochauer Mundart. Die diphthongischen Grenzorte sind Kr. Rummelsburg: Heinrichsdorf, Reinfeld R., Falkenhagen, Kl. Volz, Gr. Volz, Hanswalde, Gadgen, Kaffzig, Kl. Schwirsen, Bial, Gr. Reetz; im Kr. Schlawe Pollnow, Jatzingen, Schwarzin, Natzlaff, Kösternitz; im Kr. Köslin: Seidel; im Kr. Bublitz: Krampe, Neu Buckow; im Kr. Belgard: Mandelatz, Gr. Tychow, Muttrin; im Kr. Neustettin: Gr. Krössin, Zuch, Gramenz, Flackenheide, Kussow, Persanzig, Dallenthin, Sparsee; im Kr. Schlochau: Demmin, Schönau, Eickfier, Penkuhl, Lanken.

Dialektgeographischer Ueberblick.

Westgermanisches kurzes a in offener Silbe wird im allgemeinen durch offenes langes o [oa] vertreten. Uebereinstimmend mit der Schlochauer Mundart erscheint wgm. a als au im Südosten in Bölzig, Flötenstein, Lanken, Penkuhl, Eickfier. Belege: faudä Vater, mauke machen, wautä Wasser. Wgm. aww erscheint umgelautet gewöhnlich als kurzes geschlossenes e: z. B. schtreje streuen, freje freuen. Für das südöstliche Uebergangsgebiet gilt Rundung: Belege: höj Hen, schtröje, ströje, strödje streuen.

Der Umlaut von wgm. a in ursprünglich offener Silbe vor mehrfacher Konsonanz ist ä im Hauptgebiet, im Südosten ö: mökst machst, fröchst fragst.

Der Umlaut von wgm. o in geschlossener Silbe wird durch ä im Hauptgebiet, durch ö im Südosten vertreten. Belege: fös Füchse, pöt Töpfe, rök Röcke.

Vor r, n erscheint als Umlaut ee im südwestlichen Rummelsburger Kr. Papenzin, Steinhof, Falkenhagen, Marienhütte haben die Formen koin Körner, hoin Hörner, die auch für das Hauptgebiet der Ma. gelten.

Als Umlaut von wgm. u in geschlossener Silbe erscheint im Südosten übereinstimmend mit der Schlochauer Mda. ü, während das Hauptgebiet Endrundung aufweist: sün Sonne, rümä herum, kümst kommst, sül Schwelle, grüt, djrüt Grütze.

Für den Umlaut in off. Silbe gelten dieselben Verhältnisse wie bei wgm. o; der südw. Rummelsburger Kr. hat hier ää, das Hauptgebiet oi bezw. oä im S. und S.O. Belege für oi: boine Boden, soin Sohn, boijel Bügel, boire heben usw.

Lange Vokale.

Wie au wgm. a in off. S., so entspricht wgm. e im S.O. au übereinstimmend mit der Schlochauer Mda. Belege für au: schaup Schaf, gaue gehen, braude Braten. Für den nördlichen Neustettiner Kr. gilt vereinzelt ebenfalls au, ou.

In der Entwicklung von wgm. i spaltet sich die Mda. in ein diphthongisches Hauptgebiet und ein südliches monophthongisches Teilgebiet. Im Südwesten bilden Gramenz und Flackenheide den Uebergang zum diphthongischen (äi) Gebiet. ii findet sich im S. in iise Eisen, wiise zeigen, schwiie Schwein. Kurzes e gilt gewöhnlich in: destel Deichsel, drest dreist, lede leiden, bete beißen, tretse quälen, es Eis, tet Zeit, gres grau, kwene dahinsiechen. Regelloses Durcheinander von monophth. und



Bublitz: Stiller Winkel in der Oberstadt
Aufn. Hermann Friese

diphth. Formen gilt für Flackenheide und Gramenz.

Wgm. o wird im allgemeinen durch au vertreten. aa gilt vereinzelt für Grünewald (Kr. Neustettin). z. B. in plaach Pflug, kaaken Kuchen, au in haut Hut, dauk Tuch, daneben ai in gait gut, hait Hut. Aehnlich regellos ist die Entwicklung von wgm. o in Elfenbusch. Als Umlaut von wgm. o erscheint im südwestlichen Rummelsburger Kr. ee. Für den Hauptteil des Ma. gilt oi. Belege für oi: soike suchen, ploije pflügen, soit süß, toiwe warten.

Wgm. u hat sich mundartlich ähnlich wie wgm. i entwickelt. Das Hauptgebiet hat ä-u (ä-u getrennt zu sprechen). ou gilt für Zuch, Persanzig, Dallenthin, Kussow, Buchwald, ebenso für Penkuhl (Kr. Schlochau) in der Mehrzahl der festgestellten Wörter. Belege: doume Daumen, hous Haus, bouten draußen.

Innerhalb der monophthg. Enklave im S. gilt uu vor s, w, auslaufendem e sowie vor r, er und vereinzelt vor l. Belege: duuw Taube, schruuwe schrauben, buul Beule, tuue Zaun, unrä Euter. Von den übrigen Konsonanten entspricht wgm. u offenes e in mes Maus, el Eule, kel Loch, Grube, les Laus, deme Daumen, betem draußen, peste pusten, het Haut, bret Braut, hes Haus. Daneben findet sich in einzelnen Wörtern äi: käil Grube, äil Eule, däime Daumen.

Die mdal. Entsprechungen des Umlauts von wgm. u sind äi im südwestl. Rummelsburger Kr., während im Hauptgebiet ui gilt. Belege für ui: muis Mäuse, huisä Häuser, schuin Scheune.

Konsonanten:

In der Verbindung -nd wird d in einigen Dörfern im südwestl. Rummelsburger Kr. zu g. Belege: finge finden, binge binden, kingä Kinder. Das Hauptgebiet hat n: z. B. fine finden usw. Wgm. k wird im S.O. zu tch, tsch. Belege für tch: tcheel Kerl, tchinä Kinder, tchöösst Kruste, tchüdd Kütte, dätchä Dächer, ditch Teich, tchlaie klein, itch ich.

Wgm. g wird innerhalb desselben Gebiets vor hellen Vokalen sowie vor r, l zu dj. z. B. djlitch gleich, djrötä größer, djroie grün, djelmoire Mohrrüben.

Wgm. s bleibt im Anlaut vor l, m, p, t, w im S.O. erhalten, z. B. slachte schlachten, slauge schlagen, snidje schneien, stoite stoßen.

Zur Herkunft der Besiedler des Gebiets.

Die deutschen Besiedler stammten, wie eine Vergleichung mit westniederdeutschen Mdaa. ergibt, aus Niederfranken und Niedersachsen. Gemeinsam sind dem Ndfrk. wie der Bu. Ma. folgende Merkmale: der Wandel von g zu j vor hellen Vokalen. Auf Niederfranken weist ferner die Bildung der 2. Pers.-Mehrz. auf -e gegenüber niedersächsischem -et. Es überwiegt indessen das niedersächsische Element, und zwar sind es besonders Westfalen und das Gebiet der nordniedersächsischen Mdaa., die als Heimat eines großen Teils der Siedler in Betracht kommen. Die Berichte von Prof. Wrede über den Sprachatlas des Deutschen Reiches ermöglichen es, für eine Reihe lautlicher Erscheinungen Entsprechungen im westlichen Niederdeutschland festzustellen.

Die oben erwähnte Diphthongierung von wgm. i findet sich auf westfälischem Gebiet wieder. Für „Eis" gilt folgende Grenze (Anzeiger f. deutsches Altertum XVIII, 410) von Westen beginnend: Camen, Hamm, Wiedenbrück, Bielefeld, Blotho, Rinteln, Hameln, Eldgasen, Sarstedt, Hornburg, Goslar, Seesen, Gandersheim, Moringen, Uslar, Borgholz, Stadtberge, Brilon, Wintersberg, Schmallenberg, Iserlohn, Unna.

Die westfälischen Diphthongierungsgrenzen für „aus" stimmen im allgemeinen mit denen für „Eis" überein.

Als Uml. von wgm. u hat die Bu. Ma. (mit Ausnahme des südwestl. Rummelsburger Kreises) ui; ebenso gilt ui für „Häuser" im westfälischen Diphthongierungsgebiet.

Im Stammsilbenvokalismus von „Leute" stimmt die Bu. M. ebenfalls mit dem Westfälischen überein.

Von den Flurnamen des Bublitzer Landes

Von Dr. Robert Holsten

Ach wie gut, daß niemand weiß,
Daß ich Rumpelstilzchen heiß!

So singt der Zwerg im deutschen Märchen. Diesem Sang liegt die uralte Vorstellung zu Grunde, daß, wer einen Namen weiß, Gewalt über seinen Träger hat. Wir finden sie auch sonst wirksam. Nach dem Glauben unseres Volkes soll man den Namen eines Kindes vor der Taufe nicht ausplaudern. Die bösen Geister, die uns überall umgeben, könnten mit der Kenntnis des Namens, so meint man, Gewalt gewinnen über das kleine Wesen, das noch nicht den Schutz der heiligen Handlung genießt.

Das Bublitzer Land ist schön. Als ich es zuerst sah, da staunte ich über diese Schönheit. Berg und Tal! Wald und Feld! Wiese und Bruch! Dazwischen rinnende Wasser und blaue Seen! Ja, das Bublitzer Land ist schön, und wir können froh sein, daß ein so schönes Land

an der Grenze unserer Provinz die Wacht hält. Alle diese Teile der Flur aber, die sich zu einem so schönen Bilde zusammensetzen, tragen einen Namen. Das sind Flurnamen. Wir sind jetzt dabei, diese Flurnamen zu sammeln, auch im Bublitzer Land. Die Sammlung ist hier noch nicht abgeschlossen; aber wir kennen doch schon eine ganze Anzahl. Wir wollen einmal sehen, ob auch diese Namen uns Gewalt geben über das Land, dessen Teile sie tragen. Wenn dies der Fall ist, müssen wir durch sie dies Land gleichsam zwingen können, daß es uns Rede und Antwort steht und Auskunft gibt über seine und seiner Bewohner Art und Geschichte. Darum wollen wir von den Flurnamen des Bublitzer Landes sprechen.

Die meisten dieser Namen können wir aus der deutschen Sprache erklären, aber nicht alle. Um sie zu verstehen, müssen wir uns aus der slavischen Sprache Rat holen. Ueber ein halbes Jahrtausend haben die Wenden, ein slavischer Volksstamm, in Pommern gewohnt. Sie gaben den Ortschaften, in denen sie wohnten, aber auch den Teilen der Flur, auf der sie hausten, Namen in ihrer Sprache, und diese haben sich z. T. bis auf den heutigen Tag erhalten, besonders die Ortsnamen. Geringer ist die Zahl der Flurnamen; aber auch von diesen sind einige heute noch bekannt. Bei Priddargen rinnt ein Lunschborn. Das ist offenbar ein Born auf einer Wiese; lonschka heißt slavisch kleine Wiese. Eine Wiese bei Drawehn heißt Belaffe. Slavisch bielawa bezeichnet eine Moorwiese; das Wort ist eine Weiterbildung von slavisch belü weiß, welches uns in vielen Namen begegnet, z. B. Belgard-Weißenburg. Weißes Moor findet sich häufig in Pommern auch als deutscher Flurname. Er erklärt sich daraus, daß dort das Wollgras wächst. Seine Aehre sieht nach der Blüte wie weiße Wolle aus und färbt die Moore weithin mit ihrer leuchtenden Farbe. Auf denselben slavischen Wortstamm geht bei Kurfewanz der Name des Billäwer Berges und der Wiese Ruß-Billäwer zurück. In dem letzten Namen ist Ruß deutsch und bedeutet Schilf, Binsen, die ja auf sumpfigem Boden wachsen. Der Berg mag seinen Namen tragen, weil er in der Nähe eines solchen Moores liegt. Er kann hier aber auch weißen Sand bezeichnen. Welches die richtige Erklärung ist, kann nur entschieden werden, wenn man den Berg selbst sieht. Das mag genügen, um das Vorhandensein slavischer Flurnamen im Bublitzer Land zu beweisen. Wie groß ihre Zahl im Verhältnis zu den deutschen ist, können wir erst sagen, wenn unsere Sammlung der Namen abgeschlossen ist. Im allgemeinen ist sie in Pommern gering. Denn die Wenden wohnten zwar im Lande, hatten aber offenbar nur geringe Teile in Kultur genommen.

Immerhin müssen wir mit der Ableitung aus der slavischen Sprache vorsichtig sein. Die Deutung der Flurnamen gibt uns noch manches Rätsel auf, das vielleicht nie gelöst wird. Bei Drawehn und Priddargen heißt eine Wiese Plätsch; derselbe Name bezeichnet auch in Pommern sonst sumpfige Wiesen mit einem Wasserlauf. Man könnte da an kaschubisch pleta = Pfütze, denken. Aber auch der Vergleich mit dem deutschen Zeitwort plätschern liegt nahe. Freilich ist dieses nicht niederdeutsch. Der Name bleibt also wenigstens vorläufig unklar. Für die von mir gegebenen Deutungen darf ich mich auf Prof. Vasmer-Berlin und Dr. Lorentz-Zoppot berufen.

Bedeutsam ist, daß der Damerow-See bei Stepen heute im Volksmund Eichensee heißt. Eigentlich müßte man Eichenwaldsee sagen; denn das bedeutet Damerow in der slavischen Sprache. Aber bei dreifach zusammengesetzten



Aufn. Hermann Friese

Teilansicht des Burgwalles von Bublitz

Namen wird der mittlere Bestandteil häufig unterschlagen. Wir haben hier also eine richtige Uebersetzung aus der slavischen Sprache ins Deutsche. Solche Uebersetzungen finden wir mehrfach in Pommern und zwar schon in alter Zeit. So wird schon 1246 in einer Urkunde von einem Berge Belgor auf Usedom ausdrücklich gesagt, daß er auf deutsch Wittenberg heiße. Auch diese Uebersetzung ist richtig; wir haben belu in der Bedeutung weiß oben schon kennen gelernt. Solche Uebersetzungen konnten natürlich nur entstehen, wenn die Bevölkerung des Landes zweisprachig war, bei uns also, wenn neben den Wenden schon Deutsche im Lande wohnten. Man hat wohl die Frage aufgeworfen, wer nun die Uebersetzer waren. Gehörten sie der älteren Bevölkerung an, oder waren es die Eroberer, die das Land in Besitz nahmen? Man glaubt jetzt beweisen zu können, daß es die alten Einwohner waren. Denn für diese war es ja wichtig, sich eine gewisse Kenntnis der Sprache der neuen Herren zu erwerben.

Immerhin tritt schon durch diese Uebersetzung eine neue Bevölkerung des Bublitzer Landes in unsern Gesichtskreis, die Deutschen. Sie wohnen heute noch dort, und die Bevölkerung dieser Landschaft ist urdeutsch. Wann sie aber deutsch geworden ist, darüber können uns die alten Flurnamen vielleicht einige Auskunft geben. Denn diese konnten erst entstehen, als Deutsche im Lande wohnten, und je größer ihre Zahl ist, um so dichter müssen sie gesessen haben. Diese ältesten deutschen Flurnamen Pommerns können wir den ersten sechs Bänden des Pommerschen Urkundenbuches entnehmen, die bis zum Jahre 1325 reichen. Nach ihrem Ausweis haben bis dahin im Westen und Süden unserer Provinz schon ziemlich viele Deutsche gewohnt. Aber je weiter wir nach Osten kommen, um so geringer wird die Zahl dieser Namen. In den Grenzkreisen Lauenburg, Bütow, Rummelsburg und Bublitz fehlen sie noch ganz. So mag im Lande Bublitz die Einwanderung der Deutschen, wenigstens in größerer Zahl, erst nach 1325 erfolgt sein.

Woher aber sind diese Siedler gekommen? — Die deutschen Kolonisten, die in das slavische Wendenland zogen, um es mit dem deutschen Pfluge zu bestellen, stammten nicht alle aus derselben Gegend. In Mittelpommern, besonders in seinem südlichen Teil, nahmen Niederfranken ihren Wohnsitz. Vorpommern bis zur Zarow, die bei Ueckermünde ins Haff fließt, ist dagegen niedersächsisch, und dieser niedersächsische Stamm hat sich über die Inseln Usedom und Wollin an der Küste entlang bis nach Ostpommern vorgeschoben und mehr oder weniger weit landeinwärts ausgebreitet. Zu welchem Bereich gehört nun das Bublitzer Land, zum niedersächsischen oder zum niederfränkischen? — Vielleicht kann auch da ein Flurname Auskunft geben. Bei Drawehn haben wir ein Gillmauer (=moor). Es gab früher auch auf dem Lande Gilden. Sie dienten der gegenseitigen Unterstützung ihrer Mitglieder, besonders bei Sterbefällen, veranstalteten aber auch gemeinsame Feste und Gelage. Diese arteten aus und führten oft zu wüsten Saufereien. Das gab der weltlichen und kirchlichen Obrigkeit Anlaß, gegen sie einzuschreiten. Die evangelische Kirche nahm diesen Kampf bald nach ihrer Gründung auf, und er ist erfolgreich gewesen. Die Gilden in den Dörfern haben sich zwar z. T. noch lange gehalten, sind aber schließlich doch alle verschwunden. Es erinnern noch an sie viele Flurnamen. Die Mittel zu der Ausrichtung der Feste wurden nämlich aus den Einkünften genommen, die ein hierzu ausgeschiedenes Flurstück hergab, ein Acker oder eine Wiese oder eben ein Moor. Dies erhielt dann nach der Gilde seinen Namen, wie bei Drawehn das Gillmauer. Diese Einrichtung der Gilden ist niedersächsisch. Mit den Sachsen sind sie hinübergekommen nach England, sie sind freilich auch dort schon lange ausgerottet. So läßt uns dieser eine Name erkennen, daß die Bublitzer Kolonisten aus Niedersachsen gekommen sein müssen. Freilich befinden wir uns hier wohl an der Südgrenze niedersächsischen Wesens; weiter südlich beginnt der niederfränkische Einfluß.

Als diese Deutschen ins Land kamen, da sah dieses zum Teil ganz anders aus als heute. Der Boden war damals noch viel nasser, als wir ihn kennen. Bei Kasimirshof trägt eine Sumpfweide den Namen Seeken, d. h. kleiner See. Offenbar war dies Stück Land ursprünglich ein See, der allmählich verlandet ist. Die Herrebläink bei Drawehn ist eine Wiese; Bläink bedeutet eigentlich einen Ort, wo blankes Wasser steht. Man hat durch Anlegung von Gräben viel getan, um das feuchte Land trockener zu legen und so für die Landwirtschaft brauchbar zu machen. Solange der Boden noch naß war, half man sich durch Anlegung von Dämmen, die durch Aufschüttung von Buschwerk, Erde und Rasen gebildet wurden. So ein Damm heißt Specke; auch in Bublitzer Flurnamen kommt dieses Wort vor, z. B. bei Porst.

Wälder bedeckten unsere Heimat früher in weit größerer Ausdehnung als heute. Die Slaven haben gar nicht oder nur wenig gerodet und sich damit begnügt, an den von Natur waldfreien Stellen ihre Siedlungen anzulegen. Daher liegen diese oft strichweise und lassen ganze Strecken frei. Die Deutschen aber haben mit ihrem guten Handwerkszeug und ihrem eisernen Fleiß den Wald durch Roden gelichtet, um das Land urbar machen zu können. Daher gibt es in Pommern sehr viele Flurnamen, die mit rade — (roden) zusammengesetzt sind. Im

Kreis Bublitz ist mir ein solcher Name freilich bisher nicht bekannt geworden. Aber das kann Zufall sein. Beim Roden bleiben wohl die Stubben der Bäume stehen; daran mag der Name der Stuwwewisch (Stubbenwiese) bei Drawehn erinnern. Man kannte aber noch ein anderes Mittel, des Waldes Herr zu werden: man brannte ihn ab. Hierauf weisen die vielen mit Brand zusammengesetzten Flurnamen hin: Brandwiese (Stepen), Brandmauer (=moor, Drawehn), Brandmösse (Gust). Freilich hat man neuerdings geleugnet, daß solche Brandrodung je stattgefunden habe. Man sagt, ein solches Niederbrennen des Urwaldes würde nur bei ganz besonders langdauernder Dürre möglich gewesen sein; auch sei das Stammholz für die ersten Siedler viel zu wertvoll gewesen, um es den Flammen preiszugeben. Die vielen Brand-Namen will man durch Waldbrände erklären oder durch klimatische Merkmale des Ortes, oder man meint, das beim Roden freiwerdende Ast- und Wurzelwerk möge an diesen Stellen verbrannt sein. Es muß auch auf die Gefahr hingewiesen werden, die darin lag, daß man einen solchen künstlich angelegten Waldbrand schließlich nicht mehr in der Hand hatte. Aber für die andern Erklärungen sind diese Namen eigentlich zu häufig; ich möchte also doch glauben, daß man den Wald zum Teil abgebrannt hat. Wir sehen aber wieder, wie oft wir bei der Erklärung der Flurnamen noch im Dunkeln tappen.

Auch die Tiere, die im Walde und sonst im Lande ihr Wesen hatten, treten uns in den Flurnamen entgegen. Wir wollen nicht viel sagen vom Dachs, dem Grewing, d. h. Gräber, nach dem die Grewingskuhle bei Bischofthum heißt. Wir wollen auch nicht viel davon sagen, daß der Fuchs, wenn wir nach seinem Vorkommen in Flurnamen urteilen dürfen, offenbar häufiger im Lande war als heute; wir finden einen Fuchsberg bei Stepen und Porst. Denn diese Tiere waren dem Menschen selbst wenigstens nicht gefährlich. Wenn aber ein Wolfsberg bei Seeger, ein Wolfsmoor bei Kurow, eine Wolfsmis (= mösse) bei Porst genannt wird, so zeigen uns schon diese Namen, wie gefährlich es in alter Zeit in den Wäldern noch war; wir wissen freilich auch sonst von Wölfen im Kreise Bublitz.

Wenn ich von den Pflanzen des Waldes den Wacholder nenne, so tue ich es mehr seines plattdeutschen Namens wegen: ein Knisterbarg liegt bei Altbuckow und Drawehn. Knister oder Knaster heißt der Wacholder in ganz Ostpommern. Beide Worte sind augenscheinlich gleichbedeutend; sie kommen gelegentlich an derselben Stelle nebeneinander vor und bezeichnen vermutlich das Knistern der Nadeln im Feuer. Vorpommern sagt dafür Knirck. Beide Gebiete trennt die Insel Wollin mit dem Namen Gangeln, der aus Machandel gekürzt ist. Im Kreise Lauenburg gibt es die Bezeichnung Kaddik; sie entspricht dem polnischen Kadak.

So geben uns die Flurnamen ein Bild des Landes in alter Zeit.

Wir wenden uns jetzt den Menschen zu. Wir erkennen die Stände, in die sich die Bewohner des Landes gliederten. Die Wiese Herrebläk bei Drawehn gehörte dem Gutsherrn; der Name weist also auf das Vorhandensein einer Herrenschicht hin. Wenn wir bei Drawehn, wie oben schon erwähnt, ein Gillmauer haben, so kann sich ein solcher Name nur unter einer Bevölkerun von Bauern gebildet haben; denn diese taten sich, wie wir sahen, in den Gilden zusammen. Schließlich fehlt als wichtiger Stand auch die Geistlichkeit nicht. Auf dem Papensteig (Kurow) ging der Pape (= Pfaffe), wir wissen nicht, zu welchem Ziel.

Die Bevölkerung lebte in der Hauptsache natürlich von der Landwirtschaft. Auch diese unterschied sich in mancher Beziehung von der heutigen Wirtschaftsweise. Es wurde früher viel Flachs gebaut, auch im Bublitzer Land. Wenn der Flachs gezogen war, wurde er nach Abstreifung der Samenknoten ins Wasser gelegt, um zu „röten", d. h. die holzigen Bestandteile sollten verrotten. So ein Gewässer war der Röthsee bei Ubedel.

Aber wir lernen nicht nur die äußeren Verhältnisse der Menschen kennen; wir tun auch einen Blick in ihre Seelen.

Von jeher ist der pommersche Bauer fromm gewesen. Er fühlt sich in seiner ganzen Tätigkeit abhängig von einer höheren Macht, der gegenüber eigene Klugheit und eigenes Können nichts hilft. Darum wendet er sich gläubig an Gott und hofft auf seinen Segen. Der Vertreter der Religion auf Erden ist der Geistliche. Wir sahen schon, daß er in Flurnamen vorkommt. Der Name Pap (= Pfaffe) stammt wohl aus katholischer Zeit; der evangelische Pastor wird höchstens herabsetzend so genannt. An katholische Zeit erinnert auch der Name Fegefeuer bei Porst; evangelische Christen hätten ihn kaum gebildet. Es bleibt unklar, was er hier bedeutet. Eine Wiese bei Pyritz, die Fegefeuer heißt, liegt am Fuße eines Hügels, auf dem der Galgen stand. Wer an seine Sünden dachte, hatte Angst vor dem Teufel und der Hölle. Zahlreich sind in Pommern die Flurstücke, die nach dem Teufel benannt sind. Sie fallen meistens durch ihr unheimliches Aussehen auf, aber nicht alle. Es ist möglich, daß es gelegentlich auch Stätten heidnischer Gottesverehrung sind, die man dann mit dem Teufel in Verbindung brachte. Auch bei Porst gibt es einen Teufelsberg. Hölle werden häufig enge, unwirtliche Schluchten genannt. Der Name hängt vielleicht ursprünglich mit hohl zusammen oder bedeutet ab-

schüssig, geneigt; wenn aber Hölle daraus geworden ist, so sehen wir eben, in welcher Richtung sich die Gedanken und Empfindungen des Volkes bewegen. Von dem Blocksberg bei Drawehn und Hohenborn erzählt man, daß der Teufel mit den Hexen dort sein Wesen habe; in der Nähe liegt der Satansteich. Es gibt in Pommern recht viele Berge dieses Namens. Ein Verdienst der evangelischen Kirche ist es, daß sie größere Vertrautheit mit der heiligen Schrift bewirkt hat. Auch das zeigt sich in den Flurnamen, die in neuerer Zeit häufig durch Entlehnung biblischer Namen gebildet werden. So haben wir bei Gust und Porst einen Zionsberg. Gerade im Osten Pommerns scheint es Mode gewesen zu sein, den Berg Zion heranzuziehen. Ich kenne viele Berge dieses Namens aus den Bublitz benachbarten Kreisen Neustettin, Belgard und Rummelsburg; vereinzelt habe ich den Namen auch im Kreise Saatzig und Greifenberg gefunden. Sollte der Name Horobsberg bei Drawehn verhört oder entstellt aus Horeb sein? Unmöglich wäre es nicht. Jedenfalls zeigen uns diese Namen, welche Bedeutung das Christentum in der Vorstellungswelt der Bewohner auch des Bublitzer Landes gewonnen hat; sie sind ein Beweis für ihre Frömmigkeit.

Echt deutsch ist die Liebe unseres Volkes zur Natur und sein nahes Verhältnis zu ihr. Scharf beobachtet es die Pflanzen und Tiere und nennt jeden Ort nach dem, was für ihn eigentümlich ist. Wir haben schon eine Reihe solcher Namen angeführt. Von dieser genauen Beobachtung der Natur legt auch der Name eines Waldes bei Kl. Karzenburg Zeugnis ab; er heißt der Knack. Das Wort ist selten; es kommt in Pommern nur im äußersten Osten vor. Es malt offenbar den Klang, den wir beim Brechen eines trockenen Zweiges hören. Soweit ich sehe, bezeichnet das Wort nur Eichenwälder; warum? Im Nadelwald schreiten wir auf den Nadeln geräuschlos dahin, und liegt ein Zweiglein unten, so ist es elastisch und zerbricht nicht knackend. Im Buchenwald raschelt das alte Laub, das schwer vergeht und sich lange hält. Aber im Eichenwald, da knacken unter unsern Schritten die trockenen Zweige, die nicht nur von den Bäumen, sondern auch von dem Unterholz, das unter ihnen wächst, z. B. von den Haselsträuchern, gefallen sind. So zeigt dieser eine Name, wie genau unser Volk die Natur beobachtet.

Diese Beobachtungsgabe hat zur Folge, daß die Rede des Volkes bildhaft ist. Besonders liebt es, was es sieht, durch Vergleiche zu verdeutlichen. Das erkennen wir auch an vielen Flurnamen. Ein Flurstück heißt Schwolkeschwanz (Altbuckow), weil es der Form dieses Schwanzes gleicht. Wie genau ist da wieder beobachtet! Ob wohl jeder Leser dieser Zeilen den Schwanz einer Schwalbe aus dem Gedächtnis zeichnen könnte? Eine Wiese bei Porst heißt Dorfbrille, weil ihre doppelte Rundung an eine Brille erinnert. Bei Drawehn werden Senken nicht als lang oder kurz, steil oder flach bezeichnet, sondern mit einem bekannten Gerät verglichen. Backtrog heißt die eine. Der Name ist bezeichnend; aber wie gemütlich wirkt es zugleich, wenn wir bei der Nennung des Namens an die Bereitung des Brotes denken können, das uns nähren und erquicken soll! Schniedlaod heißt die andere. Das Stroh wurde in einen langen Kasten mit viereckigem Querschnitt, eine Lade, gepackt, um dann mit einer großen Gabel vorgeschoben zu werden, bis ein langes Messer es abschnitt und so zu Häcksel machte.

So tritt uns in den Flurnamen neben den äußeren Lebensumständen auch das Seelenleben unseres Volkes entgegen.

Meine Ausführungen über die Flurnamen des Bublitzer Landes können nicht auf Vollständigkeit Anspruch machen. Die Sammlung dieser Flurnamen ist noch lange nicht abgeschlossen. Ich bin zufrieden, wenn ich gezeigt habe, daß es sich lohnt, sich mit diesen Namen abzugeben, und dadurch vielleicht dem einen oder andern Lust gemacht habe, sich an der Sammlung zu beteiligen. Mögen sich recht viele finden, die bereit sind, allen Sammlern zu helfen. Wir verlangen heute von der Wissenschaft, daß sie volksverbunden sei. Die Flurnamenforschung ist es. Denn sie dient einem Gut, das im Volke entstanden ist und noch heute lebt, und mehr noch, sie kann ihre Aufgabe nur mit Hilfe des Volkes lösen. Darum auf zur Flurnamensammlung!

Die Kirchenbauten des Kreises Bublitz

Von Julius Kohte

Die von West nach Ost fortschreitende Besiedlung und Entwicklung Pommerns hat die Berglandschaft um Bublitz und Rummelsburg erst spät berührt; noch gegenwärtig sind große Teile derselben mit Wald bedeckt. Die Baudenkmäler dort sind jünger, ihre Zahl ist geringer als in anderen pommerschen Landschaften; erst im Ausgange des Mittelalters entstehen einige Steinbauten, sonst herrscht der Holzbau, nur kirchliche Gebäude kommen in Betracht. Die Ausstattung derselben stammt aus den neueren Jahrhunderten und überschreitet nur in wenigen Werken ein achtbares Mittelmaß. Trotz ihrer schlichten Gestalt verbinden sich die Bauwerke immer gut mit der Landschaft, und wer die vaterländische Geschichte aus den Denkmälern kennen lernen will, hat auch die bescheideneren derselben zu beachten. Dieser Aufsatz soll sich auf die Kirchenbauten des Kreises Bublitz, welcher von 1872 bis 1932 bestand, und der angrenzenden südlichen Spitze des Kreises Schlawe beschränken.

In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts erscheint das Land Bublitz im Besitze des Bischofs von Kammin; mit Kolberg und Köslin gehörte es zum Fürstentum Kammin. Bischof Friedrich von Eickstedt erhob den Flecken Bublitz 1340 zur deutschen Stadt nach lübischem Rechte. Bublitz blieb die einzige Stadt im Gebiete des Kreises. Die Bischöfe und ihre Lehensleute hatten auf der Anhöhe im Süden der Stadt ein festes Schloß; es wurde in neuerer Zeit abgebrochen; geblieben sind nur die umgebenden Erdwälle. Die Pfarrkirche der Stadt war ein bescheidener, einschiffiger Ziegelbau mit Westturm; der gewiß dem Ende des Mittelalters entstammende Bau wurde, nachdem er mancherlei Veränderungen erfahren, 1886 durch einen neugotischen Ziegelbau ersetzt. Da Bublitz keine wehrhafte Befestigung hatte, so bietet die Stadt gegenwärtig keine alten Erinnerungen mehr.

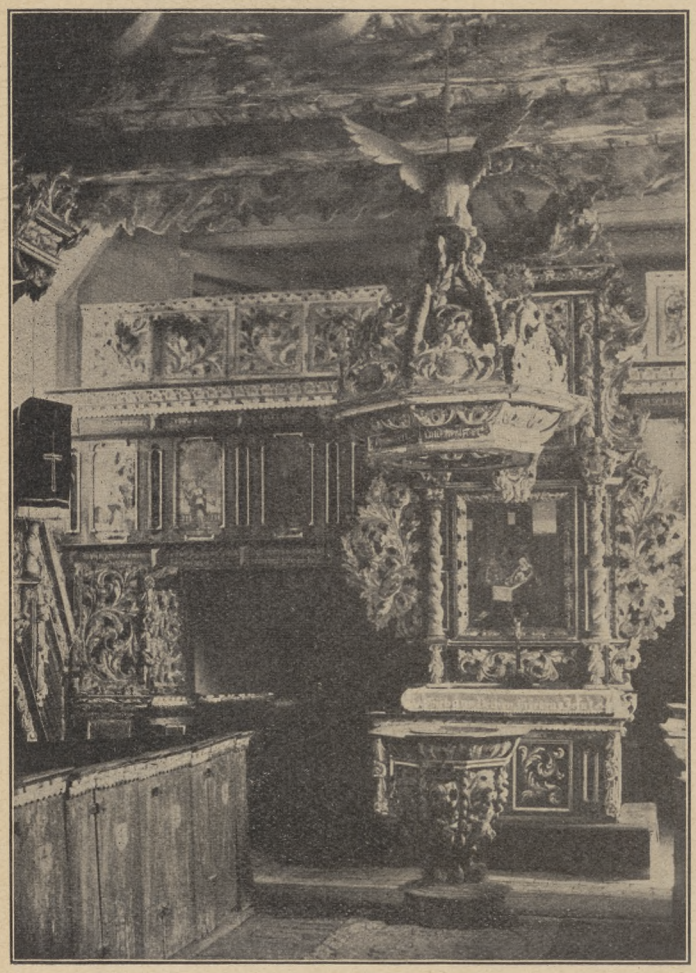
Von den Landkirchen des Kreises, die von den vermögenden Gutsherrschaften errichtet wurden, reichen zwei in das Mittelalter zurück, die Kirchengebäude von Schwellin und Karzin, beide nordwestlich von Bublitz gelegen; ihnen schließen sich im Kreise Schlawe die Pfarrkirche des Städtchens Pollnow und die unweit des Gollenberges gelegene Kirche in Kösternitz an. Alle vier wurden um 1500 oder erst im 16. Jahrhundert erbaut, aus wenig zugerichteten Findlingen und Ziegeln, in einfachen spätgotischen Formen. Die Kirchen in Schwellin, Pollnow und Kösternitz haben quadratische Westtürme, deren alte Bedachungen verloren gegangen sind. Das Kirchenschiff in Pollnow wurde in der Barockzeit und nochmals um 1860 erneuert. Der Turm in Kösternitz zeigt die Merkwürdigkeit, daß er infolge eines Versehens bei der Ausführung außer Lot geraten ist, also die Zahl der schiefen Türme vermehrt.

Aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts stammt die Kapelle in Wojenthin, ein geputzter Ziegelbau, zu beiden Seiten des Schiffes eine gewölbte Herrschaftslaube; das Innere bewahrt noch die unmittelbar nach Vollendung des Baues hergestellte Ausstattung. Die Kapelle ist Eigentum der Gutsherrschaft, in ihrer Pflege bedauerlich vernachlässigt.

Nur die genannten Kirchen wurden in alter Zeit gemauert hergestellt; alle anderen sind aus Fachwerk errichtet, soweit sie nicht, einige wenige, im 19. Jahrhundert durch Ziegelbauten ersetzt wurden. Voranzustellen ist zeitlich die achteckige Kapelle in Zeblin, errichtet inschriftlich im Jahre 1662, wiederum Eigentum der Gutsherrschaft. Ihr folgen die Kirchen in Groß- und Klein-Karzenburg; die Wetterfahne auf dem Dache der ersteren zeigt die Jahreszahl 1685, welche jedenfalls das Jahr der Herstellung des Bauwerks angibt; über der Westseite desselben steigt ein wirkungsvolles



Aeußeres der Pfarrkirche in Groß-Karzenburg



Inneres der Pfarrkirche in Groß-Karzenburg

Türmchen auf (vgl. Abb. S. 131). Sonst sind die Außenansichten schlicht behandelt, die Hölzer braunrot, die gemauerten Fache weiß gestrichen; diese Bemalung war ehemals allgemein verbreitet. Noch bescheidener sind die Kirchen in Grumsdorf, Sassenburg, Stepen, Kasimirshof, Drawehn und Klannin. In diesem Zusammenhange ist auch des Fachwerktürmchens der genannten gemauerten Kirche in Karzin zu gedenken. Die Kirche in Sassenburg wurde, weil hinfällig, seitens der Staatlichen Bauverwaltung 1928 durch einen Ziegelbau ersetzt, dabei die ansprechende Haube des Dachreiters über der Westseite, laut Jahreszahl der Wetterfahne 1757 hergestellt, auf den neuen Turm als Blickpunkt der Dorfstraße vorbildlich übernommen (vgl. Abb. S. 133).

Teile der barocken Ausstattung sind in den genannten Kirchen mehrfach erhalten. Die Kirchen von Groß- und Klein-Karzenburg und Karzin haben die Ausstattung vom Ende des 17. Jahrhunderts sogar vollständig bewahrt. Die Kirche in Groß-Karzenburg ist im Schmucke der gediegenen reichen Ausstattung ihres Inneren das schönste Baudenkmal des Kreises Bublitz; Altar, Kanzel mit Pfarrsitz, Taufe, die beiden Emporen an der Ost- und der Westseite, dazu die bemalte Balkendecke schließen zu einer ungewöhnlichen Pracht zusammen (vgl. nebenst. Abb.). Das Bauwerk und seine Einrichtung wurden von der Gutsherrschaft v. Münchow, vermutlich mehreren Mitgliedern derselben, gestiftet und geschaffen; der Altar trägt die Wappen eines Ehepaares, v. Münchow und v. Köller. Der Deckel der Taufe ist bezeichnet mit der Jahreszahl 1701; ihn krönt ein seine Jungen nährender Pelikan, die Flügel weit ausbreitend; das geschnitzte Ornament ist ein saftiges, kräftig bewegtes Akanth-Blattwerk. Die Bemalung, in der Hauptsache Weiß mit Gold und Schwarz, ist noch die alte. Die Ausstattungen von Klein-Karzenburg und Karzin sind von geringerer Bedeutung; die Kanzel in Klein-Karzenburg wurde laut Inschrift gestiftet vom Gutsherrn Valentin v. Lettow und seiner Gemahlin Christiana Maria v. Puttkammer 1693. Die Ausstattung von Groß-Karzenburg erinnert lebhaft an eine Gruppe gleichzeitiger kirchlicher Ausstattungen im Kreise Neustettin, namentlich an die des Dorfes Eichenberge, das gleichfals dem Geschlecht v. Münchow gehörte. Hier wie dort betätigte sich dieselbe Werkstatt; da Schriftsachen fehlen, bleiben Namen und Wohnsitz des führenden Meisters unbekannt. Kolberg war ehemals ein Sitz tüchtiger Kunsthandwerker; vielleicht war der Meister dort ansässig, oder er hatte dort seine Ausbildung empfangen.

Von den kirchlichen Geräten des Kreises verdienen einige besonders beachtet zu werden. Die Kirche in Grumsdorf besitzt einen schönen, 1670 geschenkten silbernen Kelch, welcher gemäß seinen Stempeln von einem Meister PS in Augsburg gefertigt wurde; er ist ein gutes Beispiel der Tätigkeit der sehr geschickten Augsburger Goldschmiede. Der silberne Kelch der Kirche in Zeblin, nebst der Patene 1664 geschenkt, wurde den Stempeln zufolge von David Splittgerber in Kolberg gefertigt; der silberne Kelch in Goldbeck, 1742 geschenkt, wurde gleichfalls in Kolberg verfertigt, doch ist der Meisterstempel unklar. Die zinnerne Taufschale in Sassenburg fertigte Meister THS in Stettin.

Auch die sehr verbreiteten Messingschüsseln des 17. Jahrhunderts sind in einigen Beispielen vertreten. Die Taufschüssel in Bublitz, von einem Ehepaar Langen aus der Gemeinde gestiftet, Adam und Eva in gefälligem Ranken-Ornament darstellend, mag im östlichen Pommern, vielleicht in Stolp entstanden sein. Drei andere Schüsseln in Groß-Karzenburg, Zeblin und Wojenthin sind mutmaßlich Erzeugnisse der Nürnberger Beckenschläger; sie zeigen biblische Bilder, die beiden Kundschafter mit der großen Traube, die Verkündigung Mariä und

die Taufe Christi. Die Schüssel in Groß-Karzenburg wurde 1664 geschenkt; die Schüssel in Wojenthin trägt eine Umschrift in Kleinbuchstaben, eine wiederkehrende Legende, Abkürzung des Spruches: Nomen Christi benedictum in eternum.

Zum Schluß noch Bemerkungen über einige Glocken und ihre Gießer. Die ältesten Glocken sind am Orte der Bestimmung gegossen von wandernden Gießern, in Groß-Karzenburg von Bartholomäus Koeler 1581, in Porst und Drawehn von Dietrich Beckmann 1583 und 1593; beide hatten ihre Heimat im östlichen Pommern, wo Glocken von ihnen auch an anderen Orten bekannt sind. Der weit gewanderte lothringische Gießer Franz Dubois goß Glocken in Klannin und Schwellin 1648, in Kasimirshof 1650. Im 17. Jahrhundert bildete sich in Kolberg, im 18. Jahrhundert in Neustettin eine ständige Gießerei, welche beide bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts zahlreiche Glocken nach dem östlichen Pommern und Teilen des angrenzenden Westpreußens lieferten. Die Kirche in Kösternitz besitzt eine Glocke, welche Johann Martin Meyer aus Neustettin inschriftlich zu Schlawe 1778 goß, jedenfalls dort zusammen mit einigen anderen Glocken, weil die Wege von seinem Wohnsitze bis zu den Bestimmungsorten schwierig zu befahren waren. Eine Glocke, welche derselbe J. M. Meyer in Neustettin 1783 für die Kirche in Drawehn goß, wurde im Weltkriege abgegeben.



Abgebrochene Kirche in Sassenburg

Der Aufsatz gibt eine zusammenfassende Uebersicht auf Grund des Buches: Die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Pommern. Dritter Teil: Der Regierungsbezirk Köslin. Band III: Die Kreise Schivelbein, Dramburg, Neustettin Bublitz, Rummelsburg, im Auftrage des Provinzial-Verbandes bearbeitet von Julius Kohte. Stettin, Leon Sauniers Buchhandlung 1934. XXXII und 128 Seiten mit 59 Abbildungen. Broschiert 4,— RM. Diesem Buche sind die Abbildungen der Kirchen in Groß-Karzenburg und Sassenburg, S. 131, 132 u. S. 133 dieses Heftes entlehnt.

Sitten, Gebräuche und Aberglauben aus dem Lande Bublitz

Gesammelt von Georg Horn, Dargen

Die nachfolgenden Ausführungen sind aus der Beobachtung und aus Gesprächen mit Arbeitern, Bauern und ländlichen Handwerkern in mehrjähriger Arbeit erwachsen. Als Sohn eines kleinen ostpommerschen Landwirts und infolge der dauernden Verbindung mit der Landbevölkerung in meinem Berufe bin ich mit den Gewohnheiten des Landes vertraut. Trotzdem erheben die Ausführungen keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Gar manches wird mir entgangen sein. Ganz klar in der Sache wird man erst sehen können, wenn der „Atlas zur pommerschen Volkskunde" des Volkskundlichen Archivs der Universität Greifswald erschienen sein wird. Vieles von dem Angeführten ist schon verschwunden. Nur ganz alte Leute wissen noch davon. Auf Untersuchungen über die Ursprünge und Erklärungen der Sitten und Gebräuche lasse ich mich nicht ein. Wahrscheinlich ist manches wendischen Ursprungs. Soll doch im heutigen Kreise Bublitz die Bevölkerungszahl der Wenden im Verhältnis zu den deutschen Kolonisten stärker geblieben sein. Doch fand bald eine Verschmelzung beider Rassen statt. Zu Ende des 14. Jahrhunderts war Bublitz wohl wieder ein deutsches Land zu nennen. Die Ausführungen zeigen auch, wie sehr der bäuerliche Mensch mit der Natur, mit dem Boden verwachsen ist und wie er alles, Tiere, Pflanzen, Naturerscheinungen beseelt. Das ist ein Zustand, der dem Stadtmenschen, der von Zerstreuung zu Zerstreuung eilt, und der in Stunden, wo ihm solche fehlen, mit sich nichts Rechtes anzufangen weiß, ganz unbekannt ist. Die Begriffe bäuerlicher Mensch und Stadtmensch sind hier nicht räumlich gemeint, sondern seelisch. Es gibt beide Arten von Menschen sowohl in der Stadt wie auf dem Lande. Wenn wir die Scheinkultur der letzten Jahrzehnte wirklich überwinden wollen, müssen wir insgesamt mehr „verbauern" im guten Sinne des Wortes.

1. Geburt, Taufe, Kindheit.

Den Kindern sagt man, daß der Storch das Brüderchen oder Schwesterchen gebracht habe. Wöchnerinnen sollen sich nicht vor dem ersten Kirchgang außer dem Hause aufhalten, da ihnen leicht ein Schabernack getan werden könnte. Gewöhnlich findet die Taufe innerhalb von 6 Wochen nach der Geburt statt. Meistens werden dazu drei Paten bestellt, bei einem Mädchen ein männlicher und zwei weibliche, bei einem Jungen zwei männliche und ein weiblicher. Jeder der Paten muß den Täufling ein Stück tragen. Früher überreichten die Paten dem Täufling einen Patenbrief, in den verschiedene Geldsorten hineingelegt wurden, damit es ihm niemals an Geld fehle. Der Patenbrief wurde mit roter Schnur umwickelt. Sie durfte nicht geknotet werden, damit nicht der Verstand des Kindes verknotet werde, das Kind also dumm bliebe. Auch sollte ein junges Mädchen nicht zuerst bei einem Mädchen Pate stehen, da es sonst keinen Mann bekäme. Allgemein ist noch der Glaube verbreitet, daß der Täufling nach den Paten artet. Den Rat, daß man sich keine dummen Paten für das Kind wählen solle, damit auch das Kind nicht dumm bliebe, kann man oft hören. Der Charakter des Kindes wird von dem Paten bestimmt, der zuerst ins Zimmer tritt. Werden Knaben und Mädchen am gleichen Tage getauft, so muß man darauf achten, daß das Mädchen zuerst getauft wird. Wird der Knabe zuerst getauft, so bekommt das Mädchen männliche Eigenschaften. Bei der Taufe muß es ordentlich zu trinken geben, sonst wird das Kind nicht groß. Man soll nie die leere Wiege schaukeln, sonst wird das Kind unartig. Man soll auch nicht übers Kopfende her nach dem Kinde sehen, das in der Wiege liegt, sonst schielt das Kind später. An den Ringeln an den Beinchen des Säuglings kann man sehen, wieviel Geschwister noch geboren werden. Ferner muß man darauf achten, ob das Kind, das sprechen lernt, zuerst Papa oder Mama sagt. Sagt es zuerst Papa, so folgt ein Brüderchen; sagt es Mama, ein Schwesterchen. Kleinen Kindern dürfen im ersten Vierteljahr seines Lebens nicht die Haare gekämmt und die Nägel beschnitten werden, sonst hat das Kind Unglück. Wenn das Kind ein Jahr alt ist, legt man ihm am Geburtstag einen Taler, ein Buch und ein Stück Brot vor. Greift es nach dem Taler, so wird es reich oder sparsam; greift es nach dem Buch, so wird es fromm oder gelehrt; greift es nach dem Brot, wird es ein Vielfraß. Häufig hört man sagen: „Dat Kind is tau klauk, dat waat woll nich ult ware". Kinder dürfen nicht mit Streichhölzern spielen, sonst machen sie das Bett naß. Kleine Kinder erschreckt man, damit sie folgsam sind, mit dem Wauwau, dem Schornsteinfeger, dem Juden (dei Jaur waat dei inne Sack stäke) oder mit dem Mummatsch. Wenn man von kleinen Kindern träumt, bekommt man Aerger. Ganz kleine Kinder soll man vor dem Regen schützen, sonst kriegen sie Sommersprossen. Es ist aber gut, wenn die Kinder bei Sonnenregen die Mütze abnehmen, namentlich im Mai, weil sie dann gut wachsen. Wenn ein Kind zuerst Zähne im Oberkiefer

bekommt, dann wird es nicht groß, denn die Zähne „wachsen in die Erde".

2. Hochzeit.

In alten Zeiten war eine Hochzeit ein Ereignis fürs ganze Dorf. Lange Zeit vorher lud der Hochzeitsbitter, meist ein Verwandter der Braut, die Gäste zur Hochzeit. Er trug einen großen Strauß am Hut und rote Schleifen an der Schulter. Ueberall wurde er freundlich aufgenommen und bewirtet. Gewöhnlich wurden etwa 100 Gäste geladen. Es kam auch vor, daß fast das ganze Dorf daran teilnahm. Vor der Hochzeit schickten die Gäste Milch und Butter ins Hochzeitshaus. Am Abend vor der Hochzeit fand der Polterabend statt. Draußen polterten die Zuschauer, und die Hochzeitsgäste überreichten in passenden Verkleidungen und Darbietungen den Brautleuten die Geschenke.

Zur Hochzeit wurde vom Hochzeitsvater große Hornmusik angenommen. Er bezahlte sie aber nicht selbst, sondern die Bezahlung wurde von den Gästen entrichtet. Am Morgen des Hochzeitstages wurden die Gäste gegen Geld eingeblasen. Die Braut wurde mit Kranz und Schleier geschmückt und dem Bräutigam zugeführt. Unter Juchen, Kreischen und Schießen fuhr man in sausender Fahrt zur Kirche. Vor der Trauung marschierte der Hochzeitszug um den Altar und legte dort Geld für den Pastor und den Organisten nieder. Ehe das Brautpaar zu Hause wieder über die Schwelle trat, wurde ihm ein Kanten Brot vorgehalten, in den es hineinbeißen mußte, damit es im Leben immer Brot hatte. Dann folgte der Hochzeitsschmaus. Während desselben wurde ein „Vivat" ausgebracht auf die Brautleute und deren Eltern und Lieder gesungen. Während des Essens wurde in einem Teller Geld gesammelt für die Musik. Auch die Kochfrau sammelte für sich mit der Kelle oder auch mit einem Teller. Beim Tanz war der Brauttanz von besonderer Wichtigkeit. Der Bräutigam tanzte mit jeder Dame, die Braut mit jedem Herrn einmal herum. Dabei gab jeder Herr den Musikanten ein Geldstück. Um Mitternacht wurde der Schleier abgetanzt. Bei diesem Schleiertanz versuchte jeder ein Stück vom Brautschleier zu erwischen. Demgegenüber war der Bräutigam bestrebt, seine Braut zu schützen und möglichst viel von dem Schleier für sich zu retten. Nach Mitternacht erschien die Braut in andrer Kleidung mit einer zierlichen Haube auf dem Kopf. Am Schluß der Hochzeit ließen sich die Gäste nach Hause blasen, nicht ohne vorher ein Geldstück entrichtet zu haben. Die Hochzeit fand gewöhnlich an einem Freitag bei zunehmendem Monde statt und dauerte meist bis Sonnabendmittag. Am Sonntag war Nachhochzeit.

Wenn jemand sein Taschentuch lang aus der Tasche baumeln läßt, sagt man scherzend: Hei jeht upt Frij! Wenn man vom hellen Feuer träumt, wird man bald zur Hochzeit geladen. Von einem Mädchen, daß beim Waschen eine nasse Schürze hat, sagt man: „Dei kriecht eine väsopene Keel." Heiratsfähige Leute sollen sich nicht an die Tischecke setzen, sonst müssen sie noch sieben Jahre warten. Dasselbe sagt man auch von Mädchen, die die Butter anschneiden. Dagegen sagt man auch: „Wer die Butter schneidet an, kriegt den allerbesten Mann". Beim Trinken darf man nie eingießen, bevor jemand restlos ausgetrunken hat, sonst bekommt derselbe eine bucklige Ehehälfte. Wenn die Braut vor der Hochzeit die Katze gut füttert, wird sie am Hochzeitstage schönes Wetter haben. Wenn es der Braut in den Kranz regnet, wird sie Glück haben; schneit es dagegen, hat sie Unglück in der Ehe. „Soviel Tropfen Regen, soviel Glück und Segen, soviel Flocken Schnee, soviel Ach und Weh!" Wenn die Brautleute zur Hochzeit fahren, dürfen sie sich nicht umsehen, sonst hat die Ehe keinen Bestand. Wer sich umsieht, hält schon nach einem andern Ehepartner Umschau, da der erste bald sterben wird. Wer vor der Trauung zuerst über die Kirchenschwelle tritt, führt das Regiment im Hause; desgleichen derjenige, der dem andern während der Trauung auf den Fuß tritt. Finden an einem Tage mehrere Trauungen statt, so hat die erste das meiste Glück; daher erkundigen sich die Brautleute bei der Anmeldung der Trauung stets beim Pastor, ob schon eine Trauung festgesetzt ist, und versuchen dann, den Zeitpunkt der eignen Trauung vor die schon festgesetzten zu legen. Unglück in der Ehe bedeutet der Verlust des Trauringes.

3. Tod und Begräbnis.

Ist jemand gestorben, so wird die Uhr angehalten, der Spiegel verhängt, die Fenster geöffnet, solange die Leiche im Hause steht. Es werden die Glocken geläutet. Der Tote wird gewaschen, mit Totenhemd, Strümpfen und Totenschuhen bekleidet; Männern wird ein Gehrockanzug angezogen; junge Mädchen werden mit Kranz und Schleier geschmückt. Dem Toten werden allerlei Sachen mit in den Sarg gegeben, z. B. Zylinderhut, Brot und Salz und Körner. Zum Begräbnis muß ein Pastor geholt werden, sonst findet die Seele keine Ruhe. Die letzte Ehre für den Toten ist sein Gefolge. Daher soll es möglichst groß sein. Die Böcke, auf denen der Sarg gestanden hat, müssen umgestoßen werden. Die Lichter müssen ausbrennen, dürfen nicht ausgeblasen werden, sonst stirbt bald wieder jemand. Der Tote darf nicht mit dem Kopf zuerst hinausgetragen werden, sonst zieht er andre nach sich. Bei der Beerdigung darf man nicht zu dicht hinter dem Sarge hergehen, sonst tritt man auf den Geist des Toten, der dicht hinter dem Sarge hergeht. Pfarrer und Küster gehen dem Leichenzuge

vorauf, die Gäste folgen. Die Frauen tragen die Kränze. Unter dem Gesang des Liedes „Jesus, meine Zuversicht" oder „Laßt mich gehn" wird der Tote auf den Friedhof gebracht. Dem Toten werden drei Hände voll Erde in die Gruft geworfen. Während des Gesanges von „Wo findet die Seele" wird die Gruft zugeschaufelt. Dann werden Schippen und Spaten einen Augenblick kreuzweis hinaufgelegt. Nach der Beerdigung findet im Trauerhause ein Leichenschmaus statt. Er muß möglichst groß gehalten werden. Nur Geladene haben Zutritt. Es gibt Kaffee und Kuchen und Abendbrot. Auch ein Umtrunk darf nicht vergessen werden. „Dann waat det Fell väsope". Oft dauern diese Festlichkeiten bis in die tiefe Nacht hinein. An der Tafel wird für den Beerdigten der erste Platz trotz Teller, Messer und Gabel freigelassen. Oft wird auch ein Handtuch an der Türe aufgehängt, damit der Verstorbene sich dahinter stellen und dem Leichenschmause zuschauen kann. Versprechen, die man dem Sterbenden gegeben hat, muß man halten, sonst findet seine Seele keine Ruhe im Grabe.

Selbstmörder, ungetauft verstorbene Kinder, Leute, die mit dem Teufel im Bunde waren, gehen um und erscheinen Wanderern namentlich bei Kirchhöfen und Kreuzwegen als Spuk in der Gestalt einer schwarzen Katze, eines Huhnes, eines Mannes ohne Kopf, bis sie durch Ansprechen, Beten von bestimmten Gesangbuchliedern und Bibelstellen erlöst werden. Von Freimaurern wird oft behauptet, daß sie immer Glück hätten, da sie mit dem Teufel im Bunde wären, dem sie aber ihre Seele verschreiben müßten. Sie könnten sich aber durch den Tod eines andern Menschen freikaufen.

Der Tod eines Menschen kündigt sich an, wenn man die „Totenuhr" klopfen hört, oder wenn abends die Eule schreit. Wenn im Dunkeln die Hunde andauernd heulen, stirbt bald jemand im Dorf. Auch die Pferde vor einem Leichenwagen deuten die Zukunft. Wenn zum Beispiel das linke Pferd beim Losfahren mit der Leiche zuerst anzieht, ist die nächste Leiche auf der linken Straßenseite des Dorfes zu erwarten. Wenn bei einem allgemeinen Abschiednehmen sich vier Leute über Kreuz die Hände reichen, stirbt ein Jude. Erhebt sich plötzlich ein großer Sturm, sagt man wohl, es hat sich ein Jude aufgehängt. Abends darf man kein Wasser und keine Asche mehr nach draußen tragen, sonst stirbt bald jemand.

4. Advent.

In der Adventszeit schmückt man die Wohnungen mit dem Adventsbäumchen, das in der Art eines Weihnachtsbaumes geschmückt wird und eine Kerze an seiner Spitze trägt. In manchen Häusern wird auch ein Adventskranz aufgehängt, der je nach der Zahl der Adventssonntage mit 1—4 Lichtern geschmückt wird. Am Nikolaustage, dem 6. Dezember, stellen die Kinder einen Schuh oder einen Teller heraus in der Erwartung, daß ihnen der Weihnachtsmann etwas hineinlegt. Dieses Schuhausstellen ist eine alte pommersche Sitte. Schon Nikolaus von Klempzen berichtet in seiner Pomerania um 1550: „Dann auf die heilige Nacht haben die Kinder mussen die Schuhe etwar an einen Ort setzen; so legten dann die Eltern Geld, Epfel, Birn, Nüsse oder sonst was darin. Des Morgens, wenn die Kinder aufstunden und dasselbige funden, sagten die Eltern, der Heilig — hatte es gegeben" (Bd. II, S. 155). Allerdings scheint das Schuhausstellen damals auch noch an andern Festtagen gebräuchlich gewesen zu sein. In der Adventszeit geht der Weihnachtsmann um und sieht nach, ob die Kleinen artig sind, bullert auch wohl ans Fenster oder läßt schwere Tritte im Hausflur hören. Dann sind die Kleinen immer recht artig.

5. Weihnachten.

Weihnachten war zur Zeit der heidnischen Germanen das Fest der Wintersonnenwende (Julfest) und eröffnete die zwölf geweihten Nächte. Während derselben brauste Wodan mit seiner wilden Jagd durch die Luft. Keine unnötige Arbeit durfte in dieser Zeit getan werden. Kein Kampf wurde ausgefochten. Julfeuer wurden entzündet, glühende Sonnenräder wurden ins Tal gerollt. Vor den Häusern wurden Tannenbäume aufgestellt und mit Lichtern und Bändern geschmückt. Jubel und Freude herrschte allenthalben, daß die Sonne, der Quell alles Lebens, nun wieder länger zu scheinen begann. Als das Christentum in deutschen Landen seinen Einzug hielt, half sich die Kirche dadurch, daß sie das tief mit dem Volke verwurzelte Fest zum Geburtsfeste des Heilandes stempelte. Statt der Sonne, der Siegerin über die trüben und kurzen Winternächte, wird Jesus, der Lichtbringer, der Weltheiland, der Bekämpfer des Bösen, verehrt. Aber Name und Zeitpunkt des Festes, sowie viele alte Gebräuche sind geblieben und geben Kunde von längst vergangenen Tagen. In fast jedem Hause erstrahlt die Tanne im Lichterglanze, die gewöhnlich bis nach Neujahr stehen bleibt. Wodan, der einst segnend in den geweihten Nächten durch die Lande zog, erfreut nun am Weihnachtsfeste als Weihnachtsmann die Menschen und bedenkt groß und klein mit seinen Gaben. Noch heute ist der Glaube an „die wilde Jagd" sehr verbreitet. Noch heute wird zwischen Weihnachten und Neujahr keine größere Arbeit verrichtet, besonders keine große Wäsche gewaschen und zum Trocknen aufgehängt, kein Dung ausgebracht u. ä. Zwischen Weihnachten und Neujahr muß aber unbedingt gedroschen werden und wenn es auch nur eine Stiege ist. Vor Weihnachten ist gewöhnlich Schlachtfest. Es wird ein Schwein

geschlachtet; vielleicht ist das ein Erberinnern an den Jul-Eber, der einst Wodan zum Opfer gebracht wurde. In manchen Haushalten wurde einst eine Weihnachtspyramide mit bunten Bändern und Lichtern aufgestellt. In den einzelnen Stockwerken derselben wurden eine geschnitzte Krippe, Kühe, Schafe, Hirten aufgestellt. Darüber befanden sich schräg gestellte Flügel. Wenn dann die Kerzen angezündet wurden, begann die Pyramide sich zu drehen. Sie scheint aber jetzt verschwunden zu sein.

6. Silvester und Neujahr.

In der Nacht von Silvester zu Neujahr wird allgemein gefeiert bei Pfannkuchen und Punsch, Glühwein oder Schnaps, je nach Geldbeutel und Geschmack. Auch für das Vieh wurden Neujahrskuchen aus Roggenmehl gebacken und den Tieren am Neujahrsmorgen zu fressen gegeben. In den Abendstunden des Silvester erstrahlt gewöhnlich der Weihnachtsbaum zum letztenmal im Lichterglanze. Dann wird das Schicksal befragt. Es wird Blei gegossen, und die entstandenen Figuren werden gedeutet. Andre befragen das Schicksal, indem sie sich platt auf den Fußboden setzen mit dem Rücken nach der Tür und mit den Füßen einen Pantoffel über den Kopf werfen. Fällt der Pantoffel aufs Maul, so stirbt der Fragesteller noch in dem Jahre; ist der vordere Teil des Pantoffels nach der Tür gekehrt, so scheidet er aus dem Hause, andernfalls bleibt er noch drin. Andre legen sich die Karten. Was die Karten ergeben, das soll eintreffen. In besonderem Rufe stehen die Menschen, die in der 12. Stunde an einem Sonntag geboren sind. Wenn sie in der Silvesternacht zwischen 11 und 12 Uhr hinausgehen, so können sie sehen, was das nächste Jahr bringen wird. Stirbt jemand, so erblickt so ein „Hellseher" einen Sarg über dem Hause; wird jemand geboren, eine Wiege; findet eine Hochzeit statt, sieht er eine Braut mit Kranz und Schleier. In der Neujahrsnacht hält die Aschenmutter einen Rundgang durch das Dorf. Gewöhnlich ist es ein als Frau verkleideter junger Mann, der einen Beutel mit Asche trägt. Meist sammelt sie Gaben ein. Bekommt sie nichts, streut sie Asche in die Stube. Sie ist häufig noch von andern Personen begleitet wie Bär und Bärenführer, oder auch Schimmel und Schimmelreiter, Schornsteinfeger, auch der Schnabbuck wurde gelegentlich genannt. Die Sitte ist sehr im Schwinden begriffen, wird meist nur von der ärmeren Bevölkerung noch ausgeübt. Meist sind diese Gestalten mit einer selbstgefertigten Teufelsgeige ausgerüstet. Das ist ein langer Stock mit einer Blechbüchse, mit 2 Drähten bespannt und oben mit mehreren Wichsschachteln versehen, daß es auch gut klappert. Es wird ein gewaltiger Lärm vollführt. Gesprochen wird dabei nicht, damit die Verkleideten nicht erkannt werden können. — Um 12 Uhr wünschen sich alle ein fröhliches, neues Jahr. Dann tritt man gewöhnlich noch auf die Straße, um es auch den Nachbarn zu wünschen und sich von ihnen wünschen zu lassen. Leider herrscht vielfach auch noch die niederträchtige Sitte, sich zu Neujahr anonyme, sehr gemeine Neujahrskarten zu schreiben. Ehedem bestand noch die Sitte, daß der Küster mit einigen Schulkindern von Haus zu Haus zog und einige Lieder sang und dabei die festgesetzten Gaben für Pastor und Küster in Empfang nahm. Seitdem diese Naturallieferungen



Aufn. Hermann Friese, Bublitz

An der Küddow bei Sassenburg

in Geld abgelöst sind, ist die Sitte in Fortfall gekommen.

7. Fastnacht.

Die Fastnachtsbräuche sind in unsrer rein evangelischen Gegend wohl alle verschwunden. Manche Familien feiern den Abend bei Pfannkuchen und Punsch. Gelegentlich ziehen arme Kinder von Haus zu Haus und sammeln Gaben ein, wobei sie folgenden Spruch sagen:

Hippel di Pippel, Fastlowend ist doe.
Lot mei nich so lang stoe,
mutt noch ein Hüske firregoe.

8. Ostern.

Am Gründonnerstag soll man Bäume und Sträucher und Topfgewächse pflanzen, dann wachsen sie gut. Am Karfreitag aßen die alten Leute kein Fleisch, sondern dicken Grieß mit Zimt, Eier oder Fische. Manche fasteten auch bis Sonnenuntergang. Es ging die Rede, wer am Karfreitag Fleisch ißt, den beißen im Sommer die Mücken sehr.

Am Ostermorgen gehen die Mädchen schon vor Sonnenaufgang nach Osterwasser. Es muß bei Sonnenaufgang aus einem von Osten fließenden Gewässer geschöpft werden. Doch darf unterwegs kein Wort gesprochen werden, sonst ist es als „Brabbelwote" wertlos. Das Osterwasser wäscht reiner als Brunnenwasser. Man bekommt auch keine Sommersprossen. Wer es trinkt, ist gegen Krankheiten geschützt. Wird es in einer Flasche gut verkorkt aufbewahrt, behält es auch später seine Kraft.

Wenn man am Ostermorgen auf nüchternem Magen einen Apfel ißt, bekommt man kein Fieber. Am Ostermorgen springt die Sonne. Dann gehen die Kinder auch mit grünen Birkenruten zum „Stiepen". Dabei sprechen sie gewöhnlich: Stiep, stiep O'e ei. Gibst du mir kein Osterei, stiep ich dir das Hemd entzwei." Dafür erhalten sie Ostereier als Geschenk. Auch junge Leute beteiligen sich oftmals an diesem Brauch. Auch suchen die Kinder Ostereier, die der Hase für sie ins Nest gelegt hat.

9. Walpurgisnacht

oder Wulbrecht, der Nacht zum 1. Mai, sind die Hexen auf dem Wege zum Blocksberg. Solcher Blocksberge sind bisher im Kreise Bublitz folgende drei bekannt geworden, der Blocksberg bei Darsow, ein fast 1 km langer, kaum 100 m breiter wallartiger Rücken aus verworren geschichteten Unteren Sanden und Granden, der Blocksberg in der Nähe der Försterei Hammer an der Kunststraße Bublitz—Baldenburg (Meßtischblatt Groß-Carzenburg) und der Voßberg bei Bublitz. „Nach dem Bublitzer Hexenprozeß von 1653 waren auf dem Voßberg, der als Blocksberg diente, so viele Hexen versammelt, daß von einer ganzen Tonne Erbsen jede Hexe nur eine einzige erhielt." (Baltische Studien 1932 I., S. 191.) In der Nacht zum 1. Mai reiten die Hexen auf Besenstielen, Ofengabeln usw. zu den Blocksbergen, um hier ihre Zusammenkünfte abzuhalten. Die Leute malen mit Kreide oder Farbe drei Kreuze an die Türen. Nach dem Volksglauben sind die Hexen in der Lage, Menschen und Tiere zu verhexen. Auch Männer können hexen. Sie schöpfen ihre Kunst aus dem 6. und 7. Buche Moses. (Die Kreuze sollen die Hexen am Betreten der Räume hindern.) (Siehe 14.)

10. Himmelfahrt und Pfingsten.

Am Himmelfahrtstage wurde gewöhnlich das Vieh zum erstenmal auf die Weide getrieben. — Zu Pfingsten werden Häuser und Ställe mit jungem Birkengrün geschmückt. Auch das Vieh erhält solche Sträucher auf den Kopf gesteckt (Pfingstochse!) Vor die Fenster wird Kalmus gestellt. Vielfach eignen sich diesen die Jungen an, um darauf zu pfeifen. Zu Pfingsten oder kurz vorher oder nachher finden auf den Dörfern gewöhnlich Schützenfeste statt. Mittags wird der König abgeholt, und abends wird der beste Schütze zum König ausgerufen und mit den Abzeichen der Königswürde geschmückt, die er bis zum nächsten Jahre behält. Mit Musik wird er dann nach Hause gebracht. Auf diesen Schützenfesten ging es sehr einfach zu.

In Dargen z. B. sollen diese Schützenfeste zwischen 1865 und 70 eingeführt worden sein durch den damaligen Schulzen, der aus der Gegend von Daber stammte und in Dargen den größten Hof erworben hatte. Es bestand zwar keine Schützengilde. Aber fast jeder Bauer hatte doch eine Flinte. Vor dem Fest trat ein Festausschuß zusammen, der das Schießen leitete, die Musik annahm und die Tanzgelder einzog. Aus allen Nachbardörfern erschienen zahlreiche Gäste. Es wurde auf dem Töpferberg geschossen auf eine Zwölferringscheibe. Ein richtiger Schießstand mit einer Anzeigerdeckung war nicht vorhanden. Nach jedem Schuß liefen Anzeiger zur Scheibe und stellten fest, was geschossen war. Mit einem langen Stabe winkten sie dann so oft, wie die Ringzahl betrug. War die Zwölf getroffen, nahm der Anzeiger seine Pudelmütze ab und schlug damit vor die Mitte der Scheibe. Am Abend fand dann Tanz in der Krugstube statt. Bier wurde nur wenig getrunken, dafür aber tüchtig Schnaps, kostete doch das ganze Liter 40 Pfg. Meist kauften die Leute ½ Pfund (⅛ Liter). Zigarren und Zigaretten waren unbekannte Dinge, dafür wurde aber Pfeife geraucht und geschnupft. Fast jeder Mann hatte eine Schnupftabaksdose. Die Dose ging reihum. Auch manche Frau nahm eine Priese. „Giff ein Preis aut", war eine oft gehörte Rede.

11. Johannistag.

Johannistag (24. Juni) war früher ein wichtiger Termin für Zinszahlungen, Dienstbotenwechsel u. a. Ein Festtag war er in hiesiger Gegend nicht. Erst seit der Machtübernahme Adolf Hitlers ist er zum Fest der deutschen Jugend geworden. An diesem Tage finden seit 1933 die Jugendwettkämpfe der Schulen statt. Auch werden abends Sonnwendfeiern veranstaltet.

12. Ernte und Erntefest.

Ehe die Ernte begann, suchten die Erntearbeiter die „Austhosen" heraus, das waren weite, weiße Leinenhosen, die allgemein getragen wurden. Da wegen der Hitze auch meist Jacke und Weste ausgeschmissen wurden, so waren die Schnitter ganz in Weiß. Erst seit dem Aufkommen der Mähmaschine kurz vor dem Weltkriege ist diese Mode verschwunden. Die Ernte wurde gewöhnlich an einem Sonnabend begonnen, damit „die Leute nicht ermüden". Erscheint der Besitzer auf dem Felde, so wird er von dem Vorarbeiter oder Vormädchen gebunden, wobei ein kurzer Spruch aufgesagt wird. Er muß sich dann loskaufen, was meist dadurch geschieht, das er eine Flasche Schnaps aufs Feld schickt. Die letzte Garbe, die gebunden wird, ist „der Alte". Es beginnt zum Schlusse ein Wettarbeiten, denn niemand will der Letzte sein und den „Alten haben". Beim Einfahren wird auch das letzte Fuder geschmückt und die Forken werden bekränzt.

Ist die Getreideernte vorbei, so wird die „Kranzköst" gefeiert. Die Arbeiter marschieren mit geschmückten Sensen, Harken und Forken zum Gutshof, und das Vormädchen überreicht einen Erntekranz oder eine Erntekrone, wobei sie einen Erntespruch aufsagt. Diese werden entweder aus Büchern zusammengestellt, gelegentlich auch wohl neugedichtet. Sie sind oft erstaunlich lang. Ein solches Kranzgedicht, das vor einigen Jahren bei der Ueberreichung des Erntekranzes auf dem Rittergut H. vom Vormädchen aufgesagt wurde, sei hier mitgeteilt:

Guten Tag! Ihr Herren, hübsch und fein!
Ich wünsche Ihnen heut bei vielem Glück zu sein,
bei vielem Glück 'ne kleine Weil.
Sie möchten nicht verdrießlich sein!
Sie möchten sich bekehren
und mein Gebet mit Fleiß anhören.
Heut bringen wir den Erntekranz
mit Singen und mit Beten,
denn Gott der Herr im Sonnenglanz
Die Ernte ließ gelingen.
Wie trüb sah es im Frühjahr aus!
Die Felder standen nackt und bloß,
als wären wir alle verloren.
Aber Gott hat uns wieder aufs neue erkoren,
dem Himmel Dank für seine Gaben,
die er so reichlich uns beschert.
Der Garben Fülle, die wir haben,
ist sicher wohl des Dankes wert.
Dem dunkeln Schoß der heilgen Erde
vertrauten Sie auch Ihre Saat
und hofften, daß sie keimen werde
zum Segen nach des Himmels Rat.
Und es war nicht umsonst, Ihr Hoffen!
Denn von Gefahren nicht getroffen,
füllt reicher Segen Ihre Scheunen,
damit wir auch ein Dankfest feiern.
Doch Dank auch unsrer Herrschaft, Dank!
Sie lebe glücklich und recht lang!
Mög fröhlich und zufrieden sein,
sich jährlich solchen Segens freun! —
Es kam die Zeit, da ward der Samen
gestreuet in der Erde Schoß,
und Sonnenschein und Regen kamen,
die zogen Saaten und Pflanzen groß.
Wir sahen die Flur mit Früchten prangen,
wir sahen die schönen Aehren hangen.
Es war, schon eh man sichs versah,
auch schon der Ernteanfang da.
Bald hörten wir den Ruf erklingen:
„Ihr Schnitter, nun die Sens bewegt;
und soll die Ernte auch gelingen,
nun munter Hand ans Werk gelegt."
Wir tatens gern! Wollts auch zuweilen
mit Ab- und Einfuhr nicht recht eilen,
wohl dem, der auf den Herrn vertraut.
Der Erntefortgang sagt dies laut.
Ach, häuslich Glück, welch hohes Gut,
auf wem der Himmelssegen ruht.
Ihnen und den Ihren bleib es treu,
auf immer hold und täglich neu!
Auf uns auch, die mit regem Fleiß
mit Lust, obschon mit Müh und Schweiß
gesammelt Ihnen den Feldgewinn,
auf uns auch blicke freundlich hin.
Noch oft bei heitrem Sonnenglanz
empfang unser geehrter Herr . . . den Erntekranz.
Viele Ernten reich hienieden
seien unserem Herrn . . . beschieden!
Stets nur Glück und Wohlergehn
ist's, was wir für Sie erflehn.
Aber auch voll Dank und Freude
nahen wir der Herrschaft heute,
daß sie Kranz und Wunsch empfange
treu aus aller Herzensdrange.
Ich wünsche unserm Herrn . . . einen goldnen [Wagen,
worauf er kann mit Frau und Kindern spazieren
und das Getreide besehn, [fahren
wofür wir das ganze Jahr müssen gehn!
Ich wünsche unserer gnädigen Frau
ein weißseidenes Kleid,
unten mit Gold wie drei Finger breit!!
Ich wünsche Fräulein . . . einen Rosengarten,
worin sie kann sitzen, ihren Liebsten erwarten.
Ich wünsche unserm jungen Herrn ein schwarzes Roß,
worauf er kann reiten in Feinsliebchens Schloß.
Ich wünsche Fräulein . . . eine goldene Bibel,
worin sie kann lesen und Jesum lieben.
Unser Hofmeister ist ein strenger Herr gewesen.
Er hat uns oft die Epistel vorgelesen;
aber das schadet zur Sache nicht,
wir machen heute doch alle ein freundlich Gesicht.
Hab ich den Wunsch nicht recht gemacht
und hab unsrer Herrschaft nicht genug gedacht,
so wünsche ich unserm Herrn . . . eine gute Nacht!
Hier steht der Erntekranz.
Der Kranz hat einen schönen Glanz.
Unser Herr . . . möge sich bequemen
und mir diesen Kranz abnehmen.

Der Gutsherr hängt den Kranz dann auf, bis er im nächsten Jahre einem neuen Platz macht. Am Nachmittag und Abend findet dann Tanz im Dorfkrug oder dem Speicher statt. Dabei gibt's Freibier. Das Erntefest wurde nur auf den Gütern gefeiert. Die Bauern feierten kein Erntefest. Erst am 1. Oktober 1933 wurde

das erste gemeinsame Erntefest, der Tag des deutschen Bauern, begangen. Es fand ein festlicher Umzug durchs Dorf statt mit geschmückten Erntewagen, Schnittern und Schnitterinnen mit geschmückten Sensen und Harken, an den sich ein Tanzvergnügen anschloß.

13. Richtfest.

Bei der Anfuhr der Baumaterialien, namentlich Bauholz und Mauersteinen, helfen die Bauern einander in gegenseitiger freiwilliger Hilfeleistung. Das ist ungeschriebenes Gewohnheitsrecht. Während des Baues beehrt der Polier jeden, der auf den Bau kommt, mit einem Spruch. Er muß sich dann durch Schnaps oder Zigarren loskaufen. Ist das Gebäude gerichtet, so wird das Richtfest gefeiert. Die Bauleute ziehen eine mit bunten Bändern und Schleifen verzierte Richtkrone auf. Es wird ein Richtspruch aufgesagt, z. B. Das neue Haus ist aufgericht't, gedeckt, gemauert ist es nicht. Manchmal wird auch noch eine Ansprache gehalten. Dann erklingt ein Lied, etwa „Nun danket alle Gott". Dann werden alle, die bei dem Bau geholfen haben, zu einem Essen und einem Trunk eingeladen. Leider geraten die alten Sitten und Gebräuche immer mehr in Vergessenheit. Unsre schnellebige Zeit scheint nichts mehr übrig zu haben für solche gemütvolle Poesie. Häufig wird die Sache kalt und geschäftlich und poesielos erledigt.

14. Krankheiten, Glück und Unglück.

Gegen Warzen wurde früher folgendes Mittel gebraucht: Das Tuch, mit dem ein Toter gewaschen wurde, wurde auf die Warzen gedrückt. Dabei mußte auch etwas gesprochen werden. Leider ließen sich solche Sprüche nicht mehr ermitteln. Gegen die „Hartspann" mußte man dreimal pusten und viermal folgenden Spruch beten: Hilf, Herr Gott! Hilf, Herr Jesus Christ gegen die Hartspanne! Laß ab von den Rippen, wie der Herr Jesus Christ von den Krippen. † † †.

Dreimal pusten, dreimal beten.

Gegen Leibinzwei wandte man folgenden Spruch an:

Hilf Herr Gott, hilf Herr Jesus Christ fürs Leibinzwei! (1—9)
† † † Im Namen des Vaters, im Namen des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Auch Wunden, Brandwunden, die Rose werden besprochen und dabei Zaubersprüche aufgesagt. Es hält sehr schwer, solche Sprüche zu ermitteln. Sie werden geheim gehalten und dürfen auch nur von einem „reinen Mädchen" abgeschrieben sein, wenn sie wirken sollen. Das Besprechen wird nur gemacht, wenn außer dem Kranken und dem Besprechenden niemand anwesend ist. Es wirkt auch nur, wenn beide Teile daran glauben.

Auch das Vieh wird besprochen. Man nennt das Böten (Hei bött.) Wenn das Vieh nicht arten will und abmagert, die Kühe keine Milch geben, die Güssel lahm werden, so soll es durch Hexen oder Hexenmeister verrufen sein. Dann werden „kluge Leute" geholt, die den Schaden wieder beheben. Sie streichen dem Vieh mehrmals über den Rücken, bepusten es und sagen dabei Sprüche auf. Man kann den Hexenmeister heraus bekommen, wenn man das Herz eines totgebliebenen Tieres, von dem man glaubt, daß es behext sei, ganz voll neuer Stecknadeln steckt und in einem neuen Topfe kocht. Dann stechen die Nadeln die Hexe, und sie erscheint der Schmerzen wegen bald und tut Abbitte. Man schützt z. B. Pferde vor dem Behextwerden, wenn man 3 Kreuze vor den Tieren macht, ehe man vom Hofe fährt, oder auch einen roten Faden in den Schwanz bindet. Menschen tragen zum Schutze gegen Hexen wohl ein rotes Band auf dem nackten Leibe um den Hals. Manches andre ist wohl noch hin und wieder gebräuchlich, aber die noch daran glauben, verraten es nicht, und die nicht daran glauben, sagen es auch nicht, weil sie fürchten, vielleicht in den Verdacht zu kommen, daß sie diesem Glauben auch noch angehangen hätten. Im allgemeinen ist der Hexenglaube noch weiter verbreitet, als man denkt, nicht nur im Bublitzer Lande, wenn sich auch öffentlich niemand dazu bekennen wird.

Unglück hat man, wenn einem ein Hase über den Weg läuft oder ein altes Weib begegnet. Wenn man eine große Spinne sieht, so hat man Unglück. „Eine Spinne am Morgen bringt Kummer und Sorgen." Ein Komet am Himmel bedeutet Unglück oder Krieg. Wenn man mit dem linken Fuß zuerst aufsteht, hat man Unglück. Auch ein schlechter Traum bedeutet Unglück. Unglück hat auch, wer schon frühmorgens sehr lustig ist und singt.

Glück hat man, wenn man vor einem wichtigen Ereignis ein Hufeisen findet. Man muß es auf die Türschwelle nageln. Wenn einem ein Schornsteinfeger begegnet, hat man Glück. Ein Glückszeichen ist auch das vierblättrige Kleeblatt. Der Grund für diese Wertschätzung liegt wohl darin, daß in diesem Vierblatt das alte Sonnenzeichen (Hakenkreuz. Swastika?) in links- und rechtsdrehender Form vorhanden ist. (Radusch, Das Geheimnis des Blutes. S. 131.) Glück hat auch, wer morgens zuerst in den Schweinestall geht. Auch wenn man die Strümpfe oder einen Strumpf verkehrt anzieht, hat man Glück.

15. Von Tieren.

Wenn sich die Katze wäscht, bekommt man bald Gäste. Wenn die Hunde Gras fressen, oder die Hähne sehr stark krähen oder die Kraniche oder die Elstern (Hestern) schreien, gibt es Regen. „Wo der Storch auf dem Dache

nistet, da zündet kein Blitz; wer sein Nest zerstört, ist dieses Glückes nicht wert." Sieht man den ersten Storch im Jahre fliegen, so ist man das ganze Jahr fleißig; sitzt er aber, so wird man faul. Wenn der Storch im Frühjahr schmutzig aussieht, gibt's einen nassen Sommer; sieht er aber weiß und klar aus, einen trocknen. Der Storch bringt auch die Kinder. Erfreut singen die Kinder: „Klapperstorch, dau gaude, bring mei eine Braure, Klapperstorch, dau beste, bring mei ein klein Schweste." Der erstmalige Ruf des Kuckucks im Jahr zeigt dem Horchenden die Jahre an, die er noch zu leben hat. Wenn man den Kuckuck rufen hört, muß man den Geldbeutel schütteln, daß das Geld klingt, dann wird einem das Geld nicht knapp. Von einem Menschen, der sehr betrübt aussieht, sagt man, „dem hewwe de Kreje dat Brot wechnome." Von kränklichen und blassen Leuten sagt man: „Hei sieht aut as e Hiemk." Eine tote Eule nagelte man wohl an die Scheune als Schutz gegen Blitzgefahr. Besonderer Wertschätzung bei den Kindern erfreut sich der Maikäfer. Sie lassen ihn auf der Hand krabbeln und singen: „Maikäfer flieg, dein Vater ist im Krieg, deine Mutter ist im Pommerland, Pommerland ist abgebrannt. Maikäfer flieg." Aehnlich nehmen sie auch wohl das Marienwürmchen, den Siebenpunkt, auf die Hand und singen: „Baukwermke fleig."

16. Vermischtes.

Juckt einem die linke Hand, so kriegt man Geld, juckt aber die rechte, so wird man Geld los. Hat man Ohrenklingen oder glühen einem die Wangen, so wird man von jemand schlecht gemacht. Hat man den Schluckauf, so denkt jemand an einen. Wenn sich zwei in einem Wasser waschen oder gleichzeitig mit einem Handtuch abtrocknen, zanken sie sich bald. Beim Essen muß das Brot stets so auf dem Tische liegen, daß die Schnittfläche des Brotes nach der Tischmitte zeigt. Beim Anschneiden eines Brotes werden mit dem Messer ein oder auch drei Kreuze auf der Unterseite des Brotes gemacht. Die blauen Kornblumen soll man nicht ins Haus bringen, sonst verschimmelt das Brot. Sie heißen daher auch Schimmelblumen. Wenn ein Blitz einschlägt, so fährt ein „Dunnerpiel" (Donnerkeil) in die Erde, der aber erst nach Jahren zum Vorschein kommt. Er hilft auch gegen Schaden. Liegt nach dem Ausfegen noch ein Strohhalm auf der Erde, dann kriegt man Besuch. Hat der Halm eine Aehre, so kommt ein Herr, ist der Halm ohne Aehre, kommt eine Frau. Von einem stumpfen Messer sagt man, daß man darauf nach Rom reiten könne, und nennt es ein „Poggepuks". Für eine Nadel soll man sich nicht bedanken, sonst wird die Freundschaft zerstochen. Früher wurden die Türen nie verschlossen. Wenn niemand im Hause war, wurde ein Besen vor die Tür gestützt. Sieht man eine Sternschnuppe fallen, so muß man sich schnell etwas wünschen; das geht dann in Erfüllung. Setzt man Gänse bei Vollmond, so bleiben die Eier klar. Hat der Mond einen Hof, so gibt es schlechtes Wetter. Wie das Wetter am Freitag ist, so wird es auch am Sonntag sein. Wenn's am Siebenschläfer regnet, dann regnet's 7 Wochen. Der Hornung sagt: „Wenn ick son Kraft herr as meie Braure, dei Hartung, denn leit ick dei Vägel aut de Luft falle ut Bork vonne Böme platze."

Bedeutende Persönlichkeiten im Lande Bublitz

Von Georg Horn

In diesem Aufsatze finden nur Personen Berücksichtigung, die entweder im Lande Bublitz geboren sind oder einige Zeit hier gewirkt haben. Auf Vollständigkeit mußte verzichtet werden. Ganz große Berühmtheiten sind auch kaum darunter. Aber immerhin hat auch der ehemalige Kreis Bublitz, der selbst im Pommernlande nur sehr wenig bekannt ist, Leute von einiger Bedeutung aufzuweisen.

An Verwaltungsbeamten, Politikern und Soldaten sind es folgende:

Martin von Kleist aus Dargen war höchstwahrscheinlich ein Sohn von Dubislaff von Kleist zu Muttrin und Dargen. Er wird zum erstenmal erwähnt in einem Lehnsbrief vom 21. 6. 1557, wo ihn Bischof Herzog Johann Friedrich mit Dargen belehnte. 1567 gestattet der Bischof den Brüdern Jakob und Martin Kleist zu Dargen die Anlegung eines Aalwehrs in der Radü" „den Schwellinschen Brückenkrügen werts". 1573 erscheint Jakob Kleist als Stettinscher Jägermeister und 1575 als Hauptmann zu Kolbatz. Martin von Kleist zu Dargen wirkt 1571 als fürstlicher Commissar in einem Grenzstreit zwischen Bublitz und Porst. 1586 wird er als Stiftsvogt in Kolberg genannt. Er war also oberster Verwaltungsbeamter im Bistum Cammin. Er starb im Jahre 1602, denn nach dem Visitationsprotokoll der Schwelliner Kirche von 1628 sollen die Söhne des Marten Kleist für das Pferd, das ihrem seligen Vater nachgeleitet, 40 fl nebst den Zinsen de anno 1602 zahlen.

Anton von Bonin ist in Wojenthin geboren als Sohn des Adrian von Bonin,

† 1609. Das pommersche Uradelsgeschlecht von Bonin hatte große Besitzungen, die sich von der Radü an bis weit ins Neustettiner Land erstreckten und in denen um 1300 die Dörfer Dubbertech und Naseband genannt werden. Wahrscheinlich waren aber auch Wojenthin und Dargen schon vorhanden. Das Geschlecht saß im Bublitzer Lande von etwa 1300—1800. Es hat dem deutschen Vaterlande viele bedeutende Männer geschenkt, Generale und Minister. Anton von Bonin ist in der ältesten Geschichte der Bonine die bedeutendste Persönlichkeit. Nach Beendigung seines Studiums begleitete er Herzog Georg II. von Pommern (1582 bis 1617), der von seinem Bruder Philipp II. eine Summe Geldes zu einer großen Reise als Abfindung für Regierungsansprüche erhalten hatte, auf seiner Reise nach Italien, Frankreich und England, die am 26. 8. 1608 von Stettin ihren Ausgang nahm. Am 4. 10. trafen sie in Florenz ein und wohnten hier der Hochzeit des Herzogs Cosmus von Medici mit Maria Magdalena von Oesterreich bei. Am 27. 10. kamen sie in Padua an und reisten über Venedig nach Rom, wo sie am 23. 9. 1609 ankamen und am 1. März der großen Messe durch Papst Paul V. beiwohnten. Am 9. März reisten sie über Neapel, Sizilien und Malta, fuhren durch Czilla und Charybdis nach Calabrien, erlitten im Meerbusen von Salerno Schiffbruch und kehrten über Neapel und Rom nach Padua zurück. Von hier ging die Reise über den Mont Cenis nach Lyon, Montpelliers und Angiers, wo sie den Winter verlebten. Im Frühjahr reisten sie nach Paris, wo sie am 11. 4. 1610 eintrafen. Dort wohnten sie den Krönungsfeierlichkeiten der Königin Maria von Medici bei und erlebten auch die Ermordung Heinrichs IV. am folgenden Tage. Bei dem danach entstandenen Tumult gerieten sie in große Lebensgefahr. Am Tage der Hinrichtung Ravaillacs, dem 27. Mai 1610, verließen sie Paris und reisten nach England und Schottland. Sie waren zugegen bei der Ernennung des Prinzen Heinrich Friedrich zum Herzog von Wales und Kronprinzen und erwarben bei dem hierbei veranstalteten Ringrennen großen Ruhm. Dann reisten sie über Calais, Flandern, Brabant, Holland, Seeland, Friesland, Emden, Bremen, Hamburg, Lübeck, Wismar, Rostock nach Stettin zurück, wo sie nach zweijähriger Abwesenheit am 18. August 1610 eintrafen.

Bald darauf wurde Anton von Bonin Stiftsvogt im Bistum Cammin zum Dank für seine Dienste und 1618 Dekan der Kollegiatkirche in Kolberg, 1619 erhielt er die Anwartschaft auf Karzin und Clandin (heute Klannin) mit Franz von Boehn auf Kulsow zusammen. Beide Orte waren ein erledigtes v. Ristowsches Lehen. 1621 wohnte er als Deputierter der Stände dem Leichenbegängnisse der Gattin Herzog Ulrichs und 1623 dem des Herzogs Ulrich zu Stettin bei und huldigte darauf Bogislav XIV. als Dekan zu Kolberg. Von 1623 bis zur Regelung des Streites über die Erbfolge im Bistum Cammin war er auch der vorläufigen Regierung beigegeben, der Sylvester Braunschweig vorstand. 1628 ging er als Abgesandter Bogislav XIV. zu Wallenstein, um zu verhindern, daß Wallenstein kaiserliche Truppen nach Stralsund legte. 1633 ging er als Abgesandter nach Krakau zur Krönung des Polenkönigs Wladislaw. Nach der Rückkehr starb er bald am 25. Mai 1633 in Köslin und wurde im Erbbegräbnis zu Wojenthin beigesetzt. Er war verheiratet mit Elisabeth von Wedel und hatte zehn Kinder.

In Wojenthin erbaute er 1628 eine Privatkapelle mit reichen Schnitzereien, zu der ihm Bogislav XIV. eine Orgel schenkte, versprach bei der Kirchenvisitation von 1628 in Schwellin ein Küsterhaus zu Wojenthin zu bauen, ähnlich dem Schwelliner. Sein Bild hängt in der Wojenthiner Kirche und ist von kriegerischen Sinnbildern umgeben.

Von einiger Bedeutung war auch sein Sohn Georg von Bonin.

Er wurde am 10. 8. 1613 zu Wojenthin geboren als Sohn des Stiftsvogts Anton von Bonin und Elisabeths von Wedel. Nach beendetem Studium wurde er Amtshauptmann zu Bublitz und Domdechant zu Cammin. Als Dekan soll er 1648 in Sachen des Bistums in Münster gewesen sein. Später trat er in brandenburgische Dienste und wurde Wirklicher Geheimer Staatsrat, brandenburgischer Gesandter in Frankfurt am Main und in den spanischen Niederlanden. Er starb 19. 8. 1670, als er eine Gesandtschaftsreise nach Moskau antreten wollte, und wurde im Karziner Erbbegräbnis beigesetzt. In der Erbteilung der Güter seines Vaters Anton vom 24. Mai 1639 hatte er Karzin und halb Klannin erhalten. Das altertümliche Schloß in Karzin mit seinen gewaltigen Mauern steht zum Teil heute noch, wenn auch vor 1639 ein großer Teil der Zimmer abgebrannt war. Der Große Kurfürst schenkte ihm zum Dank für seine dem Staate geleisteten Dienste am 16. 9. 1650 vom Amte Köslin das Dorf Bonin als Mannlehen. Dadurch kam das älteste Stammgut der Bonins wieder an seine Familie. Im Jahre 1301 hatte ein Adliger Tessmar in einem Vertrage, in dem er den 6. Teil seines Gutes Strachmin an die Erben des Godwin von Wida (Salice) für 190 M. abtrat, als ältester von 4 Brüdern sich den Namen von Bonin gewählt, während die andern Brüder sich Petrus von Kamyk (Kameke), Tessen von Strachmin und Tesslav von Lassehne nannten. Während die Adelsfamilien von Strachmin und von Lassehne aus-

gestorben sind, blühen die Familien von Bonin und von Kameke noch, führen aber das gleiche Wappen. Karzin und Klannin kamen 1762 für 18 152 Thaler 16 Groschen an den Rittmeister Friedrich Georg Christoph von Hellermann, Bonin entglitt der Familie, nachdem es ihr schon einmal bald nach 1301 verloren gegangen war, zum zweitenmal am 27. 4. 1754 und kam erblich an den Regierungsrat Adrian von Wenden, dessen Sohn Karl David von Wenden eine Tochter des Kammerjunkers Joachim von Zarth heiratete und infolgedessen am 15. Mai 1755 Griebnitz mit dem Vorwerk Kahlberg



Aufn.: Hermann Friese, Bublitz

Am Trebinsee in der Forst Oberfier

(heute Theresienhof) und dem Rechte des Holzfällens in der „Dorfstätte" erblich kaufte.

Später war ein Ernst Bogislav von Bonin auf Dargen, 1657—1731, 4. Sohn des Ulrich von Bonin auf Wojenthin, in brandenburgisch-preußischen Diensten als Soldat und später als Landrat im Fürstentum Kammin. Er war bei dem feierlichen Begräbnis des Großen Kurfürsten 1688 zugegen und führte das schwer behangene und mit dem fürstlich Bartschen Wappen bekleidete Pferd, auf welchem ein Oberstleutnant Comte de l'Ostange die Fahne vom Fürstentum Bart trug.

Sein Sohn Georg Bogislav von Bonin (1701—1764), Herr auf Jatzthum und Dargen wurde nach Beendigung seines Studiums 1727 Schloßgerichtsverweser in Bublitz, 1735 Hofgerichtsrat, Landrat und Regierungsrat zu Köslin und 1749 als Nachfolger eines Herrn von Kleist Hofgerichtspräsident daselbst. Er ist im Kirchengewölbe von Wojenthin beigesetzt.

Von bedeutend größerer Bedeutung war Lorenz Christoph von Somnitz.

Er war einer der fähigsten Ratgeber und fleißigsten Mitarbeiter des Großen Kurfürsten und hat „seinem gnädigsten Herrn Friedrich Wilhelm wider die Feinde des römischen Reiches und der deutschen Freiheit nützlich und glücklich geraten." Das Leben dieses Mannes hat Hans Saring in den Baltischen Studien Bd. 35, Seite 134 bis 173 eingehend beschrieben. Danach ist Lorenz Christoph von Somnitz der älteste Sohn des Peter v. S. aus Grumsdorf und der Dorothea von Westeregeln. Er studierte in Königsberg und Wittenberg und unternahm eine längere Studienreise über Holland und England nach Frankreich. 1646 wurde er Hauptmann und Burgrichter zu Neustettin. Er trat dann in die Dienste des Großen Kurfürsten und wurde 1642 auch zum Regierungsrat und Mitglied der pommerschen Regierung ernannt, seiner „vornehmen Qualitäten" wegen. 1654 berief ihn der Große Kurfürst „aus dem zu ihm habenden gnädigsten Vertrauen und in gnädiger Erinnerung seiner ihm wohlbekannten Geschicklichkeit" in seinen Geheimen Rat, wo er auf die Finanzverwaltung entscheidenden Einfluß gewann. 1656 wurde er zum Kanzler der hinterpommerschen Regierung ernannt, wo er sich während des Schwedisch-Polnischen Erbfolgekrieges große Verdienste erwarb. So unterzeichnete er am 16. 9. 1657 den Vertrag von Wehlau. Er bekam 1757 die Verwaltung der Lande Lauenburg und Bütow übertragen und war bei den Friedensverhandlungen 1660 führend beteiligt. In den folgenden Friedensjahren hatte er manchen Strauß mit den Adligen auszufechten, namentlich mit Georg von Bonin. Neben den Geschäften der auswärtigen Politik hat sich von Somnitz hauptsächlich pommerschen Angelegenheiten gewidmet. Er starb am 26. Februar 1678 an einem schweren Steinleiden im Haag, wo er sich an-

läßlich der Friedensverhandlungen mit Frankreich und Schweden aufhielt. Seine Leiche wurde am 17. Mai in der Domkirche zu Berlin beigesetzt.

Anton Johann Bogislav von Zastrow (1765—1834.) aus Kölpin, seit 1791 Besitzer von Pobanz, war im Unglückskriege 1806/07 Kommissar von Pommern und hatte als solcher die Verpflegung der eingedrungenen französischen Armee, vornehmlich der Besatzungstruppen von Kolberg zu leiten. Er hat sich in der Zeit von 1806 bis 1813 um das Land große Verdienste erworben, was die Aufmerksamkeit des Fürsten Hardenberg auf sich zog, der ihn mehrmals zu sich entbieten ließ. 1813 wurde er Nationalrepräsentant für Pommern und nahm teil an den Beratungen, die zu jener Zeit in Prag über Landesangelegenheiten gehalten wurden. Er starb kinderlos in Pobanz, nichts hinterlassend. Die Schwere der Zeit war für ihn besonders verhängnisvoll gewesen, da ihm sein Amt keine Zeit ließ, sich um seine eignen Angelegenheiten zu kümmern.

Als der Unglückskrieg 1806 ausbrach, gewährte er Frau und Kindern seines Bruders Alexander von Zastrow, damals Hauptmann in Danzig, Unterkunft auf seinem Vorwerk Schönfelde bei Pobanz. Wie eine Durchsicht der Schwelliner Kirchenbücher ergab, wurde am 6. Juli 1806 noch ein Sohn Philipp Emil Leo Georg geboren. Die Eintragung lautet:

14. Philipp Emil Leo George von Zastrow geboren 6. July 1806 bei Pobanz, getauft 26. July 1806 in Pobanz.

Der Herr Vater: Alexander Heinrich Gebhard von Zastrow, Königlicher pathentierter Hauptmann im Bataillon von Schmeling, die Frau Mutter: Karoline Mathilde Juliane Albertine von Blankensteiner.

Paten: 1. Frau von Kleist aus Zuchen,
2. Rittmeister von Blankenburg aus Tietzow,
3. (Name nicht eingetragen!).

Frau von Zastrow blieb mit ihren Kindern in Schönfelde bis 1809, dann folgte sie ihrem Gemahl nach Kolberg, Greifenberg und Kammin, wo derselbe das Grenadierbataillon des Kolberger Regiments (später 2. pommersches Gren.-Reg. Nr. 9) führte. Der berühmteste der Söhne war der kommandierende General Adolf von Zastrow (1803—1875). Er ließ in Schönfelde folgende Erinnerungstafel anbringen, die noch heute an einer Gutsscheune hängt:

In Erinnerung
an eine in Armuth, aber doch glücklich verlebte Kindheit.
Der Commandierende General des 7ten Armeekorps in den Feldzügen 1870/71.
Gott allein die Ehre!

Ferner sei noch Maximilian von Versen erwähnt, weil er der älteste Bruder des jetzigen Besitzers von Crampe und ein Schwager des ehemaligen Landrats des Kreises Bublitz, Rudolf von Versen auf Crampe und Koppelsberg (1829—1893) ist. Die Familie von Versen ist niedersächsischer Uradel, der seinen Ursprung aus dem heutigen Orte Veerßen bei Uelzen herleitet. Die Stammreihe beginnt mit Alexander von Versen 1180 bis 1217 auf Veerßen bei Uelzen. Es ist das einzige Adelsgeschlecht des Landes Bublitz, das seit der Germanisierung des Landes bis zur Gegenwart im Lande Bublitz angesessen gewesen ist. Maximilian Felix Christoph Wilhelm Leopold Reinhold Albert Fürchtegott von Versen wurde am 30. 11. 1833 zu Wurchow geboren. Sein Vater war der Major Leopold von Versen, geb. 1791 in Steinbusch in der Neumark, gestorben 1868 in Crampe. Seine Mutter war Hulda von Glasenapp aus Wurchow. Maximilian von Versen diente bei den Husaren und wurde 1864 Rittmeister. Im Kriege 1866 zeichnete er sich als Generalstabsoffizier aus. In den Jahren 1867—69 kämpfte er auf Seiten Paraguays gegen Brasilien-Argentinien-Uruguay. Während des Feldzugs erkrankte er an den Pocken. Ohne Pflege und unter furchtbaren Strapazen entkam er mit knapper Not der Krankheit wie den Henkern des Diktators Lopez. Nach seiner Rückkehr wurde er 1869 als Major im preußischen Heere wieder angestellt und machte den Krieg 1870 als Generalstabsoffizier mit. Am 16. Mai 1871 verheiratete er sich in Wiesbaden mit der Amerikanerin Alice Klemens, geb. 1850 in St. Louis, einer entfernten Verwandten des amerikanischen Humoristen Mark Twain. 1874 wurde er Oberstleutnant und Kommandeur des Thüringer Ulanenregiments Nr. 12. Er hat sich als Husarenkommandeur in der preußischen Reiterei einen Namen gemacht. 1877 wurde er Oberst, 1882 Kommandeur der 14. Kavalleriebrigade und erhielt 1883 den Rang eines Generalmajors. 1884 wurde er Kommandeur der Garde-Kavalleriebrigade und damit auch kurze Zeit der Vorgesetzte des späteren Kaisers Wilhelm II., der von 1885 bis 1887 Oberst und Kommandeur des Garde-Husarenregiments in Potsdam war. Als Wilhelm II. Kaiser war, ernannte er Herrn von Versen zu seinem Generaladjutanten, 1890 zum Kommandierenden General des III. Armeekorps in Berlin und 1892 zum General der Kavallerie. Maximilian von Versen war auch Mitglied der Landesverteidigungskommission. Er starb in Berlin am 7. 10. 1893.

Unter den Dichtern und Schriftstellern, die im Gebiet des Kreises Bublitz geboren sind oder vorübergehend dort gelebt haben, ist der berühmteste Ewald Christian von

Kleist, ein Onkel des berühmten Dramatikers Heinrich von Kleist. Er wurde am 7. März 1715 auf dem Familiengute Zeblin geboren. P. Schreckenbach hat E. von Kleist zum Haupthelden des Romans „Der getreue Kleist" gemacht. Der erste Teil spielt in Zeblin. Der Roman ist fesselnd geschrieben und sehr lesenswert. Ewald von Kleist besuchte zunächst die Jesuitenschule zu Deutsch-Krone, dann das Gymnasium in Danzig und studierte in Königsberg. 1735 wurde er dänischer Offizier und trat 1740 ins preußische Heer ein. Er zeichnete sich in der Schlacht bei Mollwitz aus, war dann längere Zeit Werbeoffizier und stieg bis zum Major auf. In der Schlacht bei Kunersdorf 1759 wurde er schwer verwundet und starb bald darauf in Frankfurt a. O. den Tod fürs Vaterland.

Kleist ist nach dem Urteil der Dichterin Karla König der erste Lyriker von großem Schwung, und Max Guhlke rechnet ihn „zu unsern Großen". Seine Werke wurden einst sehr viel gelesen und haben viele Auflagen erlebt. Sie sind auch heute noch lesenswert. Seine berühmteste Dichtung ist „Der Frühling". Andre gute Gedichte sind „Irin", „Der gelähmte Kranich", „Landleben", „Sehnsucht nach Ruhe" und die prächtige Ode „An die preußische Armee" mit der ergreifenden Schlußstrophe:

Auch ich, ich werde noch — vergönn es mir,
o Himmel! —
Einher vor wenig Helden ziehn.
Ich seh dich, stolzer Feind, den kleinen Haufen
fliehn
Und sind Ehr' oder Tod im rasenden Getümmel.

Zwei ältere Dichter seien noch genannt, obwohl sie wohl von geringerer Bedeutung sind, nämlich Ulrich Bogislav von Bonin und Joachim Holce. Ulrich Bogislav von Bonin, der auch unter dem Decknamen Teophilus Pomeranus schrieb, wurde am 28. 9. 1682 zu Karzin geboren und trat 1704 als Fähnrich in die Armee ein, nahm aber 1710 seinen Abschied und studierte Theologie. Dann wurde er Hofmeister, später Rat im reichsgräflich Reuß-Ebersdorfischen Hause und starb am 9. 1. 1752 zu Ebersdorf. In der Universitätsbibliothek zu Greifswald befinden sich von ihm „Girrendes Täublein", ein Bändchen religiöse Gedichte, „Teophili Pomerani Gott-geheiligter Poesien, auch Freuden und Trauergedichte" und „Des seeligen Herrn Ulrich Bogislaus von Bonin erbauliche Schriften. Joachim Holce wurde 1683 zu Stramehl geboren, studierte in Wittenberg und Königsberg und wurde 1714 Professor für Mathematik und Beredsamkeit in Stargard, 1725 wurde er als Pastor und Präpositus nach Bublitz versetzt, wo er am 18. 2. 1742 starb. Seine noch erhaltene Dichtung „Der Prediger Salomo" beweist, daß er nichts weiter als ein öder Reimschmied gewesen ist.

Dagegen schildert Reinhold Wittstock (1879—1916) in seinen Novellen wirklich erdhafte Gestalten, wie sie im Lande Bublitz gar nicht selten sind. Seiner ist an andrer Stelle in diesem Hefte gedacht.

Georg Wilhelm Peters wurde am 8. 4. 1865 in Swinemünde geboren, studierte Medizin, war bis 1907 Kreisarzt in Bublitz und ließ sich dann als Arzt in Adenau im Rheinland nieder. Er hat eine Novelle „Der Professor" geschrieben und ein Schauspiel in 3 Aufzügen „Heinrich Kirchbach".

Friedrich Karl Reinsch war um 1900 Amtsrichter in Bublitz. Weitere Lebensschicksale konnte ich bisher nicht ermitteln. Er schrieb ein Schauspiel „Henning Lode". Es ist im Buchhandel nicht mehr erhältlich, doch befinden sich noch einige Stücke in einer Bublitzer Bücherei. Das Theaterstück wurde in Bublitz zweimal von einer Theatervereinigung aufgeführt und fand großen Anklang. Es ist ein geschichtliches Drama und knüpft sich an die Gebrüder Lode oder Lohde in Gust und Bublitz. Simon Lode wurde wegen Straßenraub 1512 von den Kolbergern hingerichtet. Sein Bruder Kurt Lode und sein Genosse Kurt von Zahrt (aus Priddargen) wurden unter der Regierung Georgs I. und Barnims XII. in Stettin wegen Straßenraubes hingerichtet. Ihr Bruder Henning Lode mußte Urfehde schwören. Ihm ließ sich gemeiner Straßenraub wohl nicht nachweisen. Er hatte das damals in Pommern übliche Fehderecht nur etwas reichlich und weitgehend ausgeübt.

Aus Bublitz stammt Kurt Blödorn, wo er am 14. April 1880 geboren wurde. Er war praktischer Landwirt von Beruf, gab den Beruf aber auf und lebt als Schriftsteller in Greifenberg. Er hat 1828 ein Bändchen Jagdgeschichten unter dem Titel „Der Heideboek" erscheinen lassen, deren Titelnovelle auch von Kasten und Müller in ihr Heimatbuch „Pommerland" aufgenommen wurde.

Der Stettiner Schriftsteller Heinrich Vogel steht insofern in näherer Beziehung zum Kreise Bublitz, als er von 1901—1904 Lehrer in Dargen war, wo er die II. Lehrerstelle verwaltete. Er ist am 9. 4. 1879 in Stettin geboren. Von 1899—1901 war er Lehrer in Dummerfitz und kam am 1. 6. 1901 nach Dargen, wo man damals gerade die 2. Lehrerstelle einrichtete, die im Hause des Stellmachers Totzke eingemietet wurde. Hier verlebte er nach seinem eignen Urteil ein paar angenehme Jahre. Interessiert beobachtete er als Großstädter die ihm neuen dörflichen Sitten. In seinen Freistunden streifte er allein durch die Gegend, um Land und Leute kennen zu lernen. Eine

Schwester führte ihm hier die Wirtschaft. 1904 ging er als Lehrer nach Stettin.

Heinrich Vogel ist ein phantasiereicher und guter Erzähler. Seine Geschichten sind fast sämtlich dem pommerschen Heimatboden entwachsen. Sie beweisen, daß auch das Geheimnis der Kunst im Verwachsensein mit Blut und Boden seine größte Kraft entfaltet. Vogels Erstlingswerk „Das Schiff in der Flasche" aus dem Verlage Westermann-Braunschweig 1909 läßt uns einen Hauch der pommerschen Wasserkante verspüren. Auch die Novellensammlung „Die gelbrote Katze" (Braunschweig 1921) zeigt eine eigne Note. Erfreuliche Seiten zeigt auch sein Heimatroman „Das rote Licht" (Braunschweig 1922), dessen landschaftlicher Hintergrund die Gegend am Pielburger See widergibt. Aus ihm ist das Märchen „Das Wasserpferd" im Heimatanhang des Hirtschen Lesebuches für die Grundschule abgedruckt und macht den Kindern immer wieder Freude. 1923 erschienen bei Saunier-Stettin einige ulkige Geschichten aus der Zeit der Geldentwertung unter dem Titel „Die Käsewährung". Die Novellensammlung „Die Fürstin Babidow" (Saunier 1924) schildert in den Novellen die Fürstin Babidow, Meister Knaak und sein Gesell, Kattenwegner, Das Schicksal, Oberstleutnant Stollenbeck echt pommersche Gestalten, die einen tiefen Eindruck hinterlassen. „Der Ring des Amenhotep" führt den Leser in das Land der Pyramiden. Der Roman erschien 1922 in der Ostseezeitung. Das Sonderheft „Pommersche Dichtung der Gegenwart" von 1929 brachte die Erzählung „Heuscher Leu", eine reizende Kindergeschichte, die Stettin als Schauplatz hat. In der Ostseezeitung erschien vor langer Zeit „Der schwarze Papagei". Unser Pommerland brachte 1933 „Die grüne Fliege". Genannt seien noch die dramatischen Versuche: „Die Sundischen", „Mine Frou de Ilsebill" und das Stück für Kinder „Die Bremer Stadtmusikanten". Mögen dem Dichter noch reiche Jahre des Schaffens beschieden sein!

Gelegentlich eines Missionsfestes dichtete der Pastor Gustav Knak aus Wusterwitz, Kreis Dramburg (1806—1878) im Diakonat in Bublitz sein berühmtes Lied „Laßt mich gehn". Es wurde zuerst im Pfarrhaus zu Koprieben gesungen nach der Melodie des Volksliedes „Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod". 1853 komponierte der blinde Organist Karl Voigtländer an der Bethlehemskirche in Berlin zu diesem Liede dann die bekannte Weise, nach der es noch heute, namentlich bei Begräbnissen gesungen wird.

Infolge einer Erntefestpredigt in Bublitz über das Bibelwort „Die Ernte ist groß, aber wenig sind der Arbeiter" entschloß sich Friedrich von Bodelschwingh (1831—1910), der Schöpfer der bekannten Bielefelder Anstalten, zum Studium der Theologie. Er war von 1852—54 aus gesundheitlichen Gründen Inspektor in Gramenz auf den Gütern des Freiherrn Senfft von Pilsach, wo er sich viel mit sozialpolitischen Fragen beschäftigte. Freiherr Senfft von Pilsach, später Oberpräsident von Pommern, war einer der Führer der Erweckungsbewegung und hielt mit seinen Bauern und Tagelöhnern Gottesdienste ab. Aber er war auch von einer unersättlichen Landgier erfüllt, die zum Teil unter furchtbarer Härte die bisherigen Pächter, über 100 Bauern und Halbbauern und Büdner, aus ihren alten Wohnstätten vertreiben ließ, um das Land zu seinem Gute einziehen zu können. Auch die sozialen Verhältnisse seiner Gutsarbeiter scheinen nicht die besten gewesen zu sein, wie aus einer Schilderung eines pommerschen Religionsbuches hervorgeht. v. Bodelschwingh hatte in einem Arbeiterhause eine Leiche unter einer zerlumpten Decke liegen sehen. Es war die Mutter des Hauses, die im Elend gestorben war. Unter der Decke begann es sich zu regen, und zwei Kinderköpfchen guckten hervor. Die Kinder hatten sich vor Kälte zu der toten Mutter geflüchtet. Der dem Trunk ergebene Vater hatte die Familie so heruntergebracht, daß im Haushalt nichts vorhanden war. Bei dem grausigen Anblick wurde ihm klar, was für ein Elend Trunksucht bedeutete und daß tiefgreifende Hilfe nötig war. Die Nachwirkungen der Gramenzer Erlebnisse in Verbindung mit den Nachwirkungen der Bublitzer Erntefestpredigt veranlaßten Friedrich v. Bodelschwingh, Pfarrer zu werden und sein Leben den Armen und Elenden zu widmen.

Aus der Gruppe der bildenden Künstler stammt der Professor Max Seliger aus Bublitz. Er hat als Direktor der Kgl. Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe in Leipzig sichtbare Erfolge errungen. Auch Paul Kleinschmidt, der sich als Maler und Graphiker einen Namen gemacht hat, ist geborener Bublitzer.

Unter den Wissenschaftlern muß in erster Linie Paul Robien (Ruthke) genannt werden. Er wurde am 2. September 1882 in Bublitz geboren und ist als Vogelforscher weithin bekannt. Er hat etwa 1923 die Naturschutzwarte Mönne bei Stettin ins Leben gerufen. Es ist eine Insel zwischen dem Dammschen See und der großen Reglitz, die nach ihrer Vereinigung mit der Parnitz den Namen Mönne führt. Auf der mit zahlreichem Gebüsch bestandenen Insel brüten eine ganze Anzahl Landvögel, und die großen Rohrgürtel und die weiten Wasserflächen sind von zahlreichen Vögeln belebt. Namentlich zur Frühlings- und Herbstzeit herrscht hier Hochbetrieb. Aber nicht nur Vogelschutz wird hier ausgeübt, auch das Leben der Vögel wird hier gründ-

lich erforscht. Robien veröffentlichte „Die Vogelwelt des Bezirks Stettin", „Unter gefiederten Freunden", „Tage und Nächte im Grünlandmoor", „Die Vogelwelt Pommerns" und andre für die Kenntnis der pommerschen Vogelwelt wertvolle Aufsätze.

Vom 1. Juli 1908 bis 1. Mai 1924 war in Ubedel der Lehrer Friedrich Hintze aus Friedrichshorst, Kreis Dramburg tätig. Er war einer der bedeutendsten Moosforscher (Bryologen) unserer Heimat und hat der wissenschaftlichen Welt gezeigt, welche Seltenheiten bei uns im „armen Pommerlande" vorkommen. Er hat sich auch mehrere Jahre mit dem Fliegenstudium abgegeben. Zu C. Warnstorfs „Kryptogamenflora der Mark Brandenburg" hat Hintze zahlreiche Beiträge über pommersche Moose geliefert. Ferner ließ er zum Teil in Gemeinschaft mit K. F. Kohlhoff in wissenschaftlichen Zeitschriften eine Reihe von Aufsätzen erscheinen, die über seine Forscherarbeit Aufschluß geben.

Der Hauptlehrer Karl Friedrich Kohlhoff ist zwar weder im Kreise Bublitz geboren, noch in ihm angestellt gewesen, muß aber hier genannt werden wegen seiner eingehenden Erforschung der „Sydower Schweiz", — des Gebietes zwischen Rummelsburg, Pollnow und Bublitz — und der südlichen Hälfte des Kreises Bublitz. Karl Friedrich Kohlhoff wurde am 5. 3. 1858 in Wendisch-Buckow, Kreis Schlawe, als Sohn eines Gutsstellmachers geboren, der 1866 der Cholera erlag. Er wurde Präparand bei Rektor Jesnitzer in Zanow, besuchte das Lehrerseminar in Köslin, wo F. A. Doms nachhaltigen Einfluß auf ihn übte, und wurde dann Lehrer in Zanow-Abbau, Altbelz, Bärwalde, Tarmen und 15 Jahre Hauptlehrer und Kantor in Sydow, Kreis Schlawe, trat 1923 in den Ruhestand und verbrachte seinen Lebensabend in Gebersdorf bei Liebenow, Kreis Greifenhagen und seit 1927 in Bärwalde i. P., wo er am 10. 2. 1933 starb. Seine Forschungsgebiete waren Botanik, namentlich Mooskunde, und Zoologie, besonders Käfer, Fliegen, Schmetterlinge, wilde Bienen, Wespen, Wegewespen, Schlupf- und Blattwespen, Wanzen, Hummeln und Vögel, ferner Erdgeschichte, Altertumskunde und Heimatgeschichte. Unermüdlich hat er die Heimat durchforscht, namentlich den pommerschen Landrücken, die Pommersche und Sydower Schweiz, die Kreise Bublitz, Schlawe, Neustettin, Greifenhagen, auch Ueckermünde und Demmin. Unermüdlich war er im Dienste der Heimatforschung. Erst der Tod nahm ihm das Mikroskop bei der Untersuchung seiner geliebten Moose aus der Hand. Zahlreichen Vereinen und Schulen ist er ein zuverlässiger Führer und Berater gewesen.

Kohlhoffs reiche Sammlungen befinden sich im Rügenwalder Heimatmuseum. Erstaunlich ist, was Kohlhoff alles gesammelt hat. Sein Blütenpflanzenherbar besteht aus 8—10 Mappen in 800—1000 Arten. Sein Herbar der blütenlosen Pflanzen umfaßt über 1000 Arten, die in 250 Pappkästen untergebracht sind. (Moose und Flechten). Die Schmetterlingssammlung enthält 937 Arten, war zum Teil von Rektor Jesnitzer übernommen. Beachtenswert waren 100 Raupenbälge, die an der Spiritusflamme ausgeblasen wurden. Von pommerschen Hummeln hat er 20 Arten gesammelt, Schlupfwespen in 200 Arten, 194 Arten Blattwespen und wilde Bienen, Käfer in über 1000 Arten in Hinterpommern, ferner Wanzen und Fliegen. Auch die Gesteinssammlung, von der allerdings einige seltene Arten an wissenschaftliche Institute abgegeben wurden, war beachtenswert.

Sein reiches Wissen hat Kohlhoff in mehreren Werken, Zeitschriften und Zeitungen niedergelegt. Zahlreiche Beiträge über Moose hat er zu Warnstorfs „Kryptogamenflora der Mark Brandenburg" geliefert. Die floristische Durchforschung von 47 Seen der Grund- und Endmoränenlandschaft der Kreise Schlawe, Bublitz und Neustettin durch Lehrer F. Römer, Bad Polzin, und Kohlhoff sind in den Verhandlungen des Botanischen Vereins der Provinz Brandenburg, 55 Jg. 1913. veröffentlicht. Ferner erschienen von Kohlhoff: Neue Heimatkunde von Pommern auf geologischer Grundlage, Verlag Fürstentumer Zeitung, Köslin 1918; die geologischen Verhältnisse des Kreises Neustettin, Vortrag auf der Kreislehrerkonferenz zu Bärwalde am 5. Nov. 1906, gedruckt bei Hendeß, Köslin; Heimatkunde des Kreises Neustettin, Teil I, gedruckt bei Brandt, Neustettin 1928; Heimatbuch des Kreises Greifenhagen, Verlag Kundler und Sohn, Greifenhagen 1928; Die Oser- und Drumlinlandschaft von Mittelpommern, Regenwalder Heimatkalender 1927, sowie eine große Reihe von Aufsätzen in Zeitungen und Zeitschriften.

Aus der Geschichte der Stadt Bublitz

Von Herbert Haack

Was bedeutet der Name „Bublitz"? Um es vorweg zu sagen, darum streiten sich die Wissenschaftler schon seit geraumer Zeit. Es gibt eine ganze Reihe von Deutungen, und es ist schwer, sich über ihre Richtigkeit ein Urteil zu bilden. Die Schwierigkeit der Erklärung liegt darin, daß der Name unserer Stadt altslawischer Herkunft ist. Das ist der einzige Punkt, über den sich alle Namensforscher einig sind. Es können hier nur wenige Deutungen wiedergegeben werden: Nach einer alten Sage verdankt die Stadt ihren Namen einem Wort des Teufels, der hier wieder einmal um seinen Lohn geprellt wurde, wie so oft in deutschen Sagen. In seiner Wut und Enttäuschung soll er ausgerufen haben: „Nur Buben sind in diesem Holz!" Daraus ist Bubenholz, Bubolz und später Bublitz geworden. Sicherlich ist diese Ableitung ein späterer Versuch der deutschen Siedler, dem slawischen Ortsnamen nachträglich einen deutschen Sinn unterzulegen. Es gibt für solch einen Vorgang viele Beispiele in Pommern.

Die zünftigen Slavisten, z. B. Th. Schmidt und Beyersdorf leiten „Bublitz" vom altslavischen „bob" ab, das „Bohne" bedeutet. Danach hieße „Bublitz" in deutscher Uebertragung etwa „Bohnenfeld". Beyersdorf will den Stadtnamen auch von „bobolic" ableiten, das bedeutet „Sohn des Rundbauch". Die „bobolice" sind also die Söhne des Rundbauchs und hätten demnach einen ähnlichen Necknamen wie die Bewohner der deutschen Städte Tübingen, Göttingen, Bopfingen. Aber alle diese Deutungen sind umstritten, auch die, welche behauptet, „Bublitz" hieße soviel wie „quellenreicher Ort".

Urkundlich taucht der Name der Stadt erst verhältnismäßig spät auf. Das ist eigentlich sonderbar; denn man muß annehmen, daß der bei der Stadt gelegene sogenannte „alte Burgwall" früher eine erhebliche Rolle gespielt hat. Als mächtige Festungsanlage sperrte er in alter Zeit den einzigen brauchbaren Uebergang über die breite, versumpfte Gozelniederung und übertraf alle seine Nachbarn weit und breit erheblich an Höhe und Umfang.

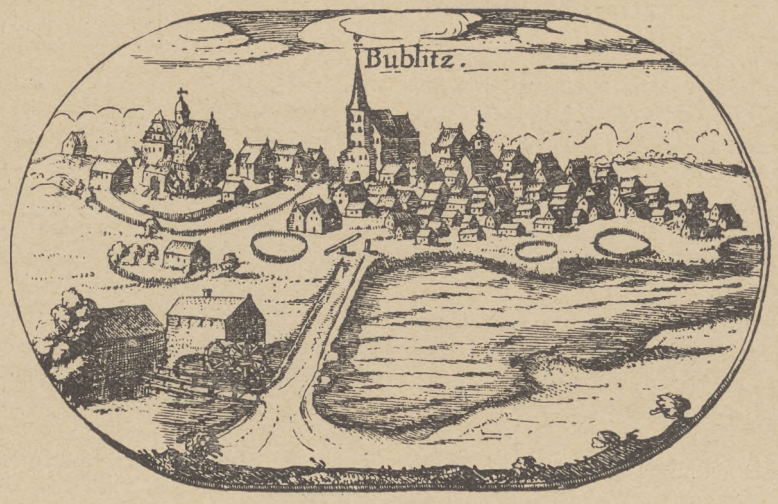
Zum erstenmal wird sein Name genannt in einem Kaufbrief des Deutschen Ordens, ausgestellt in Stolp am 12. Juni 1310. Bei der Beschreibung der Grenzen des verkauften Gebietes heißt es dort u. a.: „Deinde procedendo ad lacus et paludes, quae vocantur Wolza, deinde ad collem, qui vocatur Bobelze, in quo quondam castrum fuerat". Auf deutsch: „Von dort fortschreitend bis zu den Seen und Sümpfen, die Wolza genannt werden, von dort bis zu einem Hügel, der „Bobelze" genannt wird, auf dem einst eine



Ausschnitt aus der Lubinschen Karte von 1618: Bublitz und Umgebung

Burg gewesen war." Wenn mit diesem „Bobelze" unser Burgwall gemeint ist, was man aus dem Inhalt der Urkunde mit einiger Sicherheit annehmen kann, würde das bedeuten, daß die Brüder vom Deutschen Hause im Jahre 1310 ihre Grenzen bis zu uns ausgedehnt haben.

In frühgeschichtlicher Zeit ist das Gebiet um Bublitz sicherlich stark besiedelt gewesen. Das zeigen die zahlreichen, vorgeschichtlichen Gräber, die überall in der Nähe aufgedeckt wurden und die unzweifelhaft beweisen, daß vor den Wenden hier germanische Stämme saßen. (Schwelliner Gotenfibel). Es ist fraglich, ob die einwandernden, deutschen Siedler



Ansicht der Stadt Bublitz auf der Lubinschen Karte von 1618

von der wendischen Urbevölkerung noch viel vorgefunden haben. Die Polen haben in ihren vorhergehenden Kämpfen gegen die Pommern furchtbar unter den Wenden aufgeräumt.

Wir besitzen keine urkundlichen Unterlagen dafür, wann die ersten Deutschen der nachchristlichen Zeit in unser Gebiet kamen. Dr. Tita hat vor Jahren die Bublitzer Mundart sprachvergleichend untersucht und kommt in seiner Arbeit zu dem Schluß, daß die ersten nachchristlichen, deutschen Siedler westfälische Engern oder Angrivarier gewesen sein müssen. Jedenfalls sind diese Einwanderer schwerlich vor dem Jahre 1300 hierher gekommen. Vor 1339 werden als Besitzer des Landes Bublitz die deutschen Adelsgeschlechter von Wedel, von Schöning, von Saynitz und von Kameke genannt. Sie waren Lehnsleute des Bischofs von Kammin. Die Grenzen des Landes Bublitz deckten sich ungefähr mit den ehemaligen Grenzen des politischen Kreises, gingen aber an einzelnen Stellen, z. B. im Norden bis Pollnow, noch über diesen hinaus.

Friedrich von Eickstädt, Bischof von Kammin (1330—1343) kaufte den drei erstgenannten Adelsfamilien am 27. 2. 1339 ihre Anteile am Lande Bublitz für 1850 Mark Sundischer Pfennige ab. Die von Kameke behielten ihr Viertel. Den bisherigen Flecken Bublitz erhob der Bischof am 17. April 1340 zur Stiftsstadt des Bistums Kammin, verlieh ihr das lübische Recht, Kolberger Maß und Gewicht, 200 Hufen und die Hälfte des Klever- und Trebinsees. Für die Dauer von 10 Jahren sollten die Bürger von allen Abgaben frei sein. Dem Wappen der Stadt fügte der Bischof sein eigenes Geschlechtswappen zu. Es ist ein goldener Schild mit 2 schwarzen Querbalken; der obere ist mit 2, der untere mit einer goldenen Rose belegt. Das eigentliche Stadtwappen stellt Johannes den Täufer dar, der mit dem Gotteslamm auf den Armen zwischen 2 Eichen steht. Wir sehen dieses Wappen auf dem Umschlag unseres Heftes.

Als Lokatoren traten bei der Gründung die Ritter Paulus Bartuskewitz und Gerhardus de Goldbeke auf. Der Name des letzten hat sich im Dorfe Goldbeck erhalten. Sie waren die eigentlichen Unternehmer und hatten neben anderen Aufgaben vor allem die, deutsche Siedler für die neue Stadt herbeizuholen. Das war zu der erwähnten Zeit nicht mehr so leicht wie in den vorangegangenen Jahrzehnten. Der ununterbrochene Strom von deutschen Einwanderern fing langsam an zu versiegen. Die Lokatoren bekamen deshalb vom Bischof erheblich größere Vorrechte, als man sie sonst bei der Gründung von deutschen Städten den Amtshauptleuten zu gewähren pflegte. An der Gozel sollte eine Mühle erbaut werden, deren Einkünfte in den ersten 10 Jahren ebenfalls für die Amtshauptleute bestimmt waren. Es ist die heutige Niedermühle, welche ursprünglich die einzige an der Gozel bleiben sollte. Auf diesem Flüßchen konnte man da-

mals Holz flößen, das dann weiter bis in die Radue nach Körlin ging. Wenn wir uns die heutige Gozel ansehen, können wir uns nur schwer vorstellen, wie das möglich gewesen ist. Vielleicht ist nach dem Abholzen der Forsten, die früher bis dicht an die Stadt heranreichten, die Wassermenge des Flüßchens stark gesunken.

Beim Bau der Mühle legten die Gründer einen festen Staudamm an, der einen guten Uebergang über die Gozel gewährte. So hatte man eine feste Verbindung zwischen dem alten Wendendorf, das sich anstelle der heutigen Draußenstadt erhob, und der deutschen Stadt, welche auf dem nördlichen Gozelufer entstand. Die deutschen Einwanderer vermieden es stets sorgfältig, sich mit Wenden zusammen anzusiedeln.

Der Plan der Stadt zeigt den typischen Grundriß aller deutschen Städte in Pommern. Von einem viereckigen Marktplatz gehen nach vier Richtungen gerade Hauptstraßen. Die so entstandenen Häuserblocks wurden durch gleichlaufende Querstraßen weiter aufgeteilt. Noch heute hat die Stadt das Bestreben, sich in der einstmals genommenen Hauptrichtung, nach Norden, auszudehnen.

Die ältesten Häuser zeigen eine ganz eigentümliche Bauart, die man früher auch in unserer Nachbarstadt Neustettin beobachten konnte. Diese Bauweise ist zurückzuführen auf den an vielen Stellen stark sumpfigen Untergrund. Um nicht dauernd Wasser in den Kellern zu haben, baute man die Häuser auf einem künstlich aufgeworfenen Brink (Hügel) auf. Auf diese Weise kamen die Keller in das Erdgeschoß und die Wohnungen in den ersten Stock, der oft mehr als mannshoch über dem Straßendamm liegt. Um zur Haustür zu kommen, mußte man einen hohen Treppenaufbau bauen, der gleichzeitig eine Art „Beischlag" bildet, auf dem man zur Sommerszeit im Freien sitzen kann. Es gibt in Bublitz noch heute eine ganze Reihe von ähnlich gebauten Häusern.

Die erste Kirche entstand auf einem Hügel westlich des Marktplatzes, dicht an der Gozelniederung. Das erste Gotteshaus soll aus Holz gewesen sein und wurde während des Dreißigjährigen Krieges durch eine Steinkirche ersetzt, die bis in die 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts ihren Dienst versah. Die heutige Kirche ist also die dritte in der Reihe der Bublitzer Gotteshäuser, deren Schutzheiliger Johannes der Täufer ist. Sie hat eine bauliche Merkwürdigkeit, die man in deutschen Landen nicht oft finden wird. Sie steht mit dem Turm nach Osten gewandt, während man sonst überall beim Kirchenbau genau entgegengesetzt baut.

Starke Befestigungsanlagen hat Bublitz wohl nie gehabt. Diesen Nachteil haben die Bürger in der ersten Zeit oft genug am eigenen Leibe verspürt. In der Gründungsurkunde ist wohl davon die Rede, daß die Stadt wenigstens einen umlaufenden Graben als Schutz bekommen sollte. Der Bischof versprach seine Hilfe bei der Anlage dieses Werkes. Im Jahre 1379 haben sich die Städter vom Kösliner Nonnenkloster Geld für eine Stadtmauer geborgt. Aus diesem Bau scheint aber nichts geworden zu sein. Der alte Galgenberg führte noch im 18. Jahrhundert den Namen „die Schanze"; aber weder dort, noch an anderen Stellen sind Reste einer Stadtmauer gefunden worden. Es kann sich bei den alten Befestigungsanlagen nur um Erdwerke gehandelt haben, die durch Palisaden, vielleicht auch durch Holztürme, verstärkt waren.

Die ersten Jahrhunderte der Stadt standen unter keinem glücklichen Stern. Sie blieb nur kurze Zeit im Besitz der Bischöfe. Dann wurde sie verkauft, verpfändet, weiterverpfändet und wieder verkauft, in fast endloser Reihe. Es hat keinen Zweck, alle Besitzer, die zweieinhalb Jahrhunderte lang dauernd wechselten, hier einzeln aufzuführen. Jeder Herr versuchte, aus der unglücklichen Stadt immer neue Steuern und Abgaben herauszupressen. Auch an kriegerischen Verwickelungen hat es nicht gefehlt, wenn sich die streitbaren Besitzer aus irgend einem Grund in die Haare gerieten. Die Zeche bei diesen Buschkriegen zahlte stets die arme Stadt, auf deren Fell die Streithähne sich wieder einigten. Selbst das Reichskammergericht trat bei den Streitereien um Bublitz in Tätigkeit. Die prozeßführenden Parteien sahen aber bald ein, daß dieser Weg bei weitem der längste und teuerste war. Es kam oft vor, daß sich 3 oder 4 Herren in den Besitz der Stadt teilten. Die daraus entstehenden, neuen Streitigkeiten kann sich jeder leicht selbst ausmalen. Unter den ehemaligen Besitzern der Stadt finden wir die Namen fast aller bedeutenden pommerschen Adelsgeschlechter.

Natürlich kam Bublitz bei diesen Zuständen furchtbar herunter. Aber unverdrossen stießen die Ackerbürger den Pflug immer wieder in die Erde und klammerten sich mit zähem Willen an das oft kärgliche Stück Land, das ihnen Heimat war, das sie bebauten und besäten. Oft genug haben andere an ihrer Stelle geerntet. Die trotzigen Westfalenschädel der ersten Bürger haben ihre Heimat im neueroberten deutschen Ostland nie aufgegeben.

Unter den vielen Herren, die Bublitz bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts hatte, soll hier einer erwähnt werden, dessen Name auch heut noch nicht in der Stadt vergessen ist. Das war der Ritter Henning Lode, dessen Familie eine Zeitlang auf Gust erbeingesessen war und damals zu den bedeutendsten Adelsfamilien Pommerns zählte. Im Jahre 1512 verkaufte der Kamminer Bischof, der für kurze Zeit wieder einmal Herr von Bublitz geworden war,

die Stadt an die Brüder Simon und Henning Lode auf Gust. Sie bezahlten den Kaufpreis von 3000 Rh. Gulden in bar auf den Tisch des Hauses. Das war höchst verdächtig; denn diese empfehlenswerte Art des Bezahlens war in solchen Fällen durchaus nicht üblich. Die Kolberger, die schon lange die Lodes im Verdacht hatten, daß sie als Raubritter auf leichte Art Geld verdienten, mischten sich ein. Simon Lode fiel ihnen in die Hände und wurde nach kurzem Verfahren enthauptet. Sein Bruder Henning schwor den „Pfefferſäcken" blutige Rache. Mit einem Haufen von „Putschreutern", die ihm bald von überall her zuliefen, machte er das ganze Bistum unsicher, brannte verschiedene Kolberger Stadteigentumsdörfer nieder und kümmerte sich nicht im geringsten um die Mahnungen des Pommernherzogs Bogislaw X. Nach jahrelangem, erbittertem Kleinkrieg erlagen endlich die „Reuter". Die meisten Führer, unter ihnen viele Adlige, fanden einen schimpflichen Tod. Henning mußte die Stadt, welche inzwischen an Jakob Kleist übergegangen war, herausgeben und Urfehde schwören. Das einstmals so stolze Geschlecht der Lodes sank jäh von seiner Höhe herab. Spätere Nachkommen sollen bei den Glasenapps in Gramenz als elende Kätner ihr Leben gefristet haben. Der Volksmund erzählt, die zahlreichen „Laudes", die überall in unserer Gegend wohnen, sollen von den Lodes abstammen. Die Stadt selbst war während dieser Wirren von den Kolbergern erobert und geplündert worden.

Endlich, am 11. September 1577, verkauften 4 Brüder von Massow unsere Stadt an den Herzog Kasimir, Bischof von Kammin. Von dieser Zeit an blieb Bublitz bis zur Auflösung des Bistums unter der Herrschaft des Krummstabes, dem man ein mildes Regiment nachrühmte. Tatsächlich erholte sich Bublitz von da ab allmählich. Die Bischöfe waren die ersten Besitzer, die von der Stadt nicht nur haben wollten, sondern ihr auch gaben, kein Bargeld, aber allerlei Gerechtsame für die Abhaltung von Märkten, den Bau von Ziegelöfen, Befreiung von Dienstfuhren und unentgeltliche Lieferung von Holz aus der bischöflichen Forst. Die Städter atmeten auf. Noch oft genug mußten sie allerlei Plagen über sich ergehen lassen, z. B. große Brände und verheerende Krankheiten, die bis in das letzte Jahrhundert hinein die Stadt schwer schädigten. **Die schlimmste Plage blieb ihnen für die Zukunft erspart: die vielköpfige Herrschaft habsüchtiger Ausbeuter.**

In den Kriegen, deren letzte Wellen bis in unser friedliches Städtchen schlugen, hat Bublitz stets besonderes Glück gehabt. Im Dreißigjährigen Kriege gehörte es zu den wenigen pommerschen Städten, die noch glimpflich davonkamen. 1638 plünderten Kaiserliche Kroaten des Obersten Peter Lose und des Oberstleutnants Vorhauer die Stadt; aber es war noch zu ertragen; in Neustettin hatten sie viel schlimmer gehaust. Das älteste Kirchenbuch erzählt von dem Tode einiger Bürger, die von Sol-



Ansicht der Stadt Bublitz aus dem Jahre 1844

daten niedergehauen worden waren. Aber das Leben ging doch wenigstens seinen Gang weiter in der Stadt. Mit der späteren schwedischen Besatzung scheinen die Bublitzer ganz gut ausgekommen zu sein. Mehrere der Schweden verheirateten sich mit Töchtern unserer Stadt. Nach Kriegsschluß, als die Besatzung endlich abgezogen war, kam Bublitz in den mittelbaren Besitz des Herzogs von Croy, des letzten männlichen Sprossen aus dem uralten Greifengeschlecht der Pommernherzöge. Er war nur Nutznießer der Stadt, nicht tatsächlicher Besitzer. Sein Name hat in Pommern einen guten Klang; der wundervolle Croyteppich stammt aus seinem Besitz. Der Herzog erwies sich als Wohltäter der Stadt, gab Geld her zum Neubau der abgebrannten Schule und kümmerte sich auch sonst um Bublitz.

Unter der Herrschaft der Hohenzollern, die nach dem Dreißigjährigen Kriege die Erbschaft der Pommernherzöge in Hinterpommern antraten, fing ein langsamer, aber beständiger Aufstieg an. Im nächsten Kriege, der die Stadt berührte, im Siebenjährigen, lagen zeitweise russische Truppen in Bublitz, die große Anforderungen an die Bewohner stellten. Auch diese schwere Zeit ging vorüber, ohne der Stadt allzuwehe zu tun. Schlimmer ging es den Bublitzern in der Franzosenzeit, die ganz andere Ansprüche stellte als die Russenbesatzung. Die dauernden, großen Lieferungen, die bis zu den Befreiungskriegen, auch nach dem Abzug der Franzosen geleistet werden mußten, belasteten die Stadt furchtbar. Die Stadtkasse war oft so leer, daß nicht einmal für die nötigsten Ausgaben Geld übrig blieb. Es war eine oft wiederkehrende Erscheinung, daß städtische Gebäude wegen Baufälligkeit geräumt werden mußten, weil kein Geld für die notwendigsten Ausbesserungen vorhanden war. So blieb Bublitz lange Jahrzehnte sehr ärmlich und unbedeutend.

Das lag z. T. auch daran, daß man es nicht verstanden hatte, rechtzeitig Anschluß an die großen pommerschen Verkehrsadern zu erhalten. Erst 1816 bekam Bublitz die erste fahrende Post, und mit der Eisenbahn dauerte es auch sehr lange. Der Bahnbau Gramenz—Pollnow wurde erst in den 90er Jahren ausgeführt, nachdem bereits alle Nachbarstädte stolz auf ihre Eisenbahn blicken konnten. Als die große Strecke Neustettin—Belgard gebaut wurde, sollte die Linienführung ursprünglich über Bublitz gehen, d. h. der Gramenzer Knotenpunkt sollte hierher kommen. Einflußreiche Kreise in der Stadt verstanden es aber, diesen Plan zu hintertreiben. Einzelne Erwerbszweige fürchteten, durch die Bahn allzuviel an Absatz zu verlieren. Das war sehr kurzsichtig gedacht. Ohne diesen Widerstand hätte Bublitz 20 Jahre früher Bahnanschluß bekommen, wozu die Stadt durch ihre günstige Lage durchaus geeignet war. Die Bublitzer haben damals eine große Gelegenheit verpaßt. Unsere Stadt hätte heute sonst sicherlich die Größe und Bedeutung von Schlawe oder Belgard. Es ist aber noch nicht zu spät, aus den begangenen Fehlern zu lernen. Wenn die geplante große Autostraße wirklich über Oberfier gehen sollte, so bietet sich noch einmal eine gute Entwicklungsmöglichkeit.

Ehe ich zum Schlußabschnitt übergehe, möchte ich noch einige Worte über die Bevölkerung unserer Stadt sagen. Sie ist seit Jahrhunderten so bodenständig, wie man das in anderen Städten nur selten finden wird. Schon in den ältesten städtischen Akten, die von den vielen verheerenden Bränden verschont blieben, finden sich sehr viele Familiennamen, die hier heute noch vorkommen. Auch das älteste Kirchenbuch aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts ist ein Beweis dafür, daß nur wenige Bublitzer ihrer Heimatstadt untreu wurden. Die alteingesessenen Familien haben immer einen einheitlichen, geschlossenen Kreis gebildet, der die „zugereisten Ausländer" auch dann noch nicht für voll ansah, wenn sie viele Jahre hier gewohnt hatten. Für den Familien- und Sippenforscher unserer Tage bieten sich hier noch viele dankbare Aufgaben. Vielleicht gelingt es einem von ihnen nachzuweisen, daß Bublitz unter den pommerschen Städten etwas Aehnliches bedeutet wie Starkow unter den Dörfern.

Ueber die Entwicklung unserer Stadt in den letzten Jahren ist schließlich noch folgendes zu sagen: Unsere Stadt war immer der natürliche Mittelpunkt einer zu ihr gehörigen ländlichen Umgebung. Aus ihr hat sie stets ihre besten Kräfte gezogen. Als in den vergangenen Jahren dieser Nährboden durch eine widernatürliche Entwicklung immer mehr verarmte, fing auch der Niedergang der Stadt an. Mit den nationalsozialistischen Maßnahmen zur Erhaltung und Kräftigung des Nährstandes ist auch für eine gedeihliche Entwicklung unserer Stadt wieder Raum gegeben. Sie ist auch heute noch zum Teil eine Bauernstadt, die über 100 Erbhöfe zählt. Je mehr sich die vorhergenannten Maßnahmen auswirken werden, umsomehr wird auch die Landstadt gesunden. Die Zeiten, in denen der hiesige Geschäftsmann sich sagen konnte, daß er nach 20jähriger, tüchtiger Arbeit für sein Alter gesorgt hatte, werden auch heutzutage sobald nicht wiederkommen. Schon deshalb nicht, weil der Einzelne heute mehr Rücksicht auf die Allgemeinheit nehmen muß. Wir müssen heute alle mehr und länger arbeiten. Wir können aber zuversichtlich hoffen, daß in Zukunft hier jede ehrliche Arbeit auch ihren Lohn finden wird. Das gilt für den Geschäftsmann, das gilt auch für den Handwerker, das gilt für jeden Bürger unserer Stadt, der an seinem Platze seine Schuldigkeit tut.

Die St. Johanniskirche zu Bublitz

Von Vikar Robert Zenke

An der seit neuerer Zeit offenen Nordwestecke des Marktplatzes zu Bublitz steht etwa 25 Meter hinter der Straßenflucht die im Jahre 1886 vollendete neue St. Johanniskirche. Der rote Ziegelbau mit seinem ebenmäßig gegliederten schlanken Turm und der schönen, stufenmäßig verlaufenden Giebelmauer bestimmt das Bild der Stadt. Im folgenden hören wir zunächst auf alte Nachrichten über die Bublitzer St. Johanniskirche, um dann eine Darstellung der ehemaligen Kirche zu versuchen. Den Schluß bildet die Beschreibung des Neubaus von 1886.

„Als Hauptort des gleichnamigen Landes gehörte Bublitz dem Bischofe von Kammin, in dessen Besitze urkundlich genannt 1262 (Bobolitz). Bischof Friedrich v. Eickstedt erhob den Flecken 1340 zur Stadt nach lübischem Rechte. Das Besitztum war zu wiederholten Malen als Lehen vergeben und wurde nach der Säkularisation zu einem landesherrlichen Amte umgewandelt[1])." Es ist nicht zu ermitteln, ob Bublitz bereits vor seiner Erhebung zur Stadt eine Kirche besaß. „Die erste Kirche soll aus Holz gewesen sein[2])." Als Bublitz Stadtrechte bekam, war Pommern seit zwei Jahrhunderten dem Christentum gewonnen worden. Wo nicht — wie etwa in Stralsund — ein starkes, selbständiges Gemeinwesen sich bildete, blieb der Kulturstand ein niedriger. Bublitz gehörte zwar einem Verbande an, der es hätte stark machen können. Aber die Kamminer Bischöfe haben keine besondere Sorgfalt auf die Verwaltung der Stiftsstadt Bublitz verwendet. Es kam öfter vor, daß die Stadt von ihnen verpfändet wurde. „Die St. Johanniskirche ist seit langen Zeiten die einzige in der Stadt gewesen, mithin an Kloster-Kirchen oder Kapellen nicht zu denken[3])." Den Namen „St. Johanniskirche" gibt es sicher erst seit 1340; denn das Bublitzer Stadtwappen zeigt Johannes den Täufer, „das Gotteslamm auf dem Arm haltend; unter ihm das Wappenschild v. Eickstedt als das des Gründers der Stadt, zwei Querbalken, auf dem oberen zwei, auf dem unteren eine Rose. Auf den kleinen Siegeln das Gotteslamm mit der Kreuzfahne[4])."

Die gleichen Insignien finden wir auf dem Bublitzer Kirchensiegel. Dieses zurücksehende Lamm mit der Kreuzfahne ist das Symbol des Täufers[5]). Der Täufer war offenbar Schutzpatron der neubegründeten Stadt. Ihm wurde auch die Kirche geweiht.

Urkundlich hören wir dann erst in der Reformationszeit etwas von der Stadt und dem kirchlichen Leben in ihr. „Bey Angange der Reformation, auf dem zu Trepto an der Rega, 1534 am Tage Luciae (13. Dezember), gehaltenen Land-Tage, wurde beschlossen, daß der damalige Bischoff zu Cammin, Erasmus von Manteuffel, Generalsuperintendens, über alle Kirchen, in ganz Pommern seyn, . . . solte, wenn er sich zur evangelischen Religion bequemen würde[6])." Doch der dachte nicht daran. Er verhinderte es durch seine Haltung, daß das politisch noch geteilte Pommern kirchlich zu einer Einheit zusammengefaßt wurde. Der erste evangelische Superintendent im Stiftischen, das politisch weiterhin dem katholischen Bischof unterstand, war D. Georg Venetus, 1558—67, gleichzeitig Pfarrer am Kolberger Dom. Die Würde des Bischofs von Kammin war inzwischen 1556 an das Herzogshaus gekommen und zum leeren Titel geworden, was den kirchlichen Inhalt dieser Amtsbezeichnung anlangt. Venetus war Universitätsprofessor in Königsberg gewesen und hatte noch unter Melanchthon und Bugenhagen in Wittenberg promoviert. Er erwies sich als ein bedeutender Kirchenmann, der mit zielsicherer Hand innerhalb von wenigen Jahren Ordnung in das Kirchenwesen des alten Bistums Cammin brachte. Gelegentlich einer Visitation kam er nach Bublitz. Drei bischöfliche Verwaltungsbeamte reisten mit ihm. Die Aufzeichnungen über die von den Visitatoren getroffenen Feststellungen und Bestimmungen sind vom 3. Mai 1563 bis zum 8. Juni 1564 datiert. In diesem Visitationsprotokoll wird Johannes Hartwich aus Braunschweig erwähnt, der „primus Evangelii praeco" (= der erste evangelische Prediger) in Bublitz, der damals Emeritus war.

Pastor Hartwich in Bublitz ist vermutlich 1533 ins Amt gekommen und 1554 oder 55 emeritiert worden[7]). Er hat als Pastor zu Bublitz die Goldbecker Pfarre 30 Jahre lang mitverwaltet[8]). Paul Mandecke aus Neustettin wird in der Matrikel von 1563/64 als damaliger Pfarrherr genannt. Der Unterhalt der Bublitzer Kirche scheint ihm Mühe gemacht zu haben. Das Visitationsprotokoll spricht von der Armut der Bublitzer Bürgerschaft und trifft Anordnungen über Instandhaltung des Gotteshauses und der Pfarre. „Es sol mit Erbauwunge der Kirchen . . . nachbarlich gehalten werden. Zu der Kirchen Bauwen wird das Einkommen, so dazu verordnet, gebrauchet und wo das nicht zulanget sollen die nachbarlich dazulegen." „Es wird auch verordnet, daß . . . was (nach Verteilung der Kollekten unter die Armen) übrig ad structuram templi soll angewendet werden[9])."

1558 besorgte D. Venetus die Revision, Erweiterung und Neufassung der Pommerschen Kirchenordnung von 1535[17]).

1559 nahm er die Herausgabe einer Sammlung der Bekenntnisschriften der pommerschen Kirche in Angriff (Corpus doctrinae Pomeranicum)[18]).

Die Bedeutung der Reformation für die Hebung des Bildungsstandes des deutschen Volkes tritt auch bei dieser Visitation zutage. „Obwohl . . . im Staedlein Bublitz keine Schule gewesen, so haben die Herren Visitatoren verordnet, daß itziger Zeit auf dem Kirchhofe (= dem um die Kirche herumliegenden Grundstück) eine Schule erbauet . . . werden soll[10])." „Um 1600 schon hatten sich die Folgen der nach Einführung der Reformation ins Werk gesetzten Verbesserung der Schulen in einer gesteigerten Bildung der nächsten Geschlechter gezeigt[11])." Wie Luther seit der Schrift an die Ratsherren tat hier das Kirchenregiment Aufbauarbeit für kommende Generationen.

Im Jahre 1591 hielt D. Edeling[19]), der Nachfolger des D. Venetus im Amt eines Generalsuperintendenten — so nennen wir das damalige Superintendentenamt der Deutlichkeit halber — „im Stiftischen", d. h. im ehemaligen Bistum Kammin, Visitation ab[12]). Wir wissen jedoch nicht, ob er dabei die Bublitzer Synode berührte. „Noch manches Ungemach hatte unser Städtchen im Laufe der Jahrhunderte zu erdulden. . . . Erst als die unausgesetzten Klagen über das Elend in der Stadt die Bischöfe dazu bewogen, Bublitz zurückzukaufen und in eigenem Besitz zu behalten, hob sich allmählich der Wohlstand in bescheidenen Grenzen[13])." Verschiedentlich suchten schwere Brände unsere Stadt heim. „A. (= Anno) 1605. Montags nach Aegidii ist Sie gar ausgebrannt[14])." Bei diesem Brande ging auch die erste Kirche in Flammen auf.

„In der Zeit, wo das schwere Unglück des Dreißigjährigen Krieges über Deutschland hereinbrach, war Pommern in einer üblen Lage. . . . Der letzte Herzog, Bogislaw XIV., der seit 1625 das ganze Land beherrschte, war von schwacher Gesundheit und wenig tatkräftig, so daß er in der schweren Kriegszeit sein Land nicht zu schützen vermochte. Schon 1625 mußte er es dulden, daß von Polen aus in Tempelburg und Umgegend eine gewaltsame Gegenreformation stattfand. Seit 1627 suchte der Krieg auch Pommern heim, und nur den tapferen Stralsundern gelang es, ihre Stadt zu verteidigen[15])." Bublitz blieb von den Drangsalen des Dreißigjährigen Krieges verhältnismäßig verschont[16]). Im Jahre 1621 beerbte die Bublitzer Kirche den „Landrat und Bischöfl. Stiftsvogt" Carsten v. Ristow, der ihr 100 pommersche Gulden vermachte[20]). Das scheint die einzige Geldstiftung zu sein, die jemals der Bublitzer Kirche gemacht worden ist.

Mitten im Dreißigjährigen Kriege bauten die Bublitzer ihre 1605 abgebrannte Kirche wieder auf[31]). Auf dem alten Platze westlich des Marktes errichteten sie ein massives Kirchengebäude, das dann auch allen Gefahren standgehalten hat, bis es 1883 wegen Baufälligkeit abgebrochen wurde. Bis dahin trug der Ostgiebel der „alten", d. h. also wohl zweiten Bublitzer Kirche die Jahreszahl 1631[21]). Damals war Jakob Fröhlich Pfarrer in Bublitz (1620—1657).

Ueber die kirchlichen Zustände der Gemeinde Bublitz um das Jahr 1658 sind wir genauer unterrichtet; in diesem Jahr wurde nämlich Generalkirchenvisitation gehalten. Damals war D. Christian Groß Generalsuperintendent des östlichen Pommerns und Kammins[22]). Durch Erbnachfolge kam der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg in den Besitz des Herzogtums Hinterpommern, das 1648 ihm zugesprochen war, aber erst nach dem Stettiner Grenzrezeß am 4. Mai 1653 von den Schweden geräumt und damit sein wirklicher Besitz wurde[23]). Das Visitationsprotokoll von 1658 in Bublitz nimmt auf die Visitation von 1563/64 Bezug[24]) und fährt dann unter 2. fort: „Patronatsrecht[26]) gehört der kurfürstlichen Landesobrigkeit[25])". Es heißt dann weiter: „Kirchengebäude ist in gutem Zustand und darinnen billig fleißig zu erhalten." Auf Seite 2 des 1657 begonnenen 2. Kirchenbuches von Bublitz hat der damalige Pfarrer Johann Reuter (1657—1665) unter Anno 1658 vermerkt: „Den 17. dito (= September) habe Ich Vocationem ad Vice-Präposituram Vom Hl-Herrn Superintendenten (= D. Groß) bekommen vndt angenommen." „Hier muß also der Anfang der Präpositur zu Bublitz gesetzet werden, . . .[27])." Demnach scheint die Annahme von Müller irrig zu sein, wonach schon 1589 der Bublitzer Pfarrer Präpositus gewesen ist[28]). „Die Prediger (in Bublitz) sind anfänglich bloß Pastores gewesen[29])."

„Anno 1673, 14. April wird der Anfang bey unserem Thurmbaw bey der Kirchen von den Maurern gemachet[30])." Dieser Turmneubau war bereits 1682 auf das schwerste bedroht. „Im März 1682 ist die Stadt Bublitz ohne die Kirche und Schloß ganz abgebrandt[32])."

1681 wurde Paul Rasch zum Diakonus in Bublitz ordiniert. Wie bei der Präpositur wird schon vor der kirchenregimentlichen Einrichtung des Amtes ein Amtsträger vorübergehend tätig gewesen sein, der die Funktionen des nachher eingerichteten Amtes ausübte. Die Kirchenbehörde bestätigte mit der Einrichtung des Amtes einen vielleicht schon vorhandenen Zustand.

Der Beginn des 18. Jahrhunderts stand im Zeichen des Nordischen Krieges, der die verschiedensten Heereshaufen, Russen, Polen, Schweden, Sachsen durch unsere Heimatprovinz

führte[33]). Seit 1757 wurde Pommern durch die Kriege, die Friedrich der Große zu führen hatte, in Mitleidenschaft gezogen[34]). Es ist erstaunlich, daß Bublitz, das doch in keiner Weise hinreichend befestigt war, immer wieder glimpflich davonkam[35]). Doch immer von neuem mußten außer den sonstigen Abgaben die Montierungskosten und Verpflegungsgelder für die pommersche Landmiliz aufgebracht werden[36]). Es war eine bewegte Zeit. Wenn wir erfahren, was unsere Vorfahren damals durchgemacht haben, wird es uns begreiflich, daß für Kirchbau und Kunsthandwerk die Mittel fehlten.

Nach diesem Blick in die Geschichte der Bublitzer Kirche, die mannigfach mit hinein verwoben ist in die Geschicke Preußens, machen wir es uns zur Aufgabe, die alte St. Johanniskirche zu beschreiben, wie sie etwa gegen Ende des 18. Jahrhunderts ausgesehen haben mag. Die alte Kirche stand auf der gleichen nach Westen hin zur Gozel abfallenden Anhöhe, auf der noch heute unser Gotteshaus steht. Nördlich lag der alte Kirchhof, südlich stand das Haus des Präpositus. Der Platz östlich der Kirche war noch bebaut, nur ein An- und Abfahrtweg führte zwischen den Häusern der westlichen Marktseite hindurch zur Kirche, südlich an derselben vorbei zum Haupteingang und beim Amte vorbei auf die zur Kösliner Chaussee heraufführende Straße. Der Turm stand im Westen, die Kirche war orientiert. „Die Fundamente sind von wilden (= unbehauenen) runden Feld-Steinen und die Umfassungs-Mauern von Ziegelsteinen hergestellt[37])". Vor der Westseite ein rechteckiger Turm, welcher zuletzt ein flaches Zeltdach mit Spitze trug[38]). Das Bauwerk war einschiffig. Der glatte, rechteckige Raum besaß an seiner nördlichen Längsseite 4 Fenster[39]), im Süden waren es deren 3 und eine Tür. „Die Außenwände sind mit Kalk-Mörtel beworfen, . . .[40])". „Das Kirchendach ist mit alten dicken DachSteinen gedeckt[41])[42]). Unter dem hohen Chor befand sich das Gewölbe, in dem sich die vermögenden Bürger der Stadt beisetzen ließen[43]). Im Kirchenschiff saßen Männer und Frauen getrennt[53]). Einige Bürger hatten eigene Plätze, die auf Lebenszeit gekauft waren[44]). Ebenso befand sich das sogenannte Amtschor[47]) an hervorragender Stelle dicht vor dem Altar. Auf den Emporen war das Schuhmacher- und Schneiderchor, das Schülerchor und ein Bürgerchor[45]). Ein Fenster, wahrscheinlich das erste[46]) an der Nordseite, hatte 4 Wappenscheiben. Die Inschrift[48]) der einen von diesen lautete:

DER VON ROTOWEN
IHRE WAFFEN ANNO 1697.

Von den Ausstattungsstücken der alten Bublitzer St. Johanniskirche wissen wir



Bublitz: Mühlenteich mit Blick auf die Johanniskirche
Aufn.: Hermann Friese

nicht mehr viel. Der Altar war mit Schranken versehen und trug einen Aufsatz. Ueber dem Altar befand sich ein Deckengemälde, das die heilige Trinität darstellte. Vom Altar aus gesehen rechts stand die Kanzel, mit Schnitzereien verziert. Unter der Kanzel hatte das Taufbecken seinen Platz. Ebenfalls an der nördlichen Längswand weiter ins Kirchenschiff hinein muß der Beichtstuhl gestanden haben. Von Paul Rasch, dem ersten Bublitzer Diakonus, lesen wir bei Vanselow: „Es ist sonst wenig von ihm bekannt, außer daß in hiesiger Kirche, zwischen dem Beichtstuhl und der Kantzel, gantz oben in der Höhe, ein Epitaphium stehet, so er zweien seiner Kinder setzen lassen[49]). Diesem Epitaph gegenüber an der südlichen Längswand der Kirche zwischen Altar und Fenster war ein lebensgroßes Bild des Präpositus Horn angebracht[50]). Auch über dem Beichtstuhl erinnerte ein Gemälde an einen Pastor der Gemeinde Bublitz[51])[52]).

Die Bublitzer Kirche muß im 18. Jahrhundert wertvolle Abendmahlsgeräte besessen haben; denn sonst hätte Präpositus Unruhe sie im Siebenjährigen Kriege nicht nach Stettin bringen lassen, damit die Russen sie nicht rauben konnten[54]). Im Visitationsprotokoll von 1563/64 sind einige von den Gegenständen aufgeführt, die auch später noch zum Besitz der Bublitzer Kirche gehört haben:
„Silber bei der Kirchen:
Einen Silber vergülten Kelch mit einem übergültig Paten.
Item zwei Protz Krützken
Item ein Monstrantz so übergültet[55])".

Noch gegen 1870 besaß die Bublitzer Kirche einen Abendmahlskelch, den die Herzogin Anna († 1660) gestiftet hatte[56]).

Die alte Bublitzer St. Johanniskirche hat der Gemeinde Bublitz länger als fünf Gene-

rationen in guten und bösen Tagen gedient. Als sie im Frühjahr 1883 abgebrochen wurde, war es „die Sehnsucht und Hoffnung besonders der älteren Gemeinde-Mitglieder seit vielen Jahren", eine neue Kirche zu bauen[57]).

Während des Neubaus der Kirche diente die Aula der Bublitzer Schule, jetzigen Mittelschule, als Interimskirche vom Frühjahr 1883 bis zum 11. April 1886[58]). An der Stelle, wo heute das Kriegerdenkmal steht, waren die alten Kirchenglocken vorübergehend aufgestellt. Es ist im wesentlichen das Verdienst des damaligen Gemeindekirchenrats und seines Vorsitzenden, Sup. Herwig, des Kreisbauinspektors Naumann und des Kirchenältesten, Bürgermeisters Kuchenbecker, daß der Neubau trotz vieler unvorhergesehenen Schwierigkeiten durchgeführt wurde. Am 18. April 1886, dem Sonntag Palmarum, konnte die Gemeinde Bublitz in die neue St. Johanniskirche einziehen.

Das Gelände, auf dem die Kirche steht, hat bei dem Neubau manche Veränderung erfahren. Die hohen Bäume, die in unmittelbarer Nähe der Kirche standen, mußten gefällt werden. Die Aussicht nach dem Markt hin ist in der Breite fast der ganzen Kirchenfront frei geworden. An der nördlichen Längsseite befindet sich eine Rasenanlage. Die umständliche Anfahrt an der Südseite der Kirche vorbei ist überflüssig geworden. Man hat Turm und Haupteingang unter Verzicht auf die Orientierung des Kirchenschiffs nach Osten auf die Ostseite (gegen den Markt) verlegt.

Die neue Bublitzer St. Johanniskirche stellt einen Längsbau dar, der im Stil des ausgehenden 19. Jahrhunderts gotischer Bauweise nachgebildet ist. Den Hauptschmuck des aus roten Ziegelsteinen erbauten Gotteshauses bildet der langgestreckte Turm, der in 4 etwa gleich hohen Absätzen eine Höhe von 54 m erreicht.

Die Vorderfront der Kirche (Marktseite), die durch den Turm in 3 gleich breite Teile gegliedert ist, macht mit ihren stufenmäßig von beiden Seiten zum Turm hochlaufenden Gesimsen einen geschlossenen Eindruck. Schön gegliedert ist der Giebel (Westseite) mit einem Fries, das über den spitzbogigen großen Fenstern um den ganzen Bau herumläuft, und 11 nach der Spitze höher werdenden spitzbogigen Blendfenstern, deren weiße Füllung sich vom Rot der Umrahmung wirkungsvoll abhebt. An den Ecken 2 Türmchen. Der Giebel ragt über das Dach hinaus und verläuft in 5 gleichmäßigen Stufen zur Spitze hin. Die Spitze des Giebels ist durch gotisches Maßwerk durchbrochen (Vierpaß) und wird von einer Kreuzblume gekrönt. Am unteren Teile der Giebelwand bildet die Apsis einen wirkungsvollen Schmuck.

Im Innern tragen 10 freistehende Säulen und 18 Wandpfeiler aus Holz die beiden längsseitig verlaufenden Emporen und die Orgelempore über dem Haupteingang. Der Kirchenraum hat eine Holzdecke, die an den Seiten über den Emporen flach aufliegt und sich über dem Mittelbau zum spitzen Zeltdach erhebt.

Ein besonderes Gepräge hat die Apsis, die 1930 unter Leitung von Kunstmaler Hoffmann-Finkenwalde neu ausgemalt wurde. Rot, ocker, blau und gelb sind gegeneinander abgesetzt. Etwa in 4 m Höhe lesen wir über dem Spitzbogen- und Blätterornament: SIEHE * ICH * STEHE * VOR * DER * TÜR * UND * KLOPFE * AN * SO * JEMAND * MEINE * STIMME * HOEREN * WIRD * UND * DIE * TÜR * AUFTUN * ZU * DEM * WERDE * ICH * EINGEHEN * UND * DAS * ABENDMAHL * MIT * IHM * HALTEN * UND * ER * MIT * MIR[59]).

Die Mauer der Altarnische wird von 3 hohen, spitzbogigen Fenstern durchbrochen. Alle 3 Fenster haben 1930 bunte Verglasung erhalten. Auf dem linken: die Krippe zu Bethlehem, darüber: EHRE SEI GOTT IN DER HOEHE. Auf dem mittleren: Christus der gute Hirte, unten: Gestiftet vom Kirchenchor. Das rechte: Himmelfahrt. Die Darstellungen sind lebendig und gemeindenah.

Auf dem Altar ein dreiteiliger braun gebeizter Holzaufsatz, die beiden Seitenteile je durch 2 Spitzsäulen, das Mittelteil durch einen spitzen Giebel mit 2×18 Krabben und Kreuz abgeschlossen. Relief-Darstellung an den Seiten: Kelch und Kreuz, in der Mitte der Auferstandene von einem steinernen Grabe hinwegschreitend in der Linken die Kreuzesfahne, die Rechte segnend erhoben. Rechts und links hinter dem Grabe 2 Engel auf den Knien Christus zugewendet, vorn links und rechts ein Kriegsknecht schlafend. Dem links Sitzenden fällt das Schwert aus der Hand. Ueber dem Relief (in der Wölbung des Altaraufsatzes) geschnitztes Maßwerk, Dreipaß, Vierpaß, Halbmonde halbkreisförmig durchbrochen. Im Giebel des Altaraufsatzes Kleeblattornament. Der Kruzifixus der alten Kirche steht heute in der Sakristei. Die Altarbibel ebenfalls noch aus der alten Kirche, 1830 Cansteinsche Bibelanstalt. Zwei gußeiserne Altarleuchter, auf rundem Fuße ein Pfosten, welcher in den Oberkörper eines betenden geflügelten Engels übergeht, auf dessen Haupte die Tropfschale, 70 cm hoch, um 1830[60]). Die braune Holzkanzel steht links am Triumphbogen nach dem Schiff zu. Rechts vor dem Altar an den Apsisstufen steht der Taufstein[64]) mit dem alten Taufbecken. „Taufschüssel aus getriebenem Messing, von 47 cm Durchmesser, im Boden der Sündenfall, Adam und Eva

unter dem Baume, von welchem zwei Zweige mit Blättern und Früchten ausgehen, während zwei andere vom Erdboden aufsteigen; auf dem Rande in zwölf Windungen eine Ranke mit Traube und Blatt, im Scheitel ein getriebenes Wappenschild mit kreuzförmiger Marke, daneben die Namen des stiftenden Ehepaares Melchior Dreis und Maria Langen. Aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, tüchtige, vermutlich einheimische Arbeit[61])." Außer dieser Taufschüssel hatte die Bublitzer Kirche noch gegen 1880 eine andere, die von der oben erwähnten Herzogin Anna gestiftet war (vgl. Anm. 56). Eine dritte Taufschale ist noch heute da, Messing vernickelt glatt mit breitem Rand „Gottes Gnade und Liebe waltet ewig". Unterseite: „der Kirche zu Bublitz geschenkt 1852".

Seit wann die alte Bublitzer Kirche eine Orgel hatte, ist mir nicht bekannt. Eine Verfügung der Kgl. Regierung vom 30. Okt. 1830 macht es den Superintendenten zur besonderen Pflicht, die Orgeln zu überwachen[62]). Seit dem Neubau hat die Kirche eine mechanische Orgel von Grüneberg in Stettin. Am 18. Juli 1917 wurden Prospektpfeifen aus Zinn herausgenommen und abgeliefert. 1930 wurde die Orgel wiederhergestellt.

Abendmahlsgeräte.

1. Ein kupfervernickelter Oblatenbehälter, Inschrift „Der Kirche zu Bublitz gehörig 1878". Auf dem Deckel ein aufrecht stehendes Kreuz.

2. Ein Alpacca-Abendmahlskelch, tulpenförmig. Otto Soltau Stifter, Uhrmacher und Juwelier in Bublitz um 1886.

3. Ein messingvernickelter Abendmahlskelch. „Geschenkt der Kirche zu Bublitz den 16. Juli 1885 von der von Malotkischen Familie". Am Fuß Fischblasenornament; innen punktiertes Kreuz.

4. Ein messingvernickelter Abendmahlskelch. „F. W. Seel. Aßmann Kgl. Hofliferant Lüdenscheid Berlin SW". Knaufornament mit Weintraube und Kreuz. Am Fuß ein Kreuz, schöne Arbeit.

Die Glocken der neuen Kirche wurden von der Firma C. Voß & Sohn in Stettin beschafft, die die alten Glocken, zwei große und eine kleine[65]), in Zahlung nahm. Zwei von den neuen Glocken wurden am 15. August 1917 ausgebaut und abgeliefert. Am 21. September 1924 wurden diese beiden „Glaube" und „Liebe" wieder ergänzt, und zwar von der Firma Gebr. Ulrich in Apolda. Beidemal predigte Superintendent Springborn über das alte Glockenevangelium Luc. 10, 38—42.

Seit Advent 1899 hat das Gotteshaus elektrische Beleuchtung. Die Apsis wird durch hinter dem Triumphbogen angebrachte Leuchtkörper indirekt beleuchtet. Drei große Kronleuchter tragen zum Schmuck des schlicht gehaltenen Innenraumes bei.

Denkmäler. „Grabplatte aus Kalkstein, 1,36 m breit, 1,96 m hoch, in der Mitte eine Schrifttafel, am Rande die Umschrift, leider sehr abgetreten, so daß von letzterer nur noch lesbar Elect. Brand. Advocatus; vom Ende des 17. Jahrhunderts", im Fußboden des Altarraumes[63]).

Eine Grabplatte vor dem nördlichen, eine vor dem südlichen Seiteneingang. Auf beiden kaum noch etwas zu erkennen. Im Schiff der Kirche oben an der Nordseite zwischen dem 5. und 6. Fenster erinnert eine Tafel an den Feldzug 1813/1814 „Aus diesem Kirchspiel starben für König und Vaterland

Feldwebel Karl Rexhausen
Füsilier Jakob Hiller
Musketier Michael Kopisch
Landwehrmann Karl Reinke
Landwehrmann Caspar Ludwig Sopke
Grenadier Friedrich Zeitel
Musketier Ph. Hallwas

An der Tafel Erinnerungsabzeichen an den Feldzug 1813/1814, Vorderseite Krone. Darunter „F W Preußens tapfern Kriegern". Umschrift „Gott war mit uns, Ihm sey die Ehre". Rückseite Kreuz, auf dem Mittelglied Eichenkranz, darin die Jahreszahl 1813/1814. Nur durch diese Denkmünzen ist der Sinn der Tafel zu erkennen.

Dieser Tafel gegenüber an der Südseite eine ebensolche „Mit Gott für König und Vaterland"

Wilhelm Lockstädt
Karl Ziekosky
August Jobst
Wilhelm Fritz
Carl Wenzel, Serg.
August Berg
Wilhelm Laude
August Janke
Friedrich Lucht
Julius Schewe

Wie Erinnerungsmedaillen kundtun, sind diese Söhne der Gemeinde Bublitz in den Kriegen 1866 und 1870/71 gefallen.

Eine Zierde des Gotteshauses bilden die beiden vorn rechts und links im Giebel auf den Emporen angebrachten Gedächtnistafeln für die Toten des Weltkrieges. Die Tafeln, die am 3. Juni 1923 durch die Bibelworte Jer. 31, 15—17 geweiht wurden, weisen in schwarzer Frakturschrift auf weißem Untergrunde 214 Namen auf.

1563/64 hieß es von unserer Kirche: „Es sind bei dieser Kirchen keine Bücher denn allein ein alt zerrissenes Meßbuch auf Papier geschrieben und sollen derowegen die Kirchenvorsteher sobald sie etwas in Vorrat kommen die Pommersche Bibel kaufen, welche stets bei

der Kirche bleiben soll[66])." In der Bublitzer Synodalbücherei, die 1931 in neuen Schränken im Kirchturm eine Bleibe gefunden hat, stehen vier alte Werke, deren Titel genannt zu werden verdient:

1. Novum Promptuarium Biblicum oder Neue Biblische Concordantien .... colligirt u. zusammengetragen durch Paulum CRELIUM Professor zu Wittenberg .... Frankfurt am Mayn. In Verlegung der Societät. Im Jahr 1662.

2. Concordantiae Bibliorum Germanico — Hebraico — Graecae . . . nova et compendiaria methodo conscriptae à M. Fridericio Lauckisch Lipsiensi 1696. In Verlegung der Lauckischen Erben.

3. Dr. Martin Luthers Schriften und Werke, Leipzig Verlegt bei Johann Heinrich Zedler, Anno 1729. [Johann Jacob Kolterjahn Colberga Pomeranus eingeklebte Buchhändlermarke] 6 Bände, Bd. 5—10.

4. Apostolisches Licht und Recht das ist Richtige und erbauliche Erklärung der sämtlichen Apostolischen Briefe in hermenentischen u. praktischen Anmerkungen erklärt von D. Joachim Langen, Halle. Verlegt im Waisenhaus 1735 (2 Bände).

Die reich bewegte Geschichte der St. Johanniskirche hält uns dazu an, das Unscheinbare nicht gering zu achten, hinter schlichten Denkmälern auf das Leben zu horchen, das wahrhaftig nicht kleiner war als das unsere. Die St. Johanniskirche heute ist ein weithin sichtbares Zeichen unserer Stadt und ein würdiger Raum, „die Hütte Gottes bei den Menschen" zu beherbergen.

Anmerkungen:

1) Kothe, S. 101.

2) Herbert Haack, „Die Bublitzer Kirche im Jahre 1764", „Heimat-Erde", Gratisbeilage zur Bubl. Kreiszeitung, 8. Febr. 1933.

3) Pfarrchronik, S. 10. Eintragung um 1897, wahrscheinlich von der Hand des Sup. Herwig.

4) Kothe, S. 101.

5) Karl Demmel: Wappen und Siegel der Stadt Bublitz, Bublitzer Kreis-Kalender 1928, S. 44 f.

6) Vanselow, S. 3.

7) Müller, S. 573.

8) Müller, S. 50.

9) Visitationsprotokoll 1563/64 nach einer Abschrift des W. Wendt-Bublitz.

10) a. a. O.

11) Zunker, S. 28.

12) Vanselow, S. 14.

13) Forstmeister Euen, Oberfier, 1900 in der Ansprache vor der Aufführung des „Henning Lode", von Friedrich Carl Reinsch, damals Amtsrichter in Bublitz, Selbstverlag des Verfassers. Druck Oswald Mutze, Leipzig, 1901.

14) Vanselow, S. 147.

15) Zunker, S. 28.

16) Ansprache zu „Henning Lode", S. 8, Forstmeister Euen.

17) Vanselow, S. 6: „In diesem 1558 Jahre wurde auf Fürstl. Befehl eine neue und vermerte Kirchen-Ordnung, von ihm (= D. Venetus), und Paul a. Rhoda, als auch Jacobo Rungio, der vornemlich die Feder dabey gefüret, in Pommerscher Sprache verfertiget, die 1563 zu Wittenberg in Folio gedruckt worden." (vgl. auch: Zunker, S. 27.)

18) Auch diese Arbeit besorgte er im Verein mit den beiden andern Generalsuperintendenten Paul v. Rhoda und D. Jakob Runze. Sie erschien 1564 im Druck. (Müller, S. 559.) „Charakteristisch . . . ist, daß der erste Teil, der die allgemeinen Bekenntnisschriften der Protestanten enthält, noch durch einen zweiten Teil, der nur lutherische Schriften umfaßt, ergänzt wird. Die Konkordienformel wurde 1579 zwar angenommen, jedoch infolge der Vorstellungen Runges, mit Ausschluß von vier Artikeln (betreffend die Augsburgische Konfession, den freien Willen, Gesetz und Evangelium und die Adiaphora, . . .) Zunker, S. 27."

19) Edeling wurde 1549 in Greifswald Professor der Musik (Vanselow, S. 14), Müller, S. 559, sagt: „Oeffentlicher Lehrer der Singekunst". 1576 war das erste pommersche Gesangbuch erschienen, das meist Umdichtungen aus dem Hochdeutschen ins Niederdeutsche enthielt (Zunker, S. 28).

20) Haack, Bubl. Kreiszeitung, 8. Februar 1933. Siehe Anm. 2).

21) Kothe, S. 102 = F. Kugler, Pommersche Kunstgeschichte, Stettin 1840, S. 138.

22) Müller, S. 565; vgl. auch Vanselow, S. 58 ff.

23) Wehrmann, Geschichte von Pommern, Bd. II (1921) S. 167.

24) „Matrikel 1563/64 noch vorhanden", heute im Staatsarchiv Stettin.

25) Ein Abdruck des Visitationsprotokolls von 1658 findet sich im „Gemeindeblatt des Kirchenkreises Bublitz", Februar 1932. Original: Bubl. Kirchenbuch, Bd. III (1702—1743), auf den ersten beschriebenen Seiten.

26) In dem 1350 vom Kamminer Bischof Friedrich v. Eickstedt ausgestellten Privileg, durch welches Bublitz Stadtrechte bekam, heißt es: das ius patronati aber der Kirchen behalten wir uns und unsern Abkömmlingen ewig (?) vor; mitgeteilt nach einer Abschrift im Besitz von W. Wendt, Bublitz. Original im Staatsarchiv Stettin.

27) Vanselow, S. 149.

28) „Georg Golbinus aus Henneberg in Meißen war schon 1589 hier Präpositus, denn damals führte er den Tobias Schultze ins Predigtamt zu Schwellin ein (Müller, S. 34)."

29) Vanselow, S. 147.

30) Bublitzer Kirchenbuch II (1657—1694).

31) Von einem Turmbau sah man vorerst ab. 1673 ging man daran, dem Gotteshaus auch ein weithin sichtbares Wahrzeichen zu geben (Pfarrchronik, S. 23). Der Kirchturm wurde wahrscheinlich aus Balkenwerk und Brettern aufgeführt. In der Bitte des Bublitzer Gemeindekirchenrats um Gewährung eines allerhöchsten Gnadengeschenkes, 14. Mai 1875, schreibt Superintendent Herwig (Entwurf des Schreibens): „Der hölzerne Thurm droht den Einsturz, das Kirchen-Dach und der Kirchen-Boden sind der Reparatur nicht mehr fähig (Acta der Königl. Sup. Bubl. betr. Neubau der Kirche zu Bublitz, 4. Juli 1874—28. Mai 1886)." In der Pfarrchronik heißt es auf Seite 7 in dem Abschnitt über „Die alte Kirche": Die obere Hälfte des Thurmes besteht aus Fachwerk und die Spitze desselben ist mit Schindeln gedeckt." (Aufgezeichnet ist dieser Bericht wahrscheinlich vor 1874, bestimmt aber nach dem 1. September 1872.) Auch 1878 stand die Gemeinde vor der Frage, ob von der Ausführung des Turmes vorläufig abgesehen werden sollte. Dieses Ansinnen des Kultusministers wurde einhellig abgelehnt.

[32]) Notiz im Gutzminer Kirchenbuch jener Jahre, mitgeteilt von W. Wendt-Bublitz; vgl. Vanselow, S. 147.

[33]) Wehrmann, Gesch. v. Pommern, Bd. II, S. 203 ff.

[34]) a. a. O., S. 236 ff.

[35]) Haack, Bubl. Kreiszeitung, „Heimat-Erde", v. 8. Februar 1933. Ueber Michael Friedrich Unruhe, der von 1760—65 Präpositius in Bublitz war, lesen wir bei Vanselow: „Zuletzt brachte ihn der Rußische (= 7 jährige) Krieg von Soltenitz weg, so wie ihn der 2 te Schlesische dahin gebracht hatte. Es war den 20. Jun. 1758, als ein Corps Russen, unter dem General Dewickow, aus Polen, über Landeck, auf Ratzebur, in Pommern einfiel, und über Tempelburg bis Driesen ging, wo sich die große Russische Armee, unter dem General von Fermor, mit demselben vereinigte. Dieser Einfall war gantz barbarisch. Es ward anderthalb bis 2 Meilen, um Ratzebur herum, alles Vieh weggenommen, die Dörfer reinaus geplündert, und die Einwohner erbärmlich geschlagen, und gemißhandelt. Das traf alle eingepfarrte Dörffer seines Kirchspiels mit. Sogar sein nächster Nachbar, der Prediger, Daniel Henselius zu Lottin, ward von den Husaren, auf eine recht grausame und erbärmliche Weise ermordet, mit Hauen und Schiessen. . . . . Er war seines Lebens nie sicher, und muste Tag und Nacht fliehen (Vanselow, S. 184 f.)."

[36]) Wehrmann: a. a. O. S. 237, 243.

[37]) Pfarrchronik, S. 7. Eintragung zwischen 182 und wahrscheinlich 1874; vgl. auch Kothe, S. 102.

[38]) Kothe, S. 102. Es gibt eine Photographie der Stadt Bublitz aus dem Jahre 1872, auf dem der rechteckige Kirchturm, Zeltdach und Spitze — wahrscheinlich mit Schindeln gedeckt — zu erkennen ist. Einen Abzug dieser Aufnahme besitzt Carl Kolterjahn-Bublitz. In der Beilage zum Bublitzer Anzeiger „Die Heimat", 4. April 1933, ist das Bild abgedruckt. Zum Turm vgl. Anm. 31. Die Bublitzer Kirche war „von soviel alten schönen Bäumen umgeben, daß sie für den Photoapparat nicht festzuhalten . . . war („Die Heimat")."

[39]) „spitzbogig" gibt C. Kolterjahn-Bublitz an.

[40]) „so daß infolge der jetzigen Erscheinung die bauliche Entwicklung der Kirche nicht mehr genau zu erkennen ist", so fährt der Bericht Pfarrchronik, S. 7, der nicht deutlich geschrieben ist, fort. Von einer „baulichen Entwicklung" des Gebäudes wird man indessen kaum sprechen können.

[41]) Pfarrchronik, S. 7, wo es weiter heißt: „Das Thurm-Gebälk besteht durchgehend aus starkem Eichenholz."

[42]) Zur Baugeschichte sind folgende Notizen wertvoll: Vanselow, S. 147: „Die Kirche hat den Namen der S. Johannis Kirche, und wie sie von Grund aus, gemauret und wohl angelegt ist, so ist sie in den neuern Zeiten statlich verbesset und ausgemauet." Das schrieb Vanselow 1765. — Sup. Herwig sagt in dem schon erwähnten Entwurf zu einem Unterstützungsgesuch an den Kaiser: „. . . die hiesige Kirche stammt in ihren ältesten Teilen aus dem 14. Jhdt. Um dieselbe während jener Zeit ihrem Zwecke einigermaßen entsprechend zu erhalten, hat sie bei der wachsenden Bevölkerung einfache An- und Ausbauten erfahren, welche ihr nicht zum kirchl. Schmuck gereichten, — selbst hinter dem Altar hat eine Eingangs-Thür, und um den Altar Gestühl angebracht werden müssen . . . (14. Mai 185, Akte „Neubau der Kirche zu Bublitz")." — In der Pfarrchronik heißt es: der Hochchor ist zur Kirche gezogen und hinter dem Altar herum mit Gestühl und Emporen versehen, ... (S. 7)." Der Artikel „Die alte Kirche" in der Pfarrchronik entstammt sicher der Feder des gleichen Sup. Herwig, der von 1871—97 Superintendent in Bublitz war. — Da die alte Kirche keine Apsis hatte, ist vielleicht die Verlängerung der Südempore bis an die Ostgiebelwand gemeint, durch welche die Leute nun um den Altar herum zu sitzen keine Apsis hatte, ist vielleicht die Verlängerung der wand hinzog, kann ich mir nicht denken, denn oben an dieser Nordwand befand sich die Kanzel. Jedenfalls war der Altarraum in ungewöhnlicher Weise mit Bänken besetzt.

[43]) Im Jahre 1830 stand nur noch ein Sarg darin (Pfarrchronik, S. 16).

[44]) Herbert Haack „Die Bublitzer Kirche im Jahr 1764" nach Akten des Bublitzer Magistrats, „Heimat-Erde" (Bubl. Kreiszeitung) 8. Febr. 1933.

[45]) Angaben nach C. Kolterjahn-Bublitz.

[46]) Vom Altar aus; vgl. Kothe, S. X. „Die Zählung der Joche der Kirchengebäude geschieht von Osten her."

[47]) Das Amtschor ist der Platz des Patrons, den in diesem Falle die Staatsbeamten als Vertreter des Staates innehatten, der ja Patron der Kirche wurde.

[48]) Carl Kolterjahn besitzt eine Nachahmung dieser Wappenscheibe.

[49]) Vanselow, S. 194. Rasch war 1678—91 Diakonus in Bublitz. Die Bemerkung stammt aus dem Jahre 1765.

[50]) „Sein Bildniß stehet in Lebens Größe in der Kirche, über dem Raths Stuhl (Vanselow, S. 150)." Horn war 1666—96 in Bublitz.

[51]) Von Jakob Fröhlich (1620—57) schreibt derselbe Autor: „Sein Bildniß hängt in Lebens Grösse in der Kirche über dem Beichtstuhl (Vanselow, S. 149)."

[52]) In der Außenwand des Kirchturms rechts vom Haupteingang noch 1883 in Mannshöhe ein großer Feldstein eingemauert, der die Inschrift „HARDER" trug. Harder war 1789—1812 Pastor und Präpositus in Bublitz. Zu seiner Zeit wurde im Jahre 1808 „auf Befehl des französischen Feld-Marschalls Soult der . . neue Kirchhof — außerhalb der Stadt" vor dem Klingtor „. . . . in Gebrauch genommen, und seit der Zeit Niemand mehr in der Nähe der Kirche begraben, —" (Pfarrchronik, S. 15).

[53]) Die Kirche bot Platz für 500 Personen. Das Gestühl bestand aus 63 Kirchenständen, die sich im Schiff, und 8 Ständen, die sich vorn beim Altar befanden (Angaben nach Herbert Haack: Die Bublitzer Kirche im Jahre 1764). Um 1740 hatte Bublitz 856 Einwohner.

[54]) P. Unruhe in Bublitz, 1760—65, Notiz von Haack „Die Bubl. Kirche im J. 1764."

[55]) Text nach der Abschrift von W. Wendt-Bublitz.

[56]) Pfarrchronik, S. 9.

[57]) Akte „Neubau der Kirche zu Bublitz", Superintendentur Bublitz, Entwurf des Sup. Herwig zur Bitte eines kaiserl. Gnadengeschenkes zum Neubau der Kirche 14. Mai 1875.

[58]) Pfarrchronik, S. 25.

[59]) Off. 3, 20.

[60]) Beschreibung nach Kothe, S. 103.

[61]) Kothe, S. 102 f.

[62]) notiert: Pfarrchronik, S. 5.

[63]) Beschreibung bei Kothe, S. 103.

[64]) Am Rande des Taufsteines der Spruch:

WER DA GLAUBET UND GETAUFT WIRD,
DER WIRD SELIG WERDEN
WER ABER NICHT GLAUBET,
DER WIRD VERDAMMET WERDEN.

[65]) Im Visitationsprotokoll von 1563/64 heißt es: „Glocken und Anderes, zwei große Glocken auf dem Turme, eine kleine auf dem Chore, item ein Zeiger (Uhr) auf dem Turme, item in der Kirche ein Rad mit Glocken (?), item ein kupfern Handfaß, ein Alt Kessel, ein Rauchfaßstein (Abschrift W. Wendt-Bublitz)."

[66]) Visitationsprotokoll von 1563/64. Abschrift W. Wendt-Bublitz.

Literaturverzeichnis:

Adler, Fredrich, Schmitt: Pommern. Berlin 1927.

Kothe, Julius: Die Bau- und Kunstdenkmäler des Regierungsbezirks Köslin, Bd. III, die Kreise Schivelbein, Dramburg, Neustettin, Bublitz und Rummelsburg. Stettin 1934.

Kugler, F.: Pommersche Kunstgeschichte. Stettin 1840.

Lübke, Wilhelm: Vorschule zum Studium der kirchlichen Kunst des deutschen Mittelaters. Leipzig 1866.

Müller-Moderow: Die Evangelischen Geistlichen Pommerns von der Reformation bis zur Gegenwart. Bd. II. Stettin 1912.

Plantikow, Otto: Pommersche Reformationsgeschichte. Greifswald 1922.

Vanselow, A. C.: Zuverlässige Nachrichten von denen Generalsuperintendenten Präpositen und Pastores so seit der Reformation bis Anno 1675 im Herzogthum Hinterpommern und Fürstenthum Cammin gestanden und noch stehen. Stargard 1765.

Wehrmann, Martin: Geschichte von Pommern. Bd. I bis 1525. Gotha 1919.

Bd. II. Gotha 1921.

Zunker, Hugo: Pommersche Kirchengeschichte. Breslau 1909.

Bublitzer Schulverhältnisse in alten Zeiten

Von Alfred Herrmann

Selten ist es möglich, die Entwicklung der Schulverhältnisse eines Ortes bis zu ihren ersten Anfängen durch mehrere Jahrhunderte zu verfolgen; Schulchroniken sind im allgemeinen erst im 19. Jahrhundert angelegt worden, und nur in wenigen Fällen hat sich der Chronist der Mühe unterzogen, für seine ersten Eintragungen Aufzeichnungen nichtschulischer Akten und Urkunden vergangener Zeiten nutzbar zu machen. Anders in Bublitz. Friedrich Wilhelm Merius, der am 2. Januar 1830 als Rektor und 1. Lehrer an der Schule in Bublitz eingeführt wurde und im April desselben Jahres eine Schulchronik zu schreiben begann, hat gewissenhaft alle ihm zugänglichen Akten längst vergangener Tage nach Aufzeichnungen über die Schule in Bublitz und ihre Lehrer durchforscht, um dem Leser seiner Chronik einen Einblick in die ältesten Schulverhältnisse dieses Städtchens zu ermöglichen. Die Domänen-Rentamts-Akten werden von ihm als die fruchtbarste Quelle solcher Wissensschätze genannt; sie enthalten zwar im allgemeinen nur Nachrichten über die Lehrkräfte der Schule, führen aber ungefähr bis zum Jahre 1596 zurück.

Um 1596 gab es in Bublitz nur eine gemeinsame Schule für Knaben und Mädchen, die von dem „Ludi-moderator" (Schul- n i c h t „S p i e l"-! lenker) „Praeceptor" (Lehrer), „Ludi-rector" (Schulleiter), „Rector scholae" oder dem „Schulmeister" — Benennungen, die stets ein und denselben Amtscharakter bezeichnen — verwaltet wurde. Im Jahre 1622 wurde die Mädchenschule von der Knabenschule getrennt und von dem „Küster", der zugleich Organist war, versehen. (Bereits 1665 wurde das Orgelspiel dem Gerichtsvogt und später dem „Cantor" übertragen, 1818 das Küsteramt vom Schulamt getrennt.) Die Mädchen empfingen Unterricht im Buchstabieren, im Lesen, in der Religion und erst seit Beginn des 19. Jahrhunderts auch im Rechnen. Es berührt uns recht eigenartig, daß man es damals nicht für erforderlich hielt, die Mädchen auch das Schreiben zu lehren, und daß die Mädchenschule erst etwa 200 Jahre bestehen mußte, ehe man zu der Einsicht kam, daß auch das weibliche Geschlecht ein Anrecht auf ein „Umgehen mit der Zahl" haben könnte. Die Unterrichtszeit in der Mädchenschule betrug zwei Stunden täglich. Die Knaben wurden außer in den genannten Fächern auch im Schreiben und privatim in der lateinischen Sprache unterwiesen, wozu jeder Rektor durch die Vokation „gegen eine billige Entschädigung" verpflichtet wurde. Indessen muß der lateinische Unterricht in der frühesten Zeit „allgemein und verbindlich" erteilt worden sein, und aus dieser Zeit stammte wohl die noch im 18. u. 19. Jahrhundert gebräuchliche Bezeichnung „lateinische Schule" für „Knabenschule", die bis 1818 nur aus einer Klasse bestand, und der nur ein Klassenzimmer zur Verfügung stand.

Schon im Jahre 1817 waren 280 Schulkinder vorhanden, die auf 3 Klassen verteilt werden sollten, so daß in der 1. Klasse 80 Knaben, in der 2. Klasse 100 Mädchen und in der 3. Klasse 100 Knaben und Mädchen unterrichtet wurden. 1819 wurden jedoch zunächst nur zwei Klassen gebildet, von denen die 1. die größeren Knaben und Mädchen, die 2. Klasse die kleineren Knaben und Mädchen aufnahm. Das ergab die immerhin recht ansehnliche Klassenbesuchsziffer von durchschnittlich 140—150! Die kleineren Knaben und Mädchen unterrichtete ein „interimistischer Lehrer" — Bäcker Sassenberg — im Buchstabieren und in Religion in einem für die 2. Klasse besonders gemieteten Raume, und die 1. Klasse übernahm der Rektor und Kantor Georgi. Diese wurde bald darauf in 2 Klassen aufgeteilt, in eine „gemischte" und eine Knabenklasse. Dieser Zustand dauerte bis 1830. In dieser

Zeit wuchs jedoch die Schülerzahl so stark, daß die 3 vorhandenen Klassenräume nicht mehr ausreichten. Das bisher von jedem Schulkinde zu zahlende Schulgeld war nämlich inzwischen in eine Art Kommunalsteuer umgewandelt worden, die nach dem Vermögen der Eltern ohne Berücksichtigung der Zahl ihrer schulpflichtigen Kinder erhoben wurde, und diese Aenderung brachte der Schule einen erheblichen Zuwachs. Deshalb wurde gleichzeitig mit dem Dienstantritt des bereits erwähnten Rektors Merius eine 4. Klasse eingerichtet (1. 1. 1830); denn die Schülerzahl war auf 352 angewachsen. Schulrat Clausius, Prediger Wilm und Rektor Merius entwarfen nun einen neuen Lehrplan für die vierklassige Schule, nach dem die Kinder bis zur Quartareife eines Gymnasiums (ohne fremdsprachigen Unterricht) geführt werden sollten. Der Andrang zur Schule Ostern 1830 war so groß, daß wegen Mangel an Raum alle sechsjährigen und zum Teil auch siebenjährige Kinder von der Aufnahme zurückgewiesen werden mußten. Dies wiederholte sich 8 Jahre lang, so daß das Bedürfnis größerer Schulräume, einer neuen — fünften — Klasse und eines gemeinsamen Schulhauses statt der bisher in der Stadt zerstreut liegenden Klassenzimmer immer fühlbarer wurde. Im Jahre 1836 endlich wurde auf Veranlassung der Königlichen Regierung ein Garten in der Nähe des Viehmarktes für den Bau eines neuen Schulhauses angekauft, und da der König der Stadt ein Gnadengeschenk von 1500 Reichstalern bewilligte, konnte am 2. Mai 1837 der Grundstein zum Neubau gelegt werden. In den vorderen Eckstein der rechten Seite wurde „eine wohlverschlossene Flasche gelegt, in der sich die Chronik der hiesigen Stadtschule, von Seiten des Magistrats statistische Nachrichten, mehrere Exemplare der gegenwärtig gangbaren Geldsorten und Modebilder aus dem diesjährigen Berliner Modespiegel" befanden. Das neue Schulhaus konnte erst am 22. Oktober 1838 feierlich eingeweiht und bezogen werden; denn „teils fehlte es an Materialien, teils hinderte die fehlerhafte Konstruktion des Fundaments die zeitige Richtung und den Ausbau des Gebäudes". Das neue Schulhaus war zweistöckig und enthielt unten 4 und im 2. Stockwerk 2 Klassenräume und die Wohnung für den Rektor. Ein Teil des angekauften Grundstückes wurde dem Rektor übergeben, ein anderer Teil als Garten vermietet und ein dritter als Obstbaumschule eingerichtet.

Das frühere Schulhaus hat den ältesten Nachrichten zufolge auf dem „Amtsfundo", zwischen dem Pfarr- und Amtshause, in dem Superintendentur-Garten gestanden. Im 30jährigen Kriege scheint es bei dem großen Brande in Asche gelegt und später wieder aufgebaut worden zu sein. Es enthielt nur ein Klassenzimmer, eine Wohnung für den Rektor und kurze Zeit auch Wohnung für den Küster. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts war es so baufällig geworden, daß in ihm nicht mehr unterrichtet werden konnte. Es stand mehrere Jahre unbenutzt und mußte 1793 abgebrochen werden. Inzwischen hatte man unweit des Marktes, der Apotheke gegenüber, das Haus des Aktuarius Nürnberg gekauft und in ihm eine Wohnung für den Rektor, das Klassenzimmer für die 1. Klasse und 1821 für einige Zeit auch einen Raum für die 2. Klasse eingerichtet. Bei Zunahme der Kinderzahl mietete man „überall in der Stadt verstreut liegende" Räume für die 2., 3. und 4. Klasse, die benutzt wurden, bis im Jahre 1838 das neuerbaute Schulhaus bezogen werden konnte, das am 24. Mai 1908 ein Raub der Flammen wurde. Die 4 Klassen der Schule wurden 1837 von 4 Lehrern betreut und von 356 Kindern besucht, der Stundenverteilungsplan wies nachstehende Zahlen auf:

	(Stunden:)			
	Kl. 1	Kl. 2	Kl. 3	Kl. 4
1. Religion	5	6	6	6
2. Lesen	3	6	6	10
3. Rechnen	4	5	5	4
4. Schreiben	3	4	6	8
5. Lautieren	—	—	—	
6. Gesang	2	2	2	2
7. Deutsche Sprache u. Orthographie	4	4	2	—
8. Nebenkenntnisse (Geschichte, Geographie, Naturgesch., Naturlehre, Technologie)	5	2	2	—
9. Zeichnen	2	1	1	—
10. Formlehre	2	—	—	—
	30	30	30	30

Recht interessant und für die betreffenden Zeitverhältnisse außerordentlich aufschlußreich sind die Aufzeichnungen über die Lehrkräfte der Bublitzer Schule, die, wie bereits erwähnt wurde, bis auf das Jahr 1596 zurückgehen. Zunächst sind in den frühesten Jahren, über die berichtet wird, drei Lehrergruppen zu unterscheiden:

1. Der „Ludi-moderator", „Praeceptor", „Ludi-rector", „Rector scholae" oder „Schulmeister", der bis 1622 die Knaben- und Mädchenschule allein, dann die Knabenschule (Lateinschule) und später die 1. Klasse verwaltet hat.
2. Der „Collaborator scholae" (Schulhilfsarbeiter), zunächst eine Bezeichnung für den „Küster" (1622) und ab 1692 eine Benennung für den „Organisten und Kantor", der dem Rektor als „Conrektor" oder „Rektoradjunkt" beigegeben war und die soge-

nannte „deutsche Schule“ (nur Knaben) und seit 1819 die 2. Klasse verwaltete.

3. Der „Küster“, der eine Zeitlang zugleich Organist war, hatte die Aufgabe, die „Mädchenschule“ zu versehen und in ihr täglich 2 Stunden zu geben.

Der erste Schulmeister, der in den Akten erwähnt wird, ist Petrus Centius, der jedenfalls 1596 den Schulmeister-, Organisten- und Küsterdienst versah. Er lebte noch nach seiner Amtszeit in Bublitz und mußte einen Streit mit seinem Nachfolger Martinus Hußing ausfechten. Petrus Centius hatte sich, „weil er dem Städtlein mit Diensten mußte aufwarten, mit Zustimmung des Stiftsvogts Claus Heydebrechen und der Gemeine eines Gartens unterwunden, damit er dessenwegen etzlichermaßen Ergetzlichkeit bey dem Stedtlein möchte finden und haben.“ Da er nun aber „veleicht aus erheblichen Ursachen seines Dienstes müßig gehet“, bittet Martinus Hußing in einer Supplication vom Jahre 1606 den Rat der Stadt, zu veranlassen, daß „obgemeldeter Garten bei der Schule sein und bleiben möchte“, und „dem Petro Centio ernstlich aufzuerlegen, das er sich dessen nun mehr nicht möge anmaßen, damit auch er etzlichermaßen recreation daraus schöpfen könne.“ Unterm 24. Oktober 1622 wurde Laurentius Hamel, „zuvor in Diensten beim Junkher Nicolas von der Marwitz“, vom Superintendenten Immanuel Koenig zu Coeslin als Rektor nach Bublitz berufen. Seiner Vokation ist ein „Genußzettel Rectoris scholae Bublicensis“ angehängt, der zwar „schon ziemlich beschädigt und nicht mehr ganz leserlich“ ist, aber doch einigermaßen Aufschluß über die Besoldung eines Bublitzer Rektors jener Zeit gibt. Nach diesem Genußzettel werden ihm (im wesentlichen) zugesichert: 30 Reichstaler an Geld, 9 Scheffel Roggen, 6 Scheffel Gerste, 8 Achtel Butter, 5 Achtel Käse oder anstatt der Naturalien 5 Reichstaler Geld, so daß sein festes Gehalt jährlich 35 Reichstaler betrug, wozu noch einige Sondereinnahmen aus — anscheinend kirchlichen — Nebenbeschäftigungen kamen, z. B.: „Bei der Brautmeß für die Brautsuppe in der Stadt ½ Taler.“ Mit Laurentius Hamel beginnt übrigens auch die Reihe der eigentlichen Rektoren der Schule, die fast ausschließlich dem geistlichen Stande angehörten; einer seiner Nachfolger, Johan Koens aus Greiffenberg, „gewesener Prediger zu Groß- und Klein-Kückow“ war der erste Rektor in Bublitz, der als Diakonus „sowohl zum Predigen, als auch sacra zu administrieren verpflichtet war“. Er wurde 1679 nach Bublitz berufen. Diese Aemtervereinigung hatte einen großen Nachteil: für die Besoldung des Stelleninhabers waren sowohl die Kirche als auch die Stadt zuständig, und zu einer endgültigen, festen Regelung dieser Frage konnte man anscheinend lange Jahre hindurch nicht kommen; deshalb wechselten die Diakonen und Rektoren andauernd, und zeitweise blieb dieses vereingte Kirchen- und Schulamt ganz unbesetzt. Immer wieder tauchen Eingaben an die zuständigen Behörden aus diesem Grunde, Klagen und Beschwerden in den Akten auf, und Superintendent Wilm bezeichnet (1749) das Diakonat Bublitz deshalb wohl mit Recht als ein Taubenhaus und eine Pönitenzstelle. Im Jahre 1797 wehrt sich die Bürgerschaft in einem Protestschreiben an die Regierung gegen einen abermaligen Stellenwechsel und führt darin aus: „Vor dem Diakonus Hertel ist fast keiner hier gewesen, der der Schule besonders so akkurat vorgestanden als dieser, vielmehr sind die Diak., sobald sie beweibt worden, durch Nahrungssorgen gequält, gantz vorzüglich nachläßig in Verwaltung des Schulamtes geworden, und solcher Gestalt ist denn die Jugend allhier wegen des nothwendigen Unterrichts äußerst elend daran gewesen.“ Diese Zustände mögen mit dazu beigetragen haben, daß im Jahre 1801 das Diakonat aufgehoben oder mit dem Pastorat vereinigt wurde. Dafür wurde sogleich das Rektorat mit dem Cantorat verbunden und der bisherige Cantor Georgi zum Rektor ernannt; erst 1825 wurden diese beiden Schulämter wieder getrennt besetzt.

Als erster „Collaborator scholae“ (Schulhilfsarbeiter) bezeichnet sich in einer Eingabe von 1652 an den Herzog zu Croy, erwählten Bischof zu Cammin, der Küster und Organist David (oder Daniel) Huse, der seit 1622 die beiden letztgenannten Aemter verwaltete und sich zur Führung des Titels „Collaborator scholae“ berechtigt hielt, weil er von 1637—1638 (oder 1641) nach dem Abgange des Rektors Erich Brenneck die Schule allein versehen mußte. Vielfache Klagen hat er wegen seiner Besoldung erhoben; er wollte nach dem durch die Schweden verursachten Brande vom 5. Mai 1631 als Küster nach Gramenz gehen; man hielt ihn aber durch das Versprechen in Bublitz zurück, ihm nach Wiederaufbau der Schule eine Wohnung in ihr zu verschaffen und ihm 8 Reichstaler von der Stadt und 4 Taler aus der Kirche nebst Accidentien und Acker zu geben, „was jedoch nicht immer getreulich gehalten wurde“. Er scheint durch die Schweden und Polen mehrmals seine Habe verloren und an seinem Fuß Schaden genommen zu haben, weshalb er sich in einer Beschwerde als „armer Kirchen- und Schuldiener“ und in seiner Eingabe 1652 an den Herzog von Croy um Unterstützung als „armer gebrechlicher Kirchen- und Schuldiener in Bublitz“ unterzeichnet. Nach einem Schreiben des Superintendenten Koenig vom 22. Februar 1640 ist er „dem Rektor zugeordnet, so daß er täglich

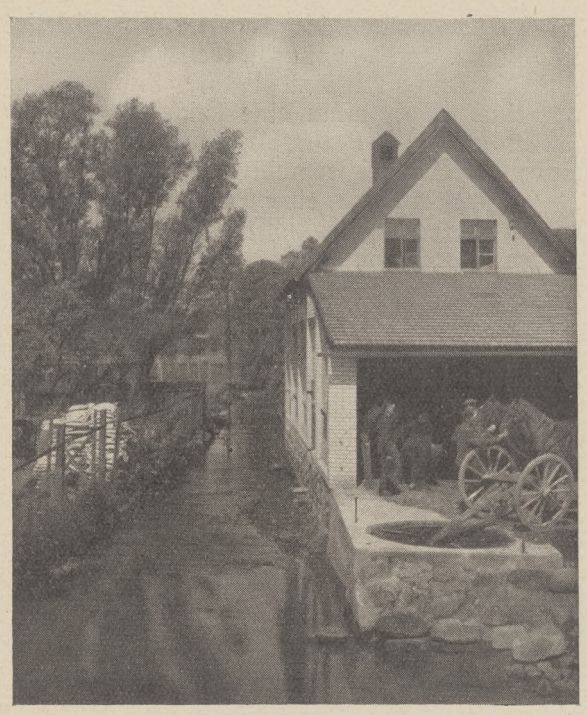
2 Stunden den kleinen Kindern und zwar den Mädchen, nicht aber den Knaben, gibt".

Ein recht streitbarer Herr war sein Nachfolger, der „Organicus und Collaborator scholae" David Klützke, „der sich in der Schule und vor dem Pfarrhause mit seinem Rektor geschlagen hat" und 1665 seinen Abschied erhielt. Er versah — wie seine Amtsbezeichnung beweist — den Organistendienst; unter seinem Nachfolger wurde jedoch das Orgelspiel (1666) dem Gerichtsvogt übertragen und blieb längere Zeit eine Amtsobliegenheit dieses Beamten, und wenn später den Cantoren der Organistendienst überwiesen wurde, geschah es stets mit der Bemerkung, daß, wenn ein musikverständiger Vogt angestellt würde, diesem das Orgelspielen abgetreten werden müßte. 1671 wurde beschlossen, „daß zur Wohlfahrt der lieben Jugend dem Rectori annoch ein Collega und Cantor mit 20 Talern Gehalt von der Stadt zugesellt würde, weil nun mit dem Rektorat auch ein Diakonat verbunden werden sollte". Der erste Cantor Martinus Anhalt versah — wie früher der Küster und Organist — die deutsche, der Rektor die lateinische Schule; beide aber hatten nur eine Klasse und ein gemeinsames Schulzimmer, in dem sie abwechselnd vormittags und nachmittags unterrichteten. Bis zum Abgang des „Cantor und Praeceptor" Georg Adam Baumgarten (1695) waren „die „Cantores gespeist worden, nun aber sollten sie durch Geld entschädigt werden". Ueber die Einkünfte des Cantors gibt der Genußzettel des Johann Burchard Rexhausen vom Jahre 1696 Auskunft. Er bekommt: 1. an festem Gehalt 20 Taler von der Stadt und 4 Taler von der Kirche. 2. „Wenn die Knaben auf Martini und Neujahr herumbsingen, theilet er das Geld umb die Helffte mit dem Rectore. 3. 9 Groschen vor eine Leiche, wenn eine Leichenpredigt gehalten wird. 4. 6 Groschen vor eine Leiche, wenn keine Leichenpredigt gehalten wird. 5. 9 Groschen vor eine Hochzeit. 6. 7—12 Groschen (nach condition) von vermögenden Leuten vor Musik bei der Leiche, Hochzeiten oder Kindtaufen. 9. 4 Taler vor Hausmiethe. 8. Wenn das Wintergarn gehet (Fischerei) bekömbt er ein Gericht Fische. 9. Anstatt der Freitische (Uebersetzung) bekömbt er von der Bürgerschaft und zwar von jedem Bürger alle Jahre 1½ Groschen. 10. Vor einen einheimischen Knaben quartaliter 1 Groschen, vor einen frembden aber 3 Groschen." Das ist eine recht stattliche Zahl von Einnahmequellen! Ein späterer Cantor erhielt die Erlaubnis, „sich wegen seiner schwachen Stimme mit dem bisherigen Küster als künftigem Praeceptore zu setzen, daß derselbige ihm im Singen assistiere, wofür er ihm 12 Taler von seinem salario ausmachen wolle". Seit 1742 versahen den Kantordienst zumeist Kandidaten oder Studenten der Theologie, die Praeceptor, Cantor und Organist zugleich waren, „damit sie besser subsistieren könnten". Zwischen 1774 und 1776 versah sogar ein Chirurgus (Deetz) das Kantorat und Schulamt „und soll sehr gewünscht haben, die Stelle definitiv zu behalten, was aber nicht geschah". Von dem Cantor Georgi, der 1801 den Titel Rektor erhielt, hörten wir bereits. „Er hatte eine starke Stimme, berechnete sich sein Gehalt in den ersten Jahren auf 100 Taler, baute und stimmte fleißig Instrumente nah und ferne



Aufn.: Hermann Friese

Am Markt in Bublitz



Bublitz: Schmiede an der Gozel
Aufn.: Hermann Friese

und vergrößerte dadurch seine Einnahmen bedeutend."

Als Collaborator scholae lernten wir bereits den Küster und Organisten David Huse kennen; zum 1. Oktober 1676 wurde der Tuchmacher Paul Huse zum Küsterdienste bestellt. Nach § 11 seiner Vokation sollte er „an der teutschen Schule die Mägdlein informieren im Lesen, Schreiben, teutschen Katechismus, daß sie in allem fertig werden; auch wartet er Sonnabend und Mittwoch 2 Stunden die Arithmetik ab und unterrichtet die Knaben in der großen Schule darin." Von seinem Nachfolger hören wir, daß sein Gehalt 3 Taler, 8 Groschen betrug. Tischler, Färber, Bäcker und andere Handwerker wechseln sodann in bunter Reihe im Küsteramt ab. Im März 1751 wurde Johann Jeske, bisheriger Schulmeister in Borrenthin, als Küster und Lehrer nach Bublitz berufen mit dem Bemerken, daß ihm die Mädchen überwiesen würden, daß er aber unter keinem Vorwande Knaben zu einer Information annehmen dürfe. Im Mai 1820 wurde der bisherige interimistische Lehrer zu Porst und frühere Schuhmacher Friedrich Wesenberg als Elementarlehrer der 3. Klasse eingestellt. Er hatte — und das ist erstmalig — einen fünfmonatigen Kursus „auf dem Seminar zu Coeslin" durchgemacht und unterrichtete in einem in seinem Hause gemieteten Schulzimmer, „welches wohl eins der schlechtesten Schullokale im ganzen Regierungsdepartement war, besonders durch die für kleine Kinder gefährliche steile Treppe". Bei der Schulprüfung am 10. Juli 1821 hatte er 53 Knaben und 63 Mädchen in seiner Klasse, die „in allem einen guten Anfang gemacht hatten". Es folgen nun als Elementarlehrer nur noch „Schulamtsbewerber", die sich durch einen — meist zweijährigen — Kursus auf dem Seminar zu Köslin auf das Schulamt vorbereitet hatten. Dies trifft auch auf Joh. Friedr. Aug. Teske zu, der „als Musikus und seit Auflösung des Musikkorps als Bombardier bei der Artillerie in Alt-Stettin diente", 1830 als 4. Lehrer angestellt wurde und den Gesangunterricht in allen Klassen erteilte.

Im Jahre 1818 wurde — wie wir bereits gehört haben — das Küsteramt vom Schulamt getrennt; die „Elementarlehrer" (bisher Küster) erhielten fortan ihre Ausbildung auf dem Seminar zu Köslin; die Schule in Bublitz war mehrklassig geworden, sie war in einem neuerbauten Schulhause mit einer ausreichenden Zahl von Klassenräumen untergebracht: die Schulverhältnisse in Bublitz haben also um 1830 einen Stand erreicht, die den heutigen nicht unähnlich sind.

Bublitz im Weltkriege

Nach amtlichen Quellen und Aufzeichnungen von Sanitätsrat Dr. Richard Seyffert

Kriegsanfang.

Wie in ganz Deutschland, wirkte auch in Bublitz die Erklärung des Kriegszustandes und dann der Mobilmachung nach Wochen der Erwartung, Spannung und drückender Gewitterschwüle befreiend und erlösend. Auch hier meldeten sich neben den zum Heeresdienst Verpflichteten zahlreiche Freiwillige, so daß viele zunächst zurückgewiesen werden mußten.

Die an den Grenzen begründete Spionenfurcht trat hier nicht sonderlich in Erscheinung, mehr aber die in das Gebiet der Kriegspsychose gehörende Jagd nach Autos, die nach amtlichem Telegramm vom 5. August mit französischem Gold durch Deutschland nach Rußland unterwegs sein sollten. Auch im Kreise Bublitz wollten übereifrige Patrioten solche gesehen haben und machten nun auf jedes Auto Jagd. Daß dieses nicht immer harmlos verlief, konnte Verf. selbst erfahren, als er eines Abends in Begleitung seiner Gattin einen Krankenbesuch über Land machte und auf der Rückkehr von sehr erregten bewaffneten Dorfbewohnern angehalten und mit Schießgewehren und anderen Waffen bedroht wurde. Mit der Bekanntmachung vom 15. August von höchster militärischer Dienststelle hörte diese Jagd, die auch anderweitig schwere Störungen im Autoverkehr verursacht und auch Todesopfer gefordert hatte, auf. Tatsächlich waren aber mehrere Goldtransporte in der Nähe der Grenze gefaßt worden.

Vereinslazarett.

Der Vaterländische Frauen-Verein vom Roten Kreuz Bublitz hatte sich verpflichtet, im Kriegsfalle ein Vereinslazarett einzurichten, und dazu das im Jahre 1912 eingerichtete Kreis-Krankenhaus mit etwa 36 Betten und Röntgeneinrichtung ausersehen, das von zwei Schwestern aus Bethanien-Stettin und einem Wärter versorgt wurde. Da dieses aber nicht ausreichte, wurde das angrenzende alte städtische Krankenhaus hinzugenommen, das für ebensoviele Kranke Platz bot.

Das Lazarett wurde am 13. September 1914 eröffnet und am 15. Februar 1917 geschlossen; im ganzen wurden 961 Verwundete verpflegt; die höchste Tagesziffer betrug 110, und zwar im Frühjahr 1915.

Die Leiterin des Lazaretts war die Vorsitzende des Vaterländischen Frauen-Vereins Frau v. Eisenhardt-Rothe, zum leitenden Arzt wurde Sanitätsrat Dr. Seyffert in Bublitz bestimmt. Dieser hatte, obwohl nicht mehr dienstpflichtig, sich doch seit mehreren Jahren schon, wie auch andere ältere Offiziere und Sanitätsoffiziere, der Militärbehörde freiwillig zur Verfügung gestellt und auch seinen Mobilmachungsbefehl erhalten. Da aber der bisherige Krankenhausarzt, Kreisarzt Dr. Fricke, noch zur Reserve gehörend, schon am ersten Mobilmachungstage ausrücken mußte und der dritte Bublitzer Arzt wegen Krankheit nicht in Frage kam, mußte der Verfasser, vom Landrat v. Eisenhardt-Rothe reklamiert und vom Generalkommando beurlaubt, den Posten annehmen. Die Oberschwester Anna B. (†), der für diese Kriegsjahre wie auch für ihre sonstige langjährige Tätigkeit der Kreis Bublitz ein ehrendes Andenken bewahrt, versorgte Küche, Keller und Wäschevorräte und übernahm die Narkosen. Die zweite Schwester, Helene W., ebenso tüchtig ausgebildet und ruhig und sicher arbeitend, assistierte bei den Operationen. Wärterdienste übernahmen Mitglieder der Freiwilligen Sanitätskolonne Bublitz, soweit sie nicht sofort zum Militärdienst einberufen waren. Ferner wurden 26 junge freiwillige Helferinnen zu Hilfsschwestern ausgebildet, so daß nach einigen Wochen alles zum Empfang der Verwundeten gerüstet war. Der erste Rechnungsführer Vizewachtmeister M. Kruse, Fahr. Ersatz-Batt. 2. Art.-Regt. Belgard tat seinen oft schweren Dienst in vorbildlicher Weise und hinterließ bei seinem Scheiden zur Front überall ein gutes Andenken; er hatte noch zwei Nachfolger. Das Vereinslazarett unterstand militärisch dem Reservelazarett Belgard, im übrigen dem Territorial-Delegierten der freiwilligen Krankenpflege für die Provinz Pommern — Oberpräsident — in Stettin; den Transport der Verwundeten regelte die Linienkommandantur V Danzig.

Nachdem schon seit mehreren Wochen die Lazarette in der Nachbarschaft mit Verwundeten aus den großen Schlachten in Ostpreußen belegt waren, kam auch für Bublitz endlich die Meldung, daß ein größerer Transport eintreffen würde. Der nachstehende Bericht der Bublitzer Kreiszeitung gibt ein anschauliches Bild dieser Stunde:

„Sonntag, 13. 9. 14, nachmittag 6¾ Uhr, trafen die seit Tagen mit Sehnsucht und wachsender Ungeduld erwarteten Verwundeten mit Sonderzug von Gramenz hier ein. Eine tausendköpfige Menschenmenge hatte sich in der Umgebung des Bahnhofs versammelt. Auf dem für das Publikum abgesperrten Bahnsteige hatten sich Vertreter der Kreis- und Stadtbehörde, die Sanitätskolonne unter Führung des Herrn C. Ruck — jetzt auch tot —, der Lazarettarzt Herr Dr. Seyffert und Damen vom Roten Kreuz eingefunden. Erfrischungen aller Art waren bereitgestellt, Automobile, Droschken und Tragbahren zum Transport der

Verwundeten waren zur Stelle. Langsam fährt der Zug ein. Wer gehen kann, steigt aus. Dann wird der Zug nach den Viehrampen vorgezogen, wo die Schwerverwundeten ausgeladen werden. Alles geht sicher vonstatten. Die Zuschauermenge ist ganz still geworden. Von der Ausladestelle bis zum Lazarett bildet sie Spalier, als Tragbahre auf Tragbahre von den Sanitätern vorübergetragen wird — bei anbrechender Dämmerung und Sprühregen ein düsteres Bild. Möge keiner hinter den dunklen Tannen sein Grab finden! — Nun ist auch der Letzte geborgen. Die Leichtverwundeten machen es sich bequem. Ueberall hilfreiche Hände. Waschwasser, Hemden, Strümpfe werden gereicht. „Wie fühlen Sie sich?" „Feine Sache hier," antwortet einer. „Wie im Paradies!" ein anderer. Im Lazarett fanden 75 Verwundete Aufnahme, 27 in der Stadt. Etwa 40 wurden noch am Abend neu verbunden, darunter 5, die direkt vom Schlachtfelde von Lyck kamen und 4 Tage auf dem Transport waren."

Die in Bürgerquartieren untergebrachten und dort mit viel Liebe verpflegten Feldgrauen wurden, um den Dienst im Lazarett zu entlasten, jeden Morgen in der Wohnung des leitenden Arztes von diesem und der sehr tüchtigen Gemeindeschwester Emilie U. (†), einer sehr gewandten Hilfsschwester Gertrud H. und der Gattin des Arztes verbunden und beraten. Inzwischen wurde mit der Aufstellung von zwei Döckerschen Baracken für je 22 Mann begonnen, auch wurde an der Nordostseite des Krankenhauses ein Anbau errichtet, so daß im Frühjahr 1915 im ganzen 110 Verwundete Platz fanden. In vorbildlicher Weise gab die Bevölkerung von Stadt und Land außer erheblichen Geldspenden alles, was zur Einrichtung an Bettstellen, Bett- und Leibwäsche und sonstigen Ausrüstungsgegenständen nötig war, teils als Geschenk, teils leihweise her. Die Ziegel zum Anbau stiftete Ziegeleibesitzer Klotz-Althütten. Die Arbeiten wurden fast alle freiwillig ausgeführt.

Das Lazarett war, da nur mit einem Arzt besetzt, in der Hauptsache für Leichtverwundete bestimmt. Aber so mancher Steckschuß und Knochenbruch entwickelte sich zu einem schweren Fall. Auch wurden im ersten Kriegswinter, da das Reservelazarett Belgard noch keinen modernen Röntgenapparat besaß, Verwundete, bei denen Röntgenaufnahmen erforderlich waren, nach Bublitz überwiesen, wo sich an die Untersuchung meistens die Operation anschloß.

Aus der Fülle der Ereignisse im Lazarett ist es schwer, Einzelheiten hervorzuheben; nur weniges sei hier erwähnt. — Zu einer kleinen, aber erhebenden Feier gestaltete sich die Ueberreichung des ersten Eisernen Kreuzes auf höheren Befehl durch den leitenden Arzt, und zwar an einen Hamburger Hafenarbeiter S., dem in Bublitz kurz vorher nach zwei vergeblichen Operationen in Kriegslazaretten ein Geschoß aus dem Ellbogengelenk entfernt war. — Als tapferer und energischer Mann erscheint Unteroffizier R., der etwa ein Dutzend Schrapnellkugeln im Körper hatte. Nachdem die meisten aus den lebenswichtigen Organen entfernt waren, begnügte er sich nicht, wie die anderen seiner Leidensgefährten, mit den ärztlich verordneten Uebungen an den medikomechanischen Apparaten, sondern übte selbst mit eiserner Energie und Ausdauer, bis er wieder einigermaßen seine Gliedmaßen gebrauchen konnte. Obwohl noch nicht dienstfähig, ging er wieder an die Front, wo er im ersten Gefecht fiel. — Auch der Oberleutnant v. E., kaum von schwerer Schulterverletzung notdürftig wiederhergestellt, wartete nur die Geburt seines Sohnes ab, meldete sich wieder bei seinem Truppenteil und fand beim ersten Russenangriff an der Dubissa einen schnellen, schönen Soldatentod. — Ein Gefreiter, Studiosus der Theologie M. aus Thüringen, durch Armschuß schwer verwundet, schlug, kaum geheilt, jeden Urlaub aus, sondern ging zur Front, wo er bei Verdun als „vermißt" gemeldet wurde.

Die Verpflegung im Lazarett war stets gut infolge der reichlich bis zum Schluß fließenden Spenden. Daher auch die prachtvolle Stimmung der Pflegebefohlenen; der Pommer pflegt zu sagen „Liebe geht durch den Magen". Man lebte wie eine große Familie. An den Andachten nahmen alle gern teil. Es wurde fleißig gesungen und auch sonst musiziert, Langeweile kam nicht auf. Gartenarbeit, Schnitzen, Tischlerarbeit, Malen und anderes, sogar Pantoffelfabrikation wechselten mit einander ab.

Die Beziehungen zur Bürgerschaft wurden bald sehr innig und bestehen zum Teil jetzt noch. Ausflüge in die nähere und weitere schöne Umgebung wurden unternommen. Veranstaltungen verschiedenster Art seitens der Schule, der Bürgerschaft und einzelner Vereine, vor allen Dingen des Vaterländischen Frauen-Vereins unter tatkräftiger und opferwilliger Beteiligung der Vorsitzenden Frau von Eisenhardt-Rothe und der übrigen Vorstandsdamen zum Besten der Lazarettinsassen und zu anderen wohltätigen Zwecken erfreuten sich stets sehr großen Besuches aus allen Kreisen und brachten hohe Erträge.

Ostpreußische Flüchtlinge.

Noch bevor die ersten Verwundeten eintrafen, erfuhr Bublitz schon, obwohl weit von den Grenzen entfernt, doch etwas von den Schrecken des Krieges. Als die in Ostpreußen kämpfenden Truppen Befehl erhalten hatten, sich aus strategischen Gründen bis hinter die Weichsel zurückzuziehen, setzte auch die Flucht

der Zivilbevölkerung, die bisher nur in beschränktem Maße stattfand, in großem Umfange ein. Die Flüchtlinge, welche fast stets alles verloren und nur das nackte Leben gerettet hatten, wurden nach Pommern, Brandenburg und noch weiter nach Westen befördert. Schon im August kamen einzelne Familien hier an, während der Hauptstrom erst nach dem zweiten Russeneinfall im Oktober uns erreichte. Etwa 150 Familien wurden im Kreise untergebracht und überall mit offenen Armen und liebevollen Herzen aufgenommen. Die 80 Flüchtlingskinder wurden zum Teil in einer Sonderklasse von dem ostpreußischen Lehrer Lindner unterrichtet, zum Teil auf die anderen Klassen der Bublitzer Stadtschule verteilt. Von den Leiden dieser Armen ist so viel geschrieben worden, daß sich hier eine ausführliche Schilderung dessen, was dem Verfasser bekannt wurde, erübrigt. Aber das tragische Schicksal einiger soll hier doch kurz erwähnt werden.

Eine Frau B. aus dem Städtchen Bialla nahe der russischen Grenze, die eben entbunden war, als die letzten deutschen Soldaten die Stadt verließen, gelangte mit dem Neugeborenen nach Schwierigkeiten und Entbehrungen mancherlei Art hierher. Das sehr elende Kind und die Wöchnerin konnten durch ärztliche Hilfe und rührendste Pflege einer Bürgerfamilie erhalten werden. — Auf einem Gehöft nahe der Grenze wurden der Vater, die Mutter und zwei Söhne nach Sibirien verschleppt, während die 17jährige Tochter flüchten konnte und hier gastliche Aufnahme fand. Im Frühjahr 1915 kehrte sie in die Heimat zurück und ging, mit Hilfe einer jugendlichen Verwandten aus der benachbarten Kreisstadt, mutig daran, die teilweise zerstörte Besitzung wieder instandzusetzen. Auch fanden die beiden Mädchen noch Zeit, ein Grab vor ihrem Wohnhause mit 8 deutschen Kriegern, unter diesen auch zufällig ein Sohn des Gemeindevorstehers K. aus Porst, zu pflegen. — Noch tragischer ist das Schicksal der Familie P. aus dem Kreise Treuburg. In Stolp verließ die geistesschwache Frau den Flüchtlingszug und konnte nicht wieder aufgefunden werden. Der Mann kam mit einem Sohn und einer geistig und körperlich sehr kranken Tochter hier an. Das Mädchen starb trotz sorgfältigster Pflege im Krankenhause. Erst nach Wochen kam die Nachricht von Stolp, daß die Frau dort umhergeirrt und bald, nachdem man sie aufgefunden hatte, gestorben war. P. kehrte mit seinem Sohn, reich beschenkt von einem hochherzigen Wohltäter unseres Kreises mit Vieh, Ackergeräten, Saatgut und Futter- sowie Lebensmitteln nach Hause zurück. Mutig und ungebrochen ging er an den Wiederaufbau seiner Gebäude und die Bestellung des Ackers. Auf einer kurzen Erholungsreise im Sommer 1915



Kreiskrankenhaus Bublitz im Jahre 1930
(1914—1917 Vereinslazarett)
Aufn.: Dr. Seyffert

nach seiner ostpreußischen Heimat konnte Verf. ihn und auch das oben erwähnte Mädchen besuchen und dort auch die Ruhestätte des Porster Bauernsohnes feststellen. Von beiden wurde er herzlich und gastfrei aufgenommen. Unter Tränen der Rührung dankte der ostpreußische Bauer mit kargen, ungelenken, aber desto gefühlvolleren Worten für alle die Liebe, die er im Pommerlande erfahren hatte. Dort und an manchem anderen Orte der Ostgrenze wird der Name Bublitz stets in bester Erinnerung bleiben und wohl noch oft genannt werden.

Kriegsnöte in der Heimat.

Die Kriegsjahre flossen in Bublitz wie im ganzen Vaterlande dahin. — Siege mit Victoria-Schießen und Umzüge durch die Stadt, mit anschließenden patriotischen Reden auf dem Marktplatz, Flaggenschmuck mit den deutschen Fahnen und denen der Verbündeten. In den Zeitungen ständig die Todesanzeigen mit dem Eisernen Kreuz, die Kunde gaben von den ungezählten Tränen, die um Deutschlands wehrfähige, todesmutige Mannschaft auch in so manchem Hause des Bublitzer Landes flossen! Dazu in den letzten Jahren die Ernte- und Nahrungsmittelsorgen; es kam die Brotkarte; nach ihr die Fleisch-, Fett-, Eier-, Milch-, Kartoffel- und andere Karten, sogar die Seifenkarte. Brennmaterial wurde knapp, ebenso Kleider und Wäsche. Die Beschlagnahme aller Bestände an Fahrrad- und Autoreifen, an Kupfer, Messing, Aluminium, Nickel griff sehr einschneidend in das Leben der Zivilbevölkerung ein. Auch die Kirchenglocken mußten, wie alles andere Metall, den Weg in die Munitionsfabriken antreten. — Die Goldankaufsstelle erbrachte reiche Erträge, und bald sah man anstatt der goldenen Uhrketten und

Broschen solche von Eisen. Für die 9 Kriegsanleihen wurde in Stadt und Land von opferbereiten Männern und Frauen in mühevoller Arbeit, auch in den Schulen, gesammelt.

Der Ausschuß für Kriegsbeschädigtenfürsorge hatte reichlich Arbeit, ebenso die Kriegsunterstützungskommission. — Nach langen Vorarbeiten konnte der Vaterländische Frauen-Verein im Amtsgarten einen Kindergarten eröffnen und damit zahlreichen Müttern, die an Stelle der fehlenden Männer auf Lohnarbeit gehen mußten, die Sorge für ihre Kinder abnehmen.

Die männliche, noch nicht militärdienstpflichtige Jugend wurde in der Jugendwehr vaterländisch erzogen und militärisch „geschlif-



Im Bublitzer Vereinslazarett vom Roten Kreuz 1915
Aufn.: Dr. Seyffert

fen". Bei dieser Arbeit erwarb sich der auch sonst um Bublitz hochverdiente Konrektor E. Kienast nebst anderen Bürgern ganz besondere Verdienste.

Ausklang.

Der Weltkrieg ging seinem Ende entgegen. Zwar hielt die Front noch stand, auch als die Verbündeten, einer nach dem andern, von uns abfielen. Aber die Verluste waren so groß, daß sie nicht mehr durch den zum großen Teil minderwertigen Ersatz ausgeglichen werden konnten. Aus der Stadt Bublitz sind 177 Krieger gefallen, aus dem Kirchspiel 193, 21 wurden vermißt. Da der Kreis jetzt nach Köslin, Belgard und Neustettin aufgeteilt ist, konnten genaue Zahlen für den früheren Kreis leider nicht ermittelt werden.

In der Etappe und Heimat besonders machte sich Niedergeschlagenheit, Müdigkeit und Verzagtheit breit. Und immer wieder die bange Frage: Wann wird des Blutvergießens ein Ende sein? Wann endlich kommt der so oft erwartete und so oft versprochene Sieg? Aber er kam trotz aller Siege nicht. So zog, nachdem das Frühjahr 1918 noch einmal große Siegeshoffnungen hatte erstehen lassen, der Sommer 1918 mit seinem Umschwung herauf. Und was seit Mitte Juli die Weitersehenden wußten, daß der Krieg verloren war, das wurde in den folgenden Monaten Gemeingut; nun zermürbten Unmut, Feigheit und Verrat die innere Front. Und durch das todmüde Deutschland zog in diesen entsetzlichen Wochen die Grippe, die unter der seit Jahren unterernährten Bevölkerung überall und auch in Bublitz zahlreiche Todesopfer forderte.

Aber immer noch gab es tausende von Männern, die das Letzte wagen und das Leben für das Vaterland einsetzen wollten. Die Vaterlandspartei wurde gebildet; auch in Bublitz fanden mehrere Versammlungen auf dem Burgwall und im Schützenhaussaale statt. Die Begeisterung auf der einen Seite wurde aber öfter schon niedergebrüllt von fremden und einheimischen Deserteuren, die mit einem Male überall auftauchten, ein Vorgeschmack dessen, was die Bublitzer Bürger nach dem 9. November in zahlreichen Versammlungen sehen und hören durften. . . Der 9. November 1918 wird wohl allen, die ihn hier erlebten, unvergeßlich bleiben. Fremdlinge hatten auch hier den Umsturz geschickt vorbereitet und entfacht. Eine große Menge von johlenden, meist jugendlichen, nur wenigen älteren, für ihre idealen Ziele schwärmenden Menschen erfüllte den Marktplatz, der so viele erhebende Siegesfeiern gesehen hatte, und begrüßte das jetzt angeblich überall angebrochene Zeitalter der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit durch eine Siegesfeier ganz besonderer Art. — Ein sofort gewählter Soldatenrat waltete mit Eifer und

mehr oder weniger großem Geschick seines Amtes. Die Bürger versagten und verzagten fast alle. Nur ein tapferer, unerschrockener Mann, der soeben aus dem Felde zurückgekehrte Amtsgerichtsrat Dr. S. versuchte die Vaterlandsfreunde zu sammeln. Anfangs nur ein Häuflein Männer und Frauen, die in Privaträumen zusammenkamen, bedroht, beschimpft und auch tätlich angegriffen, ließen sie sich durch nichts beirren und setzten sich später auch in öffentlichen, häufig sehr stürmisch verlaufenden öffentlichen Versammlungen durch. Nachdem „Spartakus" auf verschiedenen Zusammenstößen keine Erfolge hatte erringen können, gab der 14. Januar 1919 den Bublitzern doch ein kleines Abbild dessen, was sich in jener Zeit in der Reichshauptstadt und anderswo abspielte. Einige wenige Spartakisten terrorisierten, hauptsächlich infolge des sehr wenig energisch auftretenden Soldatenrats, mehrere Stunden lang die ganze Stadt, plünderten zwei Geschäfte, mißhandelten in rohester Weise wehrlose Bürger, bis endlich, als sie auch gegen den Soldatenrat tätlich vorgingen, einer der Uebeltäter durch Bauchschuß tödlich verletzt und ein zweiter verwundet wurde. Militär aus Köslin und Neustettin stellte die Ruhe wieder her und half bei der Festnahme der Ruhestörer.

Ein auch für Bublitz hoch bedeutsamer Zeitabschnitt gehört der Vergangenheit an. Die von vielen sehnlichst erwartete Morgenröte der besseren Zukunft ließ lange auf sich warten. Mancher der Feldgrauen, der die große Zeit von 1914—1918 durchgemacht hatte, gar mancher, der in der Heimat, teils auf verantwortlichem Posten, teils in der Stille für das Vaterland seine ganze Kraft eingesetzt hatte, sah sie nicht mehr. Glücklich die, welche sie noch erleben durften.

Reinhold Wittstock, ein vergessener Dichter

Von Herbert Haack.

Beim Entrümpeln des Hausbodens fiel mir vor einiger Zeit ein schmales Buch in grauem Pappeinband in die Hände. Man sah ihm an, daß er im Kriege das Licht der Welt erblickt hatte. Auf dem schlichten, schmucklosen Umschlag stand folgender Titel: „Von da draußen. Geschichten aus Pommern. Von Reinhold Wittstock." Den Namen hatte ich schon gehört.

Beim Blättern gefiel mir diese oder jene Stelle. Noch am selben Abend setzte ich mich daran und las das Buch in einem Zuge durch. Ich muß sagen, es hat sich gelohnt.

Ich erkundigte mich bei alteingesessenen Bublitzern nach Reinhold Wittstock. Allzuviel war es nicht, was ich von diesem Manne erfuhr, den man hierzulande anscheinend vollkommen vergessen hat. Ich hatte vorher wenigstens noch kaum von ihm sprechen hören. In dem Bublitzer Verlag, der in den ersten Kriegsjahren das Buch herausbrachte, erzählte man mir, diese „Geschichten aus Pommern" hätten wie Blei in den Regalen gelegen. Kaum ein Käufer wollte sie mit sich nach Hause nehmen. Um Platz zu schaffen, verschenkte der Verleger ganze Stöße an das hiesige Reservelazarett. Einige vergilbte Exemplare sollen sich noch heute auf dem Hausboden herumtreiben, wenn sie nicht inzwischen der Entrümpelung zum Opfer gefallen sind. Es war in jenen schweren Jahren keine günstige Zeit für die Herausgabe neuer Bücher. Die Menschen hatten damals ernstere Pflichten. Die „Geschichten aus Pommern" und ihr Verfasser verdienen es aber, daß man sich ihrer wieder erinnert.

Reinhold Wittstock wurde im Jahre 1879 in Grünewald geboren. Das Geburtsdatum war nicht zu ermitteln. Als 15jähriger Junge kam er nach Bublitz, um bei Herrn Schneidermeister Haese das Schneiderhandwerk zu erlernen. Der alte Meister hat seinen ehemaligen Lehrling und Gesellen um viele Jahre überlebt und weiß sich noch heute seiner zu erinnern. Am 9. Januar 1897 wurde Reinhold Wittstock Geselle und zog dann bald nach Berlin. Die Riesenstadt riß damals wie heute die besten Kräfte des Landes wie ein Magnet an sich. Selten ließ sie los, was sie einmal gepackt hatte. Sehr viele von denen, die ihr entkamen, trugen einen schweren Schaden mit sich in ihren stillen Heimatort.

So erging es auch Reinhold Wittstock. Schwer lungenkrank kehrte er Berlin den Rücken und zog wieder nach Bublitz zurück. In dem benachbarten Friedrichsfelde hat er bis zu seinem Tode zusammen mit seiner Mutter in sehr dürftigen Verhältnissen gelebt.

Er ist kein Schoßkind des Glücks gewesen. Alles, was das Leben ihm gab, mußte er sich schwer erkämpfen. Er war ein reines Naturtalent. Als er hier seine ersten Dichtversuche machte, wußte er so gut wie nichts von deutschen Dichtern. Ein alter Bublitzer Lehrer, der schon so manch einem hier auf den rechten Weg geholfen hat, gab ihm die erste deutsche Literaturgeschichte in die Hände und half ihm auch mit gutem Rat bei den ersten schüchternen Gehversuchen als Dichter.

Menschen, die eine Ahnung in sich tragen, daß ihr Leben nur kurz bemessen sein wird, haben oft eine erstaunliche Schaffenskraft. Mit verdoppelter Arbeit sind ihre wenigen Lebensjahre erfüllt. Zahllose kleine Novellen und Skizzen hat Wittstock geschrieben. Nur sehr wenig habe ich davon sammeln können, darunter auch ein Heftchen mit noch nicht veröffentlichten Gedichten.

Sie sprechen alle vom Sterben. In diesen schlichten Versen hat sich der Dichter die bangende Ahnung vom nahen Tode von der Seele geschrieben.

In seinen „Geschichten aus Pommern" zeigt er sich von einer ganz anderen Seite. Da hat er z. B. eine ganz prachtvolle Bauernfrau gezeichnet, die alte Buchwald, die aus Aerger über einen ungünstigen Schweineverkauf ihres zukünftigen Erben wutentbrannt vom Totenbett aufstand, um noch viele Jahre mit sehr harter Hand ihren Bauernhof zu regieren.

Ich lasse jetzt zwei Gedichte Wittstocks folgen, die ich aus dem erwähnten Heftchen ausgesucht habe.

Pflicht

Dies also ist das ganze Menschenleben . . .
ein Veilchen baden sich im Sonnenlicht,
ein Veilchen aufwärts nach der Sonne streben —
und dann ein kleines, schweres Päckchen Pflicht.

Das saugt sich fest und läßt Dich nicht mehr los.
Zwängt Dich fortwährend in Dein Joch hinein,
wächst über Dich hinaus, wird riesengroß —
gräbt Deinen Wegen seine Spuren ein.

Bis dann zuletzt der Fuß nicht weiter will,
das Aug' nicht mehr des Weges Strecke faßt,
dann wird Dein Hoffen und Dein Wünschen still,
Du suchst bescheiden unter einem Hügel Rast.

Lebenskampf

Das Leben ist kein sanftes Saitenspiel —
ein heißer Kampf — ein Ringen um ein Ziel,
das jeder sich so hoch wie möglich steckt. —

Das Leben braust, es rast der Kampf und Streit
und wütet gegen das Phantom, die Zeit,
die schweigend mit der Ewigkeit sich deckt. —

Und wenn das Ziel, das einst so heiß begehrt,
blind waltend ein Geschick, ein Ungefähr gewährt,
dann sieht man nichts von frohem Siegerblick.

Enttäuschte Umschau, ob denn sonst nichts sei —
entfernt nur tönt verworrenes Geschrei —
auch dort noch rast der ew'ge Kampf ums Glück.

Der Kämpfer stützt sich müde auf den Schild —
die Sehnsucht, die ihn trieb, ist ungestillt,
und hält ihn noch im Todeskampfe fest.

Verschleiert endlich sich der trübe Blick,
der Waage Zunge steht — kein Unglück gibt's, — kein Glück.
ein großes Schweigen ist der letzte Rest.

Den müden, in sein Geschick ergebenen, hoffnungslosen Ton, der sich in diesen beiden Gedichten offenbart, zeigen auch alle anderen, die in dem kleinen schwarzen Heft enthalten sind.

Die Menschen, die in den „Geschichten aus Pommern" auftreten, sind anderer Art. Sie stehen mit beiden Beinen fest auf dem Boden ihrer Heimat. Sie haben kein leichtes, frohes Geschick. Alle Novellen von den Menschen „da draußen" sind ernst und schwer. Von ihnen gilt mit Recht das Wort: „Ihr Leben ist Mühe und Arbeit gewesen". Es sind alles Bauern unserer engeren Heimat, die der Dichter mit sicheren Strichen zeichnet. Jeder dieser Menschen hat seine eigene, fest umrissene Gestalt. Sie sind garnicht liebenswürdig und heiter, diese Bauern aus Hinterpommern, sondern hart und streng gegen ihr eigenes Fleisch und Blut, aber auch gegen sich selbst. Die Geistlichen haben einen schweren Stand mit ihnen. Die Bauern beugen sich auch vor Gott nicht. Wenn sie glauben, daß ihnen unrecht geschehen ist, wenden sie sich von ihm ab, besuchen die Kirche nicht mehr, begegnen dem Pfarrer mit kalten Worten. Die alte Frau Brenck, die zusehen muß, wie ihr einziger Sohn einen elenden Tod stirbt, findet erst nach einer schweren Prüfung wieder den Weg zu Gott zurück. Der Dichter prägt für die Art seiner pommerschen Bauern ein schönes Wort: „Sie sind ein hartes Holz; aber wenn es zündet, gibt es gutes, helles Feuer".

Mit besonderer Liebe zeichnet Wittstock die Frauen in seinen Geschichten. Sie sind oft noch kraftvoller als die Männer, bringen in zäher Arbeit ohne männliche Hilfe einen verlotterten Bauernhof wieder in die Höhe. Alle ihre Gedanken drehen sich um ihren Hof. Noch auf dem Totenbett sorgen sie sich, ob er wohl in die rechten Hände kommen wird.

Von der Großstadt, in der Wittstock doch jahrelang gelebt hat, ist in seinen Geschichten kaum die Rede. Die einzige Novelle, die anfangs in dieser Umgebung spielt, ist schwach, die Gespräche blutlos und gekünstelt. Der Dichter konnte nur da aus dem Vollen schöpfen, wo die Wurzeln seiner Kraft lagen, in dem Boden seiner Heimat. Er fühlte es, daß er mit seinem erwählten Beruf sich von diesem Boden entfernt hatte. Deshalb gab er wohl seinen „Geschichten aus Pommern" den Haupttitel „Von da draußen". Er konnte sich selbst nicht mehr zu diesen Bauern rechnen; aber im Grunde seines Herzens blieb er dieser Bauern Sohn.

Unter den Arbeiten, die ich von Wittstock sammeln konnte, befindet sich auch eine Novelle „Die Nervenkur". Sie ist abgedruckt im Deutschen Schneiderkalender für das Jahr 1914. Die Freie Vereinigung Deutscher Herren-

und Damenschneider veranstaltete damals in jedem Jahr einen „Derfflinger-Wettstreit", der für alle Angehörigen des Verbandes offen war. Im Jahre 1913 errang Reinhold Wittstock mit der oben genannten Novelle einen zweiten Preis, eine Medaille und 20 Mark in bar. Erste Preise wurden damals nicht verteilt. Den andern noch ausgebotenen zweiten Preis erhielt ein Gewerbelehrer Höllscher aus Aachen. Männer aus allen Teilen Deutschlands beteiligten sich an diesem Wettbewerb. Wittstocks Preis war also sehr ehrenvoll. Der Wettstreit hatte seinen Namen nach des Großen Kurfürsten Generalfeldmarschall Derfflinger, der in seiner Jugend ein Schneider gewesen sein soll.

In demselben Kalender wird noch eines anderen berühmten Schneiders gedacht, der wie Reinhold Wittstock die Schere mit der Feder vertauscht hatte. Das war Peter Rosegger, der Dichter der „Waldheimat" und des „Gottsuchers". Er feierte damals, im Jahre 1913, seinen 70. Geburtstag. Ich glaube, wenn Rosegger Reinhold Wittstock gekannt hätte, er hätte auch ihm geholfen und ihn anerkannt.

Auch Rosegger war ein Sohn armer Bauersleute und hat es in seinen jungen Jahren sehr schwer gehabt. Aber er ist schon verhältnismäßig früh ein weltberühmter Mann geworden.

Reinhold Wittstock war nicht so glücklich. Er starb schon mit 38 Jahren, am 19. Dezember 1916. Als man ihn zu Grabe trug, folgte seinem Sarg nicht ein einziger seiner vielen Freunde. Nur der alte Lehrer, der ihm zuerst den Weg gezeigt hatte, erwies ihm mit den Verwandten die letzte Ehre. In der Stadt Bublitz aber hat man den Dichter vergessen.



Aufn.: Hermann Friese — Gozelwiese bei Bublitz

Wir bringen im folgenden die beste und ausgereifteste Novelle Wittstocks „Tine Timm". Der Leser wird sich nach ihr ein Urteil bilden können, ob es gerechtfertigt war, den Dichter Reinhold Wittstock der Vergessenheit zu entreißen *).

*) Der Abdruck der Novelle erfolgt mit Erlaubnis des Verlages der „Bublitzer Kreiszeitung", in dem „Von da draußen. Geschichten aus Pommern" erschien.

Tine Timm

Von Reinhold Wittstock

Schon seit einer Reihe von Jahren bewirtschaftete Tine Timm mit ihrer Mutter den kleinen Hof. Selten hatten sie im Winter andre Hilfe als zwei alte Brüder, die dem Trunk ergeben waren und sich bei ihnen einige Schnapsgroschen verdienten, indem sie das Korn droschen. Doch selbst dabei half Tine. Anfangs war ihr das wohl sehr schwer geworden; aber jetzt führte sie den Dreschflegel wie ein Mann.

Arbeiten hatte sie gelernt; denn die Mutter war hart und rücksichtslos, wo es galt zuzufassen. Sie drängte, trieb und keifte solange, bis sich Tine auch an die schwerste Arbeit gewöhnte.

Von früh bis spät war sie unermüdlich fleißig, und so wurde die Wirtschaft fast ohne männliche Hilfskräfte gut geführt. Wohl mieteten sie für das Sommerhalbjahr einen Knecht; aber da die Alte wenig Lohn zahlte und wegen ihrer Nörgel- und Scheltsucht verschrien war, so hatten sie fast immer nur Burschen, die der Schule erst kurze Zeit entwachsen waren. Diese jungen Menschen bezeigten selten Verständnis und Lust für ernste Arbeit, so daß sie ständiger Aufsicht und reichlichen Antreibens bedurften. Das besorgte die Alte ja gründlich, und wer zwei Sommer hintereinander Dienst bei ihr genommen hatte, den bekam

sie für den dritten nicht mehr, weil ihn andre Bauern in aller Heimlichkeit mieteten; denn sie wußten bestimmt, daß Tüchtigkeit und Arbeitsgeist in ihm steckten.

Die Alte war verrufen in der ganzen Umgegend, und mit Recht. Weit und breit gab es keine geizigere Bäuerin, weit und breit keine, die so rechthaberisch und hart war wie sie.

Ihre drei Söhne hatte sie aus dem Hause getrieben, als sie erwachsen waren, und nur Tine hatte geduldig bei ihr ausgehalten. Die Alte rechnete ihr das im geheimen hoch an, doch merken ließ sie davon nichts. Es war ihr nicht möglich, gute und freundliche Worte zu sprechen.

Schon ihre äußere Erscheinung trug die Spur ihres Wesens. Ihre Härte kam in den Runzeln und Linien ihres Gesichtes derart zum Ausdruck, daß sie aussah wie fleischgewordene Unbarmherzigkeit. Jeder ging ihr nach Möglichkeit aus dem Wege.

Das war nicht immer so gewesen. Jetzt war sie fast siebzig Jahre, und im Dorfe waren nur noch wenige, die sie gekannt hatten, als sie noch junges Mädchen war. Damals war sie hübsch und viel umworben. Mancher junge Bursche sah ihr verlangend nach, und mancher Bauer spielte Brautwerber für seinen Sohn. Sie hatte alle abgewiesen. Ein anderer hatte ihr es angetan, ein flotter Bursche, den aus der Fremde irgend ein Zufall in des Dörfchens Einsamkeit verschlagen hatte, und der beim Dorfschmied als Geselle arbeitete. Der stand ihr im Sinn.

Anfangs schien er sich wenig um sie zu kümmern. Er tat beim Tanz mit allen Mädchen schön und schien wenig Lust zu haben, sich festzusetzen. Glaubte auch wohl, wenig Glück bei den Einheimischen damit zu haben.

Wie es gekommen war, wußte keiner außer den beiden. Sie gingen miteinander, und es hieß, sie hätten sich verschworen, einander zu heiraten. Leicht hätte es bei dem Schwur bleiben können; denn als der Geselle bei dem Bauern erschien, um zu werben, verwies er ihm kurzer Hand das Haus.

Doch sie war als Mädchen schon energisch. Sie drohte ihrem Vater, daß sie mit dem Gesellen auf und davongehen würde, wenn er nicht selbst hinginge zu ihm und die Sache wieder einrenkte. Schon damals war sie die Seele der Wirtschaft. Die Mutter war jung gestorben und der Vater selbst nicht besonders tüchtig zur Arbeit. Sie war das einzige Kind und hatte es schon immer verstanden, ihren Willen durchzusetzen. So auch diesmal.

Der Bauer ging am andern Tage in die Schmiede, hauptsächlich, um ein Handwerkszeug ausbessern zu lassen, wie er sich und andern einzureden suchte. Er kam gerade zurecht, um zu sehen, wie der Geselle sein dürftiges Ränzel packte. Leicht wurde es dem Bauern nicht, hier den Brautwerber abzugeben, obwohl ihm der Geselle es nicht schwer machte. So einen wildfremden Menschen, von dem niemand etwas Genaues wußte, als Schwiegersohn zu werben, das dürfte nach keines Bauern Sinn sein, zumal der Hof, an dem eines rechten Bauern ganze Seele hängt, dereinst in diese Hände übergehen soll. Er tat es auch nur, weil er den harten Sinn seiner Tochter kannte, stellte aber die Bedingung, daß der Geselle ein halbes Jahr als Knecht bei ihm arbeite und nur, wenn das Zeug zu einem rechten Bauern in ihm stecke, könne aus der Heirat etwas werden.

Damit waren beide zufrieden, und der Geselle legte sich gut an. Leicht fiel es seinen kräftigen Armen, die schwere Landarbeit zu bewältigen. Da ihm als Schmied auch die Handhabung landwirtschaftlicher Geräte vertraut war, zeigte er bei allen Arbeiten soviel Geschick, daß sich der Bauer bald mit dem Gedanken aussöhnte, ihn als Schwiegersohn zu haben. Sein freundliches und gefälliges Wesen gewann des Bauern Herz, bevor das halbe Jahr vergangen war.

Die ersten Jahre der Ehe waren glücklich. Sie liebten sich, waren jung und schaffensfroh und ohne äußere Sorgen. Aber als der Alte starb und der ehemals arme Schmiedegeselle wohlhabender Bauer war, wurde das allmählich anders.

Er hatte eine gewisse Freude am Geldausgeben, was sich mit rechter Bauernart nicht gut verträgt. Wo andere, wenn sie mal im Krug oder in der Stadt waren, Groschen verbrauchten, ging es bei ihm an den Taler, und hierdurch wurde der erste Grund zu Streitigkeiten gelegt. Zwar war die Bäuerin damals noch nicht geizig, aber unnötige Geldausgaben waren ihr ärger als Sünde. Sie fing an, ihm jeden Pfennig nachzurechnen und machte ihm böse Vorwürfe über jeden Groschen, den er für sich verwendete. So kam es oft zu heftigen Auftritten. Waren diese vorbei, so ging sie oft tagelang mürrisch umher, ohne ein Wort mit ihm zu sprechen. Er war eine bewegliche und mitteilsame Natur, und ihr Schmollen wurde ihm zur unerträglichen Qual. Oft ging er dann in den Krug, um in einem ausgiebigen Trunk Vergessen zu suchen. So kam es, daß er allmählich zum Trinker wurde, ohne es zu wollen und zu merken. Trotzdem hatte er seine Frau immer noch gern, und an den Kindern hing sein ganzes Herz. Diese fühlten sich auch zu ihm mehr hingezogen als zu der Mutter, die immer härter und abstoßender wurde. Das, was nach ihrer Ansicht durch ihres Mannes Trunksucht vertan und versäumt wurde, suchte sie durch vermehrte Sparsamkeit

und Arbeit einzuholen und hielt auch die heranwachsenden Kinder dazu an.

Der lichten Stunden wurden immer weniger in dem Eheleben, immer dauernder gestalteten sich die Zerwürfnisse. Die nüchternen und arbeitsamen Tage des Bauern wurden immer seltener. Immer mehr Ursachen fanden sich, die ihn zum Trunk trieben.

Die Kinder litten schwer unter diesen Zuständen, schwerer vielleicht der Bauer in seinen nüchternen Stunden. Dann glaubte er die fragenden Kinderaugen vorwurfsvoll auf sich gerichtet, und es trieb ihn fort aus ihrer Nähe zu wilder, heißer Arbeit oder zum Trunk, meist zu letzterem.

Seine scheinbar unverwüstliche Gesundheit wurde untergraben, und er starb, als der Aelteste noch nicht sechzehn Jahre war. Da begann eine harte Zeit, für die Kinder zumeist. Sie lernten, was arbeiten heißt. Sie wurden in Essen und Trinken gehalten, wie sich's schickt, auch in der Kleidung blieb ihnen nichts fehlen; aber freundliche Worte gab's nicht.

Die Bäuerin war verhärtet und suchte auch die Herzen ihrer Kinder zu härten, indem sie nichts Freundliches und Gefälliges in ihrer Nähe aufkommen ließ. Zwei Grundsätze nur kannte sie, arbeiten und sparen, und immer war sie in ängstlicher Sorge, von irgendwem übervorteilt zu werden. So entwickelte sich allmählich ihr mißtrauisches und habgieriges Wesen. Mit aller Welt glaubte sie sich in Widerstreit, sogar mit ihren Kindern.

Einen der erwachsenen Söhne nach dem andern schob sie hinaus, glaubte, sie warteten nur auf den Hof oder ihr Geld.

Die Söhne waren harten Sinnes geworden. Auf harte Worte gaben sie harte Worte zurück und hatten keine Lust mehr, auf dem Hofe zu arbeiten, ohne die Aussicht, ihn einst zu besitzen, und ohne einen Pfennig Geld in die Hände zu bekommen. Sie gingen einer nach dem andern in fremden Dienst, hatten Ersparnisse gemacht und sich in kleine Bauernhöfe eingeheiratet. Alle drei waren versorgt ohne Zutun der Mutter, und nun sollte Tine den Hof bekommen. Aber nicht heiraten! Das war der Alten einzige Sorge, obwohl wenig Grund war zu dieser Befürchtung. Tine war über dreißig hinaus. Nun mochten ihr die dummen Gedanken wohl vergangen sein. Die Alte hatte redlich dazu beigetragen. Sie konnte sich nicht genug darin tun, auf das liederliche und nichtsnutzige Mannsvolk zu schimpfen, das nur gut dazu sei, den Frauen Lasten aufzuhalsen und das schöne Geld zu vergeuden. Eifrig war sie bemüht, jedem Freier, den das schöne Grundstück mehr lockte, als die Alte ihn schreckte, fernzuhalten.

Mit den Jahren waren die Freier seltener geworden; dennoch kam es auch jetzt noch vor, daß einen die Lust anwandelte, um Tine Timm zu werben. War sie auch über die erste Jugend hinaus, so war sie doch keine üble Erscheinung, und man sah ihr schwerlich an, daß sie die Dreißig hinter sich hatte. Eine nicht geringe Anziehungskraft übten neben alledem ihre Tüchtigkeit und Wirtschaftlichkeit aus, die in der ganzen Umgebung sprichwörtlich geworden waren. Aus dem Dorfe selbst zwar fand sich keiner mehr, der den aussichtslosen Versuch gewagt hätte, sich Tines Mutter als Schwiegersohn anzubieten; aber aus der Umgegend verirrte sich wohl doch ab und an ein Freier, zumal als Tine wirkliche Besitzerin des Hofes geworden war.

Im Winter war die Alte ernstlich erkrankt, in ihrem langen Leben zum ersten Male. Ein Arzt durfte nicht geholt werden, davon wollte sie nichts wissen, und alle Kräuterabkochungen wollten nicht helfen. Da bekam sie es mit der Angst des Sterbens, und die Härte ihres Herzens löste sich in den Schmerzen des Krankenlagers.

Sie ließ den Pfarrer rufen, der das Seine dazu beitrug, sie auf das Ende vorzubereiten. In dieser Stimmung ließ sie den Dorfschulzen kommen, und unter Anleitung des Pfarrers wurde ihr letzter Wille festgelegt.

Der Hof wurde auf Tines Namen geschrieben, und das ersparte Geld sollte unter die Söhne geteilt werden.

So wurde Tine Besitzerin des Hofes, was sie wohl oft gewünscht, aber nie recht erwartet hatte. Die Alte glaubte, sich nun genügend auf ihr Ende vorbereitet zu haben, und sah den kommenden Dingen mit ruhiger Fassung entgegen. Aber als die warmen Tage des Frühlings kamen, wurde die Bäuerin wieder gesund; nur ihr Gehör hatte stark gelitten. Die Kräfte jedoch stellten sich allmählich wieder ein und mit ihnen der harte Sinn, bis sie wieder ganz die Alte war.

Auf heiratslustige Bauernburschen übte der nun dem Mädchen endgültig gesicherte Besitz des Bauernhofes vermehrte Anziehungskraft aus. Zwar des eignen Dorfes Burschen wagten es nicht recht, bei der Alten vorzusprechen, und Tine selbst bezeigte allen Annäherungsversuchen wenig Entgegenkommen, so daß sie aus dem eigenen Dorfe auch verschont blieb. Aber aus der Nachbarschaft fuhr eines schönen Sonntags ein Bauer mit seinem Sohne vor.

Prüfend überglitt der Blick des Alten die Gebäude. Manches gefiel ihm nicht und erschien ihm verbesserungsbedürftig. Er machte brummend einige mißbilligende Bemerkungen über Weiberwirtschaft, indem er mit dem Jungen vom Wagen kletterte. „No —" meinte er, „ick ward jo seihn, wo't inwennig utsieht!" strängte die Pferde ab und trat ins Haus, während der Junge draußen blieb, prüfend

die einzelnen Gebäude musterte und dabei nach Tine ausspähte, die sie von fern im Garten gesehen hatten.

Der Bauer trat währenddessen behäbig und breitspurig in die Stube. Die Alte saß Strümpfe stopfend am Fenster. Sie hatte den heranrollenden Wagen nicht gehört und sah verwundert auf, als der Bauer vor ihr stand und ihr die Hand bot. Mißtrauisch musterte sie ihn von oben bis unten, bevor sie ihn willkommen hieß und ihm einen der wackligen Schemel bot.

„Ick bin Klann vom Klewerhof ut Völkerfier", sagte er, als er saß.

Sie hielt die Hand ans Ohr und forderte ihn auf, lauter zu sprechen. Er schrie ihr ins Ohr, und sie nickte: „Jo, jo, hew Dine Olle kennt. Hei soop."

„Jo", sagte er, „hei drünk sin'n Schnaps, owest supe, nee — supe ded hei nich!"

„Sei supe alle", entgegnete sie abweisend, damit setzte sie sich wieder und nahm ihre Arbeit auf.

Der Bauer begann zu reden vom Wetter und Saatenstand; aber die Alte antwortete knurrig und einsilbig, und er wußte nicht recht, wie er der Sache, die ihn hergeführt, näherkommen sollte.

Gar zu gern hätte er den Viehstand gemustert, bevor er mit seinem Anliegen herausrückte. Das viele Herumreden hatte hier keinen Zweck, das sah er; aber den Viehstand mußte er doch erst kennenlernen, bevor er um Tine werben konnte.

So fragte er denn, ob sie ihm nicht eine Kuh verkaufen wolle.

Sie lächelte höhnisch und entgegnete ihm: „Du denkst woll, einzeln Frugslüd sin licht to bedreigen. Ne, wi treke mit uns Veih up't Markt. Is nich. Nee — bi uns kimmst schlecht an."

Den Bauern erfaßte ein stiller Zorn gegen die Alte. Am liebsten wäre er hinausgegangen und abgefahren; aber da er nun mal hier war, wollte er auch Klarheit haben, und er begann davon zu reden, daß es nun wohl angebracht sei, Tine zu verheiraten. Alt genug sei sie, wie er gehört habe, und wenn sie auch noch so tüchtig und wirtschaftlich wäre, so fehle dem Hofe doch ein Mann.

Aber da fuhr die Alte auf ihn los: Hier sich in den vollen Hof hineinsetzen, möge wohl manchen Liederjahn gelüsten, doch damit wäre es nichts, solange sie noch ein Wort zu reden habe. Der Bauer wollte etwas entgegnen; aber sie wies so drohend nach der Tür, daß er es geraten fand, sich möglichst schnell zu entfernen, zumal auch durch einen Vorgang, der sich währenddessen auf dem Hofe abgespielt hatte, ihm die Heiratssache völlig aussichtslos erschien.

Sein Sprößling hatte sich Tine genähert, als sie aus dem Garten kam und fragend das Fuhrwerk und den jungen Menschen musterte.

Er reichte ihr in plump vertraulicher Art die Hand und suchte auch gleich an ihr herumzutätscheln. Aber da kam er bei Tine schlecht an. Sie wehrte ihn mit kräftigen Armbewegungen ab und ließ ihn stehen. Ganz verdutzt sah er ihr nach.

Der Alte hatte den Vorgang zunächst erwartungsvoll verfolgt.

„Hei geht gaut int Geschirr", schmunzelte er. Doch wie er sah, daß Tine ihn so energisch abfertigte, wurde sein Gesicht merklich länger.

Als der Junge nun gar draußen dastand wie ein begossener Pudel und die Alte ihm hier so energisch die Tür wies, hielt es ihn nicht länger. Er ging verdrießlich hinaus und fuhr mit dem Jungen davon.

Als Tine in die Stube trat, wurde auch sie von der Alten mit zornigen Scheltreden überhäuft. Tine ließ die Alte reden und schelten und ging schließlich hinaus, daß sie außer Hörweite kam. So wurde sie am besten mit ihr fertig und brauchte ihr nicht zu widersprechen. Scheinbar fügte sie sich immer noch den Anordnungen der Alten; aber deren Sinne waren stumpf geworden, und sie merkte kaum noch, daß Tine nach eigenen Entschlüssen handelte. Ihr Wesen hatte sich gefestigt im Laufe der Jahre. Sie hatte viel von der schwankenden Natur ihres Vaters geerbt; aber die stete und zielbewußte Arbeit hatte ihr eine ruhige und bestimmte Festigkeit gegeben, die wenig hervortritt, aber um so zuverlässiger ist.

Wenn sie der Jugendzeit gedachte, wunderte sie sich selbst über ihre einstige willensschwache Nachgiebigkeit. Es war nur gut, daß sie wenig Zeit zum Nachdenken und Grübeln hatte, sonst wäre ihr ruhiges Arbeitsleben zu gramzerfressener Bitterkeit geworden. Mit der Mutter wäre sie dann wohl nicht so gut ausgekommen. Die hatte ihr jäh den Traum von Liebe und Glück zerstört, der einst auch in ihr Leben trat und es mit einem Schimmer von Schönheit zu umspinnen suchte.

Freilich, Wilhelm Hübner war nichts und hatte nichts als einen kraftvollen Körper und viel frohe Arbeitslust; aber damit kam er bei der Alten gerade richtig an.

Die Schatten ihrer eigenen Vergangenheit sah sie in ihm wieder zu neuem Leben erstehen und das Spiel ihrer Ehe sich wiederholen zwischen ihm und Tine. Mit Schimpf und Hohn hatte sie ihn überschüttet, und so voll Zorn war sie gewesen, daß Tine garnicht den Mut zu Worten gefunden hatte, sondern nur heimlich heiße Tränen weinte.

Sie hatte den frohen Burschen geliebt, mit einer stillen innigen Liebe, die so keusch und verschämt war, daß sie kaum in Worten

Ausdruck fand. Aber er hatte doch gewußt, woran er war. Und an jenem Sommerabend, als er von ihr ging und selbst nur mühsam die Tränen zurückhalten konnte, hatte er sie getröstet, indem er ihr heilig versprach wiederzukommen, wenn es besser mit ihm bestellt wäre.

Fort war er gegangen in die weite Welt, um das Glück zu suchen. Hatte es wohl nicht gefunden, wenigstens konnte man das aus seinen Briefen nicht entnehmen. An Tine selber schrieb er nicht. Das durfte der Alten wegen nicht gewagt werden; aber Zettel legte er den Briefen bei, die er in großen Zeitabständen an Schneider Villwock schrieb, der sein Onkel war und ihn erzogen hatte. Mit geheimnisvollem Schmunzeln übergab ihr der die Einlagen, indem er zu sagen pflegte: „Eigentlich dürfte ich so was als Dein Vormund nicht dulden; aber es wird ja keine Schlechtigkeit sein."

Manchmal lagen Monate zwischen den Briefen, und sie waren wortkarg und ohne Ueberschwang; aber Vertrauen und Hoffnung verlor Tine nicht. Sie war eine der glaubensstarken Naturen, die auf dem Lande in der Einsamkeit groß werden. Die kümmerlichen Zeichen seiner dauernden Zuneigung genügten ihr und gaben ihrem einförmigen Arbeitsleben einen sanften Reiz der Erwartung und eine stille Zuversicht.

Ihre Mutter wußte von alledem nichts und dachte längst nicht mehr an Wilhelm Hübner. Sein letzter Brief hatte Andeutungen enthalten, daß er nun bald zurückkehren werde. Fast ein Jahr war darüber vergangen, geschrieben hatte er seitdem nicht mehr, und im Herbst waren es acht Jahre, daß er fort war. Aber Sorge machte sich Tines Herz trotzdem nicht. In gewohnter Weise tat sie ihre Arbeit, und die Fülle derselben sorgte dafür, daß ihre Gedanken nicht zuviel abschweiften. — Nun sollten die Wiesen gemäht werden. Wie ein schimmernder Teppich leuchtete ihre Blüte, und es war Zeit zur Ernte, wenn die Vollkraft der Gräser nicht leiden sollte. Tine wußte nicht, wo sie dies Jahr einen Schnitter dafür bekommen sollte. Hann Fehlberg, das Faktotum des Dorfes, war durch kein Versprechen aus seiner Kate hervorzubringen, weil er Geld hatte und dauernd betrunken war. Die Wiesen aber mußten gemäht werden, und sie war in wirklicher Sorge darum.

Wie gerufen kam ihr da Villwock. Sie scheuerte am Brunnen die Milcheimer, als er mit raschen Schritten angehumpelt kam; denn sein rechter Fuß war nicht ganz fest. Und daher war er auch bloß Schneider geworden, wie er oftmals zu sagen pflegte, denn sein Kopf habe ihn zu andern Dingen gedrängt.



Aufn.: Hermann Friese, Bublitz

Blick auf Virchowsee, Wuhrberg und Jugendherberge

„So — also wegen das Mähen hast Du Sorge!“ sagte er, indem er sich auf den Holzklotz neben dem Brunnen setzte. „Zeit is es. Ich habe meine Wisch schon runter und könnte Dich wohl'n Tag helfen; aber das verschlägt nichts. Komm morgen doch mal rum, dann können wir weiter drüber sprechen. Ich wer wohl Rat wissen, bloß ich hab heute keine Zeit nich. Ich muß in die Stadt und wollt Dich eins fragen, ob Du mich nich Ferd und Wagen tun willst dazu.“

Tine war nicht wenig erstaunt, daß er mit Pferd und Wagen zur Stadt wollte; sie wollte gern wissen warum; aber er hatte auf ihre Fragen nur ein verschmitztes Lächeln und vertröstete sie auf den nächsten Tag. „Aber mußt auch kommen. Ich bring Dich was Schönes mit aus der Stadt“, sagte er während des Anspannens und nickte ihr noch einmal so recht fröhlich zu, als er davonfuhr.

Etwas Besonderes mußte es schon sein; denn es war sonst nicht Willwocks Art, sich in geheimnisvollen Andeutungen zu ergehen.

Und es war etwas Besonderes. Abends hatte er Pferd und Wagen zurückgebracht und hatte es eilig gehabt, wieder nach Hause zu kommen. Als Tine am andern Morgen hinüberging und in die Stube trat, die zugleich Werkstatt war, saß er wie gewöhnlich auf seinem Schneidertisch; aber daran lehnte Wilhelm Hübner.

Ihr schlug das Herz hochauf zum Halse. Es war, als würde sie von einem Schwindel erfaßt. Wie ein Wirbel war alles um sie her. Nun er wirklich und leibhaftig vor ihr stand, wurde sie überwältigt von dem Sturm der Empfindungen, die so lange zurückgedrängt und ihr kaum zum Bewußtsein gekommen waren in den mühseligen Tagen. Sie lehnte sich an den Rahmen der Tür, um nicht umzusinken.

Willwock sprang vom Tisch. „Ich habe ganz vergessen, die Kuh zu füttern“, murmelte er verlegen und humpelte schnell hinaus, die beiden sich selbst überlassend.

Wilhelm nahm sie in die Arme, still und fest, ohne Ueberschwang, als wäre er nicht lange Jahre von ihr getrennt gewesen. Sie aber hing an seinem Halse; weinend und schluchzend klammerte sie sich an ihn und wußte sich nicht zu fassen. Er streichelte liebkosend ihr Haar und nannte immer nur ihren Namen; aber es lag soviel Zartheit und Liebe darin, soviel vertrauengebende Festigkeit in seinem ganzen Wesen, daß sie eng an ihn geschmiegt allmählich ruhiger wurde.

„Armes Mädchen, hast viel ausgestanden; aber nun ist alles gut“, sagte er tröstend.

„Nur die Mutter, — was wird die sagen?“ entgegnete sie unter Tränen lächelnd.

„Nun, nun, auch das wird werden. Ich denk, sie wird ein Einsehen haben“, beruhigte er.

Tine hatte zwar nicht viel Vertrauen zu der Mutter Einsicht, doch Wilhelm verstand es, sie zu ermutigen, so daß sie ganz hoffnungsfroh wurde.

Als Willwock zurückkam, saßen sie auf dem kleinen Sofa mit dem verschossenen rotbraunen Ripsbezuge eng aneinander geschmiegt und hatten sich bei der Hand wie zwei glückliche Kinder.

„Na — nu darf man wohl gratulieren!“ sagte er, listig mit den Augen zwinkernd. „Ich habe mich das gedacht, daß es mal so kommt, und mich all die Jahre drauf gefreut. Nu bin ich man bloß noch nieglich, was die Ollsche vor Augen macht; denn Willem, das muß ich Dich sagen, sei is noch gnittriger geworden, als sie dunn war.“

Tines Gesicht, das von der Freude ganz verjüngt war, verdüsterte sich. „Na, na — nun häng man nicht den Kopf!“ beruhigte Willwock. „Ich werd' die Ollsche schon auf mich nehmen. Das bin ich Wilhelm schuldig als Onkel und Dir erst recht als gewesener Vormund. Ich bin schon gewöhnt, mich mit ihr rumzuzanken, und ich denk, diesmal kann ich's mit gutem Recht. Ich fühle mich in solcher erhobenen Stimmung, daß ich das wohl mal gleich riskieren möcht'. Was meinst Du, Tine, ich geh mit Dir nach Hause und besorg das gleich?“

Tine blickte unentschlossen zu Wilhelm auf. Der nickte ihr lächelnd zu: „Gewiß, Tine, versuchen wir's mal so.“

„Na, Tine, denn man los!“ sagte Willwock und nahm die Mütze vom Nagel. „Und Du, Willem, laß Dich die Zeit nich lang werden, bis ich zurückkomm mit die frohe Botschaft.“

So gingen die beiden. Tine in aufrichtiger Besorgnis vor dem Auftritt, den es mit der Mutter geben würde, Willwock in gehobener Siegesstimmung, die sich allerdings immer mehr verflüchtigte, je näher sie dem Hause kamen. Er suchte sich durch Pfeifen trotziger Kampflieder wieder aufzufrischen, was ihm scheinbar auch gelang. Als sie aber die Schwelle überschritten, meinte er doch ziemlich kleinlaut: „Ans Leib werd ich sie mich nich kommen lassen, und daß sie mich hinterrücks nichts an den Kopf schmeißt, dafür mußt Du'n bischen aufpassen, Tine.“

Die Alte sah ihn sehr mißtrauisch an, als er mit Tine eintrat. Sie hatte eine gewisse respektvolle Abneigung gegen ihn von der Zeit her, wo er als Vormund der Kinder ihr oft genug zu schaffen gemacht und ihr sogar mit dem Gerichte gedroht hatte, wenn sie sich nicht fügen wollte. —

Er schüttelte ihr in biederer Derbheit die Hand und rief ihr sein Anliegen ins Ohr. Trotzdem verstand sie ihn nicht recht und glaubte, er selbst wolle Tine heiraten.

Ganz entsetzt sah sie ihn an, schüttelte den Kopf und sagte entrüstet: „Du mit din'm witte Kopp! — schäm Di wat, dat Du noch an't Frieg'n denkst un gor no Tienre! — I nee, — Du bist woll ganz un gor unklauk!!"

„I — wo so", sagte er. „Das möcht ich mich ausbitten — an mein Verstand hat noch keiner gezweifelt, und darauf laß ich nichts nich kommen. Ich trag bloß vor Willem meine Haut zu's Marcht." Und wiederum setzte er ihr sein Anliegen mit Aufwendung starker stimmlicher Mittel auseinander.

Diesmal verstand sie.

Ganz rot vor Zorn wurde sie im Gesicht. „Wat! — lewt denn dei Halunk noch! — Driwt sich in d' Wilt rümmer as Vagelbund, un möcht' sich nu in'n Hof setten as so'n Kuckuck in't fremd Nest. Dovon wat nischt! Solang as ick lew, schall hei mi nich int Ogen komme." Dabei fuchtelte sie in so erregter Weise vor Willwocks Nase herum, daß er unwillkürlich einen Schritt zurücktrat. — Aber dann besann er sich auf seine Aufgabe.

Würdevoll und mit gewissem Kraftausdruck, der ihn selber ermutigte, schrie er ihr entgegen: „Ich muß doch bitten, Nachbarin, daß Du Dir mäßigst. Mein Neffe is kein Vagelbund, aberstens ein sehr anständiger und arbeitsamer Mensch, der sich die Welt besehen un noch'n paar dausend Mark dabei zusammengespart hat. Ich denk, das is wohl'n schönes Zeichen von einem jungen, lerigen Menschen. Mit Tine is er einig, immer mit ihr einig gewesen; und wenn Du Deinen storr'schen Sinn auffetzt, dann heiraten sie eben ohne Dir."

Nun war's erst schlimm. Ganz fassungslos stand die Alte da. Sah bald auf Tine, bald auf Willwock, wobei sie die Hände krampfhaft ballte, als wollte sie etwas darin zerdrücken.

„Tine", sagte Willwock, „geh, hol' ihr 'n Stotz Wasser, sie stickt uns sonst noch an die Wut, die sie im Leibe hat, und die ihr womöglichs stehen bleiben könnt'.

Doch der Anfall war schon vorüber. Sie lief in der Stube umher, lief von einem Winkel zum andern und brummelte zornvolle Worte in sich hinein.

„Sie sucht den Besen", sagte Willwock, indem er sich der Tür näherte. „Sie möcht mich bessmen, as wenn ich 'n Haufen Unrat wär. O, du Lüchting! Man gut, daß sie ihm nich findt! Aberstens es ist besser, ich empfehle mir trotzdem, denn sie kriegt es fertig und nimmt den Tüffel vom Fuß und schmeißt ihn mich an den Kopf, daß es so brummt. Ich kenne ihr und will mich dem liebersten nich aussetzen. Du kannst ihr auch bischen aus dem Wege gehn, bis sie sich die schlimmste Gift abgeboßt hat."

Während dieser Rede hatte er schon die Tür geöffnet und drückte sie eilig hinter sich zu. Es war auch die höchste Zeit; denn sie hatte wirklich Miene gemacht, ihm mit ihren gekrümmten Fingern ins Gesicht zu fahren.

Tine hatte sich durch die Hintertür entfernt, so daß die Alte nun mit ihrem Grimm allein war. Und das war am besten. So verflog er am ungefährlichsten und schnellsten.

„Nee —" sagte Willwock und schüttelte sich, als er wieder in seine Schneiderstube trat, „nee, Willem, wie is mich bloß, — ganz gräsig! Ich sag Dich, sie lief in der Stub rum as 'n wilder Eikkater! Es fehlte bloß der Besen, sonst hätt' sie mich eins gebruscht. — Mensch, Mensch, wo nimmst Du bloß die Kurasch' her, ihr als Schwiegermutter mitzuheiraten."

Wilhelm lachte: „Damit wird ja noch fertig zu werden sein. Ich werd mal gleich zu ihr rübergehen, wenn Du kein Glück bei ihr gehabt hast."

„Um Gottes Willen, Willem, mach Dir nich unglücklich! Laß sich ihr ausgiften bis morgen, und wenn sie dann noch nich vernünftig is, schicken wir ihr den Pastor auf den Hals, der kann ihr dann ja mal die Höll einheizen; dazu is er ja da, und das versteht er auch."

So wurde es denn auch. Etwas ausgegiftet hatte sie sich andern Tages wohl. Sie hatte Wilhelm weder die Tür gewiesen noch ihm die Augen ausgekratzt; aber seinem Reden gab sie weder Gehör noch Antwort.

„Du hast gewonnenes Spiel bei ihr", sagte Willwock, wie er das hörte. „Sie respektiert Dir, sonst wäre sie Dich ins Gesicht gefahren, daß Du auf vier Wochen schimpfiert wärst. Und daß sie nichts gesagt hat, is'n gutes Zeichen, dann simuliert sie und fängt an zu überlegen. Da muß bloß noch'n bischen nachgeholfen werden. — Ich denk, Du gehst zum Pastor und bestellst das Aufgebot und schickst ihn ihr auf den Hals. —"

Der alte Pfarrer war sehr erfreut, daß Wilhelm in die Heimat zurückgekehrt war, und mehr, daß er auch für die Zukunft bleiben wollte. Jeder, der aus der Fremde heimfand, war ihm lieb wie eine gerettete Seele. Als er hörte, daß er bei der alten Timm ein gutes Wort einlegen sollte, wiegte er nachdenklich das Haupt. „Mit einem guten Wort ist bei der nichts getan, und ich glaube kaum, daß gütliches Zureden viel bei ihr verschlägt. Versuchen möcht ich's ja. Ihr wißt, daß Ihr ohne Einwilligung der Mutter heiraten könnt, und müht Euch doch drum. Das gefällt mir, und darum möcht ich das Meinige wohl dazu tun, daß alles in Güte geordnet würde."

Der alte Pastor war auf einen schweren Stand gefaßt und hatte sich mit Geduld gewappnet, als er andern Tages die Alte aufsuchte. Zunächst suchte er ihr Herz in Güte zu rühren, wie schon so oft vergeblich. Auch heute verschwendete er zwecklos gute Worte.

Sie widersprach ihm nicht, ließ ihn reden und blieb störrisch. Da riß zuletzt auch dem alten Herrn die Geduld. Er wetterte ordentlich auf sie los und bezeichnete ihre lieblosen Härten als schwere Sünden.

Verwundert horchte sie auf. Das war ihr ganz neu. Sie suchte sich zu verteidigen. Hatte niemals jemand geschädigt an Erwerb und Besitz, an Leib und Leben; immer rechtschaffen gearbeitet und gespart, und nun sollte sie ein schlechter Mensch sein. Das wollte ihr nicht einleuchten.

Ja, der Pastor hatte einen schweren Stand, ihr klar zu machen, daß sie durch Härte und Habgier gesündigt hatte. Ueberzeugt war sie wohl nicht, wenn sie auch nicht mehr widersprach und sich zuletzt zu dem Zugeständnis bequemte, sich die Sache nochmal zu überlegen. Damit mußte der Pfarrer sich zufrieden geben.

Am andern Tage ging sie hinüber zu Villwock, wo Wilhelm sich aufhielt.

„Jo, das is nu so, as dat is", sagte sie zu Wilhelm, „ick häw mi dat öwerlegt. Häw ick Tinre den Hof verschrewen, mut ick nu woll klein bigew'n. Ower wies mi dat Geld, wat Du Di sport hest, as hei segt", dabei deutete sie giftigen Blickes auf Villwock, der schmunzelnd auf dem Tisch saß.

Den Gefallen konnte ihr Wilhelm erweisen. Er hatte es vor seiner Abreise flüssig gemacht und gedachte, es in den nächsten Tagen in der Stadt sicher unterzubringen.

Als er die Rollen Goldes vor ihr aufzählte, stand sie dabei, ohne ein Wort zu sprechen, tastete nur mit ihren dürren Fingern die glänzenden Reihen entlang. Sagte dann endlich mit schwerem Seufzer: „Nu is dat woll'n anner Sach'. Wenn Du Di dat ut null un nischt sport hest, mut ick woll nogäw'n. — Timm was'n Windbüdel, hei hat nischt, nischt, as wat hei upt Liew hät. Mit Di is dat nu jo woll anners. Nu mokt mintweg'n, wat Jü will'n." —

Und als die Hochzeit vorbei war, ließ sie die jungen Leute schalten nach ihrem Wohlgefallen und kümmerte sich um nichts.

Untätig war sie trotzdem nicht. Obwohl Kasten und Laden voller Leinenvorräte waren, spann sie unermüdlich Garn, als gälte es, Generationen auszustatten.

N. S. Frauenarbeitsdienst in Bublitz

Von Dr. Frieda Sopp

Am 1. Juli 1934 wurde in Bublitz in der ehemaligen Villa Heyne das erste Stadtlager des NS.-Frauenarbeitsdienstes in Pommern eingerichtet.

Wie das Lager eingerichtet wurde.

Als ich die Einberufung in den Arbeitsdienst nach Bublitz bekam, wußte ich nicht recht, wie ich mir das Leben dort vorstellen sollte. Vom Bahnhof holten mich zwei Kameradinnen ab und führten mich in unser Heim.

„Guck, dort wohnen wir". Wollten mich die Mädel gleich am ersten Tag anulken? In was für einem Katen werde ich wohl noch landen, wenn sie hier bei einer Villa so ironisch vom Arbeitslager sprechen. Aber nein, wie seltsam, wir gingen wirklich in dieses vornehme Haus hinein. Von innen sah es zwar nicht gerade wie bei hohen Herrschaften aus. Gleich das erste Zimmer, das ich mir ansehen durfte, war eine Rumpelkammer, ein Geräteschuppen, eine Geschirrküche, eine Lumpenecke, ein Eimer- und Schüsselaufbewahrungsort — und das alles in einem Raum — wie reichhaltig!

Als ich mit der Besichtigung des einen Zimmers fertig war, stellte man es mir als zukünftiges Büro vor. In den anderen Räumen sah es schon netter aus. Im Speisesaal standen lange Tische und Bänke; im Nähraum waren die Maschinen in Reih und Glied aufgereiht, in der Mitte stand ein Tisch — das vorläufige Büro. Am gemütlichsten war das Schweigezimmer. Fünf Matratzen lagen auf dem Fußboden an der Wand lang. Als Tisch diente eine Kiste mit einer hübschen Decke darauf, und überall sah man frische Blumen in Steinguttöpfen oder Marmeladeneimern. In den Schlafräumen waren bereits unsere jetzt sehr beliebten Stockwerkbetten, mit Höhenluft und Tiefentemperatur — je nach Wunsch. Wer ein Nachttischchen haben wollte, mußte sich mit unseren Kaufleuten und ihren Apfelsinen- und Margarinenkisten gut stellen. Ein Fach war bald selbst eingebaut, ein Handtuch als Gardine davor, ein Blumenstrauß darauf, und mit etwas Fantasie hatte man den schönsten Nachtschrank.

Nun die Behausung unserer Führerinnen. In einem Zimmer stand ein Bett, ein Stuhl, sogar eine gemütliche Ecke aus „organisierten" Kisten mit selbstgewebten Handtüchern darüber war bereits vorhanden.

War eine von uns krank, zog die Führerin mit Sack und Pack aus ihrem Bett, und der arme Lazarus durfte dann ein Einzelzimmer bewohnen. In dem früheren Badezimmer im ersten Stock waren Koffer, Kisten und Kasten aufgestapelt. Der Boden war Webraum, Kleiderschrank, Kofferaufbewahrung — mit einem Wort — für alles gut. Im Keller hämmerte unser Herr Lemke und der Paule, sein Gehilfe vom männlichen Arbeitsdienst. „Morgen müssen wir einen Tisch mehr haben, es kommen wieder mal Neue, und am Mittwoch holt die Hitlerjugend ihre Bänke zurück — worauf sollen wir sitzen?" „Und Herr Lemke, wann ist der nächste Wäscheschrank fertig? Die Koffer werden voller und voller, wir kriegen nichts mehr rein". Der arme Herr Lemke arbeitet im Schweiße seines Angesichts. Wer sich mit Paule gut stellte, bekam auch ein Brettchen übers Bett, wo man alle seine heiligen Schätze rauf packen konnte. Auch wir mußten schließlich das Tischlerhandwerk ergreifen. Eine Woche ging man als Lehrling, in der zweiten Woche mußte man bereits Gesellenarbeit liefern. Da gab es so mancherlei zu tun.

Aus dem Nähzimmer wurde ein feiner Tagesraum, aus der Rumpelkammer eine Abwaschküche, aus der Koffer- und Kistenkammer ein Krankenzimmer. Die Weber haben bereits Gardinen vor die Fenster gehängt, Decken für zwei Tische und Flickenteppiche als Vorhänge gewebt. Jetzt ist es schon recht gemütlich bei uns, obwohl wir noch lange nicht fertig mit unserer Einräumungsarbeit sind.

*

Das Lager besitzt zwei große Arbeitszweige, den Innendienst mit der Webschule und den Außendienst. Auf beiden Zweigen wird notwendige Arbeit geleistet. Die neu eintreffenden Arbeitsdienstwilligen finden zunächst ihre Arbeit in den verschiedenen Abteilungen des Hauses unter Führung einer älteren Kameradin, mit der zusammen der Lagerhaushalt in Ordnung gehalten und zugleich in der Tätigkeit der Arbeitswille geweckt wird. Hierdurch wird die Grundlage für ein sicheres und durchdachtes hauswirtschaftliches Können gelegt.

Der Arbeitstag im Hausdienst.

Die Uhr zeigt sieben Uhr morgens. Alle Mädel stehen frisch und munter da, unsere Betten sind in Ordnung gebracht, und wir warten alle auf das Zeichen, das der Hausdienst gibt, wenn der Tisch gedeckt und alles zum ersten Frühstück gerichtet ist. Jetzt ertönt es. Wir ziehen unsere Jacken an, und ganz feierlich still geht's zur Fahne. Irgendein vorgeschlagenes Lied wird gesungen und dann die Fahne emporgezogen. Darauf sagt unsere Führerin noch eine Losung, und mit einem Sieg Heil verlassen wir den Platz. Nun folgt das erste Frühstück. Nach demselben folgt die Schulung, die durchschnittlich bis 8 Uhr dauert. Jetzt geht's aber flink an die Arbeit. Wir haben die Aufgabe, sämtliche Zimmer in Ordnung zu bringen. Um 10 Uhr ist zweites Frühstück. Um 1 Uhr ist Mittagbrot. Tischdecken, gongen und nach dem Essen Geschirr abwaschen ist wieder unsere Arbeit. Ist es ¼4 Uhr, so wird zum Arbeitsschluß und gleichzeitig zum Teetrinken gegongt. Um ½7 Uhr ist Abendbrot. Dann wird wieder Geschirr abgewaschen, wobei wir immer frohe Lieder singen. Zeigt die Uhr dann 9 Uhr, so geht's Fahne einholen. Mit einem schönen Abendlied und einem herzlichen Gute Nacht gehen wir frohen Muts zu Bett.

Küchendienst.

Früh um ½6 Uhr klingelt der Wecker. Dann heißt es aufstehen. Es ist um diese Zeit stockfinster. Licht darf nicht gemacht werden, sonst weckt man die Kameradinnen. Man schleicht sich aus dem Schlafzimmer und zieht sich in der Diele an. Feuer anmachen und Asche herausnehmen ist unsere erste Arbeit, dann schneidet man Brote und bestreicht sie. Inzwischen ist die Milch da. Man setzt sie sofort aufs Feuer. Um 7 Uhr muß das Frühstück fertig sein. Nach dem Essen und der Schulung bespricht man den Küchenzettel und geht dann einkaufen. Wir haben für ungefähr 50 Mädels zu kochen. Also hat man immer Beschäftigung. Die Hauptsache ist, daß das Essen pünktlich auf dem Tisch steht und vor allen Dingen nicht angebrannt ist.

Waschküchendienst.

Waschküchendienst ist weniger beliebt, und doch, es ist ganz schön, wenn die Wäsche schneeweiß gewaschen und geplättet daliegt und man mit Stolz sagen kann: das ist unsere Arbeit. Bei der Wäscheabgabe, wie beguckt man die Berge von schmutziger Wäsche, das Seidene, Weiße und Farbige, alles wird extra gelegt. Man muß ja alles anders behandeln. Wie freut man sich, wenn man am Donnerstag das letzte gewaschen hat und es ans Plätten geht. Auch das hat eine besondere Schwierigkeit, da muß man doch gleich sortieren, daß jedes Mädel seine Sachen abholen kann, ohne alles durchzustreifen. Das schönste ist, wenn man in der Waschküche ist, da hat man Sonntags keinen Dienst im Hause zu tun.

Weben.

Unser Lager hat den anderen pommerschen Lagern noch etwas voraus: wir lernen hier weben und spinnen. Ueberall auf dem Lande werden jetzt die verstaubten Webstühle hervorgekramt, und die Jungen haben wieder Freude am Weben. Die lange Zeit wenig geachtete und mühsame Arbeit kommt wieder zu Ehren. Vielfach ist es nun so, daß die jungen Siedlerfrauen und Jungbäuerinnen nicht weben können, und nun bilden wir hier im F.A.D. Mädels aus, die später in den Siedlungslagern weben können. Da weben sie nun nicht nur für das Lager, sondern auch für die Siedler im Dorf und geben, wenn es nötig ist, den Frauen die Anleitung.

frauen und Jungbäuerinnen nicht weben können, und nun bilden wir hier im F.A.D. Mädels aus, die später in den Siedlungslagern weben können. Da weben sie nun nicht nur für das Lager, sondern auch für die Siedler im Dorf und geben, wo es nötig ist, den Frauen die Anleitung, wenn sie es selber noch nicht können.

Edith schildert ihren Werdegang so:

Magda ist das Oberhaupt der Familie. Sie nennt sich unterrichtende Webkraft. Die anderen Familienmitglieder sind Lehrlinge, die alle das Bestreben haben, auch einmal einigen Kameradinnen und Siedlerfrauen das Weben beizubringen. Vor vier Wochen war ich also auch so ein Lehrling, und ich habe mich gleich mit der Lehrlingsarbeit vertraut machen müssen. Dazu gehört erst einmal das Spulen. Das ist nämlich garnicht so einfach. Am Anfang geht das Rädchen viel lieber rückwärts als vorwärts, das Leinengarn verfilzt ganz bestimmt, und daß das Fädchen reißt, ist Ehrensache. So kommt man jedenfalls dazu, den Weberknoten zu lernen. Wenn das Rädchen dann einige Minuten ganz nett surrt, so kann man schon ein wenig auf seine Umwelt achten. Einige hantieren am Webstuhl, andere sogar mit unendlicher Ausdauer am Spinnrad. Zwischendurch hört man noch etwas von Bäumen, Ketten, Kämmen, Tritten usw. Aber welchen Zusammenhang diese Dinge haben, erfährt man erst am zweiten Tag. Riesig stolz war ich natürlich, als ich am zweiten Tag bereits weben konnte, dazu sogar ein ganzes Handtuch! Genau so eins, wie sie unten im Waschraum hängen. „Sieh nur, Magda, die schöne Kante! Woher kommen denn die Schlaufen?" Glücklicherweise haben diese sich bald verloren, und an den nächsten Tagen hieß es schon Kette aufziehen, scheren usw. Das Spinnen ist aber etwas schwieriger. Es geht zwar so ein bißchen; aber wie das Fädchen aussieht, will ich doch lieber nicht erzählen. Ich war jedenfalls schon froh, als überhaupt ein Faden zustande kam. Vor einer Woche wurde unser Haus eingeweiht, da ging es vorher ganz besonders fleißig zu. An allen vier Webstühlen ging es hurtig tritt auf tritt nieder. „Die Flickenteppiche müssen ganz bestimmt noch fertig werden, und die Tischdecke und die Gardinen nicht vergessen. Du mußt mir noch schnell braunes Garn spulen, ach nein, schneide mir lieber Flicken!"

So wurde im ganzen Haus fleißig geschafft, und es ist auch alles zur rechten Zeit fertig geworden. Inzwischen ist nun unsere Weberfamilie sehr gewachsen. Wir sind jetzt neun Mädels. Für die älteren ist dieses kein



Aufn.: Hermann Friese

Bublitz: Im Hohlen Grund

gutes Vorzeichen, denn nun heißt es bald, in ein anderes Lager übersiedeln. Jetzt warten wir zwei auf den Augenblick, wo es heißt: „Komm doch mal in mein Zimmer". Dort erfährt ein jeder von uns sein Schicksal. Wohin man wohl verfrachtet wird?

*

Nach kurzer oder längerer Zeit des Innendienstes tritt die Arbeitsdienstwillige in den Dienst einer Familie in einem städtischen, ackerbürgerlichen oder bäuerlichen Haushalt. Bei uns steht an erster Stelle die Hilfe der arbeitsüberlasteten oder kranken Mutter in der Stadt, dazu kommt die Landarbeit in den Bauernstellen, die sich keine bezahlte Hilfe nehmen können. Die Arbeitsvermittlung und -verteilung geschieht in Gemeinschaft mit den verschiedenen Abteilungen der städtischen Verwaltung und der N.S.-Organisationen, vor allem der N.S.V. und der Frauenschaft.

Die Arbeit in der Stadt.

Der Montagmorgen mit seiner Arbeitsverteilung ist da. „Wo werde ich heute hinkommen?" ist die Frage, die man immer wieder hört. Und schon wird sie beantwortet. Man soll einer Familie in der Stadt helfen. Wenn ein Mädel schon dort geholfen hat, erkundigt man sich vorher bei ihr, wo die Familie wohnt und was es dort für Arbeit zu tun gibt, damit man mit etwas Sicherheit hingeht. Nun ist man am Ziel. Da sieht es oft elend aus. Bei einer Mutter, die fünf kleine Kinder zu versorgen hat und die gerade erst schwer krank gewesen ist. Da gilt es die Augen aufzutun und zu sehen, wo es zu helfen gibt. Denn man will doch nicht bei jedem bißchen fragen, wie dies und das zu tun ist, und was man nun zuerst machen soll. Die Frau ist ja selbst so sehr mit den Kleinen beschäftigt, daß sie nicht immer abgelenkt werden kann. Zuerst werden meist die Stuben gefegt und gewischt und in Ordnung gebracht. Danach wird oft gestickt, gestopft, geflickt oder genäht.

Der Nachmittag vergeht dann sehr schnell, schon ist es ¼4 Uhr und Zeit, in das Lager zurückzukehren. Noch einmal so freudig kehrt man zurück, wenn man merkt, die Frau war mit einem zufrieden.

Mein erster Außendienst bestand darin, daß ich bei einem Arbeiter in der Stadt die große Wäsche besorgte. Der Mann war jahrelang arbeitslos und verrichtet jetzt Notstandsarbeiten. Die Familie wohnt in einer Kellerwohnung; eine Stube, eine Küche, die Waschküche ist gleich daneben. Es sind noch schulpflichtige Kinder da und eine verkrüppelte Tochter, die gerade noch den Haushalt versehen kann. Die Mutter hat einige Aufwartestellen, um das tägliche Brot mit verdienen zu helfen. Es ist unmöglich, daß die Frau auch noch nebenbei diese Arbeit verrichten kann. Ich kam nun dahin und machte mich an die vorgeweichte Wäsche. Einen Tag hatte ich gut damit zu tun, da hier die Wasserverhältnisse nicht gerade glänzend sind, und ich hatte meine liebe Not, das Wasser mit einer fürchterlichen Pumpe in den Kessel zu pumpen. Da schönes Wetter war, konnte ich in der Gozel spülen, und am nächsten Tag ging es auf den Trockenplatz. Es war eine wahre Freude, denn schon mittags konnte ich die Wäsche legen und rollen.

Aber nicht nur dort arbeiten wir, wo uns die Hausfrau noch beratend zur Seite steht, sondern auch da, wo wir direkt die Stelle der Hausfrau vertreten müssen, wenn sie z. B. durch Krankheit daran gehindert ist, ihren Pflichten nachzukommen.

So habe ich z. B. 8 Tage lang bei einer Familie in einem Dorfe in der Nähe von Bublitz gewohnt und dort die Mutter gepflegt, die ein Kind bekommen hatte. Zuerst als ich hörte, daß ich dort hinkommen sollte, war mir etwas bange davor. Denn vom Kochen verstand ich nicht allzuviel, und erst recht hatte ich noch nicht eine Hauswirtschaft selbständig geführt. Zuhause war immer Mutter da, die sagte, daß es so und so gemacht werden müsse. Aber nun, da die Hausfrau krank war, durfte ich sie auch nicht mit allzuviel Fragen belästigen. Trotz allem ging es, dank des gütigen Verstehens und der Freundlichkeit, die mir die Leute entgegenbrachten. Und als man mir nachher für meine Hilfe dankte, da wog das befriedigende Gefühl alle Sorgen auf, die ich vorher gehabt hatte. Denn nur weil wir helfen wollen, nicht in materieller Hinsicht, sondern durch das persönliche Einsetzen mit unserer Arbeit, deshalb sind wir Mädels in den Arbeitsdienst gegangen.

Beim Bauern.

Der schönste Dienst ist wohl der Außendienst. Morgens um 8 Uhr gehe ich los zu meinem Bauern. Auf dem Hofe empfängt mich Gänsegeschnatter. Der Ganter kommt zischend auf mich zu, er weiß ganz genau, daß ich doch noch ein kleines bißchen Angst vor ihm habe. Aber der Hund, mein ganz spezieller Freund, kommt freudig auf mich zugesprungen und vertreibt die Gänse. Nun komme ich ins Haus. Meine Bauern sitzen gerade am Frühstückstisch, und ich setze mich zu ihnen. Das frischgebackene Brot schmeckt ganz prima. Dann soll es aufs Feld gehen. „Die Kühe können Sie losmachen, die nehmen wir mit auf die Wiese", sagt meine Bauersfrau zu mir. Das erste Mal machte ich ein bißchen zaghaft die Kette los, ob sie auch stoßen? Aber die Kühe dachten garnicht daran. Nun schnell aufs Feld. Heute wollen wir doch mit unseren Wruken fertig werden. Die Wruken werden ausgezogen und auf einen Haufen gepackt. Zuerst ist einem noch ein bißchen kalt, aber man wird schnell warm. Wo sind die Kühe nur? ich sehe sie garnicht mehr, ach nun sind sie schon wieder auf der fremden Wiese. Aber wie genau sie wissen, daß sie dort nicht fressen dürfen. Ich war mit

dem Hund noch garnicht ganz dort, da waren sie schon wieder auf ihrem alten Platz. Es ist Mittag. „Heut gibt es Weißkohl," sagt meine Bauersfrau, „hoffentlich schmeckt es Ihnen". „Ach mir schmeckts immer, und Weißkohl gibts? Ja, den esse ich furchtbar gern." Nach dem Essen wasche ich ab und mache die Küche sauber. Nun noch in den Schweinestall. Die Schweinekartoffeln sind schon gar. Dann werden sie durchgedreht, und das Futter wird zurechtgemacht. Die Schweine schreien, als hätten sie tagelang nichts zu fressen bekommen. Wie wild stürzen sich alle auf den Kumm, als ich das Futter hineinschütte. „So, nun müssen Sie wohl gehen", sagt meine Bauersfrau. Einige Aepfel werden mir noch in die Taschen gesteckt, und dann gehts zurück in das Lager.

Ich arbeite beim Bauern. Das macht mir mächtigen Spaß, obwohl mir die Arbeit ungewohnt ist. Gleich den ersten Tag muß ich aufs Feld. Wruken hacken! So etwas habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht gemacht, deshalb stelle ich mich am Anfang sicher etwas dumm an. Aber aller Anfang ist schwer. Ich hacke, was ich kann. Mit der Zeit geht es aber ganz gut. Ja, ich komme den anderen nach. Bloß meine Hände! Fast an jedem Finger eine dicke Wasserblase. Macht aber garnichts, man muß ja schließlich doch etwas davon haben. Unterdessen ist es Mittag geworden. Es geht jetzt zum Essen, ich habe mächtigen Hunger. Nun wasche ich noch rasch das Geschirr ab und bringe die Küche in Ordnung. Meine Frau ist unterdessen zum Melken gegangen. Mit der Hausarbeit bin ich fertig. Ich nehme meine Hacke wieder auf die Schulter und ziehe in die Wruken. Um ½4 Uhr ist für mich Feierabend.

Meine Hände! Im Sturmschritt marschiere ich heim. Zuhause angekommen wird schnell gewaschen und nichts wie ins Bett. Ich habe richtigen Muskelkater, wie man so sagt. Nur gut, daß ich nicht allein bin, die von diesem Uebel geplagt ist. So, nun schlafe ich mich tüchtig aus, um morgen wieder frisch und munter Wruken zu hacken. Am anderen Tage werden wir fertig. Jeden Tag arbeite ich nun was anderes, Dreschen helfen, Hühnerstall misten und was es alles zu tun gibt.

Ich mache diese Arbeit gern, ist sie doch immer abwechslungsreich, und man lernt doch immer wieder manches. Und wie mir, so geht es auch meinen Kameradinnen. Jeden Tag freuen wir uns auf unsere Arbeit, und daß wir helfen können, wo es nottut.

*

Freizeit und Schulung.

Fast mehr noch als die Arbeit tragen die großen und kleinen Feste zur Erweiterung der Lagergemeinschaft bei und zum Zusammenleben mit unserer Stadt und dem großen Ganzen, in dem wir stehen.

Unser Pflugschargong klingt durch das Haus. Arbeitsschluß-Freizeit! Ich klettere aus meinem Webstuhl. Es wird lebendig im Haus. Die „Siedler" kommen vom Außendienst zurück. Aus Werkstatt und Waschküche, von den einzelnen Arbeitsplätzen strömt alles in den Waschraum. Was tust Du in der Freizeit, ist die tägliche Frage. Was soll aber auch in den wenigen Stunden alles erledigt werden. Da müssen in erster Linie viel Briefe geschrieben werden. Der Schreibkrampf ist zeitweilig Lagerkrankheit! Dann soll gestopft, geflickt und gewaschen werden. Unten im gemütlichen Wohnraum hat sich um den runden Tisch ein ganzes Handarbeitskränzchen zusammengefunden. Das Strickzeug ist Trumpf! Zuweilen klingt ein Lied dabei auf — ein paar verwehte Lautenklänge oder Gustavas Ziehharmonika.

Im Sommer konnte die Freizeit uns ganz wenig zuhause halten. Zu Rad und zu Fuß machten wir das Land unsicher. Die herrlichen Seen waren Anziehungspunkte in den Hundstagen. Lichte Sommertage voll versonnener Köstlichkeit verlebten wir im Wald und am Wasser. Bis zur Ostseeküste führten uns sonntägliche Fahrten. Die See — ein Erlebnis für uns Landratten aus Süd- und Mitteldeutschland. Ein weites Stück deutschen Landes, nicht minder schön in seiner Eigenart als unsere Heimat, erschloß sich uns. Das oft belächelte Hinterpommern ist uns lieb geworden.

Erntedankfest und Hausweihe.

Auch im F.A.D. werden Feste gefeiert. Es ist eine rege Abwechslung in dem alltäglichen Leben. Solche Feste bringen uns näher aneinander, sei es mit den Kameradinnen, mit seinen Siedlern oder den Stadtbewohnern, wo man jeden Tag seine Pflicht erfüllt. Man lernt sich immer mehr kennen. Ein besonders schönes Fest war das Erntedankfest. Viele von uns hatten den Bauern beim Einbringen der Ernte geholfen, und so bildete das Erntedankfest für sie doch ein eigenes Erleben. Die Vorbereitungen dafür brachten helle Aufregung ins Lager. Die Harken wurden mit viel Blumen und bunten Bändern geschmückt. Mit viel Sorgfalt und Mühe — und ebensoviel Kartoffeln, Mohrrüben und Aepfeln wurde eine schöne Erntekrone geflochten und dem Festzug vorangetragen. Ein Umzug durch die Stadt erfolgte. Es gab ein herrliches Bild. Die Mädels in ihren blauen Kitteln und roten Kopftüchern und geschmückten Harken machten einen lustigen, fröhlichen Eindruck. Wir zogen bis zum Markt, dort tanzten wir einen Bändertanz und sangen Erntelieder, danach wurde die Erntekrone dem Bauernführer überreicht. Ein fröhlicher Tanz im Schützenhaus hielt uns noch einige Stunden beisammen.

Gäste kommen.

Der große Tag ist da! Im Hause herrscht noch die größte Unordnung. Um 5 Uhr werden die Gäste erwartet. Ueberall werden noch Vasen und Schalen mit Blumen gefüllt, und es bleibt für jeden einzelnen noch Zeit, an sich zu denken. Die Gäste kommen und werden von uns empfangen. Nach einem Grenzlandspiel heißt die Heimleiterin die Gäste in unserem Heim willkommen. Die Gäste werden dann durch das ganze Haus geführt. Sie staunen alle über das prachtvoll eingerichtete Lager. Der offizielle Teil ist vorüber, und zu Beginn des gemütlichen Teils erhält jeder eine von uns, die er sich durch Kartenspruch gelost hat. Eine Polonäse wird durch Haus und Garten gemacht und gibt dem Hausdienst Gelegenheit, für die Herrichtung eines Abendimbisses auf kleinen provisorischen Tischen sorgen zu können. Es klappt alles fabelhaft, und die Küche steckt so manches Lob ein. Nach dem Abendessen führen wir ein Stegreifspiel auf: „Die Regentrude" von Storm. Abwechselnd unterhalten wir unsere Gäste mit Gesang und kleineren Darbietungen. Ein Gesellschaftsspiel hält uns noch recht froh beisammen. Schnell vergeht der Abend, und auf allen Gesichtern können wir Freude lesen. Das Fest beschließen wir mit der Einholung der Fahne, woran die Gäste teilnehmen. Mit einem herzlichen „Gute Nacht" gehen die Gäste befriedigt nach Hause.

Auf neuen Wegen der Festgestaltung zur Dorfgemeinschaft

Von Wilhelm Vogeler, Gust.

Das deutsche Volk ist im Begriff, wieder wehrhaft zu werden. Echte Wehrhaftigkeit vollendet sich nach der Ertüchtigung des Leibes im Seelischen. Erst Reichtum der Seele und Kraft des Gemüts schaffen eine Grundhaltung, die den wehrhaften Mann stets einsatzbereit findet. Liebe zu seiner Heimat, Treue seinem Volke, das sind solche Kräfte. Sie sind im Landvolk gewachsen aus dem Verbundensein mit dem Boden und aus dem Erleben der Feste und Feiern, sofern sie einen Sinn und Inhalt hatten.

Seit Jahrhunderten feierte der Bauer seine Dorffeste in der Kirche und auf dem Dorfanger in Gemeinschaft mit allen Dorfgenossen. Dabei hat das innere Miterleben diesen Festen den Wert gegeben. Die Freude über den weichenden Winter und über den sieghaften Frühling, über den ersten Weidegang und die ersten Aehren, das Erleben des längsten Tages im Jahr beim nächtlichen Feuer, die dankbare Gesinnung am Erntetag bei gefüllten Scheuern, das stille Gedenken am Tage der Toten, das alles klang in ihnen in gemeinsamen Feierstunden wieder. In solchen Stunden sind Heimatliebe und Gemeinschaft geworden, ohne daß sie besonders mit Namen genannt wurden. Es kamen dann andere Zeiten, da man nur den materiellen Gewinn hoch achtete und den seelischen gering schätzte. Der Dorfanger fiel im 19. Jahrhundert der Separation zum Opfer, man teilte ihn ein, pflügte ihn um und pflanzte Kartoffeln darauf. Der Dorfjugend blieb nur die dumpfe Wirtsstube. Die seit alten Zeiten zum Rhythmus des Jahres gehörenden, für alle gemeinsamen Dorffeste schliefen ein. Die Vereine lebten auf und feierten ihre Feste, wobei sie in den seltensten Fällen die ganze Dorfgemeinschaft erfaßten. Ohne Frage sind die eine Bildungsarbeit leistenden oder eine Ueberlieferung pflegenden Vereine für das kulturelle Leben des Dorfes von Bedeutung. Sie wirken auch gemeinschaftsbildend, aber wo, wie in unserm Dorf, zwölf oder mehr Vereine bestanden, da bildeten sich nur zu leicht Teilgemeinschaften heraus, die im Wettstreit mehr gegeneinander als miteinander arbeiteten. Es fehlte da die zusammenfassende Idee, die alle in den Dienst des Ganzen stellte.

Dieser Gedanke gewinnt seit einem Jahr wieder an Boden. Der Bauer ist wieder zu Ehren gekommen. Man hat sich auf die Kraftquellen bäuerlichen Brauchtums und ländlicher Kultur besonnen, und damit hat man den alten Dorffesten ihren Sinn und Wert zurückgegeben. Die von der nationalsozialistischen Regierung eingesetzten nationalen Feiertage, der Tag der deutschen Arbeit und das Erntedankfest sind wieder eine Angelegenheit der ganzen Gemeinde geworden.

Diese beiden Feiertage sind uns nicht nur Gabe, sondern mehr Aufgabe, sie nach Form und Inhalt würdig zu gestalten. Der Gedankeninhalt des Tages muß stark, lebendig und volkstümlich zum Ausdruck kommen, damit ein inneres Miterleben aller Feiernden erreicht wird. Wir haben uns in G. um eine solche Gestaltung bemüht. Die Vorbedingungen sind hier nicht die günstigsten. Wohl zählt die Gemeinde 1000 Einwohner, doch lebt nur die Hälfte in der geschlossenen Siedlung zusammen, während die andern ringsum auf dem Felde verstreut wohnen. Die räumliche Entfernung von oft mehr als 3 Kilometern hemmt eine

feste Gemeinschaftsbildung, nimmt einem großen Teile der Gemeinde die Möglichkeit der Teilnahme an den Vorbereitungen der Feste und bringt sie so um einen wertvollen Teil der gemeinsamen Erlebnisse. Diejenigen aber, die trotz des weiten Weges zu den Arbeiten und Uebungen kommen, sind auch unsere treusten und zuverlässigsten Mitarbeiter, sie scheuen nicht Wind und Wetter, und wenn sie mit der Laterne ihren Weg suchen müssen. Ein weiterer Mangel ist das Fehlen eines ausreichenden Festplatzes — eines Dorfangers —, so sind wir gezwungen, zu jedem Fest einen andern Platz zu suchen und herzurichten. Schwierigkeiten bereitet bei uns auch die Deckung der Unkosten. Die Mittel für die großen nationalen Feiertage müßten unbedingt von der Gemeinde als Ganzes aufgebracht werden, um so auch jedem, auch dem ärmsten Dorfgenossen die Teilnahme zu ermöglichen. Alle diese Hindernisse sind aber nicht so groß, als daß wir sie nicht mit Erfolg hätten überwinden können.

An erster Stelle unter den Festen unsers Dorfes steht natürlich der Tag des deutschen Bauern. Vier Wochen vor dem großen Tag versammeln sich die politischen Leiter und die Leiter der Berufsstände und Vereine, jetzt geeint in dem Willen, den Erntetag zu einem Fest besten Stiles zu gestalten. Es muß alles bis ins Kleinste geplant und eingeteilt werden, klare Organisation ist die erste Vorbedingung für ein gutes Gelingen. Träger des äußeren Rahmens ist die Bauernschaft und — nicht zu vergessen — die Bäuerinnen, denn sie sind für ein gutes gemeinsames Werk schneller zu gewinnen als die Männer. Den Rahmen mit gediegenem Inhalt zu füllen ist Aufgabe der jüngeren Generation, wie sie vereinigt ist in der Jungbauernschaft, Gesangverein, SA., Reitertrupp, HJ., BdM. und Schule. Die Uebungsstunden setzen ein. Allmählich tritt das Thema „Erntefest" immer mehr in den Vordergrund des Denkens und Erzählens der Dorfbewohner. Vierzehn Tage vor dem Fest, an einem Sonntag nachmittag, findet eine öffentliche Singstunde statt. Als Auftakt zu dem eigentlichen Erntetag werden hier Erntelieder eingesungen. „Im Märzen der Bauer sein Rößlein einspannt" . . . und „Juchheißa juchhei, die Ernt' ist vorbei" . . ., so klingt es fröhlich durch den Saal. Den Ansingechor bilden B.d.M. oder Gesang-Verein, das Schulorchester spielt vor und begleitet. Als Handwerkzeug dienen uns die billigen Liederblätter, die der Verlag Kallmeyer, Wolfenbüttel („Singstunde" und „Liederblatt der Hitlerjugend") oder der Bärenreiterverlag, Kassel („Lieder für Alle") liefert. Wenige Tage vor dem Erntedanktag kommen dann die Mädel zusammen, die keiner Organisation angehören und die darum auch an den Uebungsstunden nicht teilnehmen konnten, und bereiten den Schmuck für den Festplatz, für die Festwagen und für die Kirche. Sie fertigen die Erntekrone und den „Alten" an, winden Girlanden, schneiden bunte Bänder usw., sie erhalten bei dieser Gelegenheit gleich ihre Aufgaben für den Erntetag selber, sind so mittuend in die feiernde Gemeinschaft gestellt und brauchen nicht als unbeteiligte Zuschauer abseits zu stehen. — Am Sonnabend sollten eigentlich die letzten Vorbereitungen — Festplatz und -wagen — erledigt sein, doch da groß und klein in der Kartoffelernte beschäftigt ist, muß manches bis zum Sonntag vormittag bleiben. Besser wäre es, wenn am Sonnabendabend die Vorbereitungen abgeschlossen wären und sich jedermann daran freuen könnte. So wäre die Einstimmung für den kommenden Festtag geschaffen.

Feierliches Glockengeläut leitet am nächsten Tage den Erntedanktag ein. „Nun danket alle Gott" so klingt es vom Turm her über das noch stille Dorf. Bald aber wirds überall lebendiger. Die Dorfkapelle zieht über die Straße mit klingendem Spiel. Dieweil wir keine größere Kapelle bekommen konnten, nehmen wir, was wir haben: eine Handharmonika, eine Klarinette, eine Trompete, eine Geige, Pauke und Trommel. Das ist unsere Dorfkapelle. Sie spielt, — die Instrumente stimmen zufällig zusammen, — nachdem sie etwas vorgeübt hat, sehr fein und zackig, und sie hat dabei den Vorzug, eben eine „echte" Erntefestkapelle zu sein. Noch einmal sollen die Dorfbewohner auf den großen Tag hingewiesen und festlich eingestimmt werden. Eine Singegruppe singt im Laufe des Vormittags an verschiedenen Stellen des Dorfes fröhliche Volkslieder.

Nach altem Brauch findet sich die ganze Gemeinde um 1 Uhr in der Kirche zum Erntedankgottesdienst zusammen. Was die Orgel an Lobes- und Dankhymnen hergeben kann, das muß an diesem Tage erklingen: „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre . . ." Die Gemeinde und der Kirchenchor stimmen nun ihre Lob- und Danklieder an: „Die Ernt' ist nun zu Ende, der Segen eingebracht." Nachdem der Pastor das gesagt hat, wovon eines jeden Landmannes Herz an diesem Tage erfüllt ist, singen der Gesangverein vom Chor herab und die hellen Kinderstimmen vor dem Altarraum gemeinsam und einstimmig das alte ostpreußische Erntelied:

„Das Feld ist weiß, der Aehren Häupter neigen
Sich, ihrem Schöpfer Ehre zu bezeigen.
Sie rufen: Schnitter, laßt die Sichel schallen
Und unsers Herren Lob laut widerhallen. —

Ein Jahr, Allgüt'ger, ließest du es währen,
Bis uns gereift die Saat, die uns soll nähren;
Nun du sie gibest, sammeln wir die Gabe.
Von deiner Huld kommt alle unsre Habe."

(Singstunde Nr. 56, Lieder der Ostmark.)

Dieses Lied, der gemütvollen, frommen Denkungsart des ostdeutschen Volkes entsprossen, ist schlicht und echt in seiner Sprache und in seiner Weise. Wir wollen es in einer Choralsingstunde einsingen, damit es im nächsten Jahre aus aller Mund zum Lobe Gottes erklingen kann.

Nach dem Gottesdienst wird der Festzug aufgestellt. Jeder hat seinen bestimmten Platz im Zuge, bald steht alles bereit, und es geht fröhlich und doch feierlich durchs Dorf. Voran eine Gruppe von Reitern mit bunten Bändern wie die Hochzeitsbitter, dann die Kinder mit ihrer eignen Musik; eine Gruppe von ihnen als Kartoffelbuddler mit echten, flickenbenähten „Kruphosen" oder mit Sackschürzen, eine andere als Hütejungen oder Gänsemädel, geführt von „Hans im Glück", noch eine andere als Gärtner und Gärtnerinnen, die Erzeugnisse des Schulgartens zeigend, vorweg wird eine Karre mit einem Riesenkürbis geschoben. Nun folgen: der erste Erntewagen, die Schnitterinnen mit der Erntekrone, ein Wagen mit den Früchten des Feldes, die Bauern, ein Wagen, der für die Landbutter wirbt, ein anderer, auf dem die Guster Mädchen zeigen, daß sie auch selber ihr Leinen für die Aussteuer herstellen können, dahinter die Bäuerinnen, alsdann ein Ehrenwagen für die Altbauern, dessen Radspeichen und Leitern wie in alten Zeiten mit Strohseilen und bunten Bändern umflochten sind, die Jungbauern und die Männer der Arbeitsfront mit geschmückten Sensen und Flegeln bewaffnet, die Knechte mit ihren Peitschen, die so gewaltig knallen können, dazwischen war schon die beliebte Dorfkapelle. Es marschieren dann die Handwerker des Dorfes, auch von einem Wagen begleitet, auf dem eifrig geschmiedet, gehobelt, gesägt und gemauert wird. Den Schluß bilden ein Trupp SA und HJ. Dazwischen immer wieder hoch zu Roß und in guter Haltung die Leute vom Reitertrupp. Das Ganze bietet ein wunderschönes, farbenprächtiges Bild, das Bild einer nach einem Willen und mit einem Willen marschierenden Dorfgemeinschaft.

Auf der Festwiese im Unterdorf endet der Umzug, und alles was zu Fuß ist, marschiert um den Erntebaum herum im Kreise auf; den Ordnungsdienst versieht die SA. Dann ziehen die Reiter und die Festwagen unter den Klängen der Dorfkapelle feierlich ein, machen noch stolz eine Runde um den Platz, um sich von allen Seiten bewundern zu lassen, und fahren in breiter Front vor dem Fußvolk auf. Ein gemeinsam gesungenes Lied, in einer offenen Singstunde vorbereitet, leitet den Festakt ein: „Juchheißa, juchhei, die Ernt' ist vorbei". (Singstunde Nr. 69 — Erntedank). Die Festrede darf nur kurz sein und soll das bringen, was unser Dorf besonders angeht, denn als eigentliche Festrede hören wir ja später durch den Großlautsprecher die Rede des Führers. Und nun schlägt das Erntespiel alle in seinen Bann. Ist doch ein jeder irgendwie — sei es durch gemeinsame Lieder oder durch den Umzug — daran beteiligt. Schnitter und Schnitterinnen kommen singend in den Kreis, wo die Burschen nun den „Alten" fertig machen. Die Mädchen sind inzwischen weitergegangen, die



Erntefest in Gust: Umzug mit der Erntekrone im Festspiel
Aufn.: Vogeler.

Erntekrone zu holen. Unter Singen und Juchzen bilden sie den Erntezug, und Johann, der die Bräuche des Landes nicht kennt, muß den Alten tragen. Wohl 100 Spieler und Spielerinnen haben sich zwanglos aufgestellt, voran die Dorfkapelle, und los geht es um den Platz herum. Wer Lust hat, der zieht mit. Unterdessen ist Liese, die Köchin, mit den ausgelassenen Kindern erschienen: „Kranzköst ist heut', heididelda, da freun sich alle Leut' — die Kinder sind schon da . . ." Sie hält eine Gießkanne verborgen, und, wie der Festzug herannaht, fällt auf den „Alten" und seinen Träger ein kühler Wasserstrahl hernieder. Großes Hallo und ungebändigte Freude! „Leid tut der arme Johann uns zwar, doch der Wettersegen muß sein fürs kommende Jahr." „Nun ruhig, Leute, der Schulze kommt daher." Schon stimmen die Mädchen an „Mit lautem Jubel bringen wir dir diesen Aehrenkranz" (Singstunde Nr. 69). Die Kranzträgerin tritt vor und überreicht die Erntekrone mit den alten Kranzversen, wie sie schon vor Jahrhunderten in pommerschen Gutsdörfern gesprochen wurden. Der Schulze nimmt die Erntekrone entgegen, spricht zu seiner Gemeinde und fordert zum Lobe Gottes auf. „Lobe den Herren", so klingt es aus vielen hundert Kehlen über das Feld. Zwei Schnitter sind vorgetreten und ziehen die Krone am Erntebaum hoch. „Er hängt, er hängt, der blanke Kranz, beginnt ihr Schnitter Reigentanz . . ." Da schreiten auch schon die Schnitterinnen in ihren schlichten, kleidsamen weißen Leinenkleidern um die Erntekrone zum Tanz. „Nun fröhlich gemut und schwinget den Hut, die Ernt ist vorbei, ist vorbei . . ." Die Schulmädchen lösen mit einem andern Spiel ab: „Wollt ihr wissen und wollt ihr verstehn, wie der Bauer tut seine Arbeit". Eine Gruppe kleinerer Kinder kommt singend vom Felde, sie tragen ihre Körbe, mit Aehren gefüllt, und singen vergnügt das alte Lied der Aehrenleserinnen „Wolln heimgehn, wolln heimgehn, der Korb ist voll, es ist getan . . ." Nun bleiben auch sie bei der fröhlichen Erntegesellschaft und lauschen mit der ganzen Festgemeinde gespannt den alten Sagen, von denen die Jungfer Köchin zu berichten weiß. Spieler und Hörer sind nachdenklich geworden, sie finden sich noch einmal zusammen in dem Gedanken, dem sie nun singend Ausdruck geben:

Kein schöner Land zu dieser Zeit,
Als wie das unsre weit und breit . . .

Daß wir uns hier in diesem Tal
Noch treffen so viel tausendmal,
Gott mag es schenken, Gott mag es lenken,
Er hat die Gnad.

Das ist unser Erntespiel. Es ist uns allen nun schon ein guter Bekannter geworden, dieweil wir es schon zum 2. Male spielten. In seiner Urform übernommen haben wir es aus der „Spielgemeinde", (Verlag A. Strauch, Leipzig) gestalteten es für unsere heimatlichen Verhältnisse um und werden es in Zukunft zu jedem Erntefest spielen. Es soll unser Erntespiel werden, das uns in jedem Jahr von neuem zusammenführt. Was außerdem noch beim Erntefest geschieht, mag kurz erwähnt werden. So weit noch vor oder nach der Rede des Führers Zeit bleibt, zeigen verschiedene Gruppen noch ihr Können. Altes Brauchtum soll dabei nach Möglichkeit lebendig werden. Das geschieht z. B., wenn die Reiter sich um das Abschlagen der Tonne bemühen, wenn die SA lustige Staffelläufe durchführt oder beim Tauziehen um den Sieg ringt, oder wenn die Hitlerjungen spaßige Reiterkämpfe ohne Pferde ausfechten. Volkstümliche Tummelspiele — auch solche für alle — sollten bei keinem Fest fehlen, sie waren früher im Schwange und machen auch heute erst das richtige Volksfest aus. Daß abends beim Erntetanz auch leichte Volkstänze ihren Platz haben müssen, ist selbstverständlich, sonst ist's eben kein richtiger Erntetanz [1]).

Ueber die andern großen Volksfeste des Jahres bleibt nur wenig zu sagen. Was im Vorhergehenden ausgeführt ist, gilt z. B. auch für die Maifeier, nur daß eben der Inhalt ein anderer und der Träger der Vorarbeiten hauptsächlich die Arbeitsfront ist. Es wird viel zu wenig beachtet, daß in diesem Festtag die Tradition der altdeutschen Maifeiern und auch der Pfingstbräuche fortleben soll, wie es besonders in diesem Jahre die Feiern der Reichshauptstadt zum Ausdruck brachten. Dazu kommt das Kulturgut neuerer Zeit, in dem die deutsche Arbeit der Stirn und der Faust in Lied und Dichtung gefeiert wird. Sehr wertvolle Anregungen geben da die schon erwähnte „Spielgemeinde", die Heftchen, die als Rüstzeug vom Reichsamt für Volkstum und Heimat, Berlin SW 19, herausgegeben werden, die Jugendbühne, Zickfeld-Osterwieck, und die Liederblätter der Hitlerjugend (Kallmeyer-Wolfenbüttel).

Ein altes Volksfest, das wie bei uns wohl in allen Dörfern lebendig blieb, ist das Kinderfest. Es verläuft hier in seinem äußeren Rahmen so, wie es wohl überall üblich ist, mit festlichem Auszug, Wettkämpfen und Tummelspielen, gemeinsamem Kaffeetrinken und Schneckenessen, — wobei auch Rekorde aufgestellt werden. Was wichtig erscheint, ist, daß

[1]) Praktische Winke zum Einüben von Volkstänzen geben die Hefte des Verlages Teubner, Leipzig; der Hanseatischen Verlagsanstalt, Hamburg; die Tanzspiele der Wegscheide, Diesterweg, Frankfurt a. M.; Schulz: „Bunte Tänze aus Pommern", Verlag Teubner, Leipzig. Anregungen für Tummel- und Volksspiele bieten: „Das Buch der Volksspiele", Voggenreiter-Verlag, Potsdam, und Sohnrey: „Feste und Spiele des deutschen Landvolks", Deutsche Landbuchhandlung, Berlin.

der Tag einen Höhepunkt hat, der die ganze Gemeinde vereinigt bei Wort, Lied und Spiel. So hatten wir in diesem Jahre in unserm Programm neben einem ernsten Teil, der dem deutschen Volk und seinem Führer gewidmet war, auch einen fröhlichen, in dem der Sieg des Sommers über den Winter gefeiert wurde. Im Mittelpunkt steht das Kernlied „Heut ist ein freudenreicher Tag" (Aufrecht Fähnlein, Bärenreiterverlag, Kassel). Alle nehmen am Kampf der Jahreszeiten teil durch das Singen des Kehrreims „Ihr Herren mein, der Sommer ist fein! Schließlich wird der vermummte Winter vom Platz vertrieben, eine lustige Kinderschar kehrt, bunte Bänder schwingend, zurück, um mit einem Aufzugstanz, dessen Rhythmen von allen Zuschauern durch Klatschen angedeutet werden, den Sieg des Sommers zu feiern. Ein Bewegungskanon wird getanzt, ein gemeinsames Lied eingesungen und mit diesem Gesang zieht die ganze Festgemeinde um das Gehöft des Bauern R., in dessen Garten wir feiern.

An Festen und Feiern, welche sich an die ganze Dorfgemeinschaft wandten, erlebten wir noch Elternstunden der Schule, Sonnenwendfeiern und ein Fest der N.S.V. Die Fahnenweihe der politischen Ortsgruppe G. war ein ganz großer Tag. Da waren alle Nebenorganisationen der Partei in den Rahmen gespannt worden und hatten irgendwie mitzuwirken. „Unsere Fahne flattert uns voran" so bekannten sich Jungvolk, Jungmädel und Schülerorchester zur neuen Fahne, mit Sprechchören schwur die H.J. Gefolgschaft, mit begeistert gesungenen Liedern reihte sich die Arbeitsfront ein, während nach der Weiherede die S.A., der B.d.M. und das Jungvolk mit einem Bewegungschor, begleitet vom Gesang der Festgemeinde, und mit einem Fahnenaufmarsch dem Ganzen einen sinnreichen, eindrucksvollen Abschluß gaben.

Von den Festen der geschlossenen Gemeinschaften wie S.A., Gesangverein, Kriegerverein u. a. kann hier nur gesagt werden, daß sie immer Ausdruck der Gesinnung waren, die in diesen Gemeinschaften lebt. — Auch von den kirchlichen Feiern, die einen bedeutenden Einfluß auf das Leben der Dorfgemeinschaft haben, kann nur einiges angedeutet werden. Die Weihnachtsfeier am heiligen Abend in der Kirche findet ihren Höhepunkt in dem Eitelborner Krippenspiel, das ebenso wie das Erntespiel in unserer Gemeinde traditionell werden soll[2]). Es wird mehrere Jahre von denselben Jungen und Mädeln gespielt werden, auch wenn sie nicht mehr der Schule angehören. — Die Heldengedenkfeier fand abends vor dem Kriegerdenkmal im Scheine der leuchtenden Fackeln statt und gestaltete sich zu einer ganz besonders eindrucksvollen Feierstunde. Der Sonntag Cantate war durch eine offene Choralsingstunde vorbereitet worden. So konnte denn die Gemeinde an diesem Tage wirklich neue Lieder dem Herrn singen; das neue Gesangbuch bietet dafür eine Fülle guter Choräle besonders aus der Zeit Luthers. Auch alle andern kirchlichen Feiern wurden durch Wort, Lied und Musik zu Erbauungsstunden.

Die vorstehenden Zeilen zeigen, welchen bedeutsamen Anteil bei uns in G. die Feier am Gemeinschaftsleben des Dorfes hat. Sie können aber nur andeuten, wie weit das Erleben solcher Stunden die einzelnen Glieder der Gemeinde zur Dorfgemeinschaft zusammengeführt hat. Daß die großen Volksfeste immer den Mutterboden für eine werdende Volksgemeinschaft bilden müssen, sei noch einmal klar herausgestellt. Vorbedingung ist, daß der Grundgedanke des Tages stark und deutlich von allen erlebt wird, indem sie selbst irgendwie tätig, — irgendwie dabei sind. Erst wenn alle mittun, erfolgt jene seelische Ausrichtung, die wir Gemeinschaft nennen. Gelingt es, jeden Dorfgenossen aktiv hineinzustellen in die feiernde Gemeinschaft, so wird er fest verwurzeln mit Volkstum und Heimat, so wird ihm Freude geschenkt, und die Freude gebiert die Kraft. Und: „Es ist nichts Besseres, denn daß ein Mensch fröhlich sei bei seiner Arbeit!"

---

[2]) Wertvolle Anregungen für das Laienspiel, das hier nur kurz gestreift werden konnte, geben: „Das deutsche Volksspiel" und Münchener Laienspielführer, beide bei Christian Kaiser, München; Neuer Ratgeber, bei Strauch, Leipzig, und die Spiele von Martin Luserke im Boggenreiter-Verlag, Potsdam.

Vom Kalkbachtal

Von Martin Reepel

Vom Südende des stattlichen Papenzin-Sees auf den Virchow-See zu streicht der breite, steinreiche Wall der bis zu 239 m ansteigenden Hauptendmoräne mit der davor gelagerten kuppigen Moränenlandschaft, einem reizvollen Wirrsal von Kleinformen an Erhöhungen und Vertiefungen. Umrandet wird das Ganze von den Großformen der im Zickzack ausgerichteten sogenannten Urstromtäler, ab Rummelsburg nordwärts, über Gr. Reetz westwärts auf Pollnow zu, dann südlich, an Gutzmin vorbei, und endlich im scharfen Knick als Raduetal abermals westlich. Und die natürliche Abgrenzung dieses zwischen Sydow und Rummelsburg gelegenen Hochlandes, dessen Mittelpunkt und Blickfang auf der Karte gewissermaßen der stattliche Papenzin-See ist, wird dadurch vollendet, daß vom Urstromtalknick südlich Gutzmin her eine eigentlich mit dem Niedersee anhebende Talsenke zielbewußt südwärts gegen die Endmoräne, Richtung Gr. Carzenburg, vorstößt, das Kalkbachtal.

Aber nicht das damit umgrenzte Sydow-Rummelsburger Hochland steht hier zur Besprechung; denn es gehört von Gottes und Rechtes Wegen zum Kreise Rummelsburg, sondern das sich vorsichtig auf der Grenze haltende, zwischen dem Rummelsburger und dem ehemaligen Bublitzer Kreise gelegene Kalkbachtal. Und indem wir es im Voraufgegangenen nach seiner Lage bestimmt haben, wollen wir es nunmehr, um die Gründlichkeit fortzusetzen, in der „Erscheinungen Flucht" einordnen.

Ein Blick auf die Karte schon zeigt dem Beobachter allerlei Seltsames.

Da ist zunächst die Tiefe des Tales, d. h. die Meereshöhe seiner Sohle von 80—86 m innerhalb eines Gebietes, das in geringer Entfernung Höhen über 200 m erreicht. Der Spiegel des Niedersees liegt 80 m hoch, der des 1500 m entfernten Kamin-Sees 160 m. Welche Wasserkraft ließe sich hier gewinnen, wenn der Kamin-See die nötigen Zuflüsse hätte, um als Stausee dienen zu können! So profitieren vielleicht aus diesem Höhenunterschied nur die am Kalkbachtal bei Neumühlenkamp hervorsprudelnden sehr starken Quellen, und es ist interessant, wie sie sich ihr Quelltal langsam rückwärts und dem Kamin-See entgegenschneiden. Daß heuer an diesen stattlichen Hängen der Segelflug eine Stätte hat, ist nach dem Gesagten nicht mehr überraschend.

An diesen Hängen, an denen Bäche in dünnen Wasserfäden in steinigen Betten plaudernd abwärts rinnen und Regenrinnen ihnen, wenigstens zeitweise, nacheifern. Bald hier, bald da, mit großen und kleinen Blöcken „gepolstert", von Büschen begleitet, furchen sie die Bergflanken, Natururkunden, die der Naturfreund im von der Kultur eroberten Lande mit Freuden begrüßt. Ihre größte die in mehreren Kilometern Länge vom alten Sensenschmiededorf Sydow 70 m abwärts steigende breite Wolfsschlucht, die im Sommer trocken liegt, zur Zeit der Schneeschmelze aber den Charakter eines Gießbaches hat.

Und immer wieder wühlen die Wasser große und kleine Geschiebe aus dem Boden dieses einst auch oberflächlich steinreichen Landes. Denn man ist diesem Steinreichtum erbarmungslos zu Leibe gerückt, seit Jahren! Das ging langsam, als noch vor 50 Jahren, je nach Bedarf, also dann und wann, ein Wagen in mühsamer Fahrt einen roh behauenen Block zur nächsten größeren Stadt, Köslin oder Belgard, brachte. Das ging rasend schnell, als Bahn und Chausseen ihren Bedarf an Schotter und an größeren Blöcken anmeldeten und diese Fracht gar den Bau einer Kleinbahn von Pollnow aufwärts nach Sydow und Richtung Breitenberg-Steinberg rentabel machte. Ja, damals ward die gewaltige Blockpackung des Steinberges (234 m) völlig zerstört, und man mußte den auf der Höhe stehenden Stein der Landesvermessung im Werkschuppen in Schutzhaft nehmen, sonst hätte er sein geheiligtes Leben wahrhaftig eines Tages unter den Steineknackern des Schotterwerkes ausgehaucht. Er steht heute etwas niedriger als früher, wenn auch die Sicht von der Höhe immer noch den Raum vom Höhenzug bis zum Gollen, nahe dem Ostseestrande bei Köslin, überbrückt. Aber der Steinreichtum war einmal, und die Bahn verkehrt bloß noch bis Sydow und dann nur an Markttagen.

Steinreichtum! Eigentlich müßte man ja den Anfang seiner Nutzung in recht ferne Zeiten zurückverlegen, wie die Gruppe von 12 Hügelgräbern beweist, die, von einer Steinsetzung umschlossen, am Hange unterhalb von Sydow liegen. Ja, sie erinnern unwillkürlich an die Häufung von Gräbern in den aus geologischen Gründen einst steinreichsten Gegenden Rügens. Aber das nur nebenbei; denn wir sind inzwischen hinabgestiegen zum Niedersee und haben das nicht gerade sehr umfangreiche Niederungsgebiet an seinem Rande betreten, und hier wartet unser nahe dem Ausfluß der Radue eine weitere Ueberraschung.

Torfstichartige Gruben sperren uns den Weg; aber von ihren Wänden leuchtet es

weiß; denn wir haben es mit ausgedehnten Lagern von aus Quellwassern abgesetzten Sinterkalken zu tun, die ja auch dem dem Niedersee zufließenden Kalkbach und dem Kalkbachtal den Namen gegeben haben. Kalkhaltiger Boden, Kalklager! Und das bedeutet mehr! Denn da grünt am Abhang des Tales unterhalb Breitenberg der schöne Kalkwald und rahmt den an Mühlen reichen Wiesengrund zwischen Mühlenkamp und Drawehn, der vor Jahrtausenden sicher ein Seebecken wie der Niedersee war, ehe der Kalkbach die Schwelle nordwärts so tief durchsägte, daß das meiste Wasser abfließen konnte. Und hier, nahe dem Niedersee, was grüßt uns vom Wiesenboden und aus lichtem Bruchgehölz? Da blüht, als wenn das eine Selbstverständlichkeit wäre, der herrliche Frauenschuh, die kalkliebende Orchidee, Cypripedium calceolus. Gott schütze sie vor Pflanzensammlern und rupfenden Naturfreunden, vor Bodenkultivierung und anderen Irrungen und gebe ihr Frieden im Kalkbachtal wie den stillen Hügelschläfern an seinem Hange! Denn schließlich: nicht immer muß menschliche Nutzung alles Herrliche und Heilige in der Natur zerstören! Die Kalkgruben, bescheiden genutzt, tun es nicht, und die unscheinbaren spielzeugkleinen Kalköfchen, die sich in Resten, ihnen nahe, finden, haben es auch nicht getan. Es müßten erst Gewinnsucht und Rücksichtslosigkeit kommen . . .

Nicht uninteressant ist die Frage der Entstehung des Kalkbachtales, wiewohl wir sie weder lösen, noch als gelöst bezeichnen wollen. Ein Urstromtal haben wir nicht vor uns; aber auch seine Ausweitung durch eine Gletscherzunge kommt als allein bestimmend nicht in Frage. Denn dazu ist das Tal in allen seinen Einzelheiten zu unausgeglichen. Deutlich treten mehrere Becken in die Erscheinung, von denen eins höher liegt als das andere; von Hügeln zangenartig umschlossene Einzelstücke, die durch das einstige Vorhandensein strömenden Wassers oder bewegten Eises nicht zu erklären wären! Und es wird schon so sein, daß es sich hier um Formen handelt, die auf die Schub- und Druckwirkung des Eises wie überall in der kuppigen Grundmoräne zurückzuführen sind, während das Wasser



Aufn. Dr. Otto Wegner

Bauernhof in Drawehn

früher oder später nur gewissermaßen nachgeholfen hat, um uns ein einheitlich scheinendes Talgebilde als Endprodukt zu überliefern.

Gewiß ist die tiefe Senke vorhanden, und immer wieder ist sie eindrucksvoll genug, wenn man, was ich sicher jährlich einmal tue, von der Bahn Bublitz—Pollnow aus, aus dem Zuge, vor und hinter Drawehn gen Osten späht, wo die Konturen welliger Höhen plötzlich im Luftraum der Talhohlform versinken, um in einer Entfernung von mehreren Kilometern wieder als jenseitiger Talrand mit Kuppen und Schluchten, mit dem Kalkwald und Einzelgehölzen und Baulichkeiten aufzutauchen. Das scheint ganz der Blick von Hochfläche zu Hochfläche zu sein, wie man ihn vom Pollnower Urstromtal, vom Oder- oder Randow-Tal her kennt, und ist es doch nicht. Denn ein Blick von einer der Randhöhen selbst zeigt immer wieder, wie vielgestaltig nicht nur die Talrandzone ist, nein, auch die Talsohle.



Wiesenkalkgrube im Kalkbachtal nahe Sydow
Aufn: Reepel

Und wie schön ist das Landschaftsbild, ist das Kalkbachtal, im ganzen wie in seinen einzelnen Abschnitten. Von seinen Rändern gesehen, imponiert die lichterfüllte Weite und Tiefe, die immer zugleich auch liebenswerte, lockende Einzelheiten ahnen läßt. Schau herab von den Heidehügeln bei Sydow mit dem von Ziegen verbissenen Gestrüpp und den die Kuppenhänge umrandenden Ziegenpfaden, mit den grauen Findlingen, vielleicht Resten von Hünengräbern: da liegt 80 m tiefer die blanke, spiegelnde Fläche des Niedersees mit ihrer gleich einer Scheibe darauf schwimmenden Insel. Da grüßen gleich blauen Meereswogen die mit Nadelwald bestandenen Höhen jenseits. Und ist's ein trüber Tag und der Herbstwind schüttelt die trockenen Fruchtstände der starrschönen Silberdistel, dann ist das Auf und Ab ferner Hänge und Kämme dem Kommen und Gehen riesenhafter dunkler Wellen noch täuschend ähnlicher. Oder raste an den rauschenden Wassern bei Neumühlenkamp oder im Wiesengrunde unterhalb Drawehn, wenn Heuduft in der Luft flattert, während dich der Kalkwald in den Buchenschatten locken will! Und ist nicht die das Kalkbachtal in zahlreichen Windungen querende Chaussee eine der schönsten Straßen Pommerns! Mit immer wechselnden Blicken, mit immer neuer Lockung, eine Fahrt oder Wanderung zu unterbrechen und an steinigen Hängen emporzuklimmen und den Blick vom Rande eines dem Verderben entronnenen Riesenblockes in die Weite schweifen zu lassen, weit ins schöne Kalkbachtal hinein . . .

Rundschau

Der Wuhrberg

Es waren zwei Königskinder
Die hatten einander so lieb . . .

Wer kennt es nicht, das bittersüße Lied von Liebeslust und Leid, das sich, so lange es Menschen gibt, immer und überall wiederholt? Und doch, wer von Ihnen, verehrte Leser und Leserinnen, weiß, daß die alte Sage Heimatrecht im stillen Ostpommern hat, und daß sogar eine Loewesche Ballade den Schauplatz dieser Sage, den Wuhrberg, besingt? *)

Dort, im ehemaligen Kreise Bublitz, liegen nahe beieinander zwei große, waldumdunkelte Seen, der Virchowsee und der Große Stüdnitzsee. In der Eiszeit, als ganz Nordeuropa unter dem Panzer gewaltiger Eismassen lag, mögen sie entstanden sein. Auf die keine 300 m breite Landenge zwischen beiden Seen hinauf hat die Eispressung einen mächtigen Dünenkopf geschoben, trotzig, steil zum Virchowseee abfallend, gleich als ob eines jener riesigen Ungeheuer der Vorzeit auf dem Wege quer über die Landenge zu Stein und Sand erstarrt wäre. Das ist der Wuhrberg.

Seine Spitze umgibt ein alter Ringwall, die Burg trotziger Wendenfürsten, wie die Tonscherben beweisen. Vielleicht auch — wer weiß? — schon in vorslawischer Zeit Stützpunkt und Zufluchtsort der germanischen Ureinwohner.

Gegenüber bei Grumsdorf liegt eine zweite, weit größere Burganlage von ähnlichem Alter, die Burgwallinsel. Zwischen diesen beiden Burgen dehnt sich strahlend hell der mächtige Virchowsee. Weit gedehnt, zart und schwungvoll sind die Linien dieser Landschaft, weich und duftig ihre Farben — ein bezwingendes Bild von heroischer Größe, voll feierlicher Stille und seltsam beruhigender Harmonie.

Ein silberner Wasserstreifen im Virchowsee verbindet zu Zeiten die beiden Burgen. — Das ist die Furt, die der Königssohn auf weißem Pferde in stiller Mondnacht durchritt, wenn er seine Liebste auf dem Wuhrberg zu sehen kam.

Der Königssohn ertrank im See, die Burgen sind vergangen, die Tränen aber, die die Königstochter um ihren Liebsten geweint, sind nicht vergessen, sie leben im Liede fort. Und wenn heute frohe Jugend, für die der Kreis Bublitz am Fuße des Wuhrberges eine stattliche Jugendherberge mit großem Sportplatz, mit Bootshaus und Badeanstalt errichtet hat, im Bering des alten Burgwalls ihren Reigen tanzt, dann mag sie wohl auch der anderen Sage gedenken, daß im Wuhrberg ein Königskind in goldener Wiege begraben liegt. Im Gedächtnis an alle Toten, die an dieser Stelle gelebt und gekämpft haben, mag sie sich dann der Mahnung erinnern, die auf einem verwitterten Grabe auf dem alten Friedhof in Bublitz steht:

Tretet leise auf diesen Staub,
Ihr, die Ihr redlichen Herzens seid,
Denn die hier schlafen,
Sind Euch nah verwandt!

Und zugleich mag die Jugend, wenn sie aus weit entlegenen Teilen Deutschlands hier zusammenkommt, die Verpflichtung fühlen, die schöne, heute so wenig bekannte und doch dem Germanentum vor Jahrtausenden schon so vertraute Ostmark mit neuem

*) „Der Wurl", Ballade von L. Giesebrecht.

Leben zu füllen. Hier mag die Jugend erfahren, wie die Erinnerung an verklungene Leiden den Lebenden neue Kraft zu schenken vermag. Es rufen auch hier die Stimmen der Geister, die Stimmen der Meister:

Versäumt nicht zu üben die Kräfte des Guten.
Hier flechten sich Kronen in ewiger Stille,
Die werden mit Fülle
Die Tätigen lohnen.
Wir heißen Euch hoffen!

Dr. Rudolf Mallmann, Trier.

Im Satansreich . . .

Die „Sydower Schweiz" ist erst durch die Forschungen und die Schriften des verdienstvollen Heimatforschers Karl Friedrich Kohlhoff mehr in der Oeffentlichkeit bekannt geworden. Ihm verdankt sie auch den Namen. In dieser landschaftlich reizvollen Gegend liegt das durch seine Sensenschmiede weit bekannte und berühmte Dorf Sydow. Meilenweit in der Runde führt es im Volksmunde auch die Bezeichnung „Satansreich". Vor vielen, vielen hundert Jahren gefiel es dem Teufel, hier seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Als vornehmer Herr von edlem Stande mit ausgedehntem Landbesitz, der sich um Sydow, Breitenberg, Hölkewiese bis an den Bölzigsee erstreckte, trieb er hier viele Jahre lang unerkannt gar arg sein böses Wesen. Da hörte er auch von der bildschönen Tochter eines polnischen Fürsten, der ein großes und stolzes Schloß auf der Feldmark des hübschen Gutes Klein-Wittfelde an den bewaldeten Ufern des Bölzigsees bewohnte. Die Tochter wurde wegen ihrer Schönheit allgemein „Der Stern von Polen" genannt. Freier in unabsehbaren Scharen warben um sie. Doch sie wurden alle abgewiesen. Der Teufel wurde von den Reizen des schönen Menschenkindes angelockt und beschloß, um sie zu werben. Die junge Polin fand Gefallen an dem stattlichen Mann, der allerlei schätzenswerte Vorzüge an sich hatte. Doch als der Teufel nun um ihre Hand anhielt, gab sie ihm nach längerem Ueberlegen doch einen Korb, weil er einen verunstalteten Fuß hatte.

Der Teufel war darüber sehr betrübt. Aber er gab sein Ziel, das schöne Menschenkind für sich zu gewinnen, noch nicht auf. Er versuchte eine neue List. Der polnische Fürst war als Feinschmecker und Leckermaul weithin bekannt. Darum schlug der Teufel ihm eine Wette vor, wer von ihnen in der eigenen Küche das schmackhafteste Essen liefern könne. Der Polenfürst nahm die Wette an und bestimmte die Hand seiner Tochter als Preis. Der Teufel aber setzte als Gewinn sein ganzes Besitztum fest. Er war sehr siegessicher, da er einen sehr geschickten Koch hatte. In der nächsten Nacht zog er nun nach dem fernen Savoyen und holte sich dort Maränen, die es damals im Pommerlande noch nicht gab. Auf der weiten Reise aber war sein Fischbeutel durchgescheuert, und eine große Menge Maränen fiel heraus in das schöne klare Wasser des Bölzigsees. Als er mit dem Rest der Fische im „Satansreich" ankam, war aber sein Koch geflohen. Er mußte also notgedrungen die Maränen selbst zubereiten. Weil er aber von dieser Kunst gar nichts verstand, so kochte er eine nur wenig wohlschmeckende Speise daraus. Der polnische Fürst dagegen hatte mehr Glück. Am nächsten Morgen brachte ihm sein Fischer einige von den verlorenen Maränen, die er im Bölzigsee gefangen hatte. Sie wurden sofort schmackhaft zubereitet und dem Teufel vorgesetzt. Er mußte zugeben, daß sie besser schmeckten als das Gericht, das er selber bereitet hatte.

So hatte der Teufel seine Wette verloren und sein ganzes Besitztum verspielt. Voller Zorn flog er zur Hölle, holte einen gewaltigen Sack voll Feldsteine herauf und wollte damit den Bölzigsee zuschütten. In seinem Zorn ging er aber sehr wenig sorgsam mit seiner Last um. Der Sack zerriß, und die Steine streuten in dichtem Regen über die ganze Gegend hin. Dieses Mißgeschick erbitterte den Teufel noch mehr. Er schüttete auch den letzten Rest der Steine über sein ehemaliges Besitztum und verwandelte auch all die schönen Apfelbäume darin in ungenießbare Hölken, Hilken oder Hiltschen. Seitdem heißt ein Dorf in jener Gegend heute noch Hölkewiese, und Sydow heißt bis auf den heutigen Tag im Volksmunde „Satansreich".

Die übrig gebliebenen Maränen aber vermehrten sich im Bölzigsee und gelangten später auch in die übrigen Seen der Umgegend.

(Unter Benutzung von Otto Knoop, Volkssagen . . . aus dem östlichen Hinterpommern Nr. 249.)

Georg Horn.

Der Topfhelm aus Dargen

Am Westausgange unseres Dorfes liegt hinter dem Gehöft des Sattlermeisters Schulz inmitten von Wiesen in dem Winkel zwischen Lenzbach und Ellerbach der Wall. Das Gehöft wurde in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von dem Tischler Reetz neu erbaut. Er trug den Wall ab, um sich einen Garten anzulegen, und schaffte die Erde in den angrenzenden Sumpf. Bei diesen Erdarbeiten wurden ein Topfhelm, ein Grapen aus Glockengut und ein Sporn gefunden, die einem Museum übergeben wurden.

Nachforschungen über den Verbleib der Gegenstände haben ergeben, daß sich ein Topfhelm des 13. Jahrhunderts vom Schloßberg in Dargen bei Bublitz im Zeughaus in Berlin befindet mit der Verzeichnisnummer A D 14311 (Siehe Abbildung). Ueber den Verbleib von Sporn und Grapen hat sich bisher nichts ermitteln lassen. Der Topfhelm ist von der Seite aufgenommen. Er ist oben flach, gleichsam tschakoähnlich, mit Augenschlitzen versehen und folgt etwas der Wölbung des Gesichts. Unterhalb der Augenschlitze findet sich eine Anzahl Luftlöcher, um das Atmen zu erleichtern. Dieser schwere, einem eisernen Topfe ähnelnde Helm wurde über den Kopf gestülpt, auf dem er eigentlich nur hing.



Topfhelm von Dargen

Der Topfhelm aus Dargen gelangte am 5. Juli 1869 in die Königliche Kunstkammer und von da 1876 in die neugegründete Waffensammlung des Zeughauses. Dort wird er zu den kostbarsten mittelalterlichen Waffen gezählt. Außer diesem ist in Pommern nur noch der Fund eines Topfhelms aus dem 14. Jahrhundert bekannt geworden. Er stammt aus Lestin, Kreis Kolberg-Körlin und befindet sich im Pommerschen Landesmuseum in Stettin.

Georg Horn.

Der Stock des Königs

Christian Kranz, ein Bauernsohn aus Ubedel, diente im Siebenjährigen Kriege bei den Gardes du Corps, der Leibwache des großen Königs. In einer der Schlachten des Krieges, wahrscheinlich bei Zorndorf (25. 8. 1758), wo das Regiment heldenmütig gegen die Russen focht, wurde Kranz schwer verwundet und blieb hilflos auf dem Felde liegen. Der König, begleitet von dem Rittmeister von Wackenitz und wenigen Reitern, bemerkte beim Ritt über das Schlachtfeld den schwerverwundeten Kranz, der mühsam versuchte, sich weiterzuschleppen. Friedrich der Große ritt heran und schenkte Kranz ein spanisches, mit goldenem Knopf versehenes Rohr, damit er sich besser forthelfen könnte. Mehr konnte im Augenblick nicht getan werden; denn die Schlacht stand auf des Messers Schneide und wurde erst spät durch einen umfassenden Angriff der preußischen Reiterei unter Seydlitz entschieden.

Friedrich war ein wahrer Vater seiner Soldaten, der immer mitten in der Kolonne ritt und oft genug am Lagerfeuer mit seinen Leuten schlief. Das Wohl der Verwundeten und Invaliden lag ihm besonders am Herzen. Davon legt zum Beispiel ein Brief Zeugnis ab, den der König in demselben Jahre 1758 an den Fürsten Moritz von Anhalt-Dessau, den Begründer von Neudorf, richtete. Es heißt da in getreuer Nachschrift u. a. folgendermaßen: „Es mus alle Bursche gesagt werden, das ich das Vertrauen zu Sie hette, das sie bei dieser Campagne als brahwe Soldahten Sich halten Solten, und verspreche ich vohr Sie zu sorgen, wie ichs imer gethan hette, aber noch mehr vor die zu tun, die etwa Könten lahm geschosen werden."

Kranz kam mit dem Leben davon und kehrte nach Ubedel zurück, wo das kostbare Geschenk des Königs noch lange auf dem väterlichen Hof aufbewahrt und mit Stolz gezeigt wurde. Ein Nachkomme Kranz's schenkte den Stock um 1860 dem damaligen Prinzen von Preußen, dem späteren Kaiser Wilhelm I. Die männliche Linie der Familie Kranz soll in Ubedel ausgestorben sein.

Herbert Haack.

Der Teufel in der Bublitzer Kirche

Der Küster der Bublitzer Kirche war alt und vergeßlich geworden. Sonntags, nach dem Gottesdienst, versäumte er es oft, die Kirchtür zu schließen. Die gute Gelegenheit benutzte der alte Schimmel eines Gastwirts am Markt. Das Pferd war von der Weide entlaufen, kam auf dem Weg zum Stalle an der offenen Tür vorbei und trabte hinein in das Gotteshaus. Der Küster, der nach einer Weile vorbeikam, sah die Tür offenstehen und schloß ab. Eine ganze Woche lang tobte der Schimmel in der Kirche umher, warf alle Bänke um, die damals noch frei im Schiff standen und fraß vor Hunger die Altardecke und alle alten Kränze, die in erreichbarer Höhe an den Wänden hingen. Als alles Eßbare verzehrt war, benagte er die Bänke und den Altar. Erst am Sonnabend kam der Küster wieder zum Abendläuten, schloß auf und sah entsetzt alle Bänke umgeworfen, den Altar kahl und beschädigt. Hinter der Kanzeltreppe aber erhob sich im Dämmerlicht eine riesige, weiße Gestalt. Laut schreiend warf der Küster die Tür zu, rannte auf den Markt und erzählte den zusammenlaufenden Bürgern: „In ons Kerch ös de Diewel!" Der Pfarrer wurde geholt. Niemand aber wagte sich in die Kirche. Erst nach einigen Wochen, als nichts mehr im Gebäude zu hören war, fand sich ein tapferer Mann, der Bauer Kolterjahn, der, mit einer Mistgabel bewaffnet, es mit dem Gottseibeiuns aufnehmen wollte. Beherzt öffnete er die Tür, ging zum Altar, nahm das, was die Ratten von dem verhungerten Schimmel übriggelassen hatten, auf seine Forke und warf es aus der Kirche. Der hocherfreute Pastor schenkte Kolterjahn zum Lohne ein Stück des Kirchenackers. Seit diesem denkwürdigen Ereignis aber sagt man in Bublitz von den Kolterjahns, daß sie sich auch vor dem Teufel nicht fürchten.

Herbert Haack.

Frät ut Bublitz

Ein Bublitzer Bürger namens Frät machte einmal eine Reise nach Rummelsburg, wo er geschäftlich zu tun hatte. Es war noch in der Postkutschenzeit, in der man vor Antritt solcher Fahrt sein Testament machte und das Haus bestellte. Frät hatte sich nicht genug zu essen mitgenommen, kam nach langer, beschwerlicher Reise in Rummelsburg an, wo er sofort ins nächste Wirtshaus stürzte, um seinen Riesenhunger zu stillen. Kaum stand die volle Schüssel Eisbein mit Sauerkraut, sein Lieblingsessen, vor ihm, so war sie auch schon leer. „Noch enmol datsülbe!!" schrie Frät, und der Wirt rannte zur Küche. Dreimal im ganzen mußte er diesen Weg machen und konnte sich nicht genug über Frät's Leistungen wundern. Nach der dritten Portion brachte er dem hungrigen Gast unaufgefordert noch eine vierte. Er wollte sich nicht nachsagen lassen, daß man bei ihm nicht satt werden könnte. Frät bezwang auch die vierte Ladung noch zur Hälfte. Dann aber legte er schnaufend den Löffel weg und stöhnte: „Ick dank, ich bin dick, ick hebb all naug, ick will nich mehr, Dunnerwetter, ick bin Frät ut Bublitz!!" „So füh'st ok ut!" lachte der Wirt, sehr stolz darauf, daß es ihm gelungen war, diesen Gast gesättigt zu haben. Die Worte des wackeren Frät sind sprichwörtlich geworden. Man sagt sie, besonders in der Rummelsburger Gegend, wenn man zum Essen genötigt wird und beim besten Willen nichts mehr einpacken kann.

Herbert Haack.

Zikowski aus D.

Der Bauer Zikowski war schon ein älterer Mann. Er lebte seit Jahren mit seiner Frau in Unfrieden. Das kam nicht polternd und donnernd zum Ausdruck, sondern beide Ehegesponsen schwiegen sich zu einander aus. Jeder tat seine Arbeit — wie nun schon lange — beide aßen an einem Tisch, und vieles ging wie verabredet und besprochen, aber — es wurde nie ein Wort gewechselt.

Da wird Frau Z. krank. Die hilfreiche Nachbarin kommt, sieht, daß die Sache ernst ist, und holt den Pastor.

Der alte Pastor war oft genug am Krankenbett gewesen und merkte wohl, daß es zu Ende ging. So geht er denn zum Ehemann, der draußen hantiert, und redet ihm gut zu, sich doch mit seiner Frau zu vertragen und sie in ihrer letzten Stunde nicht allein zu lassen.

Z. hat nach Bauernart zugehört, sich aber bei seiner Arbeit nicht stören lassen. Dann schweigt der Pastor. Z. sieht ihn listig an und erwidert schließlich:

„Joa, joa, dat is joa allens recht gaud, Herr Pastor, oawer verdroagen dau ik mi nich mit är!!"

„Aber Zikowski, bedenken Sie doch!"

„Nee, nee, darut wart nischt!"

„Na, dann beten Sie wenigstens für ihre Frau, daß ihr der liebe Gott beisteht!"

„Joa, dat war'k dann!!"

Am nächsten Tage wird der Pastor gerufen, um das Abendmahl zu reichen. Er sieht, daß es zu Ende geht, und unternimmt einen letzten Versuch, die beiden Alten doch noch auszusöhnen.

Zikowski bleibt jedoch störrisch. Der Pastor ist darüber ärgerlich und wirft ihm vor:

„Und gebetet haben Sie für Ihre Frau auch nicht!!"

„Joa doch, Herr Pastor!!"

„Na, das glaube ich nicht. Sie können ja gar nicht mehr beten. Was haben Sie denn gebetet?"

„Ik häw bät't: Leiw Gott, nimm Sei henn und quäl Du Di mit demm Dunnerlüchting so lang, as ik mi mit em quält hew, denn ward Di dat uk woll öwer sin!!" O. M.

Onkel Ernst

Es soll hier nicht versucht werden, ein Lebensbild von ihm zu geben; ich will auch keine „Läuschen un Rimels" von ihm erzählen. Das, was er uns war, was er uns ist, das werden wir später einmal beschreiben. Jedes Kind kennt ihn; so manche Mutter macht ihr Söhnchen auf ihn aufmerksam: „Sieh mal, das ist Onkel Ernst, der war schon mein und Omamas Lehrer!"

So mancher Veteran erinnert sich seiner Reden zu Kaisers Geburtstag, zum Sedantag, zu andern festlichen Gelegenheiten. Keiner konnte es ihm darin gleichtun, und gern denken wir, die wir damals 1914/15 drinnen und draußen waren, daran, wie er viele der kleinen Päckchen, die uns gütige Hände bereiteten, mit mutigen Versen zierte, die voll von feinem Humor waren und uns fröhlich machten.

Hier ist eins der Kriegsgedichte für seine Kameraden und Kollegen vom Jahre 1915. Mancher wird diesen und den erkennen, wenn auch einige von uns gingen und andere eine andere Zeit aus dem Städtchen verschlug: O. M.

Fliege, Karte, und künde den waffentragenden Männern:
Sitzen sah ich dahier in ragender Halle am Quelle des Waldes
Weisheitsäende Männer und Weiber der Schule,
Trinkend Arabiens braunen, duftenden Trank,
Sorgsam gemischt mit der Milch, der fetten, der Waldkuh,
Essend auch süßes Gebäck von Ceres goldenen Aehren —
Verboten war's vom Rate der Alten,
Doch heimlich bereitet von kundiger Herdfrau —
Redend von felszertrümmerndem Wurfgeschoß,
Von todanwehenden Lüften und Pfeilen sonnenstürmender Flieger,
Gedenkend der Männer im Graukleid der Feldschlacht:
Engels, des vielgeliebten, auf Flanderns Ebene,
Mannhaft wehrend dem Anprall tückischen Inselvolks,
Werners daneben, des wurfgewaltigen Schleuderers —
Ach, nun klagend der erzzerrissenen Rechten
Dittchens, des weitgewanderten Ostmanns,
Listig und kundig des Weges, nachführend dem Heer
Nährendes Brot und Speck, Rauchkraut und brennendes Wasser,
Trapps, des ragenden Wächters der Feste im Westen,
Bernhards des Guten, aus erdbedeckten Höhlen
Sendend den Tod in der stürmenden Gallier Reihen,
Heidels, dem lieblich einst klang des Tempels Posaune,
Heilkräftige Salben nun streichend den Wunden,
Weiches Geflock von der Wolle des Baumes auflegend,
Zahlen zu Zahlen prüfend und rechnend nun setzt er,
Drefkes, dem lustig Lied von lachender Lippe einst floß,
Zwängend in eisenbewehrte Haut des Rindes
Nun die Füße pommerschen Landvolks,
Müllers, Ottos, des Jüngsten, schnellfingerig,
In heerbanngebietender Runde der Führer
Einst schreibend die Namen schwertfähiger Männer des Gaus,
Mühsam jetzt klemmend die Schenkel auf Rücken reisiger Rosse,
Arthurs und Richards, der Donnerer westwärts und ostwärts,
Gustavs und Kasburgs, zornmütig nun stampfend den Sand am Gestade der Ostsee,
Sieg ihnen wünschend und glückliche Heimfahrt. E. K.

Das vorliegende Heft

verdankt sein Zustandekommen in erster Linie den unermüdlichen und zielbewußten Bemühungen des Herrn Mittelschullehrers Herbert Haack in Bublitz. Wir sprechen ihm auch an dieser Stelle unsern sehr verbindlichen Dank aus. Abgesehen von einzelnen wenigen Arbeiten besaß das Land Bublitz bisher keine literarische Darstellung. Wir freuen uns, daß diese Lücke nunmehr als geschlossen betrachtet werden kann.

Der Umschlag des Heftes zeigt das Bublitzer Stadtwappen, das in 9 Farben vom Stein gedruckt wurde. Die Vorlage ist von Herrn Karl Kolterjahn in Bublitz in freundlicher Weise zur Verfügung gestellt worden. Schriftleitung und Verlag.

Herausgegeben von der Heimatvereinigung „Unser Pommerland". Schriftleiter: Gustav Fischer, Stettin. Druck und Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin. Nachdruck der Originalbeiträge ist nur mit Erlaubnis des Verlages gestattet. Alle Sendungen sind an den Verlag der Zeitschrift „Unser Pommerland", Stettin, zu richten. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Johannes Fischer, Stettin. DA. I. 1225.

Die schönste Erinnerung an Menschen, die uns lieb sind, ist eine gute Photographie vom Fachmann!

H. Friese, Handwerklich sowie künstlerisch gut ausgeführte Bilder jeder Art liefert Atelier für moderne Photographie, Bublitz, Kurt Kreth-Straße 317.

Carl Niemeyer
Bublitz i. Pom.
Pommersche Fleisch- und Wurstwaren, ff. Aufschnitt
Seit 1886

Lederlager
Sattler- Schuhmacher- Bedarfsartikel
Schäftestepperei Willy Damitz
Bublitz i. Pom., Kösliner Straße 142

Vorteilhaft und gut kauft man immer bei

Heinrich Klemm, Bublitz

Warengroßhandlung

Kolonialwaren / Kaffeegroßrösterei

Baumaterialien / Kohlen
Düngemittel / Eisenwaren

Pagel & Bülow

Kurt Kreth-Straße — Telefon Nr. 103

Kraftfahrzeuge, Ersatzteile, Betriebsstoffe, Reifenlager, Reparatur-Werkstätten / Kundendienst / Fahrschule

Das Getränke- u. Tabakwaren-Spezialhaus

Kurt Seydel

bürgt für gute Qualitäten

Molkerei Bublitz

e. G. m. b. H.

Modernster Molkereibetrieb Ostpommerns

Großversand von Ia vollfettem Stangentilsiter

2. Preis Reichsnährstandausstellung Erfurt 1934
2. Preis Reichsnährstandausstellung Hamburg 1935

Helmut Räther

Tischlermeister

Bublitz i. Pom.
(am Markt)

Deutsche Möbel

Vollständige Wohnungs-Einrichtungen / Einfache und formschöne Neuzeitmöbel / Eleganteste Luxusmöbel
Bauern-Stilmöbel

Särge / Bestattungen

Sparen ist Rettung für den Einzelnen und Wohlfahrt für Alle!

Sparkasse des Landkreises Köslin

Sparkasse der Stadt Bublitz

Verlagsort Stettin

20. Jahrgang 1935, Heft 5

Unser Pommerland

Monatsschrift für das Kulturleben der Heimat



Pommersche Volkskunde

Herausgegeben von der Heimatvereinigung „Unser Pommerland" / Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin

Gebrüder Horst Stettin

Eingetragenes Warenzeichen

Paradeplatz 18, 19, 20, 21, 22, 23
Gr. Wollweberstraße 19, 20, 21, 22

Modewaren und Ausstattungen

Fernsprecher: Sammel-Nummer 255 11

C. DRUCKER Gegr. 1879
Inh. J. EVERS
Stettin, Roßmarkt 4

ist das Spezialgeschäft Pommerns
für Wäsche-Ausstattungen
Leinen / Baumwollwaren / Betten

Hotel Gust
Stettin
Grüne Schanze 15
Fernsprecher 306 78/79

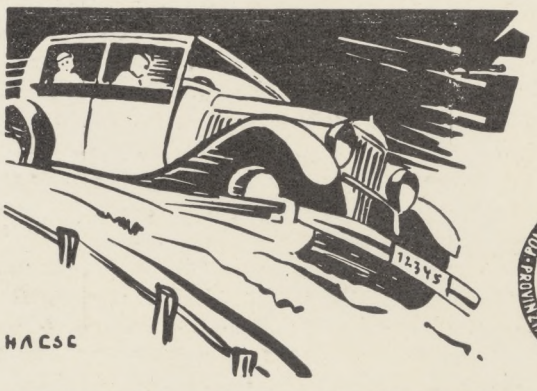
Gut bürgerliches Haus
nahe beim Bahnhof, Post, Rathaus, Amts- und Landgericht, empfiehlt seine behaglich eingerichteten 63 Zimmer mit Warmwasserheizung, sowie Speisen und Getränke zu soliden Preisen
Autogaragen — Tankstelle

Rud. Kunstmann Nachf.
Goldschmied
Kesseler
Stettin, Paradeplatz 12
Gegr. 1898
Werkstatt für Schmuck und Silbergerät
Lassen Sie sich unverbindlich beraten
Jagdschmuck
Gold- u. Silberwaren, Uhren, Bestecke

Bruch gibt's bei jedem Umzug
Trösten Sie sich,
meine große Auswahl in Porzellan, Kristall u. Keramik
macht es Ihnen leicht, die Gegenstände preisw. zu ersetzen!
Seit 1834
Paul Schlegel
STETTIN
LUISENSTR. 9

J. C. Greiner
Paradeplatz 25.
Spezialist für Augengläser

Einbanddecken
für die Jahrgänge 1921 bis 1934 von „Unser Pommerland" sind vom Verlage erhältlich. Preis RM. 1.50.



Autobesitz erfordert Versicherungsschutz
Jegliche Versicherungsmöglichkeit bietet Ihnen zu günstigen Bedingungen die
Pomm. Provinzial-Unfall- und Haftpflicht-Versicherung · Stettin, Pölitzer Str. 1 · Ruf 25441

Pommersche Provinzial-Feuersozietät, Provinzial-Lebensversicherungsanstalt

Geschäftsstelle für Stettin und den Kreis Randow
Falkenwalder Straße 1
Ruf-Nr. 287 88

Deutsche öffentlich-rechtliche Versicherung

Neben Stallmistdüngung ist geregelter Kalkzustand die Voraussetzung für den Erfolg jeder landwirtschaftl. Maßnahme. Wer gesundes Futter für die Tiere und gute Ernten haben will, dünge rechtzeitig und ausreichend mit

Zarnglaffer Kalk!

Vereinigung Nordostdeutscher Kalk- und Mergelwerke
STETTIN, Breite Straße 13
Schließfach 99 — Fernspr. Nr. 245 41, Drahtanschrift: Kalkvereinigung

Unser Pommerland

Monatsschrift für das Kulturleben der Heimat

Verlag von Fischer & Schmidt in Stettin

20. Jahrgang | **Juli/August 1935** | **Heft 5**

Geleitwort

Die Pommersche Volkskunde kann nicht allzuviele sichere, endgültige Ergebnisse vorzeigen. Andere deutsche Landschaften haben viel mehr wegweisende und gut ausgestattete Werke zur Deutschen Volkskunde beigesteuert als Pommern. Man kann bequem an den Fingern die wichtigsten Werke der Pommerschen Volkskunde aufzählen.

So kommt es, daß nicht einmal in Pommern, geschweige denn jenseits der pommerschen Grenzen, recht Klarheit darüber besteht, wie groß die Aufgaben und die Möglichkeiten der volkskundlichen Forschung gerade in Pommern sind und wieviel in stiller Arbeit bereits zur Bewältigung und Erfüllung dieser Aufgaben getan ist.

Vor zwei große Fragen ist die Deutsche Volkskunde in Pommern gestellt. Es gilt, die Haltung pommerschen Volkstums an der Grenze gegen den Osten zu erkennen. Zwar bedarf es heute nicht mehr eines langen wissenschaftlichen Nachweises, daß das Land Pommern deutsch ist. Diese Tatsache dürfte sich inzwischen auch bei denjenigen herumgesprochen haben, die sich aus Prinzip oder aus unwissender Hartnäckigkeit dagegen sträuben. Aber es bedarf noch langer Arbeit, bis die volkskundliche Wissenschaft lebensgetreu zeigen kann, wie das Schicksal deutschen Volkes auf pommerschem Kolonisationsboden war, welche Ströme hier zusammengeflossen sind, welche Wirkungen über den deutschen Volksboden nach dem Osten ausstrahlen, mit welchen Fäden Pommern an seine östlichen Nachbarn gebunden war und ist. So ist das Gesicht des pommerschen Volkskundeforschers zunächst gegen den Osten gerichtet.

Aber die Pommersche Volkskunde darf sich durch diese großen Aufgaben nicht einengen lassen. Sie muß sich den Blick nach dem Norden frei halten. Die Arbeit der Wissenschaft in den letzten Jahren hat gezeigt, daß das pommersche Volkstum in wesentlichen Zügen mit nordischen Ländern verbunden ist. Allerdings reichen unsere heutigen Forschungseinrichtungen längst noch nicht aus, alle hier sich erhebenden Aufgaben erfolgversprechend in Angriff zu nehmen. Wir vermögen zwar Einzelnes an solchen Zusammenhängen zu sehen und zu zeigen, aber Weniges können wir mit Sicherheit erklären. Wirken hier nur verhältnismäßig junge, wechselseitige Beeinflussungen? Oder liegt nicht vielmehr eine alte, Jahrtausende überspannende völkische Verwandtschaft vor?

In all diesen Fragen vermag die Pommersche Volkskunde nichts, wenn sie sich vereinzelt. Sie wird aber Vieles leisten, wenn sie in gemeinsamer Arbeit mit anderen Wissenschaften voranschreitet.

Die folgenden Aufsätze sollen in freier, lockerer Uebersicht zeigen, wo die Pommersche Volkskunde heute steht und wo sie noch besonders viel zu arbeiten hat. Vollständigkeit ist nirgends erreicht und auch nicht erstrebt. Die einzelnen Beiträge wenden sich an Alle. Zu Allen zu sprechen, kann gesunder, richtiger Volkskunde nicht schwer fallen. Die Volkskunde hat es niemals verstanden, daß es nötig sein soll, Stoff, Sprache und Ton zu wechseln, wenn sie aus dem engen Kreis der Fachgelehrten heraustritt und sich an das ganze Volk wendet. Die Volkskunde als Wissenschaft braucht sich nicht volkstümlich zu geben, denn sie ist volkstümlich und volksgemäß ihrem Wesen und ihrem Sinne nach.

Mancher wird überrascht sein zu hören, daß allein die Arbeit des Volkskundlichen Archivs für Pommern von fast 2000 Helfern und Mitarbeitern getragen wird. Man soll aber bedenken, daß auf rund tausend Pommern immer erst ein Einziger kommt, der tätig an der Pommerschen Volkskunde mitwirkt. Die Pommersche Volkskunde soll ein wirklichkeitsgetreues Lebensbild des pommerschen Volkstums zeichnen. Darum wollen die hier vereinigten Aufsätze überzeugend und zwingend zeigen, daß die Pommersche Volkskunde einen Jeden angeht, und sie wollen ihr neue Helfer für die weitere Arbeit werben.

Wenn nun dieses Heft „Pommersche Volkskunde" einem Fachmann außerhalb Pommerns

in die Hände kommt, so könnte der vielleicht sagen, die volkskundliche Forschung in Pommern sei doch noch sehr unentwickelt. Bestimmte Fragenkreise träten zu stark hervor. Andere würden noch ganz übersehen, und die Pommersche Volkskunde schöbe einseitig gewisse Forschungsmethoden in den Vordergrund. Es werde zwar vielerorts und vielerlei gesammelt und beschrieben. Aber es fehle sehr an den „großen Gesichtspunkten", am „weiten Wurf" und an der „großen, fertigen Ueberschau".

Darauf ist zu antworten: Die Pommersche Volkskunde spürt die Verantwortung, die sie zu tragen hat, und sie will die zweiten und dritten Schritte nicht vor dem ersten tun. Sie ist im Begriff, Boden zu gewinnen, sich zu orientieren, ihre Kräfte zu ordnen. Sie steht an einem schweren, verheißungsvollen Anfang, nicht aber vor einem geruhigen, bequemen Abschluß.

Karl Kaiser, Greifswald.

Volkskunde als volksschöpferische Aufgabe

Von Herbert Bischoff

Die Volkskunde hat lange um ihre Anerkennung als Wissenschaft kämpfen müssen. Das war selbstverständlich zu einer Zeit, wo der Begriff Volk keinen inneren Wert besaß. Anders mußte es aber werden, als man das Volk nicht nur als eine „biologische, soziologische", sondern endlich als politische Erscheinung sehen und kennen lernte. Das prägt sich denn auch deutlich in der Geschichte der Volkskunde selbst aus. Justus Möser, Friedrich Ludwig Jahn, die Brüder Grimm, Wilhelm Heinrich Riehl[1]) usf. sind dem Volkskundler Persönlichkeiten, die ihm mehr sagen als viele von denen, die die Großen ihrer Zeit waren. Es läßt sich aber nicht leugnen, daß auch die Volkskunde unter den gleichen Erscheinungen gelitten hat, die das Zeitalter des Liberalismus und die Wissenschaft des 19. Jahrhunderts beherrschten. Jene Erscheinungen, die sich darin ausdrückten, daß man wohl die äußere Verschiedenartigkeit der Menschen nicht ableugnen konnte, ihre geistigen und seelischen Sonderheiten aber verneinte und durch den Rationalismus der „Milieutheorie" zu vergewaltigen suchte. Mit dem Rasseerwachen mußte daher eine andere Wertschätzung der Volkskunde zwangsläufig eintreten. Matthes Ziegler bringt in einem Aufsatz[2]) eine Auseinandersetzung mit den verschiedenen Auffassungen innerhalb der Volkskunde der Vergangenheit und zeigt den Weg zur Selbstbesinnung auf ihr ursprüngliches Wesen, das unter dem Einfluß des mechanistischen Denkens des vergangenen Jahrhunderts teilweise verloren gegangen war. Für ihn wird die Volkskunde zu einer politischen Forderung aus eigenem Verantwortungsgefühl, das geboren ist im Kampf um die arteigene Weltanschauung. Das ist die gleiche Forderung, die Wolfgang Schultz[3]) für die Vorgeschichte stellt:

„Jede Wissenschaft strebt auf ein weltanschauliches Ganzes hin, sucht die ganze Welt aus ihrem Gesichtswinkel zu erfassen."

Wenn die Volkskunde diesen Ausgangspunkt einnehmen will und muß, so sehen wir deutlich die Notwendigkeit einer Auseinandersetzung und Abgrenzung gegen jene Forschung, die dieser Forderung nicht entspricht. Wir sehen aber auch die Pflicht, die dem ernsten Forscher dadurch entsteht, daß auf ihm im völkischen Staat die Augen aller volkstumsbewußten Kreise ruhen.

Der Begriff „Volk" ist selbst für die Volkskunde im Laufe der Zeit von verschiedenem Inhalt gewesen, was z. B. Jahn veranlaßte, ihn durch „Volkstum" zu ergänzen, wodurch in gewissem Sinne sicherlich die Gefahr einer Auflockerung und Gegenüberstellung entstehen konnte. Was bei ihm und später besonders bei Riehl ausschlaggebend ist, ist die Auffassung vom Volk als einer Ganzheit. Hier setzt auch die heutige Volkskunde ein, für die Volk die Gesamtheit der völkischen Substanz in all ihren Schichten und Ständen ist. Gerade diese Schichten und Stände haben zeitweise (manchmal auch heute noch) eine verhängnisvolle Rolle gespielt. Auf der einen Seite teilte man das Volk in primitive Unter- und gebildete Oberschicht, auf der anderen Seite schuf man eine Volkskunde der Stände (z. B. Volkskunde des Proletariats!). Der Enderfolg war, daß beide auf das wahre Wesen des Volkstums verzichteten und die Volkskunde dieser Zeit eine Aufzählung von Einzelheiten aus dem

[1]) Wilhelm Heinrich Riehl: Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik. Neue ausgewählte Ausgabe v. Hans Naumann u. Rolf Haller. Reclam. 1934. Wilhelm Heinrich Riehl: Die Naturgeschichte des deutschen Volkes. Herausgegeben von Gunther Ipsen (Kröners Taschenausgabe). Wilhelm Heinrich Riehl: Deutscher Volkscharakter. Ausgew. v. Wilh. Rößle (= Deutsche Reihe, 12). Jena 1933. — Man vergleiche hierzu Darré: Das Bauerntum als Lebensquell der Nordischen Rasse. 2. Aufl. J. F. Lehmanns Verlag. 1933.

[2]) Matthes Ziegler: Volkskunde auf rassischer Grundlage. — In: Nationalsozialistische Monatshefte, Heft 53. 1934. S. 711—717.

[3]) Wolfgang Schultz: Ueber deutsche Vorgeschichte. In: Völkische Kultur, Dez. 1933. S. 320—323.

Leben der verschiedenen Teile des ursprünglich Ganzen wurde. Die Volkskunde wurde zum Spielzeug geistreich und interessant sein wollender Gebildeter, oder es kam, wo tatsächlich noch die innere Bezogenheit vorhanden war, zu den Aufspeicherungen volkstümlicher Gegenstände in den Leichenkammern der Museen, wo dann nur zu oft die einfachsten Tatsachen durch einen gehörigen Zusatz von Sentimentalität verzerrt und sinnlos wurden.

Unsere Absicht ist, Sinn und Aufgabe der heutigen Volkskunde herauszustellen. Im Gären der letzten Jahre hat sich gezeigt, daß angesichts der Ansprüche, die an eine bewußte Volkskunde gestellt werden, eine möglichst klare und erschöpfende Antwort gegeben werden muß. Das ist denn auch bereits wiederholt geschehen.

„Die Volkskunde ist ein Schlüssel zum Bewußtsein des eigenen Volkstums [4])."

Dieses Bewußtsein kann aber stets nur erreicht werden aus dem tätigen Erleben des Volkstums selber. Deshalb fordert Freudenthal:

„Der Weg zum Ziele der erfüllten Volkwerdung ist das unaufhörliche Taterleben der Volksgenossenschaft." . . . . „Erst die fortwährende Begehung eines gesamtdeutschen Lebensstils in Sitte und Brauch und der ständige Aufruf für die Vertretung gesamtdeutscher Daseinsbelange macht den Privatmann öffentlich und die öffentliche Meinung zur politischen Willensäußerung, macht den Einzelnen gliedhaft und die Glieder zum organischen Gefüge eines neuen deutschen Volkskörpers als des Trägers einer „Volksseele" [5])."

Fehlt daher das innere Erlebnis, so verliert die volkskundliche Fragestellung ihren Wert und endet in irgendwelchen nur zu oft erzwungenen Gedankengängen, die nicht den lebendigen Strom der Volksseele erfaßt haben. Es entstehen blutleere Gedankengebilde, die durch andere Fragestellung und Voraussetzung jederzeit verändert und verschoben werden können. Daher hat auch jede wahre völkisch bedingte Volkskunde ihren Ausgangspunkt im Erlebnis des eigenen Volkstums, und nur so kann sie die vielfachen Verästelungen und Aeußerungen der Volksseele, die die Haltung des einzelnen Volksmenschen bestimmen, miterleben und erkennen. Aus dieser Erkenntnis heraus erwächst dann ihre klare Zielsetzung: Den Durchbruch zur Volksgemeinschaft mitgestalten und in die notwendigen Bahnen lenken zu können. Das geschieht bei der Arbeit des Volkskundlers an jeder Stelle, wo auch immer er sich vor eine Einzelerscheinung oder eine volkstümliche Lebensäußerung gestellt sieht, sei diese auch noch so klein und unscheinbar. Deshalb ist es aber auch möglich, daß der Volkskundler — sobald er ein „Volksmensch" ist — von jedem beliebigen Beruf oder Stand herkommen kann. Die einzige Voraussetzung ist eben das Erlebnis und die Fähigkeit, eine Aeußerung als volkstümlich erkennen zu können. Ob das schließlich ein Gelehrter oder der einfachste Volksgenosse ist, bleibt vollkommen gleichgültig.

Das fordert aber ferner von jedem Volkskundler, der Anspruch auf wissenschaftlichen Ernst erhebt und der gehört werden will, daß er die Haltung des Volksmenschen zu seiner eigenen macht und keine Einschränkungen verlangt, etwa weil er sich gebildeter oder gar klüger vorkommt. Es geht hierbei auch nicht um das äußere Tun, sondern allein um das Wie und Warum. Wenn der einzelne Volksmensch sich der Bedeutung seines Handelns meist nicht bewußt ist, gilt es für uns doch zu erkennen, ob hier eine Aeußerung mit Absicht, aus Gefühl oder aus Ueberlieferung geschieht. Nur so wird man dem Leben in seinen tiefsten Ursachen nachgehen können. Das Ergebnis, soweit wir heute schon von Ergebnis sprechen, ist dieses: Der Volksmensch handelt nicht unter dem Eindruck der Einzigartigkeit seiner Persönlichkeit. Für ihn gilt als oberstes Gesetz und Richtschnur: Entspricht meine Handlungsweise den Forderungen und Gewohnheiten meiner Umgebung und meinen Verpflichtungen gegenüber der Gemeinschaft? Das bedingt aber, daß ihm diese Gemeinschaft einen höheren Wert des Lebens darstellt, dem er sich freiwillig unterordnet und dem er sein Tun unterstellt.

Ein Volkskundler, der außerhalb der Gemeinschaft der Volksmenschen steht oder einer gebildeten, in sich abgeschlossenen Kaste angehört, wird nie zu einem eigenen inneren Erlebnis kommen, sondern an dem wahren Wesen jeglichen Volkstums vorbeigehen und in lebensfernen Konstruktionen stecken bleiben. Die Volkskunde, die als Wissenschaft an die Erforschung eines Sachverhaltes gebunden ist, sieht ihre Aufgabe darin, daß sie ihre Ergebnisse in den lebendigen Strom des Volkstums einschaltet. Ein Beispiel mag zeigen, wie fern man noch vor kurzer Zeit diesen Gedanken war. Das Sammeln volkstümlicher Erscheinungen hatte dazu geführt, daß man allerorts in den Museen Volkstrachten finden konnte. Die Beschäftigung mit ihnen führte zu dem Versuch, die Trachten, wo sie bereits ausgestorben waren, wieder lebendig zu machen. Ein Versuch, der von städtischen Kreisen ausging und schließlich erreichte, daß im Laufe der Zeit eine Reihe von Trachtenvereinen entstand. Der etwa noch vorhandene Rest ehemaliger Pracht — denn meist

[4]) Karl Kaiser: Die Deutsche Volkskunde in Pommern (= Pommernforschung. Zweite Reihe: Veröffentlichungen des Volkskundlichen Archivs für Pommern, Heft 1). Universitätsverlag Ratsbuchhandlung L. Bamberg, Greifswald. 1934. S. 10.

[5]) Herbert Freudenthal: Deutsche Wissenschaft im Kampf um das Volk (Zur volkserzieherischen Sendung der Volkskunde). de Gruyter & Co. 1935. S. 7/8.

sah und suchte man nur das Auffällige, Farbenfrohe und Festliche bei dieser Angelegenheit — wurde aus Truhen und Schränken hervorgeholt und sollte den romantisch-idealistischen Anspruch einer kleinen Schicht befriedigen, die selbst nicht einmal als Träger dieses Volksgutes in Frage kam. Diejenigen aber, die die berufenen Fortführer dieser Ueberlieferung hätten sein sollen, sahen meist sehr schnell das Unnatürliche und Unwürdige ihrer Lage. Sie konnten letzten Endes nicht verhindern, daß die Geschäftstüchtigkeit gewisser Kreise ihnen den letzten Rest von Zusammengehörigkeitsgefühl mit diesem Stück der Vergangenheit aus dem Herzen riß. Wer daher ernsthaft und mit offenen Augen seine Beobachtungen machte, erkannte bald die Ursachen und den Widersinn des Ganzen.

„Alle Versuche, sie („die Trachten") zu erhalten, sind darum nutzlos, und wenn man sich heute so viel Mühe gibt, ihrem Untergange vorzubeugen, so liegt darin ein gut Teil städtischen Eigennutzes . . .[6])."

Erst aus der Erkenntnis der tieferen Ursachen ergibt sich die Möglichkeit, neue Wege zeigen zu können.

„Das stolze Berufsbewußtsein, das unserem Bauern unter der Ungunst der Verhältnisse eine Zeitlang abhanden zu kommen drohte, befestigt sich heute wieder mehr und mehr, und es zeigt sich hier und da schon in einer bewußt zur Schau getragenen Rückkehr zur Bauerntracht, zu einer wirklichen Bauerntracht, nicht zu dem Zerrbilde, was höfische und städtische Modeeinflüsse daraus machten, indem sie sogenannte Volkstracht in das Volk brachten, das sich ihrer jetzt entledigt[6])."

Hier sehen wir den Begriff Volkstracht einer neuen Wertung unterzogen. Der Bauer ist nicht mehr Vertreter des Volkes schlechthin, sondern er ist Angehöriger einer besonderen Berufsgruppe. Diese Erkenntnis ist dann immer weiter vorgedrungen. Als die Landesbauernschaft sich mit der Trachtenfrage beschäftigte, war es für sie selbstverständlich, daß etwas ganz Neues geschaffen werden mußte.

„Unmöglich ist es, die alten Volkstrachten des vorigen Jahrhunderts wieder zu empfehlen. Die äußeren Merkmale eines verflossenen geschichtlichen und wirtschaftlichen Abschnittes lassen sich nicht in die Gegenwart verpflanzen; die lebendige Verbindung zwischen der Kultur des Landes und der alten Tracht würde . . . . fehlen. Deshalb erfolgt auf Anregung des Reichsnährstandes für das ganze Reichsgebiet die Einführung einer neuen eigenständischen Tracht[7])."

Daß durch die Einführung einer eigenständischen Tracht die Aufgabe nicht gelöst ist, steht heute für jeden Einsichtigen fest. Ausschlaggebend ist und bleibt allein, ob hinter der einzelnen Erscheinung der ganze Mensch aus seinem innersten Wesen wirkt. Darum heißt es auch, hier richtig einsetzen.

„Bringen wir . . . . dem Bauern seine Standesehre wieder und geben wir ihm den Glauben an seinen Eigenwert wieder, so schaffen wir damit eine notwendige Voraussetzung für sein Brauchtum. Bringen wir ihm im folgerichtigen, unerschütterlichen Nationalsozialismus seine ursprüngliche, die arteigene Weltanschauung wieder, so ist eine weitere Voraussetzung geschaffen. Bringen wir ihm das Erlebnis der Gemeinschaft . . . . und bringen wir ihn restlos dazu, im Bauerntum nicht mehr eine Wirtschaftsform, sondern eine ewige Lebensform zu erblicken, mit anderen Worten: wird ihm das Bauerntum wieder das bestimmende Grunderlebnis für alle Dinge seiner Seele, seines Geistes und seiner Lebensgestaltung — dann können wir sicher sein, daß es auch wieder Trachten geben wird, die wir nicht „eigenständisch" zu *nennen* brauchen, sondern die ganz einfach — *bäuerlich sind*[8])."

Damit ist in wenig Worten gezeigt worden, daß aus der Erkenntnis heraus die Aufgabe entsteht, wobei es besonders erfreulich ist, gerade die Jugend zum Einsatz bereit zu sehen. Nicht im Sinne der überlebten Romantik, sondern aus der lebensnahen Gegenwart sucht sie diese Aufgabe zu verwirklichen. Nur von inneren Voraussetzungen her ist für sie lebendiges Brauchtum möglich.

Wenn unser Beispiel sich auf die Trachten beschränkte, die meist nur als Bauerntrachten bekannt sind, so soll damit nicht jene Anschauung vertreten werden, als wäre Volkstum gleich Bauerntum. Es sollte vielmehr gezeigt werden, daß eine Gemeinschaftsform, sobald sie ohne Inhalt dasteht, früher oder später zerfällt, auch wenn sie zunächst noch künstlich erhalten wird. Für den Volkskundler kommt es nicht auf Aeußerlichkeiten an. Er fragt nach dem Warum, denn nur von hier aus ist der Uebergang von der Erkenntnis zum Handeln möglich. Es gilt, den Volksmenschen zu erkennen und die Volksgemeinschaft zu erfüllen. Dabei wird sich immer wieder zeigen, wie groß diese Aufgabe ist und wie selten der einzelne Forscher eigentlich zu eigenem Handeln kommt. Ihm bleibt es in den meisten Fällen vorbehalten, andere anzuregen und durch seine Erkenntnisse zu fördern. Die letzte Erkenntnis kann aber stets nur lauten: ist an dieser Stelle noch Volk, geht es hier um arteigen oder artfremd,

[6]) Hermann Löns: Für Sippe und Sitte. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Wilhelm Deimann. Sponholtz Verlag, Hannover. 1924. S. 84—90.

[7]) Hermann Glander: Graue Wolle — Bunte Trachten. — In: Das Bollwerk, Dez. 1934. S. 21—23.

[8]) Hans Strobel: Bauerntrachten gefällig? — In Wille und Macht, Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend, 15. Mai 1935. S. 14—17.

um gemeinschaftsgebunden oder einzelgängerisch? Kann die Volkskunde nicht zu dieser Erkenntnis kommen, so hat sie ihren Sinn verloren. Gelingt es ihr aber, dem „Volk im Werden" den Weg zur wahren Volksgemeinschaft zu weisen, so hat sie ihre Aufgabe erfüllt und mit dazu beigetragen, die deutsche Volksschöpfung zu verwirklichen [9]).

[9]) Aus der wissenschaftlichen Behandlung des Volksbegriffes seien hier noch folgende Werke angegeben: Fritz Stroh: Der volkhafte Sprachbegriff. Niemeyer Verlag. 1933. — Max Hildebert Boehm: Volkstheorie und Volkstumspolitik der Gegenwart. Junker & Dünnhaupt. 1935. — Schmidt-Rohr: Mutter Sprache (Vom Amt der Sprache bei der Volkwerdung). Diederichs, Jena. 1933. 2. Aufl. (= Schriften der deutschen Akademie 12).

Beiträge zur Kulturgeographie Pommerns

Von Dr. Hermann Bollnow

I.

Die Verbreitungskarten vorgeschichtlicher und volkskundlicher Formenkreise zeigen mancherlei überraschende Uebereinstimmungen, worauf schon R. Holsten seit 1913 hingewiesen hat [1]), und was jetzt bei der eingehenderen Arbeit der Vorgeschichte und Volkskunde immer schärfer hervortritt. Eine einseitige Kulturkreislehre könnte daraus folgern, daß vorgeschichtliche Kultur- und Stammesgrenzen sich bis in die Gegenwart hinein erhalten hätten. Das gibt es natürlich in einzelnen Fällen [2]), besonders wo ausgeprägte natürliche Grenzen vorliegen, aber in Pommern ist das aus mancherlei Gründen nicht der Fall.

Erinnert sei nur an die Tatsache, daß etwa 500 Jahre lang in Ostdeutschland slawische Stämme gewohnt haben, die in keinem Siedlungszusammenhang mit den vor ihnen hier ansässigen Germanen gestanden haben [3]). Schon wegen dieses slawischen Zwischenspiels im germanisch-deutschen Osten ist es unmöglich, daß vorgeschichtliche Grenzen sich auch nur bis ins Mittelalter gewahrt hätten. Dazu hat Pommern im Laufe seiner Jahrtausende zu viele Völkerbewegungen erfahren.

Die deutsche Kolonisation stellt eine derartige völlige Neubesiedlung des Ostens dar, und zwar durch Siedler, die aus den verschiedensten Gegenden Westdeutschlands gekommen sind, — es fand also keine einheitliche „Stammeswanderung" statt. Seit dem 13. Jahrhundert sind allerdings die Bevölkerungsverhältnisse ziemlich konstant geblieben, und die Forschungen R. Holstens haben sich ja gerade darauf bezogen, Kulturgrenzen aus der Kolonisationszeit zu erkennen an den Uebereinstimmungen einzelner sprachlicher Erscheinungen (Verbreitung der Bezeichnungen für Storch, Regenwurm, Ameise, Ziehbrunnen, Marienkäfer, Blaubeeren, Kartoffel u. a.), der Bauweise (Dorfkirchen, Bauernhaus) und des gegenwärtigen Brauchtums (Bespannung der Ackerwagen, Osterstiepen, Heißwecken).

Durch derartige Vergleiche erkannte R. Holsten zwei deutlich sichtbare Kulturräume: den einen in Vorpommern bis zur Zarow, der sich dann über Usedom-Wollin in einem schmalen Ausläufer die hinterpommersche Küste entlang erstreckt, — und den „mittelpommerschen Keil", der das Odermündungsgebiet im weitesten Sinne umfaßt (zwischen Zarow und Ihna). Undeutlicher ist der Osten. Hier spricht R. Holsten wegen der zahlreichen Schwankungen von einem „pendelnden Schenkel"; der märkische Einfluß sei bis an das Urstromtal nördlich des Höhenrückens (etwa die 50-m-Höhenlage) vorgeflutet, aber wieder zurückgewichen, als in der pommerschen Teilung des Jahres 1295 die neue politische Grenze die nördlichsten Gebiete unter vorpommerschen Einfluß brachte, so daß der Südstrom von der Mark her das Küstentiefland nicht mehr erreicht hat. Dieses Hin und Her der Einflüsse hat eine klare Grenze verwischt, bzw. gar nicht erst entstehen lassen.

II.

Wir haben aber diese Schwankungen in den hinterpommerschen Kulturgrenzen als das Normale anzusehen, während die scharfe und beständige Kulturscheide in Vorpommern (die Zarowlinie) als ein besonderer Fall erscheint, der durch das siedlungs- und verkehrsfeindliche Waldgebiet des Kreises Ueckermünde verursacht ist.

Die Kulturgrenzen sind nicht nur historisch — als Ergebnis einer Kulturbewegung — zu betrachten, sondern auch geographisch und geopolitisch, indem nach den natürlichen Voraussetzungen und Grundlagen einer jeden Kulturbewegung gefragt und dadurch die „Erdgebun-

[1]) R. Holsten, Sprachgrenzen im pommerschen Plattdeutsch. Form und Geist, Heft 8 (Leipzig 1928), S. 65.

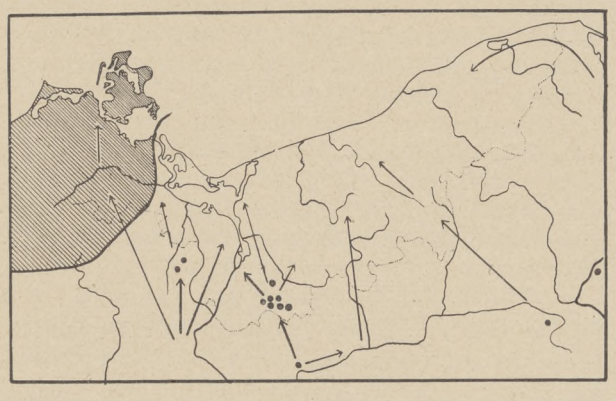
[2]) Z. B. in Ostpreußen, vgl. C. Engel, Die Bevölkerung Ostpreußens in vorgeschichtlicher Zeit. (Gumbinnen 1932); derf., Vorgeschichte der altpreußischen Stämme I (Königsberg 1935), bes. Einleitung.

[3]) H. Bollnow, Die völkerwanderungszeitlichen Funde in Pommern und das Problem der Slaveneinwanderung, Monatsblätter 1935, S. 65 ff. J. M. Folkers möchte dagegen wahrscheinlich machen (L. A. Endler, J. M. Folkers: Das mecklenburgische Bauerndorf, Rostock 1930, S. 27 f.), daß die Slaven um 600 die verlassenen germanischen Rundlinge „in Betrieb" nahmen. Vgl. auch ebd. S. 7: „Das mecklenburgische Dorf reicht bis in die Germanenzeit zurück, obgleich wir dies bei keinem einzigen bestimmten Dorfe strikt erweisen können."

denheit politischer Vorgänge" aufgezeigt wird [4]). Gerade von der Vorgeschichte her, die die ständige Bewegung von Kulturkreisen betrachtet, lassen sich Geopolitik und Kulturgeographie einer Landschaft ausgezeichnet erhellen [5]).

An der Flugsanddecke der Ueckermünder Heide endete in der jüngeren Steinzeit, von Nordwesten her kommend, der „nordische" Kulturkreis (Großsteingrabkultur) auf der Linie Anklam—Friedland—Neubrandenburg (Karte I und II). Jenseits von ihr finden wir von Süden her hier die letzten Ausläufer der mitteldeutschen „Bandkeramik" (Karte I [6]). Um 2000 v. Chr. liegt auf dem Raum des „mittelpommerschen Keiles" die „Oderschnurkeramik" (Karte III). Ihr geschlossenes Gebiet reicht im Nordwesten etwa bis Pölitz, Löcknitz und Neubrandenburg. Annähernd diese gleiche Westgrenze erreicht in der Bronzezeit die „lausitzische" Kultur in ihrer weitesten Ausdehnung, während die Linie Wolgast—Anklam—Friedland—Neubrandenburg die Südostgrenze des „nordischen" Kerngebietes der Bronzezeit bleibt (Karte IV).

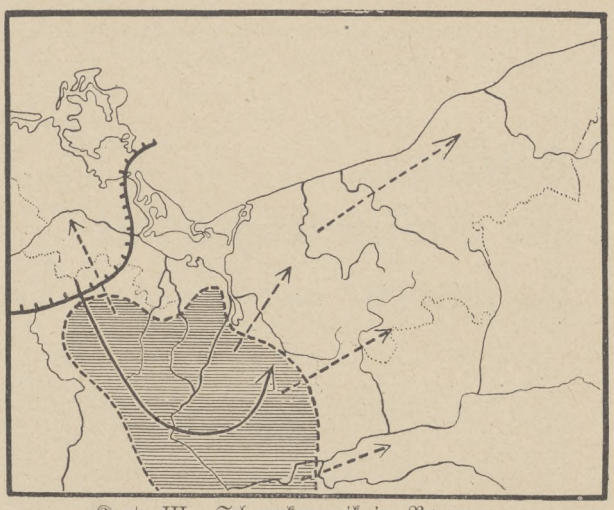
Deutlich sichtbar taucht dann diese Grenze erst mit der Kolonisationszeit wieder auf. Sie



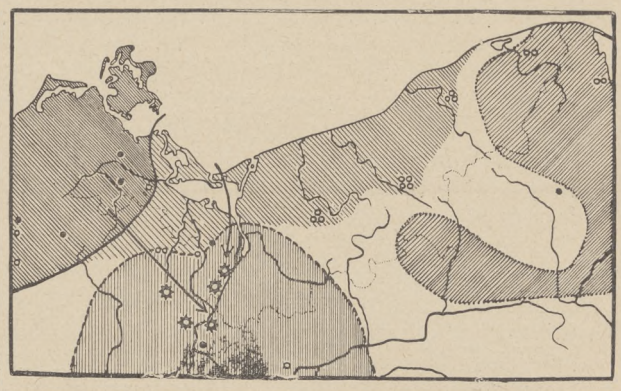
Karte I. Schraffiert: Nordischer Kulturkreis, Pfeile: Verbreitung bandkeramischer Funde, Punkte: bandkeramische Siedlungen.



Karte II. Großsteingrabkultur in Pommern



Karte III. Schnurkeramik in Pommern



Karte IV. Kulturkreise der Bronzezeit und der älteren Eisenzeit in Pommern. Sterne: lausitzische Burgen

ergibt sich aus den beiden großen Siedlerströmen nach Vor- und Mittelpommern und ist, wie R. Holsten gezeigt hat, als Sprach- und Kulturgrenze auch heute noch vorhanden.

Bemerkenswert ist also, daß diese Grenze immer nur zeitweise scharf erkennbar ist, dann aber schwindet und nur hier und da noch undeutlich durchschimmert.

Die „nordische" Großsteingrabkultur überrennt diese Grenze mit 2 Vorstößen, der eine erfolgt über Usedom-Wollin ins hinterpommersche Küstentiefland, der andere über Mecklenburg-Strelitz und die Uckermark in die Neu-

---

[4]) K. Haushofer, Bausteine zur Geopolitik (Berlin 1928, S. 26.

[5]) Den Versuch einer derartigen Betrachtung eines Kreises macht H. Bollnow, Die vorgeschichtlichen Funde des Kreises Anklam (Anklamer Heimatkalender 1934); ders., Vorgeschichte des Kreises Anklam in „Der Kreis Anklam" herausgegeben vom Kreisausschuß, Magdeburg 1935), dieser Arbeit sind die Karten I—IV entnommen —; ders., Frühgeschichte des Kreises Bublitz, Unser Pommerland 1935, S. 106 ff.

[6]) O. Kunkel, Einfuhrgut im vor- und frühgeschichtlichen Pommern (Congressus Secundus Archaeologorum Balticorum, Riga 1930); ders. Bandkeramik in Pommern, Germania 1934, S. 173.

mark und den Kreis Pyritz. Die Ueckermünder Heide wird also nördlich und südlich umgangen (Karte II).

Auch während der Bronzezeit läßt sich verfolgen, wie der Vorstoß der Germanen aus dem „nordischen" Raum nach Osten auf diesen beiden Wegen erfolgt. Der nördliche läuft an der hinterpommerschen Küste aus bis nach Danzig, den südlichen suchen die „Nordillyrer", die wahrscheinlich die Träger der „lausitzischen" Kultur sind, zu sperren durch eine Burgenreihe zwischen Stettin und Angermünde, als Vorposten dient die Burg im Unteren Ueckersee bei Prenzlau (Karte IV).

Dieser Südweg mit dem Oderübergang bei Schwedt fehlt in der Kolonisationszeit, weil damals Uckermark und Mecklenburg-Strelitz in Händen der Askanier sind, die dieses Gebiet für die Mark mit den Städteburgen Angermünde, Prenzlau, Pasewalk, Straßburg, Friedland, Neubrandenburg sichern, wie einst die Illyrer mit ihren Oderburgen und mit „Prenzlau".

So spielen sich um Prenzlau die Grenzkämpfe der mecklenburgisch-vorpommerschen und der mitteldeutsch-märkischen Kulturen und Völker ab. Der Vorstoß die Ostseeküste entlang nach Osten wird gehemmt durch Peenestrom, Haff und Ueckermünder Heide. Bewegungen von Süden her, die Oder abwärts vielleicht das Meer suchen, kommen zum Stehen an der Südgrenze des gleichen Waldgebietes auf der Linie Neubrandenburg—Pasewalk—Stettin —Stargard (Karte VI).

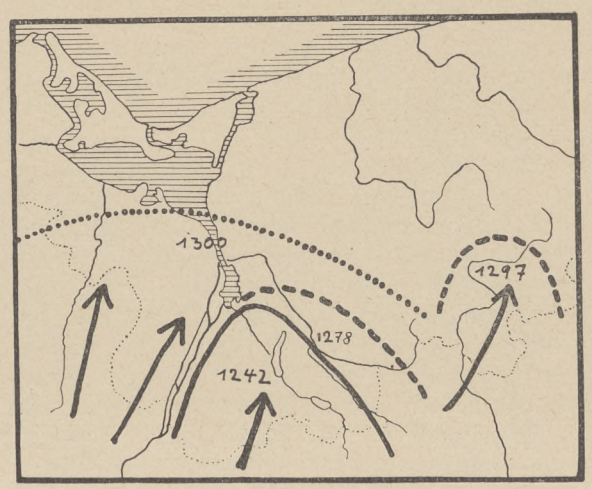
Der Kampf um diese Kulturen- und Völkergrenze läßt sich als ein Stück Weltgeschichte verfolgen von der jungsteinzeitlichen Bandkeramik und der Großsteingrabkultur an bis zum preußisch-schwedischen Kampf um Pommern; hier prallen ostdeutscher Binnenraum und Ostseekreis aufeinander.

III.

Im Odermündungsgebiet sehen wir nacheinander mit verblüffend ähnlichen Grenzen zunächst die „Bandkeramiker" (Karte I) besonders auf den schweren Böden in der Gegend um Prenzlau und um Pyritz; etwa 1000 Jahre später erfüllen das gleiche Gebiet die „Oderschnurkeramiker" bis ans Papenwasser und die Ihna und in dünnerer Besiedlung wohl das ganze Hinterpommern (Karte III). Abermals 1000 Jahre später sitzen die „Lausitzer" im „mittelpommerschen Keil" etwa bis zur Drage hin. Sie bleiben südlich des Endmoränenzuges und halten sich dichter an die Oderlinie (Karte IV).

Als eine deutliche „Odermündungskultur" erweist sich dann erst die märkische Kolonisation im 13. Jahrhundert, die dadurch, daß sie schwere Böden bevorzugt (Pyritzer Weizacker, Prenzlau), eine kulturgeographische Aehnlichkeit mit der Bandkeramik hat (Karte V). Wir finden auch die gleichen „Einbruchsstellen" wieder: von der Neumark aus nach Pyritz und über die Uckermark nach Pasewalk. Ein weiterer Weg, den auch die Bandkeramik schon benutzt hat, ist die Drage-Regalinie (Dramburg, Schivelbein) (Karte I und VI). Der brandenburgisch-preußische Kampf um die Odermündung reicht vom Wendenkreuzzug des Jahres 1147, als das askanische Heer vor Demmin und Stettin stand, bis 1815 hin.

Das Einsickern und die Ausbreitung der märkischen Siedler im „mittelpommerschen Keil" läßt sich in der Kolonisationszeit[7]) von



Karte V. Die Ausbreitung der märkischen Siedler im „mittelpommerschen Keil" in der Kolonisationszeit (nach A. Faster)

Jahrzehnt zu Jahrzehnt an den Dorf- und Städtegründungen verfolgen (Karte V). Die Nordwestgrenze wird durch die Flugsanddecke der Ueckermünder Heide gebildet, die Nordostgrenze durch die Talsandterrassen zwischen Altdamm, Stargard, Gollnow, Naugard und Kammin und durch das Ihnagebiet. Der Landschaft entsprechend sind die Grenzen hier fließender. Auf der Drage-Regalinie (Dramburg—Schivelbein) sind dann die märkischen Einflüsse noch bis ins Persantegebiet gelangt. Hier verläuft R. Holstens „pendelnder Schenkel".

[7]) O. Kunkel, Ein mittelalterlicher pommerscher Schatzfund als landesgeschichtliches Denkmal. Seger-Festschrift, Altschlesien Bd. V, 1934, S. 336—339; A. Faster, Geschichte der askanischen Kolonisation. Breslau 1934. Nach seinen Karten ist Karte V gezeichnet. — Ein Blick auf die geologische Karte erklärt, weshalb z. B. Labes und Wangerin pommersche Gründungen mit lübischem Recht sind, aber Dramburg, Nörenberg und Freienwalde märkische Gründungen mit Magdeburger Recht. Freienwalde hat, wie auch Massow, Stargard und Gollnow später lübisches Recht angenommen.

IV.

Die Belgarder Heide (zwischen Persante und Radüe[7]) gebot dem Nordost-Vorstoß der Mark nach Hinterpommern hinein Einhalt (Karte VI). Das Land Belgard war nur vorübergehend (bis 1295) und vor Gründung der deutschen Stadt (1299) und vor der Eindeutschung des Landes in askanischem Besitz. Da diese erst seit etwa 1300 erfolgte, können die Schwankungen der Sprach- und Kulturgrenzen gar nicht mit dem Zurückweichen der Askanier im Jahre 1295 zusammenhängen. Das inzwischen von K. Kaiser veröffentlichte Material und auch die Sprachkarte von K. Mischke[8]) haben ergeben, daß die Grenzen hier noch viel undurchsichtiger sind. Es zeigt sich das gleiche vielgestaltige Bild, wie auf den bronzezeitlichen Typenkarten von E. Sprockhoff[9]), der eigenartige Durchdringungen von Odermündungs- und Weichselmündungstypen nachweist. Weichselformen reichen weit nach Hinterpommern hinein.

Wir kommen eben im Osten Pommerns mit der Erklärung durch märkische Einflüsse nicht aus, sondern müssen das Weichselmündungsgebiet und überhaupt westpreußisch-pommerellische Verhältnisse stärker heranziehen

Einbrüche aus dem Osten hat schon R. Holsten gelegentlich betont: die Städte Bütow, Lauenburg und Leba haben kulmisches Recht. Gerade an der Stadtrechtverbreitung (lübisches in Vorpommern bis Ueckermünde und im größten Teile Hinterpommerns, magdeburgisches im askanischen Einflußgebiet von Pasewalk bis Tempelburg) erkennt man deutlich die pommerschen Kulturräume. Beziehungen zu Pommerellen ergeben sich in der Sprache, im Bau der Kirchen, Schlösser und Bauernhäuser, in der Tracht, in Möbelformen und Brauchtum. Das zeigt sich auch geschichtlich und wirtschafts- und verkehrsgeographisch[10]).

Bis zum Versailler Friedensvertrag hin ist Danzig und das Weichselmündungsgebiet das wirtschaftliche und kulturelle Hinterland für Ostpommern (Stolp, Rummelsburg, Lauenburg, Bütow) gewesen, während Schlawe, Bublitz und Neustettin bereits enger mit Stettin verbunden sind. Das zeigt sich schon im 12. und 13. Jahrhundert. Die Grenze zwischen dem Danziger Pommern (Zentrum war das Weichselmündungsgebiet, das spätere Pommerellen) und dem Stettiner Pommern ist die alte Grenze der Länder Stolp und Schlawe, die in großen Zügen noch der heutigen Kreisgrenze entspricht.

Die Kolonisation des äußersten Ostens erfolgt von der Weichsel her durch den Ritterorden. Die Eindeutschung gelang nicht mehr völlig, so daß die Kaschuben als nationale Minderheit bestehen blieben. Politisch macht sich bis ins 18. Jahrhundert Polen bemerkbar; erst 1773 erlosch durch die 1. Teilung Polens die Oberlehnsherrlichkeit Polens über das Land Bütow.

Diese Verbindungen des östlichsten Hinterpommerns mit dem Weichselgebiet läßt sich auch durch die Vorgeschichte hindurch verfolgen. In der Slawenzeit saßen hier die Vorfahren der heutigen Kaschuben vermutlich bis zur oben genannten Grenze. In den ersten nachchristlichen Jahrhunderten waren diese Gebiete gotisch (wohl bis zur Persante hin), während gleichzeitig die Burgunder im westlichen Hinterpommern und in der Neumark wohnten. Die Grenze lag im Küddow-Persante-Drage-Gebiet.

Am deutlichsten zeigen sich die hinterpommerschen Rückverbindungen ins Weichselgebiet[11]) in der Ausbreitung der „Gesichtsurnenkultur" (ältere Eisenzeit). (Karte IV.) Sie bevorzugt das Hochland des Höhenrückens. Von Danzig, Karthaus und Neustadt her ist sie bis an die Stolpe vorgedrungen, andrerseits Weichsel aufwärts unter Umgehung der Tuchler Heide vom Weichselknie aus in einem zweiten mächtigen Vorstoß nach Hinterpommern hinein bis in das Persante- und Regagebiet. Ostpommern wird förmlich in eine Zange genommen.

Auch schon ein Zweig der Bandkeramiker hat vom Weichselknie her, wo Siedlungsfunde gemacht sind, den Weg nach Hinterpommern gefunden. (Karte I.) Hier verläuft später die „Salzstraße" von Kolberg über Nakel nach Polen, die auch Otto von Bamberg bei der Rückkehr von seiner 1. Missionsreise benutzte. (Karte VI.)

Im Dragegebiet überschneidet sich dieses Einzugsgebiet mit dem märkischen, so daß im weiteren Umkreis um Tempelburg die Einflußzonen Pommerns, Polens und der Mark zusammenstoßen[12]), wie in Vorpommern um Demmin-Neubrandenburg sich die Interessen Mecklenburgs, Pommerns und Brandenburgs treffen. Das gilt nicht nur für die genann-

---

[8]) Wirtschafts- und verkehrsgeographischer Atlas von Pommern, Blatt 43.

[9]) E. Sprockhoff, Jungbronzezeitliche Formenkreise an der unteren Oder und unteren Weichsel. Blätter für deutsche Vorgeschichte, Heft 8 (Leipzig 1931); derf., Niedersächsische Depotfunde, Hildesheim 1932.

[10]) Holsten, S. 47; W. Borchers, Volkstrachtenforschung in Pommern, Pommersche Heimatpflege 1933, S. 165 ff., 179; derf., Neue Ergebnisse der Volkskunstforschung in Pommern, ebd. 1934, S. 197. 203.

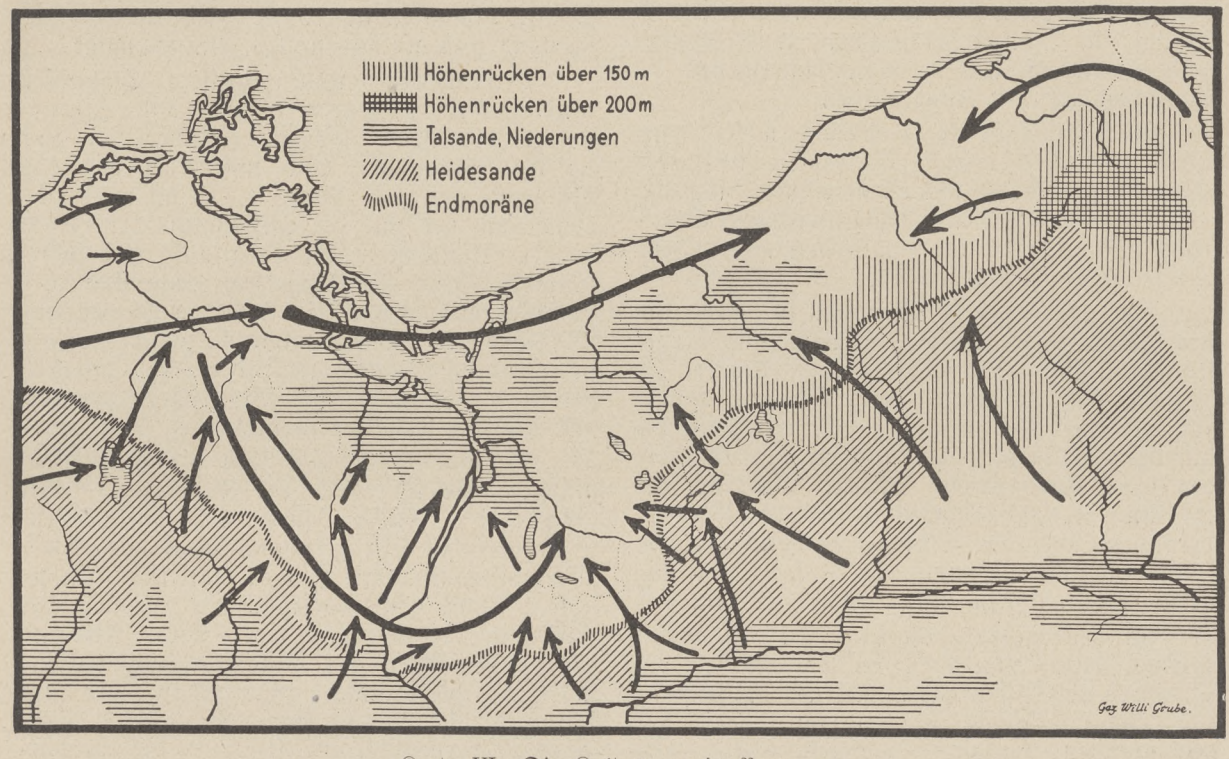
[11]) E. Petersen, Die frühgermanische Kultur in Ostdeutschland und Polen, Berlin 1929, Tfl. 33; W. La Baume, Urgeschichte der Ostgermanen, Danzig 1934.

[12]) 1290 schenkt der Polenherzog das Land dem Templerorden, nach dessen Aufhebung war es im Besitze der brandenburgischen Markgrafen, dann des Johanniterordens, der es an Polen verkaufte. Der Große Kurfürst erhielt es als Pfandbesitz, bis es 1773 zu Pommern kam. Die Stadt bewidmete der Polenkönig mit Magdeburger Recht, doch nahm sie später lübisches an.

ten geschichtlichen Staaten, sondern auch für die Kulturen der Vorzeit, die in der gleichen Landschaft Macht und Ausdehnungsdrang entfaltet haben. (Karte VI.)

V.

Namen und Völker wechseln, aber in den gleichen Räumen hat sich im Prinzip die gleiche Geschichte abgespielt. Von Mecklenburg her kommen die verschiedenen Vorstöße einer westlichen Ostseekultur: Megalithkeramik, Germanen der Bronzezeit, Westgermanen der frühen Eisenzeit, Slawenpolitik des fränkisch-deutschen



Karte VI. Die Kulturwege in Pommern

Reiches (Karl der Große, Ottos des Großen Markgraf Gero, Heinrich der Löwe), die Dänen, der mächtige Kolonisationsstrom der Niedersachsen, die Hanse und schließlich die Schweden.

Von Süden her aus dem binnenländischen Brandenburg der gleiche Wechsel: Brandkeramik, Oderschnurkeramik, Lausitzer Kultur, die Mark Hermann Billungs, Albrecht der Bär und das hohenzollernsche Preußen, — es sind immer wieder die gleichen Angriffspunkte.

Aus dem südöstlichen Binnenland (Weichsel, Posen und Westpreußen) lösen sich ab: die Bandkeramiker, die Gesichtsurnenkultur, die Goten, Polen und das Danziger Pommern, Brandenburg und der Orden, das erwachende Polen des 15. Jahrhunderts, Preußen und das heutige Polen.

So ist Pommern im Laufe der Kulturgeschichte einer ständig wechselnden Dynamik ausgesetzt. Je nach der Lage der Machtzentren wechselt das Kampffeld, je nach der Stärke der Macht verschiebt sich die Grenze. Immer sind es die gleichen natürlichen Einfallstore; sind sie erkämpft, so öffnet sich dem Eindringling ein zugehöriger Raum.

Der Mensch, der sich in der Landschaft bewegt, sei es der Siedler oder der Händler oder der Krieger, er bleibt abhängig von den natürlichen Siedlungsräumen und den natürlichen Verkehrswegen. Diese Betrachtung ist deshalb noch längst kein „Materialismus", sondern sie sucht nach den Bahnen, auf denen Kultur und Politik sich bewegen und zeigt „die Erdgebundenheit politischer Vorgänge" auf. Es wird das kulturelle und politische Beziehungssystem zur Nachbarschaft festgestellt, um zu erkennen, wie Pommern eingebettet ist in die heutige Kultur und in die Kulturgeschichte. Man bestimmt für die geschichtlichen Epochen den jeweiligen „geometrischen Ort". So enthüllt sich Pommern in seiner historischen und kulturellen „Individualität", und zwar einerseits als Glied des Volksganzen, andrerseits als eigenes Ganzes.

Wenn aber mit allen diesen Einflüssen Kampfplatz und Grenzen ständig wechseln, gibt es dann überhaupt ein „Pommern" als eigenes Ganzes? Und wenn ständig von Einflüssen und Strömen nach Pommern hinein die Rede ist, ist dann nicht unsere Provinz ein Produkt von äußeren Einwirkungen? Gibt es kein

Eigenleben in Pommern, das nun — vielleicht durch die gleichen Pforten — nach außen vordringt? Gibt es denn gar keine „pommersche Expansion"? — Nein! Pommern ist immer nur aufnehmend, niemals gebend gewesen, es sei denn mittelbar als Durchzugsland.

VI.

Schon die Kolonisationsgeschichte, die die Grundlage für die heutigen kulturellen und politischen Verhältnisse in unserer Provinz liefert, zeigt uns, daß Pommern keine kulturelle Ganzheit ist. Es hat kein einheitliches völkisches Stammestum. Das wirkt sich auch rassisch aus, indem der Durchschnitt der Bevölkerung im „mittelpommerschen Keil" kleiner und dunkler ist als in Vorpommern und im hinterpommerschen Küstengebiet.

Auch politisch ist ja Pommern kein einheitliches Gebilde. Erst 1773 kamen die Länder Lauenburg, Bütow und Tempelburg endgültig zu Pommern, 1815 der Regierungsbezirk Stralsund und 1816 die bis dahin märkischen Kreise Dramburg und Schivelbein.

Das alte slawische Pommern ist „das Land am Meer" zwischen Oder, Weichsel und Netze-Warthe. Das spätere Herzogtum begann im Raume zwischen Stettin und Schlawe, dehnte sich bis zur Recknitz und Leba (zeitweise sogar bis weit in die Mark hinein) aus und verlor seine Grenzgebiete wieder. Bis ins 19. Jahrhundert hat es seine Gestalt grundlegend verändert und von einer annähernd gleichen Basis aus (hinterpommersche Küste) einen andern geographischen Raum eingenommen.

In den Auseinandersetzungen mit seinen landhungrigen Nachbarn im Westen, Süden, Südosten und Osten hat es sich auf die Küsten- und Odermündungslandschaft im Bogen der pommerschen Bucht — zwischen Darßer Ort und Rixhöft — beschränkt. Nach Süden ist es gegen Brandenburg geschützt durch die Heidesandflächen und den Endmoränenzug. Vom Kummerower See bis zur Drage folgt die Grenze ungefähr der 50-m-Höhenlinie, von Tempelburg bis Bütow dem Endmoränenzug. Mit dem Kreis Dramburg stößt Pommern weiter nach Süden bis an die Sandflächen der Neumark vor, doch sind diese Gebiete ja erst 1816 zu Pommern geschlagen worden. Mit dem Kreise Neustettin greift es von alters her in Verlängerung der Persantelinie zur Küddow herüber; hier ist ein fruchtbares Gebiet eingeklemmt von neumärkischen und grenzmärkischen Heidesandflächen. (Karte VI.)

So ist Pommern eher noch eine geographische Raumeinheit als eine politische oder kulturelle. Auch in der Vorgeschichte begegnet es nie als eigenes Kulturgebiet. Wir sehen in unserer Provinz immer nur Einflüsse auslaufen, äußerste Spitzen benachbarter Zentren, aber nirgends ein stärkeres „pommersches" Eigenleben. Nirgends ist Pommern schöpferisch[13]).

Eine politische Expansion gab es nur in der frühen Herzogszeit gegen Polen, Brandenburg und Rügen. Später verliert es ja ganz seine Selbständigkeit, und die Schweden treten das Erbe der politischen Aufgabe an. Pommern wird „Durchzugsland", wie einst schon für die Wikinger und die Hanse und damit zu einem wichtigen Glied in einer großzügigen Ostseepolitik. Es lockt die Bucht der Odermündung und das Einfallstor zur wichtigen ostdeutschen Verkehrsstraße, sei es, daß es Jomsborg-Jumne-Vineta hieß oder Stettin. So ist Pommern der Puffer zwischen der Ostseemacht und der ostdeutschen Binnenmacht.

Verkehrswege und politische Stoßlinien laufen über Pommern hinweg von Skandinavien die Oder aufwärts (erinnert sei auch an die Burgunder) und umgekehrt von den Binnenstaaten ans Meer, — selbst noch von Oesterreich her, wie die Ostseepolitik der Habsburger (Wallenstein vor Stralsund) und Jahrtausende vorher die Wege der donauländischen Bandkeramik zeigen. Es sind die Hansestädte, Mecklenburg und Pommern gleichsam als norddeutsche „Randstaaten" der Ostsee erhalten geblieben, — gegen das Binnenland gerichtet wie auch die baltischen Randstaaten.

Weniger ausgeprägt sind die Kulturströmungen, die in West—Ost-Richtung — oder umgekehrt — durch Pommern hindurchlaufen; sie werden zu sehr gehemmt durch das Odermündungsgebiet mit seinem märkischen Hinterland. Wohl sind nordische Expansionen der Steinzeit, die Germanen der Bronzezeit und die Niedersachsen der Kolonisationszeit (einschließlich der Hanse) weitergeflutet bis ins Weichselgebiet, wobei auch der direkte Seeweg zu berücksichtigen ist, aber die Gegenbewegungen haben eigentlich nie die Oder überschritten (Gesichtsurnenkultur, Goten, das mittelalterliche Polen), man kann wohl nur die Slawisierung Ostdeutschlands im 7./8. Jahrhundert nennen. Trotzdem ist in der Slawenzeit die Oder Stammesgrenze zwischen den Liutizen in Vorpommern und den Pomoranen in Hinterpommern, wie schon in der Germanenzeit zwischen den westgermanischen Sweben und den ostgermanischen Burgundern.

Die untere Oder ist ein gewaltiges Verkehrshindernis. Erst in historischer Zeit sind Vor- und Hinterpommern enger miteinander verknüpft worden, seitdem der Handelsverkehr Hamburg—Lübeck—Stettin—Danzig eine Rolle spielt. Erst dadurch ist die Landstraße Stralsund—Anklam—Pasewalk—Stettin—Stargard

[13]) O. Lauffer, Land und Leute in Niederdeutschland, Berlin-Leipzig 1924, S. 152 ff.; Josef Nadler, Das stammhafte Gefüge des deutschen Volkes 1934, S. 144 ff.

entstanden. Früher wurde die untere Oder bei Schwedt und über Usedom-Wollin oder das Haff überschritten. Die Kolonisationszeit schafft den neuen Oderübergang und damit Stettin als Zentrum des Landes, das man als Produkt der Oderstraße und der Lübeck—Stettin—Danzig-Straße ansprechen kann.

Bewußter politischer Wille überwindet mit Straßen- und Brückenbau die Schranken der Landschaft. Das erleben wir in der Hansezeit, im preußischen Absolutismus und gegenwärtig im Nationalsozialismus. Diese Zeiten konnten auf Grund ihrer politischen Struktur Gemeinschaftsbauten großen Stiles in Angriff nehmen. Sie schufen neue Siedlungsräume und neue Verkehrswege und verschoben damit die kulturelle Dynamik Pommerns.

Allein durch das Eisenbahnnetz, das ganz auf das preußisch-norddeutsche Zentrum Berlin bezogen ist, sind alte Kulturbeziehungen zerstört und neue Wirtschaftsräume und Kulturzonen geschaffen worden.

Alte Kulturbeziehungen nach Mecklenburg hin (vgl. die seltsamen Eisenbahnverbindungen zwischen den einst eng verbundenen Hansestädten Anklam und Demmin mit Güstrow oder Rostock) und nach Südosten (Kolberg—Nakel; ein Nachklang noch die Eisenbahnverbindung Stargard—Kreuz—Posen, die durch Versailles ihre Bedeutung eingebüßt hat) sind abgestorben. Pommern erliegt mehr und mehr der Oderrichtung und Berlin, das mit seinen Verkehrslinien unsere Provinz umklammerte, wie es schon im 12./13. Jahrhundert den Askaniern vorgeschwebt hatte: Berlin—Neustrelitz (Lübeck, Rostock, Stralsund), Berlin—Angermünde—Pasewalk—Stralsund, Berlin—Stettin—Danzig, Berlin—Küstrin—Schneidemühl—Danzig. In diesem Verkehrsnetz hebt sich deutlich „Pommern" als das Land nördlich des Höhenrückens zwischen den nach Norden vorgeschobenen Städten Stralsund und Stolp ab; aber die Basis ist nicht mehr die pommersche Bucht (Vineta, Stettin), sondern die Linie Stargard—Stettin—Pasewalk.

VII.

Die Kulturströmungen, Kriegszüge, Handelsstraßen und Völkerwanderungen verlaufen auf den gleichen Straßen, deren Weg im einzelnen die Landschaft vorschreibt. Es gibt nur eine beschränkte Zahl von Zugangsmöglichkeiten nach Pommern hinein. Welche davon benutzt werden und wie weit, das ergibt sich aus der Lage und der Stoßkraft der jeweiligen Machtzentren. Im pommerschen Flachland von Pässen, Pforten und Völkertoren zu reden, erscheint etwas anmaßend, aber sie sind dennoch vorhanden, wenn auch nicht in der Deutlichkeit, wie etwa der Kabulpaß oder die Burgundische Pforte.

Zur Erkenntnis des politischen und kulturellen Lebens im pommerschen Raum ist es notwendig, dieser Gesetzlichkeit nachzuspüren und die genauen Einbruchspforten festzustellen. In großen Zügen ergibt sich etwa folgendes Bild:

Auf der Linie Ribnitz—Demmin steht Vorpommern mecklenburgischen Einflüssen offen, doch ermöglichen die breiten Recknitz- und Trebeltäler einen Verkehr nur über Ribnitz—Damgarten, Sülze—Tribsees und Demmin, falls nicht das Meer benutzt wird. Es läßt sich zeigen, daß die Pässe von Damgarten und Tribsees ziemlich jung sind, die alten Wege gehen zur See oder über Demmin, wo die Straßen von Mecklenburg her und von Havelberg zusammenlaufen.

Klempenow stellt schon eine Verbindung mit dem Süden her, es geht Tollense aufwärts nach Neustrelitz und ins Havelgebiet. Friedland (Kavelpaß) hat nur untergeordnete Bedeutung gehabt, die Wege führen nach Neubrandenburg oder nach Straßburg. Wieder zeigt sich die Bedeutung des Raumes um Neubrandenburg und Demmin, weil Mecklenburg und Mark hier zusammenstoßen [14]).

„Vorpommern" hört mit dem Kreise Anklam (Ducherow) auf. Die Peene zielt auf Usedom-Wollin und das Haff. Nach Mittelpommern gelangt man über Prenzlau—Pasewalk (Uckermark), die Oder abwärts und von der Neumark her über Pyritz.

Der Heidesandstreifen vom Müritzsee bis Chorin sperrt den Südwesten, so daß nur der Zugang bei Eberswalde und Oderberg bleibt, falls nicht die Havellinie benutzt wird (Templin—Prenzlau, Neustrelitz — Neubrandenburg). Oestlich der Oder führt der Weg über Königsberg-Nm. von Oderberg—Zehden her oder über Soldin von Küstrin bzw. Zantoch und Landsberg nach Pyritz und damit weiter nach Pommern hinein. Die natürliche Straße geht nach Stettin und über Stargard—Gollnow nach Kammin und Kolberg.

Stargard hat schon engere Verbindungen, einerseits mit dem Südosten zur Drage hin über Klein-Spiegel oder Reetz oder Arnswalde, — andrerseits mit dem Nordosten zur Rega hin. Stargard wird durch seine Lage im Flußsystem der Ihna mit seinen Zuflüssen und durch seine Verbindungen mit Stettin und Pyritz zum Zentrum und natürlichen Umschlagplatz, wie in Vorpommern Demmin.

Die direkte Drage—Rega-Verbindung verläuft östlich des Wothschwiensees über Dramburg—Labes. Der Kreis Dramburg nimmt die direkte Drageстraße von Driesen—Filehne her und die von der Küddowmündung (Usch—Schneidemühl) auf. Der andere Weg von der

[14]) Die Bedeutung der vorpommerschen „Pässe" läßt sich deutlich in den Kriegszügen der Jahre 1630, 1675/78, 1711/15, 1812/13 zeigen.

Küddow her führt über den Paß von Landeck—Ratzebuhr (Kreis Neustettin) Persante abwärts über Belgard nach Kolberg (Salzstraße).

Auf der Strecke zwischen Rummelsburg—Baldenburg und Bütow—Berent gibt es keine Verbindung. Von der oberen Küddow bis zur oberen Ferse erstreckt sich die große Sandfläche der Tucheler Heide. Erst im Quellgebiet von Stolpe, Ferse und Radaune ergeben sich wieder Straßenzüge, die Ostpommern mit der unteren Weichsel und Danzig verknüpfen. Die weiteren Verbindungen sind durch die Rheda und Leba (Neustadt—Lauenburg) und die Küste entlang.

Auch im Innern lassen sich die natürlichen Straßenzüge, Brücken und Pässe verfolgen, und ihre Untersuchung kommt allen Zweigen der pommerschen Kulturgeschichte zugute. Es läßt sich vorläufig nur das Grundsätzliche derartiger Betrachtung an Hand einiger Beispiele betonen, während die Einzelarbeit erst zu leisten ist.

Der Atlas der deutschen Volkskunde und Pommern

Von Erich Röhr

Der Atlas der deutschen Volkskunde ist heute nirgends mehr unbekannt, auch wenn bisher zusammenhängende Ergebnisse seiner umfangreichen Sammelarbeit der Oeffentlichkeit noch nicht vorgelegt worden sind. Die fünf Fragebogen, die seit seiner Gründung 1928 in weit mehr als 20 000 Orte des deutschen Kulturgebietes Mitteleuropas verschickt wurden, haben seinen Namen und seine Bestrebungen, das deutsche Volkstum der Gegenwart in seinen wesentlichsten Aeußerungen planmäßig zu sammeln, bis in das engste Alpental, bis in das entlegenste Gehöft der Norddeutschen Tiefebene getragen. Weiterhin bringen die Tageszeitungen kurze Notizen über ihn als von einem Gemeinschaftsunternehmen des gesamten deutschen Volkes, an dem Volksgenossen aller Kreise und Stände, sofern sie von der Liebe zu ihrem Volkstum beseelt sind, mitarbeiten.

Eine so groß angelegte Erfassung des deutschen Volkstums der Gegenwart, wie sie der Atlas der deutschen Volkskunde vornimmt, ist nur mit einer wohldurchdachten Organisation möglich. Zu diesem Zwecke sind im Auftrage der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft (der heutigen „Deutschen Forschungsgemeinschaft"), die durch großzügiges Entgegenkommen den Plan einer deutschen Volkstumsgeographie verwirklichte, wie er hauptsächlich von Wilhelm Peßler schon seit Jahren gefordert worden ist[1]), in den einzelnen Verwaltungsbezirken des Deutschen Reiches Mittelpunkte für die örtliche und landschaftliche Volksforschung geschaffen worden, sofern solche nicht schon vorhanden waren. Es sind das die sogenannten „Landesstellen" des Atlas der deutschen Volkskunde, von denen es allein auf reichsdeutschem Gebiet 22 gibt, und die in den meisten Fällen einem Universitätsinstitut angegliedert sind.

Die Landesstelle Pommern des Atlas der deutschen Volkskunde befindet sich in Greifswald, Stralsunder Straße 10. Sie ist aus dem im Jahre 1926 von Lutz Mackensen gegründeten Volksliedarchiv hervorgegangen, das 1929 zu einem Volkskundlichen Archiv für Pommern erweitert und damit gleichzeitig Landesstelle des Volkskundeatlas wurde[2]).

Worin besteht die Aufgabe der Landesstelle Pommern für den Atlas der deutschen Volkskunde, und was bedeutet der Atlas der deutschen Volkskunde für Pommern?

Voraussetzung für die Arbeit einer Landesstelle ist zuerst das Schaffen eines geeigneten Mitarbeiterstabes, d. h. die Gewinnung der freiwilligen Helfer, die unermüdlich, nur um der Sache willen und ohne ein Entgelt zu erhalten, Fragebogen um Fragebogen ausfüllen, aus Liebe zur Heimat, aus Liebe zu ihrem angestammten Volkstum. Mit der Auswahl dieser Mitarbeiter steht und fällt die gesamte Arbeit der Landesstelle und damit auch die des Volkskundeatlas. Es gehört deshalb zu den vornehmlichen organisatorischen Aufgaben eines Landesstellenleiters, ein solches Mitarbeiternetz organisch hervorzubringen. Aus wirtschaftlichen Gründen — der Atlas der deutschen Volkskunde begann seine Arbeit, als das deutsche Volk gerade die Wirren der Inflation überstanden hatte — ist es leider nicht möglich, jeden Ort mit einem Fragebogen zu belegen. Auch der ursprüngliche Plan der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft, wenigstens jeden zweiten Schulort mit einem Fragebogen zu beschicken, scheiterte aus den gleichen Gründen. Die für eine Landesstelle zur Verfügung stehenden Fragebogen müssen daher möglichst gleichmäßig und unter Vermeidung von sogenannten Forschungslücken, d. h. von Gebieten, die zwar besiedelt sind, in die aber kein

[1]) S. dazu „Mitteilungen des Atlas der deutschen Volkskunde zum 5. Fragebogen. Heft 5" (1935) S. 83, wo auf die Bestrebungen Wilhelm Peßlers näher eingegangen worden ist.

[2]) Zur Geschichte des Volkskundlichen Archivs für Pommern s. Kaiser, Karl: Die Deutsche Volkskunde in Pommern. Greifswald 1934. S. 18 ff.

Fragebogen geschickt worden ist, über das ganze Land verteilt werden. Es müssen dabei die Dörfer wie die Städte, die an den großen Verkehrsstraßen gelegenen Ortschaften wie die abseits liegenden erfaßt werden.

Wenn das Mitarbeiternetz nicht ständig erneuert und wach gehalten wird, so ist es bald um die Verwirklichung aller guten Absichten geschehen. Zu einem hohen Prozentsatz ist es die Lehrerschaft, welche die Mitarbeiter für die Landesstelle stellt. Was wäre gerade die Volkskunde ohne den unermüdlichen Sammelfleiß der Volksschullehrer?

Ersatzstück des beantworteten Fragebogens geschaffen, sondern diese Fragebogendurchschriften bilden den Grundstock eines höchst bedeutsamen Archives, von dem die landschaftliche Volksforschung auf Jahre hinaus in allen ihren Einzeluntersuchungen immer wieder ausgehen kann.

Die Aufgaben der Landesstellen sind, wie aus dem Gesagten hervorgeht, soweit sich ihre Arbeit ausschließlich auf den Atlas beschränkt, durchaus miteinander übereinstimmend, weil sie ja auf der gleichen Organisation beruhen, für den gleichen Zweck angesetzt wurden. Was



Viele der freiwilligen Mitarbeiter werden sich fragen, weshalb sie gleichzeitig eine Durchschrift ihrer niedergeschriebenen Antworten zu den einzelnen Fragen des Fragebogens herstellen[3]). Während die Originalschrift ihrer Antworten von der Landesstelle in die Zentralstelle nach Berlin zur kartographischen Bearbeitung des Fragebogens gesandt wird, verbleibt die Durchschrift in der Landesstelle. Auf diese Weise ist nicht nur ein sehr wertvolles

sie in der Art ihrer Arbeit voneinander unterscheidet, sind individuelle Eigenarten, die sich ebenso ausprägen, wie das Brauchtum der von ihnen betreuten Landschaft im Gegensatz zu dem einer anderen. Diese individuellen Unterschiede äußern sich z. B. schon in einem verschiedenen Ansprechen auf gewisse Fragengebiete, in einem verschieden großen Mitteilungsbedürfnis der Mitarbeiter.

Pommern steht von allen Landesstellen in Bezug auf die Zahl der in ihm versandten Fragebogen mit in vorderster Front. Ein Ueberblick über die in Pommern ausgeschickten und wieder in die Landesstelle zurückgelangten Fragebogen ergibt sich aus folgender Tabelle:

[3]) Jedem Fragebogen des Atlas der deutschen Volkskunde ist ein abreißbares Blatt angehängt, auf dem durch das Dazwischenlegen eines Blattes Kohlepapier die Durchschrift der niedergeschriebenen Antworten erfolgt.

Stichtag: 1. August 1935.

Fragebogen Nr.	Jahr der Aussendung	Zahl der ausgeschickten Fragebogen	Zahl der beantworteten Fragebogen	Zahl der belegten Orte
I	1930	1500	993	778
II	1931	1000	676	655
III	1932/34	1150	927	888
IV	1933	1300	997	978
V	1935	1500	Rücklauf noch nicht abgeschlossen	. . .

Wie aus der Aufstellung hervorgeht, ist die Anzahl der ausgeschickten Fragebogen nicht gleich der Zahl der vorhandenen Belegorte. Pommern ist die Landesstelle des Atlas der deutschen Volkskunde, die in einzelne Orte bewußt mehr als nur einen Fragebogen geschickt hat. Wenn es im Prinzip für die Volksforschung nur erwünscht ist, gerade bei den Mängeln, die der Fragebogenmethode im Gegensatz zu einer direkten Befragung an Ort und Stelle anhaften, mehrere Fragebogen, zumindest aber zwei in einen Ort zu schicken, so mußte ein solches Unternehmen für den Volkskundeatlas leider unterbleiben. In der Hauptsache waren dafür finanzielle Gründe maßgebend, weil dadurch die Kosten des gesamten Werkes sich um ein Vielfaches vermehrt hätten, zum anderen aber auch, weil es schwierig ist, mehrere Mitarbeiter für einen kleinen Ort zu gewinnen. Nur zu oft kommt es dabei vor, daß sich die Antworten der verschiedenen Beantworter eines Fragebogens für einen Ort widersprechen. Falls dieser Umstand nicht in den Mängeln der Fragebogenmethode begründet liegt, so zeigt sich darin, wie verschieden das Volkstum eines Ortes ist, wie verschieden es sich aber auch in den einzelnen Betrachtern widerspiegeln kann.

Es ist nicht beabsichtigt, Einzelheiten aus der Arbeit des Atlas der deutschen Volkskunde, sofern sie sich besonders auf Pommern beziehen, darzubieten, d. h. also Beschreibungen über die örtliche Verbreitung eines bestimmten, in unseren Fragebogen erfragten Brauchtums zu geben [4]). Nur noch einige Ergänzungen allgemeiner Art seien angeführt als Antwort auf die oben gestellte Frage, was der Atlas der deutschen Volkskunde besonders für Pommern bedeute. Zunächst wäre dazu zu sagen, daß die Bedeutung des Volkskundeatlas für alle einzelnen Landschaften die gleiche sein dürfte, insofern in seinen Karten das betreffende Land innerhalb des gesamtdeutschen Gebietes gesehen und behandelt wird, wie es bisher in einem solchen Umfange nirgends der Fall sein konnte. In diesem Sinne wird das Brauchtum Pommerns ebenso bekannt und gewürdigt werden wie das eines jeden anderen deutschen Landes, das aus verschiedenen Gründen im Gegensatz zu dem pommerschen vielleicht vielfältiger, farbenfreudiger, oder wie man sonst sagen will, erscheinen kann. Es ist ja nicht unwichtig, einmal zu fragen, was von Pommern heute z. B. gegenüber dem Brauchtum der deutschen Alpenländer allgemein bekannt ist. Es wird nur weniges sein: abgesehen von der Redensart, daß jemand aus Hinterpommern stamme, oder daß Pommerland abgebrannt sei, wie es in dem Maikäferlied heißt. So wird u. a. gerade die Bedeutung Pommerns als Kolonisationsland durch die Karten des Atlas der deutschen Volkskunde, die jedes erfragte Brauchtum in punktueller Austragung, Ort für Ort zeigen werden, in einem besonderen Maße erhellt. Insofern aber jeder Ort mit der in ihm gegebenen Antwort auf den Karten erscheint, ist der Atlas zugleich eine bedeutsame Quelle für die Orts- und Landesgeschichte, indem sich dabei das durch die Fragebogen gesammelte Material auf die augenblickliche Gegenwart bezieht.

Wenn nun auch die planmäßige Sammelarbeit, wie sie durch die Aussendung von Fragebogen durch den Atlas der deutschen Volkskunde erfolgt, der einzelnen Landesstelle zu einem wichtigen volkskundlichen Archivmaterial verhilft, so kann damit keineswegs die Sammeltätigkeit einer Landesstelle erschöpft sein. Volkskunde ist ohne ein planmäßiges Sammeln von Material nicht denkbar, jedoch das Sammeln von all und jedem volkskundlich Interessanten bedingt noch keine Volkskunde als Wissenschaft, ist bloße Sammelei. Der Atlas der deutschen Volkskunde kann an sich nicht alle Fragen der Volkskunde behandeln. Sein Aufgabenbereich ist durchaus begrenzt, schon weil sich nicht jede volkskundliche Angelegenheit einer kartographischen Behandlung unterziehen läßt, wie es ein Atlas zum Ziel haben muß. Der Atlas der deutschen Volkskunde kann ferner nur solche Fragen in seinen Fragenplan aufnehmen, die an sich schon eine gesamtdeutsche Bedeutung besitzen, die also nach Möglichkeit in allen Landschaften des deutschen Sprachgebietes ein Ergebnis sichern werden. Nicht berücksichtigt werden von ihm also die Stoffgebiete, die lediglich lokaler Art sind, die jedoch für die volkskundliche Betrachtung eines Landes nicht außer Acht gelassen werden dürfen. Solche örtlichen Forschungen neben der Fragebogenarbeit für das Gesamtunternehmen zu betreiben, ist die weitere Aufgabe einer jeden Landesstelle. Pommern hat es zu diesem Zwecke unternommen, mit der Aussendung des 5. Fragebogens die eines Sonderfragebogens zu verbinden, der ausschließlich der pommerschen Volkskunde dienen soll. Er ist lange nicht so umfangreich wie der

[4]) Nach dem pommerschen Atlasmaterial hat Karl Kaiser bereits mehrere Karten veröffentlicht (vgl. Unser Pommerland 20. 1935. S. 250 f.).

Fragebogen des Atlas selbst, der durchschnittlich immer 50 Hauptfragen enthält, während der jetzt herausgegebene Sonderfragebogen nur 7 Fragen aus dem Gebiete des Fastnachts-, Oster- und Pfingstbrauchtums aufweist. Hier wird für Pommern eine wichtige Ergänzung zur Arbeit des Atlas der deutschen Volkskunde vorgenommen, wobei der Volkskunde-Atlas selbst immer der tragende Untergrund für die lokale Volksforschung bleibt.

Die Letzte Garbe

Von Dr. Karl Kaiser

Die pommersche Volksüberlieferung und das ganze pommersche Brauchtum stehen unter einem besonderen Gesetz. Nicht in zahlreichen verschiedenen Erscheinungen prägt sich das pommersche Volkstum aus. Sondern an einigen wenigen Stellen sammelt sich die ganze verhaltene volkstümliche Gestaltungskraft. Die Zahl der Ereignisse und Einschnitte im natürlichen Jahreslauf, die im pommerschen Volksleben der Gegenwart von kraftvollem Brauchtum umgeben sind, ist auffallend gering. Aber nur derjenige, der nicht zu sehen vermag, wie groß der Reichtum ist, der sich an den Gipfeln des Volkslebens häuft, kann schließen, das pommersche Volksleben sei arm an Brauchtum und Ueberlieferung und die Pommersche Volkskunde sei eine Wissenschaft, die sich mühselig mit kleinen Dingen plage.

Neben das reich entfaltete pommersche Brauchtum der Weihnachts- und Neujahrszeit[1]) und neben die bunten pommerschen Bräuche des Fastelabends[2]) tritt im pommerschen Jahr vor allem die Erntezeit[3]). Gewiß mag mancher Erntebrauch im Laufe der letzten hundert Jahre, entsprechend den Wandlungen des Volkslebens, geschwunden oder anders geworden sein. Wenn der Bauer nicht mehr mit der Hand sät und nicht mehr mit der Hand drischt, müssen manche Sä- und Drescherbräuche entweder sterben oder sich den veränderten Bedingungen anpassen. Solche Wandlungen sind in der Geschichte eines gesunden, voranschreitenden Volkes selbstverständlich. Es sind nicht Zeichen des Verfalles, sondern Zeugnisse des Wachstums. Wer im volkstümlichen Leben den Ausdruck der Kraft eines Volkes sieht, beklagt solche Wandlungen nicht, sondern er weiß, daß ein Gesetz herrscht, nach dem nichts an Schöpfungskraft und Gestaltungsvermögen wirklich verloren geht, sondern immer nur die Formen des Ausdruckes sich lebendig wandeln.

Trotz der vieljährigen Arbeit an der Pommerschen Volkskunde ist das Erntebrauchtum



Kornalter aus dem Pommerschen Landesmuseum, Stettin
Aufn.: Landesmuseum

Pommerns längst noch nicht ausgeschöpft und längst noch nicht völlig bekannt. Hier soll nur an einem ganz kleinen Ausschnitt gezeigt werden, welche Fülle von Ueberlieferungen und Vorstellungen heute noch da ist und welche weiten Aussichten auf das ganze pommersche Volkstum sich von ihnen aus eröffnen.

Durch die ganze Erntezeit ziehen sich eigenartige Vorstellungen und Bräuche, die wir gewöhnlich kurz als „Altenbräuche" bezeichnen. Wir beobachten sie besonders gut bei der Arbeit auf dem Felde, z. B. beim Schneiden des Roggens, und beim Einfahren des Getreides, aber auch manchmal beim Dreschen. Am bekanntesten ist wohl noch der Brauch, daß aus einer Roggengarbe eine Puppe geformt wird,

[1]) Einen kleinen Ausschnitt daraus gibt die Untersuchung über die Verbreitung des Julklappbrauches. Deutsch-schwedische Kunstausstellung Saßnitz-Dwasieden 1934. S. 59 ff.

[2]) Vgl. als Beispiel: Karl Kaiser, Pommersche Fastnachtsgebäcke. Heimatschutz in Pommern 1935. S. 3 ff.

[3]) Das erste Heft der „Volkskundlichen Schriftenreihe der Landesbauernschaft Pommern" (Walter Borchers — Karl Kaiser, Feste und Bräuche des pommerschen Volkes im Jahreslauf. Stettin 1935) gibt einen kurzen Ueberblick über das festliche Jahr im pommerschen Volksleben.

die meist der „Alte" oder „de Olle" oder so ähnlich heißt. Manchmal ist dieser Kornalte sehr kunstvoll geflochten. Oder er wird mit Feldblumen geschmückt, oder er bekommt gelegentlich Kleider an, und man setzt ihm einen Hut auf. Kurz: das Gestaltungsvermögen hat hier freien Lauf. Es wäre für alle diejenigen, die meist mit mitleidigem Blick auf die Pommersche Volkskunde herabsehen, nützlich, wenn sie sich einmal aufmachen und durch das pommersche Land wandern würden, nur um zu sehen, wieviel „Alte" es in Pommern jedes Jahr gibt und wie reich sich hier das pommersche Volkstum in seiner Phantasie und in seinem Formungsvermögen immer wieder entfaltet. — Der „Alte" wird dann meist mit ins Dorf geführt, und zahlreiche verschiedene Bräuche schließen sich an ihn an. Ja, der „Alte" ist geradezu ein Mittelpunkt pommerschen Erntebrauchtums geworden. Nicht umsonst tragen gewisse pommersche Erntefeste in bestimmten Gegenden Pommerns Bezeichnungen wie „Altenbier" oder „Ulleköst" oder „Altenfest".

Ueber den Ursprung und den Grund dieser Altenbräuche und über die in ihnen sich aussprechenden Vorstellungen ist oft nachgedacht worden. Aber es ist eigentlich noch nicht gelungen, sie befriedigend in jeder Hinsicht zu erklären. Im allgemeinen sieht man in dem „Alten" und in ähnlichen Gestalten des Erntebrauches die Verkörperung des Fruchtbarkeitsgeistes, der im Getreidefeld wohnt, schließlich sich im letzten Halmbüschel birgt, in der „Letzten Garbe" seinen Sitz hat und die Fruchtbarkeit des nächsten Erntejahres sichert. Von „Korndämonen" sprach vor etwa 75 Jahren Wilhelm Mannhardt, der sich um die Erforschung der Erntebräuche sehr bemüht hat. Auch neuere Forscher greifen vielfach auf Gedankengänge Wilhelm Mannhardts zurück[4]). Aber in unseren Tagen kann die alte Mythologie von den „Korn- und Fruchtbarkeitsdämonen" keine unbedingte Geltung mehr beanspruchen. Wir wissen, daß im Leben des Volkes auch die schöpferische Phantasie herrscht, an der oftmals die schönsten mythologischen Systeme und Regeln zerbrechen[5]). Hier können alle Deutungs- und Erklärungsversuche ganz bei Seite bleiben. Die Altenbräuche herrschen nicht in Pommern allein. Sie kommen auch in weiten anderen Gebieten vor. Pommern vermag zwar bei ihrer Erklärung zu helfen, aber es kann nicht allein die Deutung übernehmen.

Zunächst muß die künftige endgültige Deutung der Altenbräuche auf breitestem Grunde vorbereitet werden. Können wir überhaupt schon an die Deutung und Erklärung herangehen, solange es uns noch nicht gelungen ist, die in der Gegenwart lebenden Ueberlieferungen vollständig und lückenlos zu beobachten? Bei der Untersuchung und Erforschung des Brauchtums der Gegenwart finden nicht nur einzelne Fragen in Bezug auf rätselhafte und seltsame Ueberlieferungen ihre Antwort, es eröffnen sich auch wichtige neue Einsichten in die Gliederung und in den Aufbau des Volkslandes Pommern.

Wie heißt in Pommern die „Letzte Garbe"? Mit dieser Frage wandte sich das Volkskundliche Archiv für Pommern in den Jahren 1932 und 1933 an seine Mitarbeiter. Aus fast 1000 pommerschen Orten sind Antworten eingelaufen. In erster Linie wurde auf die Bezeichnungen der zuletzt gebundenen Garbe Wert gelegt. Aber auch die Bezeichnungen der zuletzt aufgeladenen und der zuletzt gedroschenen Garbe spielten eine Rolle.

Das Ergebnis ist überraschend in mancher Hinsicht, und es lädt zu weitreichenden Folgerungen ein[5a]).

Zunächst überrascht es, zu sehen, daß die Zahl der verschiedenen Bezeichnungen für die „Letzte Garbe" in Pommern so gering ist. Es sind im wesentlichen nicht mehr als fünf verschiedene Bezeichnungen festgestellt worden: „Alter", „Ollermann"; „Bankert"; „Wolf", „Hase". Die meisten von ihnen kommen dazu nur ganz vereinzelt vor: „Bankert" zweimal im Kreise Lauenburg, „Hase" einmal im Kreise Stolp, „Wolf" siebenmal, weit gestreut, auf vorpommerschem Boden. Die Bezeichnung „Alter" überragt zahlenmäßig und in Hinblick auf die Verbreitung alles. Zu ihr ist selbstverständlich auch die Bezeichnung „Ollermann" hinzuzuzählen, die viermal von der Lupow an nach Osten zu vorkommt, sowie ein einziges Mal in Mittelpommern. Alle diese Bezeichnungen lassen einen tieferen Grund vermuten, aus dem sie erwachsen sind. Es sind nicht einfach „Sachbezeichnungen". Es sind offenbar Träger von bestimmten Vorstellungen. Sie gehören in den ganzen Kreis des pommerschen Erntebrauchtums hinein.

Man sieht, daß die in Pommern am weitesten verbreitete Bezeichnung für die „Letzte Garbe" das Wort „Alter" ist. Nur in Vorpommern herrscht, aber längst nicht so stark, die Bezeichnung „Wolf", und in Ostpommern treten ganz vereinzelt „Hase" und „Bankert" auf. Unter dem Stichwort „der Alte" verbergen sich selbstverständlich zahlreiche ganz verschiedene

[4]) Vgl. Richard Beitl, Korndämonen. Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens V. 1932/1933. Sp. 249 ff. — Ders. Wilhelm Mannhardt und der Atlas der deutschen Volkskunde. Zeitschrift für Volkskunde N.F. IV. 1933. S. 70 ff.

[5]) Siehe Lutz Mackensen, Korndämonen? Tiermetaphern! Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde VIII. 1933. Heft 4. — C. W. von Sydow, Mannhardts Theorie über Vegetationsdämonen und die letzte Garbe in moderner Kritik. Jahrbuch für historische Volkskunde V. 1935.

[5a]) Vgl. Abbildung 1.



Bezeichnungen für die letzte Garbe

Abbildung 1

Maßstab des Originals 1:300 000
(sechsfache Verkleinerung).

mundartliche Formen, wie „de Ulle", „Oller", „Olle", „Oulle", „de Oll", „de Ull" usw. usw. Wer den Reichtum volkstümlicher Bezeichnungsformen kennt, wundert sich darüber nicht. Aber eigenartig ist es bei diesem Ergebnis, daß die Zahl der festgestellten verschiedenen Bezeichnungstypen so gering ist. Wir haben Dutzende von verschiedenen Bezeichnungen für den Marienkäfer [6]) und ebenfalls zahlreiche Bezeichnungen für die Kunst des „Besprechens" [7]) in Pommern festgestellt. Hier aber sehen wir, wie sich die ganze volkstümliche Lebensenergie fast auf ein einziges Wort sammelt und dieses in mannigfachen lautlichen Fassungen sich erhält. — Nicht einfach, sondern lebendig, wechselvoll und vielfältig also ist das Gesetz des Volkslebens, und eine glatte Formel wird ihm nie gerecht.

Aber nicht überall in Pommern sind Bezeichnungen für die „Letzte Garbe" wirklich vorhanden. Am kräftigsten leben die Bezeichnungen im pommerschen Südosten. Wenn man von da nach dem Westen fortschreitet, so treten immer mehr Orte auf, in denen die Frage nach der Letzten Garbe zwar gestellt worden ist, wo die Mitarbeiter aber nichts darauf mitzuteilen hatten. Links der Oder häufen sich diese Fehlangaben immer mehr. Die Bezeichnung „Alter" wird immer seltener. Nur noch ganz vereinzelt kommt sie auf Usedom und Wollin vor, und auf dem Festland überschreitet sie praktisch nirgends die Peene. Im nördlichen Vorpommern, wo gelegentlich die Bezeichnung „Wolf" gemeldet worden ist, beherrschen die Fehlangaben das ganze Bild. — Also: In Ostpommern, vor allem im pommerschen Südosten, ist es wirklich „allgemein" Brauch, die „Letzte Garbe" mit einem besonderen Namen, meist mit dem Namen „der Alte", zu bezeichnen. Gegen die Oder zu ebbt dieser Brauch ab, und westlich der Oder klingt er fast ganz aus.

Dieses klare Ergebnis fügt sich in wesentlichen Teilen in das Bild der pommerschen Volkstumslandschaft, wie es schon vor Jahren Robert Holsten [8]) gezeichnet hat. Deutlich tritt die Sonderstellung Vorpommerns hervor. Wenn auf der Karte erst südlich der Peene die Belege für den „Alten" ganz allmählich einsetzen, so ist das eben eine neue Bestätigung der tiefen Volkstumsgrenze, die Holsten in der Gegend von Peene, Zarow und Landgraben nachgewiesen hat. Und wenn wir die Verteilung der senkrechten Striche, die Fehlangaben bedeuten, genau verfolgen, so sehen wir, daß sie sich nicht nur in Vorpommern, sondern auch die ostpommersche Küste entlang, besonders auffallend in der Rügenwalder Gegend, häufen. Man wird hier unwillkürlich daran erinnert, daß Holsten gezeigt hat, wie manche in Vorpommern herrschenden Erscheinungen im schmaler werdenden ostpommerschen Küstenstreifen allmählich versickern. — Auch der starke Einbruch der Fehlangaben in dem Lande um Ihna und Rega vermag, uns an ein früheres Ergebnis der Pommerschen Volkskunde zu erinnern. Es ist vor kurzem gezeigt worden, daß der vorpommersche Julklappbrauch über Usedom und Wollin hinweg breit bis an die Rega heranreicht [9]).

Gewiß sind das zumeist nur ganz unsichere Vergleiche und tastende Versuche, die zahlreichen, bereits vorliegenden Kartenbilder zur Pommerschen Volkskunde zu ordnen und zu vereinigen. Die alten Ergebnisse reichen auch für unser neues Kartenbild längst nicht mehr aus. Wir sind genötigt, vorsichtig einige Schritte weiterzugehen und unser Bild von der pommerschen Volkstumslandschaft an einigen Stellen auszubauen.

Vor allem: Das Schwergewicht der Karte, und zwar im wahrsten Sinne des Wortes, liegt im pommerschen Südosten. Dadurch wird die Pommersche Volkskunde daran gemahnt, daß sie die Beziehungen Pommerns nach dem Osten und Südosten zu nicht länger aus dem Auge lassen darf. Es ist noch nicht an der Zeit, etwas Genaueres darüber auszusagen, ob diese auffallende Häufung der Belege im Osten aufzufassen ist als ein Strahlungsherd, von dem alles andere ausgeht, oder als ein Rückzugskern, der alle Kräfte sammelt, während an den außenliegenden Rändern die Ueberlieferungen schon zu bröckeln beginnen. Darüber sehen wir klar in dem Augenblick, wo ähnliche Untersuchungen aus den Nachbarlandschaften vorliegen. Wir rühren hier aber an die große, heute noch nicht abschließend zu beantwortende Frage, die aber künftig die Pommersche Volkskunde wenigstens zeitweise beherrschen muß: Sind die volkstumbildenden Kraftströme in Pommern immer nur vom Westen (Südwesten) nach dem Osten zu gerichtet? Können nicht auch Ströme in entgegengesetzter Richtung festgestellt werden? Das ist eine schwerwiegende Frage, die weit über Pommern hinaus Bedeutung hat. Können wir sie heute nicht lösen, wir sehen doch, wie allmählich der Schleier sich lichtet, der noch über der ostpommerschen Volkskunde liegt.

Dann: Deutlich tritt hervor, wie im Gebiet der unteren Oder eine breite Grenzzone läuft, in der sich der Osten vom Westen Pommerns scheidet. Gewiß ist die Oder nicht

[6]) Karl Kaiser, Bezeichnungen für den Marienkäfer in Pommern. Monatsblätter der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde 49. 1935. S. 9 ff.

[7]) Karl Kaiser, Das Besprechen in Pommern. Unser Pommerland 20. 1935. S. 29 ff.

[8]) Vgl. Robert Holsten, Sprachgrenzen im pommerschen Plattdeutsch. Leipzig 1928.

[9]) Vgl. Abbildung 2.

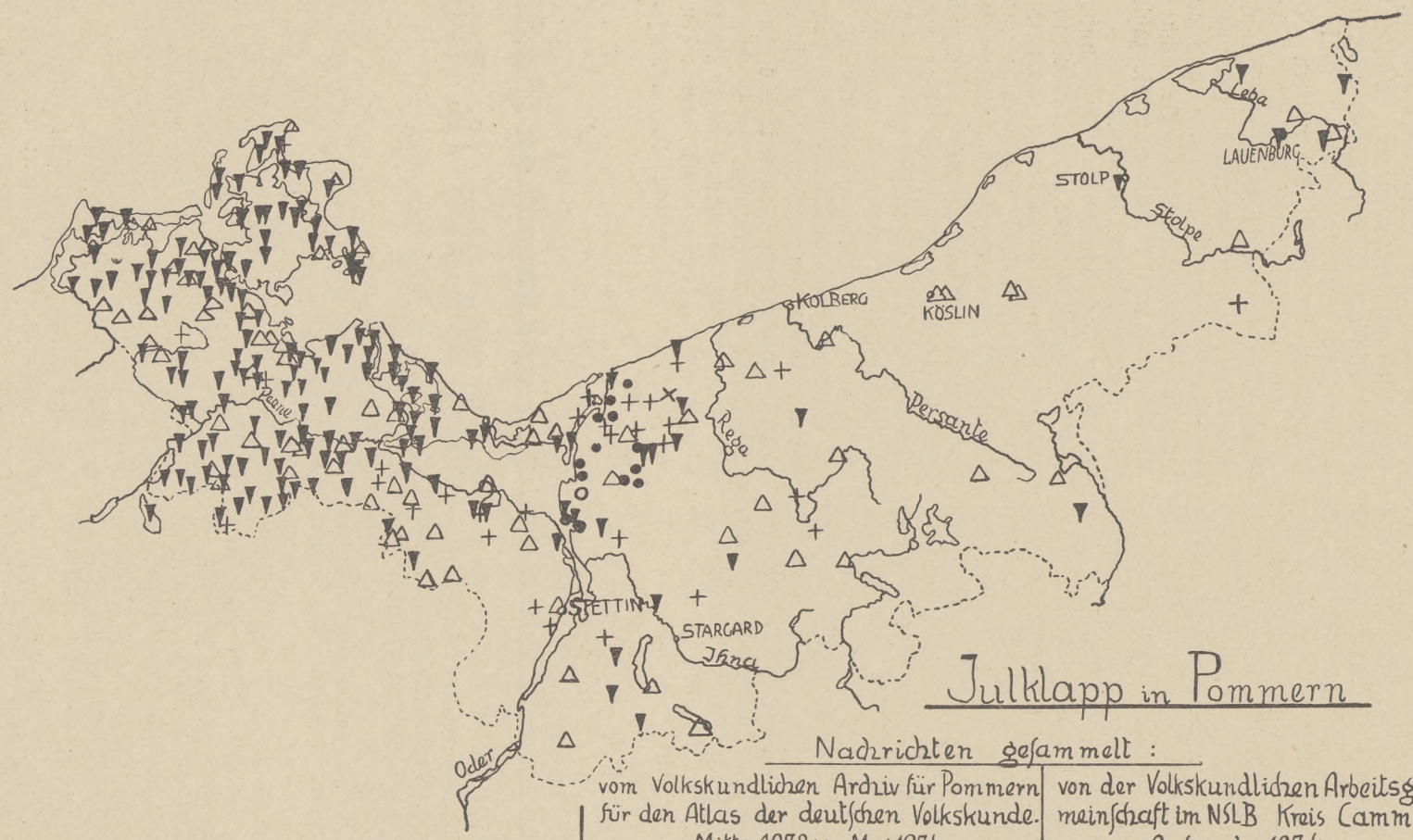

Julklapp in Pommern
Nachrichten gesammelt:
vom Volkskundlichen Archiv für Pommern für den Atlas der deutschen Volkskunde. Mitte 1932 bis Mai 1934.
von der Volkskundlichen Arbeitsgemeinschaft im NSLB Kreis Cammin. Anfang 1934.
heute bekannt
vereinzelt
früher
Maßstab 1:2000 000
STETTIN
STARGARD
KOLBERG
KÖSLIN
STOLP
LAUENBURG
Leba
Stolpe
Persante
Rega
Oder
Ihna
Peene

Abbildung 2

schlechtweg die Grenze. Man kann sehen, daß auch westlich der Oder der „Alte" bekannt ist und wie im mittelpommerschen Ostodergebiet auch die Fehlangaben tief einbrechen. Aber es muß hervorgehoben werden, daß von den vielen Hunderten von Belegen für den „Alten" nur — 16 westlich der Linie Oder—Dievenow fallen, 11 davon auf das Festland. Trotz gelegentlicher Grenzüberschreitungen und trotz des Hervortretens der Volkstumsgrenze an Landgraben und Zarow ist deutlich: im Gebiet der unteren Oder läuft ein breiter Grenzsaum zwischen Osten und Westen. Schon im Jahre 1934 wurde in einer kleinen Zeitungsnotiz[10]), die vom Volkskundlichen Archiv für Pommern ausging, auf die Bedeutung dieser Grenzzone an der unteren Oder hingewiesen und einige Beispiele dafür wurden aus dem pommerschen Brauchtum der Erntezeit angeführt:

„Was bekommen die Erntearbeiter aufs Brot? Speck und Käse, lauten die Antworten aus Vorpommern. Aber Wurst und Schinken gibt es in zahlreichen Dörfern östlich der Oder, westlich der Oder vielleicht nur noch im Kreise Randow. Und ein ähnlicher Unterschied zwischen Ost- und Vorpommern scheint sich auch erkennen zu lassen, wenn man danach fragt, wo es Eier gibt: Rühreier, gekochte Eier, Eierkuchen usw. Oestlich der Oder gibt es sie in ungezählten Dörfern. Aber in Vorpommern scheinen sie, wieder vielleicht vom Kreise Randow abgesehen, recht selten zu sein. Nur ganz wenige vorpommersche Mitarbeiter des Volkskundlichen Archivs wissen etwas darüber. Mit dieser Gliederung Pommerns wird wohl auch folgendes in innerem Zusammenhang stehen: Branntwein, Korn, Schnaps gibt es bei der Erntearbeit östlich der Oder eigentlich überall, ganz anders ist es im Westen. Auf Wollin und im Kreise Randow ist es noch ungefähr wie im Osten. Aus den Kreisen Ueckermünde und Anklam werden solche „Erntetrünke" nur noch ganz vereinzelt gemeldet, und in ganz Vorpommern nördlich der Peene und auf Rügen überhaupt nicht".

Aber nicht nur im pommerschen Erntebrauch läßt sich dieser Odergrenzsaum zeigen. Besonders deutlich tritt er uns bei der Untersuchung des volkstümlichen Tanzes in Pommern entgegen[11]). In der Arbeit von Paul Klein über „Volkslied und Volkstanz in Pommern" wird das noch kaum deutlich[12]). Wenn die Karten des „Atlas der Pommerschen Volkskunde" vorliegen, wird es an Beispielen für diese Grenze an der unteren Oder nicht mehr fehlen.

Damit ist ein Schritt getan hinaus über die bisherigen Ansichten von der Gliederung der pommerschen Volkstumslandschaft. Die Sonderstellung Vorpommerns, die Eigenart des Ostens und des Südostens, der Einbruch von Süden her („mittelpommerscher Keil"), der Grenzsaum im Gebiet der unteren Oder, — das sind für uns heute feststehende Stücke aus dem Bilde der pommerschen Volkstumslandschaft. Sie alle müssen wir in Zukunft immer besser und klarer sehen lernen, und es muß gelingen, durch unermüdliche Beobachtung des Volkslebens in der Gegenwart die zahlreichen noch offenen Fragen zu klären.

Denn die Pommersche Volkskunde kann ihre unaufhörliche Bitte um Mitarbeit und Unterstützung nicht damit rechtfertigen, daß sie sich darauf beschränkt, merkwürdige und auffallende Vorstellungen und seltsame Bräuche zu notieren und aufzuspeichern. Sie muß jede Einzelbeobachtung dem großen Bilde des pommerschen Volkstums einfügen. So rechtfertigt sie ihren Kraftaufwand. So erweist sie ihren Sinn, und so vermag sie auch nützliche Arbeit zu leisten. Wenn unser Weg von den „seltsamen" Bezeichnungen für die „Letzte Garbe" ausgeht und uns zu einem Blick über das ganze pommersche Land hinführt, so ist ein Jeder, der diesen Weg abschreiten wird, immer beherrscht und geleitet von den brennenden Fragen, vor die das deutsche Volk im Osten gestellt ist.

[10]) Pommersche Erntebräuche — Was wird bei der Erntearbeit in Pommern gegessen und getrunken? Norddeutsche Presse (Neustettin) 2. 10. 1934. (Auch sonst oft gedruckt.)

[11]) Vgl. Karl Kaiser, Siehste woll, do kimmt er —. Heimatbeilage des Pyritzer Kreisblattes 1935. Nr. 18.

[12]) Paul Klein, Volkslied und Volkstanz in Pommern (= Vorarbeiten zum Pommerschen Wörterbuch 6), Greifswald 1935.

Ein pommersches Schäferbuch aus dem 18. Jahrh.

Von Professor Dr. Lutz Mackensen

Ich möchte von einem pommerschen Hirten erzählen, der vor hundertfünfzig Jahren von Gut zu Gut zog, um sein Leben zu fristen. Einer von vielen, wanderte er über die ostpommerschen Landstraßen; manchmal fand er eine Stellung, die ihm ein paar Jahre Unterschlupf bot, dann war er zufrieden. Aber oft durfte er auch nur den Sommer über rasten, mußte er nach wenigen Monaten wieder den Dienst wechseln und Ausschau halten, wo er mit Weib und Kind unterkam.

Der Mann verstand sein Handwerk. Er war sozusagen hineingeboren; sein Vater, wohl auch sein Großvater waren Schäfer wie er. Das unruhige Wanderleben war ihm kein Fluch, sondern eine Selbstverständlichkeit; von Kind auf hat er nichts anderes gekannt als

dies: für fremder Herren Vieh zu sorgen. Das war sein Lebensinhalt. Er hat schon von seinem Vater viel gute Winke mitbekommen, wie man in guten und bösen Tagen im angestammten Beruf seinen Mann stehen könne. Aber er hat sich damit nicht genügen lassen. Er hat eigene Erfahrungen gesammelt; er hat, straß-auf, straßab in Pommern, die Augen offengehalten, wo er Menschen fände, von denen er dazulernen könne. So wurde er ein Meister seines Fachs, ein Wissender.

Wir dürfen nicht meinen, daß er etwas sehr Besonderes war. Es gab sicher viele Berufsgenossen damals in Pommern, die es ihm gleichtaten. Er war einer von vielen. Aber die andern sind für uns verschollen, sind, wie sie still und unbemerkt vom großen Geschehen der Zeit lebten, still und unbemerkt gestorben, namenlose Hüter alter Volkstumsüberlieferung. Aber diesen einen können wir bei Namen nennen; das macht ihn uns so wichtig. Denn dieser eine hat alles, was er wußte und fand, in ein Buch gesammelt, und dieses Schäferbuch aus dem 18. Jahrhundert ist, durch die Fürsorge der Familie bewahrt, auf uns gekommen. Damit hat er der pommerschen Volkskunde eines der wichtigsten und aufschlußreichsten Denkmäler geschenkt, die sie heute besitzt *).

Die Besonderheit dieses handschriftlichen Merkbuches liegt in der Folgerichtigkeit seiner Anlage und seiner Durchführung. Als es der Fünfundzwanzigjährige anlegt, teilt er es sich genau ein. Da scheidet er die Eintragungen tierärztlicher Art von den Ratschlägen für Jäger, die Hausmittel für den Bedarf der eigenen Familie von Aufzeichnungen allgemeiner Art. Und fast jede Eintragung wird mit Datum- und Ortsangabe versehen und oft auch mit dem Namen dessen, dem der Schreiber sein Wissen verdankt. So ist es uns möglich, den mühsamen Lebensweg dieses Mannes nachzugehen und zu beobachten, wie hell und wissenshungrig seine Augen in seine Umwelt hineinspähten. Dieser Mann hat sein Fach geradezu studiert, immer bereit, Neues zu lernen und das Neugelernte in sein Hausbuch, das ihn bis an sein Lebensende treulich begleitet hat, hineinzuschreiben. Und als es der Greis sterbend aus der Hand legt, führt es der Sohn, der als Lehrer seßhaft wird und sozial aufsteigt, im Sinne des Alten pietätvoll weiter.

David Friedrich Vauck, der Schäfer (1762 bis 1828), sucht Mittel und Wege, den Gefahren und Beschwernissen, die ihm und seinen Tieren reichlich am Wege liegen, zu begegnen. Dabei unterscheidet er noch nicht zwischen natürlichen und übernatürlichen Mitteln; ob Rezept oder Zauberspruch, gilt ihm gleichviel. Gegen das Fieber z. B. notiert er folgende Mittel:

1. („vom Schmidt Blodow"). Nim 3 Blätter Krautsalbei, und schreibe mit Tinte auf das erste Blatt Christus ist geboren auf das 2 t. Blatt Christus ist gestorben auf das 3 t. Blatt Christus ist auferstanden. Nachhere zerschneide diese Blätter ganz klein, und während des zerschneidens sprich die Worte dabei. Ich nehme dieses Pulfer ein, im Namen der Hl. Dreifaltigkeit, das Fieber zu vertreiben. Nun lege diese Kleingeschnittenen Stückgen auf ein Hepchen Butterbrodt, und gieb es demjenigen der Fieber hat zum aufessen."

2. („Vom Ziegler Herzfeld gelernt"). „Wer das Fieber hat, (soll, oder) Muß am Freitag Morgen, vor der Sonnen aufgang heraus gehen, und nach dem Morgen sehen, und sprechen diesen nachstehenden Spruch. Ach! Komm mein lieber Freitag, und nimm mir meine 77 zigerlei Fieber ab, sie sein kalt oder heiß, in meinem Blut und Schweiß. J.N.G.d. V.d.S.u.d.h.G. Amen."

3. („Gumtow, den 4 ten May 1796"). „77. Erbsen in gedancken abgezählt, u. in ein klein Neu Töpflein gethan, darauf der Fieber habende Seiche, solches am Feuer so lange gekocht, bis die Erbsen den Urin Zu sich genommen, als den die Erbsen in ein Läglein gebunden, u. in den Schornstein gehangen, den Topf aber vor Sonnen Aufgang stillschweigens ohne umsehen auf den Kreutz-Weg getragen und stehen lassen, so wirds von Stund an weg bleiben, und hernach sich in erst des Milch Essens enthalten, sonst gar leicht wieder kömmt. Welches einer Frauen Probat geholfen, ders ein Jahrlang gehabt, da nichts hat helffen wollen."

So stehen allerorten magische Handlungen, Zaubersprüche, Mittel aus der Dreckapotheke und auch richtige Rezepte unmittelbar nebeneinander. Schäferweisheit braucht alles, was Aussicht auf Erfolg verspricht. „Primitives Gemeinschaftsgut" und „gesunkenes Kulturgut" bilden hier eine untrennbare Einheit.

Aber David Friedrich Vauck hat nicht nur Mittel für sich und sein Vieh, für die Bekämpfung von Wölfen und die Entdeckung von Dieben, für die Verzauberung und Entzauberung von Jagdgerät aufnotiert. Er hat auch sonst gesammelt, was ihm bemerkenswert schien. So schreibt er sich gereimte Lebensweisheiten auf, wie sie damals im Munde des Volkes im Schwange waren:

„Junges Blut versauf dein gut.
Aufs Alter es nicht schmecken tuht."

Aber:

„Junges Blut spar dein gut.
Aufs Alter es wohl schmecken tuht."

*) Ich habe über dieses einzigartige Buch in der Festschrift für Otto Lauffer (1934) eingehend berichtet. Die hier gebrachten Textbeispiele sind bisher nicht veröffentlicht. Ich bringe die Texte in der Originalrechtschreibung.

Der Doppelsinn des Wortes, der hier bei „schmecken" die scheinbar erstaunliche Gegensätzlichkeit der beiden Lebensregeln ermöglicht, spielt bei den Scherzfragen, die Vauck zu einem kleinen „Räthsel-Buch" zusammengestellt hat, eine große Rolle: „Was ist schwärzer als der Rabe? Die Federn!" „Wie tragen 5 Hammel über die Brach? Ungrade!" „Warum nahmst du deine Frau? Weil sie eine Sie war!" „Niemand, Und, Keiner, bauten sich ein Haus, Niemand, ging hinten heraus, Keiner ging Forne heraus, wer blieb drinn? Und!" „Wann läuft der Hund mit dem Arsch vor? Wen er vor mir Läuft!" „Wann Mahlet der Müller auf 3 Kanten? Wenn er Buchweitzen mahlt!" „Wann hat der Müller daß Mehrste auf der Mühle? Wen er den Kopf aus dem Loche sticht!"

Gleich an den Anfang seines Buches setzt er die Liste der 44 Unglückstage des Jahres (1., 2., 4., 6., 11., 17., 18. I.; 8., 16., 17. II.; 1., 12., 13., 15. III.; 1., 3., 15., 17., 18. IV.; 8., 10., 17., 30. V.; 1., 7. VI.; 1., 5., 6. VII.; 1., 3., 18., 20. VIII.; 14., 18., 30. IX.; 15., 17., X.; 1., 7., 11. XI.; 1., 7., 10., 17. XII.). Denn: „Hiebey ist zu mercken, so ein Kind auf einen dieser Tage geboren, sey unglücklich oder arm. Auch wer auf dieser Tage einer kranck wird, bekommt selten seine Gesundheit wieder. Und wer sich verlobet, oder heyrathet, kommt in große Armut. Man soll auch nicht ziehen aus einem Hause ins andere. Auch soll man nicht reißen. Keine Prozeße anfangen. Am Tag Maria-Verkündigung, Simonis und Juda und . . . post Andräi soll man kein Ader lassen. . . Die drey unglücklichsten Tage aber im Jahre sind folgende. Den 1ten April ist Judas der Verräther geboren. Den 1ten August ist der Teufel vom Himmel herunter geschmissen worden. Den 1ten December ist Sodom und Gomora verbrannt, und Loths liebes Weib zur Saltzsäule geworden."

Der Mann war sicher, das deutet schon diese letzte Eintragung an, ein guter, gläubiger protestantischer Christ; das zeigen auch manche der aufgezeichneten Kernsprüche und Gesangbuchstrophen. Das hindert ihn aber nicht, nach katholischen Heiligentagen zu rechnen und Sprüche zu verwenden, in denen die Heiligen der alten Kirche die entscheidende Rolle spielen. Und das hindert ihn auch keineswegs, magische Mittel gegen Hexen und Krankheiten zu gebrauchen. Eine besondere Rolle spielen dabei die Zauberspräche, von denen wenigstens einige Proben hier mitgeteilt seien:

1. „Kind ich bin deine Amme
und bespreche dir die Feurige und hitzige
Schwammen
im Namen Gottes 3 mahl."

2. „Wie man am Stück-Vieh daß Rothseichend besprechen kann!

Rothes Wasser schämme dich
Ein ehrlich Mensch vergage dich.
Rothes Wasser stillestehn
Laß das Klare vorangehn.
Im Namen Gottes des Vaters xxx
Deß Sohnes xxx
Und des heiligen Geistes xxx

Diß aber muß, dreymahl hinter einander über dem Vieh gebettet, und dabey die Kreutzen wie sie stehen, mit der Hand dem Vieh hinten auf dem Rücken gestrichen werden. Welches aber Recht Probat erfunden habe."

3. „Vor die Rose oder Geschwür.
Du sollst nicht quellen,
Du sollst nicht schwellen.
Du sollst nicht ecken,
Du sollst nicht drecken.
J. N. G. d. V. d. S. u. G. d. h. G. Amen.

Dieses dreimal gebetet, und jedes mal drei xxx gepustet." Auch eine Zauberformel, ähnlich der bekannten Abakadabra, taucht einmal auf; in ein vom Blitz losgeschlagenes Stück Holz geschabt, klein gestoßen und dem Hund ins Fressen gemengt, „so soll er die Zeit seines Lebens auch nicht Tohl werden":

Calemarier	Calem
Calemarie	Cale
Calemari	Cal
Calemar	Ca
Calema	C.

Von dem quellenden Reichtum dieser Aufzeichnungen können diese wenigen Beispiele nur eine Andeutung geben. Ihr Wert für die pommersche Volkskundeforschung liegt nicht nur in ihrer Fülle und ihrem Alter. Was uns diese Quelle so anziehend macht, ist ihr menschlicher Gehalt, ist die Tatsache, daß wir hier einen tiefen Blick in das Leben und Arbeiten eines pommerschen Volksmenschen aus längst vergangenen Zeiten tun können, und daß dieses einfache Schäferleben, das sich uns so enthüllt, die lebendigen Züge des ewigen deutschen Volksmenschen unverkennbar zur Schau trägt. So wird uns der Schäfer David Friedrich Vauck zum Sinnbild, und die Verse, die er am 5. Juni 1787 in sein Lebensbuch geschrieben hat, kennzeichnen besser als alle Lobsprüche die grade, kernige Art, die wir noch heute beglückt als beste Pommernart um uns lebendig sehen:

„An Tadlen Fehlt es nicht,
So wird mirs auch ergehen,
Ich werd mit meinem Thun,
Bey jedem nicht bestehn.
Doch kehr ich mich an nichts,
Ich laß die Läute Klügeln,
Wer kann den jedermann,
Das lose Maul verriegeln,
Man kan nicht besser tuhn,
Als das man drüber Lacht,
So haben sich die Leut,
Vergebens Müh gemacht."

Aus dem Spielschatz des pommerschen Kindes

Von Alfred Lucht

In dem stillen, weitab von der Heerstraße gelegenen Dörfchen Kutzer, Kr. Regenwalde, war einige Jahre hindurch der Freitag ein Freudentag für die Kinder des Ortes. Am Vormittag nämlich rückte der „Stutenwagen" langsam von Gehöft zu Gehöft, und immer wußte er es so einzurichten, daß er zur Zeit der großen Pause in der Nähe der Schule hielt. Das gab dann ein leckeres Frühstück! Aber auch der Nachmittag brachte seine Freude: die Spielstunden. Keine Pflicht, kein Zwang trieb die Kinder, aber immer stellten sie sich leuchtenden Auges zur verabredeten Zeit ein. Da wollte so leicht niemand fehlen! Und freudigen Herzens lehrten sie mich spielend ihre Spiele. Jedesmal noch kehrte ich reich beschenkt heim. Wie arm und karg hatte ich mir den Bestand der Kinderspiele gedacht, und welcher Reichtum tat sich nun vor mir auf! Blatt fügte sich zum Blatt, unaufhaltsam wuchs die Sammlung, und als ich nach 5 Jahren Abschied nehmen mußte, da wanderte ein ansehnlicher Spielschatz mit, den wir so mühelos und freudvoll zusammengetragen hatten.

Oft habe ich aus diesem Schatz, den ich in der nächsten Zeit um die Spiele aus anderen pommerschen Dörfern erweitern konnte, geschöpft, und immer waren die kleinen Arbeiten in den verschiedenen Heimatbeilagen von dem heißen Wunsch begleitet, daß sie zur weiteren Sammlung der Kinderspiele anregen möchten; denn es gilt, noch einen außerordentlich reichen Schatz zu heben.

Es würde die Kräfte eines einzelnen Heimatfreundes übersteigen, alle pommerschen Spiele zu sammeln, einzuordnen, zu werten und der Nachwelt zu erhalten. Daher ist es ganz besonders zu begrüßen, daß das Volkskundliche Archiv für Pommern auch die pommerschen Kinderspiele mit in sein schon sonst so umfangreiches Arbeitsgebiet genommen hat; denn gerade dadurch ist jedem Mitarbeiter die Gewähr gegeben, daß seine Arbeit nicht verlorengehen, sondern den ihr gebührenden Platz in der einst abgeschlossenen Sammlung erhalten wird.

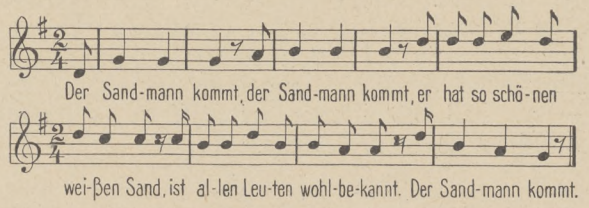
Die nachstehenden Spiele habe ich so gewählt, daß möglichst jede Spielart berücksichtigt wurde.

Da sind zunächst die

Kinderspiellieder,

von denen ich hier zwei bringe. Die Aufzeichnung der Melodien verdanke ich Herrn Lehrer Bruno Boeder, Robe.

Der Sandmann kommt.

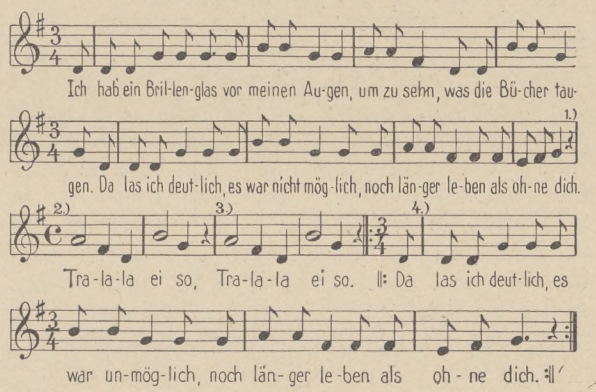


Spielweise: Die Kinder stehen sich in zwei Reihen gegenüber. Die Gegenüberstehenden haben sich angefaßt und ihre Arme erhoben, so daß alle eine Brücke bilden. Das an einem Ende stehende Paar geht unter der Brücke entlang und stellt sich am anderen Ende wieder auf. Ihm folgen in kurzem Abstand die übrigen Paare, bis sie alle durch sind. Dann geht das zuletzt angelangte Paar wieder zurück, und die übrigen folgen, so daß zum Schluß wieder jedes Paar an seinem Ort steht.

Das Lied wird so lange wiederholt, bis alles an Ort und Stelle ist.

Robe, Kr. Greifenberg.

Ich hab' ein Brillenglas vor meinen Augen.



Spielweise: Die Kinder bilden, sich anfassend, einen Kreis und gehen herum. Einige Kinder gehen innerhalb dieses Kreises in entgegengesetzter Richtung herum. Die ein wenig geöffneten Fäuste stellen das Brillenglas dar. Bei 1. steht der Kreis still, und jedes Kind im Kreise steht vor einem Kinde des Kreises. Bei 2. klatschen die betreffenden Kinder in die Hände. Bei 3. drehen sie sich um sich selbst. Bei 4. klatschen sie wiederum, haken die rechten Arme ein und laufen rechts umeinander herum. Bei der Wiederholung des letzten Teiles klatschen sie, haken die linken Arme ein und laufen links umeinander herum. Beim neuen Spiel kommen die ausgewählten Kinder in den Kreis, die anderen treten zurück. Robe.

Wohl kaum bekannt dürfte es sein, daß den

Greifspielen

eine noch heute lebendige Sage zugrunde liegt. Ursprünglich stellte das greifende Kind vielleicht den sagenhaften Vogel Greif dar. Näheres

darüber mit Angabe einiger Greifspiele ist in der Beilage des Greifenberger Kreisblattes (Die Heimat 1934, Nr. 22) zu ersehen. Außer dem allgemein bekannten Greifspiel sei hier ein erweitertes Greifspiel angeführt, bei dem wir — wie das des öfteren der Fall ist — starke Anklänge an ein Märchen finden.

Greifspielen.

Durch einen Abzählreim wird abgezählt, welches Kind greifen, also den Greif darstellen soll. Dieses Kind sucht eins der anderen Kinder, die alle vor ihm weglaufen, zu greifen. Hat es ein Kind angeschlagen, so tritt dieses an seine Stelle und sucht nun zu greifen, während das andere fortläuft.

Mutterhex'.

a)

Ein Kind ist die Mutterhex', die die übrigen Kinder mit folgenden Rufen necken:

„Mutterhex'!"

oder:

„Mutterhex' mit dem Tintenklecks!"

oder:

„Mutterhex' mit dem Tintenklecks,
hat ausgeleckt, hat schön geschmeckt!"

Die Mutterhexe sucht die neckenden Kinder anzuschlagen. Die angeschlagenen Kinder kommen in das Mal. Die Gefangenen können erlöst werden. Erfaßt nämlich ein noch freies Kind ein gefangenes bei der Hand, so ist dieses frei. Hatten andere Gefangene das befreite Kind im Augenblick seiner Befreiung angefaßt, so sind auch sie erlöst. Wer von neuem von der Mutterhexe angeschlagen wird, ist natürlich wieder gefangen. Wer zuletzt übrig ist, ist im neuen Spiel Mutterhexe. Manchmal beginnen auch zwei oder mehrere Mutterhexen das Spiel.

Robe.

b)

Es werden zwei nebeneinanderliegende Quadrate oder Rechtecke in den Sand gezeichnet. Sie stellen das Haus und den Backofen der Mutterhexe dar. Ein Kind ist die Mutterhex', die gebeugt und wackelnd am Stock geht. Die übrigen Kinder verhöhnen, beschimpfen und stoßen sie. Wird einer der Uebeltäter ergriffen, so kommt er in den Backofen. Dann macht die Hexe Feuer an. Während sie niederkniet, schieben die anderen Kinder sie in den Backofen, in dem sie verbrennen muß. Dem gefangenen Kinde aber gelingt es, dem Tode zu entrinnen. Es ist beim neuen Spiel die Mutterhexe.

Lübsow, Kr. Greifenberg.

Von dort nach Kutzer.

Zu den Greifspielen sind ferner die Spiele zu rechnen, die ich als

Verkaufsspiele

bezeichnete. Von diesen veröffentlichte ich die in Robe aufgezeichneten in der Beilage der Kösliner Zeitung (Unsere Heimat 1933, Nr. 5 und Nr. 8). An dieser Stelle möge ein Spiel dieser Art aus Kutzer mitgeteilt sein.

Uhrenverkauf.

Spielschar: Die Anzahl der Spieler ist unbeschränkt. Ein Kind ist der Verkäufer, ein Kind ist der Käufer, die übrigen sind die Uhren. Sind viele Uhren da, so hat der Verkäufer noch einen Diener.

Spielweise: Der Verkäufer gibt den Kindern Uhrnamen, wie Telleruhr, Wanduhr, Wecker, Taschenuhr, Armbanduhr, Standuhr, Herrenuhr, Damenuhr, Kuckucksuhr u. a. m. Der Diener kennt die Namen auch. Nun lädt der Verkäufer den Käufer zum Kauf ein, etwa so:

Käufer: „Dag uk!"
Verkäufer: „Dag uk!"
K.: „Wie geiht Geschäft?"
V.: „Gaud!"
K.: „Wi mi ein Taschenuhr köpe!"

V. ruft die Taschenuhr. Diese kommt oder wird vom Diener geholt.

K.: „Geht s' uk?"
V.: „Jao!"
K.: „Dreh s' eis up!"

V. dreht die Uhr auf. Diese ruft dabei: „Ticktack, ticktack, ticktack!"

K. bezahlt und geht mit seiner erstandenen Uhr nach Hause. Nach einer Weile kommt er zurück und sagt:

„De Klock döcht nichts! Sei seggt ümmer: „Aop, Aop!"

V. dreht sie auf, sofort ertönt's: „Ticktack, ticktack!" Darauf sagt der V. zum K.:

„Du drehst nich richtig rümmer, dreh s' eis rechts rümmer!"

K. dreht rechts herum, und die Uhr ruft ihr Ticktack. Darauf meint er dann:

„Nu geht's wedder!" und geht mit ihr wieder davon.

So wird nach und nach der ganze Uhrenbestand gekauft, aber ein- oder auch zweimal kommt der Käufer mit derselben Uhr zurück, da sie bei ihm nicht gehen will oder etwas anderes als „Ticktack" ruft, etwa „Aop, Aop!" oder ein anderes Schimpfwort.

Kutzer. Lübsow.

Von den

Suchspielen

scheint es keine reiche Auswahl zu geben.

Suchspielen.

Spielschar: Die Spielschar ist unbegrenzt. Ein Kind, das durch einen Abzählvers ermittelt worden ist, muß suchen.

Spielplatz und Mal: Der Spielplatz wird von den Kindern festgelegt, ebenso auch das Mal, das ein Baum oder eine Tür oder dergl. sein kann.

Spielweise: Das Kind, das suchen soll, stellt sich ins Mal, verdeckt seine Augen und zählt laut: „1, 2, 3 usw. bis 20". Darauf sagt es: „Wer sich nicht versteckt hat, der muß suchen!" Manchmal wird auch noch gerufen: „Nu komm' ich!" oder fragend: „Kann ich nu kommen?" Ertönt als Antwort: „Noch nicht!" so darf der Suchende noch nicht kommen, sondern er muß weiterzählen, etwa bis 30. In anderen Fällen wieder wird das Kind gefordert, indem die übrigen „Nu!" rufen. Die schlaueren Kinder rufen aber nicht, da sie wissen, daß sie durch den Ruf ihre Verstecke verraten. Sieht das suchende Kind nun ein anderes, etwa mit Namen Lotte, so läuft es zum Mal, schlägt dort mit der Hand an und ruft: „Angeschlagen, Lotte!" Gelingt es aber dem gesehenen Kinde, schneller als das suchende Kind beim Mal zu sein, so schlägt es mit der Hand ans Mal und ruft: „Frei!" Auch jedes Kind, das ungesehen zum Mal gelangt, schlägt sich frei. Beim nächsten Spiel muß das zuerst angeschlagene Kind suchen. Es kann jedoch auch bestimmt werden, daß das zuletzt angeschlagene Kind suchen muß.

Kutzer. Lübsow. Kolberger Deep.

Zahlreich vertreten dagegen sind die kleinen

Tummelspiele.

Das Radfahren.

Zwei nebeneinanderstehende Kinder fassen sich an, und zwar so, daß die Rechte des linksstehenden Kindes die Linke des rechtsstehenden Kindes ergreift. Darüber steigt ein drittes Kind mit einem Bein, so daß dieses im Kniegelenk schwebt. Mit dem anderen Bein humpelt es, wenn die beiden anderen Kinder vorwärts schreiten, und ahmt so das Radfahren nach. Mit seinen Armen kann es sich an den Schultern seiner Gefährten festhalten.

Karolinenhorst, Kr. Regenwalde.
Kutzer. Lübsow. Robe.

Schubkarre schieben.

Ein Kind ist die Schubkarre. Es läuft auf den Händen, und seine Füße hält ein anderes Kind, das die Schubkarre schiebt.

Kutzer. Lübsow. Robe.

Bei dem Umhertummeln können sich die Kinder auch kleiner Geräte bedienen. Diese Spiele wollen wir

Gerätespiele

nennen.

Wippwapp.

Die Mitte eines Brettes liegt auf einem an der Erde befindlichen Baumstamm. An den Enden des Brettes sitzen die Kinder.

Robe. Naugard, Kr. Naugard.
Kutzer. Lübsow.

Blin Hingst.

In die Erde wird ein starker Pfahl getrieben, der nach dem Einschlagen etwa die Höhe von 1—1½ m zeigt. Auf ihm wird eine Stange drehbar befestigt. Beide Arme der Stange sind gleich lang. Auf jedem Ende sitzt ein Kind. Die Stange wird tüchtig gedreht, und die Kinder fliegen reitend darauf im Kreise herum.

Kutzer. Lübsow. Robe.
Streckentin, Kr. Greifenberg.

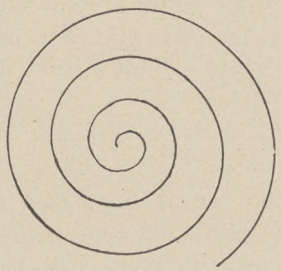
(Vergl. dazu: „Unsere Heimat", Köslin 1933, Nr. 15.)

Bei den

Humpelspielen

mischen sich heute germanische und romanische Formen, und es dürfte eine lohnende Arbeit sein, später einmal die germanischen herauszuheben, damit diese besonders gepflegt werden können.

Schnecke drehen.

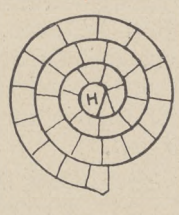


Es wird eine Schnecke gezeichnet. Ihre Größe ist beliebig. Meistens wird sie jedoch durch die Leistung der Kinder bestimmt. Eine kleinere Schnecke hat 5—10, eine größere bis 20 Kreise. Es können auch „Halteplätze" errichtet werden, in denen man sich ausruhen kann.

Die Schnecke wird von den Kindern durchhüpft. Es kann das Bein, mit dem gehüpft werden soll, bestimmt werden. Nach Vereinbarung darf das Bein gewechselt werden. Wer absetzt oder auf den Strich tritt, ist aus.

Kutzer. Plathe. Naugard. Greifenberg.
Wendisch-Pribbernow, Kr. Greifenberg.

Schnecke.



(H = Himmel.)

Der Spieler muß von Fach zu Fach hüpfen und dabei seine Scherbe mit je einem Stoß von Fach zu Fach stoßen, bis er in den Himmel gekommen ist. Von dort geht's in

derselben Weise zurück. Ist der Spieler auf dem Hinwege „aus", so beginnt er, wenn er wieder an der Reihe ist, von vorne. Ist er auf dem Rückwege „aus", so beginnt er das nächste Mal vom Himmel aus. Ist er dann endlich hin- und zurückgekommen, so erhält er eine „Zahl". Ueber die Zahl und ihre Anwendung siehe meinen Aufsatz „Hofmarken aus Kamp, Wustrow und Robe" (Heimatklänge, Treptow a. d. R. 1933, Nr. 3).

Einer großen Beliebtheit erfreuen sich die

Ballspiele,

von denen die Kinder eine große Menge beherrschen. Viele dieser Spiele erfordern eine große Geschicklichkeit.

Spielball.

1. 50 mal bete.
2. 40 mal rechte (auch linke) Faust.
3. 30 mal knete.
4. 20 mal Kopf.
5. 10 mal rechtes (auch linkes) Knie.
6. 5 mal rechtes (auch linkes) Aermchen.

Beim zweiten Durchspielen beginnt man mit 40 mal rechte Faust, beim dritten mit 30 mal knete usw.

Es gilt bei den Kindern als das leichteste Spiel dieser Art. Robe.

Mädchen- oder Jungennamen.

Mädchen und Jungen stehen in einer Reihe bunt durcheinander. Ein paar Schritte vor ihnen hat ein Kind mit einem Ball seinen Platz. Es nennt nun einen Namen und wirft gleichzeitig den Ball dem ersten Kinde in der Reihe zu. Ist dieses Kind ein Mädchen, so darf es den Ball nur fangen, wenn ein Mädchennamen gerufen worden ist. Ist ein Jungenname genannt worden, so darf es den Ball nicht fangen. Ein Knabe dagegen darf nur beim Rufen eines Knabennamens fangen.

Beim Spiel kommen entweder die Kinder nacheinander an die Reihe, oder man spielt, ohne die Reihenfolge innezuhalten. Die letzte Art erfordert erhöhte Aufmerksamkeit, und man steigert diese noch, indem man mit „Täuschung" spielt, d. h. das den Ball werfende Kind erweckt durch seinen Blick und seine Handhaltung bei einigen Kindern den Eindruck, als ob sie den Ball bekämen, wirft ihn aber dann schnell einem andern Kinde zu. Jedes Kind muß sich merken, wievielmal es seine Aufgabe richtig gelöst hat und wievielmal es verkehrt gehandelt hat.

Kutzer, Bandekow, Kr. Regenwalde.
Lübsow.

Von den

Sand- und Rasenspielen

seien hier nur die Namen der Spiele genannt: Backofen bauen, Knickebahn, Berg abschneiden, Dies eß ich, Das kriegt der Vater, Figuren stechen, Land klauen oder Messerstich, Messerstechen, Großmutter-Versteck und Klä, klä, wanne.

Eine ausführliche Beschreibung gab ich in der Heimatbeilage der Kösliner Zeitung (Unsere Heimat 1934, Nr. 6—8).

Einen ansehnlichen Reichtum weisen die

Finger- und Handspiele

auf.

Ik kann knütte.

1. Mit den Fingerspitzen berühren sich der Zeigefinger der rechten Hand und der Daumen der linken Hand. Die übrigen Finger sind gekrümmt.

2. Darauf berühren sich über dem rechten Zeigefinger der Daumen der rechten Hand und der Zeigefinger der linken mit den Fingerspitzen. Die übrigen Finger — außer den genannten vier — sind gekrümmt.

Dann 1 und 2 im Wechsel.
Robe. Kamp, Kr. Greifenberg.

Wiege mit Kind.

Die Innenflächen der beiden Hände werden gegeneinandergelegt, die Finger zeigen nach oben. Nun legt man den rechten Zeigefinger nach links, den linken nach rechts hinüber, und darauf biegt man den kleinen Finger der rechten Hand nach vorn. Dieser Finger ist dann das kleine Kind, das aus seinem Himmelbett hervorsieht.

Naugard, von da nach Kutzer.

Reichlich vertreten sind auch die

Scherzspiele,

in denen es gilt, einem Mitspieler einen kleinen Streich zu spielen. Das Wasser spielt in ihnen eine große Rolle.

Krank sein.

Ein Kind ist angeblich krank. Der Arzt — ein anderes Kind — muß kommen. Dieser untersucht den Kranken zunächst recht eingehend. Plötzlich aber drückt er einen nassen Lappen über dem Gesicht des Kranken aus, so daß diesem das Wasser ins Gesicht läuft.

Kutzer.

Flicken an die Wand nähen.

Ein Kind, das in der einen Hand Nadel, Faden und einen Zeugstreifen, in der anderen eine mit Wasser gefüllte Tasse hält, steigt auf einen Stuhl, der an einer Wand steht, und sagt: „Ich will diese Tasse mit Wasser an die Wand nähen!" Dann läßt es Nadel, Faden und Zeugstreifen fallen und bittet ein anderes Kind, dies alles aufzuheben. Während das hilfreiche Kind sich nun bückt, wird es mit dem Wasser aus der Tasse begossen.

Kutzer. Kamp (dort unter der Bezeichnung „Topf annähen" bekannt).

Einige Spiele lassen sich am besten auf einer Schiefertafel ausführen. Man hat ihnen darum den Namen

Schiefertafelspiele

gegeben.

Eins von diesen, das „Klein Mühl- oder Mülkespeel", veröffentlichte ich in der Beilage des Greifenberger Kreisblattes (Die Heimat 1935, Nr. 5).

Was ich dagegen als

Malspiele

betrachte, habe ich mit vielen Beispielen im Greifenberger Heimatkalender 1935, S. 80—83, gezeigt. Eine reiche Auswahl weisen ferner die

Gesellschaftsspiele

auf. Einige von ihnen sind den Erwachsenen abgelauscht. Hier mögen zwei folgen, zwölf andere sind in den „Heimatklängen" (Treptow a. d. R. 1933, Nr. 12) erschienen.

Schlapp hat seinen Hut verloren.

Ein Kind ist „Schlapp", die übrigen Kinder erhalten der Reihe nach Zahlen. Schlapp sagt nun:

„Schlapp hat seinen Hut verloren,
1 (die Zahl ist beliebig) hat ihn!"

Darauf ruft das Kind, das die Zahl 1 hat, sofort:

„1 hat ihn nicht,
5 (beliebig) hat ihn!"

Sogleich sagt das Kind, das 5 hat:

„5 hat ihn nicht,
4 (beliebig) hat ihn!"

Und so geht es fort. Verspricht sich ein Kind oder antwortet es nicht sofort, so daß inzwischen 1, 2, 3! gezählt werden kann, muß es Pfand geben.

Sind genügend Pfänder vorhanden, so werden sie auf die übliche Art verteilt.

Robe.

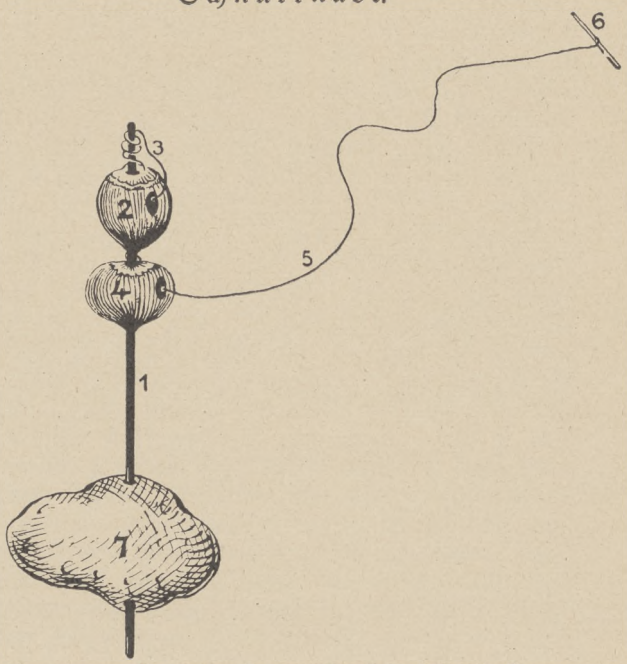
Stille Post.

Die Kinder sitzen in einer Reihe. Der Spielführer sagt dem auf einem Ende sitzenden Kind einen Satz leise ins Ohr. Das Kind sagt ihn dem Nachbar, und so geht das Gesagte und Gehörte die Reihe hindurch. Niemand darf den Satz wiederholen. Das letzte Kind sagt laut, was es verstanden hat. Und das gibt dann in den meisten Fällen etwas zu lachen, weil es sich von dem zuerst Gesagten meistens wesentlich unterscheidet.

Kutzer. Lübsow.
Zimmerhausen, Kr. Regenwalde.
Kamp. Kolberger Deep.

In Rücksicht auf den mir bewilligten Raum muß ich davon Abstand nehmen, auch nur einiges von den vielen Spielen, die die Kinder mit Pflanzen, Pflanzenteilen, Früchten, Steinen, Marmeln, Papier u. a. kennen, hier darzustellen. Es sei noch des Spielzeuges gedacht, das sich die Kinder selbst herstellen. Die Beschreibung einer Schnurrnaot, die ich an das Ende meiner Ausführungen setze, möge zeigen, daß es sich lohnt, auch diesem Gute nachzugehen.

Schnurrnaot.



1. ein runder, 2—3 mm starker Eisenstab von 12 cm Länge.
2. eine Haselnuß, die auf dem Eisenstab sitzt. Sie muß oben und unten aufgebohrt sein. Außerdem hat sie an der Seite ein Loch. Durch die obere und seitliche Durchbohrung führt
3. ein Draht, der die Haselnuß festhält.
4. eine zweite Haselnuß mit den gleichen Durchbohrungen wie bei der ersten. Aus dem seitlichen Loch führt
5. ein Bindfaden (etwa 70 cm lang), dessen sichtbares Ende um
6. ein kleines Holzstäbchen geschlungen ist. Das andere Ende ist an dem Eisenstäbchen und an dem Draht befestigt, von Nr. 2 verdeckt.
7. eine mittelgroße Kartoffel.

Mit dem linken Daumen und dem linken Zeigefinger ergreift man die untere Nuß, mit der rechten Hand zieht man an dem Holzstäbchen. Der Bindfaden rollt sich darauf sofort wieder auf. Dabei geben dann die beiden Haselnüsse ein schnurrendes Geräusch.

Robe.

Die Gräne in pommerschen Flurnamen

Von Dr. Robert Holsten

Als ich ein Kind war, da bildete für meine Geschwister und mich der Tannenbaum den schönsten Schmuck des Weihnachtsfestes. Unsere Eltern hatten ihn mit Ketten und Körben aus buntem Papier, mit Flittergold und Silberbehang, mit Aepfeln und Nüssen und allerlei Zuckerwerk aufs schönste ausgeputzt; freundlich strahlten seine bunten Kerzen, und jubelnd sprangen wir im Ringeltanz um ihn herum und sangen: „O Tannebaum, o Tannebaum, wie grün sind deine Blätter!" Ja, das war schön. Aber wie merkwürdig! Unser Tannenbaum war eigentlich gar kein Tannenbaum. Hätte ein Naturwissenschaftler gehört, daß wir ihn so nannten, so hätte er uns belehrt, das sei keine Tanne, sondern eine Fichte. Wenn mein Vater aber den Kutscher kurz vor Weihnachten vom Gut in die Stadt zum Wochenmarkt schickte, dann gab er ihm nicht den Auftrag, einen Tannenbaum zu kaufen, sondern befahl ihm, eine hübsche Gräne mitzubringen. Gräne, nicht Tanne war bei uns im Kreise Franzburg die volkstümliche Bezeichnung dieses Baumes. Später erst habe ich gemerkt, daß dies Wort Gräne in weiten Teilen Pommerns unbekannt ist. Als ich dann aber anfing, Flurnamen zu sammeln, stieß ich in manchen Gegenden unserer Provinz auf solche, die durch Zusammensetzung mit Gräne gebildet sind. Ich will zunächst einmal den Stoff hier zusammenstellen, der uns die Gräne in pommerschen Flurnamen zeigt.

Kr. Rügen: Neuendorf bei Trent Gränenkuhl. Pansevitz Gränenberg. Spycker Gränenberg (auch Dannenberg).

Kr. Franzburg: Langenhanshagen Gränenstieg.

Kr. Grimmen: Rakow Gränenkoppel, Gränenpaul.

Kr. Greifswald: Libnow Schapgrän'n, Kl. Schönwalde De Grän'n.

Kr. Demmin: Gnevezow Gräner-Barg. Pensin Gränenschonung. Pinnow Gränenkuhl. Schossow Gränenkule. Tenzerow Grähnenkuhl.

Kr. Anklam: Spantekow Gränenküsel (zweimal).

Kr. Usedom-Wollin: Chinnow Grannwiese (?).

Kr. Greifenberg: Dargislaff Gränenberg.

Kr. Kolberg: Ganzkow Foßgräne. Rabuhn Gränebrink. Schötzow Grähneklotz. Stöckow Gräneloch.

Kr. Neustettin: Cölpin Gränen (Karte von 1816: Fichtberg).

Das Gebiet, in dem sich Flurnamen finden, die mit Gräne gebildet sind, umfaßt also den westlichen Teil Vorpommerns mit Rügen. Seine Südgrenze wird aber nicht durch die Peene gebildet, wie man vielleicht erwarten könnte; sie liegt südlicher, etwa am Landgraben und an der Zarow. Dazu stellt sich dann noch in Ostpommern ein Streifen an der Küste entlang in den Kreis Greifenberg und Kolberg. Die Verbindung wird vielleicht durch die Grannwiese bei Chinnow auf Wollin hergestellt. Ganz abseits davon liegt im Südosten das eine Vorkommen im Kreis Neustettin bei Cölpin. Man vergleiche die Karte! Wir können dies Gebiet aber nach Westen hin erweitern. Das Wort Gräne fehlt zwar unter den Flurnamen des Amtes Grevesmühlen im Westen Mecklenburgs [1]), wird aber in der Rostocker Heide gebraucht [2]). Es fehlt im Neumünsterschen Flurnamenbuch von Friedrich Prien [3]), kommt aber im Herzogtum Lauenburg vor [4]). Es fehlt auch im Bremer Wörterbuch. Also Mecklenburg und Vorpommern mit einem Streifen an der hinterpommerschen Küste bilden das Gebiet der Gräne.

Abgesehen von den Flurnamen weiß ich, daß das Wort Gräne im Kr. Anklam wohlbekannt ist, nicht im Kr. Ueckermünde, wenig auf Usedom, aber wieder häufig im Gebrauch im Kr. Greifenberg.

Wir fragen nach der Zeit, der diese Flurnamen angehören. Da muß zunächst festgestellt werden, daß alle, die ich aus Pommern angeführt habe, dem heutigen mündlichen Gebrauch entnommen sind. Ja, man kann vielleicht sogar den Eindruck gewinnen, als ob sie sich erst in neuerer Zeit eingebürgert hätten. In Spycker Kr. Rügen wird der Gränenberg auch Dannenberg genannt, und in Cölpin Kr. Neustettin heißt die Stelle, die heute als Gränen bezeichnet wird, auf einer Karte von 1816 noch Fichtberg. Dähnert [5]) bringt 1781 das Wort Gräne nicht. Auf den Karten der schwedischen Landesaufnahme, die im letzten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts angefertigt sind, habe ich es nicht gefunden. Wohl aber habe ich mir aus ihnen aufgezeichnet aus Mellenthin Kr. Usedom-Wollin Jungentann (1693), aus Kamitz Kr. Franzburg In Tann

[1]) Vgl. Walter Neumann: Die Flurnamen des Amtes Grevesmühlen. Wismar 1932.

[2]) Vgl. Ludwig Krause: Die Rostocker Heide im Spiegel ihrer Orts-, Forst- und Flurnamen. Rostock 1926, S. 58.

[3]) Zeitschr. d. Ges. f. Schlesw.-Holstein. Gesch. 58. Kiel 1929, S. 31 ff.

[4]) Otto Mensing: Schlesw.-Holst. Wb. II. Neumünster 1929. S. 466.

[5]) Dähnert: Plattdeutsches Wörterbuch nach der alten und neuen pommerschen und rügenschen Mundart. Stralsund 1781.

Bodn (Wald 1696). Dazu stelle ich die Kirchdannen aus der Kirchenmatrikel von Gr. Bünzow Kr. Greifswald (1669)[6]. Unter den ältesten deutschen Flurnamen, die ich aus pommerschen Urkunden aufgezeichnet habe[7], fehlt Gräne, und Schiller und Lübben führen es aus dem Mittelniederdeutschen nicht an. Dagegen haben wir in der Rostocker Heide[8] schon 1696 Die grahnen Heyde und den grähn strom. Es mag also so scheinen, als ob das Wort Gräne in Mecklenburg schon im 17. Jahrhundert in Gebrauch gewesen ist. Später ist es in Vorpommern eingeführt, nicht vor 1800, und ist im äußersten Osten, im Kr. Neustettin, erst nach 1816 in Gebrauch gekommen.

Was können wir über die Herkunft des Wortes sagen? — Von Grimms Wörterbuch fehlt das betreffende Heft noch; in den gebräuchlichen deutschen Wörterbüchern von Weigand, Heyne, Paul und Sanders finden wir Gräne nicht. Als mecklenburgischen Namen der Fichte oder Rottanne bezeichnet es Heinrich Berghaus[9]. Im Ostfriesischen bedeutet greinen fichten, von der Fichte[10], ebenso niederländisch greenen. Dänisch, norwegisch, schwedisch ist gran f. Fichte, Tanne. In Mecklenburg haben wir, wie eben erwähnt, Die grahnen Heyde. Ich halte Gräne danach für eine ziemlich junge Entlehnung aus dem Schwedischen, zumal Berghaus ausdrücklich darauf hinweist, daß mit dem Wort immer der Nebenbegriff des Nordischen verbunden sei. Für Schweden spricht, daß Vorpommern schwedisch war, von der Peene bis zur Oder von 1648—1720, Neuvorpommern gar bis 1815. Oestlich der Oder kam noch ein Streifen bis 1679 hinzu. In Mecklenburg hatten die Schweden Wismar 1648—1803 in Besitz. Dazu boten die Häfen von Wismar, Rostock, Stralsund, Greifswald, Swinemünde und Kolberg zum Verkehr mit Schweden reiche Gelegenheit.

Wunderbar mag es erscheinen, daß gerade dieses Wort aus dem Schwedischen entlehnt sein soll. Aber auch das läßt sich erklären. In den vorpommerschen Wäldern herrschte im 18. Jahrhundert großer Mangel an Fichtenholz.[11] Es war zu viel davon für die Errichtung der Fachwerkbauten und von Zäunen und Umwehrungen mancherlei Art gebraucht. Für Nachwuchs war nicht ausreichend gesorgt; auch tat das Vieh, das im Walde weidete, dem jungen Aufschlag viel Schaden. Die schwedische Regierung trachtete nach Abhilfe. Schließlich gestattete sie 1799, daß auswärtige Holzarten zur Ergänzung herangezogen wurden, und bewilligte die dazu nötigen Mittel[12]. Sie erwähnt den Mangel an Tannen, Fichten und Föhren; aber Gränen erwähnt sie nicht. Ich möchte meinen, daß sie, sei es in Samen, sei es als junge Pflanzen, infolge dieser Anregung der Regierung aus Schweden gekommen sind, und mit ihnen ist dann der Name gewandert. Das stimmt trefflich zu dem, was wir oben über die Zeit gesagt haben, in der die mit Gräne gebildeten Flurnamen vorkommen. In Mecklenburg mag unter dem Einfluß Wismars eine ähnliche Auffrischung schon früher erfolgt sein. Die Verbreitung von Neuvorpommern an der Küste entlang bis nach Kolberg erklärt sich daraus, daß eine Beeinflussung in dieser Richtung auch sonst deutlich erkennbar ist. Es sei nur darauf hingewiesen, welche Bedeutung schon das lübische Recht in Greifswald für Greifenberg und Kolberg hatte[13].

Ich glaube also, gezeigt zu haben, daß das Wort Gräne als Entlehnung aus dem Schwedischen nach Mecklenburg und Pommern gekommen ist und zwar in ziemlich später Zeit, nach Pommern wohl erst im Anfang des 19. Jahrhunderts. Es sei der Versuch gewagt, diese Tatsache in einen größeren Zusammenhang zu stellen.

Karl Kaiser handelt im Katalog der Deutsch-Schwedischen Kunstausstellung Saßnitz — Schloß Dwasieden 5. bis 20. Juli 1934 S. 59 ff. über die Frage „Julklapp, ein nordischer Volksbrauch in Pommern?“ Er veranschaulicht die Verbreitung der Sitte des Julklappens in Pommern auf Grund des für den Atlas der deutschen Volkskunde zur Verfügung gestellten Materials durch eine Karte (S. 61) [13a]. Ein Blick auf sie zeigt uns, daß dies Gebiet eine auffallende Aehnlichkeit mit der Verbreitung des Wortes Gräne zeigt. Ich sehe dabei von verstreuten Einzelvorkommen ab, die immer bei der Freizügigkeit unserer Zeit auf besondere Verschleppung zurückgehen können. Ich möchte z. B. wohl wissen, wer bei Pyritz oder in dieser Stadt selbst die Sitte des Julklappens als einheimisch festgestellt haben will. Kaiser nennt auch Mecklenburg als das eigentliche Kerngebiet des Julklappens. Ich meine, eine auffallende Uebereinstimmung in der örtlichen Verbreitung ist nicht zu leugnen. Sollte auch die Zeit der Verbreitung dieselbe sein? Heinrich Seidel beschreibt das Julklappen

[6]) Dietrich Rahn: Die Orts- und Flurnamen des Stadt- und Landkreises Greifswald. Greifswald 1923. S. 66.

[7]) Balt. Stud. N. F. 35. 1933. S. 1 ff.

[8]) Ludwig Krause a. a. O.; vgl. Vorwort, S. 2.

[9]) Heinrich Berghaus: Sprachschatz der Sassen. I. Brandenburg 1880, S. 607.

[10]) L. ten Doornkaat Kollmann Wb. d. ostfries. Sprache. I. Norden 1879.

[11]) Verordnung der Kgl. Regierung v. 14. Okt. 1729 bei Joh. Karl Dähnert, Pomm. u. Rüg. Landes-Urkunden III. Stralsund 1769, S. 982.

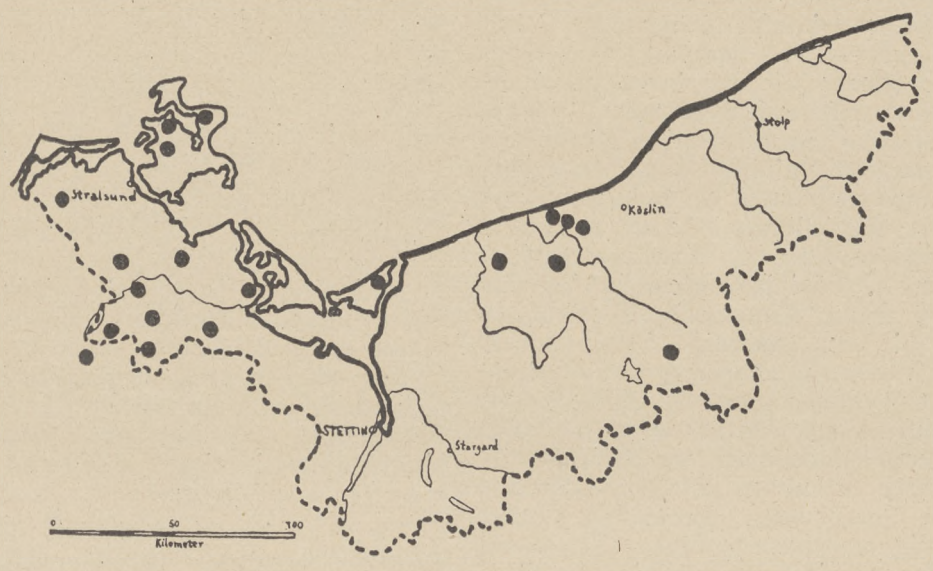
[12]) Dähnert a. a. O. IV. Stralsund 1802, S. 632.

[13]) Robert Holsten: Sprachgrenzen im pommerschen Plattdeutsch. Leipzig 1928, S. 58.

[13a]) Siehe Abbildung 2, Seite 211.

als Mecklenburger 1873[14]), Fritz Reuter ebenso 1862[15]). Eine Beschreibung des Brauches gibt auch Arnold Ruge, der seine Jugend in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts auf Rügen verlebte[16]). Ruge bezeichnet die Sitte als schwedisch. Ernst Moritz Arndt, geb. 1769 in Schoritz auf Rügen, kennt die Sitte des Julklappens ebenfalls und sucht ihre Heimat auch in Schweden[17]).

Es mag mit allem Nachdruck darauf hingewiesen werden, daß diese Männer, die in dem schwedischen Teil Pommerns geboren waren, diese Ansicht hegten. Der Kolberger Joachim Nettelbeck aber, geb. 1738, erwähnt wohl die 1859 in Stettin, wo er die Freuden des Weihnachtsfestes schildert, nichts von Julklappen zu sagen weiß. Und doch wohnte die Familie seines Vaters seit dem 18. Jahrhundert bei Stettin. Seiner Mutter Familie stammte aus Mecklenburg; ihre Vorfahren wohnten dann in Pommern, um das Haff und auf der Insel Wollin[19]). Sollte auch die Sitte des Julklappens bei uns nicht so gar alt sein? Karl Kaiser hält die Frage nach dem Ursprung des Julklappens für eine endgültige Lösung noch nicht für reif, und ich möchte ihm darin recht geben. Er verlangt vorher noch die Erkenntnis ähnlicher Verbreitungsgebiete (S. 64).



reichen Geschenke, mit denen er als Junge zu Weihnachten erfreut wurde[18]), sagt aber nicht, daß er sie in Form einer Julklappe erhalten habe. Man könnte nach der Kaiserschen Karte in Kolberg wohl Bekanntschaft mit dieser Sitte erwarten. Dagegen will es nicht viel sagen, wenn Theodor Fontane, wo er in seinen Jugenderinnerungen von der Feier des Weihnachtsfestes im elterlichen Hause in Swinemünde spricht, keine Julklappe erwähnt. Denn seine Eltern waren keine Pommern. Zu beachten ist aber, daß Karl Ludwig Schleich, geb. Vielleicht mag die Gräne eine willkommene Ergänzung bieten.

In meiner Jugend habe ich im Kr. Franzburg auf Erntefesten getanzt. Besonders beliebt bei jung und alt war die „Schwed'sche Quadrille". Willi Schultz rechnet sie unter die pommerschen Volkstänze[20]). Ich habe, wie gesagt, selbst erlebt, daß das „Volk" sie tanzte, möchte sie als Volkstanz aber doch nur gelten lassen, wenn wir sie als „gesunkenes" oder „verschlepptes Kulturgut" auffassen. Dafür scheint mir schon der französische Name zu sprechen; das Wort Quadrille hat erst im 18. Jahrhundert bei uns Aufnahme gefunden[21]). Ein echter Volkstanz mag wohl Schäfer- oder Webertanz heißen; aber mit einem französischen Gattungsnamen wird er kaum benannt worden sein. Dieser Tanz ist nicht überall in Pommern bekannt; im Pyritzer Weizacker z. B. habe ich nie von ihm gehört. Willi Schultz hatte die Liebenswürdigkeit, mir auf eine Anfrage mitzu-

[14]) Erzähl. Schr. V. Stuttgart 1900, S. 248 ff.
[15]) Ut mine Stromtid. Volksausg. Wismar 1890, S. 105.
[16]) Arnold Ruge: Aus früherer Zeit. I. Berlin 1862, S. 266.
[17]) Vgl. Erinnerungen aus Schweden. Berlin 1818, S. 355. Nachdem er erwähnt hat, daß man in Schweden zu Weihnachten Julklappen schickt, fährt er fort: „Auch bei uns, in meiner Heimath, kennen wir diese Julklappe als eine herübergepflanzte Sitte, aber das Eingeborene, der eigentliche Geist und Glanz dieses Abends fehlt doch ganz. Man fühlt und merkt leicht, daß es bei uns nicht so geboren ist." Ich verdanke den Hinweis auf diese Stelle Erich Gülzow in Barth.
[18]) Joachim Nettelbeck: Eine Lebensbeschreibung, von ihm selbst aufgezeichnet und herausgegeben von J. C. L. Haken. 2. Aufl. Leipzig 1845, S. 7.
[19]) Besonnte Vergangenheit, S. 9, 45.
[20]) Willi Schultz: Pommersche Volkstänze. Kassel, ohne Jahr, S. 16 (Deutsche Volkstänze, Heft 15/16. Bärenreiter-Verlag).
[21]) Ernst Wasserzieher: Woher? 3. Aufl. Berlin 1919, S. 114.

teilen, daß er nur in Mecklenburg, Vorpommern und auf Rügen vorkommt. Da hätten wir also, wenn wir von dem schmalen ostpommerschen Streifen absehen, dasselbe Gebiet, welches wir durch die Julklappen und Gränen kennen gelernt haben. Und hatten wir bei diesen einen Zusammenhang mit Schweden gefunden, so bezeichnet das Volk eben auch diesen Tanz durch seinen Namen als schwedisch. Auch Willi Schultz nimmt an, daß er aus der Zeit stammt, als Vorpommern und Rügen schwedisch waren. Ob er wirklich in Schweden zu Hause ist, habe ich freilich nicht feststellen können.

Wir sind von einer sprachlichen Erscheinung ausgegangen, dem Auftreten eines neuen Wortes, Gräne, und haben seinen Ursprung und seine Ausbreitung räumlich und zeitlich festgelegt. Aus dem Sprachraum ist uns durch die Julklapp und die Schwedische Quadrille ein Kulturraum geworden. Er ist niederdeutsch, steht aber offenbar unter schwedischem Einfluß. So ist es die Meinung des Volkes bei Julklapp und Quadrille. Ich glaube, auch an der schwedischen Herkunft der Gräne ist nicht zu zweifeln.

Sprache und Kultur sind in diesen Raum von Westen her an der Meeresküste entlang gewandert schon zur Zeit der mittelalterlichen Kolonisation. Hier haben wir eine Bewegung aus verhältnismäßig junger Zeit. Sprache und Kultur benutzen zu allen Zeiten dieselben Wege, die von der Natur gegeben sind. Dafür bietet sich uns auch hier ein Beispiel.

Auch Flurnamen, wie hier die mit Gräne gebildeten, können uns Kulturkreise erkennen lassen.

Pommersche Fischerboote des Odermündungsgebietes

Von Dr. Walter Borchers

Jedem aufmerksamen Beobachter wird es aufgefallen sein, daß im Gegensatz zum pommerschen Bauernhaus das pommersche Fischer-, Bauern- und Händlerboot wenig oder gar nicht erforscht und deshalb so gut wie unbekannt ist. Die Tatsache ist sehr bedauerlich, zumal es sich hier um nationale Kulturdenkmäler handelt, die jeden Pommern, jeden Deutschen mit Stolz erfüllen müßten. Wo finden wir noch einmal einen solchen Formenreichtum, angefangen von den aus einer vergangenen Zeit stammenden großen und kraftvollen Tuckerkähnen des Stettiner Haffs, den Stralsunder Zeeskähnen, den Lebaer Lachskuttern bis herab zu den kleinen Oderheuern und den Fischerkähnen aus Gartz und Greifenhagen. Altertümliche Formen treten neben modernen auf, wir denken an das Camper Fischer- und Bauernboot, das mit seinen geraden Wänden und gleichem Bug- und Heckabschluß und ohne Kiel an vorgeschichtliche Einbäume gemahnt und gleichsam ein Ueberbleibsel einer längst vergangenen Kultur zu sein scheint. Andererseits halten wir uns aber die Boote der Misdroyer Fischer vor Augen, die höchst modern eingestellt, praktisch und wirtschaftlich zu denken wußten und dänische Kuttertypen übernahmen, eben weil sie mit ihnen größere Erträgnisse erzielten. Segelboote mit einem Mast (z. B. Neuwarper Polten), mit Haupt- und Besahnmast (Zeeskähne in den westpommerschen Gewässern), Fahrzeuge mit dem alten Rasegel (Tucker und Boote des Garder Sees, Kr. Stolp), dem Gaffelsegel (Taglerkähne auf dem Haff), Fischerboote mit Klüver-, Fock-, Groß-, Toppsegel (Greifswalder und Stralsunder Bodden), Ruderboote mit einfachen Sprietsegeln (z. B. die Wolliner Garnboote oder die Oderheuer), sie alle sind an der pommerschen Küste zu finden. Gedeckte, halb- und ungedeckte Fahrzeuge, Segel- und Ruderboote, kraweel- und klinkergebaut, mit und ohne Fischkasten (Peik und Bünn in Vorpommern genannt, Deeken in Mittelpommern, Sikken in Ostpommern), der Bootskörper schwarzgeteert oder farbig abgesetzt, von verschiedener Länge, Größe und Form, sie alle gehören in das pommersche Kulturgebiet. Wir müssen den technischen Geist, den Formen- und Farbensinn der Bootsbauer, den Fischer bewundern, erstaunt ob der Vielzahl der Bootsformen auf kleinstem Gebiet. Umso bedauerlicher ist die Tatsache, daß alles dies allgemein unbekannt ist, wenn auch einzelne Männer wie Henking, Szymanski und Mitzka immer wieder auf das deutsche Fischerboot hingewiesen haben [1]).

Bei dem gegenwärtigen Schiffsbestand müssen wir grundsätzlich unterscheiden zwischen Binnen- (Fluß-, Binnensee-), Küsten- (Bodden-, Haff-) und Seeschiffen. Wir haben zu fragen nach dem Bau, der Bemastung, Besegelung, Bemannung, nach dem Alter, der Entwicklung der einzelnen Schiffstypen. Wir haben ferner zu erforschen, was typisch pommersch, was typisch für den allgemeinen Ostseebereich, was übernommen, was weiter ver-

[1]) H. Henking: Die Ostseefischerei. Stuttgart 1929. Hans Szymanski: Die Segelschiffe der deutschen Kleinschiffahrt. Lübeck 1929 und Walther Mitzka: Deutsche Bauern- und Fischerboote. Grundfragen aus einem Sachkreise der Volkskunde. Heidelberg 1933.

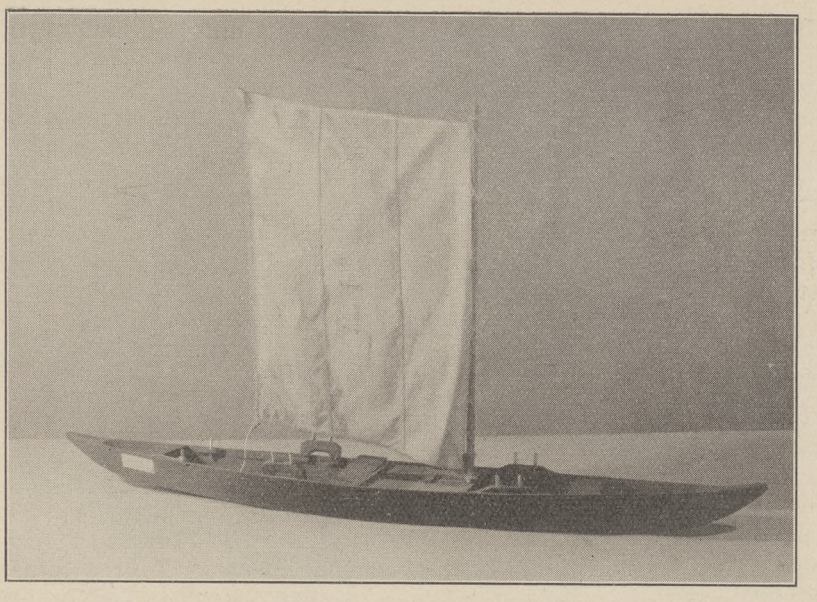


Abb. 1. Kahn des Johann Wedel, Greifenhagen

Modell im Pommerschen Landesmuseum, Stettin
Aufn.: Landesmuseum

breitet. Die Zusammenhänge zwischen wirtschaftlicher und politischer Entwicklung des Landes und dem Gedeihen der Fischerei, des Bootsbaues sind klarzulegen. Näher eingegangen werden muß vor allem auf die Bedeutung der einzelnen Bootswerften. Die Frage ist zu klären, ob die jeweilige Bootsform abhängig ist von den besonderen Wasserverhältnissen, von den hydrobiologisch-geographischen Gegebenheiten, oder ob andere Gründe maßgebend sind, die zutiefst Fragen des Stammestums sind.

Das pommersche Boot ist viel schwerer zu erfassen als das pommersche Bauernhaus, schon deshalb, weil seine Kenntnis eine Fülle technischen Wissens voraussetzt, zweitens, weil es in steter Umwandlung sich befindet — technische Neuerungen können einen Bootstyp im Laufe von zwei bis drei Generationen vollständig verändern —, drittens, weil gleiche Benennung in nahe beieinander gelegenen Gebieten nicht gleichen Schiffstyp voraussetzt [2]). Schiffsformen sind nicht durch mündliche oder schriftliche Umfragen, durch Fragebogen — wir denken z. B. an den Volkskundeatlas — zu erforschen und zu bestimmen, sondern müssen gesehen werden. Was wird z. B. alles Kahn genannt! Die kleinen Gartzer Fischerboote zum Rudern und Segeln, die Greifenhagener Kartoffelboote, das Anglerboot des Stettiner Haffs, die Camminer Fischer-Ruderboote, die Bauernboote des Camper Sees und sogar die Tucker, die riesigen Segelfahrzeuge des Stettiner Haffs. Mit dem Begriff Zeesenkahn verbinden wir ganz verschiedene Typen, die in der Ostsee beheimatet sind. Wir kennen Zeesenkähne in Rostock, Barth, Stralsund, Greifswald, Hela (Danzig), aber welch ein Unterschied ist zwischen den Wismarer, Stralsunder und Helaer Zeesenkähnen oder gar dem verschwundenen Zeesenkahn des Stettiner Haffs! Alle diese Boote haben nur den Namen gemein (Zeese eine Netzform, nach Vasmers Forschungen ein slavisches Lehnwort) [3]) und eine ähnliche Art des Fischens. Noch ein Beispiel: das Heuerboot, das auf der Oder z. B. in Finkenwalde, Altdamm, Stolzenhagen-Kratzwiek, in Wollin, Neuwarp und Stepenitz zu finden ist, hat in all den genannten Orten ein ganz verschiedenes Aussehen. Wir verstehen darunter ein Garn- und Angelboot, also ein Fischerboot, dann aber auch ein Fracht- und Kleinhändlerschiff, das den Binnenverkehr erledigt und drittens ein Bauernboot (Kartoffel- und Heuboot). Seinerseits weist das Stolzenhagener Heuerboot wieder verschiedene Abarten auf, das Hingst- oder Spitzdrewelboot mit gedecktem und ungedecktem Steven, das Zwei- und Dreigängerboot ohne überragenden Steven, stärker und schwächer gebaute Boote für den Dammschen See und für die Oder bestimmt, mit und ohne Deeken (Fischkasten). Aehnlich schwierig liegt der Fall bei dem Begriff Polte: eine Neuwarper oder Wolliner Polte hat wenig oder gar nichts gemein mit einer Lubminer, Greifswalder oder Hiddenseer Polte. Wir müssen also genauestens die einzelnen Typen, die alle unter dem gleichen Namen gehen, zu erforschen suchen. Natürlich spielen bei der Typenabwandlung die einzelnen

[2]) Walther Mitzka: Norddeutsche Bootsarten. Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, Jahrgang 1931, Heft 1, S. 70, führt ähnlich gelagerte Fälle an.

[3]) Vgl. Beiträge zur slavischen Altertumskunde X. M. Vasmer: Slawenspuren auf der Insel Hiddensee. In: Zeitschrift für slawische Philologie. Bd. 9 1932, S. 375/6. Grundform für Zeese als sedza anzusetzen, das lautlich eine westslawische Entsprechung bieten würde zu russ. dial. seza (Beschreibung bei Dahl Wb. IV^3 691). Ein derartiges westslawisches Wort ist auch ins Magyarische entlehnt worden als szegye, ein Gerät der Sperrfischerei (s. E. Moor: Ungarische Jahrbücher VII 1927, 122 f.

Bootsbauwerften im gleichen Ort eine gewisse Rolle.

Was die Bootsforschung reizvoll und interessant, aber auch schwierig macht, ist die Tatsache der Vielfältigkeit der Bootsformen innerhalb eines kleinen Gebiets. Das gilt nicht so sehr für die Fluß- und Küstengebiete als die Bodden- und Haffgewässer, wir brauchen nur an Wollin, Neuwarp oder Wieck-Greifswald zu denken.

Die Bauernhausforschung hat mit dieser Tatsache nicht zu rechnen. 4—5 ganz verschiedene Haustypen finden sich an einem Ort bestimmt nicht. Wohl aber sind 5—8 ganz verschiedene Bootstypen, die in gleichem Hafen beheimatet sind und mehr oder minder weit voneinander fischen, zu beobachten. Eine kartographische Darstellung macht deshalb große Schwierigkeiten.

Wollen wir den heutigen Bootsbestand richtig sehen und einschätzen, so scheint es mir nötig zu sein, die geschichtliche Entwicklung der Fischerei, des Bootsbaues an sich ganz kurz zu würdigen. Die pommersche Fischereikultur ist uralt, das bezeugen die vorgeschichtlichen[4]) Funde: Harpunen aus Bein, Angelhaken aus Geweih und Bronze, auch Bootsformen[5]) zwar aus späterer Zeit, sind uns bekannt geworden. Ein klinkergebautes Schiff aus dem Lebamoor und verschiedene Einbäume und Schiffsplanken (geklinkert[6]), die als Wandverschalung bei der Wolliner Ausgrabung zutage gefördert worden sind, bezeugen das. Wie nun die ersten Fischerboote überhaupt ausgesehen haben, ist schwer zu sagen. Zur Zeit der Gründung des Bistums Kolberg unter Boleslav Chrobry um 1000 wird schon vom Heringshandel nach Polen berichtet, das zweite Mal hören wir von dem Fisch- und Salzhandel Kolbergs im 11. Jahrhundert aus einem anläßlich der ersten bekannten Plünderung Kolbergs durch die Polen überlieferten Siegeslied, das als Bruchstück in lateinischen Versen auf unsere Zeit überkommen ist. Wir nehmen an, daß die ältesten Boote, sogenannte Sniggen, offene Boote zum Rudern und Segeln gewesen sind, die vermutlich den heutigen Strandfischerbooten in Reval, Horst, Pobberow und anderen Küstenorten Mittelpommerns ähnelten[7]). — Mit der deutschen Kolonisation mehren sich die Nachrichten über die pommersche Fischerei. Lateinische Urkunden stehen uns zur Verfügung: So wird z. B. in einer Urkunde vom 25. April 1286 das Recht der freien Fischerei den Kolbergern von Herzog Bogislav IV. von Pommern dahin erweitert, daß sie bis zur Swine fischen dürfen. Dem Kloster Jasenitz wird in einer Urkunde 1281 von Herzog Bogislav IV. die Freiheit zugestanden, mit einem großen Garn im Haff zu fischen[8]). Ergiebig waren die Fischerei-Einnahmen des Nonnenklosters der Hl. Maria zu Stettin und des Marienstifts Stettin, Einnahmen, die auf Fischereiprivilegien des 13. Jahrhunderts beruhen. Das Recht auf Fischerei in der Peene wird den Anklamern von Herzog Barnim 1247 zugestanden, 1312 kauft die Stadt von Herzog Wratislav IV. das Recht der freien Schiffahrt auf dem Peenestrom und der Swine nach der Ostsee, sowie die Freiheit, im Frischen Haff und in allen fürstlichen Gewässern ohne Unterschied der Jahreszeiten mit großen und kleinen Netzen zu fischen. Wir verzichten darauf, noch weitere Zeugnisse anzuführen[9]). Klöster und Städte vornehmlich waren es, die das Privileg zum Fischen hatten.

Weiter erfahren wir die Namen der Fischerboote des Haffs. In einer Urkunde des Klosters Dargun vom 5. Januar 1270 heißt es[10]): donauimus abbati et Conuenti ordinis Cystercii (Cistercii) in Dargun in villa eorum qui, uccatur Carsibur, que jacet juxta Zsvinam, duodecim nauiculas, que vulgariter uocantur hafkanen, liberas ab aque omnimoda (das Kloster Dargun erhält die Befreiung von 12 Haffkähnen des Dorfes Kaseburg). Den 5. Dezember 1270 erhält das Kloster Usedom das gleiche Recht für 8 Haffkähne des Dorfes Watecow, 1275 für 18 Haffkähne, welche den

---

[4]) Otto Lienau: Die Bootsfunde von Danzig-Ohra aus der Wikingerzeit. Danzig 1934, S. 33. Die Boote von Charbrow und Lebafelde. Vgl. Otto Kunkel: Pommersche Urgeschichte in Bildern. Stettin 1931, Textteil S. 18, Tafelteil Taf. 2 und 96.

[5]) Otto Kunkel: Wollin. In: Das Bollwerk. Stettin, November 1934, S. 27.

[6]) Bei Klinkerbeplankung greifen die einzelnen Planken wie Dachziegel übereinander. Bei Kraweelbeplankung ist die Außenhaut des Schiffskörpers ganz glatt.

[7]) O. Marquardt: Die See- und Küstenfischerei. In: Hinterpommern. Stettin 1929, hrsg. von Curt Gronau S. 131.

O. Marquardt: Die Entwicklung der ostpommerschen Seefischereifahrzeuge. Mitteilung des deutschen Seefischereivereins, S. 253: Fangbetrieb wurde mit Hilfe sogenannter Sniggen ausgeübt, offenen Booten von ungefähr 5—6 Meter Länge. Wir verweisen ferner auf: Kurt Jagow: Die Heringsfischerei an den deutschen Ostseeküsten im Mittelalter. Diss. Erlangen. Merseburg 1915 und O. Blümcke: Stettins hansische Stellung und Heringshandel in Schonen. Balt. Studien 1887, Bd. 37, S. 117 ff.

[8]) H. Hoogeweg: Die Stifter und Klöster der Provinz Pommern. Stettin 1924, Bd. II, S. 105.

[9]) H. Hoogeweg: Die Stifter und Klöster der Provinz Pommern. Stettin 1924, Bd. I, vgl. Glossar, S. 717, Fischerei.

[10]) Pommersches Urkundenbuch, Bd. 1, Stettin 1868, S. 340.

Fischern auf der Halbinsel Usedom gehörten [11]). Leider können wir über die Formen der „haf-kane" nichts aussagen.

Der Begriff Zeesekahn taucht erst später auf — die ersten uns bekannt gewordenen Zeugnisse stammen aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts: vgl. Verweisung auf eine Regelung der Zeesener-Fischerei durch Herzog Bogislav X. (1454—1523) und Privilegiumsbestätigung für die Stadt Ueckermünde vom 29. Februar 1524 (de Zeszekane scholen und mogen sze ock bruken und nichts mehr darvon, den wo van oldinges gewonlick gheven) [12]).

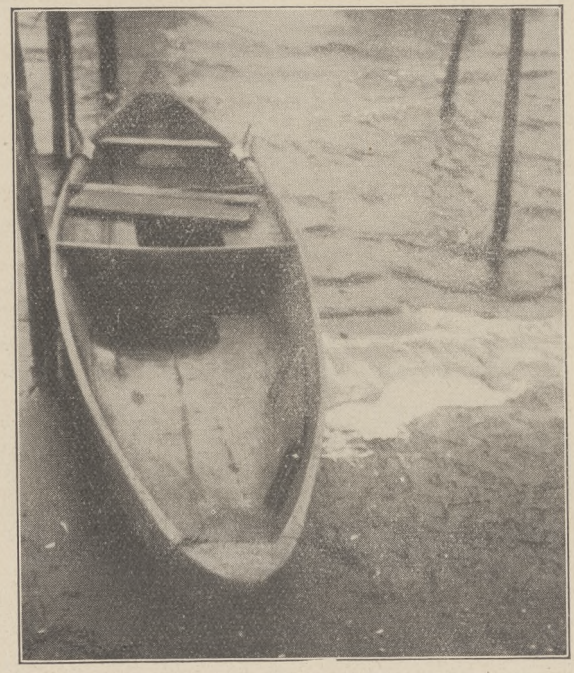


Abb. 2. Gartzer Fischerkahn in Aufsicht
Aufn.: Dr. Bollnow

1541 berichtet [13]) uns Thomas Kantzow, der berühmte pommersche Chronist, von 100 Zeesenkähnen auf dem Haff, einer ungeheuren Zahl. Er schreibt: des Sommers gehen über 100 Zesekahne darauf, das seind kleine Schiffe, die konnen gegen und mit dem Winde siegeln. Da hengen die Zesener ein Netze an, welches eine Zese heißt, und siegeln damit das Haff auf und nieder und fischen so. Was sie Großes fahen, salzen sie ein oder bringen es in die umbliegenden Stedte frisch zu Markte, was sie Kleines fahen, das ist umb Schnelligkeit willen (des Kahns) in dem Netze alles erstickt, das schutten sie wieder ins Wasser. . . Aus den uns überlieferten Urkunden geht dabei hervor, daß Wollin, in der Moderne der Mittelpunkt der Schleppnetzfischerei, vor 1550 eine ganz geringe Bedeutung für diese Art des Fischens hatte. Nach einer Aufstellung von 1541 fischten gerade 6 Kähne hier, dagegen war der Hauptsitz der Zeesener-Fischerei der westlichste Zipfel des Haffs. In Anklam und Umgebung: Kronskamp, niegen vhere, Lutkenwerder, oldenvhere waren allein über die Hälfte der Gesamtzahl, nämlich 80 Boote beheimatet. Die übrigen verteilten sich auf Kaseburg, Fulensehe, Wutzigk, Stolpe, Usedom, Monichow, Zecherin, Carnin, Ueckermünde, Altwarp, Neuwarp, Ziegenort, Groß-Stepenitz, Schwantewitz, Cöpitz und Wollin.

Wir sehen also, daß im Lauf der Zeit eine Verschiebung des Schwerpunktes vom Westen nach Osten sich vollzogen hat. Schon 1626, als die Zahl der Zeesener-Kähne auf 56 gesunken war, gab es in der Anklamer Gegend nur noch 16 Kähne [14]). Ebenso macht die Zeesener-Fischerei im Lauf des 17. Jahrhunderts der als lohnender geltenden Tuckerfischerei Platz. Da Thomas Kantzow in seiner Pomerania, ebenso die Haffordnungen der pommerschen Herzöge von 1541 und 1569 von Tuckern nicht reden [15]), so war die Zeesener-Fischerei um die Mitte des 16. Jahrhunderts die einzige Schleppnetzfischerei. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts muß aber die Tuckerfischerei aufgekommen sein, da schon 1578 ein Verbot gegen diese Art des Fischens ausgesprochen wurde, lesen wir doch in einem Bericht von 1582: „die Wollinschen

[11]) Ebda . . . libertatem et proprietatem ipsius libertatis . . . decem et octo nauium, que dicuntur hafcane, hoc modo, quod homines, ipsorum, habitantes in villis eorum jacentibus in insula, que Lipa ulgariter nuncupatur, in dictis nauibus et cum ipsius nauibus et cum retibus et instrumentis pertinentibus ad easdem in recenti mari, quod haf uocatur et in stagnis circumjacentibus insulam prenominatam libere pisces capiant et piscationis officium exerceant, nulli omnino hominum inde censuales denarias, qui canepenninge appelantur, aut ullam pensionem aliam persoluentes.

[12]) Vgl. Hans Weicker: Die Schleppnetzfischerei im Stettiner Haff und seinen Nebengewässern. Greifswalder Dissertation, Königsberg 1925, S. 13, 14, 141. Manuscript I 28, Bl. 19.

[13]) Pomerania. Eine pommersche Chronik aus dem 16. Jahrhundert. Hrsg. von Georg Gäbel. Stettin 1908, S. 634.

[14]) Hans Weicker: Die Schleppnetzfischerei im Stettiner Haff und seinen Nebengewässern. Zeitschrift für Fischerei, Bd. 25; 1927, S. 375.

[15]) Weicker, S. 293. Die ersten Nachrichten der Tuckerfischerei knüpfen sich an ein Privileg vom 13. Januar 1568, von Herzog Barnim XI., Johann Friedrich Bogislav, Ernst Ludwig, Barnim XII. und Kasimir dem Marienstift Stettin verliehen: Das die Diakon dem Pedagogion Zum bestenn, wann darin, der Verordnung nach, knaben gespeiset werdenn, einen Nassen Kahn haltenn (also Tucker mit Fischkasten), und damit Im frischen haue (Haff), auch Pfaffen wasser (Papenwasser) ohne alle entgeltnuß fischenn lassenn. . . Erhärtet wird diese These Weickers durch die Tatsache, daß auf Grund dieses Privilegs die Fischerei mit einer Tuckerpartie (zwei Kähnen) in den genannten Gewässern von dem Stettiner Pedagogium ausgeübt wurde. Ueber die Geschichte der Zeesener- und Tuckerfischerei handelt Weicker ganz ausführlich. Gl. S. 375 ff. und S. 392 ff. — Wir verweisen noch auf Georg Frommhold: Das Privilegium der St. Johannisgilde der Tuckerfischer zu Wollin vom 17. 1. 1696. Pommersche Jahrbücher Bd. 26. Greifswald 1931. S. 177—190.

komen ihn armut wegen Sperrung der Tucker-k(han) welch ao 78 abgeschaffet worden." Eine erste Regelung der Tuckerfischerei wurde in dem „Kieper und Fischer bescheidt vom 10. Juli 1589" getroffen, wonach „derselben fischerei von den beiden Fürstlich-häusern wollin und ukermunde nicht wol Zuentrahtenn, Zu Jedem F.hause eine befreiete Partie gelaß werd —, die übrigen Parteien alle Jede 25 fl. geben und die Zeit so wol als die Zeesener das sie allererst uf Gregorii anfang- und uf Egidii Zu fischen ufhoren halten sollen." . . . Im Jahre 1595 können wir auf dem Haff 26 Partien Tuckerkähne (also 52 Boote) feststellen, eine Zahl, die 1604 schon wieder eingeschränkt wird, da die Tuckerfischerei für schädlich gehalten wurde, weil die Tucker „den fisch mit dem sporn (kleine helle Brettchen an den Zugleinen des Netzes) und sim dermaßen so schew machen, das er des Haffes nit so fast begehrig und den Wintergarnen merklicher schade dadurch Zwgefugt wird." So geht der Kampf zwischen der Zeesener- und der Tuckerfischerei hin und her, mangelnde Erträge waren der Grund zur Kampfstimmung. Den Zeesenern andererseits wurde vorgeworfen, daß sie mit ihrer Art Fischerei „untermaßige" Fische in Massen vernichteten. Waren schon große Schwierigkeiten infolge des Konkurrenzkampfes im eigenen Lager unter den pommerschen Fischern zu überwinden, so brachten politische Wirren über die Haffischerei Verderben. Der Dreißigjährige Krieg, die Kriege des Großen Kurfürsten, vornehmlich mit Schweden, der Nordische Krieg und der Siebenjährige Krieg brachten eine völlige Verarmung und eine starke Verkleinerung des Zeesener- und Tuckerkahnbestandes. Das 19. Jahrhundert brachte schließlich das Ende der Zeesener-Kähne, das aus wirtschaftlichen und allgemein volkswirtschaftlichen Gründen erwünscht war, und heute beobachten wir das gleiche mit den Tuckerkähnen, die allmählich von der Regierung abgelöst werden.

Noch eine dritte Art der geschichtlichen Schleppnetzfischerei müssen wir hier erwähnen, die Zollnerfischerei, es handelt sich dabei um eine Tuckerfischerei im kleinen, um die Wolliner Stadtfischerei, von der wir erst recht spät urkundlich etwas erfahren; und zwar aus einem Brief des Bürgermeisters und Rats von Cammin aus dem Jahr 1609 an den Herzog zu Stettin. Die Anzahl der Zollnerpartien ist immer geringfügig gewesen — 6 Partien war die Durchschnittszahl —, die letzte Partie verschwand mit dem Jahre 1888.

Zu den Zeesener, Tuckern, Zollnern traten noch die Quatzner. Brachten die Wolliner Tuckerkähne ihre Fänge ursprünglich noch nach Stettin, so traten allmählich die Quatzner als Zwischenhändler auf und brachten in ihren Booten, „Quatzen", die Fische bis nach Stargard und Gollnow. Die Zahl der Quatzen war um die Mitte des 17. Jahrhunderts ziemlich hoch, um 1618 waren in Stettin z. B. 16 Quatzen beheimatet, 12 in Gollnow, je 3 in Wollin und Kolberg, 1 in Treptow, 8 in Anklam, je 2 in Pasewalk und Warp, je 1 in Loitz, Demmin, Greifswald. Die Quatzen der damaligen Zeit müssen kleiner gewesen sein als die heutigen, wenn wir berücksichtigen, daß sie die Ihna bis nach Stargard heraufsegelten.

Wie nun die Zeesener- und Tuckerkähne und Quatzen im 16., 17. und 18. Jahrhundert ausgesehen haben, ist mit absoluter Genauigkeit nicht zu sagen. In der Haffordnung von 1569 wird bestimmt, daß die Länge der Zeesener-Kähne 30—32 Stettinsche Ellen (ungefähr 20 Meter) nicht überschreiten darf. Ueber die Tuckerkähne erfahren wir etwas mehr. Aus dem Privileg der St. Johannisgilde zu Wollin vom 17. 1. 1696 geht hervor, daß die Tuckerkähne nicht immer die gleiche Gestalt gehabt haben: „alß in den vorigen Jahren, da die Tucker-Kahne nicht so groß gewesen, die Tucker auf dem Haffe große Gefahr ausstehen und öfters an Leib, Leben und Gütern großen Schaden und zugleich die Hohe Obrigkeit merklichen Abgang an den Pächtern erlitten, daß daher die Tucker-Kahne notwendig größer gebawet werden müssen, so wird es zwar bey dem jetzo gebräuchlichen Fahrzeuge und Größe der Tucker gelaßen. Was aber die Segell anbelanget, so wird sowohl deßzwegen als der Zahl der Steine und Länge der Trifften es damit gehalten, wie der Königl. Regierung (Schweden) Dekret de Ao 1667 den 20. Martii es angeordnet, dergestalt, daß sie mehr nicht als zwey Segell, nämlich die fordere Gibe und daß große Seegell führen, die zugelegte hindere als verlohrene Gibe aber abschaffen, wie denn auch nicht mehr als zweene Steine anhangen und auf ihren Kähnen bey sich führen, mit denen Triften aber es also halten müssen, daß sie nicht länger als eine Stunde oder auff eine hallbe Meille weit auff einmall Treiben mögen, und solches Alles bey zehn fl. straff, so offt hiegegen gehandelt wird." Schon einmal war 1665 Beschwerde geführt über Verlängerung und Erweiterung der Kähne.

Die Tucker, die neben den Zeesenern mehrere Jahrhunderte hindurch eine große Rolle spielten, haben im 19. und 20. Jahrhundert den Taglern weichen müssen. Heute sind die letzten Tucker in Gaulitz und Sager noch zu finden. Ihre Blütezeit ist dahin[16]),

[16]) Tuckerkähne wurden in Neuwarp, Wollin, im 18. Jhd. sogar in Stettin gebaut (auf Bemühungen des preuß. Staates zur Hebung des Schiffsbaues), vgl. Patent vom 23. Oktober 1719. Martin Wehrmann: Geschichte der Stadt Stettin. Stettin 1911, S. 367. Ein Tuckerkahn kostete in der 2. Hälfte des 18. Jhd. 900 Taler, vgl. Oskar Eggert: Friedrich der Große und die Militärpflicht der Hafftucker. U. P. 12. Jg. 1927, S. 237 (Immediatgesuch vom 24. März 1773).

und der Tuckergilde von St. Johannis von Wollin kommt keine Bedeutung mehr zu. Tuckergilde war sie deshalb genannt, weil in dieser Zunft die Tucker die überragende Stellung hatten, wenn auch neben ihnen die Zollner und Quatzner Stettins, Wollins, Neuwarps in der Innung saßen[17]).

Die Taglerfischerei, die jüngste Art der Schleppnetzfischerei, wird zum ersten Male in der Haffordnung von 1711 in einem Abschnitt „Die Tagelers" erwähnt. Nach Weickers Forschungen (S. 427) hat es schon vorher gegen Ende des 17. Jahrhunderts Tagler gegeben. Nach einem Protokoll der Gildesitzung der St. Johannis-Tuckergilde vom 27. Mai 1697 gab es 5 Tagler, von denen einer sogar 2 Boote besaß. Und zwar waren diese Boote zunächst keine Segelboote. Erst im Laufe des 19. Jahrhunderts hat sich diese Fischereiart entwickelt. Zunächst waren die Taglerboote oder -pulten (polten), auch kleine Tucker genannt, auf den Nebengewässern des Haffs zu finden. 1875 waren 20 Großtaglerpartien, die auf dem Haff fischten, angemeldet. 1890 hat sich die Zahl schon vergrößert, denn zu der damaligen Zeit waren 24 Großtaglerpartien, 4 Mittel- und 13 Kleintaglerpartien vorhanden, die zum überwiegenden Teil in Wollin beheimatet waren. Schon aus der Teilung der Groß-, Mittel-, Kleintagler müssen wir auf eine weitere Entwicklung der Taglerpulte schließen. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts ein Nichtsegelboot, wurde es zu einem Segelboot ausgebaut, nahm an Größe zu, erhielt technische Verbesserungen, insbesondere die Einführung des Motors hat das „Gefäß", den Schiffskörper, stark verändert. Die Kleintagler, die sogenannten Strompulten, die auf der Dievenow fischten, verschwinden in der Gegenwart, die noch vorhandenen werden umgebaut. Auf der Crumminer Wiek und längs der Haffufer bei Ueckermünde fischten zwei Partien Mitteltagler. Heute haben die Neuwarper und Wolliner Großtagler den Vorrang vor allen anderen Fischerbooten des Haffs, vornehmlich den Quatzen, Polten und Heuern.

In einer geschichtlichen Betrachtung über Fischerei und Fischerboote des Odermündungsgebiets sind selbstverständlich nicht nur die Verhältnisse des Haffs zu erwähnen, sondern in diesem Rahmen ist auch der Oberlauf bis zur Stadt Schwedt einzubeziehen. Die pommersche Binnenfischerei der Oder sieht ebenfalls wie die Haff- und Küstenfischerei auf ein beträchtliches Alter zurück. Dem Marienstift Stettin gehörte laut Bestätigung Ottos I. vom Jahre 1310 die ganze Oder von Stettin (Mittwochstraße) an gerechnet mit dem Dammanschen Strom und dem Papenwasser[18]). Genaueres über die Oderfischerei des Marienstifts lesen wir in der Vertragsbestätigung Bogislavs X. aus dem Jahre 1505[19]). Es heißt da: „hat S. F. G. hierin eine Ordnunge der Fischerey gesetzt, wie sie es mit den Fischen halten sollen. Ihre Fischendt soll anfahen alle Jahr auf Fastelabend, und ein jeder Fischer soll sich alle Jahr auf Fastelabendt sonderlich einzeichnen lassen. Hierin steht auch, was sie von den großen, kleinen Zwuren, Zweesen, kleinen Getowe, Rusen, Angeln, Garnestecken und allen anderen Netzen und Instrumenten jährlich (dem) Marienkapitel geben sollen, nämlich von einem großen Zwuren 2½ rhein. fl., von einem kleinen Schuren, auch von einer Zwiese 5 Ort, von Rusen, Angeln, Garnestecken und anderen kleinen Netzen und Instrumenten, dar sie mit einem Kahne fischen, alle Jahr 8 Schill." Wie dieser Kahn ausgesehen haben mag, erfahren wir leider weder hier, noch aus den Urkunden der Greifenhagener Fischergilde. Im Jahre 1254 war der Bürgerschaft in Greifenhagen von Herzog Barnim I. die Fischereigerechtsame verliehen und von Otto I. und Barnim III. bestätigt worden[20]). Neben Greifenhagen ist vor allem noch Gartz zu nennen, das von jeher eine große Anzahl von Fischern mit eigenen Kähnen aufzuweisen hat. Im 19. Jahrhundert ist die Zahl der Fischer in den Oder- und Haffdörfern und -städten besonders gewachsen, vornehmlich aber sind neben Gartz und Greifenhagen Altdamm, Stolzenhagen (Glienken), Pölitz zu nennen. Im Jahre 1865 gab es in Gartz allein 54 Fischermeister, in Altdamm 27 und 15 Gehilfen[21]). Nach Berghaus[22]) wird die Fischerei auf der Oder, ihren Zweigarmen und dem Dammschen See teils von Stettiner, teils von Randowschen Fischern ausgeübt. 1862 wurden im Kreise 192 Fischermeister mit 142 Gesellen nachgewiesen, davon 88 und 25 in den vier alten Städten und 104 und 117 in den ländlichen Ortschaften.

Neben schriftlichen Quellen sei vor allem auf bildliche Darstellungen hingewiesen, aber leider sind diese nur bedingt zu brauchen, weder die Stadtpläne aus dem Werk von Georgius Bruin und Hogenberg: Contrafactur und Be-

[17]) Die wichtigsten Einzelheiten über die Haffischerei haben wir aus den verschiedenen Haffordnungen und der Privilegien der Tuckergilde Wollin erfahren. Noch wäre auf das Privilegium der Stadt Neuwarp von 1442 von Herzog Joachim hinzuweisen, das 1356 von Philipp I. bestätigt wurde und auf die renovirte Lassanische Wasser-Ordnung vom 4. Juli 1571, die die Mängel der älteren Ordnung vor 1535 zwar beseitigte, teilweise aber auch 1603 und 1711 verbessert wurde.

[18]) H. Hoogeweg: Die Stifter und Klöster der Provinz Pommern, Bd. II. Stettin 1925, S. 505/6.

[19]) Ebenda: S. 532.

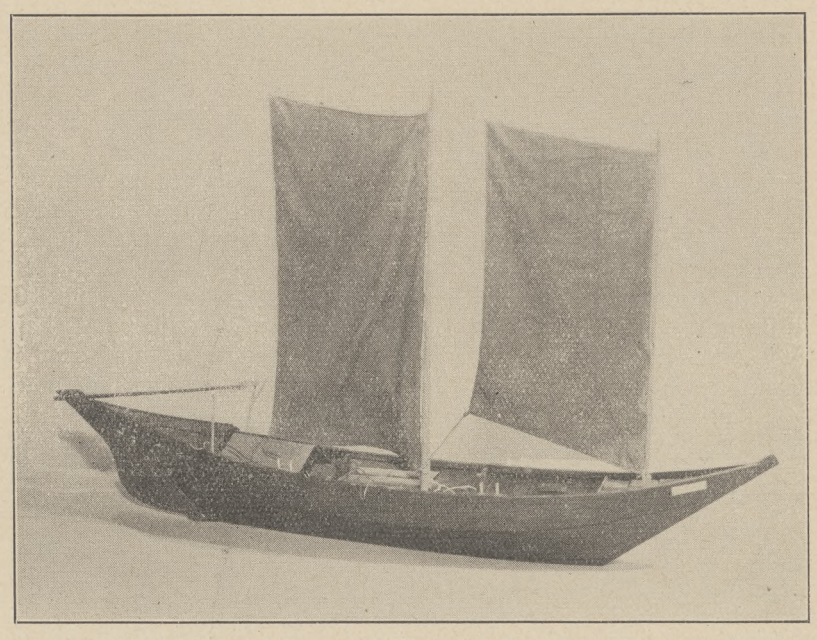
[20]) Friedrich Hahn: Das Stadtbild von Greifenhagen 1930, S. 84. Monatsblätter der Ges. f. pom. Gesch. u. Alterkde. Jg. 8 1894, S. 133: Eine Urkunde der Fischergilde zu Greifenhagen vom Jahre 1400.

[21]) Heinrich Berghaus: Landbuch des Herzogtums Stettin, Bd. II, Kreis Randow. Anklam 1865, S. 1267 und 1165.

[22]) Ebda. S. 1133.

schreibung der vornembsten Stät (1572—1618) noch die Lubinsche Karte von Pommern (1618) oder als späteres Denkmal das Oelgemälde um 1600 mit Ansicht von Stettin in der Stettiner Börse. Wohl sind hier und da Fischerboote dargestellt, aber leider sind sie zu allgemein gehalten, als daß man etwas aus ihnen entnehmen könnte. Kupferstiche des 18. Jahrh. mit Stadtansichten des Odermündungsgebietes sind ganz unergiebig. Wichtiger schon ist eine

Abb. 3.
Spitzdrewelboot aus Stolzenhagen
Modell im Pom. Landesmuseum Stettin
Aufn.: Landesmuseum



Bleistiftzeichnung von Schinkel, Stepenitz am Haff darstellend mit zwei Heuerbooten im Vorder- und Hintergrund [23]). Auf Stadtansichten des 19. Jahrhunderts sind die Fischerboote richtiger und besser dargestellt, wir denken da z. B. an die Sanneschen Lithographien aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (z. B. Fiddichow und Damm). Leider reichen alle historischen Belege, soweit wir sie einsehen konnten, nicht aus, um eine lückenlose Folge der Fischerboote des Odermündungsgebietes des Mittelalters oder sogar der Vorzeit bis zur Moderne aufzustellen.

Wenn wir nunmehr den Bootsbestand des Odermündungsgebietes in der Jetztzeit zu erforschen suchen, so deshalb, weil dieses Gebiet für den nordostdeutschen Schiffsbau von außerordentlicher Bedeutung ist. Wir haben hier ein Strahlungszentrum vor uns, dessen Wichtigkeit in der Moderne mehr und mehr erkannt worden ist. Von hier aus hat der Oderkahn seinen Siegeszug angetreten zur Weser und Elbe hin, von hier aus haben die pommersche Jacht und Schlup ihren Weg genommen nach dem Westen und nach dem Osten hin. Hier ist das Warpsche Boot gebaut worden, Schiffstypen, die genau so markant sind wie der Nordsee-Ewer oder die ostpreußische Lomme.

Wir können in Pommern von mehreren Bootsbaubezirken sprechen, die in ihrem Umfang größer oder kleiner, oft auch untergeteilt sind, in ihren Grenzen sich stärker oder schwächer voneinander abheben, vielfach ineinander übergehen und Mischzonen bilden. Das vorpommersch-rügensch-dänische Gebiet, für das das zweimastige Zeesener Boot mit zwei Treibbäumen an Bug und Heck, das Spiegelboot und Fischer-Kähne mit Kraweel- und Klinkerbauweise charakteristisch sind, das Odermündungsgebiet mit seinen spitzgatt- und klinkergebauten Kielbooten, den Taglern, Quatzen, Polten, Heuern und daneben mit den flachbodigen Kähnen oder Bodden, ferner das ostpommersche Küstengebiet mit größeren und offenen Ruderbooten und großen gedeckten Segelbooten auf Kiel und Hochseebooten sind die drei großen Landschaften, die sich voneinander abheben. Eingestreut liegen hier und da kleinere Bezirke älterer und bisweilen auch fremdartig erscheinender Bauweise wie der Camper und Eiersberger See mit dem großen Camper Ruder- und Segelboot, der Garder See, dessen Boote noch die altertümlichen Rasegel zeigen, der Lebasee, dessen flachbodige Boote seitliche Querbretter aufweisen und schließlich noch der Draheim-, Streitzig- und Vilmsee mit kiellosen, niedrigen, etwas plump wirkenden Booten.

Innerhalb des Odermündungsgebiets beobachten wir nun die Tatsache, daß sich verschiedene Bootsbaubezirke voneinander abheben, daß innerhalb dieser Typenlandschaften verschiedene Altersstufen hinsichtlich Bootsformen vorhanden sind. Die Frage, ob diese

[23]) Paul Ortwin Rave: Schinkels Skizzenbücher, Zeitschr. für Kunstgeschichte Bd. I, 1932, S. 135.

Verschiedenheit durch die besondere Beschaffenheit des Wassers der Oder, des Dammschen Sees, des Stettiner Haffs, der Küste bedingt oder Ausfluß einer besonderen Bausitte ist, ist dabei zu prüfen.

Dem Stromlauf folgend, gehen wir von Booten niederer Ordnung zu Booten höherer Ordnung über, dabei immer einen Blick auf das jeweils in der gleichen Gegend übliche Bauern-, Händler- und Frachtboot werfend, da ja alle auf der gleichen Werft hergestellt von der gleichen Bausitte abhängig sind. Typisch für die Fischerboote der Reglitz von Schwedt bis Gartz, Greifenhagen sind die flachbodigen Kähne, auch Bodden genannt, Fischerboote zum Segeln und Rudern eingerichtet mit zwei Mann Besatzung (vgl. Abb. 1, 2). Typisch ist der flache an den Enden aufgezogene oder aufgeholte Boden, die fast grad ansteigenden niedrigen Bootswände, in der Regel aus einer Planke gefertigt und am Boden angenagelt. Charakteristisch ist das Fehlen der Spanten und der Stevenbretter. Vor- und Achterschiff ist gleichförmig gewölbt und läuft spitz zu. In der Mitte des Kahns befindet sich abgeschottet die Fischkiste, der durchlöcherte Drewel oder Deeken, um jederzeit das Wasser durchströmen zu lassen und die gefangenen Fische frisch zu erhalten. Das Segel des Kahns ist das Sprietsegel. Die Kähne sind von verschiedener Länge, in der Regel 15 Fuß lang. Interessant ist vor allem das bewegliche Steuerruder des steuernden Fischers. Dieser Kahn wird in Gartz, Greifenhagen, Fiddichow gebaut und ist einerseits über Schwedt hinaus, andrerseits bis Niederzahden anzutreffen. Aehnlichkeit zeigen die Heukähne, Kartoffelkähne und Polten der gleichen Gegend, nur daß sie bei größerer Länge und Breite auch mit Spanten versehen sind. Selbstverständlich fehlt bei ihnen der Fischkasten. Im allgemeinen ist der Fischerkahn ein leichtes Boot, das an Land gezogen werden kann, das über seichte Stellen fahren muß, das keine großen Stürme und tückische Wasserwogen zu bestehen hat und deshalb niedrig gebaut ist.

Ganz anders gebaut, schwerer und doch in der allgemeinen Form eleganter ist der Oderheuer oder das Drewelboot, bei dem wir mehrere Typen unterscheiden: das Zwei-, das Dreigängerboot, das Spitz- oder Hingstdrewelboot. Die älteste Form stellt das Spitzdrewelboot vor, dessen Alter von den Bootsbauern in Pölitz auf 80—100 Jahre geschätzt wird (Abb. 3). Es handelt sich um ein spitzgattgebautes Zweigängerboot (Gang = Planke), um ein Stevenboot, das zum Rudern und zum Segeln eingerichtet ist und zwei Sprietsegel besitzt[24]). Bemerkenswert ist dabei, daß der größere Mast 4 m, der kleinere, vordere 3 m hoch ist. Charakteristisch bei den Heuern ist die Aufbiegung nach den Schiffsenden zu, der Sprung, dessen Bedeutung für Erhöhung der Tragfähigkeit und vor allem der Seefestigkeit nicht zu unterschätzen ist. Die Steven steigen gleichmäßig schräg an und sind entweder offen oder verdeckt. Charakteristisch ist weiter die schmale Kielplanke, deren Bodenfläche innen ausgehöhlt ist. Der Rudergriff ragt in das Achterschiff und liegt fest in einem Kamm der Ruderharke. Schließlich ist noch das sattelförmige abgetreppte Verdeck, „Borg", nach dem Achtersteven zu, zu nennen, das bei Unwetter verlängert werden kann. Das Boot hat eine Länge von ca. 8 m. Wir finden diesen Typ heute auf der Oder nur in wenigen Beispielen vor[25]), angeblich soll das letzte Boot 1904 gebaut sein, es wird heute abgelöst von dem wendigeren, dabei kleineren Drewelboot, auch Höller genannt, von 6½ m Länge. Es ist ebenso aufgebaut, besitzt zwei Sprietsegel, hat einen durchlöcherten Fischkasten, unterscheidet sich aber wesentlich von dem Spitzdrewelboot dadurch, daß es auf Kiel gebaut ist, keine ausgehöhlte Kielplanke besitzt und daß anstelle der schräg ansteigenden Steven gekrümmte Steven getreten sind (Abb. 4). Diese Neuerung ist von dem Vater des jetzigen Bootsbauers Karl Schulz in Pölitz eingeführt. Gleichfalls ist man aus diesem Grund vom Zwei- zum Dreigängerboot übergegangen. In dieser gleichen Form ist das Boot bis nach Greifenhagen, andererseits auf dem Dammschen See vertreten und in immer gröberer und vergrößerter Form auf dem Haff bis nach Wollin, Neuwarp und Ueckermünde hin (Abb. 5). Die Haffheuer sind besonders stattlich, mit Spriet und Focksegel[26]) ausgerüstet und mit einem Stechschwert, ja der Heuertypus ist noch bei den Strandfischerbooten, Aalangelbooten von Ahlbeck und Misdroy zu beobachten. In seiner eleganten Form erinnert der Oderheuer in seinem reinsten Typ, so wie er bei Altdamm, Stolzenhagen, Stettin auftritt, ein klein wenig an venezianische Gondeln. Auch dort, wo der Oderheuer eine stattliche Größe annimmt, wie bei den großen Pölitzer Heuern oder Heupolten, die dazu dienen, Heu fortzuschaffen, ist bei den getreppten Borgs und der eleganten Stevenform noch immer ein Schein der Schönlinigkeit des Heuers zu beobachten. Eine besondere Heuerform hat sich in Stettin herausgebildet, die zu dem Stolzenhagener Heuer überleitet, ein Fischer- und Transportboot, ein geklinkertes Stevenboot, das gerudert wird und fast immer ohne Deeken ist.

[24]) Sprietsegel ist ein Schratsegel, das von einem Baum, einer Stange im Winkel von 45° gespreizt wird.

[25]) In Stettin (Oberwiek), Frauendorf und Stolzenhagen ist je eins beheimatet.

[26]) W. Mitzka: S. 49: Das im Norden übliche Segel, das Sprietsegel, ist südlich der deutschen Oberelbe auffallenderweise als typisch nicht zu sehen.

Dem Gartzer Kahn wie dem Stolzenhagener Heuerboot — um die reinsten Bootstypen herauszugreifen —, beiden gemeinsam ist das Sprietsegel und der Deeken, dagegen ist die Beplankung, Querschnitt des Bootskörpers, Vorder- und Achterschiff, die Rudertechnik bei beiden anders. Wie Mitzka festgestellt hat (S. 108), „werden die größten Bezirke von Schiffstypen im deutschen Sprachgebiet durch die Arten mit Stevenbug und diejenigen mit dem Aufbug ohne Stevenbalken oder Stevenbrett ausgefüllt. Die letzte Artengruppe ist in der Fläche von den Seen der deutschen Schweiz über das ganze Rheingebiet, das deutsche Donauland bis einschließlich Tirol und Kärnten zum Neusiedler See, das Ems- und Weserland mit Werra und Fulda und vom Elbesystem noch die Saale bis zur Mündung zu Hause. Außerdem lebt dieser aus dem ebenen Boden aufbiegende Bug im Spreewald, Warnemünde, in Teilen von Westpreußen, doch diese Ausnahmen gehen auf ein ganz anderes Bauprinzip des Schiffsbodens zurück, der aus Querbrettern zusammengesetzt ist, wohl ein ehedem zusammenhängendes, nun in Inseln auseinanderfallendes Gebiet. Oestlich und nördlich dieses großen Bereiches des Aufbugschiffes ist der Stevenbug beim Kleinschiff typisch." Heuer und Kahn reihen sich diesen Ordnungsprinzipien ein. Zu dem Boot mit Stevenbug, das sich im Küstengebiet Deutschlands vorfindet, gehört der Heuer. Zu dem stevenlosen Kahn mit an den Enden aufgeholtem Boden der Gartzer Kahn. Doch da der Boden nicht aus Querbrettern, sondern aus einem Längsbrett besteht, gehört er zu der großen süd- und mitteldeutschen bis in die Saalemündung reichenden Gruppe. Auch die Rudertechnik beim Gartzer Kahn unterscheidet sich von der in Pommern üblichen Art vom Sitzruder und in Dollen zu rudern, wie es z. B. bei dem Heuer gebräuchlich ist. Der steuernde Fischer des Gartzer Kahns rudert je nachdem im Sitzen oder Stehen mit frei beweglichem Stoßruder, das länger ist als der Riemen und an dem nach innen ausgezogenen Ruderblatt Stoßhaken aufweist. Das Fehlen der Spanten beim Gartzer Kahn — nach Mitzka (S. 1—3) gelten die Spanten als Erfindung des germanischen Kulturkreises —, die Rudertechnik, der an den Enden aufgezogene Boden, alles das gehört hier in Pommern einem Bezirk besonderer Bausitte an. Ob dieser Bootstyp die Oder heraufgekommen ist, ob sich hinter ihm völkische Baumerkmale verstecken, denn die Ansiedler der Kreise Randow, Pyritz, Greifenhagen sind ja im Gegensatz zu den Besiedlern der Küste aus Mitteldeutschland ins Land gekommen, alles das ist schwer zu sagen, da Einzeluntersuchungen auf diesem Gebiet vollständig fehlen.

Abb. 4. Heuerboote
Aufn.: Friese



Das Stettiner Haff ist für den Bootsforscher wohl eins der interessantesten Gebiete in Pommern, weil sich hier die altertümlichsten mit den modernsten Fahrzeugen mischen, zweitens die größten neben den kleinsten zu finden sind, Tucker und Taglerkähne neben Strompolten, Garn- und Netzbooten. Schon vereinzelt in Gartz, Greifenhagen, vor allem aber in Stettin begegnen uns Polten, Flunderboote, Haff- und Seequatzen, die in Wollin, Ziegenort, Neuwarp gebaut sind und vornehmlich dem Fischtransport dienen.

Die größten Fahrzeuge des Stettiner Haffs, leider seit 3 Jahrzehnten verschwunden, waren die Zeesenerkähne (Abb. 6), wie Henking einmal betont: uralte Fahrzeuge von einer Größe und Stärke der Bauart, wie sie bisher kein

Fahrzeug der offenen Ostsee erreicht hat[27]). Es waren klinkergebaute gedeckte Boote aus Eiche von 21—22 m Kiellänge, ungefähr 7 m Breite und 1 m Tiefgang. Die Zeesenkähne gingen sehr flach, weil sie wie die Stralsunder und Greifswalder Zeesenboote quer vor dem Winde trieben. Wegen ihres geringen Tiefganges waren sie mit zwei Seitenschwertern ausgestattet. Stattlich wirkten die fast gleich hohen Masten von beinahe 18 m Höhe mit ihren Rasegeln, die schon damals gegen Ende des 19. Jhd. hier im Norden als altertümlich galten. Der Schiffskörper, das Gefäß, das nach dem Vordersteven zu anstieg, war in der Regel so aufgeteilt, daß sich nach dem Bug hin der Wohnraum, Küche und Kojen für 3—4 Mann Besatzung befanden, hinter dem 2. Mast ein Raum zum Aufbewahren und Auslesen der Fische, „Dörnk" von den Fischern genannt, und dahinter der durchlöcherte Fischkasten (Bünge oder Deeken). Wie bei dem Oderheuer ist der Steuergriff in einem Kamm festgelegt, der wie eine Harke wirkt. Zeesenkahn wurde dieses Fahrzeug nach der Zeese, dem Netzsack von 18,50 m Länge mit Oeffnungsbreiten von 12,50 m genannt, der mit Steinen beschwert am Boden des Haffs entlanggeschleppt wird. Diese Boote weisen, wie wir anfangs schon angedeutet haben, auf eine lange Tradition zurück, werden zum ersten Male im Anfang des 16. Jhd. erwähnt und verschwinden im 20. Jhd. auf das Verbot der Regierung hin. 1908 wurden die letzten abgewrackt oder zu Frachtschiffen umgebaut[28]).

Eine Weiterentwicklung der Zeesenboote stellen die Tuckerkähne dar (Abb. 6 u. 7) — wie wir aus unserer Abb. 6 ganz besonders gut erkennen können, da Tuckerkahn und Zeesenboot nebeneinander erscheinen. Es handelt sich hier gleichfalls um klinkergebaute gedeckte Kielboote von ungefähr 20 m Länge — also ein wenig kürzer — von 6½ m Breite und fast 2 m Tiefe. Bemerkenswert ist das Fehlen des Seitenschwertes.



Aufn.: Knoth, Stettin — Abb. 5. — Haffheuer aus Stepenitz

Die Masthöhe entspricht fast der Länge des Bootes. Die Besegelung besteht in Rasegel, Fock und der dreieckigen Achtergiebe, die bei Flaute in Erscheinung tritt. Der sehr stabil gebaute Bootskörper weist einen schwachen Sprung auf, steigt nach dem Vordersteven mehr an wie nach dem Achtersteven, so wie beim Zeesenboot. Im Vorderschiff befinden sich Küche, Schlaf- und Wohnraum für den Fischer und 2 Mann Besatzung, mittschiffs die Bünge, die größer ist als auf den Zeesenkähnen, und im Achterschiff ein Raum zur Aufbewahrung und Stapeln von Arbeitsgerät, Tauen und Ketten. Da ja das Mittelschiff dank des durchlöcherten Fischkastens eine Gefahr für die Stabilität des Bootes an sich bedeutet, sind Vorder- und Achterschiff verstärkt und stabiler gebaut. Das Deck weist ziemliche Höhenunterschiede auf, die Deckluke liegt tiefer als das Achterdeck,

[27]) H. Henking: Die Ostseefischerei. Stuttgart 1929, S. 119.

[28]) Wir haben hier ein sehr seltenes Bilddokument aus dem Jahre 1902 vor uns, da Zeesenkähne zu der damaligen Zeit weniger oder gar nicht fotografiert wurden.

das wieder mit dem Vorderdeck nicht in der gleichen Ebene sich befindet. Die Tuckerkähne stellen im übrigen heute noch die größten Fischerboote der deutschen Ostseeküste dar. Ihren Namen haben sie von der Tuckerzeese, dem Schleppnetzsack (tucken = ziehen, schleppen). Während der Zeesenerkahn allein quer vor dem Winde treibt und das Netz nach sich schleppt, arbeiten immer je 2 Tuckerkähne auf See zusammen, von einem Punkt schräg auseinanderfahrend, um dann parallel zueinander weiter



Abb. 6. Fischerkähne auf der Dievenow bei Wollin: Im Vordergrund Tuckerkahn, dahinter Zeesenkahn
Aufgenommen 1902

zu segeln. Man spricht dabei von Saat und Drift. Eine Saat dauert ungefähr 2—5 Stunden [29]).

Das gleiche Schicksal der Zeesenerkähne droht auch den Tuckerkähnen, da die Schleppnetzfischerei in dieser Form von jeher angefeindet wurde. Man vergleiche daraufhin die renovierte Haffordnung vom Jahre 1711 „weilen sowol bey Fürstl. Zeiten als auch Anno 1665 den 28. November bey der kgl. Regierung von sämtlichen Landständen, über die Tückere Beschwerde geführet, wegen Verlängerung und Erweiterung ihrer Kahne, und daß sie ihre Netze, bevor ab über den angemachten Stoß (hinterster Teil des Netzes) oder Quersack, in den Maschen um ein merkliches enger geknüttet und gebrauchet, und solches zum Ruin der Fischerey und Schaden des gantzen Landes gereiche, in dem der Seegen Gottes, welcher den sämmtlichen Einwohnern aus dem frischen Haff bescheret, zernichtet werde . . . und daß der Fisch, welcher in so großer Menge aufeinander getrieben, beschlagen, und ehe er aus dem Netze kommt, sticken muß, die dergestalt gefangenen und erstickten Fische über Borth geworffen, und also der Fisch-Fang fast vorsetzlich verheeret und verwüstet werde."

Nach Ernst Neuhaus [30]) wurde „die Schleppnetzfischerei mit den sogenannten Tucker- und Taglerzeesen früher das ganze Jahr ausgeübt. Die fortschreitende fischereiliche Erkenntnis und die ewigen Konflikte mit den Netz- und Angelfischern haben dann dazu geführt, daß die Schleppnetzfischerei seit dem Jahre 1920 nur vom 16. Oktober bis zum 14. April ausgeübt werden darf . . . stellt sie

[29]) Karl Krüger: Wolliner Fischereibetrieb. Unser Pommerland, Jg. 12, 1927, S. 259 ff.

[30]) Ernst Neuhaus: Das Stettiner Haff und seine Fischerei. Pommersche Heimatpflege. 4. Jg. H. 5/6, 1933, S. 186.

doch einen ziemlich schädlichen Fangbetrieb dar, der im Herbst besonders den Bestand des Zanders durch die Vernichtung der untermassigen Jungzander schwer schädigt." Heute sind die Tuckerkähne im Aussterben, da sie von der Regierung allmählich abgelöst werden. Seit dem 14. April 1928 gibt es keine Wol-

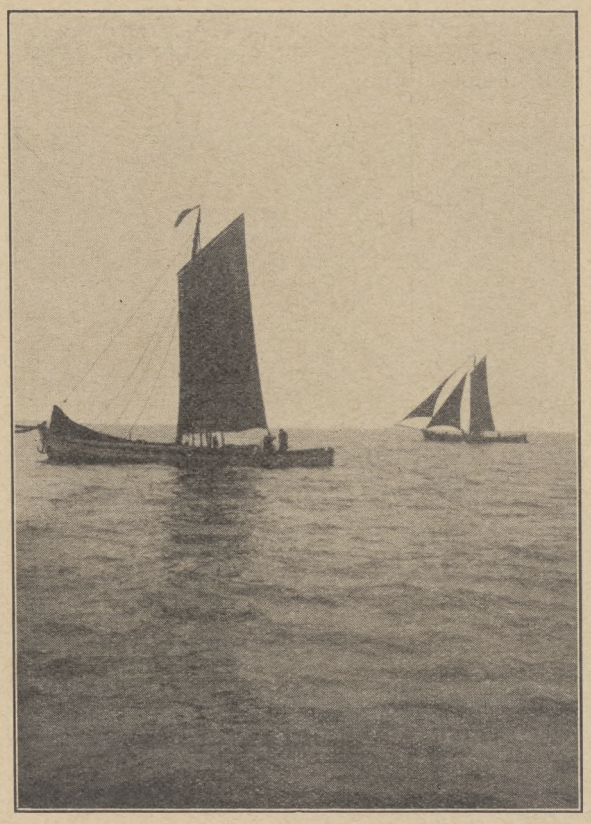


Abb. 7. Schleppnetzfischerei im Stettiner Haff: Partie Tuckerkähne beim Fischfang
Aufn.: Dr. Märten

liner Tucker mehr. Die letzten Tuckerkähne befinden sich in Sager und Gaulitz [31]).

Neben den Zeesen- und Tuckerkähnen sind noch die längst verschwundenen Zollnerboote zu erwähnen, die im Grunde genommen kleine Tuckerkähne waren von 16 m Länge, auf der Dievenow oberhalb der Wolliner Brücke fischten und ihre Fänge in Wollin verkaufen mußten.

Die größte Bedeutung kommt jetzt der Taglerfischerei als Schleppnetzfischerei zu. Man unterscheidet dabei hinsichtlich Taglerfahrzeugen Kleintagler oder Strompolten (offene Boote), von Mitteltaglern und Großtaglern (gedeckten Fahrzeugen). Aehnlich den Tuckerkähnen fischen immer 2 Taglerpolten zusammen (Abb. 8) und bilden somit eine Partie. Die Großtaglerpolte ist ein geklinkertes Kielboot bis zu 14 m Länge mit Großmast. Die Besegelung besteht in Großsegel (Gaffelsegel an Stelle des Rasegels bei Tucker- oder Zeesenkahn), Fock, Klüver, Toppsegel. Der Schiffskörper ist gedrungener, völliger als bei den bisher betrachteten Schiffstypen. Der leicht gekrümmte Vordersteven ist gleichfalls bei den Zeesener- und Tuckerkähnen vorhanden, ebenso taucht das Steuerruder mit der Ruderharke auf. Im übrigen folgt die Taglerpolte der allgemeinen Bauform, sie ist spitzgattgebaut, gerundetes Heck oder Spiegel sind unbekannte Begriffe. Typisch ist das breite, überfallende Vorschiff wie bei den Quatzen. Das Fehlen der Seitenruder, die veränderten Größenverhältnisse, das Gaffelsegel [32]) lassen die Taglerpolte als einen neuen Schiffstyp erscheinen, wenn er auch nur die Entwicklungslinie Zeesen — Tuckerkahn fortsetzt.

Den Taglerpolten verwandt sind die Fischtransportboote: die See-, Haff- und Stromquatzen, die ähnlich den Zeesen- und Tuckerkähnen auf ein ziemlich hohes Alter zurückblicken. Für das Jahr 1609 sind z. B. 21 nasse Kahne oder Quatzen im ganzen Stettinschen Ort beurkundet, 1618 in Stettin allein 16, in Gollnow 12, in Wollin, Kolberg je 3, in Treptow 1 Quatze, dazu 15 im Wolgastschen Ort, 8 in Anklam, je 2 in Pasewalk und Warp, je eine in Loitz, Demmin und Greifswald. Die Quatzen der damaligen Zeit müssen bedeutend kleiner gewesen sein als heute, wenn wir bedenken, daß sie auf der Ihna und Uecker segelten. Die modernen Fischhandelfahrzeuge [33]) des Odermündungsgebietes haben eine Länge von 11—16 m, eine Breite von 4—6¼ m und eine Tiefe von 1½—2½ m. Im Verhältnis zur Länge sind sie sehr breit, breiter jedenfalls als die Wolliner Klinkerfrachtschiffe [34]), die

[31]) Ueber Tucker, Zeesener, Zollner, Quatzner wird in Joh. Friedrich Zöllners Reise durch Pommern nach der Insel Rügen . . . im Jahre 1795. Berlin 1797, S. 93—97 gehandelt; vgl. auch J. C. Dähnert: Plattdeutsches Wörterbuch nach der alten und neuen Pommerschen und Rügischen Mundart. Stralsund 1781 (Zesekahn, Tucker, Quatze, Zolle) u. H. Henking: Die Ostseefischerei. Tafel IV Abb. 64—66 (Tucker, Groß- und Kleintagler).

[32]) Gaffelsegel nach der Gaffel, einer beweglichen Strebe, die am Mast befestigt ist, benannt. Rasegel nach der Ra, einem Querbaum, benannt, der in seiner Mitte am Mast befestigt ist.

[33]) Hans Szymanski: Die Segelschiffe der deutschen Kleinschiffahrt. Lübeck 1929. Pfingstblätter des hansischen Geschichtsvereins, Blatt XX, S. 59. Ferner Hans Szymanski: Deutsche Segelschiffe. Die Geschichte der hölzernen Frachtsegler an der deutschen Ost- und Nordseeküste, vom Ende des 18. Jhd. bis auf die Gegenwart. Veröffentlichungen des Instituts für Meereskunde. Neue Folge Juli 1934, S. 145.

[34]) August Köster: Modelle alter Segelschiffe. Berlin O. J. S. XV. Obwohl im Mittelmeer die Kraweelbeplankung seit altersher gebräuchlich war, auch die nordischen Völker sie bereits in ältester Zeit kannten, war in den nordischen Meeren während des ganzen Mittelalters die Klinkerbeplankung üblich . . . . vgl. auch Helge Kjellin: Die Kirche zu Karris auf Oesel und ihre Beziehungen zu Gotland, Sund 1928, Taf. LV, 2. Plastik des hl. Nikolaus als Patron des Schiffes, mit Darstellung eines geklinkerten Bootskörpers, ein Beweis dafür, daß die Klinkerbauweise im Mittelalter nicht vergessen war.

ja in die gleiche Reihe hinein gehören. Das breite überfallende Vorschiff fällt jedem sofort auf. Auffallend ist auch der hohe Pfahlmast mit dem schmalen Gaffelsegel, der lange Bugspriet und der farbige Bootskörper. Die Besegelung besteht in Großsegel, Gaffeltoppsegel, Stagfock und Klüversegel. Noch stärker und gedrungener gebaut sind die Seequatzen, oft anderthalbmastig, Fahrzeuge, die nach Südschweden fahren und Schunerquatzen genannt werden. In Stettin und Wollin sind sie dann und wann zu sehen.

Neben diesen großen Fischhandelsfahrzeugen, die seit Mitte des 19. Jahrhunderts vornehmlich in Wollin, Neuwarp, Pölitz, Ziegenort, Ueckermünde, Lassan, Wolgast, auch in Seedorf auf Rügen gebaut werden, tauchen die kleinen Strompolten auf, im Prinzip der gleiche Bootstyp, nur im verkleinerten Maßstab. Sie sind heute besonders häufig auf der Oder zu sehen, dringen die Oder aufwärts vor und sind sogar über den Finowkanal in Berlin anzutreffen.

Die Taglerpolten, Quatzen sind nicht für sich allein zu betrachten, sondern sind nur ein Teil des großen Komplexes „Pommersches Klinkerfahrzeug". Infolgedessen müssen wir auch einen Blick auf das pommersche Frachtschiff, auch Fahrzeug, Jacht, Warpsches Boot genannt, werfen. Der Name Warpsches Boot deutet ja seine Herkunft an (Alt- und Neuwarp). Es sind klinker- und spitzgattgebaute Kielboote mit hohem, in der Regel feststehendem Pfahlmast, langem Bugspriet. An Segeln sind vorhanden: Gaffelsegel, Stagfock, Klüver, Gaffeltoppsegel. Wie bei den Quatzen fällt die im Verhältnis zur Länge ungewöhnliche Breite auf, ferner das breite überfallende, unten eingezogene Vorschiff und das schlanke Achterschiff. Der Vorsteven des Warpschen Bootes wie der Quatze nimmt verschiedene Formen an, entweder nach außen oder nach innen gekrümmt, auch schräg ansteigend. Die nach außen gekrümmte Stevenform wird geradezu als dänischer Steven bezeichnet. Die größeren Fahrzeuge besitzen ein Achterdeck, ein Kajütsdeck. Wie bei den Quatzen ist der Sprung stärker oder schwächer ausgebildet, eine Norm ist nicht aufzustellen. Aus allem ist ersichtlich, wie verwandt alle unsere Bootstypen des Odermündungsgebietes sind, oft nur Variationen ein und desselben Themas.

Allen bisher betrachteten Bootstypen war die Klinkerbauweise eigentümlich, eine Bauart, die von je her auf den Werften des Stettiner Haffs angewandt wird, sich in der „Maulsprache" von Geschlecht zu Geschlecht vererbt; denn Risse, Zeichnungen gibt es ja nicht. Auch zu der Zeit, als man an der westdeutschen Küste kraweel baute, blieb man im Stettiner Haff bei der altüberlieferten Bautechnik. In Vorpommern dagegen beobachten wir auf diesem wie auf vielen anderen Gebieten eine Tendenz zum Westen hin. Klinker- und Kraweelbauweise gehen nebeneinander her, ja beide Bauweisen sind an dem gleichen Fischerboot (Netzboot) zu beobachten. Die Kraweelbauweise soll mit dem berühmten bretonischen Orlogschiff Peter von Danzig 1462 in das Ostseebecken gekommen sein, und man nimmt an, daß dieses Schiff für die Kraweelbauweise im Ostseebecken entscheidend geworden ist, zum Teil aus praktischen Erwägungen heraus, da sie insbesondere für Großfahrzeuge manche Vorteile bucht (Erhöhung der Baufestigkeit, da man sogar 2 Plankenlagen übereinander legen konnte). Man nimmt an, daß die Klinkerbauweise, die ja auch bei dem ostpommerschen Strandfischerboot auftritt, vom Odermündungsgebiet ihren Weg genommen hat [35]). Sie taucht sowohl bei den Jachten der westlichen Ostseeküste, bei den Lühejollen der Elbe wie bei den Frachtseglern, den Lommen des Frischen Haffs auf. Das Kleinboot der Seeküste dagegen ist, wie Mitzka nachgewiesen hat, immer klinkergebaut. Bauform und Technik der pommer-

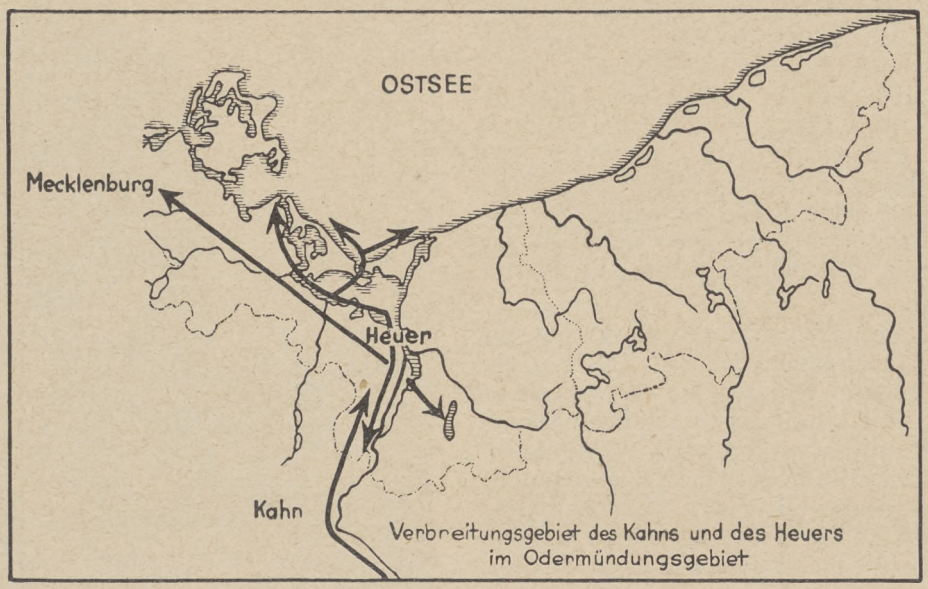


Abb. 8. Schleppnetzfischerei im Stettiner Haff: 2 Partien Taglerpolten, wegen Windstille stilliegend
Aufn.: Dr. Märten

[35]) Walther Mitzka: Deutsche Bauern- und Fischerboote, Heidelberg 1933, S. 110.

schen Taglerpolten, Quatzen, haben große Aehnlichkeit mit dänisch-seeländischen und schwedisch-schonenschen Fischerbooten[36]). Ist man also hinsichtlich der Klinkerbauweise von einer jahrhundertalten Tradition nicht abgewichen, so beobachten wir hinsichtlich der Besegelung gerade das Gegenteil. Das altertümliche Rasegel, das an einer wagerechten oder schrägen Querstange des Mastes herabhängende Segeltuch, wird von dem Gaffelsegel abgelöst. Noch flattert das Rasegel von den Masten der Tuckerkähne[37]), aber wie lange noch? Neben dem Gaffelsegel erscheint das Sprietsegel sowohl auf den gedeckten und ungedeckten Haffheuern, den Gartzer Oderkähnen, den Strandfischerbooten, wie den großen Haff-, Oder- und kleineren Ihnakähnen. Nach Mitzka war das Rasegel die einzige Segelform aller Schiffe bis ins Mittelalter hinein — Schiffsdarstellungen erhärten seine Behauptung[38]) — bis dann Gaffel- und Sprietsegel ihm dem Vorrang abliefen, wenigstens im Norden Deutschlands. Das Gaffelsegel mit dem Giekbaum ist eine niederländische Erfindung des 17. Jhd. und wurde dort bezaan oder gykzeil genannt. Wie Köster wohl mit Recht bemerkt, ist das Gaffelsegel von Seeschiffen auf Fischerboote übertragen worden[40]).

Zeesener-, Tucker- und Taglerkähne, Heuerboote sind, wie Henking[41]) auch schon betont hat, Besonderheiten des Odermündungsgebietes und haben von hier aus ihren Weg in andere Teile Norddeutschlands genommen. Das Heuerboot ist heute auf dem Madüsee, in der Umgebung von Demmin und weiter in Ostmecklenburg anzutreffen. Das Warpsche Boot ist die Oder herauf gewandert, ja durch den Finowkanal bis nach Berlin in ähnlicher Weise wie der Oderkahn. Aber nicht nur einzelne pommersche Bootstypen, sondern auch die pommersche Art des Fischens, die Zeesenerfischerei, haben sich weitere Gebiete erobert, so ist die Zeesenerfischerei in der 2. Hälfte des 19. Jhd. bis nach Schleswig-Holstein vorgedrungen und dort eingeführt worden[42]).



Stattlich ist die Zahl der Bootstypen, die das Odermündungsgebiet bevölkern. Nicht mehr in den Rahmen unserer Arbeit gehören Strandfischerboote, gedeckte und ungedeckte Seekutter, Schörboote, See- und Küstenfahrzeuge, die wir infolgedessen auch übergehen. Nur die eine Tatsache möchten wir erwähnen, daß das pommersche Strandfischerboot sich gleichfalls ausgebreitet hat; und zwar nach dem Osten Deutschlands, nach Ostpreußen und dem Memelgebiet hin[43]).

Die Fischerboote des Odermündungsgebietes sind in unserer knappen Uebersicht nur in ihren hauptsächlichsten Typen gestreift und kurz gewürdigt worden. Selten sind Einzelheiten abgehandelt worden, über Bodenwrangen, Spanten, Wegerung, Schandeck, Klüshölzer, -backen, über Schanzkleid, Luken, Schwerter, Ruder, Steuer, über Masten: Bugspriet, Klüverbaum, über Takelung ist gar nicht oder

[36]) Szymanski und auch Mitzka deuten diese Verwandtschaft an. An anderer Stelle wird über dieses Thema handelnd ein Aufsatz des Verfassers erscheinen. Wie stark der dänisch-nordische Einfluß ist, möge nur an 2 Fischerausdrücken gezeigt werden: man spricht allenthalben von dänischem Steven, von der dänischen versenkten Bünn.

[37]) Das Rasegel kennen wir noch in Pommern bei den Fischerbooten des Groß-Garder-Sees.

[38]) Vgl. Friedrich Moll: Das Schiff in der bildenden Kunst. Vom Altertum bis Ausgang des Mittelalters, Bonn 1929, S. 42.

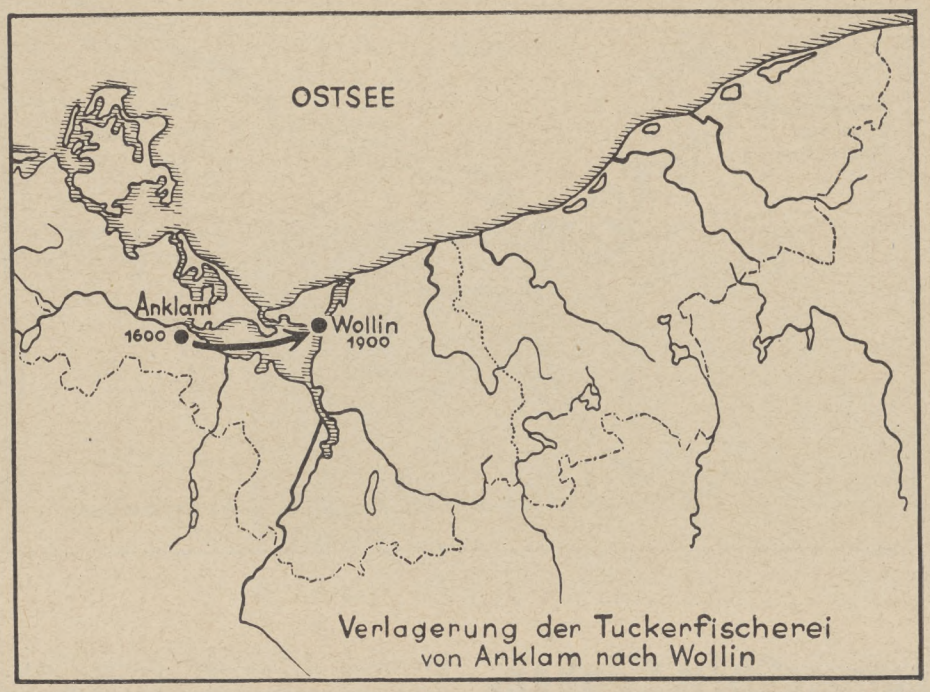
[40]) August Köster: Besprechung des Buches von Mitzka: Deutsche Bauern- und Fischerboote. Hessische Blätter für Volkskunde 1933, Bd. XXXII, S. 188.

[41]) H. Henking: Die Ostseefischerei, S. 120.

[42]) ebenda, S. 20.

[43]) Mitzka, S. 86 u. S. 88.

teilweise und dann wenig ausgesagt worden. Wir haben nicht einmal auf provinzielle Merkmale wie den gekrümmten Vorsteven hingewiesen, der mehreren pommerschen Bootstypen, wie Schlupen, Quatzen und Polten eigentümlich ist[44]). Ziel der Arbeit war, auf das Haus des Fischers auf dem Wasser, das in jeder Hinsicht an technischem Können und Schönheit des Aufbaus dem Haus des Bauern auf dem Lande ebenbürtig, wenn nicht sogar häufig überlegen ist, aufmerksam zu machen, vor allem aber den Blick hinzulenken auf Fischerboote innerhalb



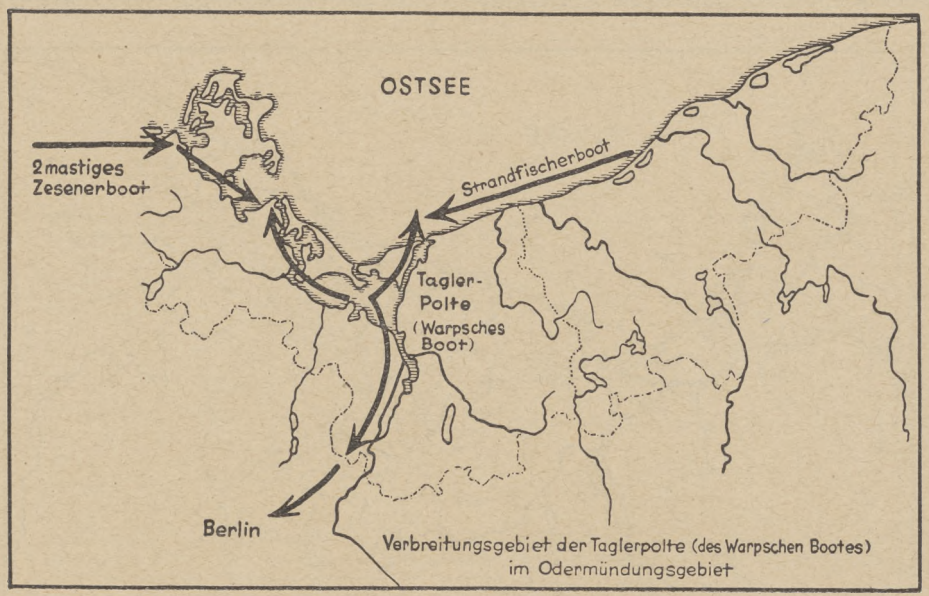
Verlagerung der Tuckerfischerei von Anklam nach Wollin

eines begrenzten Gebiets. Es schien wichtig zu sein, nur einmal auf die Bedeutung des Odermündungsgebiets für den deutschen Kleinbootbau und seine Strahlungskraft hingewiesen zu haben. Der Formenreichtum, der zunächst in Erstaunen setzt, ist sowohl Ausdruck der besonderen Art des Fischens als auch der besonderen Wasserverhältnisse, aber ganz besonders Niederschlag der völkischen Verhältnisse unseres Landes. Wie ließen sich denn sonst die einzelnen Bezirke verschiedener Bootsbausitte, so die Verbreitung des Kahns und des Heuers auf der kurzen Strecke der Oder erklären, des Heuers, der mehr der niederdeutsch beeinflußten Haff- und Küstenbevölkerung eigentümlich ist, sowohl in Lassan, Anklam wie in Wollin und Cammin auftaucht und nach Süden bis Stettin gedrungen ist, und des Kahns, der der mitteldeutsch-märkischen Kolonistenbevölkerung zugehörig ist, die ja auch ein anderes Bauernhaus kennt! Wichtig ist es dabei vor allem, hier auf die Werkstätten, auf die Werften hinzuweisen, die ja untertan der Bausitte des Landes sind, selten von sich aber große Neuerungen anbringen, wenn es nicht gerade die wirtschaftlichen Gegebenheiten erfordern. Städte und Dörfer am Haff, an den Boddengewässern und an der Oder wie Wollin, Cammin, Swinemünde, Neuwarp, Ueckermünde, Ziegenort, Pölitz, Stettin, Gartz, Greifenhagen sind für den Bootsbau von großer Bedeutung geworden. Die Nähe fremder Küsten und die Großschiffahrt bedingen natürlich, daß in den festgefügten Lebenskreis und Baubezirk Neuerungen getragen werden, die in einzelnen Fällen auch übernommen werden. Aber so stark ist das Eigenleben dieser Werft- und Fischerbevölkerung, daß sie trotz der hohen Ingenieurkunst der Gegenwart, trotz der großartigen Schiffsbauten an dem von alters her Gegebenen und Ueberlieferten festhält. Dabei haben wir an Hand der geschichtlichen Notizen gesehen, daß auch hier im Fischerbootsbau die Dinge im Fluß sind, nicht daß der gleiche Bootstyp sich durch die Jahrhunderte unverändert erhält. Dieses Werden zwar ist geruhsamer, langsamer, nicht so ruckhaft, sprunghaft, wie es städtischer Geist, städtisches Temperament fordert. Denken wir nur an die Bootsverhältnisse des Haffs, an große Fischerboote: die Zeesenkähne, die allmählich von den Tuckerkähnen abgelöst wurden. Die Tuckerkähne, die eine Weiterentwicklung der Zeesenkähne bedeuten, müssen ihrerseits wieder den Taglerpolten weichen, die aus einem Ruderboot zu einem Segelboot sich entwickelt haben in Anlehnung an die Bauweise der Tuckerkähne.

[44]) Szymanski: Segelschiffe der deutschen Kleinschiffahrt, S. 11.

Vergessen dürfen wir natürlich nicht die behördlichen Eingriffe, die den allgemeinen Prozeß beschleunigt haben.

Aufgabe und Ziel der deutschen Bootsbauforschung werden sein, auf dem von Mitzka vorgezeichneten Weg weiter zu wandern, die Bootsbaubezirke und Kulturbewegungen, das Wirken der Kräfte in diesen Bezirken, das Leben und Sterben der Formen kennen und ureigenes deutsches Kulturgut von fremdem, importiertem unterscheiden zu lernen. Die Kenntnis der geschichtlichen Verhältnisse ist dabei Voraussetzung. Die Ergebnisse dieses Forschens werden zusammen mit den Ergebnissen der Fragebogen des Volkskundeatlasses auf anderen Gebieten noch klarer das in immer neuen Formen erstehende, doch nach immer gleichen Gesetzen sich verjüngende Volkstum herausstellen und uns noch mehr zu einem tiefen Verständnis unseres Volkes gelangen lassen.

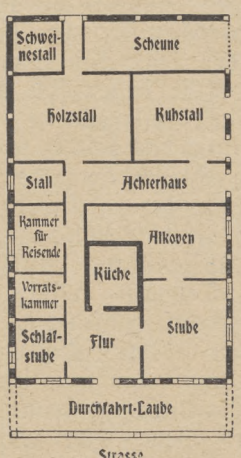


Vom pommerschen Laubenhaus und seiner Geschichte

Von Dr. Hans Sius

In Pommern finden wir verschiedene Formen des Bauernhauses. Das ist sowohl in der Stammesart der ersten Erbauer dieser Häuser, als auch in der Eigenart der Landschaft begründet, der das gute, alte Bauernhaus sich ja stets anpaßt. In einem großen Teil von Vorpommern und an der hinterpommerschen Küste treffen wir das niedersächsische Bauernhaus, von Cammin bis Schlawe dazwischen den Vierkanthof, in Mittelpommern das ostdeutsche Dielenhaus und ganz im Osten, im Kreise Bütow, das kaschubische Schrotholzhaus. In den Kolonien des 18. Jahrhunderts endlich entdecken wir Häuser, deren Form und Bauweise durch obrigkeitliche Vorschriften geregelt waren, friderizianische Kolonistenhäuser.

Im Gebiet des Dielenhauses findet sich nun ein Haus, das durch Sondergestaltung auffällt: das Vorhallenhaus. Sein bekanntester Vertreter ist — oder richtiger war der „Löwing" in Gr. Rischow (Kr. Pyritz). Ursprünglich als Krug gebaut, war er, nachdem an Stelle des alten Spikers ein neues Wohnhaus erbaut war, zum Speicher herabgesunken. Da er leider immer mehr verfiel, wurde er 1931 abgebrochen. Sehen wir uns seinen Grundriß an, so stellen wir eine im wesentlichen gleiche



Krug von Gr.-Rischow, Kr. Pyritz (1790)
(Aus Lemke, „Bau- u. Kunstdenkmäler".)

Anordnung der Räume wie im Dielenhaus fest. Der Löwing schaut mit dem Giebel zur Straße. Durch eine Tür in der Vorderwand tritt man auf einen Flur und von da in die „schwarze Küche", das Herz des Hauses. Rechts und links von Flur und Küche liegen Stuben und Kammern; dahinter führt das „Achterhaus" auf den Hof sowie in den Kuhstall und den Holzstall. Nur zwei Unterschiede vom Normalplan eines Dielenhauses weist der Grundriß auf. Erstens ist da die Verbindung von Flur und Achterhaus links von der Küche zu nennen; weil an ihr die Kammer für Reisende liegt, ist sie wohl durch den besonderen Zweck des Kruges bedingt. Zweitens läuft eine Laube vor der Front entlang; das ist aber nicht etwa eine angebaute Veranda, sondern das Obergeschoß ist, wie das Bild zeigt, nach vorne weit übergebaut und wird von vier Pfosten gestützt.



Bauernhaus mit Löwing (ehem. Krug) in Gr.-Rischow, Kr. Pyritz

Aus „Lemcke, Bau- u. Kunstdenkmäler"

Diese im Bilde der Dorfstraße sehr wirksame Vorhalle diente mancherlei Zwecken. Bei einem plötzlichen Regenguß brachte der Fuhrmann gern sein Gespann dort unter Dach, bei Sonnenglut liebte er dort zu rasten. Auch der Hauswirt stellte hier wohl leere oder beladene Wagen unter. Manch Plauderstündchen zwischen Gast und Wirt und Hausgenossen sah dieser Vorbau, von dem aus man alle Vorgänge auf der Dorfstraße beobachten konnte. Wie schön war es hier für die Kinder, zu spielen und auf den untergestellten Wagen herumzuklettern!

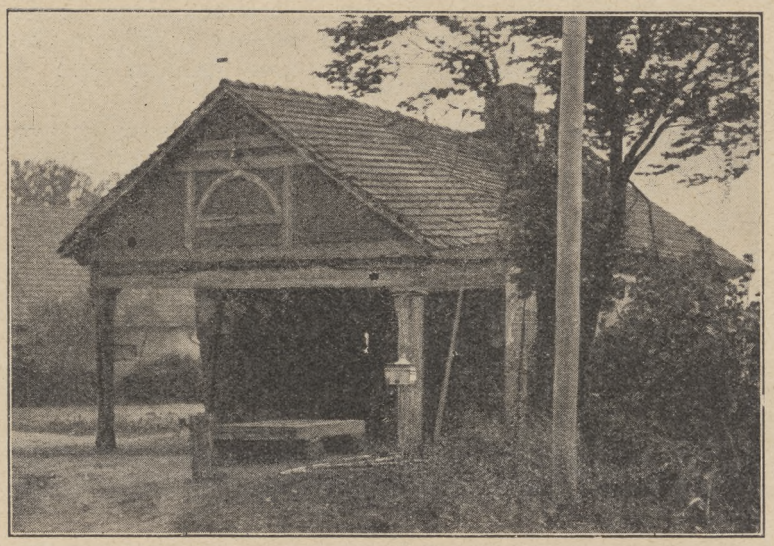
Seitdem nun der Löwing in Gr. Rischow abgebrochen ist, findet man im Weizacker keinen mehr; aber früher hat es mehrere gegeben. Auch im Kreise Greifenhagen, wo er einst z. B. in Roderbeck vertreten war, ist er verschwunden. Wohl aber stehen noch in der Neumark, z. B. in Nahausen und Reichenfelde, Vorhallenhäuser. In Pommern kenne ich nur noch einen Zeugen dieser Bauweise. In Marienfließ (Kr. Saatzig), in jenem Dorf, das durch die „Klosterhexe" Sidonie von Borke bekannt geworden ist, versteckt sich im Park des Adligen Fräuleinstifts ein solcher. In ihn hat man eine Bäckerei hineingebaut. Die vorderen Wohnräume werden meist nicht mehr benutzt. Das Haus zeigt schon Spuren des Verfalls. Die Laube, von acht Säulen getragen, ist nicht mit Wagen zu befahren, denn ihr Fußboden liegt höher als der Erdboden. Eine halbverfallene Treppe führt hinauf, eine hölzerne Einfassung schließt die Laube ab. Die Ausgestaltung macht einen etwas spielerischen Eindruck: die Einfassungswände und die Säulen sind im neugotischen Stil verziert, auch die Holzbögen, die die Säulen gegeneinander abstützen, sind nicht flach wie bei anderen Laubenhäusern (z. B. Nahausen, Kr. Königsberg), sondern laufen spitz zu. Trotzdem ist das Ganze aber doch ein echter Löwing, der nur einer in der Zeit seines Baus herrschenden Mode zuliebe besonders stilisiert ist. Hoffen wir, daß dieser wahrscheinlich letzte Vertreter des alten Laubenhauses in unserer Provinz, der unter Denkmalschutz gestellt ist, uns noch lange erhalten bleibt!

Das Vorhallenhaus findet sich noch mehrfach, wie schon oben erwähnt ist, in der benachbarten Neumark. Besonders an der Oder trifft man es in einem zusammenhängenden Gebiet, das auch nach Westen in die Uckermark übergreift. Weiter nach Osten zu tritt es zahlreicher auf in der Gegend von Deutsch-Krone, Berent und Posen. Sein Verbreitungsgebiet erstreckt sich auf viele Teile Ost-Europas, aber auch auf Skandinavien und die Alpenländer. Auch gibt es in Ostdeutschland noch eine andere Form des Laubenhauses. Dieses wendet der Straße die Traufseite zu, und aus deren Mitte springt die Laube vor. Man vergleiche das Haus in Benzin auf der heimatkundlichen Bildkarte des Landkreises Stolp *); ein ähnliches steht in Roßnow (Kr. Köslin). Diese Verbindung der Laube mit dem Hause ist sichtlich nicht so organisch wie bei der Giebellaube; sie ist wohl jünger und scheint auch auf Gasthöfe beschränkt

*) Abgebildet auch in „Unser Pommerland", Jg. 1933, Heft 1/2 (Sonderheft „Das Stolper Land), S. 50.

zu sein, für die eine solche Laube ja früher einen großen praktischen Wert hatte. Vielfach haben in Pommern auch Schmiede ihre Werkstatt mit einer Giebellaube eingerichtet (siehe die Schmiede von Wintershagen, Kr. Stolp), manchmal auch nur mit einer Ecklaube. Hier liegt eine Kümmerform des alten „Löwings" vor, die auch wohl für die Zukunft lebensfähig ist.

Daß es sich beim Laubenhaus um eine alte Bauform Ostdeutschlands handelt, bezeugt Merian, der in seiner Topographie der Mark (um 1650) einen Löwing in Arnswalde zeichnet. Ja, diese Hausform ist bei uns sogar uralt. Schon in der Steinzeit hat man

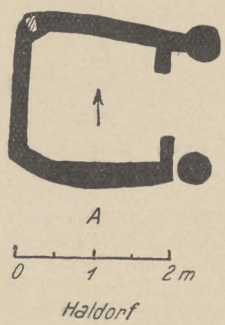


Aufn.: Dr. Siuts — Vorlaubenschmiede in Wintershagen, Kr. Stolp

solche Häuser aus Holz gebaut, wie K. Schuchhardt in seiner Vorgeschichte Deutschlands z. B. an Grundrissen aus Alt-Friesack bei Neu-Ruppin und Haldorf in Hessen nachweist. Ausgrabungen in Buch und auf der Römerschanze bei Potsdam bezeugen dasselbe Haus dann auch für die Bronzezeit. Es entspricht ja auch durchaus dem nordischen Klima: die Vorhalle schützt das Innere vor Kälte. Ausgrabungen in Serbien, Thessalien, Troja, Tiryns und Mykene zeigen dann, wie dieses Haus nach Süden vorgedrungen ist. In Tiryns kann man deutlich sehen, wie dies nordische Haus das Rundhaus der Mittelmeerkultur verdrängt hat. In Griechenland wird es die vorherrschende Hausform, das Megaron. Aus diesem hat sich der griechische Tempel entwickelt. So ist die Hausform des Löwings bei uns uralt; sie ist mit einem Strom nordischer Auswanderer, die den Süden indogermanisiert haben, schon in vorgeschichtlicher Zeit nach Hellas gewandert.

Doch auch noch in anderer Richtung hat das Vorhallenhaus Eroberungen gemacht. Daran haben einen besonderen Anteil die Ostgermanen. Daß auch die zu diesen gehörenden Goten eine Vorhalle gekannt haben, bezeugt der Ausdruck „Ubizwa" dafür in der Bibelübersetzung des Wulfila. An der Stelle der Ostgermanen finden wir nach der Völkerwanderung Slaven auf ostdeutschem Boden. Diese besaßen ursprünglich nur ein einräumiges, viereckiges Haus. Von den Ostgermanen übernahmen sie die Vorhalle. Sie bauten an ihr Rechteckhaus eine Giebellaube an. Später haben sie dann dieses Laubenhaus mit dem Speicher zu einem Wohnspeicherhaus verschmolzen. — Daß die Vorhalle für die Slaven ein deutsches Lehngut ist, beweisen ihre Ausdrücke „Loubi", „Polap" u. a., die ja Lehnwörter aus dem Deutschen sind. — Beim Beginn der deutschen Kolonisation des Ostens begnügten sich die Slaven allerdings noch mit dem einfachen Vorhallenhaus. Einwandernde Deutsche lernten dieses nun kennen und übernahmen die Laube für ihr heimisches dreiteiliges Haus, das Stube, Herdraum (Flur) und Stall unter einem Dach vereinigte, wie das ja noch bei unserem Dielenhaus der Fall ist. Unter den Giebel des Hauses bauten sie die Laube des slavischen Hauses und schafften sich damit einen gegen Unwetter geschützten Arbeitsraum und Platz zum Abstellen von Geräten. So übernahmen sie, ohne es zu ahnen, von den Wenden eine Erbschaft ihrer ostgermanischen Vorgänger im Lande. Voraussetzung für diese Entwicklung ist allerdings, daß die Slaven einst bei ihrer Einwanderung noch Reste der Ostgermanen vorgefunden haben. Das aber ist eine Ansicht, die auch in der Vorgeschichtsforschung nachdrücklich vertreten wird (vgl. Pommersche Heimatpflege 4, 59 f.).

Die Betrachtung unseres pommerschen Löwings hat uns über einen großen Teil Europas und durch weite Zeiträume geführt. Wir sahen, wie das Vorhallenhaus, eine Schöpfung des Nordens, in vorgeschichtlicher Zeit nach dem Süden gewandert ist und die Grundlage der klassischen Baukunst geschaffen hat; in frühgeschichtlicher Zeit wird es von den Slaven übernommen, diese haben es dann an die deutschen Siedler des Mittelalters weitergegeben. Sowohl die Slaven als die Deutschen haben die Laube mit anderen Hausformen verbunden. Wir wollen uns freuen, daß wir in Pommern neben der Kümmerform der Schmiede, die freilich der Urform am nächsten steht, noch einen richtigen Vertreter des alten Laubenhauses, wie es die Zeit der Landnahme geschaffen hat, besitzen. Es ist ein kulturgeschichtliches Denkmal, das das Fortleben und Nachwirken vorgeschichtlicher Formen in unserer Heimat bis in die Gegenwart beweist, das so eine Brücke von der Urzeit zu unseren Tagen schlägt. Es mag uns mit Stolz erfüllen; ist es doch ein Zeugnis des schöpferischen nordischen Menschen, der nach Süden und nach Osten hin von dem Reichtum seiner Kultur abgeben konnte. Gerade in unserer Zeit, die das Germanische betont und gerne den nordischen Menschen als Kulturschöpfer rühmt, haben wir besonders viel Grund, auch auf das pommersche Laubenhaus zu schauen als auf ein Denkmal der Ahnen, auf die wir mit Recht stolz sein dürfen.



Hausgrundriß von Haldorf in Hessen nach W. Bremer und Weisker. Aus: „Schuchhardt, Vorgeschichte von Deutschland". Verlag R. Oldenbourg, München

Kleine Mitteilungen

Tückmantel — Zuckmantel

Der Flurname Tückmantel ist in Pommern bisher dreimal belegt (vgl. „Monatsblätter der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde" 1924, S. 20, 1929 S. 158 und 1933 S. 30): „ein Tückmantel im Papendorfschen Felde" bei Pasewalk (1836), der heute noch bekannte und im Volksmunde lebendige Tückmantel am Bleicherwall in Barth und „Tuckmantel" an der Grenze von Altdamm (schon 1260). An den beiden ersten angegebenen Stellen in den „Monatsblättern" sind auch Erklärungen des Namens versucht worden, die mich aber alle nicht befriedigten, so daß ich eine neue Erklärung suchte und fand. Durch eine Anmerkung in den „Monatsblättern" 1933, S. 30, wurde ich aber erst auf die reiche Literatur hingewiesen, die sich an den hochdeutschen Zuckmantel bereits angeschlossen hat, und die in der „Schlesischen Bibliographie" Bd. 3 unter den Nummern 5240—46 aufgeführt ist. Ich bin jedoch durch sie in meiner Erklärung nicht beirrt worden, so daß ich sie hier mitteile.

Schon 1911 waren der Forschung 39 Oertlichkeiten des Namens Zuckmantel bekannt. Dazu kamen 1927 noch drei weitere (Schlesischer Flurnamen-Sammler Nr. 4, Breslau 1927, S. 32). Ferner kann ich als Nr. 43 nach mündlicher Mitteilung noch den Straßennamen Zuckmantel im Leipziger Vorort Wahren hinzufügen und als Nr. 44—46 die drei genannten pommerschen Flurnamen.

Der Versuch, den Namen aus dem Slawischen zu erklären, ist als gescheitert zu betrachten; das Wort ist zweifellos deutsch. Ganz ähnlich gebildet ist „Zerrenmantel". Die Deutung des Namens wird stets auf die Schwierigkeit stoßen, daß wohl niemand die über 40 Oertlichkeiten des Namens wird bereisen können, um zu untersuchen, ob die vorgeschlagene Auslegung auf alle Plätze paßt. Ich habe seit 1929 ein Eigenhaus auf dem bisher unbebauten Barther Tückmantel, wunderschön in der grünen, weiten Wiese gelegen. Und nun untersuche ich, ob die bisherigen Deutungen auf diese Oertlichkeit passen.

Die Erklärung „Exerzierplatz (Schützenplatz)" in den „Monatsblättern" 1929 S. 158 ist unmöglich. Es handelt sich bei Barth um eine recht nasse Wiese, die im Winter noch heute teilweise überschwemmt ist. Nebenbei ist diese Erklärung sofort erledigt, wenn man die übrigen 40 Zuckmäntel vergleicht, die dem Deuter nicht bekannt waren.

Ein anderer Deuter (in der Monatsschrift „Oberschlesien" Oktober 1914) denkt nur an die schlesische Stadt Zuckmantel und an die zwei Berge, die den Ort in Form eines Mantels umschließen. Nun, Berge suche ich auf meiner Wiese vergebens.

Mit unendlicher Gelehrsamkeit (die allerdings bei näherem Zusehen an gar manchen Stellen angreifbar erscheint) hat Alfred Meiche (in den „Deutschen Geschichtsblättern" 11 (1910) S. 201—217, 225—240; 13 (1912) S. 60—68) im Anschluß an H. Rückert seine Deutung „Gabelkiefer am Straßenzwick" entwickelt, und davon überwältigt hat auch Heintze-Cascorbi (Die deutschen Familiennamen, 6. Aufl., Halle 1925, S. 269) erklärt: „Gabelfichte am Scheidewege, künstlich gezogen zur Angabe der Wegrichtung". Dieser Deutung widerspricht zunächst das Geschlecht: ahd. mantala, mhd. mantel = die Föhre ist weiblich; die Flurnamen Zuckmantel, Tückmantel sind aber fast ausnahmslos männlich überliefert. Zweitens ist mantel = Föhre oberdeutsch; es müßten also die bisher kaum beachteten oder unbekannten niederdeutschen Formen Tückmantel alle von Kolonisten aus Oberdeutschland stammen. Vor allem aber sucht man auf der Tückmantelwiese bei Barth vergeblich nach einem richtigen Weg, geschweige nach einer Wegkreuzung, bei der eine Föhre gestanden haben könnte. Daß Meiche in Oberdeutschland in der Nähe einiger Oertlichkeiten des Namens Zuckmantel

Scheidewege gefunden hat, ist schließlich bei der größeren Bevölkerungsdichte kein Wunder.

Eine vierte Deutung gründet sich schon seit Frischs altem Wörterbuch auf die mhd. einmal belegte Redewendung röck und mentel zucken und den im „Wendunmut" Hans Wilh. Kirchhoffs (um 1600) scherzhaft gebrauchten Ausdruck „auf den Zuckmantel reiten" = wegelagern (Zeitschr. des Vereins für Geschichte und Altertum Schlesiens, Bd. 31, Breslau 1897, S. 338 und „Deutsche Geschichtsblätter" 11, Gotha 1910, S. 202 f.). Danach will man Zuckmantel erklären als einen Ort, „wo man leicht überfallen werden kann, Räuber einem den Mantel und anderes (!) nehmen" („Monatsblätter" Stettin 1924 S. 20). Nun liegt aber die Barther Wiese unmittelbar vor der Umwallung der Stadt zwischen dem Dammtor und dem Langen Tor. Früher stand da sicherlich weit und breit nicht Baum noch Strauch, für Räuber also ein denkbar ungünstiger „Schlupfwinkel".

Von den übrigen Deutungen will ich wenigstens noch die von Otto Knoop anführen (ebenfalls „Monatsblätter" Stettin 1924 S. 20): „Zuck den Mantel in die Höhe", weil da ein nasses Feld ist. Diese Erklärung würde zwar auf die Barther Wiese passen, aber anscheinend nicht auf so manche andere der 43 Oertlichkeiten Zuckmantel und Tückmantel.

Wahrscheinlicher als die Feuchtigkeit ist mir etwas anderes. Nicht Räuber zücken oder zerren den Mantel weg, sondern der Sturm! Ich habe ihn in meiner Wohnung aus erster Hand; er fegt vom Westen her über die freien Felder, und so ist der Tückmantel die stürmischste Stelle vor Barths Mauern, wovon der Pflanzenwuchs in meinem Garten ein trauriges Zeugnis ablegt. Tückmantel bezeichnet also nach meiner Erfahrung ein besonders dem Sturm ausgesetztes Gelände.

Und diese Erklärung, die ich nach reiflicher Prüfung als die beste entdeckt zu haben glaubte, ist, wie ich am Schluß meiner Untersuchung sehe, auch — die älteste, die uns die Fachgermanistik beschert hat. Sie steht bereits in den „Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen", 10. Jahrgang, Prag 1872, S. 237 f., und stammt von Ignaz Peters in Leitmeritz. Schon Kehrein in seinem „Nassauischen Namenbuche" S. 629 sagt: „Da braucht man einen Mantel gegen kalten Zugwind"; und hieran anknüpfend erklärt Peters „Zuckmantel" als eine Oertlichkeit, „wo am lang und lose herabhangenden Mantel der Wind zuerst seine Kraft zeigt, ihn zuckt, d. i. an ihm reißt oder gar ihn fortreißt, oder, wie meine ganz individuelle Auffassung lautet: wo der Mensch, den sein Weg vorüberführt, beizeiten nach seinem Mantel sehen, ihn zucken, d. i. an sich reißen mag. Lehrt uns doch schon ein altes Sprichwort: man sol den mantel kêren, als die winde sint gewant (Tristan 10430)." Der Aufsatz von Peters ist wissenschaftlich gut begründet und verrät umfassende Belesenheit; es ist unverdient, daß ihn die spätere Forschung in seiner entlegenen Zeitschrift kaum beachtet hat.

So wäre nun alles in Ordnung. Aber ich muß nun noch eine neue Arbeit erwähnen von Josef Pfitzner (Zeitschr. für Geschichte und Kulturgeschichte Schlesiens, 17. Jahrg., Troppau 1922/23, S. 33—45). Der Verfasser betont im Anschluß an Curschmann, daß auf dem Kolonisationsboden der Ortsname oft nichts mit der Oertlichkeit und ihrer Beschaffenheit zu tun hat; er ist von den Kolonisten als liebe Erinnerung an die Heimat auf Oertlichkeiten der neuen Heimat übertragen worden. Pfitzner macht ferner geltend, daß die alte Bedeutung von Zuckmantel, die er gleich Meiche auch als „Gabelföhre" ansetzt, bereits im 13. Jahrhundert unverstanden gewesen sei. Beweisen kann er tatsächlich, daß schon 1512 die Volksetymologie chlamidis raptrix (Räuberin des Mantels) für die schlesische Stadt Zuckmantel belegt ist.

Wenn er recht hat, so könnte also die ursprüngliche Bedeutung „Gabelföhre" gerettet sein. Aber es bleibt dann bestehen, daß man den Namen Zuckmantel und Tückmantel sinnvoller Weise solchen Oertlichkeiten verlieh, auf die die „neue" Bedeutung „Zuck den Mantel" paßte, also nach meiner Ueberzeugung den Oertlichkeiten, wo der Sturm am Mantel zog und zerrte.

Anhangsweise füge ich noch nach, daß Herr Prof. Dr. Haas mich freundlichst auf die beiden pommerschen Namen Tückhude (1830 Tückhuth) im Kreise Demmin und Tückhautsberg bei Köslin hinweist. Auch hier liegt die Erklärung recht nahe, daß der Sturm mit dem Hute in Zusammenhang gebracht wird.

Erich Gülzow.

Sprüche aus dem Fragebogen über Sitte und Brauch der Erntezeit im Landkreis Stolp*)

Das Stolper Land ist keineswegs arm an Sitten und Bräuchen. Das weiß jeder, der auf diese Dinge geachtet hat. Aber an der Vergangenheit gemessen ist die Gegenwart doch nur ein kleiner Ausschnitt aus einer ehemals reichen Ueberlieferung. Noch manches hat sich in der Arbeit des Bauern erhalten, während bei anderen Berufen Sitte und Brauch mehr und mehr schwinden. Aber auch im Leben des Bauern spielen Sitte und Brauch und deren Lieder heute nicht mehr die Rolle wie ehedem. Unter den Volksbräuchen, die mit der Arbeit des Menschen verknüpft sind, stehen die Erntebräuche an erster Stelle.

In den folgenden Zeilen handelt es sich um eine Zusammenstellung von Sprüchen und Liedern, soweit es der Umfang dieser Arbeit gestattet.

Eine große Anzahl von Bräuchen begleitet die Arbeit. Sie sollen vor allem die bösen Einflüsse bannen. Darum werden Fremde, die vorübergehen und durch „bösen Blick" schaden können, festgehalten oder mit einem Kornseil gebunden. Aus dieser Abwehrmaßnahme bildete sich der frohe Scherz, den Gutsherrn oder einen seiner Angehörigen, die auf das Feld kommen, zu binden und die Lösung nur gegen ein Trinkgeld zu gewähren, das dann für das nahe Erntefest verwendet wird. Gern benutzt die Arbeiterin ein farbiges Band bei dieser Fesselung und sagt dazu einen Spruch:

„Die Sonne lacht lustig, die Sonne lacht warm,
Wir binden das Fräulein an ihrem Arm.
Wir binden es mit Aehren von Gold,
Und alles Glück sei der Holden hold."

(Bornzin.)

„Gefangen! Heissa, es gelang!
Fürwahr, das ist ein guter Fang!
Der junge Gutsherr ist gefangen,
Er ist uns hübsch ins Netz gegangen.
Trotz aller Weisheit und Studieren
Konnte so etwas doch passieren.
Nun aber heißt's, geduldig tragen
Die Fesseln und dem Tanz entsagen.
Mit diesem Spruch geschieht das Binden,
Die Lösung wird sich selber finden!"

(Bedlin.)

„Schnüren bring Ehr', einen Taler her!"

(Altgutzmerow.)

„Ich sah die Herrschaft von ferne kommen,
Da hab' ich schnell dies Band genommen.
Ich bind' es nicht zu lose und nicht zu fest,
Auf daß sich's lösen mag aufs allerbest.
Ich tu' es nicht um Bier und Branntewein,
Sondern um die Ehr allein."

(Altgutzmerow.)

*) Vgl. unten S. 251.

„Heut ist ein großer Ehrentag,
An dem ich Herrn N. N. schnüren mag.
Mit dem groben Band
um die feine Hand.
Ich sah Herrn N. N. von ferne kommen,
Da hab ich mit Freuden dies Band genommen.
Ich schnüre nicht zu los, auch nicht zu fest,
Daß sich das Band auch lösen läßt.
Ich schnüre nicht um Bier und Wein,
Sondern um die Ehr' von Herrn N. N. ganz allein."
(Altjugelow.)

„Hier komm ich gegangen,
Den Herrn N. N. zu empfangen.
Ich habe mich erst recht bedacht
Und hier mein Bändlein mitgebracht.
Mein Bändlein ist hübsch und fein,
Damit soll der gnädige Herr gebunden sein.
Ich tu es nicht um die Zahlung allein,
Sondern dem Herrn eine Ehre zu sein.
Der Herr möge so freundlich sein
Und beschenken mir mein Bändelein."
(Bedlin.)

„Mein Herr!
Sie sind ins Band gegangen,
Ich hab' Sie auf dem Feld gefangen.
Sie sind nun hier in meiner Hand.
Ich bitte im Guten und im Bösen,
Wollen Sie sich aus dem Bande lösen,
So geben Sie mir schnell ein Pfand.
Es braucht von Golde nicht zu sein.
Es tut's auch ein papierner Schein.
Mög groß er sein oder klein,
Reicht er uns für Bier und Wein."
(Großgansen.)

Ueberall finden wir ein Brauchtum zu dem Zweck, dem Acker seine Fruchtbarkeit zu erhalten; doch ist seine Ausführung verschieden und wird von vielen nicht mehr verstanden. In einzelnen Gemarkungen bleiben die letzten Roggenähren auf dem Felde stehen. Sie sind der Roggenmuhme geweiht, dem guten Geist des Bodens. Sie soll sehr häßlich sein, war aber ursprünglich die schöne Frau Gode oder uns noch besser bekannt als die Frau Holle. Wenn man die letzten Aehren auch nur den Vögeln und Mäusen überläßt, so ist doch auch hier das ursprüngliche Opfer an höhere Mächte zu erkennen. Die letzte Garbe oder der „Alte" wird mit ins Haus gebracht und mit einem Spruch überreicht:

„Guten Abend!
Ich bring Ihn'n den Alten,
Auf dem Felde wollen sie ihn nicht behalten.
Schuh' und Strümpfe hat er nicht,
Erfrieren will und mag er nicht.
Darum hat er sich erst recht bedacht
Und hat sich ins herrschaftliche Haus gemacht."
(Zemmin.)

„Heut haben wir den letzten Roggen gebunden,
Da haben wir diesen Alten gebunden;
Nicht zu groß und nicht zu klein,
Gerade so muß der Alte sein.
Er ist nicht von Disteln und Dorn,
Er ist von Blum' und reinem Korn.
Der Herr möge sich bequemen
Und mir den Alten abnehmen."
(Lupow.)

„Wir kommen vom Stück
Und bringen der Herrschaft viel Glück.
Den Roggen haben wir aufgebunden
Und dabei diesen Alten gebunden.
Er ist nicht hübsch von Angesicht,
Wir haben ihn nach unserer Gemeinde gericht't.
Unsere Gemeinde ist nur schwach und klein,
Doch bringen wir der Herrschaft das Korn in die Scheun'.
Der Roggen stand so herrlich auf dem Acker.
Da haben die Männer so tapfer gemäht,
Wir Mädchen gebunden recht wacker.
Wohl perlte auf der Stirn manch Tropfen schwer und heiß,
Wir haben's gern getragen, dem Himmel Dank und Preis!
Der Alte ist nicht von Distel und Dorn,
Er ist von Blumen und reinem Korn,
Und weil er nicht selber sprechen kann,
Hat er sich meiner genommen an,
Daß ich soll betend vor die Herrschaft treten.
Der Herr N. N. gebe ihm Käse und Brot,
Daß er nicht leide Hungersnot."
(Labehn.)

„Das letzte Korn ist aufgebunden,
Darunter haben wir einen Alten gefunden.
Er ist nicht groß, er ist nicht klein,
Ist aber doch sehr nett und fein.
Er ist nicht von Disteln, er ist nicht von Dorn.
Er ist von Blumen und reinem Korn.
Er ist voller Blumen und voller Pracht
Und führt uns heute zum fröhlichen Tanz.
Es möge die Herren nicht verdrießen,
Unter uns eine Tonne Bier zu vergießen,
Eine Tonne Bier mit sechs Bändern,
Damit wollen wir die ganze Nacht vollenden.
Die Herrn mögen sich bequemen
Und mir den Alten abnehmen."
(Mickrow.)

„Guten Abend!
Ihr Herrschaften hoch und fein,
Ich wünsche, recht glücklich zu sein.
Wir kommen hergeschritten,
Der Roggen ist abgeschnitten.
Die Garben sind gebunden,
Darunter hab' ich diesen Alten gefunden.
Er lag wohl auf dem letzten Schwad,
Das ich zuletzt gebunden hab'.
Er ist nicht groß, er ist nicht klein,
Aber er ist recht und fein.
Dieser Alte ist gewachsen unter Distel und Dorn,
Hat ausgestanden Schnee, Hagel, Blitz und Regen,
All' die Menschen wünschen ihm Glück und Segen.
Ich trage ihn in meinen Händen,
Er wird bald rechts, bald links sich wenden,
Auf daß die Herrschaft sehen kann,
Daß der Alte tanzen kann.
In der Ernte frohen Mut,
Wenn man's auch für andre tut!
Schwer und heiß rinnt der Schweiß,
Doch der Lohn ist Arbeitspreis."
(Viatrow.)

Schließlich werden die letzten Aehren auch im Festumzug mitgeführt und um Mitternacht dann verbrannt. So wird in Jeseritz zu dieser Zeit der „Alte" verbrannt. Am verbreitetsten ist der Brauch des Erntekranzes und der Erntekrone. Beide werden aus Aehren aller geernteten Kornarten geflochten und mit bunten Bändern verziert. Am Erntefest wird die Erntekrone, begleitet mit Segenssprüchen, dem Herrn des Hofes überreicht, und dann prangt sie bis zum nächsten Jahre im Hause. Nach dem allgemeinen Erntegedicht (das aus Büchern entnommen wird) folgen die Wünsche:

„Jetzt will ich mein Gedicht beschließen
Und Herrn N. N. mit einem Wunsch begrüßen.
Ich wünsche Herrn N. N. ein hohes Haus,
Auf allen vier Ecken einen Blumenstrauß
Und in der Mitte einen Marmorstein,
Darin geschrieben steht Herrn N. N.'s Namen fein.
Dazu wünsch ich ihm viel Glück und Segen,
Die Tropfen von des Himmels Regen.
Herr N. N. möge sich bequemen
Und mir die Krone abnehmen. —

Ich wünsche dem Herrn ein Schloß mit weißen Türen,
Auf daß er sein Gut noch möge lang regieren,
Ganz umgebaut von Gold und Edelstein.
Das möge Herrn N. N. seine größte Freude sein.
Dazu wünsche ich ihm einen goldenen Stuhl,
worauf er kann sitzen und sich ausruhn
Und nachdenken, wie er alles am besten wird lenken. —

Ick wünsch dem Herrn ein Schloß,
Von Rose dat Dach, von Myrte de Dör,
Von Rosmarin ein Riegel davör.
Ein Bitt hew ick noch an dissen Kranz,
Dat ick mit dem Herrn dat erste danz. —

Ich wünsche Herrn N. N. einen Marmortisch,
Auf alle Ecken einen gebratenen Fisch
Und in der Mitte ein Gläschen Wein,
Daß Herr N. N. recht lustig kann sein. —

Ich wünsch Frau N. N. einen Stuhl von Elfenbein,
Mit Gold beschlagen, recht hübsch und fein,
Auf allen vier Ecken rot und weiß,
Worauf sie kann ruhen nach ihrem Fleiß.
Dazu wünsch ich ihr ein Kleid wie Morgenstern,
Auf daß sie mög führen ihren Wandel vor Gott dem Herrn. —

Ich wünsch Fräulein N. N. ein blauseidenes Kleid,
Die Schlüssel an der rechten Seit',
Daß sie schließen kann Kammer und Tür
Und hängen ihr goldenes Ringlein dafür.
Dazu wünsch ich eine Blume im Silbertopf,
Fürs künftige Jahr den Myrtenkranz auf dem Kopf. —

Ich wünsche dem Herrn Inspektor ein schwarzes Roß,
Daß er kann reiten vor Feinsliebchens Schloß.
Dazu einen großen und schönen Garten,
Wo er sie kann freudig erwarten."

(Bedlin.)

„Guten Tag!
Ihr Herrschaften hoch in Ehren
Und alle, die zu dieser Gesellschaft gehören:
Ich bitte, Sie möchten sich zu mir kehren
Und mein Gebet mit Lieb' anhören.
Wir bringen hier den Erntekranz.
Er ist aus Gottes Gaben ganz.
Er ist nicht gebunden aus Haß und Neid,
Sondern aus Liebe und Freundlichkeit.
Er ist nicht gebunden aus Disteln und Dorn,
Sondern aus Blüten und reifem Korn.
Im Frühjahr sah es traurig aus, die Felder anzusehn,
Da hat uns Gott eine kleine Weil' in Trauern lassen stehn.
O Herr, wir priesen deine Macht, als sich die ersten Blüten zeigten
Und sich die Aehren mit der Zeit beschwert voll Segen neigten.
Nun hilft kein Mühen, kein Verstand,
Es muß vor Augen stehn,
Wie ganz allein aus Gottes Hand
Die Erntefelder stehn.
Beschließt er so, und sendet er die trüben Regenschauer,
Dann liegt das reiche Feld umher wie eingehüllt in Trauer,
Denn ohne seine Huld und Gunst ist nutzlos unser Bauen.
O Herr, schau rein, regiere du die Lage,
Und gib uns wieder Sonnenschein und schöne Erntetage.
Die Erntearbeit ist vollbracht, die Hoffnung ist erfüllt.
Mög nun im ganzen Vaterland auch Gottes Segen walten.
Mög er wenden alle Not bei Jungen und bei Alten.
Er schauet so erbarmungsvoll herunter auf uns Sünder,
Er hat uns ja so reich bescheret wie ein Vater seine Kinder.
Was unser Gott erschaffen hat, das will er auch erhalten,
Darüber will er früh und spat mit seiner Gnade walten.
Oft wurd' der Himmel trüb und dunkel
Und schwere Tropfen fielen runter.
Da hieß es: „Halt! Es geht nicht mehr."
Die Wagen fuhren oftmals leer.
Ach, wie so manches Menschenauge sah da betrübt zum Himmel auf
Und flehte: „Vater in der Höhe, laß nicht dem Regen seinen Lauf."
Da dachte Gott im Himmelsthron
An uns arme Menschen schon
Und gab uns wieder gute Zeit.
Wir fuhren weiter in Lust und Freud.
Nun sind die Felder abgeräumt,
Die Ernte ist zu Ende.
Wir haben wahrlich nicht gesäumt,
Geregt mit Fleiß die Hände.
Drum wollen wir recht fröhlich sein
Und dabei nicht vergessen,
Daß Regen und auch Sonnenschein
Der Ernt' ward zugemessen.
Unglück ist uns fern geblieben auf der heimatlichen Flur,
Und wir können Gott nur danken für die große Segensspur.
Dank für seine gute Gabe, Dank für die Gesundheit ihm,
Der uns heute feiern läßt ein so frohes Erntefest.
Wir haben die Ernte nun vollbracht.
Gott hat alles gut gemacht,
Gebt unserm Gott die Ehre.
Hier will ich's lassen stehn
Und zu meinen Wünschen gehn:

Ich wünsche Herrn N. N. Gesundheit und frohen Mut,
Auch weiteren Segen auf seinem Gut,
Wenns weiter so ginge, nichts freute uns mehr.
Dazu wünsch ich ihm ein hohes Schloß,
Auf allen vier Ecken ein schwarzes Roß,
In der Mitte einen goldenen Stern,
Damit das Unglück bleibe stets fern.

Ich wünsche der Frau N. N. ein schwarzseidenes Tuch,
Auf allen vier Ecken einen goldenen Spruch.
In der Mitte ein Engel steht,
Der sie beglückt, wenn sie aus- und eingeht.
Dazu wünsch ich ihr ein Paar seidene Schuh,
Ein langes Leben und die Gesundheit dazu.

Ich wünsche dem Diener einen Rock so blau,
Die Knöpfe so blank wie die Tropfen Tau.
Dazu wünsch ich ihm eine Flasche mit Wein,
Daß er heut vergnügt und lustig kann sein.

Ich wünsche der Mamsell einen Teppich von Myrte,
In der Mitte drei goldene Rosen.
Dazu wünsch ich ihr einen goldenen Schal,
Daß sie von der Herrschaft gelobt wird überall.

Ich wünsch dem Stubenmädchen ein weißseidenes Kleid,
Mit Gold bestickt, drei Finger breit.
Ihr Haupt mit einem Myrtenkranz geziert,
Daß sie bald wird zum Traualtar geführt.

Ich wünsch dem Lehrmädchen einen grünen Platz,
Wo sie kann sitzen mit ihrem Schatz.
Dazu wünsch ich ihr ein paar Schuh mit Schnallen,
Daß sie kann tanzen mit jungen Gesellen.

Ich wünsche dem Kutscher einen neuen Wagen,
Alle vier Räder mit Silber beschlagen.
Dazu wünsch ich ihm einen neuen Mantel,
Daß er noch lange in seinem Dienst möge walten.

Ich wünsche dem Gärtner ein paar Gießkannen so blank,
Denn er hält der Herrschaft den Garten gut instand.
Dazu wünsch ich ihm eine graue Weste',
Damit ihn seine Gesundheit nie verläßt.

Mir und allen Arbeitsleuten wünsch ich frohen Mut,
Gesundes Blut, dazu ein langes Leben,
Und was ich allen wünschen tu,
Das mög der liebe Gott auch geben.
Der Herr N. N. möge sich bequemen
Und mir die Krone abnehmen." (Labüssow.)

Walter Witt.

Hochzeit machen, das ist wunderschön

In den alten Bauerndörfern des Landkreises Stolp besorgt nach alter Sitte das Einladen zur Hochzeit der Gästebitter, Hochzeitsbitter oder „Hochtiedsbeder". Meist ist es ein Bruder oder ein anderer Verwandter der Braut, der einige Wochen oder Tage vor der Hochzeit, geschmückt mit einem Strauß und farbigen Schleifen an Rock, Hut und Stock, die Einladungen überbringt. In einzelnen Dörfern erscheint der Gästebitter auch hoch zu Roß. Mit dem Gruße: „Gauden Dag ok! Ick schall juch schön grüße von Brut und Brutmann!" überreicht er die Einladungskarte. Oft ergeht auch die Einladung in poetischer Form. Mit folgenden Versen wird durch den Hochzeitsbitter eingeladen:

„Günstige Herrn und gute Freunde,
Höret meine Rede an:
Ich bin ein ausgesandter Mann
von Braut und Bräutigam,
als von dem Bräutigam N. N. wird er genannt.
Ich denk', er ist euch wohlbekannt.
Die Jungfer N. N. ist seine Braut,
künftigen Freitag werden sie getraut.
Sie lassen euch von Herzen bitten,
Ihr möcht't nach deutscher Mod' und Sitten
dem Brautpaar bei dieser Feierlichkeit
Gesellschaft zu leisten sein bereit.
Die Hochzeit ist, nun höret an,
bei dem N. N., das ist ein braver Mann.



Der Hochzeitsbitter in Starkow, Kr. Stolp
Aufn.: Walter Witt

„Viel Glück und Segen wünsch' ich diesem Haus!
Alles Unglück bleibe fern hinaus!
Wirt und Wirtin, die hier weilen,
soll ich frohe Botschaft zuteilen!
Ich soll sie grüßen von Braut und Bräutigam.
Der Bräutigam heißt N. N. und seine Braut N. N.
Es wird Ihnen wohl schon bewußt sein,
daß diese beiden Personen sich verlobt und versprochen haben,
in den Stand der heiligen Ehe zu treten und willens sind,
den künftigen Freitag, den 15., Hochzeit zu feiern.
Nun lade ich Sie ein, bei dem Hofbesitzer N. einzukehren,
da wird man Sie mit einem Frühstück beehren,
mit Bier und Branntewein
und was denn noch so mehr wird sein.
Nach dem Frühstück werden sie mitreisen, fort nach Stolp
in die christliche Kirche am rechten Ort
und flehen da mit Gesang und Gebet,
daß die Ehe wohl gerät!
Der Pastor teilt den Segen aus,
so kehren wir zurück ins Hochzeitshaus.
Da wird man sich an Tanz und Musik ergötzen,
man wird die Tafel reich besetzen.
Dann setzen sich Herren und Damen zu Tische,
wo wird stehen Butter, Brot und Fische.
Bier und Branntewein
Schenkt sich ein jeder nach Belieben ein.
Auch nehmet vorlieb mit der Gab',
die Gott uns mehr bescheret hat.
Nun richtet euch, groß und klein,
alle zu der Hochzeit ein,
und verschmähet Braut und Bräutigam nicht,
und mich, ihren ausgesandten Boten, auch nicht!"

(Flinkow — Kr. Stolp.)

Da werdet Ihr Freitag 10 Uhr einkehren,
da werden wir euch mit einem kleinen Frühstück beehren.
Nach dem Frühstück aber reisen wir fort
zur christlichen Kirche an den rechten Ort
und bringen da mit andächtigem Sinn
das vielgeliebte Brautpaar hin.
Wir flehen für sie mit Gesang und Gebet,
daß ihre Heirat wohlgerät.
Hat dann der Prediger den Segen geschlagen,
dann eilen wir wieder zu Pferd und Wagen
in das Gasthaus bei dem N. N. hinein,
da wollen wir solange recht lustig sein,
bis wir geladen zur Mahlzeit ein.
Und haben wir dann endlich die Mahlzeit beschlossen,
dann wollen wir wieder ganz unverdrossen
zum Tanzen und Springen sein bereit,
zu vermehren unsere Fröhlichkeit.
Nun ist mein Liedchen zu Ende,
ich bitte um lieblich Gespende.
Auch wollt Ihr mir nichts vor ungut nehmen,
ich wünsche bis dahin wohl zu leben.
Der Herr segne Sie und Ihr Haus,
mein Hochzeitsbitterspruch ist aus.
Ade, Ihr Herrn und Damen,
jetzt sprech ich schließlich Amen."

(Großbrüskow 1880, Hochzeit Aug. Duske.)

Der Hochzeitsbitter erhält von den geladenen Gästen ein Geldstück, Schnaps und gutes Frühstück. Am Hochzeitstage tritt er wieder in Erscheinung, ja, er nimmt vielfach eine bevorzugte Stellung ein. So empfängt er am Hochzeitstage die Gäste, führt den Hochzeitszug — mit einer weißen Schürze angetan und

mit Schnapsflasche und Zigarrenkiste in der Hand — vom Tanzsaal in das Hochzeitshaus zum Essen, wo er beim Bedienen der Gäste hilft. Nach dem Essen spricht er weitere Bitt- und Dankverse für sich, für die Köchin und für die Musikanten:

„Werte Gäste, Herren und Damen,
es freut mich, daß Sie alle zur Hochzeit kamen,
diesem neuvermählten Paare zu Ehren,
um ihr Freude und Frohsinn zu vermehren!
Doch fürwahr, ich mag's kaum wagen,
bitt' ich freundlich, euch zu sagen:
Mit mir sieht's gar traurig aus
hier in diesem Hochzeitshaus.
Meine Sohlen sind entzwei,
einstmals waren sie ganz neu.
Unsrer Köchin ist es schlecht ergangen,
weiß nicht, wie sie's soll anfangen,
eine Schürze hat sie nur bei der Hand,
und diese hat sie sich verbrannt.
Und seht einmal die Musikanten an,
was man hat diesen zuleide getan.
Es war so wohl vor einer Stund',
als das junge Paar tanzte in die Rund',
und noch viele Paare hinterdrein,
ich dachte, die Musik muß doch eine verwetterte Lockung sein!
Kaum hatte ich mir's so gedacht,
als es schon hinter mir pufft und kracht.
Nun seht einmal diesen Spaß,
entzweigetanzt war der große Baß!
Nun fehlt es uns Armen, Verunglückten an Geld,
denn für Geld kriegt man alles wieder neu in der Welt.
Nun hoff' ich, auch das junge Paar
mit der ganzen Hochzeitsschar
werden uns nicht verwehren,
daß wir sie bitten, uns mit einer kleinen Spendung zu beehren!"

(Nach Empfang der Spende:)

„Jetzt gibt es wieder neue Sohlen,
und auch der Köchin Schürz' wird wieder neu,
ein neuer Baß, ein neuer Bogen!
Weg mit der alten Lumperei!
Euch allen Dank! — Das junge Paar
soll leben hoch, hoch, hoch,
und alle Hochzeitsgäste daneben hoch, hoch, hoch!"

(Flinkow, Kr. Stolp.)
Walter Witt.

Arbeitsberichte

Der Stand der pommerschen Flurnamenforschung

Schon lange hat man in Pommern den Flurnamen Interesse entgegengebracht. Der praktische Arzt Dr. Beyersdorf gab in den Baltischen Studien 1878 bis 1883 als Anlage „Slavische Streifen" heraus. Er bedauert, auf Flurnamen nicht eingehen zu können, und stellt der Gesellschaft für pommersche Geschichte ihre Sammlung als Aufgabe. Als in Pyritz bekannt wurde, daß ich Flurnamen im Weizacker sammle, brachte mir die Witwe des Gymnasiallehrers Friedrich Janke, der bis zu seinem Tode 1882 am Pyritzer Gymnasium tätig gewesen war, einige Blätter, auf denen ihr Mann Pyritzer Flurnamen aufgezeichnet hatte. Einen starken Antrieb erhielt diese Bewegung durch Alfred Haas und Otto Knoop. Diese gaben 1894 bis 1902 in 10 Bänden die Blätter für Pommersche Volkskunde heraus; in ihnen forderten sie auch zur Sammlung von Flurnamen auf. Infolgedessen erschien eine Reihe von Flurnamensammlungen einzelner Ortschaften, teils in diesen Blättern, teils in Heimatbeilagen von Zeitungen, Kreiskalendern und Zeitschriften (Unser Pommerland, Pommersche Heimat), ohne bestimmten Plan, ohne Anspruch auf Vollständigkeit. Für die Wissenschaft sind viele von ihnen verloren, schon weil sie schwer aufzufinden sind. Einen Fortschritt brachte das Jahr 1912. Alfred Haas behandelte in den Pommerschen Heimatblättern, Beilage zur Stargarder Zeitung, die Stubnitz auf Rügen. Er gibt die Geschichte dieser Waldung mit Abbildungen, berücksichtigt die Sagen und bringt ein vollständiges Verzeichnis der slavischen und deutschen Flurnamen mit Erklärungen. Bald ließ er ähnliche Arbeiten über die Granitz (Balt. Stud. XX. 1917. S. 1 ff.) und die Insel Vilm (Stettin 1924) mit Karten folgen. Ein noch größeres Gebiet umfassen 1. Gerlach, Die slavischen Orts- und Flurnamen des Kr. Lauenburg i. Pom. mit einem Versuch ihrer Deutung und Wertung. Balt. Stud. XX. 1917. S. 141 ff. Als Ergänzung dazu erschien von demselben Verfasser: Die deutschen Flurnamen und die deutsche Mundart des Kr. Lauenburg i. Pom. Lauenburg i. Pom. 1929. 2. Robert Holsten, Die Flurnamen des Kr. Pyritz südlich der Plöne. Mitteil. d. Ver. der Kgl. Sammlung f. deutsche Volksk. 5. 1918. S. 56 ff. 100 ff. 3. Herbert Schmidt, Die Orts- und Flurnamen von Möngchut. Diss. Maschinenschrift. Greifswald 1921. 4. Friedrich Wilhelm Schmidt, Orts- und Flurnamen des Kr. Pyritz nördlich der Plöne. Balt. Stud. XXIV/XXV. 1922. S. 99 ff. 5. Dietrich Rahn, Die Orts- und Flurnamen des Stadt- und Landkreises Greifswald. Greifswald 1923. 6. F. E. Schulz, Die Flurnamen als Bausteine für die Kultur- und Siedlungsgeschichte unserer Dörfer. Köslin ohne Jahr (1927?). Diese Arbeiten bedeuten einen Fortschritt nicht nur insofern, als sie größere Gebiete umfassen, sondern auch, weil sie die Namen für die Geschichte, besonders die Kultur- und Siedlungsgeschichte, auszunutzen suchen. Dietrich Rahn ist der erste, der gleich einen ganzen Kreis behandelt; aber auch die Kreise Lauenburg und Pyritz sind schließlich ganz bearbeitet. Auch die Universität Greifswald nimmt sich jetzt der Pflege der Flurnamenforschung an, wie Herbert Schmidt und Dietrich Rahn zeigen. Auch die Arbeit von Friedrich Wilhelm Schmidt ist als Greifswalder Dissertation angenommen. Von besonderer Bedeutung war dann das Jahr 1927. Im Herbst dieses Jahres beauftragte mich die Historische Kommission der Provinz Pommern (heute Landesgeschichtliche Forschungsstelle), die Sammlung der Flurnamen in der ganzen Provinz in die Wege zu leiten. Da ich diese Arbeit allein nicht leisten kann, habe ich im Einvernehmen mit der Kommission eine größere Organisation geschaffen. Für jeden Kreis habe ich einen Vertrauensmann gewonnen. Seine Aufgabe soll sein, zunächst durch die Zusammenstellung der Namen aus den alten Flurkarten, die meistens aus dem Anfang des vorigen oder dem Ende des 18. Jahrhunderts, z. T. auch des 17. Jahrhunderts (schwedische Landesaufnahme) stammen, eine Grundlage zu schaffen. Von einer Durcharbeitung der Akten soll abgesehen werden, um die Arbeit nicht zeitlich und räumlich ins Ungemessene wachsen zu lassen. Auf dieser Grundlage soll der Vertrauensmann versuchen, mit Hilfe der Lehrer für jede Gemeinde eine Liste der Flurnamen zu erhalten. Die Nummern der in jeder Flurnamenliste aufgezeichneten Namen sollen dann an richtiger Stelle in Meßtischblätter eingetragen werden, die von der Kommission geliefert werden. Für die Lehrer muß die Arbeit leicht sein. Denn durch einen heute noch gültigen Ministerialerlaß vom 25. Juni 1924 sind sie angewiesen, in gemeinsamer Arbeit mit ihren Schülern eine Karte ihres

Schulbezirkes herzustellen, in der natürlich auch diese Namen nicht fehlen dürfen. Ist die Weisung dieses Erlasses befolgt, so braucht nur eine Abschrift der Namen mit einer einfachen Kartenskizze, die schließlich ein Schüler anfertigen kann, eingereicht zu werden. Diese Liste soll außer den Namen, die, wenn nötig, auch in mundartlicher Form zu bieten sind, Angaben über die Beschaffenheit des Flurstückes, volkstümliche Deutungen (nur diese) und eine Angabe über das Alter (Jahr der Karte oder im mündlichen Gebrauch) bringen. So wird sich schließlich für jede pommersche Ortschaft der Bestand von Flurnamen leicht feststellen lassen. Um jeden einzelnen Flurnamen erfassen, also z. B. feststellen zu können, wo sich das Wort Tanger in Flurnamen findet, soll eine alphabetisch geordnete Kartothek der pommerschen Flurnamen geschaffen werden. Auf diese Weise sind z. Z. die Ortschaftslisten fertiggestellt und die dazu gehörigen Meßtischblätter bearbeitet für die Kreise Rügen, Grimmen, Greifswald, Demmin, Usedom-Wollin, Randow, Pyritz, Saatzig, Dramburg, Schivelbein, Greifenberg, Belgard, Neustettin, Köslin, Rummelsburg, Bütow, Stolp und Lauenburg (18 Kreise). Die Kreise Greifswald, Pyritz und Lauenburg lagen schon vorher im Druck vor; auf Grund dieser Arbeit ist als Greifswalder Dissertation gedruckt F. Kohls, Die Orts- und Flurnamen des Kr. Grimmen. Greifswald 1930, und in diesem Jahr ist in Köslin erschienen Franz Erdmann Schulz, Die Orts- und Flurnamen des Kr. Köslin und ihre Auswertung als Bausteine für die Kultur- und Siedlungsgeschichte des Kreises. Die Vollendung der Sammlung ist in nächster Zeit noch für 6 Kreise zu erwarten. Gearbeitet wird aber in allen noch fehlenden Kreisen. Die Kartothek ist für die Kr. Greifswald, Demmin, Pyritz, Schivelbein, Köslin, Neustettin, Bütow, Rummelsburg und Lauenburg fertig. So wird ein großes Flurnamenarchiv geschaffen, in dem nicht nur der Bestand eines jeden Ortes an Namen, sondern auch jeder einzelne Name sofort erfaßt werden kann. Dies Archiv muß dann natürlich fortlaufend ergänzt werden, weil mit der Vollständigkeit der Sammlung für einen Ort doch nie gerechnet werden kann und außerdem ständig neue Namen entstehen. Auch an der Deutung und Ausnutzung der Namen ist ständig weiter gearbeitet. Ich verweise auf Hans Beschorner: Handbuch der deutschen Flurnamenliteratur bis Ende 1926. Frankfurt a. M. 1928 nebst Anschlußberichten und die Zeitschrift für Ortsnamenforschung VII. 1931, S. 75 ff. Besonders lehrreich ist der Sammelbericht „Die slav. Ortsnamenforschung in Ostdeutschland 1914—1927" von M. Vasmer in der Zeitschrift für slav. Phil. VI. 1930, S. 464 ff. Ob einmal ein pommersches Flurnamenbuch im Druck wird erscheinen können, steht noch dahin.

Stettin. Robert Holsten.

Pommersche Volkskunde und Pommersches Landesmuseum

Die Erforschung der geistigen und sachlichen Volkskunde in Pommern wird im wesentlichen von zwei wissenschaftlichen Forschungsanstalten vorwärtsgetrieben, dem Volkskundlichen Archiv in Greifswald und dem Pommerschen Landesmuseum in Stettin. Die erfreuliche Zusammenarbeit beider Institute läßt erhoffen, daß einmal von diesen beiden Stellen aus eine zusammenfassende volkskundliche Darstellung Pommerns erscheinen wird in Verbindung mit all den Stellen und Menschen, die sich ernsthaft um die pommersche Volkskunde bemühen.

Das Landesmuseum Stettin hat neben seinen vielen anderen Aufgaben die Sammlung, Erforschung und Zugänglichmachung volkskundlicher Sachgüter aus Pommern übernommen, wird auch die Forschungsaufgabe durch die besondere Art eines Museums, das ja für den Laien in erster Linie Schausammlung ist, verdeckt.

Die Gründung des Provinzialmuseums Pommerscher Altertümer im Jahre 1928 — seit 1934 Pommersches Landesmuseum — bedeutet einen Markstein in der Geschichte der pommerschen Volkskunde, wird doch mit diesem Jahr eine mehr systematische Erforschung der Sachgüter in die Wege geleitet, um die man sich bisher wenig oder gar nicht gekümmert hatte im Gegensatz zur geistigen Volkskunde, zum Volkslied, Sage, Märchen.

Grundstock der neugebildeten volkskundlichen Abteilung des Provinzialmuseums waren die Sammlungen der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde, die sich jedoch auf Mönchgut, Weizacker, Jamund und Kaschubei beschränkten. Die Gründung des Provinzialmuseums leitete eine Revidierung der landläufigen Anschauung von der volkskundlichen Sachkultur Pommerns ein. Forderungen und Ziele der neuen Arbeit hat O. Kunkel in einem Aufsatz „Volkskundliche Sammlungen in Pommern" (Pommersche Heimatpflege 1931) niedergelegt.

Die einsetzende Sammlung hat viel wertvolles, kaum geahntes Kulturgut ans Tageslicht gebracht und bestätigte die Erfahrung, daß Pommern fruchtbares, aber unbekanntes Neuland ist, das zu Unrecht immer hintenangesetzt wurde. Heute nach siebenjährigem Bestehen braucht die volkskundliche Abteilung mit ihren stattlichen Schauräumen — in 19 Räumen ist das volkskundliche Kulturgut untergebracht — keinen Vergleich mit den großen volkskundlichen Sammlungen Norddeutschlands zu scheuen. Systematisch wurden Bauernmöbel, Trachtenstücke, die mannigfachsten Webereien, Kleingerät wie Flachsschwingen, Webebretter, Butter-, Kuchen-, Druckformen, Töpferware, Kupfer- und Zinngerät, Bienenkörbe, Fischernetze, Fischerkörbe, Reusen und anderes Fischereigerät, Denkmäler aus dem Bereich des Aberglaubens und der Volksmedizin, aus Sitte und Brauch, so Weihnachtspyramiden, Tiermasken wie Storch und Klapperbock, Pfingsttauben, Kornalte, weiter Kinderspielzeug, Gebäcke und anderes mehr gesammelt.

Von pädagogischen Gesichtspunkten ausgehend wurde der überwiegende Teil dieser Denkmäler nicht losgelöst für sich gezeigt, rein ästhetisch, sondern vielmehr in den ihm eigenen Kulturzusammenhang eingeordnet, so daß wir heute an ihnen wie an einem Leitfaden das geschichtliche Werden, die besondere Struktur Pommerns ablesen können. Niedersachsenkultur, niedersächsisch-thüringische Mischkultur der Küste, mitteldeutsch-märkische des Binnenlandes, kaschubische im Osten werden in mehreren Räumen getrennt für sich gezeigt, wobei immer wieder das Typische in einem Kulturgebiet wie Bauernhaus, Tracht, Kleingerät aufgestellt ist.

Doch ist die volkskundliche Abteilung — wie schon angedeutet — nicht nur nach Kulturgebieten aufgebaut, sondern in vergleichender Art nach Sachgebieten geordnet: Möbel von Bauern und Fischern, Butter- und Backformen, Ackerbaugeräte, Webgeräte und Webereien, Fischereikultur laden zur Betrachtung ein. Mit dem Thema Sitte und Brauch (Lebenslauf, Jahreslauf) klingt die volkskundliche Abteilung aus. Da Stadt und Land nach dem Programm des Museums getrennt sind, so ist das Zunftwesen, das Brauchtum der Handwerker nicht in den allgemeinen volkskundlichen Rahmen eingespannt.

Die Bedeutung des Landesmuseums innerhalb der pommerschen Volkskunde ist vielleicht auch aus dem volkskundlichen Schrifttum zu ermessen, das von hier aus seinen Weg in die Welt genommen hat und nimmt. Wir nennen:

Otto Kunkel, Das pommersche Volkstum im Wandel der Zeiten. Aus: Pommernleben von Popp, Berlin-Schöneberg 1928, S. 74—92.

Ostpommersche Volkstumskunde und ihr Gegenwartswert. Aus: Hinterpommern. Stettin 1929, S. 261—271.

Volkskundliche Sammlungen in Pommern. Pommersche Heimatpflege 1931, Heft 34, S. 137—145.

Franz Balke, Geschnitztes ländliches Kleingerät im Provinzialmuseum Pommerscher Altertümer zu Stettin. Aus: Heimatkalender für Pommern 1930. Stettin 1929.

Volkskundliche Denkmäler aus dem Kreise Cammin im Prov.-Mus. Pommerscher Altertümer zu Stettin. Heimatkalender des Kreises Cammin 1930, S. 70—76.

Walter Borchers, Volkskunst und Totenkult in Pommern. Unser Pommerland, Jg. 16 1931, S. 67—77.

Volkstracht und Volkskunst im Lieper Winkel auf der Insel Usedom. Monatsblätter, hrsg. v. d. Ges. f. pomm. Gesch. u. Altertumskunde. Jg. 45 1931, S. 2—10.

Eine Greifswalder Sage in der bildlichen Ueberlieferung. Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, Jg. 10 1932, Heft 1/2, S. 74—82.

Volkstrachtenforschung in Pommern. Pommersche Heimatpflege, Jg. 3 1932, Heft 5, S. 163—180.

Tiermasken und Tiervermummungen in Pommern. Monatsblätter, Jg. 47 1933, S. 181—188.

Neue Ergebnisse der Volkskunstforschung in Pommern. Pomm. Heimatpflege, Jg. 4 1933, Heft 5/6, S. 188—212.

Vom pommerschen Volkstum. Führer zum Gauparteitag der NSDAP 1933, Stettin, S. 17 ff.

Am Wege des Heimatforschers (Glasindustrie, Bienenzucht, Flechtarbeiten, Volkstracht in Pommern). Pommersche Heimatpflege 1933, S. 70—71

Mittelpommersche Töpfereien. Heimatkalender für Pommern 1933, S. 72—74.

Erwerbungs- und Forschungsbericht des Provinzialmuseums 1933. Baltische Studien N. F. Bd. 35, Volkskunde S. 326—328.

Erwerbungs- und Forschungsbericht des Landesmuseums 1934. Baltische Studien N. F. Bd. 36, Volkskunde S. 337—344.

Gemeinschaftsfeste und Gemeinschaftsbräuche in Pommern einst und jetzt. Ostdeutsche Monatshefte 1934, 15. Jg., S. 93—102.

Anklamer Fischerboote. Heimatkalender für Stadt und Kreis Anklam 1935. Anklam 1934, S. 64—66.

Vom Patenbrief zum Totenschiff. Das Bollwerk. Stettin, November 1934, S. 17—20.

Weihnachtsbräuche in der Heimat. Das Bollwerk. Stettin, Dezember 1934, S. 2—5.

Pommersche Osterbräuche. Nachrichtenblatt des Stettiner Verkehrsvereins. Jg. 9 1935, Nr. 8, S. 1 u. 2.

Das Fischerboot des Odermündungsgebiets. Unser Pommerland 1935, Heft 5, S. 225—240.

Tonnenreiten und Tonnenabschlagen, ein pommersch-mecklenburgischer Brauch. Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde. (Im Druck.)

Bauern- und Fischerkunst in Pommern. Jahrbuch für historische Volkskunde, Bd. 5. (Im Druck.)

Wir stehen bisher am Anfang der volkskundlichen Sachforschung, bedeutet doch alle geleistete Arbeit nur eine grobe Skizzierung, sind doch vielfach bisher nur einzelne Kapitel der pommerschen Volkskunde angeschnitten worden. Manche Gebiete harren noch der Erschließung, so z. B. pommersche Bauernmöbel, Kinderspielzeug, bäuerliche religiöse Malerei usw. Für die Zukunft ist die Forderung aufzustellen, mehr als bisher die Kultur der Fischer zu erforschen und gebührend herauszustellen, schon deshalb, weil immer nur von Bauernkultur die Rede ist. Weiter ist wesentlich und wichtig, noch klarer als bisher die Bedeutung der pommerschen Sachkultur innerhalb des ostdeutschen Raums aufzuzeigen, ihre Beziehung zu Mecklenburg, Brandenburg, zur Grenzmark, Danzig und Polen, vor allem aber zu Skandinavien aufzudecken. Halten wir uns aber immer wieder vor Augen, daß Pommern Mittlerland gewesen ist mit Zweifrontenstellung, nach Westen und nach Osten, eine Tatsache, die uns das Besondere der pommerschen Sachkultur noch klarer erkennen läßt. Walter Borchers.

Das Volkskundliche Archiv für Pommern

Das „Volkskundliche Archiv für Pommern" ist eine Forschungsstelle, die dem Germanistischen Seminar der Ernst-Moritz-Arndt-Universität in Greifswald angegliedert ist. Das Archiv wurde am 1. März 1929 von Lutz Mackensen gegründet. Der Staat unterstützt es, indem er drei Arbeitsräume zur Verfügung stellt. Geldliche Beihilfen erhält das Archiv von der Provinz Pommern, von der Deutschen Forschungsgemeinschaft und zeitweilig auch von anderen Stellen und Verbänden.

Das Arbeitsfeld des Archivs ist die gesamte Pommersche Volkskunde. Doch treten die dinglichen Volkstumsgüter (wie Haus, Gerät, Tracht usw.) hinter der Erforschung der volkstümlichen Ueberlieferungen und Vorstellungen (wie Sage, Märchen, Rätsel, Sprichwort, Volksglaube, Brauch und Sitte, Volkslied, Volkstanz usw.) zurück. Denn den dinglichen Volkstumsgütern dienen in erster Linie die pommerschen Museen, vor allem das „Pommersche Landesmuseum" in Stettin.

Das Volkskundliche Archiv hat bisher seine meiste Kraft auf die Sammelarbeit gerichtet und sich dabei vornehmlich dem pommerschen Volksleben der Gegenwart zugewandt. Hier liegen die größten Aufgaben und die höchsten Pflichten. Die Sammelarbeit muß auch weiterhin das Rückgrat aller volkskundlichen Arbeit in Pommern sein. Denn lebenskräftiges, voranschreitendes Volkstum wächst und wird und stellt die Volkskunde mit jedem Tag vor neue Aufgaben. Aber die Sammelarbeit ist selbstverständlich nichts wie eine Vorbereitung. Die volkstumspolitische und wissenschaftliche Auswertung und Nutzung muß ihr unmittelbar folgen. Denn das ist der Zweck, dem sie dient.

In der bisherigen Arbeit des Archivs haben vor allem zwei Arbeitsfelder große Bedeutung gewonnen: die Volksliedsammlung und die pommerschen Sammlungen für den „Atlas der Deutschen Volkskunde".

Die Anfänge der Volksliedsammlung gehen bis ins Jahr 1926 zurück. Bisher sind rund 11 400 Aufzeichnungen über pommersche Lieder und Tänze gemacht worden. Außerdem wurden etwa 2000 Melodien aufgezeichnet. Leider fehlten und fehlen aber noch die Mittel, um die Sammelarbeit so gründlich durchführen zu können, wie es erwünscht und im Sinne lebendiger Volkskundeforschung erforderlich wäre. Nur in ganz wenigen Fällen konnten phonographische Aufnahmen gemacht werden. Das Sammel- und Aufzeichnungsverfahren bedarf in Zukunft wesentlicher Verbesserung und Verfeinerung. Vor allem kommt es darauf an, Volksgesang und Volkstanz in den einzelnen geschlossenen volkstümlichen Lebensgemeinschaften unmittelbar zu untersuchen. Dabei spielen nicht nur die alten Gemeinschaften von Bauern und Bürgern in Stadt und Land eine Rolle. Vor allem kommt es auch auf diejenigen volkstümlichen Lebenskreise an, die wir heute, in unseren Tagen, neu werden und sich entfalten sehen. Weiter muß erreicht werden, daß das Volkslied wirklich in allen Teilen Pommerns erforscht wird und nicht nur da, wo sich zufällig geeignete Mitarbeiter gefunden haben. — Die Volkslied- und Volkstanzaufzeichnungen des Archivs sollen nicht nur Rohstoff der volkskundlichen Forschung sein. Es bleibt eine der wichtigsten Aufgaben des Archivs, die schönsten und besten der gesammelten Lieder in geeigneter Form wieder dem pommerschen Volksgesang zugänglich zu machen. Wiederholt hat das Archiv bei der Zusammenstellung pommerscher Volksliederbücher mitgewirkt. 1932 ist auch ein Band „Pommersche Volksballaden" erschienen, der aber nur einen kleinen Teil des gesammelten Liedgutes berücksichtigt. (Weiteres siehe: Hans Engel, Vom Volkslied in Pommern. Musik und Volk. I. 1934. Heft 3. — Karl Kaiser, Das pommersche Volkslied. Unser Pommerland 19. 1934. S. 210 ff. — Günther Kittler, Der Volkstanz in Pommern. Unser Pommerland 19. 1934. S. 219 ff.)

Die pommerschen Sammlungen für den „Atlas der Deutschen Volkskunde" stellen das ge-

meinsame Werk einer großen Mitarbeiterschaft dar, in der die pommerschen Lehrer besonders hervorragen. Die Zahl der Mitarbeiter war im Frühjahr 1935 auf rund 1500 gestiegen. Das Mitarbeiternetz läßt keinen Winkel des Landes aus. Diese Sammlungen sind der breite, feste Untergrund für alle weitere volkskundliche Arbeit in Pommern. Die Erhebungen erstrecken sich auf fast alle Gebiete des volkstümlichen Lebens. In den Jahren 1930 bis 1935 wurden insgesamt fünf Fragebogen mit zusammen vielen Hunderten von volkskundlichen Fragen ausgegeben und von den Mitarbeitern beantwortet. Sie wurden 1935 zum ersten Male ergänzt durch einen Fragebogen, der sich ganz auf die pommerschen Verhältnisse bezieht. Es besteht die Absicht, in den nächsten Jahren noch weitere ähnliche Erhebungen durchzuführen und die zahlreichen heute noch nicht lösbaren Fragen der Pommerschen Volkskunde so zu klären. (Weiteres siehe: Karl Kaiser, Die Arbeit am „Atlas der Deutschen Volkskunde" in Pommern. Monatsblätter der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde 48. 1934. S. 160 ff. — Herbert Bischoff, Der Atlas der Pommerschen Volkskunde. Das Bollwerk 1935. S. 126.) (vgl. oben S. 206 ff.).

Auf diese umfassenden Sammlungen des Volkskundlichen Archivs stützen sich eine Reihe von Veröffentlichungen, die seit dem Jahre 1934 erschienen sind: Julklapp in Pommern (Deutsch-schwedische Kunstausstellung Saßnitz-Dwasieden 1934. S. 59 ff.), Bezeichnungen für den Marienkäfer (Monatsblätter der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde 49. 1935. S. 9 ff.), Hochzeitstage (Das Bollwerk 1935. S. 14 ff.), Das Besprechen (Unser Pommerland 20. 1935. S. 29 ff.), Fastnachtsgebäcke (Heimatschutz in Pommern 1935. S. 3 ff.), Letzte Garbe (Unser Pommerland 20. 1935. S. 209 ff. Hausgeister (Baltische Studien N. F. 37. 1935. Ein „Atlas der Pommerschen Volkskunde" ist in Vorbereitung. Er soll mit etwa 40 Karten und in kurzen Schilderungen durch den volkstümlichen Brauch und die Volksüberlieferungen Pommerns im Lebenslauf und im Jahreslauf, im Alltag und im Festtag führen. Dieses Werk wird voraussichtlich im Jahre 1936 erscheinen und eine „Pommersche Volkskunde der Gegenwart in ausgewählten Kapiteln" sein.

Besondere Aufmerksamkeit widmet das Archiv seit seinem Bestehen der Sammlung und Ordnung des verstreuten volkskundlichen Schrifttums über Pommern. Die Heimatbeilagen und Heimatkalender werden seit Jahren vollständig gesammelt. Ueber die volkskundlichen Veröffentlichungen wird eine Bibliographie angelegt, die grundsätzlich alle im Druck vorliegenden Arbeiten zur Pommerschen Volkskunde umfassen soll. Auch die wichtigeren Zeitungsaufsätze werden hier verzeichnet. Die Arbeit an dieser Bibliographie konnte 1935 aufgenommen werden. Die Mittel dafür wurden von der Wissenschaftlichen Akademikerhilfe bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft bereitgestellt. Die Bibliographie soll zunächst nicht gedruckt werden. Sie wird das Volkskundliche Archiv in den Stand setzen, in Zukunft alle einlaufenden Anfragen besser und schneller zu beantworten als bisher und es zu einer volkskundlichen Auskunftsstelle für Pommern werden lassen. Außerdem besteht der Plan, ein „Handbuch der Pommerschen Volkskunde" herauszugeben, das eine Einführung in die Hauptfragen der Pommerschen Volkskunde und ein kritisches Verzeichnis der wichtigsten bisherigen Arbeiten vereinigen soll.

Das Volkskundliche Archiv hofft, durch seine Arbeit der Pommerschen Volkskunde neue, tätige Freunde zu gewinnen. Denn die ganze volkskundliche Arbeit in Pommern leidet darunter, daß die Zahl derer, die wirklich an ihr mitwirken, immer noch verhältnismäßig gering ist.

Karl Kaiser.

Volkskundliche Arbeitsgemeinschaft im N.S.L.B. Kreis Cammin Pom.

Die Volkskundliche Arbeitsgemeinschaft im NSLB Kreis Cammin hat sich zur Aufgabe gemacht,

1. volkskundliche Stoffe zu sammeln und zu bergen,
2. sie durch Veröffentlichung der Vergessenheit zu entreißen und
3. sie der wissenschaftlichen Erforschung zugänglich zu machen.

Es sind bisher im Kreis Cammin gesammelt worden: Sagen, Bräuche zu den kirchlichen Festen des Jahres, Bräuche bei der Feldbestellung, Aussaat und Ernte, ferner Flurnamen und Stoffe der volkstümlichen Dichtung (Abzählverse, Spielverse, Wiegen- und Schlaflieder, Sprichwörter, Rätsel, Scherzfragen, Deutungen von Tierstimmen usw.).

Das Sammeln, an dem sich Erwachsene und Kinder beteiligt haben, hat viel altes Volksgut eingebracht, das, soweit es sich zum Druck eignet, in der Beilage zur „P.Z.": „Cammin Stadt und Land" und in der seit Ende Februar 1935 für den Kreis Cammin erscheinenden Beilage „Bi os t'Hus" veröffentlicht worden ist und noch veröffentlicht wird. Nach Urteilen aus der Bevölkerung werden die Stoffe, besonders die Sagen, gern gelesen, und die Leser erwarten weitere Sagen; die vielen Fastnachtsverse z. B. wurden von den Kindern freudig begrüßt.

Die Bräuche sind durch Fragebogen erfaßt worden. Die Fragebogen werden von dem Leiter der A.G. aufgestellt, vervielfältigt und an die Obmänner der Ortsgruppen des NSLB verschickt, die sie in den Sitzungen an die Mitglieder des NSLB verteilen. In den folgenden Sitzungen sammeln die Obmänner die ausgefüllten Fragebogen wieder ein und stellen sie dem Leiter der A.G. wieder zu. Auf Grund der Fragebogen werden Zusammenstellungen angefertigt, die in der A.G. zurückbleiben.

Die volkstümliche Dichtung und die Flurnamen sind auf einen Aufruf und Sammelplan hin gesammelt worden, die an die Mitglieder des NSLB verteilt wurden.

Je ein Stück der betr. Zeitungsnummern, die ausgefüllten Fragebogen und die Stoffe der volkstümlichen Dichtung sind an das Volkskundliche Archiv für Pommern in Greifswald geschickt worden.

Stübs, Leiter der Volkskundl. A.G.

Volkskundliche Erhebungen im Landkreis Stolp durch das Heimatmuseum zu Stolp i. Pom.

Im Jahre 1927 hat das Heimatmuseum zu Stolp an sämtliche Gemeindevorsteher, Gutsvorsteher und Lehrer des Kreises Fragebogen über vorgeschichtliche Denkmäler und Funde versandt, insgesamt über 500 Stück. Der Zweck dieser Erhebungen war, eine Unterlage für eine systematische Durchforschung der Vorgeschichte des Stadt- und Landkreises Stolp zu erhalten. Es kam ein reiches Fundmaterial zusammen, das den Grundstock zu einer archäologischen Landesaufnahme des Kreises gab. Diese Arbeit wurde 1932 abgeschlossen. Die Ergebnisse sind in der „Urgeschichte des Stadt- und Landkreises Stolp" veröffentlicht.

Die Vorgeschichte führt über die Frühgeschichte zur Volkskunde. Hiermit hat sich das Heimatmuseum zu Stolp für eine Reihe von Jahren eine neue Aufgabe gestellt. Mit Hilfe von einer größeren Anzahl von Fragebogen soll eine Unterlage für eine systematische Durchforschung der Volkskunde geschaffen werden. Freiwillige Mitarbeiter an dieser großen Aufgabe sind alle Lehrer des Landkreises Stolp, die auch noch diese Arbeit auf sich genommen haben. Das Heimatmuseum betrachtet sich nur als Zentralstelle. Das eingehende Material wird hier gesammelt und aufbewahrt und steht allen Interessenten für volkskundliche Arbeiten zur Verfügung.

Bisher sind drei Fragebogen in den Kreis hinausgegangen, ein vierter Fragebogen folgt in den nächsten Tagen.

1. Sitte und Brauch der Erntezeit im Landkreis Stolp.
2. Fragebogen zum Schimmelreiten und ähnlicher Umzüge im Landkreis Stolp.
3. Ueber Osterbräuche (einschl. Fastnacht, Gründonnerstag und Karfreitag).
4. Hochzeitsbräuche im Landkreis Stolp.

Wenn man die vielen Blätter des ausgefüllten ersten Fragebogens „Ernte" durchblättert, so wird man immer aufs neue ergriffen von dem Eifer, der Sorgfalt und der innigen Versenkung in Sitte und Brauch der Heimat, die aus diesen Blättern sprechen; zumal, wenn man dabei bedenkt, daß die Ausfüllung nicht immer leicht und einfach ist und Zeit und Wege kostet.

Jeder Mitarbeiter hat durch die gewissenhafte Beantwortung sämtlicher Fragebogen die nie wiederkehrende Möglichkeit, sich die Grundlage für eine Volkskunde seiner engeren Heimat zu schaffen. Gerade Fragen, die aus der Kenntnis einer kleinen Landschaft oft unfruchtbar oder sinnlos erscheinen, haben schon manchmal den Blick für die reiche Vielgestaltigkeit deutschen Volkslebens geöffnet. W. Witt.

Buchbesprechungen

Die Deutsche Volkskunde in Pommern. (Pommernforschung. Zweite Reihe: Veröffentlichungen des Volkskundlichen Archivs für Pommern.) Von Karl Kaiser. Greifswald: Universitätsverlag. Ratsbuchhandlung L. Bamberg 1934. 47 S. 8°. RM. 1,20.

Diese klare Schrift des Leiters des Volkskundlichen Archivs für Pommern ist mehr als ein Arbeitsbericht seiner volkskundlichen Sammelorganisation. Indem nebenbei Fragen der Volkskunde Pommerns behandelt werden, wird damit die Form eines Rechenschaftsberichtes über die bisher geleistete Arbeit auf eine angenehme Weise durchbrochen. Verfasser sagt selbst in seinem Vorwort: „Diese kleine Schrift soll eine Dankschrift sein, eine Berichterstattung und zugleich ein Versprechen und ein Programm über die weitere Tätigkeit".

Eine Volkskunde, so wie die meisten Landschaften sie heute besitzen, liegt von Pommern noch nicht vor. So wünschenswert an sich das für die deutsche Volksforschung wäre, so wird in der Schrift Kaisers gezeigt, wie von ihm in planmäßiger Arbeit eine solche Pommersche Volkskunde vorbereitet wird. Es ist daher wiederum nur zu begrüßen, daß es für Pommern noch keine voreilig abgeschlossene und abgefaßte Gesamtdarstellung seines Volkstums gibt, weil die Arbeit des Archivs, wie sie in der Schrift dargestellt wird, zu großen Hoffnungen berechtigt.

Wer es unternimmt, sich mit der Volkskunde Pommerns auseinanderzusetzen, wird aus dieser kleinen Schrift wertvolle Anregungen und Richtlinien erhalten, die zu den modernsten Fragen der Volksforschung hinführen. Eine kurze Bibliographie zum volkskundlichen Schrifttum Pommerns gewährt weitere Hilfe. Jedem Heimatfreund, aber auch jedem Volkskundler, der sich mit Volksforschung des gesamtdeutschen Gebietes befaßt, wird dieses mit ehrlicher Begeisterung geschriebene Buch unentbehrlich sein. Erich Röhr.

Volkslied und Volkstanz in Pommern (= Vorarbeiten zum Pommerschen Wörterbuch 6). Von Paul Klein. Greifswald. L. Bamberg 1935. 191 S.

Paul Klein wollte nichts als die „Lebensbedingungen des Volksliedes und Volkstanzes in Pommern" aufzeigen. Trotzdem hat er sich vor eine in Wirklichkeit unlösbare Aufgabe gestellt. Als er 1930 mit seiner Arbeit begann, waren die Grundlagen für sie einfach nicht vorhanden. Die Arbeit des Pommerschen Volksliedarchivs war damals gerade erst knapp vier Jahre im Gang. Ende 1932 hat Klein bereits seine Arbeit abgeschlossen, und man kann sich nicht vorstellen, wie es ihm in diesen 2½ Jahren gelungen sein soll, die fehlenden Grundlagen nachträglich zu schaffen. An dieser Aufgabe mußte er scheitern, obwohl er es mit dem Ausschicken von Fragebogen und mit eigenen Fahrten durch das Land versucht hat, und obwohl er auch die damaligen Sammlungen des Volkskundlichen Archivs benutzen konnte und auch manches aus der gedruckten Literatur herangezogen hat. So entwirft Klein kein Lebensbild von Volkslied und Volkstanz in Pommern, sondern er reiht nur eine größere Anzahl von einzelnen Beobachtungen aus der Geschichte und aus der Gegenwart von Lied und Tanz aneinander. Einen großen Raum nimmt dabei das Kapitel „Gelegenheiten für das Erklingen von Volkslied und Volkstanz" ein, das gelegentlich in eine Beschreibung von pommerschen Festesbräuchen übergeht. Wie willkürlich die Auswahl des Gebotenen ist, kann man daraus erkennen, daß der ganze Kreis des Kinderliedes überhaupt nicht zur Sprache kommt.

Dennoch würde man der Arbeit einen gewissen Wert für die Pommersche Volkskunde nicht absprechen, wenn nur Gewähr dafür bestände, daß die Angaben wirklich zuverlässig sind. Aber der Verfasser hat sich nirgends die Mühe gemacht, seinen Lesern zu zeigen, wie er im Einzelnen vorgegangen ist. Er hat Fahrten durchs Land gemacht, aber er sagt nichts Genaues darüber. Er hat Fragebogen ausgeschickt, aber er legt nirgends Rechenschaft darüber ab. Er spricht über die Unterschiede der einzelnen „landschaftlichen Gebiete in Volkslied und Volkstanz", aber es gelingt ihm nicht, ein wahrheitsgetreues Bild von dem Aufbau der Volkstumslandschaft Pommern zu entwerfen. Das Meiste bleibt in der Luft, und die Schrift ist an kaum einer Stelle überzeugend und klar. In diesem Buch, das doch grundlegend für Volkslied- und Volkstanzforschung in Pommern sein soll, ist, von einem einzigen Falle abgesehen, kein Notenbeispiel abgedruckt. Damit verstößt der Verfasser gegen die einfachsten und billigsten Forderungen, die man an ein Buch über Volkslied und Volkstanz stellen muß. Schließlich hat er es auch an der nötigen Sorgfalt fehlen lassen. Die Zahl der falsch gedruckten pommerschen Ortsnamen ist unerträglich groß, und solche Beobachtungen müssen mit starken Zweifeln dem Ganzen gegenüber erfüllen.

Kleins Buch wäre besser ungeschrieben geblieben. Es ist eine sehr eigenartige und fragwürdige Fortführung der früheren Arbeit an Volkslied und Volkstanz in Pommern. Es bietet kaum etwas, worauf die Pommersche Volkskunde sicher weiterbauen kann.

Karl Kaiser.

Die niederdeutsche Sprache in Pommern. Von Dr. Kurt Mischke. „Pommernatlas" Blatt 43. (1934).

Bisher waren nur Einzelgebiete und Einzelerscheinungen der pommerschen Sprache dargestellt. Ich nenne nur die Namen Holsten, Tita, Schulz, Priewe und Teuchert. Es fehlte aber noch, abgesehen von Teucherts Skizze in der Heimatbeilage des Pyritzer Kreisblattes 1927, S. 141 f., eine Ueberschau über das Gesamtgebiet. Im Rahmen des vom Geographischen Institut der Ernst Moritz Arndt-Universität zu Greifswald herausgegebenen „Wirtschafts- und verkehrsgeographischen Atlas von Pommern" legt Mischke nun eine Sprachkarte der

Provinz vor. Sie stellt eine Abschlagszahlung auf des Verfassers in Vorbereitung befindliche „Dialektgeographie Pommerns und der Grenzmark" dar. Die Karte kann, zumal sie nur in Schwarz-Weiß gehalten ist, nicht alle bekannten sprachlichen Erscheinungen darstellen. Sie muß vieles weglassen. Dadurch wird das Bild der pommerschen Sprache einfacher, als es in Wirklichkeit ist. Ueber die Gründe, weshalb er gerade so ausgewählt hat, wird Mischke gewiß in der in Aussicht gestellten Abhandlung Rechenschaft geben. Wir freuen uns, daß er so uns ein übersichtliches Bild der heutigen Sprache in Pommern geschaffen hat, zugleich aber auch ein Bild, das das Werden dieser Sprache andeutet. Wir sehen den Verteidigungskampf des Slavischen in den Kreisen Bütow und Lauenburg, wo es noch Dörfer mit kaschubisch sprechenden Minderheiten gibt. Wir erkennen auch, wie das Niederdeutsche durch slavische Sprachgewohnheit beeinflußt ist innerhalb Linie 32 und östlich der Linie 18, die so recht Hinterpommern von Vorpommern trennt. Aber im wesentlichen ist das Bild der heutigen pommerschen Sprache doch bestimmt durch die deutschen Kolonisten des Mittelalters. So zeigt uns die Karte die großen Sprachgebiete, die durch die Ströme dieser Siedler geschaffen sind; wir erkennen die Zusammenhänge mit Mecklenburg, Brandenburg, Westfalen und Preußen, aber auch den niederfränkischen Einschlag in Mittelpommern (z. B. Linie 29 und 37) und den friesischen in Hinterpommern (Linie 21). Bei diesem Wettkampf der niederdeutscheen und niederfränkischen Mundarten haben sich nirgends feste Grenzen ergeben. Man sieht nur Kerngebiete, umgeben von breiten Grenzmarken. Wie wenig eine spätere Zeit an dem Bilde, welches das Mittelalter geschaffen hat, zu ändern vermochte, beweisen die paar pfälzischen Dörfer in den Kreisen Schlawe und Ueckermünde, wohl die einzigen sprachlichen Denkmäler der friderizianischen Kolonisation.

Unsere Karte regt zu mancherlei Fragen an, z. B.: Wie verhalten sich die Sprachgrenzen zu den natürlichen und den Territorialgrenzen der Vergangenheit, wie zu den Verkehrswegen? Recht lehrreich sind Vergleiche mit anderen Karten, etwa mit der Karte der mittelalterlichen Kolonisation auf Blatt 47 desselben Atlas (bearbeitet von R. Holsten) oder mit Karten, die volkskundliche Erscheinungen darstellen, z. B. „Unser Pommerland" 1935 S. 3., Heimatschutz in Pommern, Februar 1935, Bollwerk 1935 S. 15—16 (bearbeitet von K. Kaiser). Immer wieder treten uns da wie auf unserer Sprachkarte die grundlegenden Faktoren der Siedlungsgeschichte entgegen, und die Anschauungen, die R. Holsten zuerst 1913 und 1914 vertreten hat (jetzt: Form und Geist, hrsg. von L. Mackensen, Heft 8), finden im wesentlichen immer wieder ihre Bestätigung, z. T. auch ihre Ergänzung und ihre Berichtigung. So läßt Mischkes Karte den Wunsch nach einem zusammenfassenden volkstumsgeographischen Kartenwerk für unsere Heimat erstehen, in dem auch diese Karte ihren Platz haben müßte. Wir begrüßen aber schon jetzt in ihr eine schöne kartographische Darstellung, die uns zeigt, wie Pommern ein deutsches Land geworden ist. H. Siuts.

Feste und Bräuche des pommerschen Volkes im Jahreslauf. Von Walter Borchers und Karl Kaiser. Volkskundliche Schriftenreihe der Landesbauernschaft Pommern, Heft 1. Landesbauernschaftsverlag Pommern G. m. b. H., Stettin. 1935. 32 S.

Die Landesbauernschaft will, wie der Landesbauernführer Bloedorn in seinem Geleitwort ausführt, „Einzelfragen der Volkskultur in klarer, kurzer und übersichtlicher Form sammeln, um nicht nur dem Gelehrten und Forscher, sondern auch dem pommerschen Bauer und seinen Mitarbeitern Gelegenheit zu geben, ihr Wissen über altes Herkommen zu erweitern und neue Anregungen zu erhalten". Deswegen gibt sie diese Schriftenreihe heraus. Ihr Zweck ist kein wissenschaftlicher, sondern ein kulturpolitischer. So will dieses erste Heft zeigen, was an volkstümlichen Festen und Bräuchen in Pommern noch lebt, es will diese erhalten helfen, ja auch in Vergessenheit geratene zu neuem Leben erwecken. Es will im Sinne des Nationalsozialismus die Kräfte, die von alters her im Landvolk wirksam sind, für die Erneuerung unseres Volkstums nutzbar machen. Die Landesbauernschaft nimmt so die Bestrebungen des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege auf; diese Schrift entspricht in ihrer Zielsetzung dem 1909 erschienenen Buch „Feste und Spiele des deutschen Landvolks" von Eduard Kück und Heinrich Sohnrey. Daß sie sich im Umfang damit nicht messen kann, ist durch die Beschränkung auf Pommern bedingt, sowie durch die Absicht, den Preis so niedrig zu gestalten, daß jeder das Heft kaufen kann. Wenn die hier gestellte Aufgabe glücklich gelöst worden ist, so konnte das nur gelingen durch die Arbeit wirklicher Sachkenner, denen auch die Sammlungen des Volkskundlichen Archivs für Pommern und die Sammlungen für den Atlas der deutschen Volkskunde zur Verfügung standen. Selbstverständlich wird nur eine Auswahl geboten, dabei sind wohl alle Teile der Provinz berücksichtigt. Der Stoff ist nach dem Ablauf des Jahres in drei Festkreise (1. Weihnachten und Neujahr, 2. Frühling und Sommer, 3. Herbst) gegliedert. Die Verfasser schildern nicht bloß in knapper, klarer Weise die Bräuche, sondern sie lassen auch einen Blick tun in ihr Werden, manchmal auch in ihre Neubelebung. Immer betonen sie die Bedeutung der alten Volksbräuche für die Gegenwart und die nationalsozialistische Lebensordnung. Besonders tritt dies am Schluß zu Tage, wo die Merkmale der pommerschen Festgestaltung aufgezeigt werden und die geistigen Kräfte, die in den Bräuchen wirksam sind. Sie gilt es zu benutzen. Nur mit ihrer Hilfe kann ein wirkliches Volksfest geschaffen werden. Verfehlt wäre natürlich ein sklavisches Nachahmen von Bräuchen, die der Eigenart der betreffenden Gegend und ihrer Bewohner nicht entsprechen. — Die Ausstattung des Heftes ist würdig, nur die Bilder sind zum Teil etwas klein und unklar. Wir können dem Heft nur eine möglichst weite Verbreitung wünschen. Auch die Schulen können es mit Nutzen gebrauchen. H. Siuts.

Randow. Ein Heimatbuch des Kreises Randow. Herausgegeben vom Kreisausschuß des Kreises Randow. Schriftleitung: Professor Dr. W. Stuhlfath, Magdeburg. Kunstdruck- und Verlagsbüro. 1933. 224 S. 12 Bildtafeln. 83 Bilder. Lwd. RM. 6,—.

Aus diesem Buch kann man ungefähr alles erfahren, was im Kreise Randow wissenswert ist. Leider sind die Kreisstädte nur wenig berücksichtigt. Etwa 40 Verfasser behandeln die Fülle des Stoffs in knappen Aufsätzen. Trotzdem ist es dem Herausgeber gelungen, eine einheitliche Linie zu wahren. Besonders erfreulich ist es, daß alle Verfasser so anziehend und volkstümlich schreiben, daß alle Bewohner des Kreises die Aufsätze mit gleichem Vergnügen lesen können. Das Buch macht uns zunächst mit den natürlichen Vorbedingungen (Erdgeschichte, Klima, Pflanzen- und Tierwelt) menschlichen Lebens bekannt, um dann die Besiedelung des Kreises darzustellen. Es folgt darauf das ganze Gebiet der Wirtschaft, der Verwaltung, des Wohlfahrts- und Gesundheitswesens. Den Schluß bildet eine Darstellung des Schulwesens und der evangelischen Kirche. — Da die Bestimmung dieses Heftes es nicht zuläßt, auf alle Aufsätze einzugehen, beschränken wir uns auf diejenigen, die volkskundliche Stoffe darbieten. Aufsätze von H. J. Eggers und H. Bollnow berichten von einem Volksleben in vorgeschichtlicher Zeit. W. Stuhlfath zeigt den Wandel der ländlichen Siedlungsformen von der Wendenzeit bis zur Gegenwart auf. Das Schwergewicht ruht auf der Darstellung der mittelalterlichen Kolonisation. Alle Siedlungsformen zeugen von dem Streben nach Volksgemeinschaft, sozialer Gerechtigkeit und Freiheit. Fr. Kell ergänzt dies Bild, indem er zeigt, wie der Plan der friderizianischen Dörfer ein Denkmal der Aufklärung, aber auch des Preußengeistes darstellt. Das Gelingen der neuen ländlichen Siedlun-

gen wird, wie W. Focken zeigt, vor allem abhängen von dem Willen der Siedler, nach mittelalterlichem Vorbild eine wirkliche Gemeinschaft zu bilden. R. Richter führt aus, wie das alte Dielenhaus in der Zeit des Liberalismus zu einem neuen Haus umgeformt ist, das an dem Fehler leidet, nicht mehr alle Hausgenossen zu gemeinsamer Arbeit und Unterhaltung zu vereinen. H. Schulz weist den Geist auf, der die Kirchen, die steinernen Denkmale der Besiedlungsgeschichte des Kreises, geschaffen hat. H. Beckmann zeigt an einigen Flurnamen, wie diese von der Besiedlung und von der Wirtschaftsweise zeugen. R. Holsten weiß uns im Plauderton über die Unterschiede der Randower Mundart von der Vorpommerns zu belehren und aus sprachlichen Eigentümlichkeiten die Herkunft der Kolonisten zu ergründen. A. Katschinski gibt für eine ganze Reihe von Familiennamen Deutungen, denen ich allerdings nicht überall zustimmen kann. Auch andere Aufsätze des Buches liefern gelegentlich Beiträge zur Volkskunde. Manche Seiten des Volkstums allerdings, wie Sitte und Brauch und Volkserzählung, werden leider gar nicht berührt. Trotzdem ist das mit Karten und Bildern gut ausgestattete Buch wohl geeignet, das Heimatgefühl zu wecken und so an der Erneuerung unseres Volkes mitzuhelfen. Möge es darum viele Leser finden, besonders im Kreise Randow selbst! H. Stuts.

Das deutsche Volkslied. I. Balladen. Erster Teil. Herausgegeben von John Meier. Leipzig, Reclam 1935. 289 S.

Der Begründer und Leiter des Deutschen Volksliedarchivs in Freiburg i. B., John Meier, legt hier den ersten Band eines auf fünf Bände berechneten Gesamtwerkes „Das Deutsche Volkslied" vor. Es ist eine Auswahl aus dem bisher gesammelten Volksliedgut. Die Ausgabe bringt Texte in verschiedenen Fassungen und dazu knappe Anmerkungen des Herausgebers, die das Verständnis der Texte erleichtern. Im vorliegenden Bande sind 43 Balladen vereinigt. Sie treffen in Pommern auf vorbereiteten Boden (vgl. die vom Volkskundlichen Archiv 1932 herausgegebenen „Pommerschen Volksballaden").

Der Herausgeber hat aus zwingenden Gründen die Melodien beiseite lassen müssen. Das Werk soll in verhältnismäßig kurzer Zeit vollständig vorliegen. Das läßt sich zwar für die Texte, nicht aber für die Melodien erreichen, deren Erforschung noch nicht genügend vorwärtsgeschritten ist. Es bedarf deshalb noch einer besonderen wissenschaftlichen Ausgabe des deutschen Volksliedes, die auf längere Sicht berechnet ist und Texte und Melodien vereinigt. Das Deutsche Volksliedarchiv hat auch diese Aufgabe bereits begonnen. Ungefähr gleichzeitig mit dem ersten Bande der Reihe „Deutsches Volkslied" ist auch der erste Halbband der großen Ausgabe „Deutsche Volkslieder mit ihren Melodien" (Berlin und Leipzig 1935) erschienen.

Es ist ein erfreuliches Zeichen für das wachsende Verständnis der volkskundlichen Forschung gegenüber, daß gleichzeitig diese beiden Ausgaben erscheinen können. Die jahrzehntelange Arbeit am Deutschen Volkslied, an der in Pommern allein Tausende von Helfern teilgenommen haben, findet so die richtige, breite Wirkung. Karl Kaiser.

Deutsches Volksgut. Schriftenreihe für die deutsche Jugend, herausgegeben vom Reichsbund Volkstum und Heimat:
1. Heft: Alfred Bergeler, Heimatsprache, 40 S.;
2. Heft: Werner Lindner, Haus und Hof, 32 S.;
3. Heft: Heinz Schmidt, Das bäuerliche Jahr, 32 S.;
4. Heft: Wilhelm Hansen, Der bäuerliche Lebenskreis, 32 S.;
5. Heft: Erich Röhr, Deutscher Volkstanz, 32 S.;
6. Heft: Reinhard Peesch Deutsche Volkstrachten, 32 S.

Verlag für soziale Ethik und Kunstpflege, Berlin SW 61. 1934. Preis des Heftes RM. 0,20.

Zwei große Gesamtdarstellungen der Deutschen Volkskunde haben es unternommen, unser heutiges volkskundliches Wissen darzustellen, die „Deutsche Volkskunde", die Adolf Spamer herausgegeben hat (Band I Text 1934 — Band II Bilderatlas 1935), und das „Handbuch der Deutschen Volkskunde" von Wilhelm Peßler (Lieferung 1 ff, 1934 ff). Beide Werke haben den Nachteil, daß sie für sehr viele Deutsche immer noch zu teuer sind. Deshalb sind die anspruchslosen und billigen Hefte des „Reichsbundes Volkstum und Heimat" sehr zu begrüßen. Selbstverständlich sind sie längst nicht so vollständig wie die beiden großen Gesamtwerke. Sie wollen nichts anderes als schnell und allgemeinverständlich in sechs Forschungsfelder der Deutschen Volkskunde einführen und sind mit Bildern und z. T. auch mit Karten gut ausgestattet. Die meisten von ihnen sind ausgezeichnet durch gute, anschauliche Schilderung. Die Verfasser haben ihre schwere Aufgabe, auf durchschnittlich 32 Seiten alles Wesentliche klar und überzeugend darzustellen, im allgemeinen gut erfüllt. Gewiß vermißt die Pommersche Volkskunde manche Einzelheit, die sie gern hervorgehoben gesehen hätte. Aber das sind nebensächliche, kleine Ausstellungen, die keine Rolle spielen dürfen, denn man muß bedenken, daß die Hefte der ganzen Deutschen Volkskunde dienen. Wenn die Reihe sich ausdrücklich an die deutsche Jugend wendet, so bietet sie doch einem Jeden, ob er nun in der volkskundlichen Arbeit schon festen Fuß gefaßt hat oder nicht, manche Anregung und Förderung. Jeder, der in die Deutsche Volkskunde eindringen will und nicht in der Lage ist, sich die großen Hauptwerke zu beschaffen, sollte zunächst nach dieser Schriftenreihe des „Reichsbundes Volkstum und Heimat" greifen.
Karl Kaiser.

Niederdeutsche Mundarten. Texte aus alter und neuer Zeit (= Volkskundliche Texte 4). Von Hermann Teuchert. Leipzig o. J. (1935) 125 S. mit 3 Karten. RM. 3,20.

Die vorliegende Sammlung von Texten war dringend erforderlich. Sie gibt einen Ueberblick über die niederdeutschen Mundarten von Kleve bis nach Livland. Die 76 Textproben umspannen die Zeit vom 13. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Das Land Pommern, dem der Herausgeber durch seine früheren Arbeiten eng verbunden ist, hat nicht weniger als zehn Texte zu der Sammlung beigesteuert. Der Wert des Heftes wird erhöht durch die Anmerkungen des Herausgebers und durch die beigegebenen Sprachkarten.

Für Pommern sind die Karten I und III besonders wichtig. Sie geben einen schnellen Ueberblick über die landschaftliche Verteilung einiger sprachlicher Merkmale. Wer vor der neuen Sprachkarte von Kurt Mischke (Wirtschafts- und verkehrsgeographischer Atlas von Pommern. Stettin 1934. Nr. 43) steht und Mühe hat, dieses verwickelte Kartenbild zu bewältigen, wird die Karten von Hermann Teuchert gern als eine erste Hilfe entgegennehmen.

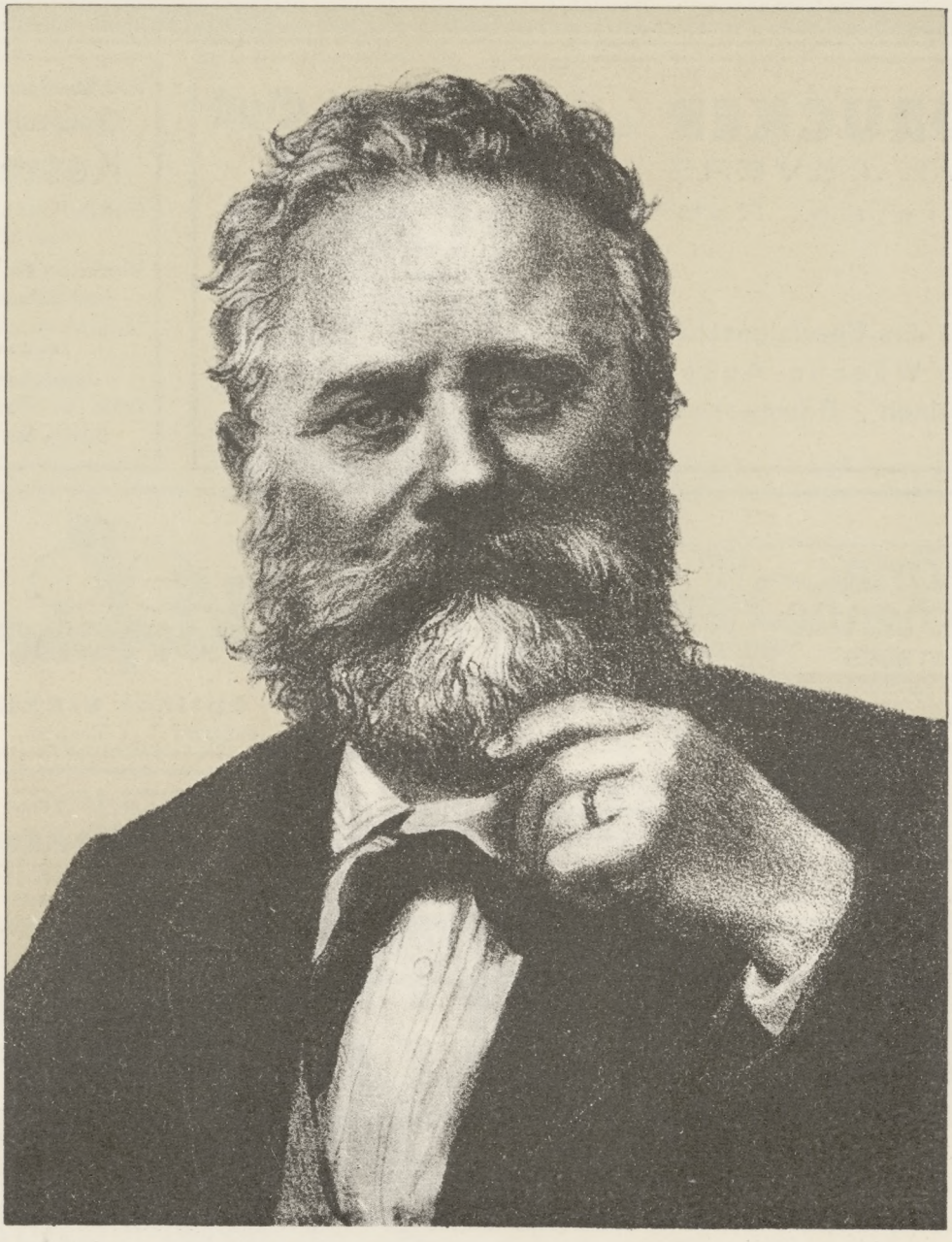
Jede Arbeit an der Pommerschen Volkskunde muß enge Fühlung mit der Sprachforschung halten. Die volkskundliche Forschung wird erleichtert und beschleunigt, wenn sie sich auf sichere und anschaulich dargebotene Ergebnisse der Sprachforschung stützen kann.
Karl Kaiser.

Herausgegeben von der Heimatvereinigung „Unser Pommerland". Schriftleiter: Gustav Fischer, Stettin. Druck und Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin. Nachdruck der Originalbeiträge ist nur mit Erlaubnis des Verlages gestattet. Alle Sendungen sind an den Verlag der Zeitschrift „Unser Pommerland", Stettin, zu richten.
Verantwortlich für den Anzeigenteil: Johannes Fischer, Stettin. DA. II. 1225.

Verlagsort Stettin 20. Jahrgang 1935, Heft 6

Unser Pommerland

Monatsschrift für das Kulturleben der Heimat



Fritz Reuter und Pommern

Herausgegeben von der Heimatvereinigung „Unser Pommerland" / Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin

Gebrüder Horst Stettin

GEBRÜDER HORST STETTIN

Eingetragenes Warenzeichen

Paradeplatz 18, 19, 20, 21, 22, 23
Gr. Wollweberstraße 19, 20, 21, 22

Modewaren und Ausstattungen

Fernsprecher: Sammel-Nummer 255 11

C. DRUCKER Gegr. 1879
Inh. J. EVERS
Stettin, Roßmarkt 4

ist das Spezialgeschäft Pommerns
für Wäsche-Ausstattungen
Leinen / Baumwollwaren / Betten

Hotel Gust
Stettin
Grüne Schanze 15
Fernsprecher 306 78/79

Gut bürgerliches Haus
nahe beim Bahnhof, Post, Rathaus, Amts- und Landgericht, empfiehlt seine behaglich eingerichteten 63 Zimmer mit Warmwasserheizung, sowie Speisen und Getränke zu soliden Preisen
Autogaragen — Tankstelle

Rud. Kunstmann Nachf.
Goldschmied
Kesseler
Stettin, Paradeplatz 12
Gegr. 1898
Werkstatt für Schmuck und Silbergerät
Lassen Sie sich unverbindlich beraten
Jagdschmuck
Gold- u. Silberwaren, Uhren, Bestecke



Fehlt's am Schen? zu **Kirsche** gehen!
Diplom-Optiker KIRSCHE
Am Königstor 5, 1 Treppe

JOSEF SCHMIDT
Tapeten – Linoleum
Paradeplatz 32. Gegründet 1815

***Sind noch so klein die Mittel zur Kleidung reicht's bei* Kittel**
STETTIN · BREITE STR. 62-63



Ständig große Auswahl
für die Dame, den Backfisch u. das Kind.
Hüte, Trauerkleidung, Brautkleider.
Spezialabteilung für starke Damen

POMMERNS GRÖSSTES FACHGESCHÄFT FÜR DAMEN- UND KINDER-KLEIDUNG

Neben Stallmistdüngung ist geregelter Kalkzustand die Voraussetzung für den Erfolg jeder landwirtschaftl. Maßnahme. Wer gesundes Futter für die Tiere und gute Ernten haben will, d ü n g e rechtzeitig und ausreichend mit

Zarnglaffer Kalk!

Vereinigung Nordostdeutscher Kalk- und Mergelwerke
STETTIN, Breite Straße 13
Schließfach 99 — Fernspr. Nr. 245 41, Drahtanschrift: Kalkvereinigung



Fritz Reuter in Eisenach
Original im Reuter-Museum in Neubrandenburg.

Aus „Siebold, Unser Fritzing". Ein Lebensbild Fritz Reuters. Verlag Emil Roth, Gießen.

Unser Pommerland

Monatsschrift für das Kulturleben der Heimat

Verlag von Fischer & Schmidt in Stettin

20. Jahrgang **September 1935** **Heft 6**

Tau Fritz Reutern sinen 125. Geburtsdag

Woll gaud föftig Mal hew ick Reutern sin Stromtid lest, un ick glöw, dat hett ok männig annern so gahn, denn dit Bauk lett 'n Minschen swerlich wedder los. Worüm? Is dat dei Dichtkunst, is dat dei Sprak, wat uns so anfött? Ne, ick denk anners. Dat alls find't 'n ok woll annerswo. Ne, hier bi Reuter sünd 't dei Minschen. Dei laten einen nich los. Dor stahn Minschen vör uns von Fleisch un Blaut, würkliche Minschen. Un dit sünd Minschen von unsr Ort. Ein un datsülwig Blaut is dor, ein un datsülwig Fäuhlen, ein un deisülwig Ort tau glöwen. Dat sünd Minschen ut Fritz Reuter sin Heimat, ut unsr eigen Heimat. Un mag ok woll hier un dor dei Teiknung 'n lütten Fehler hebben, wi weiten un fäuhlen, dat Ganze stimmt, dat Ganze klingt tausamen as dei Klocken up 'n Torm, dei up 'n anner afstimmt sünd. Dat gript nah unsr Hart, un dat fött unsr Harten an.

Dei Stromtid is in 't Hochdütsche oewersett't, dat mag sin Gaudes hebben, oewerst liker, mi dücht, dat is ne Sünn. Dor geiht wat verluren, dor hett dei Klock keinen ganz reinen Klang nich mihr, dor litt dat Hart Schaden, dor is Rührdanz nich mihr Rührdanz un Hawermann nich mihr Hawermann un ok dei oll Moses nich mihr Moses.

Gewiß, sin irsten Gedanken hett Reuter up Hochdütsch upschrewen, oewerst Reuter is irst Reuter un dei Stromtid is irst Stromtid worden, as hei alls in sin Muddersprak dörchdacht un upschrewen hadd. Bi jederein Lied möten Wurt un Wies' oewereinstimmen, süs kümmt mi dat vör, as ne Klock, dei reten is. Kittel un Kirl sallen ut ein Warkstäd kamen. Fritz Reuter lett uns plattdütsche Minschen seihn, dat geiht nich anners as up plattdütsche Ort un mit plattdütsche Sprak. Un wi finnen uns sülwst wedder in all dei Minschen, dei Reuter uns wisen deit, mit unsr gauden un mit unsr slichten Siden.

Dor hett 'n woll seggt, dat wir Reutern sin starke Sit, dat hei dei Minschen tau 'n Lachen bringt. Ne, mi dücht, wo irnsthafter hei reden deit, wo irnsthaftiger uns dei Minschen anfiken, in all sin Schriften, wo gröter ward uns dei Dichter. Wecker in dei Hauptsak von den Humoristen Reuter snacken deit, dei hett em un sin Volk nich in 't Hart keken, dei kennt uns jo nich von binnen tau.

As Reuter anfüng tau schriwen, 1852, dunn hadd dei Strid üm dei Muddersprak ehr Recht grad sinen Anfang nahmen, drei Helden tred'ten up den Plan: Groth, Reuter, Brinckman, un dormit hadd dei Muddersprak ok all gewunnen un dormit hadd dei Vaddersort, dei Volksort in Würklichkeit nu ok wedder ehr Recht in unsr dütsche Literatur, denn, wenn oewerhaupt ein Deil tau unsr Volksort hürt, denn is dat doch woll unsr Mudderspak.

Veel Kroepelstüg is dornah kamen un wull ok Dichter speelen un kem mit sinen Narrenkram up 'n Markt un böd denn sinen Narrenkram ut as Dichterwoor. Sei makten sick lustig oewer den Buern un den Handwarksmann, oewer Preister un Köster. Ne, wo ein wider nicks weit un wider nicks kann, as dat hei Dummheit lachen lett un makt sick lustig oewer Dingen, wur hei nicks von versteiht, dei sall 't Schriwen nahlaten. 'n Dichter is hei nich, un wenn hei ok Versen maken kann, un 'n Plattdütschen is hei ok nich, wenn hei ok plattdütsch Würd bruken deit. Volksort is echt un hoch un deip un — hier bruk ick frömde Würd — dat giwt 'n Unnerscheid twischen drastisch un plastisch. Wecker unsr Volk bit in't binnelste Hart keken hett up Hochtid un Kinnelbier, up 'n Harwstmarkt un bi sin Arbeit, up 't Krankenbett un bi 't Grämnis, in Lust un Led, dei weit in dei Volkssprak tau reden, un dei allein kann 'n Volksdichter sin. Un dei weit ok den Unnerscheid tau handhaben twischen drastisch un plastisch. Fritz Reuter hett dit künnt, denn hei wir 'n Dichter von Gotts Gnaden.

Un dorüm fäuhlen wi, hei hürt tau uns. Un dorüm hett hei uns ok den Weg dor fri för maken künnt, dat Vaddersort un Mudder-

sprak nu wedder tau Ihren kamen ok bi dei höchsten und heiligsten Dingen, grad ok dor, wo 't üm unsen Glowen un üm unsen Herrgott geiht. Glow un Volksort koenen nu tausamenhüren as Liw un Seel. Hier hett Reuter sin Deil tau dan, un dat is dat Gröttst', un dat danken wi em an sinen Geburtsdag.

Landessuperintendent Lic. Ernst Voß,
Ludwigslust.

Aus Reuters Landmannszeit

von Werner Siebold

Ick segen de Landwirtschaft, sei hett mi gesund makt un hett mi frischen Maud in de Adern gaten. Un wenn einer ok nich so vel dorbi lihren deiht as en anner, de bi dat allergelihrteste Mastfauder up ne Universität smeten is, so giwwt dat doch vel tau beachten, un wenn einer man nich tau ful un tau kortsichtig is un kickt en beten äwer den Tun von dat Gewarw, denn ward hei ok vele gaude Kost för Verstand un Vernunft finnen, un wat hei findt, is frische gräune Weid, de unner'n blagen Hewen in Regen un Sünnenschin wussen is un den Minschen ganz anners bekümmt, as dat swore, gelihrte Mastfauder up de Universitäten un de Stallfauderung achter'n Schriwdisch!" so schreibt Reuter.



Domänenpächter Franz Rust,
Reuters erster Lehrherr und Freund.
Aus „Siebold, Unser Fritzing". Ein Lebensbild Fritz Reuters.
Verlag Emil Roth, Gießen.

Ja, sie hat ihn gesund gemacht, die Landwirtschaft!

Nach der Entlassung aus der Festung Dömitz im August 1840 war Fritz Reuter auf den dringenden Wunsch seines Vaters nach Heidelberg gegangen, um das juristische Studium zu beenden. Nur widerstrebend hatte er sich dem Wunsche des Vaters gefügt, er selbst glaubte als Landwirt am ersten zu etwas zu kommen.

Nur ein Semester blieb Reuter in Heidelberg — er konnte keine Fühlung mit dem ihm von Anfang an verhaßten Studium bekommen. Er fühlte sich unzufriedener und unglücklicher als zu der Zeit seiner Festungshaft und war häufiger im Kreise lustiger Zechkumpane zu finden als in den Hörsälen der Universität. So entschloß sich Vater Reuter, seinen Fritz doch Landwirt werden zu lassen. Nach Schluß des Semesters ging Reuter zuerst zu seinem Onkel, Pastor Ernst Reuter, nach Jabel. Hier sollte er körperlich und seelisch wieder zu Kräften kommen, bis der Vater eine geeignete Lehrstelle für ihn auf einem Gute ausgemacht habe. Pastor Reuter, seine Frau und die sieben Töchter trugen viel dazu bei, Fritz aus seiner verbitterten Verstörtheit herauszureißen. Er fand im Hause des Oheims nach und nach sein seelisches Gleichgewicht, seinen wahren inneren Frohmut wieder und genas auch körperlich. Fritz arbeitete im Garten und in der kleinen Ackerwirtschaft, die zur Pfarrstelle gehörte. Mit dem Förster Schlange streifte er durch die Wälder, und in dem alten originellen Küster Suhr hatte er einen ausdauernden und sportkundigen Angelgenossen.

In den ersten Tagen des Januar 1842 begann dann in dem Hause des Domänenpächters Franz Rust auf Demzin, einem Gute nicht weit von Stavenhagen, Reuters „Stromtid".

Die ersten, die ihn bei seinem Einzug in Demzin begrüßten, waren Mining und Lining, das fünfjährige Zwillingspärchen der Familie Rust. Für den kinderlieben Fritz war diese Begrüßung ein gutes Vorzeichen, und es währte nicht lange, so war er im Rust'schen Hause heimisch und beliebt. Er nahm seine landwirtschaftlichen Pflichten ernst, war mit Eifer und Liebe bei der Sache und fand doch noch Zeit zum Zeichnen und Malen. Im Sommer mußten ihm seine beiden kleinen Freundinnen sitzen, und er malte sie an einem Gartentisch sitzend, auf dem ein Rosenzweig lag.

Die Rust'sche Familie unterhielt einen lebhaften Verkehr mit der Nachbarschaft und besonders mit dem Pastor des etwa eine Stunde entfernten Dorfes Rittermannshagen, Johann Augustin. Der Pastor war ein jovialer geistlicher Lebenskünstler, der an der Seite seiner



Mining und Lining, die Töchter Rusts (Pastell von Fritz Reuter).

Aus „Siebold, Unser Fritzing." Ein Lebensbild Fritz Reuters. Verlag E. Roth, Gießen

ebenso lebensfrohen Gemahlin den Freuden des Lebens nicht abhold war. Häufig fuhr er mit seiner Frau, der lustigen Male, einigen seiner Kinder — er hatte ein volles Dutzend — und der Erzieherin, Fräulein Luise Kuntze, in Demzin vor. „Daß du die Nas' im Gesicht behältst" war ein Lieblingsausdruck seiner Hochwürden. Er befreundete sich bald mit Fritz Reuter, und manch feucht-fröhliche Stunde verbrachte der „Strom" in dem gastfreien Pfarrhause. Immer häufiger, meist nach Feierabend, fand Reuter den Weg nach dem Nachbardorfe. Die Besuche galten aber weniger dem lebensfrohen Pastorenpaare als Fräulein Luise, der Erzieherin, an die Fritz sein Herz verloren hatte.

Anfang 1843 kam Fritz Peters, der Bruder der Frau Elise Rust, mit seiner Braut Maria Ohl nach Demzin. Vom ersten Tage an waren das Brautpaar und Fritz Reuter die besten Freunde. Auf der Hochzeit am 22. Mai tranken die beiden Fritze Brüderschaft, und nach der Ernte im Spätherbst fuhr Fritz Reuter zu Besuch nach Thalberg bei Treptow a. d. Tollense, dem Gute, das Fritz Peters als Pächter bewirtschaftete. Die Aufnahme war so herzlich, und es gefiel Reuter dort so gut, daß es keiner großen Ueberredung des Petersschen Ehepaares bedurfte, um ihn zu bestimmen, seine Ausbildung in Thalberg zu vollenden, trotzdem er damit auf das öftere Zusammensein mit Luise Kuntze, die er mit zarter Liebe umwarb, verzichten mußte. Eine Verständigung mit Franz Rust war rasch erzielt, und Reuter blieb in Thalberg als „Strom" und Freund und ein von allen wegen seines humorvollen Wesens geschätzter Hausgenosse. Fritz Peters erkannte bald die schriftstellerische Begabung seines Freundes und ermunterte ihn, neben den Scherzgedichten einmal eine größere zusammenhängende Arbeit zu versuchen. Ohne viel davon zu sprechen, begann Reuter hochdeutsch eine Erzählung aus dem mecklenburgischen Gutsleben zu schreiben, die er aber nicht vollendete. Erst später benutzte er dieses hochdeutsche Manuskript mit in seinem großen Werk „Ut mine Stromtid."

Am 22. März 1845 starb Reuters Vater im fast vollendeten 69. Lebensjahre. Fritz eilte zur Beerdigung nach Stavenhagen. Seine aufrichtige und schmerzliche Trauer wurde durch den Gedanken gemildert, daß er mit dem zu erwartenden Erbteil eine kleine Pachtung übernehmen könne. Er wußte, daß sein Vater ein wohlhabender, wenn nicht reicher Mann war. Dann wollte er vor Luise hintreten, der tagein tagaus seine sehnsüchtigen Gedanken galten, und die Geliebte um ihr Jawort bitten. Die Testamentseröffnung brachte für Reuter die bitterste Enttäuschung. Der Vater hatte ihm nur ein geringes Kapital ausgesetzt und bestimmt, daß Fritz nur die Zinsen davon ausgezahlt werden sollten. Des Kapitals und der Zinsen sollte er aber verlustig gehen — und das war das Härteste — im Falle seiner Verheiratung.

Das war ein harter Schlag! Mehr als die zerstörte Hoffnung auf hinreichende Mittel zur Uebernahme einer Pachtung drückte Reuter der Gedanke nieder: der Vater hat mich aufgegeben, hielt mich nicht für wert, das Geschlecht fortzusetzen!

Reuter kehrte nicht nach Thalberg zurück. Mit wunder Seele und gebrochenem Selbstvertrauen wanderte er nach Demzin und bat seinen Lehrherrn um Aufnahme und Arbeit. Gern gewährte Franz Rust ihm die Bitte und versuchte, den seelisch Gebrochenen aufzurichten. In rastloser Arbeit auf dem Gute fand Reuter Trost. Tief im Herzen barg er hoffnungslos seine Liebe zu Luise und schöpfte doch Kraft und schmerzliche Erholung, fügte es sich, daß er mit ihr zusammen war. So kam Weihnachten heran. Im Rust'schen Hause war es



Pastor Augustin kommt zu Besuch nach Demzin (Zeichnung von Reuter). Originell die Fratze auf dem Rockschoß des Kutschers.

Aus dem Reuter-Museum in Eisenach.

Sitte, in der Frühe des ersten Weihnachtstages zu bescheren. Am Abend vorher und in der Nacht wurden von den Erwachsenen die letzten Vorbereitungen getroffen, und dabei spendete der Hausherr gern und reichlich einen guten Tropfen aus seinem Weinkeller. Fritz quälten trübe Gedanken — nie würde er als Familienvater das Fest froh feiern, nie mit der geliebten Frau im eigenen Heim vor den Lichterbaum treten können! Um die verzweifelte Stimmung zu bannen, trank er, und so stark, daß er gegen Morgen seiner Sinne kaum mächtig sein Zimmer aufsuchen mußte. Am nächsten Tage verließ Reuter, tief beschämt, daß ihn der Alkohol wieder einmal überwältigt hatte, heimlich das Gut unter Zurücklassung eines erschütternden Briefes. Nach kurzem Aufenthalt in Stavenhagen bei den Schwestern suchte er Zuflucht bei seinem Freunde in Thalberg. Fritz Peters, der den hohen inneren Wert Reuters kannte, half ihm aus der Verzweiflung. Er übertrug ihm allerlei Arbeiten und überließ ihm, war er auf Reisen, die Verwaltung des Gutes. Die Arbeit und die heitere Geselligkeit — Peters unterhielt einen lebhaften Verkehr mit den Honoratioren der nahegelegenen kleinen Stadt Treptow a. d. Tollense — hatten den günstigsten Einfluß auf Reuters Stimmung. Er faßte neuen Lebensmut, sein Humor lebte wieder auf. Auch äußerlich veränderte er sich. Früher hager und schmal, war er jetzt stark und breit geworden. Im weißen Strohhut, Leinwandkittel, die Beine in festen Stulpenstiefeln, so ging er über Hof und Felder. Seine Freundlichkeit und sein Humor gewannen ihm die Herzen von Groß und Klein. „Unkel Reuting" nannten ihn Hausgenossen, Taglöhner und Dörfler, „Unkel Eute" die Kinder. Reuters besondere Liebe war die Blumenzucht. Er zog viele seltene Topfgewächse und besetzte damit sämtliche Fenster. Als die Hausfrau einmal klagte, er verdecke ihr mit seinen Blumen jegliche Aussicht, beschwichtigte er sie: „Je, Madamming, wotau bruken Sei rut tau kiken? De Blömmings sünd ok sihr hübsch antauseihn, und hier innen blüht das Glück, nicht draußen!"

An den Abenden unterhielt er die Hausgenossen durch Erzählen lustiger Geschichten oder durch Vorlesen aus Walter Scott, seinem Lieblingsdichter, und Shakespeare. Er zeichnete und porträtierte und fungierte bei jedem Anlaß als witziger Hausdichter. Reuters Lieblingsspiel war Schach, worin er es zu einer gewissen Meisterschaft brachte. Dabei rauchte er — as n' lütten Mann backt — Pfeife oder Cigarren. Frau Peters, als sparsame Hausfrau, sammelte einmal die Zigarrenstummel und mischte sie zerkrümelt zwischen den Tabak. Als Reuter sich dann eine Pfeife stopfte, schmeckte sie ihm nicht besonders. Er untersuchte den Tabak im Kasten und fand die Zigarrenstückchen. „Dunnerwetter, wo kümmt dat dormang?" — „Du, Peters, hest du dat dormang smeten?" — „I, wo ward ick!" — „Madamming, hebben Sei dat vellicht dahn?" — „Möglich!" — „Ne, dat möten Sei nich wedder dauhn! So'n Tüg, dor kann man sick jo an krank roken!"

Bei einem Erntefest traf Reuter einen Jungen, der vor der Tür saß und heulte. — „Wat hest du denn, Jung?" — „Ick kann nich mihr eten!" schluchzte der Bengel. — „Dann trag di doch wat tau Hus!" — „Ick bün all dremal nah Hus west!" — „Na, min Jung", lachte Reuter, „dann kann ick di ok nich helpen!"

Im Herbst treibt ihn die Sehnsucht nach Demzin, und als er nach der langen Trennung mit Luise zusammentrifft, gesteht er ihr seine Liebe. Luise weist ihn nicht ab, aber ein bindendes Versprechen, die Seine zu werden, gibt sie ihm noch nicht.

Reuters Leben gewinnt neuen Inhalt — es hat ein Ziel, das es zu erreichen gilt. Er be-

müht sich, von Freunden das Geld zu einer Pachtung zusammenzubekommen. Aber vergebens. Der Einzige, der an ihn glaubte und ihm gern geholfen hätte, Fritz Peters, hatte nur eben für sich selbst genug. Reuter läßt sich nicht entmutigen! Geht es nicht mit der Landwirtschaft, so muß ein anderer Weg gefunden werden! Er versucht es mit der Politik — sie sagt ihm nicht zu — und schließlich läßt er sich Ostern 1850 in Treptow a. d. Tollense als Privatlehrer für Griechisch, Englisch, Naturwissenschaften, Rechnen und Zeichnen nieder.

Reuters Landmannszeit ist beendet. Seine Lehrtätigkeit in Treptow gestattet ihm eine bescheidene Existenz, sodaß Fritz und Luise es wagen, gemeinsam durchs Leben zu gehen. Am 16. Juni 1851 findet die Hochzeit statt. Im Oktober 1853 erscheint Reuters erster Band „Läuschen un Rimels".

Später setzte er dann seiner Landmannszeit in seinem größten Werke „Ut mine Stromtid" ein unvergängliches Denkmal!

Fritz Reuter als pommerscher Stadtverordneter

Von Walter Schmidt-Gruse

Als Vierzigjähriger kam Reuter 1850 in das kleine pommersche Landstädtchen Treptow an der Tollense. Bewegte Zeiten lagen hinter dem Manne. Zeiten, in denen er selbst an sich gezweifelt hatte, hoffnungslose Jahre auch für seine Angehörigen. Manches hatte er nach der Entlassung aus der Festungshaft versucht, um das gestrandete Lebensschiff in Fahrt zu bringen; aber es gelang ihm erst in den Mauern der pommerschen Kleinstadt, wieder flott zu werden. Er zog den behäbigen Landmannsrock aus und den engen des Schulmeisters an. Für zwei Groschen die Stunde gab er den Treptower Jungen und Mädeln Unterricht im Zeichnen und in der Literatur, im Griechischen und in der Mathematik. Mit den Zinsen seines kleinen väterlichen Vermögens und den klingenden Erfolgen, die ihm seine Bildnismalerei einbrachte, hatte er so ein bescheidenes Auskommen. Auf 240 Taler jährlich berechnete er die Einnahme aus Privatunterricht, 40 Taler trug das Turnen ein, 160 verdiente er mit seinen Bildern, und 240 Taler Zinsen warf das kleine Kapital ab. Da konnte der Vielumhergetriebene es wagen, mit seiner Luise einen eigenen Hausstand zu gründen. Glückliches Gefühl, endlich auf eigenen Füßen zu stehen.

Und Treptow wurde noch in anderer Hinsicht ein Wendepunkt in seinem Leben. Von hier aus traten seine „Läuschen und Rimels" ihren Lauf durch ganz Deutschland an; hier begann das dichterische Schaffen, das ihm später Ruhm und Volkstümlichkeit eintrug. „Ut em ward nix", hatten die Stemhäger einst geurteilt. Aus Fritzing aber wurde noch mehr als ein gewöhnlicher Treptower Bürger, aus Fritzing wurde sogar — ein Stadtverordneter. Am 2. November 1853 wurde er mit seinen siegreichen Kollegen in sein Amt eingeführt. Die Treptower Ueberlieferung und die zünftigen Reuterforscher berichten, daß er sich „mit Eifer" den städtischen Angelegenheiten gewidmet habe. Ich kann dem nicht ganz zustimmen; denn aus den Niederschriften der Stadtverordnetenversammlung konnte ich feststellen, wie der „Herr Lehrer Reuter" oft mehrere Sitzungen hintereinander schwänzte; von 34, die während der Jahre 1853—56 abgehalten wurden, hat er 13 versäumt. Wer will's ihm verdenken, wenn ein Spaziergang nach dem nahen Thalberg, wo der Getreueste der Getreuen, Fritz Peters, wirtschaftete, mehr lockte als die kleine Stadtpolitik. Nur wo sein Herz ihn packte, da war er mit ganzer Seele dabei. Oft waren es ja keine weltbewegenden Sachen, die in dem Kollegium der Vierundzwanzig besprochen wurden. Die Nachtwächter erhielten eine Gehaltszulage von 5 Talern, vier Elementarlehrern bewilligte man zusammen 100 Taler Aufbesserung; man war großmütig und gab dem Mechaniker Jazet kostenlos 6000 Torf, die dem hungernden Jünger der physikalischen und chemischen Wissenschaften sehr zustatten kamen. Der arme Schlucker schenkte bei seinem Fortzuge Reuter als dem einzigen, der sie gebrauchen konnte, Gläser und Retorten für chemische Versuche und einen alten Schmöker, aus dem Fritzing später die Versuche entnahm, die der kundige Konrektor in „Dörchläuchting" dem gewitterbangen Herzog vormacht. Man stritt sich mit dem Schützenwirt herum wegen der Anlagen auf dem Klosterberg und erteilte dem Kämmerer einen Verweis, weil er im Stadtholze 100 Klafter Holz zuviel geschlagen hatte. Man war fortschrittlich und begeisterte sich für einen Bahnbau Berlin—Stralsund, der Treptow mit der großen Welt verbinden sollte. Gegen eine Stimme sprachen sich die Stadtverordneten für eine Beteiligung von 30 000 Talern bei der Bahnaktiengesellschaft aus, vorsichtigerweise „die unerläßliche Bedingung" stellend, daß „die Bahn Treptow berühren und der Anhaltepunkt unmittelbar an die Stadt" gelegt werde. Die Bahn wurde übrigens erst 25 Jahre später als Staatsbahn gebaut, denn die Gesellschaft krachte zusammen, und das Geld war man los. Und Fritzing mußte weiter mit dem rumpelnden Omnibus nach dem schönen Neubrandenburg fahren. — Klein und eng die Verhältnisse. Noch trug das Armenhaus ein ländliches Strohdach, das auf Antrag des Magistrats neu mit Rohr

gedeckt werden sollte. Erst die Stadtverordneten und mit ihnen Reuter beantragten, es der Feuersicherheit wegen mit Ziegeln zu belegen. Nicht einmal ein Sitzungssaal für die Stadtväter war im baufälligen und unansehnlichen Rathause vorhanden. Man tagte im Saale des Gollreiderschen Gast- und Posthauses. Vielleicht waren das die nettesten Stunden für den geselligen Reuter, wenn man nach vollbrachtem Stadtregiment gemütlich am Biertisch beisammen saß und Schnurren erzählte.

Reuter soll oft das Wort genommen und seine Reden gern mit Scherzen gespickt haben. Protokolle weisen wenig darüber auf, und nur



Treptow a. T.: Marktplatz und Petrikirche rechts und Jonschers Hotel links.
Aufnahme: E. Silberschlag.

einige Male tritt Fritzing aus der Ruhe heraus. So stellte er bei der Neuwahl eines Kämmerers den Antrag, dessen Gehalt auf die feste Summe von 400 Talern unter Fortfall der bis dahin gang und gäbe gewesenen Naturalien zu bemessen. Er wurde auch in die Kommission gewählt, die die junge Stadtsparkasse revidieren sollte. Mit dem Herzen war er sicherlich mehr bei zwei anderen Aufträgen, mit denen ihn seine Kollegen beehrten. Am 14. Juni 1855 stand in der Stadtvertretung der Vorschlag des Magistrats zur Besprechung, „eine Chaussee von hier nach Stavenhagen zu erbauen und eine Kommission zu ernennen, welche versuchen soll, die Mecklenburger Behörde und Gutsbesitzer dafür zu gewinnen". Wer konnte hier mehr am Platze sein als der Stavenhäger Bürgermeistersohn? Die Reisekosten wurden ihm und dem Ratsmaurermeister bewilligt, und eifrig ist er sicher auf das Ziel losgesteuert. Konnte er jetzt nicht mit einem gewissen Stolze in seiner Vaterstadt sich als Vertreter der neuen Heimat vorstellen? War aus ihm nicht schon ein bißchen geworden? Die Wünsche der Beteiligten waren allerdings nicht unter einen Hut zu bringen, und die Verbindung mit Stavenhagen blieb lange noch die alte Landstraße. Die andere Aufgabe traf ihn in demselben Jahre.

Sommer und Herbst 1855 waren schlimme Zeiten. Die Ernte war schlecht gewesen, Roggen spärlich, Kartoffeln noch weniger gewachsen, und eine allgemeine Teuerung setzte ein. Der Scheffel Kartoffeln stieg auf über einen Taler, ein unerschwinglicher Preis für die ärmere Bevölkerung. Im Brote Ersatz zu finden, war den meisten unmöglich, weil sein Preis ebenso in die Höhe kletterte. Es kostete bei wesentlich höherem Geldwert so viel wie heute: 100 Pfund Roggenschrotbrot 4 Taler. Nicht ganz so schlimm die Steigerung beim Fleisch; immerhin lagen auch hier die Preise weit über dem gewöhnlichen Stande. Ein Pfund Rindfleisch galt 2 Sgr. 3 Pf., für Schweinefleisch mußte man gar 4 Sgr. bezahlen, für den Hammel das Pfund 2 Sgr. 6 Pfg. Mit der Teurung ging eine Arbeitslosigkeit Hand in Hand, der in der kleinen Stadt schwer zu wehren war. Bittere Not kehrte in viele Familien ein, so daß die Zahl derer, die Unterstützungen aus der Armenkasse beantragten, um so mehr

wuchs, je näher Weihnachten heranrückte. 92 Ortsarme waren sonst schon zu versorgen gewesen; nun gesellten sich zu diesen Allerärmsten die Arbeitsleute, die ohne Beschäftigung in besseren Jahren wohl einige Winterwochen aushielten, die Witwen, die mit den Zinsen ihrer kleinen Kapitalien nicht reichten, die kleinen Handwerker, denen die Arbeit ausging. Niemals war die Bettelei so groß, die Wohltätigkeit einzelner mußte versagen.

Da suchten die Treptower Stadtväter nach umfassenden Maßnahmen, und sie fanden sie. Aus den Mitgliedern des Magistrats und der Stadtverordnetenversammlung wurde eine gemischte Kommission gebildet, die Mittel und Wege zur Abhilfe beriet. Vier Stadtverordnete waren dabei beteiligt und unter ihnen Reuter, dessen gutes Herz man kannte. Da war er sicher am Platze, hat seine Privatschüler, Dichten und Planen beiseite geschoben, um die ärgste Not zum Feste bannen zu helfen. Sein Name steht auch in der ihm eigenen sauberen Schrift unter dem ersten Sitzungsbericht der Kommission, die schnell bei der Hand war. Zwei Tage danach hießen die übrigen Stadtväter die vorgelegten Pläne einstimmig gut, und es konnte an die Arbeit gehen. 500 Taler wurden bewilligt, um eine „Suppenspeiseanstalt mit Fleisch" — wie der Bürgermeister so nett schrieb — einzurichten, „aus welcher jeder Einwohner teils gegen einen bestimmten Preis, teils nach voraufgegangener Prüfung unentgeltlich eine oder mehrere Portionen erhalten könne".

Die Kirche und die vermögenden Hospitäler unterstützten die Stadt in ihrem Liebeswerk; 250 Taler steuerten sie aus ihren Mitteln bei, Gaben an Geld und Lebensmitteln taten ein übriges. Die Landherren der Umgegend stifteten Korn, Graupen und Grütze, Rüben und Kartoffeln, Fleisch und Speck. Am Weihnachtsheiligenabend 1855 wurde die Notstandsküche eröffnet, ein rechtes Weihnachtsgeschenk Reuters und seiner Kollegen an die Darbenden — das Gespenst des Hungers war vertrieben.

Wie mag Reuter bei Freunden und Bekannten um ein Scherflein gedrängt haben, er, der so gut Julklappen zu machen verstand und aus eigner Erfahrung sagen konnte, wie einem armen Schlucker zumute war. Wieviel er geworben, wieviel er selbst gegeben, wir wissen's nicht. Doch gesorgt wurde nun nach Kräften. Die Hospitäler verteilten vor dem Feste 100 Taler, den Kindern der Armenschule bescherte man unter dem Tannenbaum, und die Hungernden hatten satt zu essen. Den Aermsten gab man das Mittagessen unentgeltlich, die andern zahlten je nach ihren Einkünften 3, 6 oder 12 Pf. 240 Portionen wurden täglich verabreicht, bei einer Bevölkerung von 4000 Einwohnern ein Zeichen allgemeinster Not, und bis Ostern war man gezwungen zu spenden.

Im Winter galt es, neben dem Hunger die Kälte zu bekämpfen, für Brennstoffe zu sorgen. Die Kommission hatte darum auch dafür Vorschläge gemacht. Aus der Stadtforst gab man Holz zu erschwinglichen Preisen ab, den Armen wurde es geschenkt. Daneben sollte man Arbeitsgelegenheiten finden und damit Verdienstmöglichkeiten schaffen. Reuter und seine Helfer bemühten sich wieder mit Erfolg. Oekonomie-, Forst- und Baudeputation durften über die Mittel des Haushalts hinaus Arbeiten vergeben; Plätze wurden geebnet, Gräben der Feldmark geräumt, im Stadtwalde 30 Mann beschäftigt. Dazu gab der Bau der Chaussee von Treptow nach Jarmen manchem Verdienst. So meisterten die Treptower die Not.

Die Tätigkeit in der Notstandskommission war mit die letzte Arbeit, die Reuter als Stadtverordneter tat; denn ein Vierteljahr später siedelte er in das größere Neubrandenburg über: Der Dichter in ihm rief zu höheren Leistungen. Der prächtige Mensch, der aus allen seinen Werken spricht, das warme Herz, die Liebe zum einfachen Volk — sie finden wir schon in seinem Wirken als Treptower Stadtvater.

Tau Fritz Reutern sien Gedächtnis

Woll väle Dichter schreben uns
all Rimels un Kamellen,
doch bäter as du, Fritzing, künn
sei keiner uns vertellen.

Drüm freugt tau di sick jederein,
de Armen as de Riken;
ok dorin ward woll ganz gewiß
so licht di keiner gliken.

Un alle hemm' s' di gor tau giern,
sei willn von di nich laten;
du büst so fast, so leiw un tru
in 't dütsche Hart inschlaten.

Dor, wo de Minsch am deipsten fäuhlt,
dor warst du ewig läben,
du, dei trotz eigen Not un Pien
uns soväl Freud hett gäben.

Solang dat Sünn un Man noch giwt
un dütsche Ort un Wäsen,
so lang ward ok dien Wark bestahn,
ward man „Fritz Reutern" läsen.

Walter Schröder.

Aus „Von Hus un Heimat". 4. vermihrt Uplag 1934. Verlag L. Bamberg, Greifswald.

Unbekannte Reuterbriefe

Mitgeteilt von Fritz Wähnke

Die markanteste Persönlichkeit des Treptower Freundeskreises Fritz Reuters war zweifelsohne der Justizrat Ludwig Schröder, der dem jungen Dichter nicht nur manchen Stoff verschaffte, sondern ihm auch materiell half und Zeit seines Lebens der getreueste Freund blieb. Schröder war es auch, der dem unbekannten Anfänger 200 Taler lieh, um die Herausgabe der „Läuschen un Rimels“ (1853) zu ermöglichen, nachdem die Verleger abgelehnt hatten. Diese Freundschaft, in Lust und Leid erhärtet, blieb für beide Teile eine Quelle reiner Freude, auch nachdem Reuter Treptow verlassen hatte und ein berühmter und vermögender Mann geworden war.

Leider sind die meisten Zeugen des sicherlich lebhaften Briefwechsels zwischen „Justizeken“ und „Rutsching“ verloren gegangen. Auch die Briefsammlungen von Adolf Wilbrandt, Fritz Engel, Karl Theodor Gaedertz, Otto Weltzien u. a. bringen nur eine geringe Anzahl von Schröder-Briefen. Umsomehr wird die nachstehende Veröffentlichung einiger Reuter-Briefe aus dem Schröderschen Familienkreise begrüßt werden, deren Originale von dem Enkel des Justizrats, dem in Stralsund lebenden Oberst a. D. Schröder, liebenswürdigerweise zur Verfügung gestellt wurden.

Das herzliche Verhältnis zwischen „Rutsching“ und „Justizeken“ oder „Luce“ beleuchtet aufs beste das „Scherzgedicht“ aus dem Jahre 1850, in dem er Schröders Lebenslauf in übermütiger Laune schildert[1]).

Scherzgedicht.

Von Fritz Reuter für den Justizrath Schröder in Treptow a. d. Tollense.

1850.

Ein Anderer hat schon zum Ruhm und Preise
Der Tugenden des Wirths ein Lied gesungen;
Nach alter Art und kluger Weise
Ist mit den Gläsern angeklungen
Und die Gesundheit ausgebrungen.
Ich will daher nur über ihn berichten,
Was ich erfahren hab' in nuce
Von Lebensschicksalen des Luce
Und derlei heitere Geschichten;
Und mischt in mein Gedicht der Scherz sich ein,
Und selbst — man kann's nicht wissen —
Ein wenig auch von Aergernissen,
So mag der Wirth dem Gaste es verzeih'n;
Denn Scherz und Nüsse hören zu dem Wein. —
Es war im Jahre: Anno so und so,
Wie Vater Baarts zu sagen pflegt, als irgendwo
In Mecklenburg ein Junge kam zur Welt,
Ein Junge! ach ein prächt'ger Junge!!
So wie er jedermann gefällt,
Ein wohlgestalteter, gesunder,
Ein kleiner, dicker, feister, runder.
„Dat wad'n Preister“, sagte Ann Mariek.
„Den Deutsching ok, hei wad Burmeister“,
Sagte Anne Fiek.
Doch als der kleine, dicke Junge
So recht aus voller, kräft'ger Lunge
Geschrie'n, nach allem gleich gegriffen hat,
Da sagten Alle: „Hei wad Advokat“. —
Er wuchs heran in all und jeder Tugend:
Er hat sich mit der Jugend
Des Dorfes baß gerauft,
Für ihn ist denn ein eigner Stock gekauft,
Womit sein übermäß'ger Muth gezügelt;
Von Kandidaten ist er mürb geprügelt
Und dann nach Brandenburg geschickt,
Wo er von Classʼ zu Classʼ gerückt,
Und dann, vom Wissen fast erdrückt,
Auf seines Herren Vaters Rath
Die Universität bezogen hat.
Vollkommenheit in allen Dingen,
Sich auf den Gipfel zu erheben,
Das Höchste, Größte zu erringen,
Ward hier sein Wunsch und sein Bestreben.
Es hat sich nun sein Geist gewaltig ausgedehnt,
Und auch sein Körper folgte Schritt vor Schritt
Bei dieser Dehnung in die Breite mit.
Und als er einstens fand erwähnt,
Pythagoras, der Weise, hab gelehret,
Daß das Vollkommenste auf Erden
Die Form der Kugel sei,
Da wollt' er auch 'ne Kugel werden,
Ich frage nun gelegentlich hiebei,
Ob nicht sein Wunsch beinah erreichet sei.
Doch 's ist gleichviel! als die digesten
Und andere juristische molesten,
Mit denen, wie ich weiß, gar nicht zu spaßen
Ihm fest im Hirn und auch im Magen saßen,
Er durch Examina gehetzt,
Ward er allhier als Richter eingesetzt;
Und jeglicher improbus
Erzitterte fortan vor unserm braven Globus.
Als er so seine Existenz begründet
Und nebenbei sich mehr noch zugeründet
Thät er zu Füßen einer Dame —
Ida Kölling war ihr Name —
Der zärtlichsten Empfindung voll sich rollen
Und fragt im Schweiß des Angesichtes: „Wollen
Ew. Wohlgeboren sich sothaner

[1]) Der letzte Teil bezieht sich auf die politischen Diskussionen der Jahre 1848 bis 1849. Winkelmann war einer der leidenschaftlichsten Demokraten in Treptow; Hassenpflug („der Hessen Fluch“), Polizeiminister in Hessen-Darmstadt, war wegen seiner sinnlosen Demagogenverfolgungen berüchtigt geworden. Spoliieren heißt berauben. Der Demokrat Robert Blum wurde während der Revolution standrechtlich erschossen. Bei Bronzelle fand ein Gefecht zwischen Preußen und Hessen statt, bei dem seltsamerweise nur ein Schimmel fiel.

Vergangner Zeiten hold erinnern,
Wie ich in Brandenburg als Sekundaner
Zu Ihnen aufgeseufzt aus tiefstem Innern;
Und wollen Sie den schönen Bund erneuern,
Ein Ehverlöbnis mit mir feiern,
So sprechen Sie ein deutlich lautes Ja!"
Die Dame wußte nicht, wie ihr geschah.
Doch kaum war ihrem Mund das Wort entfallen,
Begann er wie ein Ball schier lustig aufzuprallen,
Und für die nächste Viertelstunde ward der Richter
Zu einem Sturm und Drang verkündend wilden Dichter.
So ward behaglich die Affaire erledigt,
Und nur die Hos' vom Knie'n etwas beschädigt.
Drauf wurd die Hochzeit angerichtet,
Der neue Hausstand eingerichtet,
Im Honigmond noch etwas fortgedichtet,
Darauf der Actenrest gelichtet,
Der sich in letzter Zeit gewaltig aufgeschichtet,
Etwaige kleine Zwiste rasch geschlichtet,
Die häusliche Gewalt nach ein'gem Kampf berichtet,
Die nun in andre, schön're Hände überging,
Und somit fing
Für unsern kleinen, kreuzfidelen Mann
Ein neues, heit'res Leben an.
So hat er nun schon Jahr für Jahr
In Compagnie mit einer Kinderschar
Und einer theuren Gattin hold
Sein fröhlich Leben hingerollt.
Soviel ich weiß, erfuhr er keine Leiden,
Mit Ausnahme, etwa dieser Beiden,
Daß er zuweilen steht Gevatter
Und matt wird in dem Schach en quatre.
Er meidet Zank und Streit
Und liebt Gemütlichkeit;
Doch wenn man ihn bedroht,
Dann scheut er nicht den Tod,
Dann wird sein Zorn entfacht,
Dann stürzt er in die Schlacht
Mit Helm und Schwerdt und Speer,
Mit Säbel und Gewehr,
Mit Messer und mit Scheer
Und andern spitzen Sachen,
Bekämpft den rothen Drachen,
Erschlägt in Blut und Schweiß
Die Feinde haufenweis
Und stürzet sich erbittert,
Wo er sie nur erwittert,
Daß Schwerdt und Lanze splittert
Und Winkelmann erzittert. —
Dann kennt er sich nicht mehr,
Dann ist ihm nicht zu rathen,
Selbst an den Potentaten
Vergreifet er sich schwer. —
So hat er mal in meiner Gegenwart
In seinem Zimmer unten rechter Hand
Den Kaiser Oesterreichs so hart
Bekämpfet, daß es fast 'ne Schand.
Er hat den armen Mann mitsammt dem Hassenpflug
So mürb und windelweich geprügelt,
Daß an der Hälfte Schläge er genug.
Und hätt' ich seinen Zorn nicht halb gezügelt,
Er hätt' ihn seiner Länder ganz spoliiret
Und ihn zum Schluß aus Deutschland deportiret,
So nahm er ihm beiläufig Böhmen nur und Mähren
Und thät's, als echter Preuß', dem König sein verehren.
Trotz seiner schrecklichen Verhöhnung
Von Hainau und den Mördern Blum's
Trotz dieser bösen Angewöhnung
Exorbianten Heldenthums,
Trotz der Begeistrung für Bronzelle
Ist er ein freundlicher Geselle.
Er ist nicht stets kometen-schweifig-wüthig,
Nein, meistenteils planetenruhig-gütig.



Fritz Reuter in Neubrandenburg.

Aus „Siebold, Unser Fritzing". Ein Lebensbild Fritz Reuters. Verlag Emil Roth, Gießen.

Er rollet seine Bahn im ruh'gen Gleichgewicht
Auch hat mit Fleiß verletzt er niemals Niemand nicht.
Auch stößt er niemals an, und sollt es ja passieren,
So wird sein weicher Stoß nur höchstens amüsieren.
Drum laßt die Gläser uns erheben
Und laßt uns stoßen an
Auf die Gesundheit von dem Mann,
Der selber nicht anstoßen kann,
Trotz der Gesundheit, die eben
Der Bürgermeister ersann,
Er soll zum zweiten Male leben! ! !

*

Innig und schlicht, aber durchzittert von der Tiefe echten Mitgefühls, ist der Beileidsbrief Fritz Reuters aus Anlaß des Todes von Schröders Frau.

Mein lieber, guter Justizrath,

Die Nachricht von dem Tode Deiner guten Frau hat uns gewaltig erschüttert. Ein solches Unglück in einem so glücklichen Hause! – Ich will nicht versuchen, Dir unnütze Trostworte zuzurufen; ich will mich lieber der Verewigten mit derselben Herzlichkeit zu erinnern suchen, mit der sie mich, als ich als ein fremder und hülfloser Mensch nach Treptow kam, in ihrem Hause und an ihrem Tische aufnahm. Die Wunde, die Dir das Schicksal geschlagen hat, lieber Schröder, wird tief sein, und nur die Liebe Deiner Kinder wird sie heilen. – Das gebe Gott! – Wir beide, meine Frau und ich, drücken Dir als aufrichtige Freunde im Geiste die Hand. – Lebewohl!

Dein

Eisenach d. 16ten März 64. Fritz Reuter

Rudolf Schröder, der einzige Sohn des Justizrats, war in den Jahren 1850 und 1851 von Reuter im Schwimmen und Turnen sowie in den Anfängen des Griechischen unterrichtet worden und wurde späterhin ein aufrichtiger Freund seines ehemaligen Lehrers. Er lebte und wirkte als Professor des deutschen Rechts in Bonn, Würzburg, Straßburg, Göttingen und Heidelberg und ist am 3. Januar 1917 gestorben.

In den längst vergriffenen Neuen Heidelberger Jahrbüchern von 1894 berichtet Professor Schröder von einem Brief Fritz Reuters, den dieser im Februar 1861 an ihn gerichtet hat und der sich heute im Besitz des Sohnes, des Obersten Schröder in Stralsund, befindet. Er schreibt dazu:

Gustav Freytag hatte sich in seiner Eigenschaft als Mitredakteur der Grenzboten durch den Verleger der letzteren an den Buchhändler Hinstorff in Weimar gewendet, um durch diesen einiges Material für eine Biographie Fritz Reuter's zu erhalten. Infolge dessen wurde ich, damals junger Berliner Doktor, als vertrauter Freund und ehemaliger Schüler Reuter's [2]) von dem letzteren ersucht, das Nötige für Freytag zusammenzustellen. Ich schickte das von mir gefertigte Manuskript an Hinstorff zu weiterer Veranlassung, worauf dasselbe in den Grenzboten XX, 1, Seite 441 ff., und zwar ohne mein Zuthun mit meinem Namen, veröffentlicht wurde. Der Brief, durch den Reuter mir den Auftrag erteilte, war zugleich dazu bestimmt, mich mit dem nötigen Material zu versehen. Er lautete wörtlich:

„F. Reuter ist am 7. November 1810 in Stavenhagen, Mecklenburg-Schwerin, als ältester Sohn geboren, wo sein Vater Bürgermeister und Stadtrichter war, außerdem aber bei seiner außergewöhnlichen, rastlosen Thätigkeit eine nicht unbedeutende und intelligente Landwirthschaft betrieb, über welche er in populären Schriften zu berichten pflegte. Er war ein strenger, überaus pflichtgetreuer Mann. Seine Mutter war in Folge einer heftigen Krankheit gleich nach der Geburt eines zweiten Sohnes (der bald starb) gelähmt und hat bis zu ihrem Tode (1825) den Gebrauch ihrer Glieder nicht wieder erhalten. Desto reger war ihr Geist, und schon früh wußte sie den Sohn für die großen Dichter deutscher Nation zu enthusiasmiren. Hier half denn auch der Pathe, Amtshauptmann Weber, der mit Onkel Herse so ziemlich den einzigen Umgang der Eltern bildete [3]). Der Knabe suchte sich den letzteren im weiteren Kreise unter den Bürgersöhnen, vor Allem aber unter den Söhnen des Pächter Nahmacher auf dem hart an der Stadt gelegenen Altbauhofe. Nachdem in dem elterlichen Hause noch zwei Vettern (wenig älter) aufgenommen waren, wurde bis zum Jahre 1824 der Unterricht für die Knaben durch Hauslehrer beschafft. Von da ab besuchte er mit dem einen Vetter (jetzt Pastor zu Tessin) die Schule zu Friedland in Mecklenburg-Strelitz, die sich damals eines durch Turnen gehobenen, rüstigen Jugendlebens erfreute. Geschichte, Geographie, Mathematik und Zeichnen waren die Lehrgegenstände, die dem Knaben am meisten zusagten, und nach drei Jahren erklärte er, Maler werden zu wollen. Dies stimmte aber schlecht zu den Wünschen des Vaters, der einen Juristen aus ihm ziehen wollte; er brachte ihn deßhalb durch Versetzung nach Parchim (einem damals neuorganisirten Gymnasium) in andere Umgebungen, wo der Zeichenunterricht aufhören mußte. Hier blieb Reuter bis zum Abgange zur Universität Rostock (1831 Michaelis), wo er dann auch, allerdings mit innerm Widerstreben, Institutionen und Rechtsgeschichte hörte, und dann nach Verlauf eines halben Jahres nach Jena ging [4]). Er trat hier in die Burschenschaft und zwar in die Fraktion (Germania), die sich in der Folge der Julirevolution und des polnischen Aufstandes in ihrer Art mit Politik befaßte. — Im Herbste 1833 wurde er deßhalb in Preußen verhaftet und zur Untersuchung gezogen. Er war einer der Ersten, mit denen die große Demagogen-Hatz begann. Ein volles Jahr dauerte die Untersuchung auf der Hausvogtei unter der Leitung des bekannten Criminal-Directors Dammbach. Trotz aller Reklamationen der mecklenburgschen Regierung wurde er auf preußische Festungen gesetzt, zum Tode verurtheilt, kraft oberstrichterlicher Ge-

[2]) Mit seinen Turnschülern unternahm Reuter zuweilen, um sie zu männlichen Charakteren zu erziehen, nächtliche Ausflüge, bei denen die Knaben als Patrouillen ausgeschickt wurden. Als ich von Reuter Abschied nahm, um das Anklamer Gymnasium zu beziehen, sagte er, daß er mir noch einen Rat mitgeben wolle: ich solle mir das Pfeifenrauchen nicht angewöhnen, denn er habe sich ausgerechnet, daß er bei so und so vielen Pfeifen täglich so und so viele Zeit für Ausklopfen, Stopfen und Anzünden verwende, also jährlich eine ganze Reihe von Tagen geradezu vergeude.

[3]) Ich entsinne mich einer Anekdote aus Reuter's Jugendjahren, die er gern erzählte. Einer der beiden alten Herren (ich weiß nicht mehr welcher) ärgerte sich darüber, daß die Knaben, wenn sie Geschichten erzählten, alle Augenblicke stockten und dann mit „Un dunn" fortfuhren. Er setzte einen Schilling als Preis aus für denjenigen, der eine Geschichte ohne „Un dunn" vortragen würde. Fritz Reuter brachte dies fertig, schloß aber seine Erzählung mit den triumphierenden Worten: „Un dunn kreeg ick 'n Schilling", was den Onkel dann sehr unpädagogisch veranlaßte, nun doch den Schilling zu verweigern, mit den Worten: „Un dunn was de Schilling weg".

[4]) Auf dem Gymnasium hatte Reuter den Beinamen „Charles douze" erhalten. Als er nach Jena ging, hoffte er, wie er mir erzählt hat, diesen Namen endlich los zu werden, aber schon am ersten Abend in Jena begrüßte ihn bei seinem Eintritt in eine Wirtsstube eine Stimme aus dem Hintergrunde: „Süh, Charles douze, wo kümmst du her?" Damit war der Name für ihn verewigt.

walt des Königs mit dreißigjähriger Festungsstrafe beschenkt und bis zum Sommer 1838 auf verschiedenen preußischen Festungen detinirt[5]). Dann wurde er auf specielle persönliche Verwendung des Großherzogs von Mecklenburg, Paul Friedrich, auf die vaterländische Festung Dömitz ausgeliefert, jedoch mit der bestimmten Bedingung, daß die endliche Begnadigung nur von Preußen ausgehen sollte. Dies geschah denn nun 1840 im Herbst bei der Amnestie, die nach dem Tode Friedrich Wilhelms III. eintrat. Von der Jurisprudenz hatte er während der Haft auf immer Abschied genommen. Zeichnen (viel Portraitiren), Mathematik und deutsche Literatur halfen ihm diese böse Zeit ertragen; in den letzten Jahren auch vorzüglich das Studium der in die Landwirthschaft einschlagenden Wissenschaften, da er entschlossen war, nach der Freilassung dies Gewerbe zu ergreifen[6]). Dies geschah denn auch und ist er bis zum Jahre 1850 praktischer Oekonom geblieben. — Der 1845 erfolgte Tod des Vaters und die dadurch klar gewordenen pekuniären Verhältnisse zeigten ihm die Unmöglichkeit, jemals auf diesem Wege eine selbständige Stellung zu erringen, und dies war sein sehnlichster Wunsch; die Liebe zu seiner jetzigen Frau trieb ihn dazu. Er entschloß sich kurz: auf den Rath und durch die Vermittelung lieber Freunde ward er, nachdem er Preuße geworden, Privatlehrer in der kleinen preußischen Stadt Treptow[7]). Hier gab er im Jahre 1853 den ersten Band von „Läuschen un Rimels" heraus, der seine Entstehung dem heitern geselligen Verkehre im Hause seines Freundes Peters zu Thalberg[8]) und der vielfachen Anregung von seinem Freunde, dem Justiz-Rath Schroeder[9]) zu Treptow verdankt. Darauf folgten „Polterabend-Gedichte," die von 1842 ab bei verschiedenen Gelegenheiten entstanden waren[10]). Darauf „de Reis' nah Belligen". 1855 übernahm er die Redaction eines Unterhaltungsblattes für Mecklenburg und Pommern; das Unternehmen fand zuerst Anklang, aber fast gar keine Unterstützung und mußte 1856 bei der Nachlässigkeit des Verlegers aufgegeben werden, der schließlich denn auch ohne Rechnungsablage nach Amerika auskniff. 1856 Ostern siedelte Reuter, angezogen von dem größeren Verkehr und der reizenden Gegend, nach dem nahegelegenen Neubrandenburg über, woselbst er sich blos mit literarischen Arbeiten beschäftigt. Hier entstanden einige unbedeutende Lustspiele und Possen, die beim gänzlichen Mangel aller Bühnenkenntnisse, vielleicht auch bei mangelhafter dramatischer Befähigung, nur einen sehr zweifelhaften Erfolg hatten. Wenn auch einige (die drei Langhänse und Blücher in Teterow) auf dem Wallner'schen Theater in Berlin zur wiederholten Aufführung kamen[11]), so ist doch der Verfasser selbst sehr schlecht mit ihnen zufrieden. 1857 erschien „Kein Hüsung," 1858 der zweite Band von „Läuschen un Rimels," 1859 „olle Kamellen," 1860 „Hanne Nüte."

Dies

Mein lieber Richard

würde meine äußere Lebensgeschichte in nuce sein. Du kannst nun weglassen und zusetzen, wie's Dir gefällt. Soll ich aber noch hinzufügen, welchen besondern Umständen ich meine etwaige poetische Ader zu verdanken zu haben glaube, so bin ich der Meinung, daß meine Mutter in der ersten Jugendzeit hierauf den

[5]) Als Fritz Reuter, auf der Höhe seines Ruhmes stehend, einmal von Eisenach aus einige Wochen in der Wasserheilanstalt Laubbach bei Koblenz zubrachte, besuchte ich ihn von Bonn aus mit Böcking und Simrock. Mit großer Heiterkeit zeigte er uns zwei Visitenkarten, die eben bei ihm abgegeben waren. Sie rührten von zwei Generälen her, von denen der eine Gouverneur und der andere Kommandant von Koblenz war. „Früher", bemerkte er, „mußte ich immer den Festungskommandanten meinen ersten Besuch machen, und jetzt kommen sie zu mir."

[6]) Reuter übergeht hier, daß er nach seiner Begnadigung zwei Semester (von November 1840 bis Ende des Sommersemesters 1841) in Heidelberg studiert hatte. Er wohnte hier bei dem Kärcher Jakob Schmitt, Froschaue D. 278, heute Obere Neckarstraße 5. Er scheint hier vorzugsweise Chemie getrieben zu haben. Seiner chemischen Apparate entsinne ich mich noch deutlich.

[7]) Treptow an der Tollense.

[8]) Später und noch jetzt in Siedenbollentin bei Treptow.

[9]) War mein Vater. Auf die Mitteilung von dem Tode desselben schrieb Reuter mir (Eisenach, den 15. Juni 1869) Folgendes: „Der Schlag, der Euch so plötzlich und unerwartet getroffen hat, ist ebenso unvermuthet und schrecklich in unser Haus und in unsere Herzen gefallen. Wohl hast Du Recht, wenn Du sagst, daß auch mir ein Freund gestorben sei; ich weiß am Besten, wie hoch die Freundlichkeit und das Wohlwollen des lieben Mannes anzuschlagen ist, der, als ich noch gar nichts in der Welt bedeutete, mir mit Rath und Tath weiter und weiter half, und das Einzige, was uns mit der Härte dieser göttlichen Entscheidung versöhnen kann, liegt darin, daß dies harmlose, friedliche, bis in's innerste der Seele hinein heitere Gemüth eines so schmerzlosen, von langer Krankheit nicht entgegen (sic!) gequälten Todes gestorben ist.

Du aber lebe wohl, grüße von uns beiden Deine Frau und freue Dich Deines Söhnchens, und wenn auch zwischen uns Beiden ein mächtiges Haltseil zerrissen ist, so hoffe ich doch, daß die übrigbleibenden so lange halten werden, bis man auch mich unter den Rasen legt."

[10]) So sehr Reuter in dieser Hinsicht von den verschiedensten Seiten belästigt wurde, so erwies er sich doch seinen alten Freunden auch später noch gern gefällig. Meiner Schwester Hedwig, die eine seiner Lieblingsschülerinnen gewesen war, und der er in dem geplanten Werke „Ut mine Schaulmeistertied" die Hauptrolle zugedacht hatte, erfüllte er noch am 3. Juli 1862 von Neubrandenburg aus eine solche Bitte.

[11]) Schon 1858 hatte Reuter mir (damals Berliner Student) den Auftrag gegeben, wegen einer Aufführung der „Drei Langhänse" mit dem Direktor des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters und dem Theateragenten Heinrich zu verhandeln. Ich besitze von ihm noch einen launigen Brief vom 11. Januar 1858 über diese Angelegenheit.

größten Einfluß geübt hat, daß später die Festungszeit durch die fortwährenden Phantasiespiele, die man in Ermangelung unterhaltender Wirklichkeit heraufzubeschwören gezwungen ist, der Klarheit und Deutlichkeit der Vorstellungen förderlich gewesen ist, und daß sie mich befähigt hat, den Menschen kennen zu lernen. Im regen Verkehr mit vielen Menschen mag man die Menschen besser exploriren, ist man aber Jahre lang auf einen Umgang angewiesen, glaube ich, lernt man den Menschen besser kennen. Meine landwirthschaftliche Carrière, meine in einer kleinen ackerbautreibenden Stadt hingebrachte Jugendzeit, sowie auch der stete Verkehr mit plattdeutsch redenden Landsleuten auf Universität und Festung hat sicherlich mir meine Richtung als plattdeutscher Dichter vorgeschrieben; meine Liebe zu dem Volke, wie's nun einmal ist, auch das Glück, welches ich mit meinen ersten Versuchen hatte, haben das Ihre dazu gethan.

Sei nun so freundlich und mache aus diesem Material, was Dir gefällt, packe es zusammen und schicke es direkt an die Hinstorff'sche Hofbuchhandlung in Wismar. Ich will es nicht selbst sehen, sondern an seinen Früchten will ich es erkennen. Du sollst ganz freie Hand haben. — Kannst Du es bald, so würdest Du mich sehr verbinden.

Mit treuer Freundschaft

Dein

Fritz Reuter.

Bollentin, den —ten Febr. 1861."

Diese kurze Selbstbiographie Fritz Reuters scheint wenig bekannt zu sein. Wilbrandt erwähnt sie nur, und in der Gesamtausgabe von Reuters Briefen, herausgegeben von Otto Weltzien, findet sich nur der zweite, persönliche Teil.

An Richard Schröders Werden und Wohlergehen nahm Reuter innigen Anteil. Das beweist der nachstehende Glückwunsch zu dessen Verlobung. Kurz vorher hatte dieser in Berlin die Doktorwürde erworben.

„Mein lieber Richard,

So ist's recht! Jung gefreu't, hat niemand gereu't. Du hast durch Fleiß und glückliche Begabung Deinen Lebenszuschnitt fix fertig gekriegt und hast nun ein reiches, volles Erndtefeld vor Dir. Es giebt vielleicht außer Deinen Eltern keinen Menschen auf der Welt, als mich, der ein so reines aufrichtiges Interesse an Deiner glücklichen Zukunft nimmt: nimm dies also nur vorläufig; die Herzlichkeit soll sich später Aug' in Aug' und Mund von Mund aussprechen. Für jetzt grüße mir Deine liebe Braut und sage ihr, daß sie hier in Neubrand. zwei Freunde besitzt, deren Herz[en] ihr voll entgegenschlagen, das meine und das meiner Frau.

Du aber, mein Sohn, sollst: perge haben und sollst glücklich sein allerwege.

Dein treuer

Fritz Reuter.

Neubrand. d. 1st Febr. 62."

Im Jahre 1866 wurde Richard Schröder zum außerordentlichen Professor ernannt und führte nun auch die erwählte Lebensgefährtin heim. Diese beiden „frohen Nachrichten" gaben Anlaß zu dem folgenden Brief, der durch Reuters Stellungnahme zu Bismarck besonders interessant ist[12]).

„Mein lieber, guter Richard,

Du kannst Dir wohl denken, mit welcher Freude wir die beiden frohen Nachrichten empfangen haben, die den Inhalt Deines Briefes ausmachten. Jedes Glück und jeden Segen wünschen wir auf Dich und Deine liebe Frau, auf Eure Verbindung, auf Eure neubegründete Häuslichkeit und auf Deine ehrenvoll errungene Stellung in der wissenschaftlichen Welt herab! — Aber so freundlich gesinnt sind wir nicht gegen Jedermann, so z. B. wünschen wir, daß Irgendeiner mit aller Manier den jetzigen preußischen Premier auf eine brennende Theertonne setzte und ihn dabei fragte, ob ihm das bei diesem abscheulich kalten Frühjahrswetter nicht recht schön warm vorkäme, und ob er sich jetzt nicht einen kleinen Begriff von den brennenden Nesseln machen könnte, in die er den preußischen Staat hineingesetzt habe. Dies ist nun durchaus nicht eine Aeußerung alten inveterirten Demagogenhasses, sondern nur der Ausbruch des Aergers und Verdrusses, daß der Mann, der an so Vielem Schuld ist, auch daran Schuld ist, daß wir Euch, liebes Paar, nicht bei uns gesehen haben, wir hatten uns so sehr dazu gefreut und hofften auch, daß Böcking die kurzen Ferien dazu benutzen würde, uns mit seinem Besuche eine wahre Freude zu machen. Statt dessen haben wir die Festtage ganz einsam durchfrieren müssen, ohne weitere Unterhaltung, als der Anblick erfrorener Baumblätter und Baumblüthen gewährt.

Viele Grüße von mir und meiner Frau

[12]) Daß er als Demokrat abfällig über ihn dachte, war schon bekannt. Aber dies dürfte der letzte Brief sein, in dem er eine ablehnende Haltung einnimmt. Denn schon im September desselben Jahres schreibt er an Bismarck:

„Es treibt mich, Ew. Exzellenz als dem Mann, der die Träume meiner Jugend und die Hoffnungen des gereiften Alters zur faßbaren und im Sonnenschein glänzenden Wahrheit verwirklicht hat — ich meine die Einheit Deutschlands! — meinen tiefgefühlten Dank zu sagen". — Eduard Böcking, geboren 1802, gestorben 1870, war ordentlicher Professor der Rechte in Bonn. Auch als Literarhistoriker ist er von Bedeutung durch kritische Gesamtausgaben von Ulrich von Hutten und A. W. von Schlegel.

an Simrock und vor Allem an den liebenswürdigen Böcking und die Seinen. — Ich weiß nicht, habe ich ihm was zu Leide gethan, daß er so schweigsam geworden ist: wenn dies der Fall ist, so sage ihm, er soll's mir nur schreiben, ich will's nach Kräften wieder gut machen. Nun lebe recht wohl mit Deiner lieben Frau und halte mit dem längern Herbstbesuch Dein Wort.

Dein

unveränderter Freund

Fritz Reuter.

Eisenach, d. 25st Mai 1866.

Dörchläuchten ist bis zum 10t Bogen gedruckt. Einquartierung ist uns hier schon angesagt und übermorgen erwarten wir hier als Durchzügler Theile des 7t Armeekorps.

D. Ob."

Justizrat Schröder hatte für sehr viele Bekannte gut gesagt und war in seinem Vertrauen oft getäuscht worden. Diese Vertrauensseligkeit hat ihn, wie aus nachgelassenen Papieren ersichtlich wurde, ein für heutige Begriffe ungeheures Vermögen gekostet. Wer nun aber in dem nachstehenden Briefe das Andenken des Verstorbenen beschmutzt hat, läßt sich nicht mehr feststellen [13]).

„Lieber, bester Richard,

Ja, wir haben leider, leider gehört, wie scheußlich das Andenken Deines braven Vaters von Spitzbuben und Betrügern beschmutzt worden ist; wir haben es durch eine alte an Deinen Vater und an uns anhängliche Seele, Ottilie, erfahren, und es ist wohl kaum ein Tag vergangen, wo wir beiden Reuters nicht zusammen saßen und darüber judizirten, wie die Geschichte zusammenhängen könnte. — Fern von Treptow und ohne hinlängliche Kenntnis von dem eigentlichen Sachverhalt, konnten wir nur die unbegründetsten Hypothesen aufstellen, und die einzige, die allenfalls Stand hielt, war die, daß Dein so sehr wohlwollender Vater vielleicht von seinen Untergebenen gemißbraucht sein könnte. — Wie aber Wienke Deinen Schwager Nobiling mit Spott und Hohn hat ablaufen lassen können, begreife ich nicht, es ist ja notorisch und auch Peters bekannt, durch den ich es erfahren, daß Wienke Geld von Deinem Vater erhalten hat — es war freilich damals nur von 6000 Th. die Rede; aber ein Schuldverhältnis war doch vorhanden.

Was nun Dein Anliegen bei mir betrifft, so habe ich dasselbe nicht mehr wie gerne erfüllt, inliegend empfängst Du die gewünschten 200 Th., behalte sie solange Du willst, vorläufig macht mir das kein Beschwer. — Aber, wie so ein jeder von der Niedertracht der Welt zu leiden hat, so auch ich. Hast Du's schon gehört, daß ein lieber Landsmann in Amerika meine sämtlichen Werke nachdruckt? daß er die Frechheit gehabt hat, allen deutschen Buchhandlungen diese seine wohlfeile Auflage anzubieten und daß er auf solche Weise mich um meinen wohlerworbenen Verdienst bringt? — Wenn ich nicht schon von früher her die Erbärmlichkeit der Menschen kennte, ich würde in Anbetracht Deines und meines Falles sagen: „es ist eine niederträchtige Welt!"

Wir Beide, vor Allem meine gute Frau haben für Euch Schröders Kinder die herzlichste Theilnahme, es läßt sich brieflich nur nicht so ausdrücken, wie es mündlich möglich ist. Lebwohl Richard, freue Dich Deiner lieben Frau und des kleinen Ebenbilds Deines braven Vaters!

Dein

Dir immer getreuer

Fritz Reuter.

Eis., d. 5t Nov. 1869."

Der letzte Brief dieser Reihe ist an Frau Rittergutsbesitzer Hedwig Krüger, Bußvitz bei Rostock, gerichtet. Sie war die zweitälteste Tochter des Justizrats Schröder und Fritz Reuters Lieblingsschülerin; sie starb 1916.

„Meine kleine, liebe Frau Krüger,

Sie haben vielleicht gehört, daß ich die Polterabendschriftstellerei vollständig abgelobt habe, und wenn ich bei Ihnen eine Ausnahme mache, so habe ich zwei Bitten an Ihr freundliches Herz zu legen, erstens, daß Sie unter keinen Umständen mich als Verfasser der Charteke verrathen und zweitens, daß Sie die Dürftigkeit des Machwerks gütigst übersehen. Sie glauben gar nicht, was es mir für Ueberwindung kostet, immer neue Variationen nach der alten Melodie zu pfeifen. Zudem konnte das Stück — wie Sie auch selbst wünschten — der großen Jugend der beiden Schauspielerinnen wegen ja nur kurz ausfallen und mußte der Kindlichkeit angepaßt werden, und da läßt sich dann nicht viel Geistreiches zu Markte bringen. — Nehmen Sie also mit dem Umstehenden vorlieb, grüßen Sie Krüger freundschaftlichst und behalten Sie mich und meine Frau in gutem Andenken. In Rostock besucht Sie Ihr alter

Freund Fritz Reuter.

Neubrand. d. 3t Juli 1862."

[13]) Nobiling, Justizrat in Anklam, war der Mann von Richard Schröders Schwester Jettchen.

Die Reuterstadt Neubrandenburg und ihre Reutersammlung

Von Dr. Karl Wendt

Wie John Brinckman nicht ohne das seefahrtfreudige Rostock, der ernste Schleswiger Theodor Storm nicht ohne Husum, die graue Stadt am Meer, so ist der heimatfrohe Mecklenburger Fritz Reuter nicht zu denken ohne Neubrandenburg, die „Parl" von Dörchläuchtings Reich.

Neubrandenburg ist eben die Reuterstadt, und mit gutem Recht haben des Dichters Verehrer ihm hier sein Denkmal gesetzt.

Was Reuter vor seinem Neubrandenburger Aufenthalt geschaffen, konnte kaum Anspruch auf besonders poetische Wertgeltung erheben, hatte auch trotz des ersten überraschenden Erfolges seiner „Läuschen un Rimels" seinen Namen kaum über die Grenzen Mecklenburgs und Vorpommerns getragen. Sein 1854 gegründetes „Unterhaltungsblatt für beide Mecklenburg und Pommern" mußte er nach einjährigem Bestehen eingehen lassen. Auch „De Reis' nah Belligen" fand nicht die Aufnahme, die er erhofft hatte. Aus den noch vorhandenen Geschäftsbüchern des Neubrandenburger Buchhändlers Brünslow, der diese Dichtung in Kommissionsverlag genommen hatte, geht hervor, daß nur wenige Exemplare davon verkauft wurden. So war Brünslow froh, daß er sie bei passender Gelegenheit seinem Kollegen Hinstorff in Wismar, der später alle Werke Reuters in Verlag nahm, für ein Billiges „umgehängt" hatte, wie er es selbst seinem Freunde vergnüglich schmunzelnd erzählte.

So muß es, rein wirtschaftlich angesehen, als ein Wagnis erscheinen, daß das junge Ehepaar Reuter von Treptow, wo es doch immerhin eine wenn auch nur bescheidene Existenz sich geschaffen hatte, nach dem benachbarten Neubrandenburg übersiedelte. In der ersten Zeit ging es ihnen finanziell herzlich schlecht. Der damalige Bürgermeister Ahlers hat zu dieser Zeit einmal über das Ehepaar Reuter geäußert: „Dat Unglücksworm hett Malür hat, se hebb'n em wegen ‚demagogischer Umtriebe' up de Festung sett't, un nu geben se hier Privatstunden, he an dämliche Jungs, de nich furtkamen, in Latinsch un Reken, un se in Klavierspelen, twe un halw Sülwergröschen de Stund'." Aber bald zeigte sich, daß sein guter Genius Reuter den rechten Weg in den rechten Ort gewiesen hatte. Wenige Jahre genügten, um ihm den Platz als Schriftsteller deutscher Nation gewinnen zu helfen, und ein gut Teil dazu taten Neubrandenburg und die Neubrandenburger: Die landschaftliche Schönheit der Stadt und ihrer Umgebung, das kleinbürgerliche behagliche Leben und die Freundschaft edelgesinnter Leute.

Das Gezwitscher einer Sperlingsfamilie, die unter dem Dach seines Hauses ihr Nest gebaut, soll ihm die Anregung für seine Vagel un Minschengeschicht „Hanne Nüte" gegeben haben. Sollte nicht auch der in mittelalterlicher Geschlossenheit die Stadt umgebende Wall, noch heute der tägliche Spaziergang der Neubrandenburger, ein wahres Vogelparadies, das im Frühjahr widerhallt von allen Vogelstimmen, die unsere Heimat kennt, diesen Plan bei ihm zur Reife gebracht und seine Ausführung gefördert haben? Der Preis der schönen Gottesnatur, der uns aus allen Werken des Dichters entgegentritt, sollte er nicht ein Widerhall sein, des herzerfreuenden Wechsels von Wald und Wasser, von Berg und Tal, in die Neubrandenburg eingebettet ist?

Und nun die Neubrandenburger selbst! Es ist meines Wissens niemals darauf hingewiesen worden, daß das kleinbürgerliche Leben in Wohlstand und Behaglichkeit in der mecklenburgischen Mittelstadt noch ganz anders zum Ausdruck kommen konnte als in der kleinen preußischen Nachbarstadt Treptow. Wir lebten damals in Mecklenburg noch in der Zunftzeit, die hier erst 1868 zu Grabe getragen wurde. Der Handwerksmeister war in Neubrandenburg, das den Verkehrsmittelpunkt für Mecklenburg-Strelitz bildete, noch wie in alten Zeiten der Tonangebende in der Bürgerschaft. Beunruhigung durch neuauftretende Konkurrenz, Nahrungssorgen kannte der Meister von damals nicht. Geruhsam konnte er sein Leben so einrichten, wie es Großvater und Vater getan hatten. Dazu gehörte auch, daß er am Spätnachmittag oder Abend bei einem Glase Bier in ruhiger gemütlicher Unterhaltung seine Erholung suchte. Eine solche Erholungsstätte war u. a. die Monckesche Brauerei in der Treptower Straße. Reuter trank freilich nicht gern Bier, sondern sobald er es bezahlen konnte, aus einem Bierseidel „witten Wittwin" (französischen Weißwein). Aber er „klöhnte" gern mit den Bier trinkenden Handwerkern wie ihresgleichen. Unter ihnen gab es mancherlei Originale, nicht wenige hat er in seiner „Stromtid" und seinem „Dörchläuchting" verewigt. Ich erinnere nur an den Zimmerling (Zimmermeister) Schulz, dessen Lieblingsredensart „Rut rut!" in den verschiedensten Variationen, besonders in der „Stromtid" wiederkehrt, ebenso seine Eigenart, in allen Bauarten möglichst viel „verzahnte" Träger anzubringen.

Auch der Notarius Schlusuhr ist hier nach dem Modell eines Rechtsanwalts, der einem Juden das Fell über die Ohren gezogen

hatte, geformt worden. Reuter gab das abschließende Urteil über ihn, wie wir es fast wörtlich in der „Stromtid" wiederfinden: „Ja ja, is 'ne Rott un lewt as 'ne Rott un frißt ehrliche Leute das Leder entzwei", so erzählte mir eine alte Frau, die in ihrer Jugend in der Brauerei Schenkmamsell gewesen war.



Fritz Reuter am Stammtisch im Ratskeller zu Neubrandenburg: „Ick will jug vertellen!"
Gemälde von Willi Bahr im Reuter-Museum zu Neubrandenburg.

Im Ratskeller, wo die Honoratioren verkehrten, herrschte ein ähnlich behaglicher Umgangston wie in der Brauerei. Als Reuters Verhältnisse besser geworden waren, war er auch hier beobachtender Gast, und in seinem „Dörchläuchting" gibt er die Stimmung wieder, die hier die herrschende war.

Bald fand der Dichter auch Eingang in die Häuser gebildeter Neubrandenburger, die ihm dadurch geistesverwandt waren, daß alles, was zur Heimat gehörte, ihr Hauptinteresse bildete. Das waren der Bürgermeister Ahlers, der unermüdliche Forscher heimatlicher Erinnerungen, der Medizinalrat Brückner, mit dem zuerst Genannten Gründer des Heimatmuseums, und die Gebrüder Boll, Franz und Ernst, die eine Neubrandenburgische und Mecklenburgische Geschichte geschrieben haben. Des letzteren Geschichte von Mecklenburg gab ihm den Stoff zu dem Werk, das er für sein bestes hielt: „Kein Hüsung".

Nicht vergessen dürfen wir dabei des Musikers Johannes Schondorf, der Lieder aus „Hanne Nüte" vertonte und die Bekanntschaft Karl Kraeplins vermittelte, des Mannes, der durch seine glänzende Vortragsgabe unendlich viel zur Verbreitung Reuterschen Schrifttums beigetragen hat. Auch der Dr. Siemerling darf nicht unerwähnt bleiben, Sproß einer alteingesessenen Patrizierfamilie, Apotheker, Bankier, Gutsbesitzer in einer Person, der ihm die Mittel zur Drucklegung von „Kein Hüsung" vorschoß und später in allen finanziellen Dingen sein Berater war.

So nimmt es uns nicht wunder, daß Reuter in dieser Umgebung sich bald heimisch fühlte und Förderung fand für seine schriftstellerische Betätigung. Schon 1857 schreibt er an eine Freundin in Schwerin: „Hier in Neubrandenburg sieht es herrlich aus . . . . so köstlich die Natur, so freundlich das Städtchen, dies hat mich denn auch hierher gezogen, und gottlob der früher hinter Schloß und Riegel saß, ist jetzt frei wie der Vogel, er kann fliegen, wo er will, und ziehen, wohin er will".

In Neubrandenburg wurzeln seine besten Werke: „Kein Hüsung", „Franzosentid", „Hanne Nüte", „Festungstid", „Stromtid Teil I und II und anderes. Der Stoff zu „Dörchläuchting" ist aus Neubrandenburg gewonnen.

Das Neubrandenburg der Reuterschen Zeit hat sich innerlich und äußerlich fast so erhalten, wie es zu des Dichters Zeiten war. So lebt noch heute, wenn auch nicht mehr so hervortretend und vielgestaltig wie vor 50 Jahren, ein gut Stück von dem, aus dem Reuter seine Gestalten schuf. Und wer „Dörchläuchting" kennt, findet sich noch heute in der von Ringmauern und Wall umschlossenen Stadt ohne Führer zurecht: Der Marktplatz, freilich infolge verschiedener Brände in seiner äußeren Umrahmung nicht unwesentlich verändert, wird heute noch beherrscht vom Rathaus, „dat in sine Buort utsach, as wenn 't för lange Tiden ut 'ne Wihnachtspoppenschachtel rutnohmen wir", und im Ratskeller tagt auch heute noch oft eine fröhliche Gesellschaft, wie sie Reuter so köstlich in „Dörchläuchting" schildert. Das Palais fällt heute noch auf durch die vielen Blitzableiter, dem angeblichen Produkte durchlauchtigster Gewitterangst. Auch die „Glaskutsch" kann noch gezeigt werden. Die kostbare Szene, in der die Bäckerfrau Schulz dem hohen Herrn die Rechnung überreicht, hat als Brunnenfigur an der Südseite des Marktes ihre bildliche Darstellung gefunden. Und wer's nicht glaubt, daß die Empörung der resoluten Dame Berechtigung hatte, der möge die Rechnung nachlesen, die ihr „Krischan" in mühseliger Arbeit aufgesetzt hat. Sie wird unter Glas und Rahmen im Palais (Reutersammlung) aufbewahrt.*)

Die Häuser, in denen Christelschwester und die resolute Bäckerfrau wohnten, sehen heute etwas anders aus, als wir sie uns für dama-

*) Die Rechnung ist im Archiv in Neustrelitz gefunden und als Beigabe der Sammlung zur Verfügung gestellt. Sie ist datiert vom März 1771 und reicht vom Oktober 66 bis August 67. Die Posten bestehen in der Hauptsache in einem täglich gelieferten Kümmelbrot im Preise von 24 Schillingen und beläuft sich cum usuris (mit Zinsen) auf 21 Thaler und 2 Schillinge. Beigefügt ist ein untertänigstes Gesuch um Bezahlung. Wenn Reuter sagt, daß Krischan Schult in stundenlanger Arbeit im Schweiße seines Angesichts die Rechnung verfaßt hat, so entspricht das freilich nicht den Tatsachen, denn er hat nur die ihm allerdings nicht so leicht gewordene Unterschrift geleistet.

lige Zeit vorstellen, wenn sie auch eine wesentliche bauliche Veränderung nicht erfahren haben. Auch sind sie nicht mehr die stolzesten am Markt. Die efeuumrankte Behausung des Konrektors Aepinus (Bodinus) zeigt sich heute genau so wie damals, als der ehrwürdige Pädagoge mit Perücke und einem „Ruhrstock mit 'n gold'n Knop", wie es sich noch zu Reuters Zeiten für einen Mann in „Ihr un Würden" ziemte, darin aus- und einging. Die Klasse, in die Reuter die köstliche Szene verlegt mit „Dürten Holzens Kissen un Kissenmuster", mit „Korl Siemssen", mit dem „Stamerbuck Pagel Barnewitz" und „Korl Wendt**), wat 'n richtigen driftigen Bengel was", würde sich im ehrwürdigen Gymnasium heute noch nachweisen lassen. Die Träger dieser Szene sind heute noch in lebendigem Andenken, obschon sie längst der kühle Rasen deckt. Noch heute beschatten dieselben Eichen den Wall wie damals, als der Konrektor und „de gäle Person" zu großer Empörung von Dürten Holzen darin promenierte. An den Ufern des Tollenseses grüßen heute noch Dörchläuchtings „Belmandür" — zur Zeit freilich in Umwandlung zu einem Landeskriegerehrenmal begriffen — und der Vogelschußplatz im Nemerower Holz mit Kuchen- und Kaffeebuden. Halsband und Sliming würden allerdings kaum noch Gelegenheit finden, in Bäcker Schulzens Bude vorzutanzen.

Wer in den Reuterhäusern — drei sind durch Tafeln als solche gekennzeichnet — etwas von Erinnerung an den Dichter zu finden hofft, wird enttäuscht sein, dafür birgt aber Dörchläuchtings Palais in seinen Räumen einen Schatz, der von Reuters Leben und Schaffen ein Bild gibt, so vielseitig und anschaulich, wie es keine Lebensbeschreibung bieten kann, das ist die Reutersammlung.



Dörchläuchtings „Paleh", erbaut 1774—1785 von Adolf Friedrich IV. (Dörchläuchting), auf dem Marktplatz in Neubrandenburg. In ihm befindet sich außer einer Kunstsammlung das Reutermuseum.

Am 50. Todestage des Dichters, am 12. Juli 1924, wurde die Neubrandenburger Reutersammlung eröffnet, nachdem sie in jahrelanger Arbeit von Herrn Dr. Erich Mahn gesichtet und geordnet war. Sie ist in der Hauptsache ein Vermächtnis des Reuterforschers und unermüdlichen Sammlers Reuterscher Erinnerungen, des 1912 verstorbenen Greifswalder Professors Theodor Gaedertz. Den beiden bis dahin vorhandenen Sammlungen in Weimar, wo der größte Teil des literarischen Nachlasses des Dichters neben dem von Goethe und Schiller seinen Platz gefunden hat, und in der Reutervilla in Eisenach stellt sich die Neubrandenburger würdig an die Seite. Sie ist so reichhaltig, daß lange nicht alles in den beiden zur Verfügung stehenden Räumen für jedermann sichtbar ausgestellt werden konnte. Nicht weniger als 270 Briefe von des Dichters eigener Hand enthält sie, die meisten (119) aus der Eisenacher und der Neubrandenburger Zeit, dazu eine große Zahl von Schriftstücken an ihn und über ihn, nicht weniger als 800 Einzelstücke an Büchern und Zeitschriften, die sich mit Reuter und seinen Werken befassen, unter ihnen Erstdrucke seiner sämtlichen Werke. Die Wände zieren zahlreiche Bilder in Oel, Pastell, Kreide, auch Bleistiftzeichnungen von des Dichters eigener Hand, auch bildliche Darstellungen aus seinem Leben und seinen Werken von verschiedenen Künstlern. Ein Abguß der rechten Hand Reuters und eine Büste von ihm, beide von Afinger, verdienen besonders ge-

**) Gestorben als Kirchenrat in Neubrandenburg, damals Primaner, mein Vater.



Dörchläuchtings Denkmal auf dem Marktplatz in Neubrandenburg, auf dem der Bildhauer Wilhelm Jaeger auch Bäcker Schultsch verewigt hat. „Impertinentes Frauensmensch!" rep Dörchläuchten un stödd Schultsch de Rekrung ut de Hand. Aufn.: Verkehrsverein Neubrandenburg.

nannt zu werden. Der wertvollste Schatz ist die hochdeutsche Urschrift der „Stromtid" in zwei Entwürfen (aus den Jahren 1847 und 48/49), der „Franzosentid", der „Urgeschicht von Mecklenburg", denen sich eine große Zahl von Urschriften kleinerer Prosastücke, Gelegenheitsgedichte und Verschen ernsten und heiteren Inhalts zugesellen, im Original oder Faksimiledruck und anderes mehr, dazu auch einige Gebrauchsgegenstände.

Von allen Stücken der Sammlung finden wir eine über Reuters inneren und äußeren Entwicklungsgang gründlich orientierende Auswahl zur Besichtigung ausgelegt. Das hiervon Wertvollste soll in chronologischer Reihenfolge aufgeführt werden.

Seine Eltern und Verwandten, seine Heimatstadt, sein Geburtshaus erscheinen im Bilde, seine Wiege, die ja im Stavenhagener Rathaus stand, in Natura, Schriftproben seines Vaters, des Bürgermeisters, oft zusammen mit denen des liebevollen Betreuers seiner Knabenjahre, des humorvollen Herse — Apotheker, Notar und Ratsherr — als Unterschriften unter Aktenstücken, ebenso die seines Paten, des würdevollen Amtshauptmanns Weber. Auch ein Albumblatt seines Jugendfreundes, des Amtsschreiberlehrlings Fritz Sahlmann, fehlt nicht:

„Die Rosen blühn allein im Lentzen,
Bald stehn sie welk und blütenleer,
Drum pflücke Rosen, und winde Kränzchen,
Schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr."

lauten seine Wünsche.

Es ist bekannt, daß Reuter als Friedländer Gymnasiast über der Beschäftigung mit dem Zeichnen andere wichtige Schularbeiten versäumte, so daß der Vater seinem Wunsch, nach Parchim überzusiedeln, gerne nachkam, denn dort wurde kein Unterricht im Zeichnen erteilt. Ein sehr gelungenes Selbstportrait des jungen Gymnasiasten aus der Friedländer Zeit zeigt seine zeichnerische Begabung, ebenso wie zahlreiche Albumblätter für seine Freunde in Friedland und Parchim mit Federzeichnungen. Wir sehen aus dem Schulprogramm, daß Reuter in Parchim bei der Geburtstagsfeier des Großherzogs „die deutsche Rede über Blüten und Hoffnungen" gehalten hat. Er muß auch dazu besonders befähigt gewesen sein, denn wegen seines Fleißes stand er nicht in besonderem Ansehen bei seinen Lehrern. Sein Schulzeugnis Ostern 1830 sagt darüber, daß „die Früchte des Fleißes fast nur noch in der größtenteils regelmäßigen Ablieferung der aufgegebenen Arbeiten bestehen".

Seiner Parchimer Schülerliebe, der Bürgermeistertochter Adelheid Wüsthoff, widmet der junge Fuchs der Alma mater Rostockiensis sein erstes Gedicht, das die sinnig schwärmerische Ueberschrift trägt „Als sie ferne war". Sein Trost ist:

„Nein, nicht ganz ist sie entflohen,
Nicht ganz sind wir getrennt,
Haben uns die ewig Hohen —
Eine Sprache doch vergönnt
— — — — —"

und sein Wunsch

„Glänzend sei dein Leben im Sonnenlicht,
Wandle auf Rosen und vergiß mein nicht!"

Das Ganze ist von einer Rosengirlande umrahmt.

Aus der Jenenser Burschenzeit haben wir eine Reihe von teilweise mit Blei geschriebenen hoch- und plattdeutschen kleinen Gedichten, die uns den flotten Studio zeigen. Sein Schläger und die lange Pfeife weisen auf diese glückliche Zeit, die so bald in der Festungszeit ihr grausames Ende finden sollte.

Der größte Teil des besonders wertvollen Briefwechsels zwischen Vater und Sohn aus diesen traurigen Jahren ist weder in unserer noch in einer anderen Sammlung, sondern befindet sich hier in Neubrandenburg im Privatbesitz. Was aus der Festungszeit an Schriftstücken hier zu sehen ist, ist so ausgewählt, daß es einen tiefen Einblick in das äußere und innere Erleben dieses „in Ketten geschmiedeten" freiheitdürstigen Jünglings gewährt. Aus der Zeit, in der er noch hoffen durfte, frei zu kommen, stammt die Niederschrift des Gedichtes „Tochter Jephta", frei nach Byron (Handschriftendruck), in der Hausvogtei sehr zierlich mit einem aus der Diele geschnittenen Holzspan geschrieben, verziert am Rande mit drei charakteristischen Köpfen. Ein Vers daraus sei hierher gesetzt:

„Das schwör ich treulich dir und gut,
Daß so rein ist mein kindliches Blut
Als der Segen, den strömend es fleht,
Als hienieden mein letztes Gebet"

(vergl. „Festungstid" Kap. 12). So unschuldig fühlte sich der junge Studio, der als Hochverräter angeklagt wurde. Und aus dieser Stimmung heraus verstehen wir es, wenn er als Ueberschrift diesem Gedichte die Losung gibt „Lustig in den Kampf". Oder ist es Galgenhumor? Ein acht große engbeschriebene Seiten umfassender Brief an seinen Vater, datiert vom 31. 10. 36 aus Silberberg, noch bevor ihm das Todesurteil zugestellt war (Urschrift), zeigt seine Verzagtheit und Bitterkeit, daneben liegt ein anderer an seinen Freund Karl Schmidt geschriebener Brief aus der Dömitzer Zeit, dessen Stimmung am besten durch das Gedicht geschildert wird, das hier seinen Platz finden möge:

„Mein Liebchen war die weite Welt,
Der Wald war mein Gemach,
Mein Rittersaal das grüne Feld,
Mein Bett der kühle Bach.

Mein Schmuck, das war mein Sonnenstrahl,
Der Fels, er war mein Schloß,
Der Blütenkelch war mein Pokal,
Der Sturm mein wildes Roß.

Ich hab mein Liebchen oft belauscht,
Es oft ans Herz gedrückt,
Wir hatten Ringe ausgetauscht,
Wie war ich so beglückt.

Doch seine Schwester zu mir trat,
Die Welt mit ihrer Lust,
Verleumdet sie mein Liebchen hat,
Verdrängt aus meiner Brust.

Sie bot mir statt des Brodes Stein,
Die Schlange statt des Aals,
Und mit der bittren Reue Pein
Büß' ich es und bezahls.

Jetzt schau ich in den dunklen Wald,
Nicht mehr das grüne Korn,
Mein brausend Roß ist eingestellt,
Verrostet ist der Sporn.

Der Wasserkrug ist mein Pokal,
Das dumpfe Stroh mein Bett,
Der Kerker ist mein Rittersaal,
Mein Schmuck die schwere Kett.

Doch wenn mein Lieb vom Schlaf erwacht,
Sich Blumen flicht ins Haar,
Wenn es in grüner Kleider Pracht
Verkünd't ein neues Jahr,

Dann hör ich längst entschwundnen Sang,
Schreck aus dem Schlaf empor,
Ich beiße an die Eisenstang
Und rüttle an dem Tor.

Doch fest ist Gitter, fest ist Tür,
Vergebens ist mein Mühn,
Der Sang, er ist verhallt in mir,
Ich sink aufs Lager hin."

Auch ein Gedicht „Der Jakobitag", der gleichzeitige Geburtstag beider Eltern, zeigt dieselbe traurig verzagte Stimmung.

Aus der qualvollen Zeit in Magdeburg finden wir zwei Eingaben von seinem Freund Grashoff und ihm, von denen die eine bittet, ihnen eine freiwerdende Zelle zu überweisen, da die Dunkelheit der bis dahin von ihnen bewohnten ihre Augen angegriffen habe. Eine sehr einschränkende Verordnung betreffend das Spazierengehen der Festungsgefangenen (Urschrift) illustriert die Hartherzigkeit des Kommandanten. Auch ein Bericht über den einstündigen Besuch des Divisionspredigers Leist, um den Reuter in seiner Seelennot bat, ist deswegen wichtig, weil er seines in der „Festungstid" mit Dankbarkeit gedenkt.

Für die Ueberführung nach Graudenz bringt Reuter ein Nationale mit, in dem sein Betragen als „stets sehr gut" beurteilt wird. In diesem Graudenzer Jahr, in das er so viel drollige Geschichten aus seiner Festungstid hineindichtet, belebt, wenn auch nur gelegentlich, die Jugendfrische der Gefangenen. Beweis dafür ist eine Art Chronik, in die jeder nicht ohne oft herbe Satire Tagesereignisse eintrug. Von diesem „Beobachter im Fort" liegt in Urschrift die Nummer vom 24. Mai 1858 aus.

Die freundlichere Zeit in Dömitz spiegelt sich schon äußerlich in den kleinen Gaben wieder, mit denen ihn die Familie des Kommandanten von Bülow erfreute, u. a. ein Leuchter und ein Urständer, den Fräulein Anna von Bülow mit zarter Stickerei schmückte.

Wie Reuter die viele unfreiwillige Muße in der ganzen Festungszeit auszufüllen wußte, schildert er ja selbst in seinem Werk darüber. Viele Proben seiner Malkunst aus diesen Jahren zieren die Wände. Wir sehen sie alle, seine Kameraden, den Kavtein, Don Juan, Franzos' u. a., die sieben Glieder der Familie von Bülow, des freundlichen Festungskommandanten, darunter besonders treffend in Pastell gezeichnet die „lieblich anmutigen Züge der jugendlichen Frieda von Bülow" mit den großen, korn-

blumenblauen, ernsten Augen, zu der Reuter eine herzliche Neigung gefaßt hatte.

Der Abschnitt seines Lebens, den er die Stromtid nennt, bringt eine große Zahl von Bildern großer Personen, die ihm damals näher traten: die Familie Peters in Thalberg, Helene und Wilhelmine Rust, die beiden Druwäppel und viele andere. Bei den letzteren tritt die Eigenart Reuters, den Unterarm zu kurz zu zeichnen, besonders hervor. Daß auch seine Braut Luise Kunze gezeichnet werden mußte, ist selbstverständlich. Das Bild wurde viel bewundert und auch kritisiert, wodurch Reuter sich veranlaßt sah, die ebenfalls in Urschrift dem Beschauer zugänglichen Urteile über Luisens Porträt zusammenzustellen. Aus dieser Zeit sind kleine Verschen, Gelegenheitsgedichte mancherlei Art ausgelegt. Das wertvollste ist jedenfalls eine Probe der solange verloren geglaubten hochdeutschen Urschrift der „Stromtid". Diese ist der erste umfangreichere schriftstellerische Versuch des Dichters, sie ist unvollendet, in zwei Formen, der Urschrift aus 1847 und der Reinschrift aus 1848/49 und trägt die Ueberschrift „Manuskript eines Romans". Das ausgelegte Blatt zeigt am Rande allerlei Köpfe, flüchtig hingeworfen, wie sie der zeichnet, der den Faden der Erzählung den Augenblick nicht recht weiter zu spinnen weiß.



Fritz Reuter-Denkmal von Martin Wolff, fünfzig Schritte vom Neubrandenburger Bahnhof.

1850 führte bekanntlich Reuter seine Braut heim und suchte sich in Treptow eine Existenz zu gründen, in der er alles, was er an Gaben besaß, in klingende Münze umsetzte. Er malte Porträts, gab Unterricht in Schulfächern und Turnen und wagte sich schließlich als Schriftsteller in die Oeffentlichkeit. Von allem gibt die Ausstellung eine Probe. Wir finden etwa acht Bilder aus der Treptower Zeit, die auf Bestellung gemalt wurden, dazu eine Eingabe an den Magistrat, in der er mit der Bitte, einen Turnplatz einzurichten, zugleich einen genauen Kostenanschlag dafür überreicht, ein Zeugnis für einen Privatschüler und schließlich einen ganzen Jahrgang des von ihm herausgegebenen Unterhaltungsblattes, in dem auch „Meine Vaterstadt Stavenhagen" erschien. Auch hiervon ist ein Blatt in Urschrift ausgelegt. Auch sein Gesuch um Naturalisierung in Preußen mag Interesse finden.

Die Hauptperiode des dichterischen Schaffens, die Neubrandenburger Zeit von 1856—63, spiegelt sich im wesentlichen wieder in handschriftlichen Proben aus seinen Werken: „Von Pird up 'n Esel", „Woans ik to 'ne Fru kam", „Urgeschicht von Mecklenburg" und der Perle unter seinen Werken, der „Franzosentid". Auch der vom Vater ererbte Schreibtisch, an dem all die Werke dieser Zeit entstanden, hat hier seinen Platz gefunden. Erwähnt sei als Kuriosum ein kleines Gedicht an einen Freund, als die Stralsunder Zeitung ihn totgesagt hatte, datiert vom 27. 2. 58:

„Morgenrot, Morgenrot,
Stralsund schlug mich meuchlings tot
Ueber Nacht, über Nacht,
Als ich noch an nichts gedacht,
Wider Willen, wider Wissen
Hab ins Gras ich beißen müssen."

Einige Zeit später erschien in der Zeitung eine von ihm verfaßte Berichtigung:

„In dieser Zeitung stünd: Fritz Reuter is dod!
Ach ne, mien Soehn, dat brukst du nich to glöben,
Denn hier in dissem Johr giwt veelen Wien un got,
Worüm füll he nu nich noch etwas bi uns töwen!"

Ich möchte auch nicht verfehlen, auf die Photographien Reuters hinzuweisen, die ihn am Anfang und Ende seiner Neubrandenburger Zeit zeigen. Aus dem Mann mit dem ungepflegten Haarwuchs an Kopf und Bart, mit dem salopp um den Hals geschwungenen

Tuch ist allmählich wohl besonders unter Luisens manchmal recht energischem Szepter der geworden, der sich in jeder Gesellschaft sehen lassen konnte.

Sehr reichhaltig ist nun das vertreten, was an den Abschnitt seines Lebens erinnert, in dem er als anerkannter deutscher Dichter in behaglichem Wohlstand und glücklicher Zufriedenheit seinen Lebensabend beschloß, seine Eisenacher Zeit. In Hülle und Fülle finden wir Briefe von ihm und an ihn. Ueber die Einrichtung seines Hauses und seines Gartens in Eisenach, über seine Orientreise, die er in der „Reis' nah Konstantinopel" schriftstellerisch verwertete, über seine vielen Ehrungen, von denen ihm die Promotion zum Dr. phil. h. c. in Rostock wohl am meisten erfreut hat, und anderes mehr. Nur zwei Stücke, die in Urschrift vorliegen, möchte ich hervorheben, ein launiges Gedicht an seinen Bankier Viktor Siemerling in Neubrandenburg.

„Was heißt mich das mit dich, mein Kind,
Du bist mich doch nicht krank?
Du schickst mich nicht, du schreibst mich nicht,
Ist das des Freundes Dank?"
Sollt mein Kredit gesunken sein?
Du hast ja Wechsel da!
Die Freundschaft abgestunken sein,
Weil ich dir nicht mehr nah?

Ich muß darob verwundert sein,
Daß noch das Geld nicht kam,
Schick schleunigst die dreihundert ein,
Ich bin zum Tode lahm.
O heilger Viktor, spute dich,
Erhör mein ängstlich Flehn,
Sonst, Heiliger, vermute ich,
Ich muß zu Grunde gehn.

Das andere ist der letzte Brief Reuters, datiert vom 12. Juli 1872, von seiner Frau geschrieben, ein Dank für eine Sendung Krebse an den Bürgermeister Lau in Havelberg.

In dem mir gegebenen Rahmen konnte ich nur Kostproben von dem reichen Schatz geben, den die Neubrandenburger Sammlung bietet. Ich hoffe aber, daß sie genügen, um bei Reuterfreunden den Wunsch auszulösen, einmal herzukommen und selbst zu schauen. Wer sich genauer über den Inhalt unterrichten will, der sei hingewiesen auf die vom Verwalter der Sammlung, Dr. Erich Mahn, in außerordentlich mühevoller Weise zusammengestellten zwei ausführlichen Verzeichnisse und auf seine Veröffentlichungen in dem Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, Jahrgang 1924, Heft 29, Nr. 3, in den Meckl.-Strelitzschen Geschichtsblättern, Jahrgang 6, 1930, und im Jahresbericht des Neubrandenburger Gymnasiums 1926/27.

Fritz Reuter und Annmariek Schulten

Von Walter Schmidt-Gruse

Es ist ein unscheinbares Büchlein, in grauen Umschlag geheftet und mit den geringeren Mitteln der Druckkunst einer vergangenen Zeit ausgestattet; nur ein paar dürftige Verzierungen umrahmen den Titel: „Nige Blomen ut Annmariek Schulten ehren Goren von A. W. Greifswald und Leipzig, C. A. Koch's Verlagsbuchhandlung, Th. Kunike. 1861." Und doch zähle ich es zu den Schätzen meiner niederdeutschen Bücherei, denn es stammt noch aus ihrem Hause. Gegenüber dem Westeingang der mächtigen Nikolaikirche in Greifswald liegt es, eine Gedenktafel weist heute auf die größte lyrische Dichterin unserer plattdeutschen Muttersprache hin. Gern entsinne ich mich des Tages, als ich mit der Tochter Hermine plaudern durfte, der treuen Hüterin des Heimes und des Nachlasses der damals schon Verstorbenen. Ihr Hauch war noch in der anheimelnden Stube zu spüren, in der Tisch und Stuhl, Decke und Teppich, Bild und Fenster zeugten von der Wohnlichkeit des Bürgertums in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Und der einfache, gefüllte Bücherschrank sprach vom Suchen und Streben einer geistig lebendigen und immer anteilnehmenden Seele. Ich hatte einen längeren Aufsatz über Alwine Wuthenow geschrieben, nach langer Zeit hörte Niederdeutschland wieder etwas von ihr, und so sprachen wir, die Tochter und ich, die Matrone



Alwine Wuthenow (Annmariek Schulten)
Aufn.: Fritz Seebeck, Greifswald

und der junge Heimatfreund, von dem Widerhall, den der Dichterin Schaffen wohl bei allen Sachverständigen fand, den es im ganzen aber doch in stärkerem Maße verdient hatte. Wir wußten auch, woran das lag: vom Büchermarkt waren die Gedichte seit langem verschwunden, nur von den „Nigen Blomen" befand sich noch ein ziemlicher Vorrat in den Händen der sorgenden Nachlaßwalterin. Ein Hamburger niederdeutscher Verlag hatte zwar einen Vertrag auf eine Neuherausgabe gemacht, sich dann jedoch nicht gerührt — auch bis heute nicht. Und so mögen auch diese Zeilen an eine Schuld erinnern, die niederdeutsche Verleger an Alwine Wuthenow haben.

Dat braken Hart.

Swarte Wolken hängen
Up de Jrd hendal,
Un leiw Sünn kickt eben
Rut taum letzten Mal,
Makt nu tau de Ogen,
Düster ward de Heid,
Lat s' man gahn un slapen,
Js so mäud, so mäud.

Ok de See is düster,
Nahrends Schäp tau seihn,
Blot en witte Vagel
Swewt tau Nest allein.
Ob hei ok verlaten
Js von alle Freud?
Lat em teihn un slapen!
Js so mäud, so mäud!

Blot en einsam Stierning
Schient noch sti l heraf,
Un sien Strahlen fallen
Up en düster Graf. — —
Sälen wi in Tranen
Einsam waken beid? — —
Kumm! — — Lat uk uns slapen!
Bün so mäud, so mäud!

Wo begegnen wir in der niederdeutschen Lyrik wieder solchen echten Klängen? Wo ist Naturbild und Stimmung des Menschenherzens in solcher geschlossenen Einheit wieder zu finden? Ist nicht die Verhaltenheit der Klage um schweres eigenes Leid Zeichen eines starken, großen Geistes?

Wie eine Wunderblume erblüht aus ihrem Leid ihr Lied.

Alwine Wuthenow wurde am 16. September 1820 in Neuenkirchen bei Greifswald als Tochter des dortigen Pastors Balthasar geboren. Mit mehreren Schwestern wuchs sie in ländlicher Freiheit auf, in einem Hause, das noch belebter wurde durch die Schüler, die der Vater unterrichtete. Viel geistige Anregung erhielt und brauchte das begabte Mädchen; von den geistlichen Erbauungsbüchern, deren es viele im Hause gab, bis auf Schiller las sie alles, was ihr in die Hände kam, und der Vater selbst trug sein Teil bei, indem er seine Kinder mit der Frithjofsage bekannt machte. Umfängliche seelsorgerische Tätigkeit war von den Eltern zu leisten, und so achteten sie vielleicht nicht so auf die ersten Anzeichen einer geistigen Erkrankung bei Alwine, wie es notwendig gewesen wäre. Und was wußte man damals von Nervenkrankheiten! Schon das halberwachsene Mädchen stand des öfteren im Banne lästiger Zwangsvorstellungen: sie mußte eine Tür wiederholt schließen, wiederholt ein Ding an seinen Platz legen. Paranoia rudimentaria nennen es die Aerzte. Die Schwestern neckten sie mit ihrer Eigenart, glaubten durch gutmütigen Spott ihr die „Unart" abzugewöhnen. Bald allein sahen die Eltern, daß ihre hochbegabte Alwine wirklich krank war, obschon ihr Geist stets klar blieb und sie auch in den späteren Jahren ihrer Krankheit immer das volle Bewußtsein ihres Zustandes hatte. Man schickte sie in die Heilanstalt Sachsenberg bei Schwerin, und hier, wo sie drei Jahre praktisch sich betätigen mußte — sie schneiderte —, schien sie zu genesen; als geheilt entließ man die Achtzehnjährige. Jahrelang lebte sie im Hause der Eltern, die inzwischen in die Superintendentur nach Gützkow gezogen waren. Nur des Nachts kamen mitunter die quälenden Vorstellungen wieder. Das junge, anmutige und geistvolle Mädchen lernte der Gützkower Bürgermeister Wuthenow auf einem Hochzeitsfeste kennen und schätzen. Er warb um ihre Gunst. Als wohlmeinende Freunde ihn über Alwines Schwäche aufklärten, glaubte er — ein strenger Ehrenmann — nicht mehr zurücktreten zu dürfen, und selbst die Mahnungen der Brauteltern hielten ihn nicht zurück. Vielleicht dachten sie und er, daß eine glückliche Ehe auch den letzten Hauch der Krankheit zerstören würde. Die ersten Jahre rechtfertigten solchen Glauben. Alwine Wuthenow wurde eine richtige Stadtmutter; sie rief Lotterien für die Armen ins Leben, richtete Weihnachtsbescherungen ein, ging als hilfreiche Trösterin in jede Hütte. Daneben fand sie Zeit für den Gatten und den Erstgeborenen, schuf ihrem Mann ein Heim, in dem er die fünf Jahre Festungshaft in Silberberg vergessen konnte. Denn auch ihn hatte das Los der Burschenschafter getroffen, wie Reuter, mit dem er sich in Silberberg befreundete.

Da kam das Jahr 1848 und — auch in dem kleinen Gützkow die Revolution. Fäuste und Knüppel erhoben sich im Rathause gegen den jungen Bürgermeister. Jedoch so groß war die Macht seiner furchtlosen und geraden Persönlichkeit, daß niemand sich an ihn heranwagte. „Er hatte sie fest angeblickt und dann gesprochen: „Meine Herren, ich weiche jetzt der Gewalt, allein es wird wohl einst für diesen Tag Rechenschaft gefordert. Auch mache ich Sie verantwortlich für jedes Blättchen im Archiv." Darauf ging er ungehindert fort nach Haus." So berichtet seine Schwägerin Berta. Heute

lächeln wir über die revolutionären Kleinstädter von damals; aber über Wuthenow und seine Familie brachten sie schweres Leid. Die junge Frau trug wieder ein Kind unter dem Herzen, Aengste und Aufregungen brachten die Tage für sie. So unruhig war der Bienenkorb der kleinen Stadt, daß ständig zwei Bewaffnete vor ihrer Stube Wache standen. Bald brach ihr altes Leiden wieder so heftig aus, daß sie eine Anstalt aufsuchen mußte, und schwer hingen die Wolken über ihrer Familie. Wuthenow war Kreisrichter in Greifswald geworden, die Familie an Kindern gewachsen, die Mutter aber fern. Länger als ein Jahr suchte sie zunächst Sachsenberg wieder auf, war dann neun Jahre im Katharinenstift in Rostock, schließlich in Winnenthal bei Stuttgart — der Dämon aber wollte nicht weichen. Nur hin und wieder konnte sie einige Wochen im Kreise der Ihren verbringen, immer wieder schlug die Abschiedsstunde, immer wieder zerriß es das Herz, immer wieder kam die Not der kalten Einsamkeit.

's Nachts.

De Wächter röppt,
De Mahnschrin slöppt
Up't gröne Gras so blank!
De Wind so matt
Krüst kum en Blatt,
Em slepert uk all lang.

Man blot mien Hart
Vel lude ward,
As't was den ganzen Dag;
Dat sleiht un sleiht,
As ob't nich weit,
Wo't finden mag sien Flag.

Mien Hart, dat sehg,
Dat allens slög
Den Arm üm sienen Schatz,
Blot ik, ik wein,
Ik sitt allein,
Ach, leddig is sien Platz!

Ik weit nich mihr,
Wo dat noch wier,
As mi mien Fründ hett küßt,
Wiel ik so lang
Allein un krank
All von em scheiden müßt!

Ik folg mien Hän'n;
Ach, wier tau En'n
Mien Nacht un ganz vörbi!
Du leiwe Gott!
Du grote Gott!
Wak äwer em un mi!

Und Bilder steigen auf von dem stillen Glück daheim: die Kinder im Familienkreise, die den ernsten Vater bedrängen um Geschichten:

In'n Schummern.

— — — — — — — — —

Dor flüggt un stiggt un krabbelt
En ganze Schwarm heran.

En strakelt em de Backen,
En kraut sin Kopp em lies',
Is dat en lustig Tummeln
Vun all de lütten Müs'.

Doch hür, ut all dat Smeicheln
Ward jitzt en grote Bäd:
„Papaking, nu en Märken,
Ehr kämmst nich vun de Städ!"

„Ja, ja vun Babukaschen,
De Zwergenkönigin — —
Un vun de schöne Else,
De Sünnenstrahlen spünn — —"

„Ne", fängt nu an lütt Mäcking,
De ümmer still noch west,
„De mi Mama ded schenken,
Ach, dat wier doch de best;

Wetst du noch von Maria?
Ach, Anna, de wier schön!" — —
„Ja, Mäcking", röppt lütt Lenken
As dei, so kann uk keen!

„Mama, de weit Geschichten!
Wer so vertellen künn!
Doch nu möt uns' Papaken
Uns' Märkenbok hüt sin!"

Wo ward de Mann so düster
Utsehn mit enen Mal?
Kümmt dat blot, wiel de Abend
Just deeper sackt hendal.

Dat he mit düstre Flüchten
Husch öwer sine Stiern?
Langt noch en anner Schatten
Na em ut wiede Fiern?

He höllt sik to de Ogen
Un süfzt so deep un swor:
„Mama, du leewe, söte,
Ach, wenn du doch wierst dor!"

Und die Frage bewegt das Herz:

Magst mi noch lieden?

Magst mi noch lieden,
Hest mi noch leiw?
Ach, legg dien Hart doch
Mi in den Breif!

Will mal upsluten,
Wat dorin steiht!
Ob noch dien Wiewing
Wahnen drin deiht?

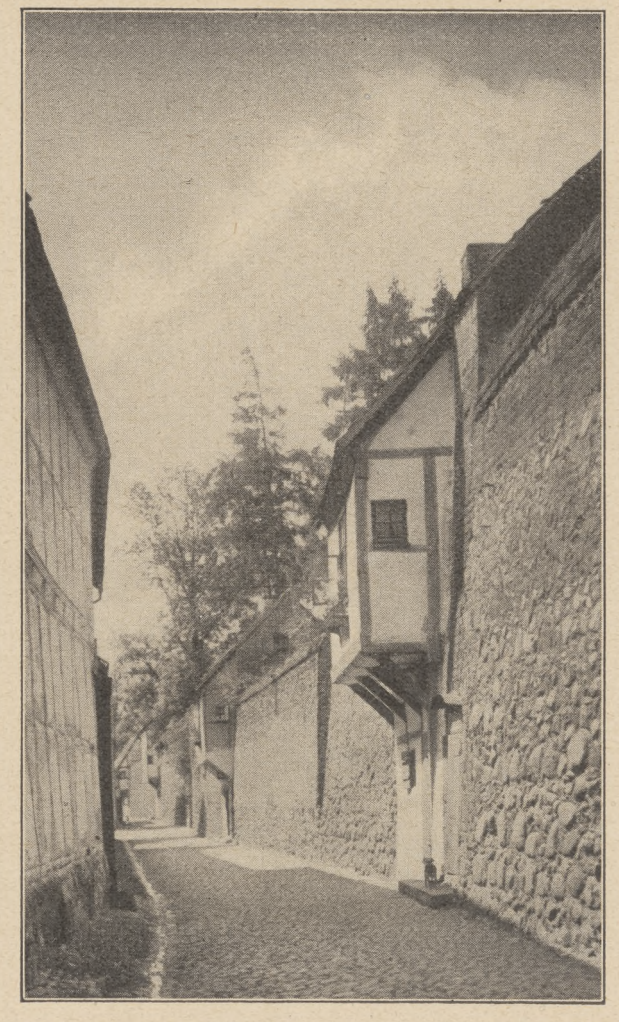
Ob sei noch hett den
Leiwlichsten Platz?
Ob sei noch drin dien
Allerbest Schatz?

Wenn ik dat seihn hew,
Slut ik dat tau! — —
Keiner sall weiten,
Wat mi giwt Rauh.

Doch nicht immer findet die Seele Ruhe in einer tröstenden Antwort, sie lehnt sich auf gegen das Schicksal, das unerbittliche:

Ik möt furt!

Nu drag ik't nich länger, nu ward't mi tau dull!
Ik kann't nich verlopen, so giern ik ok wull!
Un kann't nich verfleigen, so giern ik uk müggt,
Taun Wannern kein Paß nich, taun Fleigen kein Flücht!
Ji Wolken, ji weit't woll, wohen ik giern tög,
Ji Vägel, ji weit't woll, wohen ik giern flög.
Ji weit't, wo deiht jagen dat mächtige Wurt,
Wo't brennt up den Harten: „Ik möt furt, ik möt furt!"



Neubrandenburg: Ein Teil der noch fast ganz erhaltenen Stadtmauer. Ihre Wiekhäuser, Tore und Türme sind seltene Denkmäler gotischer Baukunst.

Aufn.: Hugo Krause

Bün inspunnt, bliew inspunnt en ewigen Dag
In't nämliche Burken, up't nämliche Flag.
Un de nämliche Weihdag, de oll swarte Kreih,
Kümmt alldag un frett mi dat Hart so entwei.
Un Stunn'n geiht nah Stunnen den sülwigen Schritt
Un makt mi nich apen un nimmt mi nich mit.
Ach, hew ik nich hofft denn, un hew ik nich lurt
Un liesing man süfzt: „Ik möt furt, ik möt furt!"

Doch nu ward't tau dull mi, nu packt mi dat an,
Möt bögen oder breken, ik riet, wat ik kann!
Ut Ost un ut Westen, ut Süd un ut Nurd
Blöst't luder un luder: „Ik möt furt, ik möt furt!"
Leiw Gott in den Heben, o, hür mit dit Mal,
Hest du denn kein Mitled mit so vele Qual?
Du kannst jo doch allens, mak apen mien Purt,
O, help doch nah Hus mi! Ik möt furt! Ik möt furt!

Was wäre aus dem geplagten Herzen, das so schwere Lasten trug, geworden, wenn ihm nicht die Gnade echter Frömmigkeit zufloß? Wenn es nicht die Gabe gehabt hätte, in der Natur, an Frühling und Blumen, an Kindern und Vögeln, an allem Kleinen, mütterliche Freude zu finden?

Sparlings bi de Schün.

Kumm flink doch, leiw Bräuding! Du deist mi jo dur'n,
De Schündör is apen, sei döschen hüt Kurn!
Dor föllt woll en beten för uns uk bitau;
Sei warden't jo nemen nich alltau genau!

Hier buten is leider de Mahltid nu ror,
Witt is twor de Disch deckt, doch 't Eten nich dor,
Hängt ok 'ne Hahnbutt noch towielen an'n Durn,
Dat Best is doch heidi, kannst lang dorup lurn!

Js gaud, dat de Minschen wat uphegt noch hemm'n,
Un dat man sik mal dörch so'n Schünritz kann klemm'n;
Sei mägen uns ok noch en Häpping hüt günn'n;
Uns ganz to verstöten, dat wier doch man Sün'n!

— — — — — — — — — — — —

Un kiekt, sei steiht apen, de prächtige Schün!
Kamt Kinnings un Nahwers mit Hün un Perdün!
Wo klingt ein dat Klappern so schön in de Uhr'n!
Heranner, wer mit will, sei döschen hüt Kurn!

Aus den Kinderliedern mag hier eins stehen:

Dat Kind sien Nachtgebed.

Jk bün so mäud un sleperig,
De Ogen gahn mi tau —
Kann kum de Hän'n noch folgen,
Weit nich, wat 'k beden dau —.

Müggt leiwen Gott blot seggen,
Dat giern ik orig wier,
Un dat hei leiw müggt hebben
Mi ümmer doch recht sihr! —

Un dat ik nu woll sachten
In sienen Schot müggt rauhn —
Dat anner segg 'k di morgen; —
Leiw Gott, — Du wardst 't woll daun!

Die lebensklugen Sperlinge, der stolze Täuberich („Kukeruku"), die mißmutige Krähe im Winter („Kreigenleed"), der Hühnervater Kikeriki mit seiner Frau Kratzefot und den Küchlein („Arwtenbesäuk"), der böse „Kullehahn", das schlafmüde Kind, „Margreting un de Adebor" — sie alle sind meisterhaft mit dem Pinsel des Wortes gemalt. Daneben gelingen ihr stimmungsvolle Naturlieder und herzinnige geistliche Gedichte.

So sang ihr Herz sein Leid und seine Freude, wunderbarer Zwiespalt einer Menschenseele, die in geistiger Klarheit und Frische sich die Umwelt erschließt und zeitweise von schwarzen Schwingen überschattet wird.

Reuter wurde ihr Entdecker für die Oeffentlichkeit. Durch Wuthenows Kusine, die Frau des Arztes Dr. Adam in Treptow, hörte der Dichter nach langer Zeit auch wieder von dem Silberberger Haftgenossen, dessen Eltern er auf seiner letzten Festungsreise von Graudenz nach Dömitz in Kyritz kennenlernte. (Vgl. das 25. Kap. der „Festungstid"!). Sie trafen in Tr. und im benachbarten Tetzleben bei Verwandten wieder zusammen. Und als Reuter dann Schriftleiter wurde an dem von ihm gegründeten „Unterhaltungsblatt für beide Mecklenburg und Pommern", als er sich um Mit-

arbeiter aus der Heimat bemühte, sandte ihm Freund Wuthenow einige Gedichte seiner Frau ein. Freudig nahm R. sie auf, dankte warm für die „liebenswürdigen Poesien", die wie „Perlen unter Kiesel verstreut" in seinem Sonntagsblatte wirkten. „Auf mein Wort", schrieb er, da nach einem Jahre des Bestehens die Wochenschrift wieder einschlief, „es waren die besten Sachen, die im „Unterhaltungsblatt" gestanden haben."

Er drängte auch zur Herausgabe der Gedichte. „Ich habe mich lange gesträubt", berichtet die Dichterin Klaus Groth, dem sie die erste Sammlung widmete, „doch da ich sah, daß mein guter Mann es so sehr wünschte, so konnte ich ihm, der ja ohnehin so wenig Freude von mir hat, die Bitte nicht abschlagen. Nur anonym zu bleiben, bat ich mir aus, und daß dennoch die Anfangsbuchstaben A. W. darunter stehen, ist mir schon fatal." Aber dann begann im Katharinenstift doch ein eifriges Sammeln, und die Kranke erholte sich an dieser Arbeit. Wohl an hundert Zettel schickte sie dem Gatten, der selber eine saubere Reinschrift anfertigte. Reuter sollte die Durchsicht vornehmen und ein Geleitwort beisteuern.

Er tat es gern, obwohl er selber in reichlicher Arbeit steckte. Als Dramatiker versuchte er sich gerade damals; an den Dreiakter „Der 1. April 1856" und den Schwank „Blücher in Teterow" war die letzte Feile zu legen, weil sie im Sommer 1857 bei Kunike in Greifswald erscheinen sollten, und die wichtigere, ihm liebere Arbeit an „Kein Hüsung" drängte. Im Frühjahr 1857 benutzte er die Muße eines Aufenthalts in Thalberg, um den „Blomen" gerecht zu werden. Er sorgte für die Einteilung in „Strüzings", besserte den Reim, kürzte Längen, vereinfachte und vereinheitlichte die Rechtschreibung. Er schrieb das Vorwort, das mit zu dem Besten gehört, was wir an hochdeutscher Prosa von ihm haben. Im Herbst 1857 erschien der kleine Band „En poar Blomen ut Anmariek Schulten ehren Goahrn von A. W. Herausgegeben von Fritz Reuter." Er schlug ein, zwei Auflagen wurden später noch nötig.

Klaus Groth sprach sich in den „Briefen über Hochdeutsch und Plattdeutsch" sehr anerkennend über die „Blomen" aus, während er Reuters „Läuschen" „roh, grob, plump — Düngerbegeisterung" nannte. Alwine Wuthenow kam mit Groth in Briefwechsel, und aus ihren Briefen, die unser Landsmann Walter Schröder zum erstenmal veröffentlichte *), können wir einen tiefen Blick in ihr Wesen tun. Sie war Groth, dem Großen, gewiß zu Dank verpflichtet, daß er, der Richter sein wollte in allen Fragen des Plattdeutschen, sich ihrer Werke annahm. Aber sie liest ihm in feiner, fraulicher

*) Von niederdeutschen Dichtern. Herrcke & Lebeling, Stettin.



Das Neue Tor in Neubrandenburg (Stadtseite) mit den betenden Jungfrauen.
Aufn.: Hugo Krause

Art doch ganz gehörig und aufrecht die Leviten über sein Verhalten gegen Reuter. Sein hartes Urteil verletzt sie; „aber daß Sie ihm geradezu Unrecht tun konnten, wenn auch vielleicht in blindem Eifer, und sich berufen fühlten, ihm als ein strenger, ihn abkanzelnder Sittenprediger in solcher Weise den Text zu lesen, das konnte ich nicht aushalten. — Wo war der Nimbus geblieben, den meine Phantasie um ihr Haupt wob, oh ich schalt sie grausam und böse. — Je ja, je ja, die Anmariek ist eine gottvergessene, böse Person, ob Sie gleich einen Engel von Güte und Sanftmut aus ihr machen möchten; sie taugt gar nicht, das glauben Sie man; wenn Wuthenow Ihnen auch zehnmal das Gegenteil bezeugt und noch viele andere dazu. Sie wissen's nur all nicht, und Wuthenow, den macht die Liebe allezeit blind. Warten Sie man, Sie böser Herzenskündiger, Sie haben sich mit einer bösen Person eingelassen, aber gut meint sie es doch mit Ihnen, sonst könnte es sie nicht so betrüben, daß Sie sich durch diese Briefe in den Augen vieler geschadet haben, abgesehen, daß Sie sich einen warmen Freund unserer Muttersprache, der auch Ihr Talent hochschätzte, dadurch zum Feinde gemacht, denn

daß Sie seine Muse eine Viehmagd genannt, die nach dem Stalle röche, ihn der Düngerbegeisterung und Gemeinheit geziehen, wird er Ihnen nie vergeben".

Durch diese wenigen Briefe schon gewinnt sie unser Herz, die von sich bescheiden schrieb: „Ich habe nie etwas anderes sein oder scheinen wollen, als ich bin, und nichts wäre mir drückender, als wenn jemand etwas Apartes in mir suchte, da ich doch die allergewöhnlichste Person von der Welt bin. Wie sollte auch ein so unglückliches Geschöpf, das täglich zu ringen hat um jeden Fußbreit Kraft, um nur existieren zu können, noch an irgendeinen Flittertand denken. . . Nur eins möchte ich, daß Sie es mir einst nachsagten, wenn ich nicht mehr bin, 's war doch eine liebe, brave Seele, die nicht bloß mit Worten liebte, sondern in der Tat und in der Wahrheit. Das übrige, das lasse ich gern jedem, der's haben will; auch mein bißchen Poeterei könnte ich freien, frohen Mutes hingeben für ein bißchen gesundes Leben, verbracht in dem teuren Berufe, Mutter so lieber, guter Kinder zu sein. . ."

1860 lernte sie Reuter und seine Frau kennen. Mit ihrem Mann unternahm sie „eine Ausflucht auf einige Tage nach der Brandenburger und Treptower Gegend". Doch immer noch blieb ihr das Glück versagt, ganz unter den Ihren zu weilen. Die Dichtung schuf Ablenkung. Eine neue Sammlung, die „Nigen Blomen", war im Werden; Reuter half auch dabei. Allerdings mußte er Freund Wuthenow bei der Uebernahme der Arbeit um Zeit bitten: seine „Ollen Kamellen" kamen heraus. Alwine W. dankte ihm im Vorwort der zweiten Sammlung, die ebensoviel Gutes birgt wie die erste. 1862 erschienen dann „Hochdeutsche Gedichte" von ihr. In ihnen wirkt die Dichterin weniger ursprünglich. Ihre Kraft, das empfand sie selbst auch, ihre Eigenart lagen im Plattdeutschen:

Mien Mudderſprak.

Ik kann't nich hochdütſch ſeggen,
Wat mi in'n Buſſen ſitt;
Dat is man halwes Snacken,
Dat Beſt will doch nich mit.

Dat blifft mi ümmer ſitten
Deip unner up den Grund,
Un kümmt 't uk halw tau Höchten,
So ſmölt 't mi in den Mund.

— — — — — — — — — — —

Wat plattdütſch ik dau ſeggen,
Dat hett all Hand un Faut,
Un klingt dat uk wat knullig,
So iſt 't ok juſt ſo gaud.

— — — — — — — — — — —

Mi is't, as künn mien Herrgott
Mi beter ſo verſtahn,
As würd mien Bidd ſo neger
Em an dat Hart 'rangahn.

Die Verbindung zwischen Wuthenows und Reuter blieb bestehen, auch als Fritzing nach Eisenach übersiedelte. Fast gleichzeitig brachte der Freund die Gattin nach Winnenthal bei Stuttgart, wo man ihm gänzliche Genesung der Kranken versprechen zu können glaubte (1874 jedoch erst siedelte sie dauernd in den Familienkreis über). Auf der Rückreise war er bei R. zu Gast, und später flogen Briefe hin und her. Als die 3. Auflage der „Blomen" vorbereitet wurde, sollte R. noch einmal einspringen. Nun, ein Jahr vor seinem Tode, mußte er ablehnen. „Ja, mein lieber Bruder", schrieb er am 2. 9. 1873, „wie gern erfüllte ich Deinen Wunsch, wenn ich dazu noch im Stande wäre! Aber ich armer rheumatischer Stackel tauge nicht mehr dazu, habe genug an mir zu schleppen — bediene mich fast nur der Feder meiner guten Frau. . . Du glaubst kaum, wie leid es mir tut, Dir hierin nicht mehr gefällig sein zu können" . . . Ein anderer mußte ihm die Arbeit abnehmen, von der er selbst sehr bescheiden dachte: „Du sprichst von undankbarem Mühsal, welches ich gehabt haben sollte, das hast Du wohl nur so über'm Herzen weggesprochen; Mühe mag ich mir gegeben haben, aber undankbar ist sie nicht gewesen. . ." (Aus einem früheren Brief an W.) Der einfache, warme, hilfreiche Mensch auch hier, der durch sein Menschentum ebenso stark gewann wie durch seine Dichtungen.

Wuthenow überlebte ihn acht Jahre, Alwine starb hochbetagt 1908. Ihr Grab liegt an der Seite des Gatten auf dem Neuen Friedhof in Greifswald in der Nähe des Krematoriums. Noch kündet kein Stein davon, daß unter dem dunklen Efeu Pommerns größte plattdeutsche Dichterin ruht.

Fritz Reuter und Hofgartendirektor Ferdinand Jühlke

Von Willi Finger

Es war einmal an einem heißen Julitage des Jahres 1851, als noch der Glitzerglast der Sonne auf den Ziegeldächern Treptows lag. Im Deutschen Hause saß Fritz Reuter, als Gartenbaulehrer Ferdinand Jühlke, aus Eldena kommend, mit einem Schwarm landwirtschaftlicher Schüler durstig einkehrte und ein Gespräch mit dem Treptower „Privatlehrer" anknüpfte. Zwei Blumen- und Gartenfreunde kreuzten ihre Wege, ohne zu ahnen, daß die kurze Begegnung zu lebenslänglicher Freundschaft führen sollte.

Jühlkes ganzes Leben gehörte den Pflanzen, insonderheit den Blumen; Reuter war seit seiner „Stromtid" leidenschaftlicher Blumenfreund, der überall, wo er wohnte, Topfgewächse und Schlingpflanzen mit Hän-

den der Liebe hegte und pflegte und die „Pflanzenseele" belauschte wie die „Tierseele".

Der gärtnerische Laie Fritz Reuter hat, obwohl er in der höheren Gartenkunst nicht unkundig war, den fachmännischen Rat Jühlkes nie verschmäht, — im Gegenteil: gesucht.

Als die beiden Männer einander kennen lernten, war Johann Bernhard Ferdinand Jühlke (geb. 1. 9. 1815 zu Barth als 3. Kind eines Tischlers) schon in geachteter, staatlicher Stellung [1]). Nach gediegenen Studien in Greifswald wurde er schon 1834, im Alter von 18 Jahren, als akademischer Gärtner an die landwirtschaftliche Akademie nach Eldena berufen und bald dem Lehrerkollegium dieser Fachhochschule eingegliedert. Unter den Augen des damaligen Direktors der Anstalt, Geh. Hofrat Dr. Friedrich Schulze, genoß der strebsame und an sich selbst arbeitende Kunstgärtner lebhafte Förderung durch manchen väterlichen Rat. Im Gartenbau-Verein für Neu-Vorpommern und Rügen entfaltete er bald eine rege praktische Tätigkeit und gehörte dem Vorstande des Gesamtvereins als Schriftführer an. Diese Arbeit und seine ersten schriftstellerischen Erfolge führten zur Ernennung zum Königl. Garteninspektor (1854).

Aus der Eldenaer Zeit stammen Jühlkes Bücher: „Fortschritte des landwirtschaftlichen Gartenbaues während der letzten 10 Jahre", „Beiträge zur Naturgeschichte der Forstpflanzen" (Greifswald 1854) und das „Gartenbuch für Damen" (Berlin 1854, 4. Auflage 1889). Als der Dichter eines Tages ein Geschenk-Exemplar dieses letzteren Buches aus Jühlkes Hand erhielt, schrieb er dem Verfasser scherzhaft, es könne auch den Titel „und für Herren" aushalten. Als Gegengabe dieses dem Dichter wertvollen Gartenbuches erhielt Jühlke nachmals den 2. Teil der „Stromtid". Doch schon im 1. Teil hatte der Dichter seinem Bekannten ein Wort des Gedenkens gewidmet; dort lesen wir im 4. Kapitel: „Du leiwer Gott! ick heww von minen Gärtner-Fründ Jühlke in Erfurt 'ne schöne Lilgenzwiwel schickt kregen, de nu in de Märzsünn ehre irsten Bläder driwwt, un min irste Gang is des Morgens tau ehr, üm tau seihn, wo vel Bläder sei aewer Nacht drewen hett, un ick pöll doran herümme, üm tau seihn, ob sei ok an de Wörtel fult, un ick dräg sei von dat kolle Finster an den warmen Aben . . .".

Bis 1858 in Eldena tätig, gründete der unermüdlich Schaffende dort noch mit Rohde und Trommer das „Eldenaer Archiv" und leitete die akademische Versuchsstation. Mit seinen Schülern unternahm er zahlreiche belehrende Ausflüge und Wanderungen durch Vorpommern, Hinterpommern, Mecklenburg und Rügen. Auch Neubrandenburg und Treptow wurden dabei mehrmals angesteuert.

Im Jahre 1858 gab der staatliche Garteninspektor die Staatslaufbahn auf, um in leitender Stellung einen größeren und zu schöpferischer Arbeit anregenden Wirkungskreis zu übernehmen: er kaufte die Handelsgärtnerei Appelius in der durch Samenbau und Blumenzucht weltberühmten Blumenstadt Erfurt. Da seine Uebersiedlung plötzlich, ohne viel Abschiednehmen vor sich ging, versäumte er es auch, seinem Neubrandenburger Freunde Abschiedsgrüße zu senden. Durch den Dichter wurde er jedoch bald daran erinnert; der schreibt ihm nach Erfurt in scherzhafter Manier: „Ungetreuer Jühlke! Ausgerissener Pommer! Falscher Sächser! Ich könnte tausend Anklagen auf Ihr schuldiges Haupt herabrufen, unter denen die, daß Sie ohne Abschied von Ihren Freunden geschieden sind, nicht die kleinste sein würde; aber — wie Sie wissen — ist Edelmut dem Pommer angeboren und Seelengröße die Luft, in der er lebt; darum verzeihe ich, mache Ihnen keine Vorwürfe . . .".



Ferdinand Jühlke aus Barth (1815—1893), Fritz Reuters Gärtner-Freund.

Ein Jahr vor seiner Uebersiedlung (1857) nach dem Herzen Deutschlands wurden die Erfurter Kunstgärtner auf den Eldenaer Gartenbaulehrer aufmerksam durch sein Buch: „Leitfaden zur Behandlung der Samen" (Erfurt 1857). Kaum ist er in Erfurt seßhaft geworden, so erkennt man seine weite Erfahrung und praktische Bedeutung und ernennt ihn 1860 zum Direktor des Erfurter Gartenbauvereins. Drei Jahre später siedelt der Neubranden-

[1]) Ueber den äußeren Lebensgang und die berufliche Entwicklung Jühlkes vgl. man: „Pommersche Lebensbilder", 1. Band, Stettin 1934. Verlag: Leon Sauniers Buchhandlung.

burger Dichter nach Eisenach über. Die beiden „Ausreißer" — auch Reuter nannte sich und seine Luise in selbstbezichtigender Weise so! — waren sich nun wieder räumlich näher gerückt, und das Band der Freundschaft schlang sich bald um beide Männer und ihre Familien. Eine innige Duzfreundschaft wurde begründet, und Jühlke sollte dem Freunde Reuter noch manches Jahr hindurch wertvolle Freundesdienste erweisen; war er doch inzwischen Deutschlands erste Autorität auf gärtnerischem Gebiete und hatte auch in Erfurt (von 1858 bis 1863) bahnbrechende Fachschriften in die Welt hinausgehen lassen: die „Gesichtspunkte bei der Samenprobe als Merkmal für die Güte des Samens" (Berlin 1859), die „Mitteilungen über einige Gärten des Oesterreichischen Kaiserstaates" (Hamburg 1861) und die „Verbesserung des Wirtschaftlichen durch die Einführung und Verbesserung von Kulturprodukten" (Leipzig 1863).

Seit Reuters Eintreffen in Eisenach sehen sich beide Männer wieder oft von Angesicht zu Angesicht und stehen in dauerndem Briefwechsel bis zu des Dichters allzufrühem Tode. Am 13. Januar 1864 ist Jühlke erstmalig bei Reuters zu Besuch, die damals noch in einem Schweizerstil-Hause zur Miete wohnen. Zwei Tage später berichtet der Dichter seinem „treuesten und besten Freunde", Fritz Peters-Siedenbollentin (Krs. Demmin): „. . . Vorgestern war unser alter, beiderseitiger Freund Jühlke aus Erfurt hier zum Besuch; er grüßt Dich recht herzlich und ist ein liebenswürdiger Mann . . .". Von nun an wird des gegenseitigen Besuchens immer häufiger, bis Jühlke am 1. April 1866 an einen anderen Ort verpflanzt wird.

Der Generaldirektor der Königl. Preußischen Hofgärten, Peter Lenné, war im Januar des Jahres 1866 gestorben. König Wilhelm I. berief zum Nachfolger dieses genialen Gartenkünstlers den Erfurter Gartenbaudirektor Ferdinand Jühlke, der ein kostbares Erbe antrat. Die Königl. Preußischen Parkanlagen in Potsdam und Sanssouci unterstanden nun seiner Verwaltung, und mit diesem Amte war auch das des Direktors der Landesbaumschule Alt-Geltow und der Königl. Gärtner-Lehranstalt organisch verbunden.

Wer heute die Parkstätten Berlins und Potsdams betritt, den grüßen die Namen Lennés und Jühlkes. Lenné erdachte und erschuf die Anlagen; Jühlke belebte diese Gartenschöpfungen, gestaltete sie aus und erfreut dadurch das Auge noch heute.

Im gleichen Jahre 1866, als Jühlke zum Hofgartendirektor nach Potsdam berufen wird, beginnen Fritz Reuters Planungen um ein eigen „Hüsung".

Schon im Frühjahre 1866 tritt er diesem Lieblingswunsche auf Hausbau näher. Bei der Einrichtung des künstlerisch anzulegenden Hausgartens bedient sich der Dichter dreier Hofgärtner, von denen Hofgärtner Hartwig aus Weimar und Hofgartendirektor Jühlke-Potsdam seine treuesten Ratgeber werden sollten. Namentlich Jühlkes echte Freundschaft wurde dem Dichter während des Hausbaues (1866 bis 1868) noch mehr lieb und wert.

Am 2. Juni 1866 bittet der Dichter den Freund nach Eisenach zu Gaste, um seine künstlerische Auffassung in den speziellen Baufragen zu hören. Lesen wir Reuters Brief:

„An Herrn Jühlke, Hofgartendirektor
des Königs von Preußen, in Sanssouci."

Lieber Freund Jühlke,

In der letzten Zeit habe ich oft und viel Gelegenheit gehabt, an Dich zu denken und muß als ehrlicher Mann gestehen, daß dies in meiner Eigensucht seinen Grund gehabt hat. — Ich habe nämlich einen Garten von 1½ Acker gekauft und noch einen daran stoßenden von ½ Acker im Handel. — Die beiden Grundstücke sind mit Ausnahme des kleineren Teils, der eben ist, Berggärten mit Unterlage von Fels, auf dem jedoch große Bäume (Eichen, Buchen, Eschen) recht sehr gut und üppig wachsen. — Die Lage kann nicht schöner sein und die Aussicht ebenfalls nicht. Die Gärten liegen nach Süden, sind im Norden von höheren Bergen geschützt, haben die Aussicht auf die Wartburg, ins Marienthal und ins Johannisthal. Vor dem Hause (welches allerdings erst zu bauen ist) sind Teiche, die der Großherzog in den neuanzulegenden Park hineinzuziehen beabsichtigt. Der Park ist von meinem Garten nur durch einen 5 Fuß breiten Weg getrennt . . . Nun ist nur die Frage, wo muß das Haus liegen? nach welcher Richtung muß die Fronte liegen? wie muß der ebene Teil, wie der terrassierte und wie der Berg benutzt werden? Wo müssen Bäume fort und wo müssen deren angepflanzt werden? — Das könnte mir nun der Herr Gartendirektor Jühlke in dem Moment, in dem er einen Blick auf diesen Erdenpunkt richtet, sagen, wenn dieser Mann nur nicht so fern und so sehr beschäftigt wäre. Merkst Du was, lieber Bruder? — Nun, ich will deutlicher sprechen: solltest Du, wenn Dich Deine Reise nach Erfurt führt, wohl so viel Zeit übrig haben, einen kurzen Abstecher nach Eisenach machen zu können?

Ich fühle das Unbescheidene des ausgesprochenen Wunsches, so daß ich nicht wage, es als Bitte auszusprechen.

Mit meinem herzlichsten Gruße

Dein

Fritz Reuter.

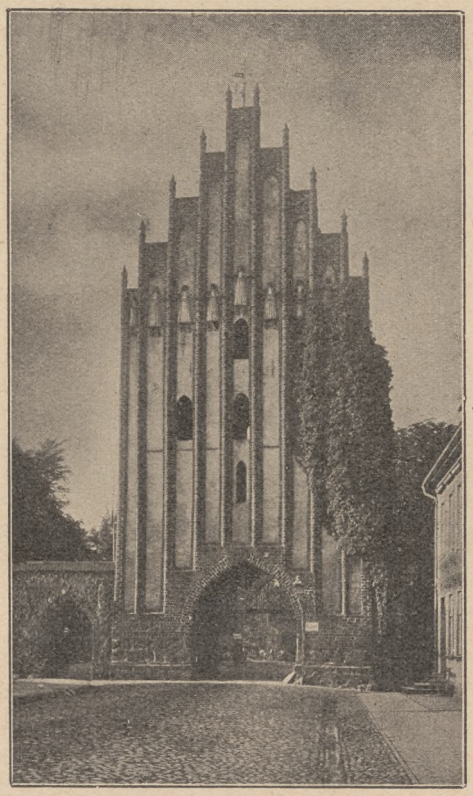
Am 13. Dezember desselben Jahres gibt der Dichter seinem Freunde noch einmal eine sehr ausführliche Beschreibung der gedachten Anlagen und schließt — ihn an sein Versprechen in Laubbach (bei Koblenz) mahnend: „. . . Dein schönes Geschenk, das Gartenbuch für Damen, kommt gar nicht vom Tisch, es ist für mich wirklich unschätzbar, weil es sich so eingehend auch für kleinere Gärten erweist. — Nun komme ich noch mit einer besonderen Anfrage und Bitte. Ich möchte mir wohl einen Menschen halten, der etwas von der Gärtnerei versteht. Du hast vielleicht Gelegenheit, einen solchen alten, unverheirateten Gesellen zu finden, der treu und ehrlich ist. Gut soll er's haben — leben und leben lassen!" Skizzen der geplanten Baulichkeiten legte Reuter bei und bemerkt in einem anderen Briefe an Jühlke (vom 4. 2. 1867) noch: „. . . Der Raum (für den Garten) ist nur klein und wird Dir den Unterschied zwischen Königsanlagen und Schriftstellers-Anlagen noch deutlich zu Gemüte führen".

Als der Potsdamer Meister im Sommer 1867 in Erfurt weilte, dehnte er seine Reise bis nach Eisenach aus, um die Baulichkeiten am Fuße der Wartburg eigens zu besichtigen. Fritz und Luise weilten in Bad Liebenstein. Doch auch ohne Reuters Führung unternahm Jühlke einen Erkundungsgang durch das gesamte Bauterrain und gab darauf dem Freundespaare schriftlichen Bericht über das Gesehene. Als Reuters heimgekehrt waren, stattete der Dichter dem Gärtnerfreunde seinen Dank in einem längeren Briefe ab:

„Du bist doch ein prächtiger Kerl! Du denkst an Deine Freunde, auch wenn sie sich bei Dir nicht in Erinnerung bringen; mit aufrichtigstem Herzen danke ich Dir für diesen neuen Beweis Deiner Treue . . . Dein Plan wird sich bei der beschränkten Ausdehnung des ebenen Landes wohl nur teilweise ausführen lassen, und ich werde Anfangs März damit beginnen können, da ich vorher noch eine Reise nach Berlin und Pommern machen muß. (Sie kam nicht zustande. D. V.) Daß ich Dich dann in Potsdam auch ohne Deine freundliche Einladung besucht haben würde, ist selbstverständlich. Ich studiere jetzt eifrig Dein neues Verzeichnis und nehme Deine so liebe Hülfe mit herzlichem Danke an . . . . Eisenach, den 17. Dezember 1867."

Vom Frühjahr 1868 an wird Jühlke der uneigennützige Spender der mannigfachsten Blumen, Sträucher und Bäume für Reuters Garten. Durch Jühlke erhält der Dichter die Klematis, deren blaue Blüte seine Lieblingsblume wurde. In prunkender Fülle wurde sie ihm später in den Sarg gelegt, und heute ziert sie auch den „Schloßgarten" zu Stavenhagen.

Am Silvestertage 1867 schreibt Reuter seinem Siedenbollentiner Freunde: „. . . Schicke mir von Deinen so liebenswürdig angebotenen Bäumen und Sträuchern erst dann, wenn wir genaue Abrede genommen haben. Auch muß ich Jühlke vorher sprechen, denn der alte, treue Freund hat mir eine wunderschöne Weihnachtsbescherung zukommen lassen: er schreibt mir nämlich, daß er als Direktor der Landesbaumschule nicht



Das Stargarder Innentor, durch das Reuter 1863 Neubrandenburg verließ, als er nach Eisenach übersiedelte.

allein das Recht, sondern auch die Pflicht hätte, wenn's einem guten Zwecke gelte, aus derselben unentgeltlich verabfolgen zu lassen. Nun will ich erst ihn, und dann auch Dich in Anspruch nehmen . . .". Am 27. Februar 1868 teilt er seinem Fritz Peters noch ergänzend mit: „. . . Von den feineren Gesträuchern, die Du vielleicht noch hast, verlange ich nichts; das kriege ich wohl von Freund Jühlke . . .". Und als dem Dichter aus dem neu angelegten Garten eines Nachts Hunderte von jungen Trieben in baumfrevlerischer Weise abgeschnitten sind, klagt er dem Siedenbollentiner Freunde: „Ich will noch heute an Jühlke schreiben und mir Rat holen. — Das einzige, was mich trösten kann, ist, daß es nicht aus Rachsucht, sondern aus dem schnödesten Eigennutz geschehen ist. Der Täter hat sich alles geholt, was zu Pfropfreisern dienen kann . . .". Jühlkes Rat ruft

der Dichter einige Tage später an und empfängt bald darauf eine große Blumen- und Sträucher-sendung. „Ich sitze nun bis an den Hals in lauter Sträuchern, Bäumen und Blumen: ... Du sollst die Freude haben, Dir ein längst dankbares Gemüt aufs Neue zu verpflichten und zu verbinden. Grüße mir deine liebe Frau und die Druwäppel .... (Das waren zwei kleine Töchter Jühlkes wie „Lining" und „Mining"; von dem in Eldena geborenen Sohn wird später die Rede sein. D. Verf.) Mein alter Bruder, ich bin mal wieder in die Wochen gekommen: Meine Reise nach Konstantinopel ist schon im Druck und Du wirst sie von mir erhalten."

Um die Osterzeit empfängt der Dichter, freudig bewegt, weiteren Potsdamer Gartenschmuck aus der Hand seines lieben Jühlke. „Freund Jühlke hat mir — ganz vor umsonst — 468 Stück blühender Sträucher geschickt; dann habe ich von Müschen-Teterow — d. h. für mein Geld — 57 hochstämmige Rosen erhalten, von denen ich drei auserwählte auf das Grab der alten Frau Grimm gepflanzt habe", (gemeint ist Jakob und Wilhelm Grimms Mutter. D. Verf.) berichtet der Dichter um die Osterzeit nach Siedenbollentin. Frühling und Sommer senden ihre Saft- und Kraftströme in die jungen Triebe. Im Spätsommer (Brief vom 11. 9. 1868) kann der Gartenfreund nach Potsdam berichten:

Lieber Bruder!

Von Deinen Sträuchern und Bäumen kann ich Dir die freundlichsten Grüße bringen; sie befinden sich den Umständen nach recht wohl, nur sehr wenige haben das Zeitliche gesegnet..., aber wir haben auch den ganzen Sommer von Morgens bis Abends mit 3 Mann gegossen... So um den November d. J. herum denke ich, Dich in Potsdam zu besuchen, dann, glaube ich, störe ich am wenigsten.

Diesmal hielt der Dichter sein Besuchsversprechen, wenn er auch erst im Dezember in Berlin eintraf.[2]) Rüstete er doch mit Luise gleichzeitig zu einer Heimatfahrt durch Mecklenburg und Vorpommern — es sollte die letzte sein.

Am 8. Dezember trifft das Ehepaar Reuter in Berlin ein und verweilt einige Tage bei dem Freunde Ferdinand Jühlke, dessen Gartenkunst und Gewächshaus-Kulturen bewundernd. Darauf kehrt Luise nach Eisenach zurück, während „Fritzing" Bad Stuer aufsucht. Im Februar des Jahres 1869 weilen Reuters bei dem Siedenbollentiner Freunde. Auf der Heimreise über Berlin beabsichtigt das Freundespaar ein erneutes Treffen mit Familie Jühlke. „Wenn ich wieder nach Berlin komme, so Ende des Monats (Februar 1869), besuche ich Dich und hole mir über die beiden Vorlagen (zu einem Gewächshause in Eisenach) Deinen entscheidenden Bescheid." Anfang März trifft das Reutersche Ehepaar in Potsdam ein, wo es eine Woche verweilt.

Die Potsdamer Tage blieben dem Dichter und seiner Luise unvergeßlich. Schreibt doch Lowising am 23. März von Eisenach aus an Marie Peters-Siedenbollentin: „.... Jühlke-Potsdam lebt in Ehren, wundervolle Wohnung; Livree-Bedienter und prachtvolle Equipage holten Fritz vom Bahnhofe ab; ich hatte leider meine Kopfschmerzen und lag zu Bett. Doch hat uns der liebe Mann hier (im Hotel) besucht, er kam von der Königin. Fritz konnte mir nicht genug von seiner schönen Häuslichkeit erzählen. Im Sommer wollen wir eigens nach Potsdam...". Vier Tage später (27. 3. 1869) dankt der Dichter eigenhändig für die gastliche Aufnahme in Potsdam: „Mein lieber, teurer Freund! Zuförderst meinen herzlichsten Gruß an Dich und die Deinigen! Es wird mir der Tag in Potsdam und die liebenswürdige Aufnahme von Seiten Deiner Gattin unvergeßlich sein.... Ich bitte Dich, mir womöglich noch 120—150 Stück Sträucher zu senden, und soll ich meine Bitte noch spezieller ausdrücken, so will ich unter diesen recht gerne bemerken, erblicken und gewahr werden... (folgt längere Aufzählung des Gewünschten). Auch echten und wilden Wein erbittet sich der Eisenacher. „So, nun soll aber die Bettelei ein Ende haben, und mit den besten Grüßen von meiner Frau und von mir an alle großen und kleinen Jühlkes schließt Dein aufrichtiger Freund Fritz Reuter."

In demselben Jahre gab Jühlke sein schöpferisches Buch heraus: „Die Rassenverbesserung der Kulturpflanzen (Erlangen 1869), das ihm viele neue Freunde und Verehrer schuf. In demselben Jahre sollte er dem Dichter noch auf einem anderen Kunstgebiete wertvoller Helfer sein: er vermittelte Reuters Bekanntschaft mit einem der bekanntesten Bildhauer jener Zeit, mit Bernhard Afinger, dem Schöpfer der einzig lebenswahren Reuterbüste. Wer kennt sie nicht, die von Afingers Meisterhand gemeißelte, heute über Reuters Gruft stehende Marmorbüste![3])

Afinger war ein Leser und Verehrer Reuters, wie er Jühlke gestand. Seinen Lieblingsdichter wünschte er gern zu modellieren — wagte aber aus angeborener Bescheidenheit keine Anfrage bei Reuter. So vermittelt Jühlke. Reuter antwortete seinem Gärtnerfreunde: „Du kannst Dir wohl denken, wie lieb und wie

[2]) Gaedertz („Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen", 1. Band, S. 148) irrt, wenn er schreibt: „Auf der Hinfahrt im November 1868 rastete er bei Jühlke in Potsdam." (Vgl. Luise Reuters Briefe an Marie Peters-Siedenbollentin.)

[3]) Auch die Bronzestatue Ernst Moritz Arndts in Bonn ist eine Schöpfung des großen Nürnberger Bildhauers.

ehrenvoll ich den Antrag des Herrn Afinger erachte." Afinger kam und verlebte die September- und Oktobertage im Hause Reuter. Schon zu Weihnachten 1869 konnte der Dichter seinem Freunde in Siedenbollentin einen Abguß der „Reuterbüste" als Weihnachtsgeschenk durch Afinger übersenden lassen. [4])

Seit 1870 verschlimmerte sich Reuters Magen- und Herzleiden. Blumengrüße aus Potsdam und Briefe trösten den an Bett und Fahrstuhl gefesselten Dichter. Jühlke sollte ihn nicht wiedersehen. Sein Schmerz über des Freundes Heimgang spricht aus einem Briefe an Lowising. Das Hausbuch in der Reutervilla zu Eisenach kündet von dem gern gesehenen Gaste aus Potsdam. Der sollte nach Reuters Heimgang noch einen anderen schmerzlichen Verlust beklagen: die Ermordung seines Sohnes, des Afrikaforschers Karl Ludwig Jühlke (geb. 6. 9. 1856 in Eldena, ermordet 1. 12. 1886 in Kismaju in Tomalland). Er war der Stolz und die Hoffnung seiner Eltern. Schon 1869 wünscht Reuter dem Vater, „daß die Hoffnungen auf den Sohn aufs Schönste realisiert werden mögen". Es sollte nicht sein. Kaum in Afrika angekommen, wurde der junge Gelehrte durch einen Somalineger ermordet. [5])

„Der alte Jühlke", dessen Name auch in Vorpommern durch Schaffung der Barther Anlagen unvergessen ist, hat viele Ehrungen heimgetragen; doch als schönste Reliquie hütete er die Freundesbriefe aus Reuters Hand, die nachmals für die Reuter- und Jühlkebiographen besonders wertvoll wurden. Das beweist folgender, bisher unveröffentlichter Brief: [6])

Herrn Hofgartendirektor Jühlke,
Sanssouci bei Potsdam.

Hochgeehrter Herr!

Nachdem Herr Dr. Wilbrandt seine Reuterbiographie vollendet, hat er mich ersucht, die ihm von allen Seiten zugegangenen Briefe mit seinem herzlichsten Dank den Eigentümern wieder zuzuschicken. Indem ich mich dieses Auftrages, unter Hinzuziehung meines eigenen Dankes, entledige, bemerke ich, daß von sämtlichen eingegangenen Briefen treue Abschriften zurückbehalten wurden, um dieselben, soweit sie nicht schon für die Biographie benutzt worden, demnächst anderweitig in einer zur weiteren Charakteristik des Dichters geeigneten Weise zu verwerten. Ergebenst

D. C. Hinstorff.

[4]) Sie wird heute im Petersschen Hause von Ernst Peters, dem noch lebenden Sohne Fritz Peters', aufbewahrt.

[5]) Karl Ludwig Jühlke schrieb: „Die Erwerbung des Kilima Ndscharo-Gebietes".

[6]) Urschrift fand der Verfasser im Ratsarchiv zu Neubrandenburg, nicht zu verwechseln mit der „Reutersammlung" im Palais zu Neubrandenburg.

Erinnerungen an Pommern

Aus Fritz Reuters Lebensabend

Von Prof. Dr. Wilhelm Greiner

In Eisenach besteht noch heute der sogenannte „Dienstagsverein", eine Gesellschaft hochangesehener Bürger, zumeist Gelehrte, die alle Monate sich einmal versammeln und geistig belebte Geselligkeit pflegen. Jedes Mitglied ist verpflichtet, einmal einen Vortrag zu halten. Auch Fritz Reuter gehörte zu diesem Verein und benutzte im Jahre 1867 die Vortragsverpflichtung dazu, einmal wieder in die schönsten Tage der Jugendzeit zurückzukehren und eine höchst originelle Fußreise nach Rügen zu schildern, die er im Juli 1830 als Parchimer Gymnasiast unternommen hatte. Seine Freude an der Schönheit des Landes lebt ebenso herzlich dabei wieder auf wie die Erinnerungen an die originellen Bewohner, und wenn man das abwechselnd von Reuter selbst und Frau Lowising nach Reuters Diktat geschriebene Manuskript in der Hand hat, dann fühlt man ordentlich die glücklichen Stunden mit, in denen er aus der ganzen goldenen Fülle seines Humors und seiner unverwüstlichen Laune sich mit Lowising in längst entschwundene fröhliche Zeiten versetzt hat.

Er entschuldigt sich zunächst, daß er keine wissenschaftliche Abhandlung, wie im Dienstagsverein üblich, bringt, sondern aus seinem zusammengewürfelten Bücherkram daheim einmal nach dem bei ihm sehr bunt marmorierten Buche des Lebens gegriffen habe, das vom lieben Gott selber verfaßt, aber leider vom Teufel gedruckt worden sei. Dann schildert er, wie sein sonst so gestrenger Vater durch die seltene Freude über eine gute Osterzensur des Sohnes eine Sommerferienreise bewilligt und mit drei Friedrichsdors großzügig finanziert habe. Mit sechs Schulfreunden zieht er sogleich nach Schulschluß, den Ranzen auf dem Rücken und ein dickes Butterbrot in der Hand, los, einen Turnergesang auf den Lippen und im Gänsemarsch in seligster Ferienfreude hinein in die schöne Gotteswelt. Die „alte Burg Clempenow im Tollenser Tal" wird im aufschimmernden Mondlichte begrüßt und bis nachts um 11 Uhr weitermarschiert nach dem Dorfe Witzow, wo allen eine prächtige und billige Unterkunft beim Pächter Hübbe wurde, denn das ist der Schwager des einen von den lustigen Wandergesellen. In der Nacht freilich passiert schon ein echt Reutersches Wandererlebnis. Er ist mit zwei andern Kameraden und dem langen, bleichen Hauslehrer in einer mondbeleuchteten Kammer untergebracht und erwacht nach kurzem Schlummer von einem Geräusch: der Hauslehrer steht im Hemde wie ein Gespenst mitten im



Karl Otto, Schüler Fritz Reuters in Treptow
(Nach einem Pastell Reuters).
Aus „Siebold, Unser Fritzing". Ein Lebensbild Fritz Reuters.
Verlag Emil Roth, Gießen

Zimmer und schlägt mit einer zusammengerollten Wandkarte wütend auf unsichtbare Gegner ein, wobei der Spiegel und die Wasserflasche in Trümmer gehen. Ein Mondsüchtiger! — Mit einem kräftigen Anruf ist er zunächst ins Bett zurückgescheucht, aber kurz danach beginnt er wieder herumzugeistern und bedroht diesmal mit erhobenem Stuhle sogar einen schlafenden Kameraden Reuters. Reuter ruft ihn an, und blitzschnell schießt der Junge aus den Kissen empor und fährt das Gespenst, den Finger im Munde, mit einem so gellenden Pfiff an, daß das bleiche Schreckensbild, wie vom Donner gerührt, ins Bett plumpst und nun dauernd Ruhe hält. Früh stellt sich heraus, daß der Pächter sich mit Willen den grausamen Scherz erlaubt hatte, er war aber sehr wenig erbaut, daß bei der Gelegenheit auch ein paar nützliche Gegenstände vernichtet worden waren.

Die sieben Gymnasiasten trennen sich hier, um ganz verschiedene Wege zu gehen, und Fritz Reuter wandert ganz allein weiter. In Kirch-Baggendorf kehrt er im Kruge ein und findet dort zwei blutjunge, soeben getraute Wirtsleute, die das bescheidene Wirtsstübchen blitzsauber halten und ihm ein frugales Mahl, aus saurer Milch, Brot und Butter bestehend, mit solch glückstrahlenden Gesichtern vorsetzen, daß es ihm herrlich mundet. Die junge, hübsche Frau nimmt aus verschlossener Lade drei sorgfältig in Seidenpapier gewickelte silberne Löffel, ein Hochzeitsgeschenk, und reicht ihm stolz den einen, nachdem sie selig ihr lachendes Antlitz in der glitzernden Höhlung des Löffels hat abspiegeln lassen. Zwei zerlumpte Kerle kommen herein, von denen der eine, ein lebhaft schwatzender, lustiger Landstraßenritter, sich im Gespräch mit dem langweiligen andern als ein geborener „Sunder" (d. h. Stralsunder) und Rattenfänger entpuppt; und „jedesmal da, wo ein bescheidener Schriftsteller einen Punkt hätte setzen müssen, setzt er einen Bittern". Er erzählt die kunterbuntesten Erlebnisse aus dem Rattenfängerleben und kommt plötzlich auf Reuters Heimatstadt Stemhagen und seine Beziehungen zum dortigen Bürgermeister, Reuters Vaters, zu sprechen, der der edelste Menschenfreund in ganz Mecklenburg und Pommern sei, denn er hätte ihm ein höchst anständiges Honorar, d. h. „för jede dodige Rott en Gröschen" gegeben und für das nächste Jahr noch ein „Duzöhr extra" versprochen, wenn die Ratten wegblieben. Das „Duzöhr" hatte er aber vor drei Tagen sich abgeholt und müßte es nun zu Ehren des Herrn Bürgermeisters anstandshalber vertrinken. —

Nachdem Reuter dann „als rosenrote Karoline über das grüne Billardtuch der unabsehbaren Ebene von Schwedisch-Pommern" weitergerollt ist, hält er in Stralsund einen höchst feierlichen Einzug, denn es ist gerade am 24. Juli der große Erinnerungstag an die Befreiung von Wallensteins Belagerung, die Rettung der norddeutschen Freiheit und des Protestantismus; alle Häuser sind mit Grün umwunden, die Fahnen flattern, und die Mädchen strahlen im schönsten Sonntagsputz. Ein freundlicher Bürger klärt ihn über die Bedeutung des Tages auf, der nie herrlicher gefeiert wurde als heute, denn der preußische Kronprinz als damaliger Gouverneur von Pommern war gerade anwesend und fuhr gegenwärtig mit „Kaptein Diekelmann" um den „Dänholm" herum, wobei „Fritz" die beiden großen Kanonen abschießen sollte. Was es mit diesen beiden bedeutenden „Sündern" auf sich hatte, sollte Reuter bald erfahren, nachdem er sich auf den Rat des Bürgers im „Kronprinzen von Preußen" (König von Preußen am Neuen Markt) einquartiert hatte. Der liebenswürdige Wirt, Herr Meinck, der zwar etwas „schlecht zugeschnitten, aber gut genäht war", nahm ihn mit hinab zum Strande, wo bereits eine große Zahl schöner „Sünderinnen" der kronprinzlichen Jacht nachschaut. Das interessante Fahrzeug war damals das einzige preußische Kriegsschiff, und Reuter nennt es deshalb „das Ei oder besser den Hahnentritt am Ei, aus dem dereinst die norddeutsche Flotte ausgebrütet werden sollte." Die Bemannung bestand nur aus Kaptain Diekelmann und

„Fritz", der „Steuermann, Bootsmann, Zimmermann, Deckmatros und Leichtmatros, auch Koch, wenn Proviant vorhanden war", in einer Person darstellte. Zwei „nichtsnutzige Schlingel" wurden nur bei Anwesenheit allerhöchster Herrschaften zur Vervollständigung mitgenommen und „standen Fritzen allenthalben im Wege". — Ein Bürger, der ganz nahe dabei gestanden hat, gibt nun auf Herrn Meincks Befragen Auskunft über die Begrüßungszeremonien zwischen dem Kronprinzen und Herrn Kaptain Diekelmann. Diekelmann erkundigt sich zuerst respektvoll nach dem Befinden des würdigen Herrn Vaters, der Kronprinz richtet einen Gruß von ihm aus, und der König ließe sich nach dem Befinden von „Fritz" erkundigen. Diekelmann meint: „Danke, Königliche Hoheit, es passabelt ja noch, um den Dänholm herum kann ich ihm das Steuer ja noch anvertrauen, aber weiter jo nich, er hat alle Peilungen vergessen." Dann führt Diekelmann den hohen Gast am Strand entlang und zeigt ihm sein Haus mit seinen drei Töchtern auf dem Balkon, „un de Kronprinz hadd de Ihr, sei tau grüßen". Der staunende Bürgersmann ist ganz stolz auf diese glänzenden Leistungen des Herrn Diekelmann und glaubt bestimmt: „De ward noch wat." In der Tat soll Diekelmann den roten Adlerorden bekommen haben und zum Major befördert worden sein (Gaedertz: Fritz Reuterkalender 1907 S. 98, wo der Vortrag das einzige Mal abgedruckt wurde).

Im Gasthofe des freundlichen Herrn Meinck setzt sich ein sehr imposanter junger Herr, der sich als der „wirklich königlich preußische Student, Herr Hergelius" aus Greifswald entpuppt, herablassend an Reuters Tisch, der über diese Ehre für einen armseligen Schulfuchs so glücklich ist, daß er für sie beide eine ganze Flasche Wein bestellt. Der liebenswürdige Herr will sogar am andern Morgen auf die Reise nach Rügen mitgehen, aber Herr Meinck kennt den saubern Herrn, das liederlichste Bürschchen in ganz Stralsund, und verhindert es ganz energisch, daß Reuter als „ordnlich Oellern Kind" mit dem verkommenen Menschen reist. Er erscheint zwar früh, als Reuter eben das Fährboot betreten hat, und sucht ihn um zehn Taler anzupumpen, ermäßigt sogar allmählich sein Anliegen bis auf einen Taler, aber der Bootsmann „platscht mit der breiten Seite seines Ruders aufs Wasser, daß dem saubern Herrn die salzige Sauce über die Schminke floß, und stößt mit dem Ausruf: Snurrer! Swinegel! vom Lande." Der erbärmliche Kerl besucht acht Tage danach Reuters Vater in Stavenhagen, bringt Grüße und Nachrichten vom Sohn, läßt sich gut bewirten und erschwindelt sich beim Abschied doch noch die zehn Taler, die er angeblich dem jungen Reuter vorgestreckt hätte.



1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12

Reuters Freunde in Treptow

1. Oberamtmann Schönemark, Tessin, 2. Hilgendorf, Kl. Tetzleben 3. Dr. Dolle, Treptow, 4. Keibel, Treptow, 5. Justizrat Schroeder, Treptow, 6. Rittmeister Blümke, Mühlenhagen, 7. Oberförster Träbert, Golchen, 8. Oberamtmann Wüstenberg, Burow, 9. Dr. Adam, Treptow, 10. Oberamtmann Berlin, Klempenow, 11. Pastor Pieper, Gr. Tetzleben, 12. Heidtmann, Schossow.

Aus „Siebold, Unser Fritzing". Ein Lebensbild Fritz Reuters. Verlag Emil Roth, Gießen.

Die Wanderung auf Rügen beginnt er nun nach dem von seinem Lehrer Gesellius entworfenen Reiseplan auf der landschaftlich weniger schönen Westseite, um die Eindrücke bis Arkona hinauf in immer sich steigerndem Maße zu genießen. Er kommt über Ralow nach Gingst, wo er bei dem Apotheker einkehrt, der zugleich eine Gastwirtschaft betreibt und ihn am Abend, — es war ein schöner Sonntag — zum Pastor Picht mitnimmt. Dieser kann sich die großzügigste Gastfreundschaft leisten, denn er gehört zu den „Vierfürsten", den Inhabern der vier reichsten Pfarren im Norden von Rügen. Eine Tochter des Pfarrherrn, die die Gäste mit Gesang und Spiel trefflich unterhält, sollte Reuter später bei seinem Aufenthalte im Bade Laubbach am Rhein als Gattin des Regierungspräsidenten von Pommer-Esche in Koblenz wiedertreffen.

Bevor er die Vieregger Fähre besteigt, um sich nach der Halbinsel Wittow übersetzen zu lassen, lockt ihn ein steiler Hügel als herrlicher Aussichtspunkt an, und begeistert sieht er das liebliche Ländchen, vom sonnbeglänzten Meer umgürtet, vor sich liegen, und läßt die Blicke auch nach Hiddensoe, dem „säuten Länneken", hinüberschweifen, das die einheimischen Fischer und Seeleute mit so inniger Liebe umfassen, wenn auch nur ein einziger Rosenstrauch auf

der öden Düne wächst. Er ist so überglücklich und selig im Anblick der Landschaft im rosigen Morgenschimmer, daß hier sein erstes Gedicht entsteht. Er bedauert tief, daß sie es ihm in der Berliner Hausvogtei bei seiner Verhaftung entrissen haben, denn wenn es auch ein wenig überschwenglich war, — „die Ueberschwenglichkeiten der Jugend fächeln einen im Alter an wie der Westwind im Novembermond".

Am selben Abend noch kommt er bis Arkona, wo er von den Resten der uralten Burgwälle nicht allzusehr begeistert ist, aber doch nach sinnender Rast beim Rauschen des Meeres befriedigt zum Leuchtturm zurückkehrt, in dem er Quartier bestellt hat. Auch hier wird die Nachtruhe noch einmal rauh unterbrochen, da der Leuchtturmwärter für neu angekommene Gäste das Ober- oder Unterbett fordert. Erst auf freundlichen Zuspruch der liebenswürdigen Wanderer trennt er sich seufzend von dem Unterbett und verbringt die Nacht schlecht und recht auf den Brettern des Gestells. — — —

Für den Anfang dieser prächtigen Fußreise durch Pommern scheint Reuter das Gedächtnis ein wenig verlassen zu haben, denn er schreibt, daß die sieben Schulkameraden, die den ersten Tag zusammen wanderten, sogleich nach Schulschluß um vier Uhr abmarschiert und bei einbrechender Nacht in Clempenow gewesen seien. Da Reuter damals in Parchim auf dem Gymnasium war, ist das ganz unmöglich. Die Aufklärung bringt ein Brief Reuters an seinen Vater vom 12. Juli 1830, in dem er um die Erlaubnis zu dieser Reise bittet und ihm schreibt, daß er zuerst nach Hause, nach Stavenhagen, kommen und von hier die Reise antreten werde. —

Was Reuter nach der furchtbaren Festungszeit auf pommerschem Boden bei der lebenslangen herzinnigen Freundschaft mit Fritz Peters erlebte, das hat er ja selbst in unnachahmlicher Meisterschaft in seine Werke einfließen lassen und daraus Ewigkeitswerte für das ganze deutsche Volk geschaffen. Ueber seine Beziehungen zu Peters und seinen Aufenthalt in Treptow an der Tollense wird an anderer Stelle in diesem Heft die Rede sein. Das Eisenacher Reuterhaus bewahrt noch zahlreiche Erinnerungen an schöne und trübe Tage aus jenen Zeiten auf. Es seien hier nur einige genannt, die gerade pommersche Besucher seines schönen Heims am Fuße der Wartburg interessieren werden: die von Reuter selbst gemalten Bilder der Kinder seines Treptower Hauswirts Floß und seines bedeutendsten Treptower Schülers Karl Otto, der so aufschlußreiche Erinnerungen an seinen berühmten Lehrer hinterlassen hat, verschiedene Treptower Stadtansichten aus Reuters Zeit, einige Exemplare des „Unterhaltungsblattes für beide Mecklenburg und Pommern", durch das er sich vergeblich eine sichere Existenz zu gründen suchte, ein prächtiges Album mit Handzeichnungen des Generalmajors Kausch zu der noch in Treptow erschienenen „Reis' nah Belligen" und Bilder des ganzen Treptower Freundeskreises. Von Reuters Hand sind die Namen aller seiner Treptower Freunde beigeschrieben: Oberamtmann Schönemark-Tessin, Hilgendorf-Klein-Tetzleben, Dr. Dolle-Treptow, Keibel-Treptow, Justizrat Schroeder-Treptow, Rittmeister Blümcke-Mühlenhagen, Oberförster Träbert-Golchen, Oberamtmann Wüstenberg-Burow, Dr. Adam-Treptow, Heidtmann-Schlossow, Oberamtmann Berlin-Klempenow, Pastor Pieper-Groß-Tetzleben. Von manchem dieser Freunde besitzt das Reuterhaus auch noch Briefe, von Hilgendorf und Gemahlin konnten jüngst erst zwei prächtige Silhouetten erworben worden. Bilder von Fritz Peters und seinen Familienangehörigen sind ebenfalls zu finden, und an Reuters Schreibtisch steht noch am alten Platze in ihrem Ständer eine lange Pfeife, die ihm Fritz Peters mit seinem Namen auf dem Deckel geschenkt hat.

In der gegenwärtig im Reuterhause zusammengebrachten Gedächtnisausstellung im Jahre der 125. Wiederkehr von Reuters Geburtstag sind zahlreiche Handschriften und Handzeichnungen des Dichters, Briefe (wie der berühmte Briefwechsel mit Bismarck), sowie Urkunden, vornehmlich aus der Zeit der Verhaftung, zu finden. Auch Unbekanntes und Ungedrucktes, besonders unter den Gedichten, ist dabei. Manches davon ist auf pommerschem Boden entstanden, und ich kann mir nicht versagen, hier ein ganz selten gedrucktes Gedicht bekannt zu machen, an dessen Ende Frau Lowising geschrieben hat: „Produkt einer Schmerzensnacht in den ersten Jahren unserer Ehe". Reuter selbst hat mit Bleistift, offenbar später, darüber geschrieben: „Treptow". Ein erschütternder Einblick in die furchtbare Lage des Dichters vor dem plötzlichen Aufstieg seines Sternes durch die „Läuschen un Rimels" geht uns in diesen Versen auf, die gerade deshalb, weil sie nicht die letzte Feile bekommen haben und nicht für die Veröffentlichung bestimmt waren, unmittelbar als ein Schmerzensschrei des gequälten Mannes wirken:

Ich habe nicht Fürsten und Kön'gen gedient,
Ich war mein eigener König,
Und hab' ich auch vieles auf Erden geschafft,
Für's Ende schafft' ich nur wenig.

Nun klopft an die Tür eine bleiche Gestalt:
„Herein, du alter Geselle!
Ich hab' dich schon einmal im Kerker gekannt,
Komm, Hunger, komm, setz' dich zur Stelle.

Beiß ein, beiß ein mit dem wilden Zahn
Und hilf mir die Mahlzeit verzehren,
Du hast es ja vordem schon öfters getan,
Komm', bring' mir mein Schwarzbrot zu Ehren."

Und er setzt sich ran an den nackten Tisch,
Und da draußen, da klopft's wie Gespenster:
„Herein, herein, du Winterfrost,
Herein, du Sturm an dem Fenster.

Ich habe Euch beide auf öder Heid'
Am Meeresrande getroffen,
Ihr findet lust'ge Gesellschaft heut,
Die Türen stehen Euch offen."

Sie treten ein, sie setzen sich,
Die beiden herben Burschen,
Der Wintersturm, der schüttelt mich,
Vor Frost die Zähne gnurschen.

Da tritt mit lahmem, leisem Fuß
Ein Weib, das ich nicht kannte,
Zur Tür herein: „Einen schönen Gruß,
Ich bin der Dreien Tante.

Ich bin die Seuche, bin die Pest,
Ich bin die alte Krankheit,
Was ich gepackt, das halt ich fest
— — — — — — — — — — —"

Und nestelt sich an mich heran
Und packt mich wie mit Krallen:
„Ja, wehr' sich, wer sich wehren kann,
Ich muß ihm doch gefallen.

Komm her, mein Schatz, komm her, mein Kind,
Was willst du mit mir hadern?"
Es glüht ein gift'ger Höllenwind
Mir durch Gehirn und Adern.

Der Hunger, Wintersturm und Frost,
Die halten mich zurücke:
„Gesellen helft! Gesellen reißt
Sie runter vom Genicke!"

Und wildes Lachen um und um!
Und wilde, wilde Schmerzen!
Selbst Hunger, Sturm und Frost wird stumm,
Sie saugt an meinem Herzen. —

Da wird es hell in dem Gemach,
Da zittern leise Schimmer,
Da wird zum hellen Gottestag
Das enge, dumpfe Zimmer.

Solche Stunden hat Reuter auch auf pommerschem Boden erlebt, und man kann daraus ermessen, welche Ueberwindungskraft sein unbezwinglicher Humor besaß und aus welchen Schmerzen bisweilen seine scheinbar so launigheiteren Gaben geboren wurden. Den Glauben an die Menschen hat er nie verloren, in unermüdlicher Güte umfaßte er sie alle, die ihm nahe traten; die Menschen glücklich zu machen, — das sagte er noch auf dem Totenbette — war das Streben seines Lebens, weil er aus eigenem Leide wußte, wie nötig das für alle war. So hat er auch in Pommern an Leid und Freud seiner Mitbürger herzlichsten Anteil genommen bis in die kleinsten Vorgänge des bürgerlichen Lebens hinein, und der Anfang eines kleinen mit Bleistift auf die Rückseite eines Treptower Briefes vom Jahre 1852 geschriebenen Gedichtentwurfs soll zum Beweise dessen in Reuters gewohntem, fröhlich-liebenswürdigem Tone diese Zeilen beschließen:

Ihr Bürger Treptows habt fürwahr
Wohl gar nicht dran gedacht,
Was dieses letztverfloss'ne Jahr
Euch Schönes hat gebracht?
'n neuen Turm, 'n neues Tor
Und einen neuen Senator,
'n neuen Lampendämmerschein
Und einen neuen Gesangverein.
Nun fragt die ganze Christenheit,
Wie glücklich ihr Treptusen seid!

Fritz Reuters zweite Rügenreise*)

Von Ludwig Karnatz

„Ach wer mit di künn wannern,
Ach, wer mit di künn teihn,
Von einen Urt tau 'n annern . . ."

Un wat sei sick vörnahmen un wo sei all de Wochen von räd"t, ja, wat sei sick int enzelte lang' all utmalt hadden— Wising am mihrsten — dat wier nu waraftige Würklichkeit worden: Sörre giste'n nahmiddag wieren sei up — Rügen, de grötste un schönste Insel von ganz Dütschland. Dat Dampschipp hadd ehr von Anklam in eine Tour furts nah Crampas-Saßnitz henbröcht. Denn nah Rügen reisen un nah Crampas-Saßnitz reisen, 't wier äben doch ein- un datsülwig.

Sei wieren ehre siew: uter Reuters wieren ok de beiden „Bollentiner" un de Brambörger „Musikkompohsitöhr" noch mit. Wieren tausamen 'ne sihr fidele Reis'gesellschaft, de de Lüd', mit de sei up dat Schipp tausamenführt wieren, all Spaß naug makt hadd mit ehren däg'ten Mund mäkelbörgsch-vörpommersch Platt.

„Fritz, du — Fritz! Steh nun auch auf, Fritz!"

Hei wier noch wied weg.

„Fritz Peters hat schon zweimal geklopft, und ich bin schon fertig zum Abmarschieren — mit Stiefeln und Sporen."

„Fritz Peiters? — Dei hett gaud räden, so 'n Klutenpedder is dat ok gewennt."

Hei rew' sick den letzten Slap ut de Ogen.

*) Volle dreißig Jahre sollte es dauern, bis Reuter nach seiner ersten Rügenreise, die er 1830 als Parchimer Gymnasiast unternahm, und die in dem vorhergehenden Aufsatz dieses Heftes geschildert geworden ist, zum zweitenmal nach Rügen kam. Im August 1860 besuchte er von Neubrandenburg aus mit seiner Luise und treuen Freunden das schöne Eiland, wo er als Schüler geschwärmt und sein erstes Gedicht gemacht hatte. Von dieser Rügenreise erzählt Ludwig Karnatz im 21. Kapitel seines Romans „Ut siene Brambörger Tied" (Verlag Friedrich Bahn, Schwerin i. Meckl. 1934), das wir hier zum Abdruck bringen. Eine Besprechung des Romans finden unsere Leser am Schlusse des Heftes.

„Na, denn helpt dat nich . . . Is Schondorfing dor baben ok all von sienen Wiem raf?"

„Weiß nicht!"

*

'ne lütt Stun'n dornah hadden sei de beiden Dörper, de binah inenanner oewergahn deden, ahn dat einer dat marken künn, achter sick un wieren äben in dat Stubnitzholt kamen, dat grote Holt twischen Saßnitz un Stubbenkammer. De Gastwirt, bi den sei de Nacht lojiert hadden, hadd utdrücklich seggt, dit wier dat grötste un schönste Holt up de ganze Insel. „Und dieser Weg, meine Herrschaften, durch diesem Walde ist das Schönnste von ganz Rügen, und was einen ganz berühmten Paster aus Berlin gewäsen sein soll — Schleuderdorf oder Schleuermann oder Schleiermacher, ja, so hätt' er auch gehießen! —, der hätt es in die szwanziger Jahren all zu meinen sel. Vater gesegt, dieser Uferwaldweg nach Stubbenkammer ist die schönnste Partie von 'n ganzen Deutschen Bund."

„Un dor hett Schleiermacher recht in," säd' Fritz Peiters und lachte sick, „dit Holt hett würklich narends sienesgliecken. Ick taum wenigsten wüßt kein ein, un ick kenn so einige Hölter in dat Land. So väl Bäuken up einen Hümpel gifft dat süs nich. Sülwst jug' Brodasch- un Nemerowsch-Holt tausamen kümmt hier nich mit."

Sei wieren rechtsch an dat steidel Aeuwer kamen. Ganz dichting ran.

„Prächtig — großartig! Seht doch mal!" repen de beiden Frugens, de twintig Schritt vörupgingen, un bleben stahn. „O — nein! — nein! — Diese Aussicht!"

De drei Mannslüd' kemen all nah, un nu stünnen sei all fief dor un wunnerten, wo 't moeglich, wo 't einmal moeglich wier, un freugten sick.

Un wat sei segen, dat wier denn doch ok würklich noch de Wiertigkeit:

Dor leg' dat ganz unverwohrs miteins vör ehr, dat blage, dat ewige Meer! Un nicks nich as Water, nicks nich as Wulken! Un leg' so rauhig dor un so vull deipen Fräden as en slapen Kind, un dat Kind siene gliekmäßigen Atentoeg' künnen sei dütlich von unnen von den Strand heruphüren.

As 'n Speigel wier de Ostsee . . . Oewerst up den Speigel wieren hier un dor en poor swarte Brümmers follen. — Ob dat de Fischerkahns wieren, up de vör drüddhalw Stun'n de Crampasser Fischers utführt wieren?

„Och, diese Tiefe! Huh!" rep Madam Reutern un wull ehre Fründin von de Kant trüggrieten.

„Lat man, Wising! Mi deiht dat nix. — Oewer dor! Kiek — dor! De Krietwand!"

„Großartig! Und zwischen den weißen Felsen und Wänden das junge Buchengrün und oben die stahlblauen Wolken . . . O, du schöne, schöne Welt!"

Un as Wising so wier, fat'te sei hastig ehre Fründin üm un küßte sei midden up den Mund, as wier dat dei Toll, den einer betahlen müßt, ihre hei in desen lachen Paradiesgorn wiedergahn dörft.

Ehr Mann seg' dat, un, as sei sick schenieren wull, nickköppte hei ehr blot tau: so wier't recht, un so müßt dat sin!

Un wieder güng de Weg. Up un dal un ümmer wedder up un dal . . . Hendörch dörch deipe Sluchten un heroewer oewer de välen brusen Bäken un denn wedder up den negsten Aeuwer. Oewerst dat Bäukenholt oewer ehr dat fäkelte ehr bi all de Hitt stets un stännig gräunen Schatten tau. Un wenn de Bargen eins glupsch anstiegen wullen, denn winkte ehr tau rechter Sied wedder mit käuhle Hand dat Water tau: „Ach so, ji sied dat, ji Landrotten! — Na, denn man ümmer bäter bi!"

So vergüng Stun'n üm Stun'n. Tweimal hadden sei sick ok all Rauh günnt. Dat letzte Mal dunn hadd dat Frühstück gäben von dat, wat sei ut Crampas mitbröcht hadden.

„So, un nu de letzt halw Stun'n!" rep Peiters, de all en poormal in sienen Läben dese schönen Wäg' wannert wier.

Wedder wieder . . .

De Weg steg' mitmal noch eins an. De Wannerslüd' kloppte dat Hart. Nich blot von dat Stiegen, ne, gliek müßten sei doch — —. Nu noch eins so'n Törn nah baben . . .

Stubbenkammer! Sei wieren dor.

Un wat sei ierst ok noch pust'ten (blot Schondörp nich; dei künn dat all noch gaud af!), sei vergeten't furts wedder; denn wat sei segen, dat wier so grot un herrlich, so oewer alle Maten schön, ja, fierlich:

Stubbenkammer! — De höchste Felsen, de grötste Krietfelsen up de ganze Felseninsel. De schönste dortau . . .

Kein ein künn vör Andacht ein Wurd rutekriegen. Wieren sei äben int Allerheiligste inträden?

Dor vör nu de „Königsstuhl", in de ganze wiede Welt bekannt, ja, un so bannig hoch! An 180 Ellen jo woll?

Piel wüssen dese ganzen 180 Ellen ut dat Meer herut bet hier baben hen. Un allens ein Kriet — hier un dor, half up'n Kopp, 'ne lütte gräune Bäuk dormang. Denn wedder grote Bäukenwrieten un Boomwörteln. Allens weust un wild dörchenanner. — En grotoriges Bild!

Nu güngen sei de poor Schritten oewer den smallen Weg nah den Königsstauhl rup, rundüm de höltern Bewehrung. Wising wier de einzigst, de sick nich dorhen trugen ded', bet Reuter ehr nahhalen ded'.

„Dit wier ja woll noch schöner, Wising, in Rügen wäst un nich up 'n Königsstauhl stahn

hebben! Dor is gor 'ne Bänk, du . . . So, un wenn j' di nu nahsten in Bramborg dornah fragen, Ottilie Siemerlingen, Guste Bölling, Wiesing Brücknern un all de annern, denn so kannst du doch dorowwer nahseggen, wie?"

„Ja, un von hierut sall jo dunn Korl de Twölft de grote Seeslacht mang de Swesden un de Dänen wohrschugt hebben, heit dat," let Peiters sick vernähmen.

De Dichter un sien Fru keken sick in desen Ogenblick an. Sei dachten jedwerein datsülwige: Korl XII.? — Korl Duhß — so wier jo eins Reutern sien Schäuler- und Studentennam' wäst.

Noch lang' bleben de fiew up de stolte Hög' bestahn un keken un keken ümmer wedder. Un segen nu unnen de Minschen, de äben de Damper ut Saßnitz brächt hadd; nich gröter wieren dei jo woll as luter dreijöhrig Kinner. Un dat Schipp künn ok nich väl gröter sin as en lütten smallbackigen Kahn. Un dor wieren doch äben de välen Minschen utstägen?

Dunn sünn Fritz Reuter as de ierst den Weg taurügg nah Welt un Alldag:

„Kinnings, Kinnings! Wat heff'ck för'n Döst! Nu oewersten mal ierst eins hen nah den Kraug dor un denn ollig Kaffig! För mi allein de grötst Kan'n. Wising, hürst?"

Dor wieren sei denn ok furts all mit bi.

Un de grötst Kan'n de kreg' hei dunn ok, un wenn 't ok nüms utsprök, sei freugten sick doch all vier oewer sienen groten Kaffigdöst.

„Ja, meine Herrschaften," meld'te sick nahst Hannes-Hannes, „ich möch'te mir den Vorschlag erlauben, daß wir allmählich an den Rückweg denken — eine Reihe von Stunden, Reihe von Stunden —"

„Aber erst doch noch nach dem Herthasee, Onkel Eute!" bed' Marieken Peiters.

„Versteiht sick!" antwurt'te dei.

*

Dat wier dor baben vör dat Gasthus wieldes bannig vull worden; denn de välen lütten Gäst, de ierst mit den Damper ankamen wieren, wieren nu unner väl Pusten un Stoehnen un Jappen de Slangenwäg' hochklaspert un bet baben ok all dorbi tau de richtige Grött rantwussen.

Dunn klüng von den Weg nah den Herthasee her midden ut dat Holt herut so'nen frischen, hellen Gesang:

O Täler weit, o Höhen,
O schöner, grüner Wald,
Du meiner Lust und Wehen
Andächt'ger Aufenthalt!
Da draußen, stets betrogen,
Saust die geschäft'ge Welt;
Schlag noch einmal die Bogen
Um mich, du grünes Zelt,
Schlag noch einmal die Bogen
Um mich, du grünes Zelt!

Un väl von de Lüd' vör dat Gasthus horkten hen nah dat schöne Lied un nah de vulle, de klore Frugensstimm, de ümmer wieder weggüng:

Da mag vergehn, verwehen
Das trübe Erdenleid,
Da sollst du auferstehen
In junger Herrlichkeit!

Noch denn un wenn 'n Ton ut wiede Fiern: „Ich habe treu gelesen —" — — — noch einmal 'n bäting luder, as sick dat mit den



Fritz Peters-Thalberg
Aus „Siebold, Unser Fritzing". Ein Lebensbild Fritz Reuters. Verlag Emil Roth, Gießen

hogen Ton wedderhalen ded' —: „— mich Einsamen erheben" — — —

Dat anner weihte de Seewind utenanner.

Reuter wier so glücklich achter sien Wising hergahn. Wo lang', wo lang' hadd sei oewerall nich mihr sungen! Un hei wüßt dat nu — ganz säker wüßt heit't — sei wier nu af von de ollen Gedanken — sei hadd wunnen.

Wecker will't em verdenken, dat hei sienen Herrgott in alle Still ut vullen, heiten Harten jitzt äben dorför danken müßt?

Hannes Schondörp oewerst de güng achter an, mit de Stimmgabel in de Hand, un, as Wising utsungen hadd, kloppte hei sick mit de Stimmgabel up dat spitze Knei, höll de klingen Gabel an den Tän un rep — ganz selig rep heit't un trippelte hastig nah siene Ort dorbi herüm —: „Glockenrein, Madam Reuter, glockenrein!"

As de fief des Abends wedder in Crampas ankamen deden, drömte oewer de Boomkronen dat letzte Spierken Abendrod. — Sei stünnen all tau glieker Tied still un keken dornah hen . . .

*

„'n Breif för mi? — Dei kann blot ut Rostock sin von Korl Kräpelinen."

„Ja, aus Rostock!"

„Hürt mal all tau!" rep de Dichter miteins ganz lud. „Hier steiht't:

‚Die Leute haben sich um die Billetts für den gestrigen Reuter-Abend förmlich gerissen. Die 600 Billetts waren schon seit vier Tagen völlig ausverkauft. Gerne gäbe ich hierorts bald einen weiteren Reuter-Abend, aber Senator Blanck hat mir für die nächsten beiden Monate hier das Handwerk gelegt mit der Begründung, daß sonst kein Mensch mehr ins Theater ginge. . . . Andere Woche Lübeck, Schwerin und Güstrow . . .'"

Hei höll an; sei ret em den Breif snart ut de Hand un les' wieder vör:

„Nur noch ein solch Buch wie das letzte, und Fritz Reuter ist ein berühmter Mann!"

„Bravo! Bravo!!" repen Peiters un Schondörp.

„Blot noch ein?" frög Reuter dorgegen. „Twei schrief ich sowieso noch: De ‚Festungstid' un denn nahst mien grötst: ‚Ut mine Stromtid'."

„Wo hast du den Titel plötzlich her, Fritzing?" frög' Wising ganz uvgerägt.

„Ja — midden up'n Königsstuhl, dunn wier hei mitmal dor!"

Zeitgenossen Reuters, die noch am Leben sind

Von Willi Finger

Immer seltener werden diejenigen, die man noch recht eigentlich als „Zeitgenossen" Reuters nennen und bezeichnen darf. Ist der Dichter doch mehr als ein Menschenalter tot. Gerade in den letzten Jahren haben viele, mit denen er Umgang pflegte, von uns gehen müssen nach der kurzen Spanne des Lebens, von der er in seinem Grabspruch redet.

1917 starb Eleonore Bade in Neubrandenburg, des Dichters Nichte, bei der er (zu Kleeth bei Stavenhagen) auf seiner letzten Heimatreise verweilte; im gleichen Jahre gingen heim seine einstigen Treptower Schüler Geheimer Rat Prof. Dr. Richard Schröder, Sohn des edlen Justizrats Schröder-Treptow, eine Leuchte der juristischen Fakultät an der Heidelberger Universität, und Karl Heyden zu Demmin, vom Heydenhof aus Golchen (Krs. Demmin) stammend, wo auch Reuters Freund Traebert und dessen Sohn „Fritz Triddelfitz" beheimatet waren. Bald nach dem Kriege starb zu Pittsburg in Pennsylvanien Francis (Franz) Rust aus Demzin bei Malchin, der Bruder der Zwillingsschwestern Helene und Wilhelmine Rust, die Reuter als „Lining" und „Mining" in seiner schönsten Schöpfung, der „Stromtid", verewigt hat. Franz Rust (1846—1918) hinterließ eine größere Erbschaft, weshalb der Unionsstaat 1935 in einem nach Stavenhagen gerichteten Schreiben nach dessen Erben suchte. „Mining" selbst, Reuters Freundin (geb. 1. 6. 1837 zu Demzin bei Stavenhagen), geborene Rust, verw. Binnier, gest. am 4. 7. 1921 zu Rostock als verw. Frau Voß, bewahrte noch als 80erin in ihrem Erinnerungsschrein viele lustige und ernste Episoden aus dem Verkehr mit Reuter und seiner Luise. Reuter selbst hat sie als lüttes „Druwäppel" mit ihrer Schwester Helene, die schon früher heimging, verewigt. Im Jahre 1930 gingen zwei Schüler Reuters von uns. Am Pfingstsonntag des Jahres starb im 90. Lebensjahre der Glasermeister Carl Germer zu Treptow; mehrere Jahre hindurch war er Hauptmann der Treptower Schützengilde, die ihn kurz vor dem 1930er Schützenfest zu Grabe geleiten mußte. Ihn überlebte ein anderer Schüler Reuters, Louis Schmidt (1839—1930), gest. im September 1930 in Friedland, einst Landwirt im Kreise Demmin, dann Ratskellerpächter zu Friedland (Mecklenburg). Sein von Privatlehrer Fritz Reuter geschriebenes Zeugnis befindet sich seit 1912 in der Reutersammlung (Palais) zu Neubrandenburg.

Der letzte Neffe des Dichters, der 88 Jahre alte Gärtnereibesitzer Ernst Jenning, starb 1932 in Berlin. Ein Sohn desselben, Dr. Jenning, war Handelshochschullehrer in Auerbach. Gärtnereibesitzer Ernst Jenning war mehrere Jahrzehnte hindurch Chefgärtner einer Gräflich Schaffgottschen Besitzung in Schlesien.

Im Herbst 1934 ging Ernst Wolter-Stavenhagen heim, der noch in seinem väterlichen Lokal als Knabe mit dem Dichter Zwiesprache hielt und seine stattliche Reutersammlung unter bestimmten Bedingungen der Stadt Stavenhagen vermachte. (Vgl. die Umschau dieses Heftes.)

Wer heute noch von den „Zeitgenossen" Reuters lebt, steht als solcher wie ein vereinsamter Baum da und hat ein wahrhaft patriarchalisches Alter erreicht. Solcher aber sind nur wenige noch unter uns.

Man muß schon 100 Jahre alt sein, um wie Georg Rehder (geb. 25. Sept. 1836) auf Reuters Polterabend und Hochzeit getanzt zu haben; das war am 15./16. Juni 1851 — lang ist es her. Rehder, zu Dassow geboren, erlernte in Schwerin und Dassow das ehrsame

Tischlerhandwerk und wurde, da er bei seinem Meister mithalf, Reuters erste Aussteuer fertig zu stellen, von Pastor Kuntze und dessen Luise zu den Hochzeitsfeierlichkeiten geladen. (Ueber Reuters Hochzeitsfeier vgl. des Verfassers Buch: „Fritz Reuter und Fritz Peters". Hinstorff, Wismar.) Seit 22 Jahren lebt der alte Kempe im Heiligen Geist-Hospital zu Lübeck, wo ihn Kinder, Enkel und Urenkel an manchem Sonntag umgeben und wo ihn Freunde und Bekannte als „öllsten Mann von Lübeck" feiern. Un wil he 'n ganz kaptales Gedächtnis hett, ore, as de Meckelbörger seggt, en'n god behöllern Kopp hett, kann he hüt noch allerhand ut sin langes Leben vertellen! Von Fritzing Reuter un sin Lowising un vun Ivenak, wo hei as 'n Handwarksmann is west. — Gott, unf' Herrgott segn sin Magen un Apptit ok im nigen Johr! Bel Beſökers sin dor un bekiken em as 'n Weltwunner. Is dat ok 'n Wunner? 100 Johr — Allewetter!

Dieses patriarchalische Alter zu erreichen, dazu schickt sich eben auch des Dichters einzig noch lebende Nichte, Ida Reuter, (geb. Silvesternacht 1849/1850), in ihrer Stämhäger Heimat „Iding" genannt, trotz der 86 Jahre noch geistig und körperlich frisch und alljährlich auf Sommerreisen. Ida ist die Tochter von Reuters 1901 verstorbener Halbschwester Sophie. Bei dieser wohnte „Onkel Reuter" nach dem Tode seines eigenen Vaters (1845) immer, so oft er nach Stavenhagen kam. Und als er das letzte Mal dort einkehrte (Januar und Februar 1869), mußte Iding den Dichter auf der weiteren, letztmaligen Heimatreise begleiten. Eine Schilderung derselben, durch Mecklenburg und Vorpommern führend, hat der Verfasser — auf Grund einer mündlichen Darstellung Idas — in seinem schon genannten Buche gegeben.

Ida Reuter ist nicht nur die ideale Hüterin Reuterscher Dichtungsschätze, sie verwaltet auch manch teures Erinnerungsstück aus Reuters Leben, und mancherlei Urschriften, Handschriften und Briefe des Dichters befinden sich unter ihren Reuterschätzen. Da dürfte es fruchtbringend sein, Ida Reuter einmal zu besuchen, dachte ich vor einigen Jahren — doch mit dem festen Vorsatz ging's die Treppe hinauf, sie nicht gleich wie eine Zitrone auszuquetschen.

Ich klopfe an — Ida Reuter öffnet. Nach gegenseitiger Vorstellung ist ihre erste Frage: „Sind Sie Reuterbiograph?"

„Nein, ich bin's nicht." „Dann bitte!" Damit hatte ich bei der recht rüstigen Matrone gewonnen und konnte weiterhin aus dem Schatze ihres Gedächtnisses reiche Erinnerungen an Reuters Erdenzeit vernehmen. Als „Onkel Reuter" das letzte Mal in ihrem mütterlichen Hause war, zählte Ida 19 Lenze — aber jedes Erlebnis der Tage steht noch



Ida Reuter, Stavenhagen (1868), des Dichters noch lebende Nichte.
Aufn.: W. Finger (bisher unveröffentlicht)

frischlebendig in ihrem Gedächtnis geschrieben. So erzählt sie beispielsweise, der Dichter habe sie in Neubrandenburg bei Kirchenrat Voll als „lütt Käsmad" vorgestellt, welche Bezeichnung ich in einem seiner Briefe an Fritz Peters bestätigt fand. Reuter schreibt an denselben am 1. 2. 69 von Stavenhagen aus:

„Lieber Fritz,

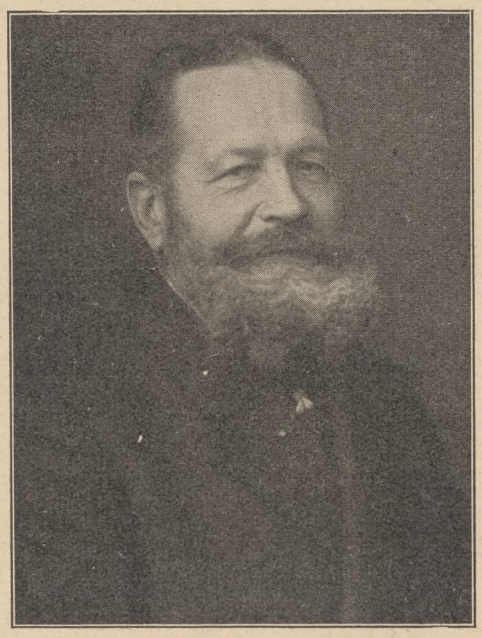
Heute reise ich mit meiner kleinen Nichte nach Neubrandenburg, morgen bleiben wir dort, und übermorgen erwarten wir Deinen Wagen.

Das Wurm nehme ich mit, weil ich weiß, daß Du und Deine liebe Marie gern Käsemaden leiden könnt . . ."

Ida Reuter erinnert sich der am nächsten Tage angetretenen Heimatfahrt des Dichters noch sehr genau.

Aus der Familie „Fritz Petersens" lebt heute nur noch eines der 8 Kinder: Ernst Peters, der jüngste Sprößling der Petersschen Ehe (geb. 21. Februar 1861 zu Siedenbollentin, Krs. Demmin). Ernst Peters, das Patenkind Fritz Reuters, ist neben Ida Reuter

der einzig noch lebende Mensch, der mit dem Dichter in Briefwechsel stand. Reuter nennt dieses sein Patenkind in der „Stromtid" — dort marschiert in Kap. 30 die gesamte Nachkommenschaft Fritz Petersens auf — „lütt Ernsting"; in den Briefen an Fritz Peters spricht er von seinem „Päd", „Päth", „Pädel" oder „Päding". (Siehe des Verfassers Buch, das die erste vollständige Ausgabe der Briefe Reuters an Peters enthält.) Am 21. 9. 1863 schreibt der Dichter in einem Briefe an den



Ernst Peters, Holdorf in Mecklenburg
Reuters noch lebendes Patenkind, von dem Dichter in der „Stromtid" (Kap. 30) „Lütt Ernsting" genannt, in den Briefen Reuters oft erwähnt.

Aufn.: W. Finger (bisher unveröffentlicht)

Siedenbollentiner Freund: „. . . Sage Deiner Frau, meiner Gevatterin, ich hätte ihrer Lungwurst und ihrem kurzen Kohl eine Art von Ehrentempel gesetzt, und grüße die kleinen Mädchen (Elise und Anna) und die Jungs, und vor allem

mein Patchen, das kleine Weltwunder,

ebenso meine alte, gute Großmama

von Deinem F. Reuter."

Am Jakobitage (25. Juli) 1864 dankt der Dichter für ein Bild, das seinen „Päding" darstellt: „. . . . Zu dem Portrait von meinem Päding habe ich mich sehr gefreut, obgleich er dasteht, wie ein armer Sünder, der erschossen werden soll und alle Augenblick die Kugel erwartet . . .". (Das Bild gilt als verschollen. D. Verf.)

Am 2. Oktober 1864 schließt der Dichter einen Brief an Fritz Peters: „. . . Grüße alle, meine Frau Gevatterin und meinen Päding an der Spitze!" Einige Wochen später, am 20. 10. 1864, fragt der Dichter teilnehmend: „. . . Wie ist es, trägt mein Päth schon Hosen? — Nicht? Nun, es ist auch besser, auch reinlicher."

Als „lütt Ernsting" die ersten Hosen anhat, wird er aufmerksam auf seinen Patenonkel, und als er mit der Eltern Hilfe ein erstes Briefchen zu schreiben vermag, sendet er dem Dichter erstmalige Glückwünsche zum Geburtstage: im Ratsarchiv der Stadt Neubrandenburg liest man die Urschrift dieses kindlichen Glückwunsches, der schätzungsweise aus dem Jahre 1869 oder 1870 stammt. Auf säuberlich beschnittenem gelbem Zettel steht da von Ernst Peters' Hand:

Ich grüße Dich und
wünsche Dir Glück
zum Geburtstage.
Ernst Peters.

Ernst Peters hat noch das Weihnachtsfest 1868 — im Alter von 8 Jahren — im Beisein des Dichters zu Siedenbollentin miterlebt und bekannte dem Verfasser gegenüber, daß sich die Julklapp- und Weihnachtsfeiern in seinem Vaterhause so abspielten, wie der „Stromtid"-Gestalter sie in seinem Meisterwerk geschildert habe. — Ernst Peters wurde Landwirt und Forstmann; er verwaltet das von seinem (1897 verstorbenen) Vater ererbte Petersche Familienarchiv, das reich an Reuterandenken ist. (Vgl. darüber Näheres in des Verf. schon genanntem Buche „Reuter und Peters.")

Auch einer anderen, heute noch lebenden Person begegnete ich in Reuters Briefen. Wie oft zeichnete der Dichter zu Thalberg „Lising", das ist Elise Peters, die älteste Tochter des Siedenbollentiners. Wie oft nennt er sie in seinen Anfängerdichtungen und Briefen; auch in der „Stromtid", Kap. 30, hat er sie literarisch verewigt. Elise Peters (1844—1875) verheiratete sich mit dem Landwirt A. Loeper (1839—1922) und wohnte zu Menzlin bei Anklam (Kreis Greifswald). Der Ehe entsproß eine Tochter. Es ist dies das 1866 geborene Fräulein Liesbet Loeper, heute im Altersheim zu Greifswald lebend. Nach der Geburt Liesbets schreibt der Dichter hocherfreut nach Siedenbollentin: „. . . Ueber Elisens Glück und Deine (Fritz Peters ist gemeint) Eigenschaft als Großvater haben wir uns sehr gefreut. Ich bin aber doch überzeugt, daß Dir meine verehrte Frau Gevatterin in ihrer Würde als Großmama vollständig Gegenstand leisten wird. Was das wohl für ein interessantes Enkelchen ist, und was das wohl für ein Han-



Frau Luise Reuter in Eisenach
Original im Reuter-Museum in Neubrandenburg.

Aus „Siebold, Unser Fritzing". Ein Lebensbild Fritz Reuters. Verlag Emil Roth, Gießen.

tieren und Wirken mit Bändern und kleinen, notwendigen Tüchern ist! Dann kommen denn später die gestickten, kleinen Gewänder und Bänder und die verzierten, kleinen gehäkelten Mützchen und die Lutschbeutel und die Kletterbüchsen, und Loeper singt dann dazu, und die Idylle ist fertig . . ." Wieviel Freude — Mitfreude! — an Elisens Glück spricht aus diesen Zeilen, vielleicht gerade deshalb, weil dem Dichter und seiner „Wising" ein gleiches Glück nie beschert ward.

Wie Reuter über seine Vergangenheit siegte

Von Prof. Hermann Teuchert

Soll Dichtung uns ganz ergreifen, so darf sie kein leeres Spiel der Einbildung, keine Schöpfung des kühlen Verstandes sein, sondern sie muß erlebt sein. Diesen Erlebnischarakter tragen Reuters Romane „Ut mine Festungstid", „Ut de Franzosentid" und „Ut mine Stromtid" in deutlichem Maße. In und hinter ihrer Handlung steht die leibhaftige Person des Dichters. Sie ist in ihre Geschehnisse verknüpft und hat an ihren leidvollen Wendungen wie an ihrer freundlichen Lösung Anteil. Indem diese Romane aber bedeutsame Zeitstoffe entweder unmittelbar darstellen oder doch das Widerspiel wichtiger Geschichtsepochen abgeben, heben sie zugleich die Gestalt des Dichters aus der Sphäre des kleinen Lebens zur Höhe geschichtlicher Bedeutung empor. In ihrer Gesamtheit liefern sie zudem ein ergreifendes Bild des Werdens, welches uns Reuters Dichterpersönlichkeit menschlich nahebringt und in dem ihre unvergängliche Wirkung in sittlicher Hinsicht enthalten ist.

Das Leben hatte Reuter wenige freundliche Lichtblicke geschenkt, als er sich der Schriftstellerei, zunächst ohne inneren Drang, zuwandte. Die goldenen Jünglingsjahre waren im Kerker langsam und schwer lastend dahingeflossen, das Werben um einen Beruf ergebnislos geblieben, das Selbstvertrauen angesichts der bösen Angewöhnung aus der Festungszeit gesunken. Da hatte es das Schicksal gut mit ihm gemeint, indem es ihm die Frau zuführte, welche ihm half, seine Kraft zunächst wieder einmal für eine Aufgabe, die Schulmeisterei, einzusetzen. Als nun der bedeutsame Weckruf erscholl, durch den die plattdeutsche Dichtung recht eigentlich erst ins Leben gerufen wurde, als Reuter durch Klaus Groths „Quickborn" veranlaßt wurde, seiner natürlichen Begabung für witzige Erzählung in den „Läuschen un Rimels" freien Lauf zu lassen, war erst ein Teil seines Wesens an diesen leichten Gebilden der komischen Muse tätig. Diese Lustigkeit überdeckte noch einen bittern Groll, von dem sich der Mann erst befreien mußte, wenn aus ihm der echte Dichter herauswachsen sollte. Was seine Seele bedrückte, ahnen wir, wenn die Herzenstöne aus „Kein Hüsung" an unser Ohr klingen. Sein Zorn entlädt sich in Satire und Anklage. Inneres Weh leiht den mißhandelten Opfern der Willkür und des Zwanges Gefühl und Entschluß. Zwiespältig steht Reuters Seele am Schluß des Werkes vor unserm Auge: Daniels Treue und Johanns Freiheitssinn ringen noch in ihr.

Mit „Hanne Nüte" erreicht Reuters Dichterleben die entscheidende Wendung: hatte noch die Handlung dieses Werkes die düstere Stimmung von „Kein Hüsung" geatmet, so tritt in den Bildern aus dem Kinderleben und aus der Vogelwelt, in den Abschiedsszenen, die später hinzugefügt werden, bereits siegreich der Humor an den Tag, eine Art, das Menschenleben zu sehen, in der sich des Menschen Reuter Versöhnung mit seiner eigenen Vergangenheit offenbart. Jetzt ist Reuter die Bahn zu einem völlig freien dichterischen Schaffen frei, eine Schicksalsfügung, der wir die reine, erhebende Wirkung seiner großen Romane, in denen er Abschnitte aus seinem Leben verarbeitet, verdanken.

Von diesen entscheidenden Jahren 1858 bis 1860 war indessen bereits die dunkelste Periode seines Lebens schriftlich festgehalten worden. In seinem Treptower Unterhaltungsblatt hatte er die Graudenzer Haft in der „Heiteren Episode aus einer traurigen Zeit" noch befangen in der Bitterkeit der Erinnerung ausgemalt. Zwar reicht ihm schon jetzt sein gesundes Lebensgefühl das Mittel komischer Darstellung, aber in die Höhe des befreienden Humors hebt jene Erlebnisse doch erst die Erweiterung, welche das Werk in der plattdeutschen Gestalt von 1861 erfährt. Der Dichter überbrückt hier den klaffenden Abstand der lustigen Szenen einer hochdeutschen Fassung von der dem Leser bekannten rauhen Wirklichkeit, indem er den komischen Situationen ernste Lagen voraufgehen läßt. Grundloses Lachen kann uns kühl lassen, laute Lustigkeit wohl gar verstimmen, aber wen wir im Unglück bemitleidet haben, dessen Lachen befreit und stimmt uns dankbar. Wie auf Regen Sonnenschein folgt, dem Wechsel der Natur zufolge, so zeigt im Menschenleben der Sieg froher Laune über Ernst und drückende Umstände den gesunden, unbesiegbaren Willen, sich zu behaupten. In diesem Streben offenbart sich eine sittliche Kraft. Unser Wohlgefallen an einer derartigen Entfaltung läßt sich gern leiten und steigern von jener Gefühlshaltung, welche wir Humor nennen.

Mit inniger Teilnahme erfüllt den Leser die Schilderung der großen und kleinen Widerwärtigkeiten, Ingrimm steigt in ihm auf, wenn den Häftlingen rohe Behandlung zuteil wird, aber um so schöner, reiner die Freude an dem unbezwingbaren Lebenswillen derer, die vom Leben abgeschlossen sind. Auch ihre spaßigen Streiche verfehlen nicht, unsere Teilnahme zu erwecken. Jetzt erst vereinigen sich die Gegensätze zu einer wohltuenden Einheit, wird der Bericht zum künstlerischen Gefüge. Indem Reuter in dieser Weise bewußt den Stoff ordnete, auch Erfindung als künstlerisches Mittel wirken ließ, um Gleichgewicht und Ebenmaß zu erreichen, verfährt er milde mit dem Leser und mit sich. Uns schenkt er das Gefühl, daß das menschliche Gemüt eine unverwüstliche Elastizität besitzt, sich aber löste er aus dem Zwange der „Base Erinnerung".

Bedeutet so die endgültige Niederschrift der „Festungstid" dem Menschen Reuter den Abschluß des seelischen Ringens mit den finsteren Mächten seiner Vergangenheit, so hat der Dichter in ihr hohe Meisterschaft bewiesen. Gerade der Umstand, daß wir in der Lage sind, eine frühere Fassung mit der endgültigen zu vergleichen, gestattet uns den eindringlichen Blick in die Seele und den Kopf des Dichters.

Zeitlich geht der „Festungstid" die Abfassung der „Franzosentid" vorauf. Wir durften aber mit gutem Grunde unsere Betrachtung zuerst jenem Werke zuwenden. Denn die „Franzosentid" konnte so, wie sie uns geschenkt ist, als ein köstliches Bild aus der großen Zeit des Befreiungskampfes gegen Napoleon nur geschrieben werden, wenn in dem Dichter die seelische Stimmung herrschte, aus der die Schattenseiten des eigenen Lebens Licht gewinnen sollten. Wenn auch noch nicht begonnen, geplant war die neue Arbeit an dem Stoff der Festungszeit, seitdem mit den neuen Elementen in „Hanne Nüte" sich der Umschwung seiner seelischen Haltung bemerkbar macht, also seit 1858.

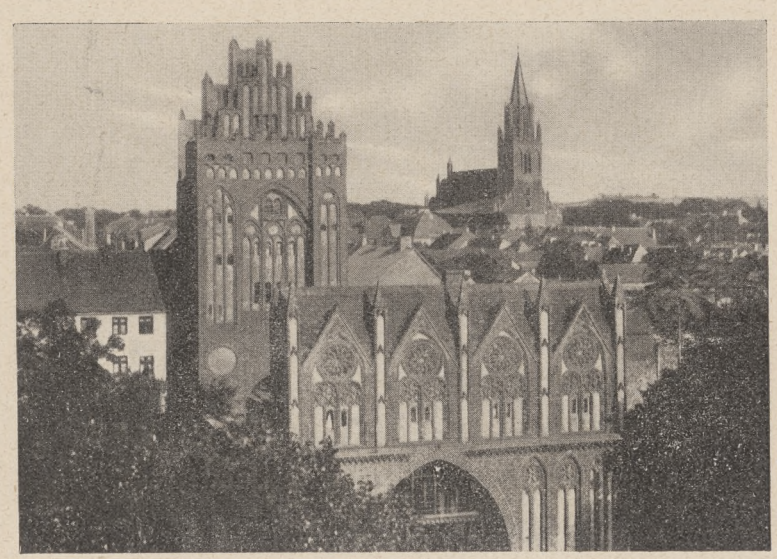
In der „Festungstid" mischt der Dichter Wirklichkeit mit Erfindung. Anders will sich nämlich in der Welt der Kunst kein Gebilde gestalten. Das gleiche tut er am Stoff der „Franzosentid", nur daß die Elemente inniger miteinander verbunden erscheinen, sich Dichtung und Wahrheit nur von scharfspürenden Augen scheiden lassen. Als Kaiser Wilhelm 1878 im Wiesbadener Schauspielhause eine dramatische Bearbeitung von Reuters „Franzosentid" sah, rief er aus: „Ja, so ist es damals gewesen!" Mit dieser Aeußerung eines Augenzeugen ist der Beweis für die Unmittelbarkeit des dichterischen Schaffens gegeben.

Wenig verschlägt dabei die Entdeckung, daß Reuter unbekümmert die Menschen in dem Erinnerungsbilde seiner Knabenjahre in die Handlung setzte, den eigenen Vater, den Ratsherrn Herse, den Amtshauptmann Weber, ja daß er mit der geschichtlichen Wahrheit frei verfuhr, indem die so prächtig geschilderte Mamsell Westphalen gerade nicht in der Franzosenzeit, wohl aber vorher und nachher auf dem Schlosse Dienst getan hat. Minima non curat praetor, Kleine Dinge kümmern den Richter nicht, sagt der Lateiner, und das gilt für den Dichter in noch viel höherem Maße. Ja, selbst die ganze Handlung von dem räuberischen Auftreten der Marodeure, gewiß auch die Trinkszene des Müllers Voß mit deren Anführer, der Transport des betrunkenen Franzosen und die ganze weitere Entwicklung, durch welche der Müller in den Verdacht des Raubmordes gelangt und wodurch die Handlung des Romans eine so bedrohliche Wendung und Zuspitzung erfährt, alles das ist erfunden. Man kennt auch die Aeußerung von Fritz Sahlmann, als er den Roman gelesen hatte: „Allens Laegen!" Nun ja, der respektierliche Herr Landreiter und der Spielgefährte unsers Fritz Reuter waren inzwischen weit auseinandergerückt, und das Alter verleugnete manchen frohen Jugendstreich, der in dem Gedächtnis Reuters haftete, oder auch — was kommt viel darauf an, ob aus froher, seliger Jugendzeit ein Zug über die nüchterne Wahrheit hinaus an das Gemälde gefügt wird! — sich nie ereignet haben mochte, wenn er nur an sich glaubhaft ist. Den Dichter leitet das Bestreben zu „verdichten", Mögliches und Wirkliches zu einem neuen Gebilde voll höherer Wahrheit zusammenzusetzen. Darum durfte er Lücken ausfüllen und aus Einzelzügen ein geschlossenes Ganzes formen, voller Leben, Kraft und Schönheit.

Dieses künstlerische Ziel hat er erreicht. Mag auch der Knecht Friedrich, die Hauptperson der Handlung, in Wirklichkeit dem Hause des Müllers auf der Gielowschen Mühle stets ferngestanden haben, und was sonst noch alles der schürfende Spaten der Forscher aus dem Urgrunde der Dichtung, der Geschichte, aufgedeckt hat in abweichender Gestalt, die vielen wirklichen Einzelheiten wie der Schreibfehler in des Müllers Kontrakt, die Neigung der der französischen Soldaten nach Tabakpfeifen, dann die Personen, welche zur Zeit der Handlung in Stavenhagen gelebt und gewirkt hatten, konnten und mußten mit Elementen der ordnenden Phantasie verbunden werden, durften gruppiert werden um die Gestalt des Knechtes Friedrich Schult, dem des Dichters Dankbarkeit die Hauptrolle zuwies, jenes Knechtes Friedrich Müller — das war der rechte Name — der bei dem Vater Reuter in Dienst gestanden hatte und dessen Erzählungen den begeisterungsfähigen Knaben so oft des Abends in Bann geschlagen hatten.

Auch zur „Franzosentid" hat Reuter eine hochdeutsche Vorstufe geschaffen, freilich mehr eine geschichtliche Skizze; es sind Plaudereien unter dem Titel „Meine Vaterstadt Stavenhagen", denen noch jegliche Handlung aus der Franzosenzeit abgeht. Des Dichters Feder übte sich lediglich an der Zeichnung der vertrauten Gestalten; schon betrat er zögernd den Weg zur innerlichen Gesundung, den Weg ins sonnige Jugendland. Hier liegt das Leben noch rosig und verheißungsvoll vor dem Auge des frohen Knaben; hierher kehrt der Traum des gescheiterten Mannes gern zurück. Im Anschauen des eigenen Besitzes von früher findet die Seele die Kraft, den Groll zu tilgen und neuen Mut zu schöpfen. Wie die „Festungstid" hat auch die „Franzosentid" die Bedeutung einer Selbstbeichte, und es mag wohl kein Zufall sein, daß es den Dichter zu jenen lockenden Bildern hinzog. So verbindet sich der Entschluß, die Epoche der Festungszeit poetisch zu verklären, glücklich mit seiner Hinausschiebung, und so entstand die farbige Geschichte der Jugend vor jenen düsteren Erlebnissen.

Die Höhe des Reuterschen Schaffens bedeutet sein großer Roman „Ut mine Stromtid". Die Zeit des Suchens, jene Periode des Uebergangs, in der mannigfache Personen in sein Leben traten, um mehr oder weniger Eindrücke in seiner Erinnerung zu hinterlassen, Gestalten des gleichen Berufes oder Figuren liebevoller Beobachtung, jener Lebensabschnitt, der äußerlich gänzlich verloren scheint, jedoch als die Zeit der innerlichen Sammlung angesehen werden muß, hat den Stoff zur Handlung geliefert. Wie oft bei Reuter entstammt er nicht eigenem Erlebnis — die beiden behandelten Stücke bilden darin eine Ausnahme — und nur zum Teil eigener Erfindung, vielmehr hat literarische Anregung den Grund zur großen Handlung des Romans gelegt. Wieder gestattet uns der Dichter den Blick in seine Werkstätte. Um 1849 ist eine hochdeutsche Stromtid mit Hawermann, seinem mißtrauischen Gutsherrn, dem Diebstahl des Geldpaketes und dem verhängnisvollen Zusammenstoß zwischen Inspektor und Gutsherrn geschrieben worden. Sie reicht bis zu diesem Ereignis, aber der Schluß ist bereits ähnlich dem jetzigen angedeutet. Luise und ihr adliger Verlobter, der Wirtschaftsschüler Triddelfitz, der verschlagene Gutsnachbar Pomuchelskopp treten als handelnde Personen auf. In dieser Gestalt fehlt dem Werke noch die Verknüpfung mit dem Leben des Dichters, nur seinem landwirtschaftlichen Bekannten Triddelfitz hat er einen Platz zugewiesen, die übrigen Personen wie auch die Handlung rechtfertigen noch nicht die Annahme, daß eigenes Erlebnis geboten werde. Wie anders gestaltet sich das Verhältnis, wenn wir die plattdeutsche Gestalt betrachten. Die Zahl der Personen ist erweitert, der Schauplatz ausgedehnt, und der ganze dritte Teil in Rahnstädt ist neu hinzugekommen. Hier erst begegnet uns Bräsig, ist die Pastorenfamilie und die Rexower Gruppe hinzugetreten, beginnt eine Reihe verbindender Szenen anmutig Ranken und Blumen um die kahlen Pfosten des alten Hauses zu winden,



Das Treptower Tor in Neubrandenburg, das schönste der Stadttore des norddeutschen Rothenburg. — Im Hintergrund die Marienkirche
Aufn.: W. Koch. Aus „Siebold, Unser Fritzing". Lebensbild Reuters. Verl. E. Roth, Gießen

zieht Kindesliebe, treue Fürsorge edler Menschen, schleichende Gewinnsucht und köstliche Freundestreue, echt menschliche Eigenschaften in überzeugender Lebensfrische, den Reigen durch jenen strenglinigen Schauplatz des Urstoffes. In diesen Zutaten aber finden wir Reuter selbst wieder. Bräsig besitzt ein gut Teil seines eigenen Wesens. Gerade daß er diese Gestalt mit seiner Treue, seiner Hilfsbereitschaft, seinem unerschütterlichen Glauben an eine sittliche Weltordnung ausstattete, ohne die Verbindung mit den lächerlichen Zügen, die Bräsig in früheren Daseinsformen der Reuterschen Dichtung bereits eigen waren, zu scheuen, zeugt von der seelischen Heiterkeit, die unsern Dichter jetzt erfüllte.

Doch nicht nur Bräsig, auch andere Personen tragen einzelne Wesenszüge des Dichters, und zwar aus den verschiedenen Lebensstaffeln. Mehr noch aber stammt aus der Beobachtung der Umgebung, in die er während der Uebergangszeit von 1841 bis 1850 gestellt war. Dem Leben abgelauscht sind so viele Einzelheiten, daß es schwer fällt, sie im einzelnen namhaft zu machen. Diesem Verfahren des Dichters

verdankt das Werk den hervorragenden Eindruck der Echtheit. Land und Leute Mecklenburgs sind in einem großen Bilde mit sicheren Strichen gezeichnet und in einem bedeutsamen Zeitabschnitt erfaßt. In dem landschaftlichen Rahmen ist ein Weltbild wiedergegeben. Dem gesunden Sinne des mecklenburgischen Volkes entspricht die Richtung des Ganzen: durch organische Entwicklung Aufsteigen der tüchtigen Elemente, entspricht auch die enge Fühlung zwischen Stadt und Land, die den Ruhe suchenden Landmann in die Stadt führt, wie auch in den Zeiten politischer Bewegung die unterdrückten Schichten der Landbevölkerung zu einem Bunde mit den Städtern veranlaßt werden. Aber dem gesunden Sinn bodenständiger Bevölkerung liegt Zerstörungslust fern.

Trefflich stimmt dieses Romanbild mit einer vielleicht idealisierten Wirklichkeit überein. Gerade daß Reuter so viel aus dem eigenen Erleben hineinlegte, verlieh ihm für immer das Gepräge der Echtheit. Gewiß stand die Gestalt der Mutter den lieblichen Bildern aus der Welt der Kindererziehung Pate, hat der rechtliche Sinn des Vaters auf manche seiner Personen abgefärbt, ist schließlich der leidenschaftliche demokratische Zug, der ihn in dem Unruhejahre 1848 erfaßte, zu dem milden Grundsatz des Sieges der bürgerlichen Tätigkeit über den heruntergewirtschafteten Adel umgewandelt worden.

Reuters Erlebnisse sind in zwei Romanen mit großen zeitgeschichtlichen Bewegungen verbunden, auch die Festungstid ruht auf dem Boden politisch bedeutsamer Vorgänge. Aus diesem Grunde vermochten Reuters erste Romane auf die Leser, welche sie in einer Zeit politischer Erregung in die Hände bekamen, gleichfalls stark einzuwirken. Darum schlugen die Töne, die in ihnen erklingen, an gleichgespannte Instrumente und führten die Seelen über die unerfreulichen Zustände der Gegenwart zurück in eine heiter-ernste Vergangenheit. Weil die Reuterschen Romane, in denen Strecken seines Lebens verarbeitet sind, den Zug über die engen Grenzen Mecklenburgs haben, konnten sie in ganz Deutschland Freunde gewinnen. In ihnen offenbart sich ein echtdeutscher Charakter. Damit erheben sich gerade diese Romane mit den biographischen Bestandteilen über die Sonderstellung eines Einzelgebietes hinaus und erreichen Anschluß an die Ziele der nationalen Dichtung.

Die Gegenwart kann viel aus diesen drei Romanen Reuters lernen. Der plattdeutschen Dichtung sucht eine gewisse Partei das Recht, das ganze deutsche Wesen zu erfassen, streitig zu machen und ihr die Grenzen der Heimat als eigene zu setzen. Sie gestattet nicht mehr das subjektive Gestalten des dichterischen Stoffes und seine Durchdringung mit persönlichem Erleben, sondern wünscht das Zurücktreten des schöpferischen Subjektes hinter der Masse bereits geformten Gemeinschaftsgutes; sie zieht den Typus dem Einmaligen vor. Reuter sollte uns das Irrige und Beschränkte eines solchen Standpunktes lehren. Von ihm sollten wir weiter lernen, daß Mundartdichtung, wenn sie Gemeinschaft und Einzelschicksal verknüpft, ein allgemeines Gepräge annehmen und ein universales Ziel sich setzen kann. Freilich, das Einmalige, das Persönliche, muß von allgemeinmenschlichem Werte sein, wie bei Reuter. Ein Ringen aus der Tiefe zum Wirken im Licht, ein wunderbares Erziehungswerk an sich wird in Reuters Leben verkörpert; solches Bild wird zum Vorbild, diese Dichtung hat wahrhaft erzieherischen Wert. Reuter bleibt ewig jung: unserer Zeit hat er noch immer etwas zu sagen, weil er als Mensch ein Kämpfer und Sieger war, als Dichter das eigene Herz seinem Volke schenkte.

Unkel Bräsig

Von Wilhelm Plog

Dar kamm en Mann in't Dur," seggt Reuter in de „Stromtid", „en lütten Mann mit en rötlich Gesicht un ne staatsche rode Näs', de hei wat in de Luft höll. Up'n Kopp harr he ne virtimpige Mütz mit 'n Troddel an; äwer ne eigentliche Kalür harr se nich; up 'n Liw harr he en grisen linnen Kittel mit lange Slippen, un sien korten Beinings, de hellschen utwars stünnen un leten, as wiern se in dat lange Babenliw verkihrt inschrawen, steken in ne blagstripige Drellhos' un lange Steweln mit gele Stulpen."

So süht he ut, de Entspekter Zacharias Bräsig.

De rode Näs' — — — „Ich hab mich," seggt he to Korl Hawermann, „zu's Frühstück un zu's lütte Abendbrot einen kleinen Kümmel angewöhnt, und er bekommt mich Gottseidank."

Mit sien gelen Stulpstewel und den linnen Kittel platzt he äwerall in't Hus, wo't Lewen Feste fiert un wo sik't fastlopen und verknütt' hett. Ja, ganz besonners dor.

„In verlegenen Verhältnissen," seggt he, „bin ich immer kurz resolviert."

Dat is he, Bräsig. He kickt de Isenbahn nich lang na, wenn se em vör de Näs' wegfoort is; he deit wat, üm ut de Patsch to kamen. Un wiel dat he sik je vör soveel klöker höllt as all de annern, föhlt he sik ok as de Mann, de annern ut de Patsch to trecken,

wenn't nödig is. Dat, wat he deit, is twoors nich alltied dat recht, un dat kümmt vör, dat se em wat utlacht. Aewer dat is ant Enn' je al wat weert, wenn Minschen, de in de Patsch sitt, an to lachen fangt. Wo sien speelt dat doch ofteens: 'n lütten Tick kann't Lewen wedder in de Richt stelln, kann ne Wulk territen, de jüst vördem dat Licht wegnamen hett.

Un dor is he na wussen, Bräsig, Wulken to verjagen. Halv Kind, halv Mann, naiv un plietsch in eens, geit he de Saak an, woher de Wind ok weiht, un bringt dat fardig, dat Minschen, de em geistig wied äwer sünd, si vör em bögt, so as vör'n stark Natur ofteens de grötter Geist sik bögen mutt. Un so warrt Bräsig, de von sien „drei Brauten" keeneen kregen hett un man 'n grisen Eenspänner is, de egentlich ümmer bito von't Lewen löppt, to Unkel Bräsig, an den all sik wennt, wenn se in Nood sünd. Em drückt de Tweeschens Mining un Lining Grootmudder Nüßlern ehrn „Sünndagschen Zierrat", ehr Huw, de se sik 'n bäten upsett' un toschannen makt hewwt, in de Hand, dat he se wedder in Schick bringen schall. Em nimmt Korl Hawermann mit rut, as he, 'n Pracher, mit sien lütt Kind bi Nüßlern ankümmt un keenen Raad meer weet.



Der Reuter-Vortragsmeister Ernst Hameister als „Bräsig"

De Reeg künn 'n lang nagahn: kloor wiest sik dor dat grote Hart un de unbannige Lewensmaud ut, wo Reuter Bräsig mit utrüst hett.

Nu hett 'n seggt, Bräsig, dat is Fritz Reuter. Dar kümmt 'n aewer doch nich ganz mit hen. Wenn 'n Dichter so 'n Minschen henstellen kann, denn mutt 'n twoors annehmen, dat he von 't Best namen hett, wat he in sik sülm driggt. Von buten kümmt 'n dor nich ran. Aewer Reuter hett dor noch 'n ganze Reeg von Minschen newen stellt, de uns anspreckt, as weern wedder se von sien Blaud. Een Dichter is keen so dörchsichtig Natur, dor schall 'n sik vör wohrn, un 't kümmt dor ok gornich up an, woveel sien Minschen von em hewwt. Dat seggt 'n je woll ok man, em lütter to maken, wiel dat sik 't je nich afstriden lett, dat Bräsig noch hüt ünner uns ümgeit, as harr de Tied em gorniks daan.

Woor is't, dat Reuter, de maal de Gaaw harr, sien Stammoort in't deepste Wesen uptofaten un de dor sülm vull von weer bet an'n Rand, Bräsig sien Lewen lang bi sik hergahn laten hett. He sülm, de Dichter von düssen meckelbörgschen Entspekter, dücht mi, hett Unkel to em seggt, hett Bräsig in sik fragt, wenn he as Minsch sik fastlopen harr. Dormit kamt wi woll näger an em ran.

Denn so as Reuter wussen is, is ok Bräsig wussen, an 'n schönsten seht wi em je doch eerst in de Stromtid. So spaßig ok de „Abenteuer" sünd, dat bliwwt doch allns 'n bäten butenwarts. Dat Spaßige is je man 'n Deel von dat, wat düssen Charakter dat Gewicht giwwt. Dor is noch wat in em, wat nich so buten liggt un wat bi 'n Keerl as Bräsig sik eerst laat un sachen rutschellt.

De Wehmaud grippt uns an 't Hart, wenn he awends up den Felln maal to Korl Hawermann seggt:

„Weißt du woll noch, Korl, ich sagte dunn zu dir, wenn ich mich mal verändern tu, heu-

rate ich von meine „drei Brauten“ keine andre als deine Schwester. Da lacht'st du noch so gel'bunt und sagtest, sie wär ja noch zu jung. Un nahstens war 's zu laat, da hatte Jung-Jochen um ihr angehalten — aber wenn ich ihr klein Kropzeug von Dirns so seh un mich das denn so nachdenk, daß das eigentlich meine sein müßten, hör, Korl, denn wird mich so zu Mut, as wenn ich Jung-Jochen in de grawe Grund perrn müggt.“

Niks Schöners kann 'n sik denn ok denken, as wenn Fritz Reuter uns in de Stromtid Bräsig un Fru Nüßlern vorföhrt, wenn wi dat spört, wo de ole Burß ehr ümmer in true Leev anhangt un ehr beiden Kinner Mining un Lining dat äwerdriggt un vör jem sorgt.

Den dor bi 't Lesen dat Hart nich upgeit, de hett keen mitkregen un schall von Reuter wegbliwen. Dor seht wi in ganz wunnersame Grünn'; dor kümmt 't, dat Bräsig na un na Korl Hawermann, de je ok soveel egen Hartblaud mitkregen hett von Reuter, trüggdrängt un dat he sülm to de Hauptfigur in de Stromtid warrt, sowied 'n dor von Hauptfiguren snacken kann.

De Knacks, de dörch sien Lewen geit, he föhlt em, Bräsig. Uns weiht maal lies ut sien dwatsch missingsch Red 'n Aten an von de Eensamkeit, de em ümgiwwt, wenn sik een Arm na 'n annern von sienen Hals löst, üm sik den antohangen, de näger to em hürt as Unkel Bräsig. Wi föhlt de Unroh, de em rümdriwwt un de em aewerall dar rinplatzen lett, wo anner lewt. Denn buten stahn deiht he nich; nich eensam, loslöst von de Minschen, kann he lewen, darto hett he dat Lewen to leev.

Uns aewer, de wi bi 't Lesen den kolen Tog spört, de ut düssen Riß rupweiht, uns helpt he sülm dor foorts wedder aewer weg; denn he steit je bi alldat verdüwelt wiß up de Föt, is sülm nich suerpöttsch un kann 't ok nich liden, dat anner dat sünd.

Darüm prowt Reuter an em so geern Toständ' un Minschennood ut.

Bräsig nimmt Axel von Rambow de Pistol ut de Hand, as de sik doodscheten will. Bräsig platzt in den Rahnstädter Reformverein as 'n Bomb rin un geigt Pomuchelskopp, de mit dat Hart in de Büks sien Brauderleev to 't arme Volk betügt, 'n Text, de jüst nich groot politisch is un ok nich geistig, aewer düd'ich, so dat de ganze Reformverein Zacharias Bräsig mit „Heil dir im Siegerkranz“ un Godd weet wat dörch de Stadt bringt.

Do föhlt de ole Burß sik, wenn em ok dat swienplietsche Lachen al wedder ünner de gelen buschigen Ogenbranen luert. Denn halw un halw is allns bi em, wat äwer 't eenfache Geföhl rutgeit. So ganz g'löwt he an sien hoogdütsche Bildung un an sien Krankheit sülm nich. Meistlich giwwt em de Pennelslag in sien Blaud den Tick, wo he sick wedder in „Mowemang“ setten mutt. Dorüm verdrückt he sik denn ok.

So 'n lütt Stück von em föllt mi dar grad in.

As he sienen Fründ Korl Hawermann maal ut Aristophanes vörlest un de em dorbi inslöppt, steit he up, klappt 't Bauk to un stellt sik breedbeenig vör Hawermann hen.

Hawermann wakt up.

„Schön, Zacharias, sihr schön“, seggt he.

Bräsig treckt de Ogenbranen hoog.

„Wo? Du sagst schön un hast slafen?“

Korl Hawermann lacht.

„Nimm mi 't nich äwel, Zacharias, äwer ik verstah keen Wurd, versteihst du det?“

Wokeen is hier nu Reuter? — Bräsig? — Hawermann? — Beid tohoop? — Eendoont schall 't sien, spaßig is äwer, wenn 'n markt, dat Bräsig sik sien Bildung man 'n lütt bäten buten upbackt, un wo sik Arger un Lachen in em dat Striden kriegt, wenn he dormit rinfallt. Noch heel veel schöner kümmt dat je to 'n Utdruck bi sienen Dood.

He starwt nich eensam. Fru Nüßlern is bi em, sien Bruut, un ok Korl Hawermann, den Reuter em verdächtig oft to Sied stellt.

„Fru Nüßlern!“ röppt Bräsig in Fewer luud, „legen Sie mich die Hand auf 'n Kopf, ich hab' Ihnen ümmer geliebt!“

Sien ol Bruut deit dat. Un 'n Lachen breed't sik äwer sien Gesicht.

As he Korl Hawermann denn gewoor warrt, sünd sien letzten Wöörd:

„Korl, in dem Stil war ich dich doch über.“

He is tofreden, dat he Korl Hawermann in'n „Stil“ äwer is, un weet 't ant Enn nich maal, dat he em jüst in dat äwer is, wat mehr bedüdt: in Egenoort, in lewensstark Natur.

Twoors mit sienen „Stil“ hett dat wat up sik; in düsse dwatsche, äwerspönsche Reed — ik dörf dat je woll seggen; denn ik bün sülm ut Meckelhörg — präggt sik 'n Wesenstog ut, de to de Stammoort hört: de Tog, 'n gradwussen Natur mit Unnatur uptoplüstern. Wie drapt em — und nich bloots bi Reuter — in meckelbörgsch Dichtung sünst ok noch. Bräsig aewer hett an 'n wiedsten utwürkt. Aewer dat hett doch eerst de ganze Keerl toweeg bröcht, de soveel anner Wesenstög dorto upwiest: den praktischen Würklichkeitssinn, de sture Fastigkeit, de mit 'n week Hart ümmer üm de Vörhand ringt, de Freud an gaud Familienlewen un Frünn', dat Goddvertroon, dat 'n Preester lewen lett, aewer up sienen Snack nich gar to veel giwwt, wiel dat 'n Minsch is, de as anner Baukweteklüten itt un Speck dorto, de Lewenswill

vör alln, de gornich ümtobringen is. As Bräsig maal mit all sien „Resolviertheit" nix anfangen kann un 'n Stunnstied in de Stuuw stahn helt un gruwelt un keen Woord snackt, is dat eerst, wat he wedder seggt:

„Ich hätt denn nahstens nix dagegen, wenn 's was zu essen geben tät."

Dat is he denn je woll, Zacharias Bräsig, to den ganz Meckelbörg Unkel seggt, den Dütschland kennt un de mit sien gelen Stulpstewel wider wannert, solang de Oort noch lewt.

Erinnerungen eines Reuter-Rezitators

Von Ernst Hameister

Sehr oft schon bin ich gefragt worden, wie ich zu Reuter kam, und ich habe darauf gewöhnlich eine knappe Antwort gegeben: die Not hat mich zum Vortragskünstler gemacht! Und doch liegen die wahren Gründe eigentlich noch tiefer, denn früher oder später wäre meine künstlerische Neigung, auch wenn die Zeiten in meiner bisherigen kaufmännischen Laufbahn günstig geblieben wären, doch bestimmt einmal zum Durchbruch gekommen.

Wenn ich an meine Kinderjahre zurückdenke, welch' eine unbeschreibliche Freude hatte ich daran, Kaspertheater zu spielen! Und noch heute, in meinem Alter von 46 Jahren gehe ich an keiner Kasperbude vorüber und erfreue mich in frohester Stimmung immer wieder an dem drastischen Spiel der Kasperpuppen, welches mir im Alter von etwa sechs Jahren auf dem Bauernhof meiner Eltern im Klützer Winkel in Mecklenburg durch einen alten Onkel zum erstenmal prachtvoll vorgeführt wurde. Meine Begeisterung über das lebendige Spiel der Puppen, trotzdem dieselben aus alten Stoffresten nur lächerlich einfach, aber für Kinderaugen wirkungsvoll „zusammengeschustert" waren, kannte keine Grenzen mehr. Mit großer Hingabe, wo ich durch meine Geschwister oder Spielgefährten nur mein „Publikum" fand, spielte ich Kasper trotz aller Strafen, die ich durch meinen gestrengen Stiefvater, der für diesen „Hunn'fleigenkram" gar kein Verständnis hatte, einheimsen mußte. Die Figuren Kasper, Tod und Teufel spielten dabei natürlich eine Hauptrolle, aber entscheidend für meine heutigen Erfolge als Darsteller war schon in frühen Kindheitsjahren die Neigung, Geschehnisse aus dem Alltagsleben, die sich auf unserem Niederklützer Bauernhof oder sonstwo ereigneten, in die Handlung des Puppentheaters in einer lustigen Weise hineinzulegen und die einzelnen Personen in ihrer Eigenart sprechen zu lassen. Ich saß u. a. gern in unserer Leutestube und hörte auf die Gespräche der Hofangestellten, und später in meinem Kaspertheater mußten dann diese Menschen oder andere für meine Beobachtungen besonders interessante Typen, die bei uns ein- und ausgingen, „herhalten". So zog ich schon damals einen scharfen Trennungsstrich in der Wiedergabe der einzelnen Figuren, und war es derzeit nur ein harmloses Puppenspiel, so ist dann in meinen Jahren daraus ein Darsteller der Reuterschen Charaktere und Typen geworden.

Wie ich zu Fritz Reuter kam.

Ich habe in der Schule, wie bedauerlicherweise die meisten Mecklenburger, von Fritz Reuter so gut wie gar keine Kenntnis erhalten. Es wurde uns lediglich gesagt, Fritz Reuter sei der größte plattdeutsche Dichter, wir Mecklenburger müßten auf ihn stolz sein, und damit war die Sache abgetan.

Der Reuterrezitator Ludwig Sternberg hatte eines Tages meine Mutter für Reuter begeistert, und sie las dann meinen Geschwistern und mir einmal aus „De Reis nah Belligen" vor. Ich vergesse diese Freude niemals mehr, und trotzdem ich meine Mutter immer wieder bat, doch noch einmal wieder aus Reuter vorzulesen, so hatte ich damit keinen Erfolg. Meine Mutter war eine kluge und gutherzige Frau, aber die Verhältnisse im Elternhause besonders damals in den für die Landwirtschaft schweren Caprivijahren waren nur ärmlich, und bei ihrer schweren Arbeit in dem großen Haushalt mit acht Kindern hatte man für Vorlesungen oder dergleichen begreiflicherweise nur wenig Zeit.

Die Dichtungen Reuters lernte ich erst im Alter von etwa 25 Jahren kennen. Ich war damals Kaufmann in England. In einem deutschen Gasthaus in London wurde ich mit einem späteren Geschäftsfreund bekannt, der mir von einem langwierigen Prozeß erzählte, den er bedauerlicherweise mit seinem besten Kunden, einem in London ansässigen Rheinländer, geführt hätte. Er hätte diesen Kunden natürlich verloren, aber ich als Mecklenburger hätte die Möglichkeit, ihm diesen Großabnehmer gegen Zahlung eines für mich damals ganz ansehnlichen Geldbetrages zurückzugewinnen. Dieser Rheinländer sei ein begeisterter Anhänger Fritz Reuters, und wenn ich nur Reuter erwähnte, würde ich mutmaßlich sofort seine Freundschaft gewinnen. Ich trat mit dem Mann in Verbindung. Er schimpfte wie ein Rohrspatz, als ich den Namen seines früheren Gegners nannte, worauf ich erwiderte, daß er also demnach mutmaßlich einem „Pomuchelskopp" in die Hände gefallen sei! Wie von der Tarantel gestochen fuhr er auf: „Woher kennen

Sie Pomuchelskopp, woher kennen Sie Fritz Reuter!?" Ich log, daß ich als geborener Mecklenburger doch wohl Fritz Reuter kennen müßte! — Sofort lud er mich ein, im Auto mit ihm in seine Wohnung zu fahren, wir wollten uns beide über Reuter unterhalten. Da ich aber von dem Dichter so gut wie nichts kannte, lehnte ich ab, bat ihn aber, mich in etwa acht Tagen erwarten zu wollen. In der Zwischenzeit nun las ich erstmalig in meinem Leben Fritz Reuters „Ut mine Stromtid", und ich bekenne offen, daß ich nur selten im Leben wieder ein Buch gelesen habe, das mich so gefesselt hat wie dieses Werk. — Nun trafen wir wieder zusammen. Der Rheinländer erzählte mir, Reuter sei ihm auf Java nach einer schweren Fiebererkrankung in die Hände gefallen, eine Krankenschwester hätte ihm stillschweigend ein Buch auf den Tisch gelegt: Reuters „Stromtid". Er hätte darin zunächst langweilig herumgeblättert, sich die Illustrationen angesehen, plattdeutsch konnte er nicht lesen, dann aber las er zufällig eine Episode mit Bräsig und brach in schallendes Gelächter aus. Dann, so sagte er, las ich die ganze „Stromtid"; von Seite zu Seite wurde mir das Lesen der plattdeutschen Sprache leichter, und heute, fuhr er fort, kenne ich fast den ganzen Reuter auswendig. Fritz Reuter hätte seinem Leben erst den vollen Inhalt gegeben, und auf seinen Weltreisen seien Reuters Werke stets in seinem Koffer gewesen. — Und mit wieviel Volksgenossen aus allen deutschen Gauen bin ich später zusammengetroffen, die über Reuter ähnlich sprachen wie dieser Rheinländer! Es ist mir damals nicht mehr möglich gewesen, die frühere Verbindung zwischen den beiden Geschäftsleuten wieder herzustellen, denn der Krieg brach aus.

In englischer Gefangenschaft.

Alle englischen Häfen waren unmittelbar nach der deutschen Mobilmachung blockiert, ein Entrinnen war nicht mehr möglich, und so saß ich denn mit etwa 26 000 deutschen Leidensgenossen 4½ Jahre lang hinter dem Stacheldraht. Ein trauriges Kapitel aus meinem Leben, worauf ich an dieser Stelle nicht näher eingehen möchte. Aber ich habe wenigstens den einzigen Vorteil daraus ziehen können, während dieser Zeit vorwiegend meine künstlerische Ausbildung erhalten zu haben. Auch hier spielte wieder der Zufall eine Rolle.

Um die Gefangenen zu zerstreuen, gestatteten uns die Engländer u. a. auch Theateraufführungen, Vorträge und dergleichen. Der Leiter der Vortragsabteilung trat an mich heran mit der Bitte, als geborener Mecklenburger doch einmal einen Reutervortrag zu halten. Ich hatte unbeschreibliches Lampenfieber, und lediglich meiner mimischen Begabung hatte ich es zu verdanken, daß ich wenigstens einen leidlichen Erfolg erzielte. Nun wurde ich hier Schauspieler und später Theaterleiter. Ich trat in vielen führenden Rollen als Charakterdarsteller oftmals stark hervor, aber ich faßte diese ganze Betätigung damals doch nur so auf, mir selber und meinen Mitgefangenen über die mit der langjährigen Internierung verbundene seelische Bedrückung einigermaßen tröstend hinwegzuhelfen. Trotz aller Erfolge dachte ich niemals daran, im späteren Leben etwa als Schauspieler mein Brot zu verdienen.

Als der Krieg vorbei war, nahm ich meine kaufmännische Betätigung wieder auf und reiste dann etwa zehn Jahre lang hauptsächlich auf den Landgütern in Mecklenburg umher, bis die wirtschaftliche Lage in der Landwirtschaft vor der Machtübernahme so schlecht wurde, daß ich die kostspieligen Reisen einstellen mußte und schließ ich mit meiner Familie mit schweren wirtschaftlichen Sorgen zu kämpfen hatte.

Reuterrezitator.

Wenn es einem im freien Berufsleben wirtschaftlich einmal schlecht geht, so stehe ich auf dem Standpunkt, daß man wenigstens den Mut zum Experimentieren aufbringen soll. Ich habe mich in der Hoffnung, daß von den verschiedensten in Angriff genommenen Dingen doch irgendeine Sache einmal günstig einschlagen würde, trotz alles Zuredens und Drängens meiner Frau nicht dazu entschließen können, mein Glück als Reuterinterpret zu versuchen, obgleich es mir nach dem Urteil maßgebender Männer auf diesem Gebiet an Talent und Erfahrung doch gewiß nicht mangelte. Ich kannte noch ganze Abschnitte aus Reuterwerken von der Gefangenschaft her auswendig, eine jahrelange Bühnenerfahrung stand mir ebenfalls zur Seitee, aber gerade, weil ich die Materie so gut kannte, fand ich doch nur schwer den Mut, an dieses waghalsige Experiment heranzugehen. Bei passenden Gelegenheiten hatte ich wohl aus „Läuschen un Rimels" mit starkem Erfolg vorgetragen, aber irgendeinen Abschnitt aus einem großen Prosawerk Fritz Reuters packend und künstlerisch einwandfrei vorzutragen, schien mir, berufsmäßig angesehen, ganz besonders vor unserem heutigen anspruchsvollen Publikum fast eine Unmöglichkeit zu sein. — Ich trete nunmehr seit fünf Jahren als Reuterdarsteller auf und habe hunderte von Vorträgen in ganz Deutschland gehalten, allerwärts fand ich begeisterte Zuhörer, aber ich bekenne ehrlich, daß mich die Furcht vor der Darbietung von neuen Vortragsabschnitten auch heute noch nicht verlassen hat, selbst auch nicht bei den dankbarsten Abschnitten aus Reuterwerken. Und ich weiß, daß mich diese Furcht trotz aller Routine niemals verlassen wird. So dankbar es ist, Reuter vorzutragen, so schwierig ist aber auch die Aufgabe, und daraus erklärt sich auch die Tatsache,

daß seit des Dichters Lebzeiten sich nur ganz wenige Reuterinterpreten in Deutschland wirklich durchsetzen konnten.

Stellen wir uns beispielsweise die Aufgabe vor, einen etwa zweistündigen Vortrag vor 600 Zuhörern in Frankfurt am Main zu halten. Unsere süddeutschen Volksgenossen verstehen allgemein kein Plattdeutsch, und doch haben es unsere bedeutendsten Reuterdarsteller bewiesen, daß man gerade auch in Süddeutschland eine sehr starke Begeisterung für Reuter erzielen kann, wo besonders durch die Vortragskunst des 1915 verstorbenen berühmten Reuterdarstellers August Junkermann und später auch Ludwig Sternbergs Reuterwerke eine sehr bedeutende Verbreitung gefunden haben. Ich persönlich habe u. a. in Berlin, Dresden, Leipzig, Worms usw. in vollbesetzten Vortragssälen genau dieselben Erfolge erzielt wie in rein plattdeutschen Gegenden, aber ich halte es nicht für möglich, in diesen Gebieten mit einem erst soeben einstudierten Vortragsstück Erfolg zu haben. Mit einer Vorlesung, also anhand des Buches, wird man sich in unserer heutigen Zeit mit Reuter allenfalls vor einem kleinen, besonders interessierten Kreise durchsetzen können. Die großen Vortragssäle aber stellen heutzutage weit größere Anforderungen, und aus dieser Erkenntnis heraus bin ich dazu übergegangen, die erzählende Form der Dichtungen Reuters in meinen Vorträgen zum großen Teil dramatisch zu gestalten. Künstlerisch betrachtet, ein gefährliches Unternehmen, aber auf Biegen und Brechen habe ich diesen Schritt gewagt. Meine gründlichen Kenntnisse von Land und Leuten in Mecklenburg, der jahrelange Umgang mit den Volksgenossen der verschiedensten Berufsklassen, nicht zuletzt meine angeborene Neigung befähigten mich, Nachgestalter dieser vorwiegend erdverbundenen Gestalten zu sein.



Ernst Hameister als „Pastur" in „Hanne Nüte".

Wer Reuter kennt, weiß, daß viele Personen, die in seinen Werken vorkommen, in Wirklichkeit gelebt haben, und man wird vielleicht den Einwand erheben, daß ja diese Leute alle längst gestorben seien. Darauf habe ich nur die Antwort zu geben, daß wir in Mecklenburg und Pommern Menschen aus Reuterwerken noch heute allerwärts antreffen können: Möller Voß, Amtshauptmann Weber, Fritz Sahlmann, Mamsell Westphalen, Frau Nüßler, Jochen Nüßler, Hawermann usw., und selbst die Bräsige sind noch nicht ausgestorben, ebensowenig wie im Gegensatz zu diesen prachtvollen Menschen die Pomuchelsköppe, Schlusuhre u. a. nicht so leicht von der Bildfläche verschwinden werden.

Falsche Auffassung über Reuters Schaffen.

Tiefste Wesensverbundenheit mit dem mecklenburgisch-vorpommerschen Volksleben und Liebe zur Heimat sind also unerläßliche Eigenschaften für jeden Vortragskünstler, der sich berufen fühlt, Reuter vorzutragen. Aber wie oft ist dieser große Volksdichter lediglich zum Zweck oberflächlicher Unterhaltung und Volksbelustigung als sogenannter Biertischhumorist und Possenreißer herabgezogen worden. Seine so lebensecht gezeichneten Figuren sind oftmals in unverantwortlicher Weise zu Harlekinen ge-

stempelt worden. Witze, die gar keine Aehnlichkeit mit der Wesensart des Dichters haben, sollen angeblich von Reuter stammen. Der Held der „Stromtid", diese unübertreffliche Prachtgestalt in der gesamten deutschen Humordichtung, der Gutsinspektor Zacharias Bräsig, ist leider in vielen Fällen als Witzblattkarikatur verschandelt worden. Dazu folgendes Erlebnis: Ich hatte eine Einladung zu einer Veranstaltung in einer Kleinstadt in Mecklenburg angenommen. Als ich dort abends ankam, selbstverständlich in der Erwartung, Vorträge zu halten, erklärte mir der Leiter dieser Veranstaltung, ich sollte lediglich als „Bräsig" auftreten, und zwar in Kostüm und Maske, mich unter die Zuhörer begeben und Witze machen, dann mit der Kapelle einen Marsch dirigieren, anschließend die Musiker wegen schlechten Spielens auf den Schwung bringen und für den Rest des Abends weiter in meiner Rolle als Bräsig Allotria in der für diese Veranstaltung hergerichteten Bauernschänke machen. Der Leiter dieses Festes war erstaunt, daß ich mich als berufsmäßiger Bräsigdarsteller zu dieser von ihm so gut ausgedachten Sache nicht hergeben wollte. Ich habe mich bedankt.

Ist Reuter im deutschen Volk lebendig?

Gestützt auf Beobachtungen und Erfahrungen muß ich diese Frage leider verneinen. Es ist allerdings nicht zu bestreiten, daß die sogenannten intellektuellen Kreise in fast allen Gegenden Deutschlands zumindest einen Teil der Dichtungen Reuters kennen und auch bestimmt schätzen. Die Volksbildungsvereine in zahlreichen Städten des Reiches haben seit Jahrzehnten mit besonderer Vorliebe Reuterabende veranstaltet, aber in die breiten Volksmassen sind die Dichtungen Reuters bedauerlicherweise nicht eingedrungen, auch nicht in der Heimat des Dichters, in Mecklenburg. Ein besonders lebhaftes Interesse und gute Kenntnisse über den Dichter habe ich erfreulicherweise in ganz Deutschland innerhalb der Lehrerschaft feststellen können, und es werden im Dritten Reich zweifellos in vielen Schulen Versuche unternommen, Reuter an die Jugend heranzubringen. Damit wäre schon ein großer Schritt vorwärts getan, wie es überhaupt außerordentlich zu begrüßen ist, daß das Plattdeutsche neuerdings auch durch die Behörden sehr gefördert wird, da es zur Pflege des deutschen Volkstums gehört und die Verwurzelung mit der Scholle unterstützt. Eine besonders dankbare und erfreuliche Aufgabe war es für mich, im vorigen Winter etwa 40 Reutervorträge in Mecklenburg zu halten, da die meisten Zuhörer die Dichtungen nur wenig oder überhaupt nicht kannten und nun natürlich eine große Freude an diesen Vorträgen hatten. Leider waren die meisten Vortragsabende verhältnismäßig schlecht besucht, da man für den „längst veralteten" Dichter nicht viel Interesse zeigen wollte. Das hätte man ja schon alles längst gelesen, und außerdem höre man ja Plattdeutsch alle Tage. Und wenn man von Reuter noch mehr wissen wollte, brauche man ja nur seine Bücher zu lesen, und dazu hätte man wohl immer noch mal die Zeit!

Ich habe keinen Zweifel, daß die nationalsozialistische Regierung die Kenntnis Fritz Reuters verbreiten helfen wird, im Gegensatz zu den früheren Machthabern, die sich, mit einigen Ausnahmen, mit Fritz Reuter niemals befreundet haben. Wer Fritz Reuter kennen und schätzen gelernt und sich mit dem Gedankengut des Dichters voll und ganz vertraut gemacht hat, wird mit seinem Herzblut und seiner Weltanschauung für ihn eintreten. Fritz Reuter wird im neuen Deutschland erst zu den verdienten Ehren kommen, die ihm als einem der berufenen Künder der Wesensart seines Volkes und gottbegnadeten Dichter gebühren.

Rundschau

Das Reuterjahr 1935 / Eine Umschau

Das frischsaftige Lebenswerk Fritz Reuters wirkt, obgleich der Dichter über ein Menschenalter tot ist, lebendig auf uns fort. Ueberall, namentlich in den „Ur-Reuterstädten", ehrt man den großen Plattdeutschen durch Ausstellungen und Gedenkfeiern aller Art. Nicht nur seine unsterblichen Werke reden zur deutschen Volksgemeinschaft, auch die Male der Erinnerung aus Erz und Stein.

Denksteine und Bauten,

die mit Reuters Namen verknüpft sind, begegnen in deutschen Landen an vielen Orten.

Die Stadt Treptow a. d. Tollense hat im Juni 1935 ihrem ehemaligen Mitbürger und „Turnreuter" auf dem Turnplatze des Klosterberges einen Gedenkstein gesetzt, der die Inschrift trägt:

Diesen Turnplatz
schuf unser
Fritz Reuter
1850

Der altersgraue Findlingsrecke ist am Rande des Reuterturnplatzes auf kleiner Anhöhe aufgestellt und mit gärtnerisch kunstvollem Schmuck umgeben. Um den Gedanken der Steinsetzung haben sich besonders die Treptower Bürger Mittelschullehrer Karl Michaelis und Rechtsanwalt Dr. Remy verdient gemacht. — Der Reuterfreund, der an dem Festtage Treptows die Reuter-Erinnerungsstätten aufsuchte, konnte — das sei

nur nebenbei bemerkt — die Feststellung machen, daß die Gedenktafel-Inschriften an des Dichters einstigen Wohnhäusern nicht immer den historischen Tatsachen entsprechen; sind sie doch von privater Hand zwar mit Liebe und Verehrung, doch aus unzureichender Kenntnis der Tatsachen angebracht worden.

In dem nahen Neubrandenburg, Reuters Wirkungsstätte seiner Blütezeit, geht eine bekannte Reuterstätte der Umwandlung entgegen: Belvedere! Wer kennt es nicht, das am See gelegene großherzogliche Teehaus vergangener Fürstenherrlichkeit. Als Reuter 1856 nach Nigenbramborg übersiedelte, führte ihn der spätere Freund und Privatgelehrte Ernst Boll in die Geschichte Neubrandenburgs und seiner Landschaft ein. Er lernte das kleine Juwel kennen und setzte ihm ein literarisches Denkmal im „Dörchläuchting". Dem Künstlerfreund Ludwig Pietsch, dem Bebilderer seiner „Stromtid", legt der Dichter den Besuch dieser Stätte noch besonders ans Herz, als er sich zu einer Studienfahrt durch Mecklenburg und Pommern anschickt.

Belvedere ist in den letzten Monden zu einem Ehrenmal der Weltkriegsgefallenen des Kreises Stargard (früheres Mecklenburg-Strelitz) umgeformt. Das edle Säulenwerk ist geblieben, Seiten- und Rückwand sind gefallen, das Deckengewölbe erstrahlt in Sternenpracht, Opferschalen vor dem Säulenbau werden die flammende Lohe aufnehmen, wenn die Heimat der gefallenen Helden feierlich gedenkt.

Das Gedächtnis des Dichters wird besonders in

Reutersammlungen und -Museen

gepflegt, und auch solche Orte, die bisher keine Reutererinnerungen sammelten, haben mit der Einrichtung von kleinen Reutersammlungen in den letzten Jahren begonnen. Treptows Stadtväter beschlossen die Anlage einer Reutersammlung und stellten Mittel zu ihrer Ausgestaltung zur Verfügung. Im „Deutschen Haus" zu Treptow, das Reuters abendliches Trinklokal war und durch seine „Läuschen un Rimels" literaturfähig ward, haben Treptower Reuterfreunde eine Reuterecke — Fritz Reuters Ecke! — mit Beckmannschen Bildern und einem von Witt-Treptow gemalten Reuterporträt geschmückt. — Die Stadt Demmin veranstaltet in der Reuterwoche erstmalig eine eigene Reuterausstellung im Kreisheimatmuseum. Die Reutersammlung im Palais zu Neubrandenburg ist durch einzelne Stücke aus der Hand der noch lebenden Witwe des Reuterforschers K. Th. Gaedertz (1855—1912), Frau Anna Gaedertz, geb. von Wangerow, bereichert worden; sie stammten aus dem Nachlaß des Forschers und Sammlers. Im Reuterhause zu Eisenach stellte Direktor Prof. Dr. Greiner-Eisenach für die Sommermonate des Jahres eine Urkunden- und Handschriftensammlung aus, die von vielen Wallfahrern zum Thüringer Lande aufgesucht wurde. Mancher kannte die traulichen Räume des Hauses schon von früher her. Diesmal aber trat dem Besucher noch manches Neue und Wertvolle entgegen, denn gerade die letzten Neuerwerbungen waren das Ziel vieler Reuterfreunde. Nach einer Mitteilung Prof. Dr. Greiners an den Verfasser sind namentlich folgende Erinnerungsstücke zu nennen:

Zunächst mehrere Bildnisse aus Reuters Freundeskreis: sehr zierlich gearbeitete Silhouetten des Onkels Herse, der den Knaben auf sonntäglichen Spaziergängen oft nach Ivenak hinausführte. Auch Herses Gattin ist erstmalig unter diesen Bildern vertreten. Hilgendorf und Frau fehlen nicht. Glashüttendirektor Wetekamp schenkte dem Museum ein Album mit 25 Handzeichnungen zu Reuters humoristischer „Reis' nah Belligen". Es stammt aus der kunstfertigen Hand des 1888 zu Königsberg verstorbenen Generalmajors Kausch und würde als Bebilderung zu diesem Werke dem Künstler alle Ehre machen. Ferner gehören zu den neuen Schätzen des Museums ein Reutersches Glückwunschschreiben mit Gedicht zur Silberhochzeit des Kaufmanns Hagemann-Neubrandenburg und seiner Gattin vom 11. Mai 1857. Aus dem Besitz Eisenacher Familien konnten ebenfalls mehrere Reutererinnerungsstücke zurückerworben werden: 4 Polstersessel, die einst in Reuters Salon standen, aber später durch Ankauf in Privathand übergegangen waren, ein Schrank und ein schöner Eisenofen mit Marmorplatte. Durch Rückkauf erwarb das Museum mehrere Stücke Tafelporzellan aus Reuters einstigem Besitz. Ein schönes Eßservice, ein Kaffee- und ein Mokkaservice für je 6 Personen gehören dazu, insgesamt 61 Stück Porzellan, die alle handgemalt sind. Feldblumensträußchen, Insekten und Schmetterlinge grüßen auf den Gegenständen, auf denen einst Reuters und Lowisings Augen weilten.

Stavenhagens Reutermuseum, z. Z. im Obergeschoß des Rathauses in einem großen Zimmer unter-



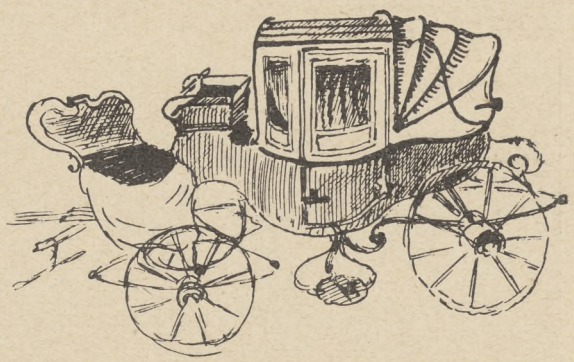
Neubrandenburg: Das 1822 von Großherzogin Marie von Mecklenburg, geborenen Prinzessin zu Hessen am Nordufer des Tollenseses erbaute Schlößchen „Belvedere" ist von Prof. Tessenow zum Landesehrenmal für die Gefallenen des Landes Stargard umgestaltet worden.
Aufn.: Verkehrsverein Neubrandenburg

gebracht, ist zwar nicht die größte Reutersammlung, doch erfreut sie sich jährlich eines guten Besuches. Zudem hat sie Aussicht, in späterer Zeit noch wesentlich vergrößert zu werden: der im Herbst 1934 zu Stavenhagen in den 80ern verstorbene Sohn des durch Reuter literarisch verewigten Zuckerkonditors Wolter, Ernst Wolter, hat seine im „Kaffee Wolter" untergebrachte Reutersammlung (Originalbilder und Briefe) dem Mannesstamm seines Geschlechtes vermacht. Für den Fall des Aussterbens soll die Sammlung an die Stadt Stavenhagen fallen, doch nur unter der Bedingung, daß vorher die gesamte Reutersammlung wieder — wie früher schon — im Geburtszimmer des Dichters Platz findet. — Zu den öffentlichen Reutersammlungen kommen noch private Besitzer von Reuterreliquien. Diese Stücke sind zwar nicht jedem zu schauen vergönnt, doch befinden sie sich in bester Hand, und unsere Zeit der Sippen- und Familienforschung tut ein übriges, solche Familien (Reuter, Peters, Hinstorff, Schröder, Wolter, Voß, Pietsch, Wilbrandt, Jühlke u. a.) mit Stolz zu erfüllen über die treu vererbten Reutererinnerungsstücke.

Wichtiger jedoch bleibt Reuters literarisches Vermächtnis, sein Dichtungswerk. Dieses der gesamten deutschen Volksgemeinschaft zu erschließen, wurde im Jubiläumsjahre die

Aufgabe der Verleger.

Mehrere von ihnen bereiten billige, wohlfeile Volksausgaben der längst vergriffenen Reuterwerke vor. Die „Mutter" aller Reuterverlagsanstalten war einst die Hinstorffsche Hofbuchhandlung zu Wismar. Dieser Original-Reuterverlag, seit 1831 bestehend, ist im Jahre 1935 in den Besitz des Hinstorffschen Enkels und damit in die alte Familie zurückgekehrt. Sie wird die Pflege des Plattdeutschen, sowie die Reutertradition, fortführen. Eine Festausgabe der Reuterschen „Stromtid" ist dort in Vorbereitung. Als literarisches Werk über Reuter veröffentlicht der alte Verlag eben ein Buch



Willi Bahr: Der Reuterwagen in Thalberg.

über Reuters Beziehungen zu Peters auf Grund des nun erstmalig vollständig herausgegebenen Briefnachlasses. (Siehe die Buchbesprechung in diesem Reuterheft.) Viele angesehene Landeszeitschriften und große Tageszeitungen widmen dem Dichter Gedenkaufsätze, so die „Mecklenburgischen Monatshefte", „Unser Pommerland", die „Ostdeutschen Monatshefte" u. a. Bei der Nennung der letzten Zeitschrift scheint der Gedanke reizvoll, einmal des Dichters Beziehungen zu Ostdeutschland (Graudenz, Danzig, Königsberg, Bromberg, Posen, Meseritz, Crossen, Breslau u. a. Städten) zu würdigen. —

Am schönsten wird Reuters literarisches Werk zum Erlebnis durch

„das lebende und belebende Wort",

wie Gustav Manz einmal die Vortragskunst treffend charakterisierte. Alte Reuterbarden gehen von uns, neue erstehen als Künder Reuterscher Dichtung.

Das Jahr 1935 hat den Tod Professor Ludwig Sternbergs-Neubrandenburg zu beklagen, der mehr als 4 Jahrzehnte hindurch Reuters Gestalten zum Erlebnis in uns machte. Der von uns Gegangene, der seine und Reuters Kunst bis nach Amerika trug, rüstete gerade zum diesjährigen Reuterjubiläum als seinem letzten Auftreten, als ein plötzlicher Tod ihn aus der Mitte seiner Reuterverehrer riß.

Das Organ des Deutschen Vortragsverbandes umriß die Bedeutung Prof. Sternbergs im April 1935 mit folgenden treffenden Worten: „Professor Ludwig Sternberg ist am 23. Februar in Neubrandenburg entschlafen. Der Deutsche Vortragsverband stand mit vielen Vereinen, denen der Meister der Reuterrezitation unvergeßliche Abende schenkte, immer wieder schenken mußte, unter den aufrichtig Trauernden und wußte, daß man da einen gottbegnadeten Künstler begrub, durch den einer der größten deutschen Dichter lebendig blieb in seinem Volk. Und es bleibt ein Dank, der mehr ist als Erinnerung — und der Wunsch, daß einer auf die einsamen Höhen steigen dürfte, wo Ludwig Sternberg stand."

Sternbergs Erbe übernehmen jüngere Sprecher, von denen vor allem genannt seien der prächtige Menschendarsteller Ernst Hameister-Lübeck, Ludwig Karnatz-Neubrandenburg und Fritz Wähnke-Stralsund.

Der Rundfunk,

hauptsächlich der Norddeutsche Sender unter der Leitung Dr. Böttchers, brachte Reuters Dichtung vor eine große Gemeinde und hat auch für die bevorstehenden Reuterfeiern ein großzügiges Reuterprogramm durch Dr. Beckmann-Rostock ausarbeiten lassen, das in den Mittelpunkt moderne Hörspiele stellen wird. Aus den Reuterstädten Stavenhagen, Dömitz, Treptow und Neubrandenburg werden Hörberichte vorbereitet, die teilweise auch auf den Reichssender übertragen werden sollen.

So schickt sich alles deutsche Volk an, Reuters 125. Geburtstag würdig und weihevoll zu begehen. Damit reihen sich dem Jahre 1934, das den Reuterfreunden vor allem Ludwig Karnatz' Roman „Ut sine Brambörger Tid" und Siebolds Reuterbiographie brachte, manche Dichterehrungen des Jahres 1935 würdig an. W. F.

Fritz Reuter als Schulmeister in Treptow a. Toll.

Durch das unselige Testament des Bürgermeisters Reuter in Stavenhagen war seinem Sohn, dem Landwirt Fritz Reuter in Thalberg bei Treptow, die Möglichkeit genommen, sich eine Landwirtschaft zu erwerben. Sollte er doch erst vier Jahre lang den Beweis absoluter Nüchternheit erbringen, bevor er das Kapital von 5000 Talern erhielt, und dies Geld auch nur dann, wenn er unverheiratet blieb.

Sein Freund Fritz Peters, der damals Thalberg gepachtet hatte, erkannte seine geistigen Fähigkeiten und gab ihm den Rat, sich in dem benachbarten Städtchen Treptow a. d. Tollense als Privatlehrer niederzulassen. Justizrat Ludwig Schröder und der Superintendent Eduard Schumacher daselbst unterstützten diesen Plan.

So kam Fritz Reuter Ostern 1850 in Treptow an und mietete bei dem Goldschmied Floß eine Wohnung. Einer seiner ersten Schüler, Karl Behrends, schildert ihn als breitschultrigen Mann, der wirklich sehr studiert aussah, mit goldener Brille auf der Nase und einen starken Stock in der Hand. Bald wußte man, daß er den Sohn des Justizrats Schröder Richard unterrichtete und dessen Schwester Hedwig, und schnell fanden sich noch andere Schüler. Ich nenne hier August Füllkrug, Sohn des Sattlermeisters F., er wurde Pastor, Karl Sir, Stiefsohn des Friseurs Ehlert, wurde Oberzollkontrolleur, Ferdinand Most, Sohn von Färber Most, Helmut Vogel, beide als Stud. jur. gestorben. Dann Gustav Meyer, Sohn des Kaufmanns Meyer, des Urbildes von „Kopmann Kurz" aus der „Stromtid". Hermann Schmat und Karl Germer, der erst vor einigen Jahren als Glasermeister starb. Richard Schröder war später Professor der Rechte in Heidelberg. Karl und Hubert Otto und Johannes Tornow, ebenso der Sohn des Superintendenten Schumacher, der als Oberlehrer früh starb, und seine Schwester Anna, Gattin des Musikdirektors Flügel in Breslau, und andre. Reuter lehrte Französisch, Naturwissenschaften, Rechnen, Geographie, Geschichte, Literatur und Zeichnen. Nach einem Jahr vertauschte er seine Wohnung mit der größeren bei Färber Mentz, denn er hatte sich inzwischen verheiratet. Seine Schüler saßen an einem langen Tisch, er selbst auf seinem Sofa im bequemen, braunen Hausrock, behaglich die lange Pfeife rauchend. Die Fenster seiner Wohnung waren mit Topfgewächsen dicht besetzt, die er sorgfältig pflegte. Wie bei allen Erwachsenen, so erwarb er sich auch bei seinen Schülern, die er väterlich mit Vornamen nannte, sofort Liebe und Vertrauen durch sein freundliches Wesen, und stets eilten die Schüler mit Freuden die Treppe hinauf zu ihrem Lehrer. Der alte Karl Germer erzählte mir, daß er lieber die Tanzstunde bei Tanzlehrer Pieper versäumt habe als eine Unterrichtsstunde bei Reuter, denn

obgleich dieser streng im Unterricht war, lag ihm jede Pedanterie fern, und über einen rechten Jungenstreich konnte er seine helle Freude haben. Dabei hatte er besonders im Rechnen und Zeichnen eine wahre Lammesgeduld mit seinen Schülern und ermunterte sie, wenn sie zaghaft und mutlos werden wollten.

Einen Zweig der Pädagogik hat Reuter in Treptow eingeführt: das Turnen. Darüber wird in dem folgenden Aufsatz berichtet. Sechs Jahre (von 1850 bis 1856) flossen so dahin mit ihrem Unterricht im Hause und auf dem Turnplatz. Einige seiner Schüler gingen auf das Gymnasium nach Anklam, andere lernten ein Gewerbe. Jedem gab Reuter beim Abschied gute Lehren mit auf den Weg. Einer starb während der Unterrichtszeit, von ihm fertigte er ein Bild in Kreide an.

Endlich schlug auch für Fritz Reuter die Abschiedsstunde. Im Frühjahr 1856 vertauschte er Treptow a. d. Toll. mit dem größeren Neubrandenburg. Der Versuch, hier den Privatunterricht auch aufzunehmen, scheiterte, und Reuter lebte fortan nur der Schriftstellerei, zu der er in Treptow die Grundlage gelegt hatte, angeregt von Justizrat Schröder, Superintendent Schumacher und nicht zuletzt von seinem besten Freund, Fritz Peters in Thalberg, später Siebenbollentin.

Karl Michaelis.

Fritz Reuter als Begründer des Turnens in Treptow (Toll.)

Reuter war schon in seiner Jugend ein eifriger Turner. Als der vierzigjährige Reuter sich 1850 in Treptow niederließ, um den Schulmeisterrock anzuziehen, nachdem er versucht hatte, sich in den eines Juristen und Landwirts hineinzupassen, da tauchte der Gedanke des Turnens wieder vor ihm auf. Anfang April 1850 reichte er dem Magistrat ein sehr ausführliches Gesuch ein, in dem er die Notwendigkeit und den Segen eines Turnplatzes und einer Schwimmanstalt begründete und bat, die Leitung des betreffenden Unterrichts ihm zu übertragen. Magistrat und Stadtverordnete zeigten sich seinem Antrage von Anfang an geneigt. Man bewilligte die veranschlagten Kosten von 36 Talern, beschloß, „die benötigten Bauhölzer und Bretter frei aus der Stadtforst anzuweisen" (ich führe hier die Niederschrift der Stadtverordneten vom 17. 4. 50 an) und bestimmte als Turnplatz die Nordseite des Klosterberges. Reuter sandte dann das folgende Schreiben an die Stadtbehörde, das ich zwischen anderen Stadtakten aus den Jahren fand. Es lautet in seiner zierlichen, sorgfältigen Schrift:

Ein wohllöblicher Magistrat hierselbst hat mich durch den Herrn Bürgermeister Krüger dahin auffordern lassen, zu erklären:

„Unter welchen Bedingungen ich gewillt sei, der Einrichtung und Leitung der hier zu begründenden Turn- und Schwimmanstalt als Turnwart vorzustehen."

Darauf habe ich die Ehre zu antworten, daß ich bei der Einrichtung des Turnplatzes, wie auch der Schwimmanstalt, durchaus gar keine Bedingung mache, daß ich dieselbe im Interesse einer guten Sache in Anregung gebracht habe und sie auch, sofern es ferner von einer wohllöblichen Behörde gewünscht wird, in ihrer Ausführung mit Rath und That zu Ende zu führen gedenke.

Was die Leitung des Unterrichts während wöchentlicher 4—6 Stunden für jeden Zweig desselben betrifft, so glaube ich, daß mein Wunsch, einer von mir eingerichteten Anstalt auch ferner vorzustehen, nicht für unbescheiden erachtet werden kann, und beantrage ich bei einer wohllöblichen Behörde, daß mir die Leitung der beiden kombinierten Anstalten auf die Dauer der drei nächstfolgenden Jahre garantiert werde. Ich glaube ferner, daß ich für meine Mühewaltung eine geringe Remuneration von Seiten der am Unterricht teilnehmenden Knaben beanspruchen könne, und dürfte ein Turngeld für das ganze Sommersemester von 20 Silbergroschen pro Kopf und einer desgleichen für ebensoviel Stunden des Schwimmunterrichts nicht unbillig erscheinen; wobei ich mich erbiete, allen Knaben unvermögender Eltern, die mir von einer wohllöblichen Behörde als solche bezeichnet werden, unentgeltlich denselben Unterricht zu erteilen.

Sollte diesen meinen ausgesprochenen Wünschen von Seiten des wohllöblichen Magistrats die Zustimmung werden, so bitte ich, mich zu der unverweilten Einrichtung und den zur Leitung noch vorher erforderlichen Schritten in Anbetracht der schon vorgerückten Jahreszeit zu autorisieren, und meinen Dank für das mir erteilte Vertrauen im Voraus in Empfang zu nehmen.

Eines wohllöblichen Magistrats

ganz gehorsamster

F. Reuter.

Treptow a. T., d. 21ten April 1850.

Magistrat und Stadtverordnete hatten gegen Reuters Vorschläge nichts einzuwenden, nur die dreijährige Garantie mußte abgelehnt werden, da man dazu der Genehmigung der Regierung bedurft hätte. Der Magistrat beruhigte den Antragsteller auch in diesem Punkte; er erklärte: „Jedoch könne Herr Reuter sich davon überzeugt halten, daß wir — ihn in Anerkennung seiner Verdienste um die Errichtung der Turnanstalt derselben so lange als möglich zu erhalten uns sehr angelegen sein lassen werden." Frisch ging der neugebackene Turnlehrer ans Werk. Der Turnplatz war bald fertiggestellt; vollkommen war er zwar nicht. Er war — wie der Magistrat am Rand der Reuterschen Eingabe bemerkte — „der Zugluft sehr ausgesetzt, nicht groß genug und von zwei Seiten abschüssig". Doch noch bis vor kurzem empfing die Treptower Jugend auf ihm zum größten Teil ihre turnerische Ausbildung. Jetzt ist dort ein Findling mit einer Erinnerungstafel aufgestellt.

Zimmermeister Kriesmann besorgte die Anfertigung der Turngeräte. Zahlreiche Geräte wird „Turnreuter", den Namen hatte er sich fortan in Treptow verdient, nicht zur Verfügung gehabt haben. Man kann das daraus schließen, daß er sich vor allem aufs Wandern und Schwimmen legte. Und darin leistete er mit seiner Schar etwas. Weit führte er seine Jungen (es waren gleich anfangs 48) in der Umgegend umher; nach der Burgruine Landskron (hin und zurück 30 km) flog er aus mit ihnen, im Stadtholz wurde ein nächtliches Lager bezogen, und stets benutzte er sich bietende Gelegenheiten, um auf seine Schar erzieherisch einzuwirken. Es mußten z. B. Proben persönlichen Mutes abgelegt werden: Die Jungen mußten einzeln Zettel auf den Gräbern des benachbarten Kirchhofes niederlegen, die andere wiederholten. Sie sollten das Gruseln verlernen. Posten wurden ausgestellt und Kundschafter in den nächtlichen Wald geschickt, um die Orientierung im Gelände zu üben. Natürlich wurde auch gesungen und das Abkochen nicht vergessen. Beim Schwimmen verstand es Reuter, auch die wasserscheuen Ausreißer wieder heranzulocken, eine Tüte voll schöner Birnen tat bei den Jungen immer ihre Dienste. Seine Schüler hingen mit großer Liebe an ihm.

Nach sechs Jahren zog der „Turnreuter" den Rock des Schulmeisters wieder aus, weil er endlich den fand, der ihm wie angegossen paßte, den des Poeten.

Walter Schmidt-Gruse.

Luise Reuter

Wunderlich waren die Wege, die das Schicksal Reuter führte. Mit hartem Griff zerstörte es ihm die Jugend, knickte den Baum, als er anfangen sollte, Blüten zu treiben. Trostlos lag die Zukunft vor ihm, nachdem er sieben seiner besten Mannesjahre in den dumpfen Kasematten verschiedener Festungen verbracht hatte. Aus den Studien gerissen, dem Leben entfremdet, von körperlichem und seelischem Leiden zerquält — so stand er nach der Entlassung aus Dömitz am Scheidewege, und die bange Frage lautete: „Wat nu?" Glückliche Sterne haben ihm dann geleuchtet. Der

strenge, starkwillige Vater verzweifelte, aber hilfreiche Freunde reichten ihm die Hand, glaubten an ihn unter allen Enttäuschungen, hielten ihn, obwohl er sich selbst oft genug mag aufgegeben haben. Was wäre aus ihm sonst wohl geworden? Und selbst ihre Fürsorge und Treue hätte nicht so viel vermocht, wenn nicht eine andere Hand ihn emporgezogen hätte, die zarte, liebevolle einer Frau: seiner Luise. Sie ist der hellste Stern seines Lebens gewesen, seine beste, treueste Gefährtin, seine kundigste Leiterin. Sie vor allem hat der deutschen Literatur, dem deutschen Volke diesen Mann geschenkt, der hart daran war, zu verbummeln. Seine Schwäche kannte sie, den Dämon, der ihn trotz redlichster Vorsätze im Kampf mit dem Alkohol von Zeit zu Zeit unterliegen ließ. Allein sie brachte den Mut auf, den vielleicht nur ein liebendes Frauenherz findet, in dem Kampfe Bundesgenossin zu sein. Zielbewußt steuerte sie das Lebensschiff des Mannes mit dem goldenen Kinderherzen. Als der Treptower Freundeskreis eine Gefahr wurde mit den vielfältigen Gelegenheiten zu feuchtfröhlichem Tun, zog sie Fritzing nach Neubrandenburg. Sie verpflanzte ihn, den echten Sohn seiner mecklenburgischen Heimat, nach Eisenach, weil — es besser für Fritzing war. Der wußte um die Herrschaft seiner Frau, spöttelte wohl darüber und — ließ sie sich gefallen; denn sie war manchmal notwendig. So haben die beiden zwei Jahrzehnte in glücklichster Ehe gelebt; sieben Jahre hatte er um sie gedient, die Ehe entschädigte ihn überreich für die Wartezeit.

Luise entstammte einer kinderreichen Pastorenfamilie, drei Schwestern und sechs Brüder wuchsen neben ihr auf. In Grevesmühlen, wo der Vater damals Rektor der Stadtschule war, wurde sie am 9. Oktober 1817 geboren. Die Jugend verlebten die Kinder in Roggenstorf, nahe bei Lübeck. Dort wirkte der Vater vierzig Jahre eines gesegneten Lebens. Viel Jugend, viel Leben im Elternhause, erhöht oft durch die Anwesenheit einer quecksilbrigen Tante, der einzigen Schwester der Pastorin: Regine Scharff. In Stadt und Land bekannt, bei Alten und Jungen beliebt, soll sie das Vorbild der Pastorin Regine Behrens in der „Stromtid" geworden sein. In späteren Jahren zerstreute sich die Kinderschar, viele der Brüder und eine Schwester Luises wanderten aus, in Amerika und Australien ihr Glück zu suchen. Luise wurde Erzieherin; einige Jahre wirkte sie unter dem Dutzend der Kinder des Pastors Augustin in Rittermannshagen. Dort lernte sie Reuter, als er in dem benachbarten Demzin die Landwirtschaft lernte, kennen. Von Ehren-Augustin stammt Bräsigs wunderbare Redensart „Daß Du die Nase ins Gesicht behältst!" Luise tat es dem Herzen des damals schon 34-jährigen an. Lockende Pläne tauchten vor ihm auf. Mit dem väterlichen Erbteil wollte er sich als Landwirt selbständig machen, und schon sah er Luise im Geiste wirken am eigenen Herd — da zerstörte des Vaters Testament alle Hoffnungen. Knapp 5000 Taler blieben ihm, und auch diese sollte er erst dann erhalten, wenn er vier Jahre sich des Trinkens enthalten hätte. Im Falle einer Verheiratung sollten sie ihm ganz genommen sein. Enttäuscht, gebrochen gestand er der Erwählten seine Not. Sie ermunterte ihn, erlaubte ihm zu schreiben, weckte neue Hoffnungen in ihm. Groß war sein Glück, als es Anfang Mai 1847 trotz allem zur Verlobung kam. Innige Liebesbriefe verstand er zu schreiben, Pläne und neue Aussichten eröffnete er, malte beglückt ihr Bild.

In Treptow, dem kleinen Tollensestädtchen, gelang dann die Gründung einer eigenen Existenz. Als Privatlehrer verdiente er soviel, daß er die Braut am 16. Juni 1851 heimführen konnte. Sparsam wirtschafteten die beiden; außer dem Unterricht betrieb Fritzing eifrig das Porträtzeichnen. Mancher Taler wurde damit verdient. Im kleinen Garten baute man das Gemüse, und Kochen und Backen hatte Luise bei Frau Peters in Thalberg gelernt. Sie füllte die Wirtschaftskasse mit den Geldern, die sie durch Klavierunterricht erwarb. Die Abende galten dem poetischen Schaffen. Glücklich kam Fritzing angepafft, sobald ihm ein neues Läuschen gelungen war. Luise mußte es zuerst hören. Mit wieviel Sorge sie wohl gewartet haben, nachdem die „Läuschen un Rimels" gedruckt waren! 300 Taler hatten sie borgen müssen. Würden die überhaupt wieder einkommen? Und wie glücklich packten und schnürten die die Pakete, die von nah und fern bestellt wurden. Wie mögen sie gejubelt haben, als in wenigen Wochen die erste Auflage versandt war! Denn neue, bessere Aussichten eröffneten sich nun, hinaus aus der Enge kleiner Verhältnisse.

Ein wunderbarer Aufstieg begann, glücklich konnten sie beide ihn genießen. Nur eins fehlte dem Glück, die eigenen Kinder. Dafür wuchsen ihnen die poetischen um so mehr ans Herz, und als der Dichter 1874 starb, da hat es keiner besser verstanden, für ihn und sein Lebenswerk zu wirken als die Frau, die Freud und Leid mit ihm geteilt hat. Auch das soll ihr unvergessen sein. Zwanzig Jahre nach ihm erst ist sie gestorben.

Walter Schmidt-Gruse.

Ein Brief von Louise Reuter, geb. Kunze, an Prof. Richard Schröder nach Fritz Reuters Tod *)

Lieber Herr Professor

Ihre innigen Trostesworte thaten meinem Herzen so wohl und ich danke Ihnen voll und warm für Ihre Teilnahme an dem größten Verlust meines Lebens! Sie hatten ja meinen geliebten, stündlich heiß zurückersehnten Gatten lieb, ich weiß es, und ihm war sein „Richard" so theuer — das wissen Sie. Er ist sanft entschlafen und ruht in Frieden! Den sollte ich ihm nicht mißgönnen! wenn er mir nur nicht so fehlte, wenn ich nur lernen könnte, daß ich mit seinem Heimgange meine Lebensaufgabe gelöst und ich ferner Niemandem mehr unentbehrlich bin! —

Die Photographien meines Entschlafenen, die des Lebens und des Todes, werden Sie erfreuen, hoffe ich.

Freund Peters-Bollentin theilte mir Ihre liebevolle Anfrage mit, welcher Art für das beabsichtigte Reuter-Denkmal meinem Wunsche entspräche. Darüber habe ich viel gegrübelt, lieber bester Freund, jetzt aber weiß ich, welcher Ort der geeignetste sein würde. Nicht Stavenhagen, obgleich Geburtsort (½ Stunde von der Bahn entfernt und am andern Ende der Welt, wer würde das Denkmal sehen?) — Auch nicht Eisenach, der letzte Aufenthaltsort, der Sterbeort. Hier lasse ich meinem Geliebten ein Grabdenkmal setzen.

Auch nicht Treptow, wo seine Schriftstellerlaufbahn begann. Und auch nicht Neubrandenburg, wo sie sich zur Blüthe entfaltete. Mein Reuter war zwar geb. Mecklenburger und liebte sein engeres Geburtsländchen mit aller Wärme; aber es war keine engherzige Liebe, er war vor Allem ein deutscher Mann, hatte für Deutschland gelebt, gelitten, und wenn sein geliebtes Deutschland ihn durch Errichtung eines Denkmals ehren will, so muß dieses seinen Platz im Herzen Deutschlands haben, allen Deutschen zugänglich. So meine Ansicht, und nun der zu wählende Ort des beabsichtigten Denkmals:

„Jena" muß es sein!!

Auf Reuters Leben, Schicksal und innere Entwicklung ist sein Aufenthalt in Jena von einem bleibenden entscheidenden Einflusse gewesen.

Die academische Jugend Jenas hat Reuter stets als ihrem Vorkämpfer ein liebevolles Andenken bewahrt, bei seinem „letzten Gange" sowohl, als früher bei vieler Gelegenheit. Die Tage des Universitäts-Jubiläums blieben ihm in treuester Erinnerung und sein Auge flammte, wo immer nur von Jena die Rede.

Als Ziel unserer ersten Reise von Mecklenburg aus bezeichnete er Jena und schilderte es mir mit so

*) Im Besitze des Obersten a. D. Schröder in Stralsund, eines Sohnes des Briefempfängers.

begeisterten, lichten Farben, die zeigten, was ihm Jena gewesen. In Jena hat er den Traum seiner Jugend, den er so schwer hat büßen müssen, und dessen Verwirklichung ihm den Abend seines Lebens wesentlich erheitert hat, in sich erblühen sehen. Wie unvergeßlich ihm Jena, hat er im „Hanne Nüte" an „seinem alten Paster" gezeigt. der Jenenser Student verleugnete sich nicht.

Und Jena, die classischste Universität Deutschlands, die der alten Burschenschaftler wie der jungen, liegt im Herzen Deutschlands — Allen zugänglich. So meine Meinung und mein Wunsch, wenn ich gefragt werde. In diesem Sinne werde ich auch Dr. Siemerling in Neubrandenburg antworten müssen, so freundlich er immer meinen Ausspruch für Neubrandenburg wünscht. Ich denke auch, daß die Betheiligung für Jena eine bedeutendere sein würde, als zu Gunsten Neubrandenburgs, das bei aller Naturschönheit doch dem allgemeinen Verkehr abgeschlossen.

Mit herzlichen Grüßen an Sie und Ihre liebe Frau

Ihre

Louise Reuter geb. Kuntze.

Eisenach, Villa Reuter, 28. Sept. 74.

Eine Reuterstätte verschwindet

Im Jahre 1934 beschloß die Großberliner Stadtverwaltung, die Berliner „Stadtvogtei" aus verkehrstechnischen und stadthygienischen Gründen niederreißen zu lassen. Damit nimmt Berlin Abschied von einem seiner ältesten Gebäude, das Molkenmarkt 1 liegt — oder lag und zu den berüchtigsten Häusern Alt-Berlins gehörte. Die Niederreißung ist bereits erfolgt.

Wilhelm Raabe schrieb einst die „Chronik der Sperlingsgasse"; daß auch die Geschichte eines einzelnen Hauses spannend und aufschlußreich sein kann, würde die Berliner Stadtvogtei erweisen. Ihre Geschichte ist lang und — dunkel, wie ihre Räume es einst waren.

In dem alten, massiven Schuldturm haben Tausende durch strenge mittelalterliche Justiz Verurteilte ihr Leben ausgehaucht; hier saß ein Fritz, später Friedrich der Große genannt, die ungnädigen Weisungen seines gestrengen Vaters abwartend. Hier wurde, nach seiner Verhaftung am 31. Oktober 1833, der Student und „Demagoge" Friedrich Reuter eingeliefert, als er auf der Heimreise von Jena nach Stavenhagen begriffen war. In einer der düsteren, engen und trostlosen Zellen verbrachte der einstige Burschenschafter 1833 einen Teil seiner „Festungstid". Aus solcher Haft schreibt er am 2. November 1833 an seinen Vater nach Stavenhagen: „Ich habe alles frei und offen eingestanden, welches mir dann die Hoffnung läßt, daß meine Haft von nicht zu langer Dauer sein wird." Er sollte sich getäuscht haben. Sein Jugendtraum von Deutschlands Einheit hätte das junge Haupt fast unter das Beil gebracht. Am 13. 12. desselben Jahres meldet der Arrestant dem Vater: „Wie lange mein Arrest dauert, weiß ich nicht." Das enge Blechkastenfenster seiner kleinen Zelle ließ nur sehr wenig Licht in den Raum, der nach dem Hofe wies. Die Gefangenen nannten diesen Hof den „Paradieshof", weil er ihnen das Leben in der dunklen Hölle täglich zum Paradiese machte: Die Häftlinge durften täglich eine Stunde lang unter Aufsicht und Führung eines Polizeibüttels diesen Hof umkreisen — im Gänsemarsch. Fritz Reuter hat seinen Hauptpeiniger beim Verhör, Kriminaldirektor Dambach, oft gezeichnet, und zwar so, wie es ihm die Seele eingab: als Aaskrähe, als schleichenden Fuchs, als teuflischen Mephisto.

Einige Protokolle zum Reuterprozeß hat Karl Theodor Gaedertz in seinen „Reuterreliquien" (Hinstorff, Wismar) veröffentlicht, aber das vollständige Prozeßdrama Fritz Reuters — auf Grund aller vorhandenen Prozeßakten — ist bisher noch nicht geschrieben. Es bietet interessanten Stoff zu einer literarischen oder juristischen Doktorarbeit.



Die Berliner Stadtvogtei, Molkenmarkt 1, wurde abgerissen. Der Pfeil bezeichnet die Reutersche Festungszelle. Auch Friedrich der Große war als Kronprinz hier Gefangener.

Vor einigen Monaten lagen am Molkenmarkt die Journalisten, Photographen und Maler auf der Lauer, um noch ein Bild einzuhaschen von dem im Abbruch befindlichen Untersuchungsort Fritz Reuters. Nur eines wird nach der Niederreißung der Stadtvogtei noch von Reuter und seinen Peinigern künden: Die Geschichte, Kapitel: „Im Kampf für Deutschlands Einheit zum Tode verurteilt — doch an den Toren gerüttelt zum 2. und 3. Reich."

Bis zum Jahre 1881 diente die Stadtvogtei ihren alten Zwecken als Untersuchungsgefängnis — dann wurden ihre Zellen geschlossen. Nur die langen, schmalen und lichtscheuen Flure, sowie die Fenstergitter und runden Löcher in den schweren Holztüren erzählten noch von den einstigen Zweckbestimmungen des hohen Hauses. Seit 1903 wurden in der Stadtvogtei Wohnräume eingerichtet, und die unteren Geschosse waren in Werkstätten, Geschäfte und Büroräume umgewandelt worden.

Ein mittelalterliches Stück Idyll und ein literarisch denkwürdiger Ort ist aus Alt-Berlin getilgt — doch die Bedürfnisse moderner Großstädte sind andere geworden und entscheiden über das Schicksal verkehrshindernder Bauten und Straßenzüge, wenngleich der am alten Stadtbild hängende Mensch solch Schicksal bedauern möchte.

Willi Finger.

Triddelfitz — Trittelwitz

Der Eigenname „Trittelwitz" begegnet in Pommern und Mecklenburg als Familienname, Ortsbezeichnung und literarischer Name. Immer ist die Schreibweise verschieden, früher wie heute. Die Formen Trittelwitz, Trittelvitz, Trittelfitz, Triddelfitz und Triddelvitz sind sämtlich beurkundet und scheinen auf den gleichen Wortursprung hinzudeuten.

Als Familienname begegnet das Wort heute auch in Pommern; so beispielsweise in Swinemünde in der Person des Kaufmanns Louis Trittelvitz.

Der Ortsname Trittelwitz, als Dorfname in Pommern nachzuweisen (Kreis Demmin, unmittelbar an der Peene), wurde noch in diesem Jahrhundert

Trittelvitz und Trittelfitz geschrieben, bis er auf Grund amtlicher Verfügung endgültig als „Trittelwitz" festgelegt ist. Beurkundet ist der Ortsname erstmalig 1255 als „Triteruitz". Spätere Schreibungen sind Tritteruitze, Triterevitz. Dr. F. Lorenz stellte 1931 die slawische Herkunft des Namens fest. Er möchte den Ortsnamen von dem nicht belegbaren Personennamen Tetrevice = Nachkommen des Tetrev, herleiten; dieses ältere Tetrevice könnte von dem nicht beurkundeten slawischen Substantiv tetrev = Auerhahn abgeleitet sein. — Das lexikalische Werk „Henius großes Orts- und Verkehrslexikon für das Deutsche Reich" (Neufeld & Henius Verlag, Berlin. 1928) führt den Ortsnamen Trittelwitz nur ein einziges Mal, und zwar im Kreise Demmin auf. Auch nach Varianten dieser Schreibung sucht man in diesem Archiv für Ortsnamen vergeblich.

Als literarischer Name ist das Wort „Triddelfitz" durch Fritz Reuters Windhund Fritz Triddelfitz in seiner Hauptschöpfung, der „Stromtid", weltbekannt geworden. Weshalb hat der Dichter diese Gestalt gerade so „benamst"? Woher hatte er diesen eigenartigen Namen?

Der Volksmund in Vorpommern vertritt häufig die Auffassung, das Dorf Trittelwitz hätte seinen „putzigen", „windigen" und „possierlichen" Namen nach Reuters eben genannter Charakterfigur erhalten. (Das Urbild des Fritz Triddelfitz war Fritz Traebert, Sohn des Oberförsters Traebert zu Golchen. Er war — nach Reuters Erzählungen — die typische Jugenderscheinung eines Windhundes. Dessen Sohn lebt noch heute in Neubrandenburg.) Solche volksetymologische Deutung ist nun freilich sehr naiv, wie andererseits auch unzutreffend ist, daß Reuter seinen Triddelfitz nach dem Dorfe Trittelwitz benannt hat — wenngleich er, der 12 Jahre im Kreise Demmin lebte, den Namen dieses Dorfes gut kannte.

Fritz Reuter aber hat selbst bezeugt, daß er den ihm akustisch und phonetisch zusagenden und Wohlgefallen auslösenden Namen aus einer anderen Quelle geschöpft hat, und zwar bei einem ebenfalls hervorragenden plattdeutschen Dichter und Humoristen, seinem mecklenburgischen Landsmann und Duzfreunde John Brinckman (1814—1870). Frau Elise Brinckman (gest. 15. 11. 1904 zu Güstrow) hat das nach dem Tode ihres Gatten selbst bezeugt. (Vgl. Dr. A. Römer: Heiteres und Weiteres von Fritz Reuter. Berlin 1905.) In einem jetzt als verloren anzusehenden Briefe bedankte sich Fritz Reuter bei seinem Freunde Brinckman dafür, daß er „den Namen Triddelvitz und noch Anderes" habe benutzen dürfen zur literarischen Verwendung in seinen poetischen Schöpfungen. John Brinckman erhob keinerlei Einspruch, als er von dieser Freiheit des Dichters schriftlich erfuhr.

Reuters weltbekanntes Wort „Triddelfitz" geht sonach auf Brinckman zurück, der den Namen bald „Trittelwitz", bald „Trittelvitz" schrieb. Nachweislich verwendete der Rostocker Dichter diesen Namen erstmalig in der politisch hochbewegten Zeit der 40er Jahre. An zwei Stellen seiner damals politisierenden Muse begegnen wir dem Namen und der Person „Trittelwitz":

1. in einem damals anonym erschienenen politischen Gedichte. Darin heißt es:

Mein Nachbar, Herr von Trittelwitz,
Und Schnippel und Konsorten —
Die trinken sich aus Wut 'nen Spitz,
Erblicken sie mich dorten — — —.

2. In einem anderen Zeitgedicht Brinckmans, das wahrscheinlich aus dem Jahre 1847 stammt, ist zu lesen:

Ach, Tildchen, Vetter Trittelvitz,
Und Schnippel und Schnapphagen
Baut einen prächt'gen Herrensitz.
— O, laß Dir alles sagen . . . .

Beide Gedichte sind mit „B" gezeichnet. Fritz Reuter erfuhr später, gelegentlich eines Besuches im Brinckmanschen Hause zu Güstrow, daß John tatsächlich der Verfasser jener Gedichte gewesen sei.

Daß die beiden Dichtungen der politischen Satyre angehören und auf bestimmte, damals in Mecklenburg politisch bekannte Personen abzielen, sei nur nebenbei gesagt.

Noch an einer anderen Stelle hat John Brinckman den Namen literarisch verwertet: im „Mecklenburgischen Landtagsboten" vom 11. Oktober 1848. (Vgl. Fr. Bachmann im „Korrespondenzblatt für niederdeutsche Sprachforschung", Band 21, Jahrgang 1900, Seite 89.) Der Landtagsbote war ein demokratisch gehaltenes Blatt. In ihm findet sich als Satyre auf die Bestrebungen der Konstitutionellen, der damaligen Mittelpartei Mecklenburgs, ein „Entwurf von Statuten des konstitutionellen Vereins zu Goldberg (Mecklenburg)". Unter den Unterschriften erblickt der Leser an dieser Stelle auch den Namen „von Trittelvitz-Schnippel". Tatsächlich gab es in Mecklenburg-Strelitz oder Mecklenburg-Schwerin ein Adelsgeschlecht dieses Namens noch nie, auch nicht in Vorpommern. Der Name „von Trittelvitz-Schnippel" ist also an der angegebenen Stelle des „Mecklenburgischen Landtagsboten" fingiert. Der Urheber des dort stehenden Namens war John Brinckman selbst; er hielt sich zur selben Zeit in dem kleinen Städtchen Goldberg wirklich auf. Wie er zu der Namensform kam, konnte bisher nicht festgestellt werden; doch ist anzunehmen, daß der Rostocker Student Brinckman den Namen aus dem Munde eines Kommilitonen hörte, der den Ortsnamen Trittelwitz kannte. Vielleicht war's im frohen Kreise, als man mit dem putzigen Namen sein Spiel trieb. Brinkman fand gewiß ein dichterisches Wohlgefallen an dem Namen. Jedenfalls sind keinerlei Beziehungen der beiden plattdeutschen Dichter zu dem vorpommerschen Dorfe „Trittelwitz" festzustellen.

Fritz Reuter verwendete den Namen Fritz Triddelfitz nicht zuerst in seinem Hauptwerke („Ut de Stromtiden" nennt er es während der Entstehungszeit, wie mir die vorliegenden Originalbriefe zeigen), sondern in den hochdeutsch geschriebenen „Menoiren eines alten Fliegenschimmels in Briefen an seinen Urenkel", einer Erzählung, die in dem von Reuter herausgegebenen Unterhaltungsblatt (1855/1856) in Treptow a. d. Tollense erschienen. (Vgl. Nachgelassene Schriften Fritz Reuters, 15. Bd., II. Teil, S. 54, herausgegeben von Adolf Wilbrandt.)

Nachdem der Dichter dort die herbstlichen Wege früherer Reisewagen zu schildern beabsichtigt, beginnt er: „Vorwärts! de Wagens sünd all 'ne gaud' Stun'n vörweg!" Und heraus aus der Krugtür stürzen und stolpern die breitschultrigen Flausröcke und die breitwadigen Stulpenstiefel, und Johann Jungnickel stößt Jochen Junghans, und Ludwig Huddelputt tritt Fritz Triddelfitz den einen Anschnallsporen herunter, und Ferdinand Bradenahl ruft Christian Fleischfretern zu: „Kannst Du dat entfahmtigte Klappen (Knallen mit der Peitsche) nit laten, Brauder? min Voß schugt sick (scheut sich). — Purr, öh!" —

„„'Rup up de Schinners!"" ruft Fritz Triddelfitz, „„un Korl Bullerjahn, 'ne Bohl Punsch, wer tauirst nah'n Rempliner Kraug henkümmt!"" —

10 Jahre später wurde dann der Name der Reuterschen Charakterfigur überall bekannt, wurde doch die „Stromtid" noch weit mehr gelesen als die früheren Werke Reuters. „Heute", so schreibt Römer a. a. O. 1905, „findet man den berühmten Namen Triddelfitz überall in Mecklenburg. Ich sah ihn zuletzt in Waren auf einer Lokomotive, die nach dem „Windhund" getauft war." Und heute?

Fritz Reuter gab dem Namen „Triddelfitz" für alle Zeiten einen besonderen Inhalt und Charakter durch seine typische Figur, und diese Gestalt ist es recht eigentlich, die den Namen „Triddelfitz" zur Weltberühmtheit gemacht hat.

Willi Finger.

„Dei schönste Dag int ganze Johr"

So nennt Reuter den Jakobitag, auch St. Jakobstag genannt. Er fällt auf den 25. Juli.

In der vorpommerschen Volkskunde hat dieser Tag seine eigene Wertschätzung und Bedeutung. Mancher Bauer hält diesen Tag für einen Unglückstag: am Jakobitage besteigt man keinen Baum zum Kirschenpflücken, kein Dach, keinen Boden; man müßte hinunterstürzen und Schaden leiden. Die bäuerlichen Wetterregeln besagen: Wenn es Jakobi regnet, so fließt das Korn, und wenn es schon unter Dach und Fach ist, so wird es weich, und: Wenn's am Jakobitage regnet, darf der Müller den Rock versaufen; regnet's an diesem Tage aber nicht, so muß er nach Wasser schreien!

Geadelt und verherrlicht wurde dieser Tag durch unseren Dichter. In seinen Erzählungen und Gedichten, in den Briefen und Unterhaltungen kehrt immer wieder der Gedanke an den Jakobitag.

In seiner „blutigernsten", sozialen Dichtung „Kein Hüsung" bekennt der damals in Neu-Brandenburg ansässige Dichter:

De schönste Dag int ganze Johr
Stiggt lising 'ruppe hell un klor;
Jakobidag, wenn Rogg ward meiht,
Wenn Segen up de Feller steiht.
Un sünnenreines Gottesgold
Sik leggt up Wulk un Barg un Holt.

An diesem schönsten Tage des Jahres waren seine Eltern geboren. Mehrere Jahre hindurch mußte der einstige Burschenschafter diesen Tag auf preußischen Festungen verbringen (Silberberg, Glogau, Graudenz, Magdeburg, Dömitz). Wer beschreibt sein Herzbluten an solchem Tage! Und doch schreibt der Dichter, ausgesöhnt mit seinem Schicksal, im Juli 1837 von seiner Festungszelle aus an den Vater nach Stavenhagen: „Wir haben hier an Deinem Geburtstage (die Mutter war i. J. 1826 verstorben) alles Mögliche zu seiner Verherrlichung aufgesucht. Der eine sagte: Es ist heute Jakobitag; der andere: An diesem Tage hört der Kuckuck auf zu rufen; der Dritte sagte: Heute geht bei uns die Jagd an; der Vierte: Heute ziehen bei uns die Dienstleute um; der Fünfte sagte: Heute wird bei uns das Korn angemäht; der Sechste — und der war Dein gehorsamer Sohn — sagte: Heute kocht meine Schwester in Stavenhagen, die Lisette, Schöpsenfleisch und Weißkohl, worüber denn weidlich gelacht wurde; als ich aber die Erklärung dazu gab, daß heute meines Vaters und meiner Mutter Geburtstag wäre, hatte ich alle aus dem Felde geschlagen."

Des Jakobitages gedachte der Dichter bis ins hohe Alter hinein, so namentlich in den Briefen an Fritz Peters-Siedenbollentin. Aus der Eisenacher Zeit heißt es in einem Briefe des Jahres 1864: „Heute ist der Geburtstag meines Vaters und meiner Mutter, es ist Jakobitag, an welchem in Mecklenburg der Roggen angemäht wird."

„St. Jakobitag"

betitelt der Dichter eines seiner Gedichte, das die Natur zur Jakobizeit malt:

Wohl schöne Zeit ist Frühlingszeit,
Doch schöner Jakobitag,
Wo alles reifet weit und breit,
Was sonst noch keimend lag.

Die Sonne strahlt, die Sonne glüht,
Die gold'ne Aehre schwillt,
Der Sommer reift, die Wolke flieht,
Und Segen strömend quillt.

Der Frühling ist der Bräutigam,
Die Erde seine Braut,
Der Sommer ist der Ehemann,
Dem ist sie angetraut.

Den Frühling mancher loben mag,
Als Knaben, wohlgesinnt,
Doch Vater ist St. Jakobitag,
Im sichern Arm sein Kind.

Für jeden ward der St. Jakobstag
Zu Frieden und Freuden erkoren;
Zu uns das Schicksal noch gütiger sprach,
An ihm ward der Vater geboren.

Nur derjenige, der wie Fritz Reuter mit dem St. Jakobitag verschlungen war durch Naturliebe und Naturverehrung, durch zweifachen Geburtstag in der Familie und durch absperrende Festungsgitter, konnte die schöne Zeit des Jakobitages tief begreifen und dichterisch in seiner Zelle verherrlichen. W. F.

Fritz Reuter als Schachspieler

Bekanntlich hat Fritz Reuter in dem kleinen pommerschen Landstädtchen Treptow a. d. Tollense sechs Jahre, von 1850 bis 1856, als Lehrer gelebt und gewirkt. Zuerst wohnte er als Junggeselle in der Oberbaustraße in dem kleinen Häuschen des Rentiers Flos, dann als junger Ehemann mit seiner Luise in dem kleinen Hause des Färbers Mentz in der Demminer Straße. Dieser Umstand gab denn auch nach vielen Jahren, als die guten „Treptusen" sich dazu entschlossen hatten, dem großen Volksdichter eine Gedenktafel zu weihen, zu Meinungsverschiedenheiten Anlaß; denn beide Häuser wurden als die Geburtsstätten seiner ersten Dichtungen bezeichnet. Nachdem die „Partei" Flos gesiegt hatte, wurde an dem Häuschen Oberbaustraße 64 (jetzt 59) eine gußeiserne Gedenktafel angebracht und eingeweiht. Die Inschrift lautet:

„In diesem Hause wohnte
1849—1851 der Turn- und Zeichenlehrer
Fritz Reuter.
Hier schuf er seine ersten Dichtungen
Läuschen un Rimels."

Später wurde auch an dem Hause des Färbers Mentz eine kleine Erinnerungstafel angebracht. Die kurze Inschrift lautet wie folgt:

„Fritz Reuter 1851—1856".

Auch am „Hotel Deutsches Haus", dem einstigen Stammlokal Reuters, erinnert eine Gedenktafel an den niederdeutschen Dichter. Ein Reuter-Gedenkstein dagegen wurde erst kürzlich, am 23. Juni d. Jahres, auf dem von dem einstigen Turnlehrer Reuter selbst angelegten Turnplatz am Klosterberg feierlichst eingeweiht.

Man hält also in dem kleinen vorpommerschen Tollensestädtchen das Andenken Reuters hoch in Ehren. Und das mit Recht! Denn in der „Reuter-Stadt Treptow" hat unser „Fritzing" zwar gerade nicht sorgenfreie, aber immerhin doch recht glückliche Tage verlebt. Hier hatte er Zeit und Gelegenheit zum dichterischen Schaffen; hier lernte er aber auch Persönlichkeiten kennen, die den hochstrebenden und schaffensfreudigen Dichter nicht nur anregten, sondern auch in jeder Beziehung förderten.

Zu Reuters vertrautesten Treptower Freunden gehörte vor allen Dingen Justizrat Schröder, dessen Name uns in Reuters Werken an vielen Stellen begegnet; ihm widmete der Dichter aus Dankbarkeit auch die Neue Folge seiner Läuschen. „Der Intimus Reuters, so berichtet der Reuterbiograph Dr. A. Römer, „war Justizrat Schröder, ein jovialer Herr mit glattrasiertem, breitem, weinfrohem Gesicht"; unser Dichter rühmt ihn als den „großen Borger" und spricht in einem Briefe von seiner „vielbekannten Schachlust und vielgewandten Lachlust". Aber nicht nur der Justizrat Schröder, sondern auch Reuter selbst war ein Freund des Schachs. Andere Spielgenossen — Superintendent Schumacher, Pastor Piper und Hauptmann Ruskow — fanden sich, und so wurde zur Pflege des „königlichen Spiels" in Treptow ein „Schachklub" ins

Leben gerufen und „Schachkränzchen" veranstaltet. An den Treptower Aufenthalt, die gemütliche Geselligkeit und den Schachklub hat der Dichter oft und gern zurückgedacht.

Uebrigens hat sich Reuter auch während seiner Festungszeit mit Schachspielen die Zeit vertrieben. In Dömitz (Mecklenburg) z. B. spielte er des Abends sogar mit dem Festungskommandanten von Bülow Schach; „ich ließ ihn aber stets gewinnen, um ihn bei guter Laune zu erhalten". —

Auch ein Erinnerungsstück, ein Schachbrett nebst ein paar Elfenbeinfiguren, hat sich aus den Treptower Reutertagen bis auf unsere Zeit erhalten. Es wurde erst kürzlich von den in Swinemünde lebenden Nachkommen des Hauptmanns Ruskow, der ja, wie bereits erwähnt, zu Reuters Treptower Schachfreunden gehörte, dem Kreisheimatmuseum in Swinemünde übergeben. Als „Reuters Schachspiel" bezeichnet, nimmt es hier einen Ehrenplatz ein und wird von allen Besuchern des kleinen, aber recht sehenswerten Museums gebührend bewundert. August Zöllner.

Fritz Reuter schon zu Lebzeiten totgesagt

Es dürfte wenig bekannt sein, daß Fritz Reuter, der erst am 12. Juli 1874 in Eisenach starb, schon in den fünfziger Jahren totgesagt wurde. Im November 1858, kurz nach Vollendung seines 48. Lebensjahres, veröffentlichte zuerst eine Stettiner Zeitung, dann auch andere Provinzblätter folgende Trauerbotschaft: „Fritz Reuter, unser gemütvoller pommerscher Dichter in plattdeutscher Mundart, dessen poetische Werke auch außerhalb der Grenzen der Provinz hochgeschätzt werden, ist gestorben, nachdem er den zweiten Teil von „Läuschen un Rimels" eben im Druck vollendet hat." —

Es handelt sich hier um eine recht üble „Zeitungsente", deren Urheber nicht ermittelt werden konnte. Natürlich hat sich der junge, gerade erst bekannt gewordene Dichter recht energisch und „mit prächtigem Humor seiner Haut" und der gutgemeinten Nachrufe, die hier und da zum Abdruck gelangten, gewehrt. So erhielt z. B. Friedrich Dörr aus Neubrandenburg einen recht humorvollen Brief, dessen Schlußzeilen wir nachstehend veröffentlichen: „Aber nun im Ernst: ich lebe noch! Hiesige Kirchenregister beweisen dies negativ. Ich esse und trinke noch. Schlachtermeister Munkel und Ratskellermeister Ahlers werden dies positiv bezeugen. Ich wandle noch unter den Lebendigen. Siehe meine Schusterrechnung beim Altermann Klink. — Gerüchte sind wie Gerüche, sie verbreiten sich unmerklich in der Atmosphäre, bis sie zu stark werden und einer niest. Dann wird so'n Geruch und so'n Gerücht laut. Diesmal nieste die Stralsunder Zeitung zuerst, und die anderen niesten nach; so viel ich zu meiner Freude weiß, hat keiner „Prosit" gerufen; dies rief man mir erst nach meiner Gegenerklärung zu. Und auch Ihren lieben Brief habe ich als ein solches herzstärkendes „Prosit" zu den freundlichen Zuschriften mancher anderen Freunde gelegt".

Auch der „Kladderadatsch", die im Jahre 1848 gegründete und weitverbreitete freisinnig politisch-satirische Berliner Wochenschrift, ließ sich vernehmen. Die Nummer vom 28. November 1858 enthält am Kopfe einen „Mecklenburgischen Wochen-Kalender", woselbst es heißt: Freitag, den 3. Dezember. Vivat! Ich lebe noch! Fritz Reuter, plattdeutscher Dichter. Sonnabend, den 4. Dezember. Bravo! Laß die andern alle schießen! Kladderadatsch. Mitgeteilt von August Zöllner.

Ludwig Sternberg

Am 23. Februar d. J. ist in Neubrandenburg der Reuter-Rezitator Prof. Ludwig Sternberg gestorben. In Friedland am 14. 11. 1857 als Sohn eines Bäckers geboren, sollte Sternberg das väterliche Handwerk erlernen und das Geschäft übernehmen. Aber es zog ihn zur Bühne. Mit 22 Jahren begann er seine künstlerische Laufbahn am Hoftheater in Neustrelitz. Doch hielt es ihn nicht dauernd auf den Brettern. Er fühlte die Berufung in sich, Fritz Reuter und sein Werk in die breiten Volksschichten zu tragen. Und als Reuter-Rezitator wuchs er bald zu einziger Bedeutung empor. Das Mecklenburg-Strelitzsche Staatsministerium verlieh ihm seinerzeit in Anbetracht seiner Verdienste um die Volkstümlichmachung Reuters den Titel Professor.

Wie er dazu kam, sich „ganz auf Fritz Reuter zu werfen", erzählt er selbst in der folgenden, vor vier Jahren geschriebenen Erinnerung:

„Als der Schmiedegeselle Johann Snut, „Hanne Nüte", auf drei Jahre in die Fremde geht, da sagt sein Vater und Lehrmeister zu ihm:

„Drei Jahr, dat is 'ne lange Tid,
Wenn ein' sei vör sick liggen süht!
Drei Jahr, dat is 'ne korte Spann,
Wenn ein' sei süht von achter an!
Sei sünd tau lang, um s' tau verlieren,
Sei sünd tau kort, um uttaulihren!"

Wenn ich auf meinen Lebensweg zurückblicke, so meine ich, das kann man auch von 50 Jahren sagen! „Verloren" habe ich die 50 Jahre meines Wirkens nicht — aber „ausgelernt" habe ich auch nicht! 50 Jahre „nachschaffender Künstler"! 10 Jahre am Theater, 40 Jahre Reuter-Rezitator! Am 21. August 1891 hielt ich meinen ersten „Reuter-Vortrag" in Neubrandenburg — also vor 40 Jahren! Auf den drängenden Wunsch meiner lieben Mutter hatte ich für den Sommer 1891 kein Theater-Engagement angenommen; auch mußte ich ja Ende August meine Tätigkeit als „Regisseur und Charakterdarsteller" an den Stadttheatern Elberfeld-Barmen aufnehmen. War meine gute Mutter des Abends zur Ruhe gegangen, dann saß ich mit lieben Schulkameraden noch ein Stündchen zusammen in „Wessels Gasthof", und wir schwelgten in Erinnerungen aus der Jungen- und Jünglingszeit. Zu uns gesellten sich zwei junge Herren, die bei dem Bau der Zuckerfabrik beschäftigt waren, der Ingenieur Michaelis aus Neubrandenburg und der Architekt Frick aus Elberfeld! Im Laufe der Unterhaltung trug ich manchmal ein kleines „Läuschen" vor, und ein Friedländer Schulkamerad meinte, ich könnte doch in Friedland einmal einen „Reuter-Vortrag" halten, und auch der Neubrandenburger war der Meinung, daß in Neubrandenburg für einen „Reuter-Abend" Interesse vorhanden sein würde; und dann der Elberfelder: „Im Wuppertal ist man begeistert für Fritz Reuters Humor".

Ich folgte der Anregung, reiste nach Neubrandenburg, fand überall Entgegenkommen, und der erste öffentliche „Reuter-Abend von Ludwig Sternberg" wurde angekündigt für den 21. August 1891! Der unvergessene Musikdirektor Naubert interessierte den „Liederkranz", der Gymnasialdirektor Sauerwein empfahl den Schülern den Besuch, die Privat-Töchterschule der Geschwister Weinrich erschien vollzählig — und viele Neubrandenburger, die ihren „Heimatdichter" schätzten und liebten, nahmen an dem Abend teil! Am 24. folgte der Abend in Friedland mit gleich guter Teilnahme eines verständnisvollen Publikums! Und am 26. August, vor meiner Abreise nach Elberfeld schrieb ich in mein Tagebuch: „Die Reuter-Abende in Neubrandenburg und Friedland übertrafen meine kühnsten Erwartungen, ich war unsagbar glücklich! Vor einem begeisterten Publikum ein so einheitlicher Erfolg in der Heimat — ich wiederhole es: ich war sehr glücklich!" Und wie freute sich meine gute, liebe Mutter, als ich ihr die an den beiden Abenden verdiente Summe — 240 Mark in Goldstücken, zeigte mit den Worten: „Kiek mal, Mutting, dat hew ick in Nigenbramborg un Fräland mit mien Vördräg verdeint!" Aber etwas sonderbar kam ihr die Sache doch vor, denn kopfschüttelnd meinte sie: „Wo is dat mäglich, dat einer mit sönne ollen Kamellen so viel Geld verdeinen kann!"

Dann ging es nach Elberfeld-Barmen. Auch hier ein erfolgreicher „Reuter-Abend"! Zur Schicksalswende aber wurde mir doch erst eine Schriftstellertagung in Düsseldorf, bei der ich auf Einladung des Dichters

Emil Rittershaus aus Reuters Dichtungen vortrug! Alle rheinisch-westfälischen Zeitungen berichteten begeistert über die Wirkung des herzbefreienden Reuterschen Humors, den der „echte Mecklenburger Ludwig Sternberg" so packend zu Gehör gebracht habe! Die Folge war, daß ich aus vielen Städten Rheinland-Westfalens zu Reuter-Vorträgen eingeladen wurde. Als sich diese Vortragstätigkeit mit einer Beschäftigung am Theater nicht mehr vereinigen ließ, gab ich die Theaterlaufbahn auf und wurde — was ich heute noch bin: Reuter-Rezitator!

40 Jahre sind nun seit meinen ersten Reuter-Abenden in Neubrandenburg und meiner Vaterstadt Friedland vergangen. Viel Freude und innere Befriedigung hat mir diese Tätigkeit gegeben, auch soviel materiellen Erfolg, daß ich mich als 65jähriger „selbst pensionieren" wollte und konnte! Da kam aber die Inflation, und mit der Selbstpensionierung war es vorbei! Ich tröste mich mit den Worten von Unkel Bräsig: „Korl, der Wasserdoctor sagt: Kalt Wasser un Bewegung! Doctor Strump sagt: Colchikum un Bewegung! Also in die Bewegung stimmen sie überein! Un Korl, das fühl ich: Die Bewegung, die erhält mir!"

Wären meine beiden ersten Vorträge in Friedland und Neubrandenburg nicht mit so herzlichem Verständnis aufgenommen worden — dann wäre ich wohl „Komödiant" geblieben! Ob ich soviel Freude und Erfolg an meinem künstlerischen Schaffen gehabt hätte, wie mir die Verlebendigung meines Heimatdichters schenkte — ich glaube es nicht! So schließe ich diesen kleinen Rückblick auf meinen Lebensgang mit dem Gedicht von Geibel:

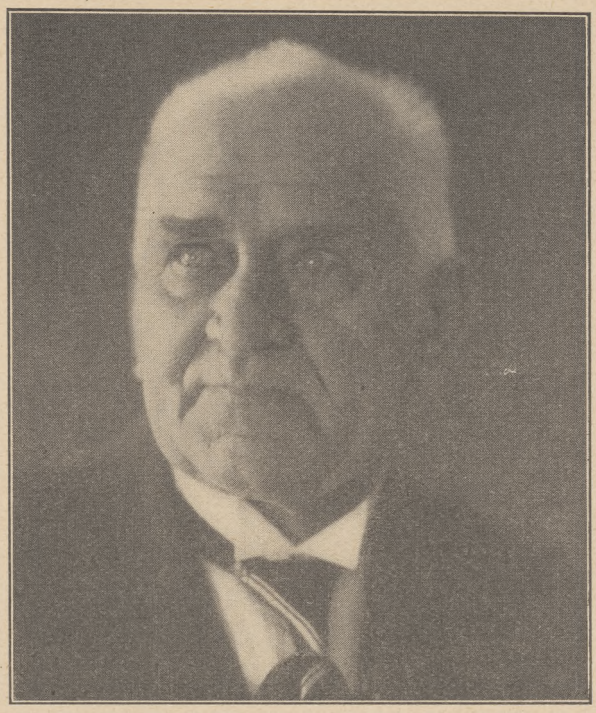
„Ausgelöscht aus meinem Leben,
Was die Qual ins Herz mir schrieb'!
Was an Liebe mir gegeben
Und an Seligkeiten — blieb!

Fort die dunkelsten Geschicke,
Lichter Friede aufgeblüht!
Meines Lebens Silberblicke
Glänzen hell mir ins Gemüt!"

„Bremer Nachrichten" vom 28. 2. 1935.

Eine Reuter-Sternberg-Episode aus Binz auf Rügen

Der berühmte Reuter-Rezitator Prof. Ludwig Sternberg hat in mehr als 4000 Vortragsabenden sowohl in Deutschland als auch im Ausland den Namen Reuter und seine Werke verbreitet und unzählige Reuter-Verehrer erfreut und neue Reuter-Freunde gewonnen. Hier sei eine recht drollige Episode, die Sternberg in den 90er Jahren auf einer seiner Wanderfahrten in Pommern erlebte und dem Reuterbiographen Dr. A. Römer mitteilte, wiedererzählt:



Prof. Ludwig Sternberg (Neubrandenburg), der 40 Jahre lang (1894—1934) Fritz Reuters Werke meisterhaft vorgetragen hat.
Aufn.: W. Oschatz, Stolp.

Es war in Binz auf Rügen. Auf dem Hofe des Hotels erwarteten zwei Kutscher ihre Herrschaften, die der Reuter-Vorlesung beiwohnten. Herr Sternberg belauschte zufällig das originelle Gespräch der beiden Leute draußen auf dem Bock:

„Segg mal, Korl, wat makt de Kirl ehr dor eigentlich vör? De lachen jo, as wenn s' nich klauk sünd." — „Jo, dat weit ick ok nich. Mi dücht, dat wir plattdütsch." — „Jo, dat heww ick ok all hürt. Aewer dat oll vörnähm Volk, wat hir in't Bad kümmt, versteiht dat jo gornich!" — „Jo kik, dat is dat jo eben, dorüm lachen sei so doräwer." — „Dat's ok wohr! Wenn sei so gaud plattdütsch verstünnen as wi beid', denn würden s' nich so dämlich sin und gäben dor noch Geld vör ut!" —

Mitgeteilt von August Zöllner.

Buchbesprechungen

Unser Fritzing. Ein Lebensbild Fritz Reuters. Von Werner Siebold. Emil Roth Verlag in Gießen. 140 S. Preis kart. 3,50 RM., in Leinen 4,50 RM.

Ein liebenswürdiges Buch, und man möchte als Niederdeutscher wünschen, daß es weit in die Lande flatterte und viele Leser an ihm ihre Reuterfreude erwärmten. Und wer bisher den Weg zu unserm plattdeutschen Klassiker nicht fand, der nehme es erst recht in die Hand; er wird den Menschen Reuter aus diesem Buch schätzen und lieben lernen, den Mann, der unter schweren Schicksalsschlägen sich ein goldenes Herz bewahrte. Das Buch ist keine trockene Lebensbeschreibung, es ist die lebendige Erzählung eines wechselvollen Menschenschicksals. Selbst der, dem es stofflich nichts Neues bringt, reiht es nachdenklich und befriedigt in seine Bücherei. Das Gewicht liegt auf der Lebensgeschichte Reuters, die dichterische Entwicklung tritt zurück — für ein Volksbuch das Rechte.

Und wenn ich zum Schluß auf einige kleine Fehler hinweise, so tue ich es nicht, um seinen Wert zu mindern, sondern um ihn zu erhöhen. Zu S. 13: Der Knecht Friedrich hat den Krieg gegen die holländischen Patrioten und den von 1792 nicht mitgemacht, nur an der Schlacht von Leipzig teilgenommen (Seelmann, Reuterforschungen, Sonderdruck aus dem Niederdeutschen Jahrbuch XXXVI). Zu S. 91: Das Honorar für den Turn- und Schwimmunterricht betrug 1 Taler 10 Sgr. je Schüler (Gaedertz, A. R. j. u. a. Tg., Bd. I). Gelegentlich stört in den mundartlichen Reden das „hochdeutsche" Platt: S. 116 „nah dem Husvogteiplatz", „Dauerlop nah de Hasenheide" . . .

Aber alles in allem: ein Buch, dem der Kritiker gern begegnet, eins, das zum 125. Geburtstag Reuters am 7. Nov. 1935 mit in erster Reihe stehen sollte, eins, das seiner frischen Erzählung und seiner guten Abbildungen wegen auch in allen Schülerbüchereien Niederdeutschlands seinen Platz bekommen sollte.

Walter Schmidt.

Ut siene Brambörger Tied. Fritz Reuter-Roman von Ludwig Karnatz. 231 Seiten, 8°. Verlag Friedrich Bahn in Schwerin in Meckl. Kartoniert 3,— RM., in Leinen gebunden 3,90 RM.

Ludwig Karnatz hat den Versuch unternommen, das Leben und die Persönlichkeit Fritz Reuters in Wahrheit und Dichtung zu erfassen und romanhaft zu gestalten. Er beschränkt sich dabei, wie schon der Titel sagt, auf die sieben Neubrandenburger Jahre, die nach dem eigenen Urteil unseres Fritzing die schönsten und zugleich auch die fruchtbarsten waren. In breitem Fluß echt niederdeutscher Erzählkunst zieht das behagliche Leben der Vorderstadt Neubrandenburg um die Mitte des vorigen Jahrhunderts an uns vorüber. All die treuen Freunde Reuters — aber auch seine Feinde — erstehen plastisch und greifbar nahe unter der geschickten Hand des Dichters. Und durch die lose aneinander gereihten köstlichen Bilder niederdeutscher Kleinmalerei, die in waschechtem Stemhäger Platt gestaltet werden, zieht sich wie ein roter Faden die Lebensgeschichte Fritz Reuters während dieses Zeitraumes, in dem er von dem wenig bekannten Läuschendichter zum berühmten Mann emporsteigt. Wir sorgen uns mit dem schwer um sein Brot ringenden Privatlehrer, wir lieben den sonnigen Menschen und treuen Freund, wir verehren den tapferen Kämpfer für Recht und Gerechtigkeit, wir bewundern den aufrechten Patrioten und kerndeutschen Mann, wir sind ergriffen von seinem felsenfesten Gottvertrauen, und wir beugen uns erschüttert vor seinem Leid. So ersteht vor unseren Augen die Persönlichkeit Reuters mit allen Vorzügen, aber auch mit ihren Fehlern, gerade so, wie er wohl in Wirklichkeit gewesen ist, „kein ausgeklügelt Buch, vielmehr ein Mensch mit seinem Widerspruch". Alles in allem muß festgestellt werden, daß es Karnatz gelungen ist, sich in den Menschen und Dichter Fritz Reuter, in seine Zeit und ihre Lebensumstände hineinzufühlen und ihn sprachlich und inhaltlich echt und lebensnahe darzustellen. Alle Reuterfreunde werden den Roman mit Begeisterung lesen und mit Ergriffenheit aus der Hand legen.

Fritz Wähnke.

Fritz Reuter und Fritz Peters. Erste vollständige Ausgabe der Briefe Fritz Reuters an Fritz Peters, Siedenbollentin. Mit lebensgeschichtlichen Schilderungen herausgegeben von Willi Finger. 160 S. mit 8 Bildnissen und 1 Faksimile. Hinstorffsche Verlagsbuchhandlung, Wismar. 1935. In Leinen RM. 3,75.

Fritz Reuters alter Verlag hat sich um das Andenken des Dichters ein neues Verdienst erworben, indem er hier seine Briefe an seinen „lieben und besten Freund" zum erstenmal vollständig veröffentlichte. Peters war nicht einer seiner Jugendfreunde, erst 1841 lernte er ihn kennen. Von da ab aber stand er bis zu seinem Tode über 30 Jahre lang mit ihm in persönlicher oder brieflicher Verbindung, sei es, daß er als „Oekonomiker" auf Peters' Pachtgute zu Thalberg Zuflucht fand und, wie Peters sich ausdrückt, als solcher seine „achtenswerte Brauchbarkeit" bewies, sei es, daß er später von Treptow und Neubrandenburg aus die Gastfreundschaft von Thalberg und dem 1860 von Peters erworbenen Siedenbollentin (Demmin) genoß, sei es, daß zwischen diesen Orten und Eisenach Briefe und willkommene Sendungen wohlschmeckender heimischer Landesprodukte die alte Freundschaft bezeugten. Auch seine letzte Reise führte den Dichter nach Siedenbollentin zu dem Oekonomierat Peters, der übrigens auch als landwirtschaftlicher Schriftsteller rühmlich bekannt war.

Reuters Briefe an ihn sind schon lange bekannt. Leider fehlt die andere Hälfte des Briefwechsels, da Frau Luise die Briefe von Peters vernichtet hat. Aber auch Reuters Schreiben sind selbst in der Gesamtausgabe der Briefe von Weltzien nicht vollständig enthalten. So erwuchs dem Verfasser des vorliegenden Werkes schon dadurch eine lohnende Aufgabe, deren Lösung ihm die Zugänglichmachung des Familienarchivs Peters ermöglichte. Er entnahm diesem eine Anzahl bisher noch unbekannter Briefe, und ein Vergleich seiner Texte mit den von Weltzien herausgegebenen zeigt, daß diese meist unvollständig, manchmal nur Auszüge sind, und zwar sind die Weglassungen nicht bloß gleichgültiger Art, sondern oft geben sie uns gerade Einblick in das Wesen des Dichters. Dies gilt z. B. von den geschäftlichen Beziehungen zwischen den beiden Freunden aus der Zeit, wo der schnell wohlhabend gewordene Reuter seine Kapitalien bereitwillig dem Freunde für seine umfangreicher werdenden Unternehmungen anvertraut und so dessen ihm in schlimmer Zeit erwiesenen Dienste einigermaßen zu vergelten sucht, dies gilt von der Genugtuung, mit der Reuter seine zahlreichen Besuche in Eisenach aufzählt oder wenn er von seinen dortigen Gartensorgen berichtet. Alle Briefe hat der Herausgeber mit Einleitungen versehen, die sich mehrfach zu ausführlichen Darstellungen von Szenen aus Reuters Leben ausdehnen. Sie beruhen auf mündlichen Mitteilungen von zwei noch lebenden Zeitgenossen, von Reuters Nichte Ida und von Peters Sohn Ernst, Reuters „Päding"; außerdem aber auf Papieren des Peters-Archivs, so besonders einer zusammenhängenden Niederschrift Fritz Peters „Aus Fritz Reuters dunklen Tagen". Eine ausführliche Darstellung erfährt Reuters Hochzeitsfeier und seine letzte Fahrt in die Heimat.

Eine große Zahl von Anmerkungen gibt willkommene Aufklärung über die in den Briefen vorkommenden Personen und Vorgänge.

Acht, zum Teil bisher unbekannte Bilder und das Faksimile eines Briefes bilden eine wertvolle Beigabe.

Wie der Titel des Werkes sagt, ist der Verfasser weit davon entfernt, eine neue Reuterbiographie oder eine Würdigung seiner Dichtungen geben zu wollen. Die Briefe, die so gar nicht von Dichtersorgen, sondern ausschließlich von den Alltäglichkeiten des Lebens handeln, geben dazu keinen Anlaß. Das Charakterbild Fritz Reuters steht fest, das Buch bringt nichts so Wichtiges, daß daran etwas geändert werden könnte. Aber die Liebe seines Volkes zu diesem Dichter ist so groß, und sie wächst eher noch mit der verfließenden Zeit, daß jeder neue Beitrag mit Freuden begrüßt wird. Auch das vorliegende Buch ist mit dieser Liebe und dazu mit großem Geschick geschrieben. Seine günstige Aufnahme ist daher nicht bloß zu wünschen, sondern auch zu erwarten. Im ganzen ist es eine schöne Gabe zu dem Gedenkfeste von des Dichters 125. Geburtstage.

Prof. Dr. Muth, Stettin.

Geschäftliches.

Der Gesamtauflage des vorliegenden Heftes liegt eine Einladung von A. Foersters Verlag in Leipzig zum Bezuge von Fritz Reuters sämtlichen Werken, illustrierte Ausgabe in 6 Bänden, bei, die der besonderen Beachtung unserer Leser empfohlen wird.

Ferner weisen wir auf den beiliegenden Prospekt des Verlages Adolf Sponholtz in Hannover hin, der die illustrierte Ausgabe von „Mein buntes Buch" von Hermann Löns empfiehlt.

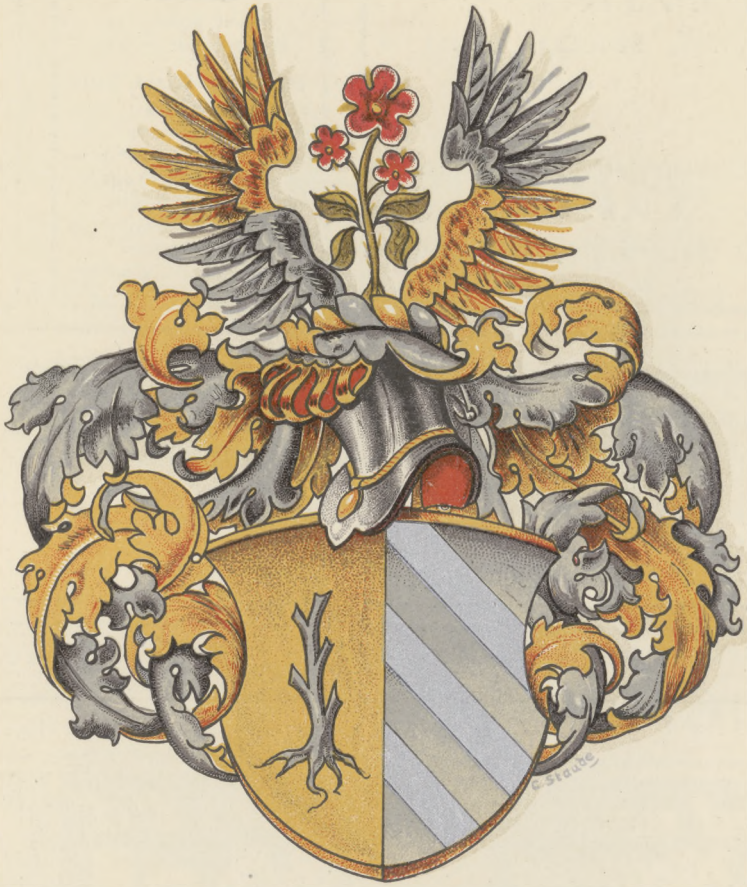
Herausgegeben von der Heimatvereinigung „Unser Pommerland". Schriftleiter: Gustav Fischer, Stettin. Druck und Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin. Nachdruck der Originalbeiträge ist nur mit Erlaubnis des Verlages gestattet. Alle Sendungen sind an den Verlag der Zeitschrift „Unser Pommerland", Stettin, zu richten.
Verantwortlich für den Anzeigenteil: Johannes Fischer, Stettin. Liste 2. DA. III. 1250.

Verlagsort Stettin

20. Jahrgang 1935, Heft 7/8

Unser Pommerland

Monatsschrift für das Kulturleben der Heimat



Pommersche Familien- und Sippenforschung

Herausgegeben von der Heimatvereinigung „Unser Pommerland" / Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin

Gebrüder Horst Stettin

GEBRÜDER HORST STETTIN

Eingetragenes Warenzeichen

Paradeplatz 18, 19, 20, 21, 22, 23
Gr. Wollweberstraße 19, 20, 21, 22

Modewaren und Ausstattungen

Fernsprecher: Sammel-Nummer 255 11

C. DRUCKER Gegr. 1879

Inh. J. EVERS

Stettin, Roßmarkt 4

ist das Spezialgeschäft Pommerns
für Wäsche-Ausstattungen
Leinen / Baumwollwaren / Betten

Hotel Gust

Stettin

Grüne Schanze 15
Fernsprecher 306 78/79

Gut bürgerliches Haus
nahe beim Bahnhof, Post, Rathaus, Amts- und Landgericht, empfiehlt seine behaglich eingerichteten 63 Zimmer mit Warmwasserheizung, sowie Speisen und Getränke zu soliden Preisen
Autogaragen — Tankstelle

Rud. Kunstmann Nachf.
Goldschmied
Kesseler
Stettin, Paradeplatz 12
Gegr. 1898
Werkstatt für Schmuck und Silbergerät
Lassen Sie sich unverbindlich beraten
Jagdschmuck
Gold- u. Silberwaren, Uhren, Bestecke

Die evangelischen Geistlichen Pommerns von der Reformation bis zur Gegenwart

Von Müller-Moderow

Band 1. Reg. Bez. Stettin brosch. Rm. 12.60
Band 2. Reg. Bez. Köslin brosch. Rm. 12.60
Band 3. erscheint voraussichtlich Frühjahr 1937

Verlag Leon Sauniers Buchhandlung, Stettin

Herren-Hüte und Mützen

kleidsame Formen
modische Farben
gute Qualitäten



Reparaturen in eigener Werkstatt **Stettin,** Breite Str. 6

Bücher von STREITZ

Stettin, Roßmarkt 8/9

Buchhandlung
Antiquariat
Neuzeitliche Leihbücherei

Sind noch so klein die Mittel zur Kleidung reicht's bei **Kittel**

STETTIN · BREITE STR. 62-63

Ständig große Auswahl
für die Dame, den Backfisch u. das Kind.
Hüte, Trauerkleidung, Brautkleider.
Spezialabteilung für starke Damen



POMMERNS GRÖSSTES FACHGESCHÄFT FÜR DAMEN- UND KINDER-KLEIDUNG

Neben Stallmistdüngung ist geregelter Kalkzustand die Voraussetzung für den Erfolg jeder landwirtschaftl. Maßnahme. Wer gesundes Futter für die Tiere und gute Ernten haben will, düngе rechtzeitig und ausreichend mit

Zarnglaffer Kalk!

Vereinigung Nordostdeutscher Kalk- und Mergelwerke
STETTIN, Breite Straße 13
Schließfach 99 — Fernspr. Nr. 245 41, Drahtanschrift: Kalkvereinigung

Unser Pommerland

Monatsschrift für das Kulturleben der Heimat

Verlag von Fischer & Schmidt in Stettin

20. Jahrgang | Oktober/Dezember 1935 | Heft 7/8

Falkenwalde, den 3. 7. 1935
(Post Stettin 1 Land)

Familienüberlieferung enthält meist eine Mischung von Wahrheit und Dichtung. Familienforschung erstrebt geschichtliche Wahrheit und erzieht zum Sinn für Gemeinschaft.

v. Mackensen,
General-Feldmarschall.

Wir widmen dieses Heft, das zum ersten Male eine umfassende Schau über die pommersche Familien- und Sippenforschung bietet, dem großen Heerführer und letzten Feldmarschall des Weltkrieges

August von Mackensen

Wir sind stolz darauf, daß er seinen Lebensabend in unserer Heimatprovinz zubringt und in echtem Reitergeist sich auf den Boden des Dritten Reiches gestellt hat, dessen Rassegesetzgebung den deutschen Menschen eine vertiefte Auffassung seiner Verbundenheit mit dem Boden seiner Heimat gelehrt hat und ihn zum Hüter dieses heiligen Erbes verpflichtet. Im Bewußtsein seiner unlöslichen Verknüpfung mit den Vorfahren auf der einen Seite und Kindern und Enkeln auf der anderen Seite wird ein Geschlecht heranwachsen, dem es vergönnt sein soll, den Gedanken der Volksgemeinschaft als beglückende Wirklichkeit zu erleben und das zu ernten, wozu ein begnadeter Führer und eine begeisterte Gefolgschaft nur den Grund zu legen vermochten.

Herausgeber, Schriftleitung und Verlag.

Zum Geleit!

Von Erich Wasmansdorff, Berlin

Die Sippenforschung, die in den früheren Jahrzehnten schon leise Anzeichen einer Vergreisung zu zeigen begann, hat im Dritten Reich neues Blut und neue Impulse empfangen. Man hat jetzt erst ihre Bedeutung für das Volksganze recht erkannt; man fühlt, daß sie die Einheit von Blut und Boden verkörpert. Man empfindet ihr Quellenmaterial nicht mehr als glückliche Gelegenheitsfunde eines Einzelnen, sondern als Eigentum des gesamten deutschen Volkes. Nicht mehr ein kleiner Kreis wendet sich dieser Wissenschaft zu, — sie erfaßt unser ganzes Volk und soll von diesem Volk erfaßt, verstanden und ausgeübt werden. Durch das ganze Reich und bis zu den Brüdern jenseits der Grenzen schlingt die Sippenforschung ihr Band, das Vergangenheit an Gegenwart und Zukunft knüpft. Wenn hier ein Pommernheft seinen Weg zu den Sippenforschern antritt, so soll das nicht ein Abschließen, ein Begrenzen auf einen engen Raum bedeuten, vielmehr soll damit nur zum Ausdruck kommen, daß die allerengste Verbundenheit die Heimatflur, der heimatliche Strand darstellt. Das Land unter dem Greifenbanner will allen deutschen Sippenforschern auch heute in einem kleinen Ausschnitt zeigen, was es der Forschung zu bieten hat, und will sich damit einreihen in die große Blutsgemeinschaft des deutschen Volkes.

Die Familie Arndt

Von Dr. Erich Gülzow, Barth

Daß die Familie Arndt aus Schweden eingewandert sei, dürfte eine der häufigen Familiensagen sein, wie sie dem Genealogen, der den Ursprüngen eines Geschlechts nachforscht, immer wieder begegnen. Es ist durchaus wahrscheinlich, daß die Arndts eine alte rügensche Bauernfamilie waren. Der älteste bisher nachweisbare Vorfahr Ernst Moritz Arndts ist der Putbusser Schäfer Andreas Arndt. Auch sein Sohn Ludwig, getauft am 29. Januar 1684, war in Putbus Schäfer, und erst dessen Sohn, der wieder Ludwig hieß (get. Putbus 3. Juli 1740), stieg aus dem Bauernstande zum selbständigen Gutspächter empor. Er war der Vater des Dichters.

Eine Generation weiter zurück kennen wir die Namen der mütterlichen Vorfahren. Martin Schomakers Sohn Philipp wurde am 13. April 1683 zu Vilmnitz getauft, dessen Sohn Nikolaus Schumacher am 27. Januar 1715 ebenfalls zu Vilmnitz. Seine Tochter Wilhelmine, getauft zu Lancken (Granitz) am 13. Oktober 1743, wurde des Dichters Mutter.

Vor ihrem berühmten Sohne Ernst Moritz hatte sie schon zwei Söhne geboren, worüber man Näheres nachlesen möge in den „Monatsblättern der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde" 1918, S. 13 f. Im ganzen gingen aus der am 10. April 1769 zu Garz geschlossenen Ehe mit Ludwig Arndt zehn Kinder hervor, sechs Knaben und vier Mädchen, von denen zwei Mädchen in früher Jugend starben. Die beiden herangewachsenen Mädchen verheirateten sich, die ältere, Sophie, am 29. Januar 1802 mit Arndts altem Schulkameraden Karl Ascher. Die Nachkommen tragen die Familiennamen Ascher, Kasten, Rüsch; sie sind seit mehr als dreißig Jahren von der Forschung nicht weiter verfolgt worden. Die jüngere Schwester, Charlotte, in der Familie Gottesgab genannt nach ihrem zweiten Namen Dorothea, heiratete am 31. Dezember 1814 zu Trantow bei Loitz den Gutspächter Karl Rassow. Ihr Bildnis und Lebensbild findet man in dem Buche „Eine vorpommersche Gutspächterfrau" (Stralsund 1927). Eine zahlreiche Nachkommenschaft blüht noch heute von ihr in Pommern und auf Rügen, und ebenso wie Gottesgab selber als Lieblingsschwester ihres berühmten Bruders stets die Verbindung mit ihm aufrecht erhielt, pflegen auch heute noch viele ihrer Nachkommen das Andenken des großen Verwandten.

Die fünf Brüder Arndts (ob der älteste, ein Halbbruder, Nachkommen hatte, ist unbekannt) haben sich bis auf Lorenz alle verheiratet. Außer dem Bruder Friedrich, der am 2. Juni 1815 als Bürgermeister von Bergen auf Rügen während einer Reise nach Stralsund früh starb, haben alle Brüder Arndts Kinder hinterlassen; denn auch von Lorenz ist kürzlich ein Kind an den Tag gekommen, Johann Jakob Arndt, geb. am 22. Dezember 1801 zu Langenhanshagen, Kreis Franzburg-Barth. Er verheiratete sich am 4. November 1827 mit Elisabeth Friederike Katharina Groth, Mädchen auf der Pfarre zu Langenhanshagen, und war später Katenmann in dem heute nicht mehr bestehenden Gehöft Holthof in der Nähe von Löbnitz. Ueber Nachkommen war nichts zu ermitteln. Ueber die Abkommen der anderen Brüder Arndts unterrichten die gedruckten Genealogien.

Am wichtigsten ist uns ja, ob von Ernst Moritz Arndt selber noch Nachkommen leben. Ja, es sind sogar ziemlich viele, und sie sind

zum guten Teil nach England und den Vereinigten Staaten ausgewandert; aber nur zwei Familien führen noch den Namen Arndt in direkter männlicher Abstammung von dem Vaterlandssänger.

Arndt war zweimal verheiratet. Die erste Frau, Charlotte Quistorp, war die natürliche Tochter eines Greifswalder Professors. Ueber ihre Mutter, Geburtsort und -zeit war bisher nichts zu ermitteln. In Greifswald und mehreren umliegenden Dörfern waren die Nachforschungen ergebnislos. (Vielleicht hilft jemand forschen: Arndts Frau heißt Johanna Maria Charlotte und muß geboren sein zwischen 1775 und 1780; denn ihr Vater, Prof. Johann Quistorp aus Rostock, ist 1758 geboren, und sie selber verlobte sich mit Arndt vermutlich am 3. September 1795). Aus der am 23. Februar 1801 in der Greifswalder Marienkirche geschlossenen Ehe ging ein Sohn, Karl Moritz, hervor. Von ihm stammen die heutigen Arndts ab.

Die zweite Frau Arndts war eine Halbschwester des Theologen Schleiermacher, Anna (genannt Nanna) Maria Louise, geb. am 18. Februar 1786 zu Anhalt bei Pleß (heute Polen). Die Hochzeit wurde in Berlin am 18. September 1817 gefeiert. Aus dieser Verbindung hatte Arndt noch sieben Kinder, zuerst eine gleich nach der Geburt verstorbene Tochter (24. Juni 1818 in Bonn) und zuletzt am 22. April 1827 wieder eine Tochter, Nanna genannt. Zwischen ihnen wurden die fünf Söhne Siegerich, Roderich, Leubold, Hartmut und Willibald geboren. Der letzte ertrank früh im Rhein, und nur Hartmut hat sich (in Amerika) verheiratet, hatte aber nur Töchter.

Karl Moritz Arndt, der Sohn aus der ersten Ehe (geb. am 16. Juni 1801 zu Greifswald), schloß seine Ehe mit Clementine Helbig, einer Lehrertochter, zu Zörbig in Sachsen am 31. März 1828. Er hatte vierzehn Kinder. Das letzte von ihnen, Oskar, starb erst am 7. März 1931 in Libury Hall in England.

Der Sohn Astolf Arndt (1834—1915) starb als Rechnungsrat in Halle. Sein älterer Sohn, Wolfgang Carl, ist Inhaber eines Maler- und Tapezierergeschäftes in Flushing (New York). Von seinen Kindern leben die Lehrerin Gertrude (geb. 18. November 1895 zu Flushing) und der Buchhalter Ernst (Moritz Georg Astolf, geb. 5. Oktober 1910 ebenda). Dieser ist bereits wieder verheiratet und hat zwei Söhne: Arno Ernst, geb. 20. März 1932, und Gordon Robert, geb. 21. März 1934, beide zu Flushing.

Karl Moritz' Sohn Arno Willibald (1835 bis 1902) wurde 1847 Kadett, machte 1866 und 1870/71 mit und stieg 1896 bis zum General der Infanterie empor. Schon 1885 erhielt er den erblichen Adelstand. Sein älterer Sohn starb am 5. September 1914 als Oberstleutnant an einer im Kriege erhaltenen Verwundung, und auch dessen einziger Sohn, ebenfalls Ernst Moritz von Arndt mit Namen, fiel noch am 24. März 1918. Seine Tochter Gabriele heiratete 1929 den Landrat des Kreises Lauban, Dr. Rudolf Schultz von Dratzig. Der jüngere Sohn des Generals, Arno von Arndt (1869—1927), hatte fünf Kinder, von denen noch vier leben, drei Söhne und eine Tochter. Der älteste Sohn ist seit dem 10. Oktober dieses Jahres verheiratet.

So wie diese Linie des Geschlechtes Arndt geadelt ist, haben sich auch die Schwestern des Generals zum Teil mit dem Adel verbunden.



Porzellanmedaille auf Ernst Moritz Arndt
(Original im Pom. Landesmuseum)
Aufn.: Rauch

Zwei blieben unverheiratet, Hedwig heiratete einen Herrn von Baumbach, Clementine einen Major Forstner, Elly einen Herrn von Petersdorff, und Charlotte wurde die Schwiegermutter des bekannten Generaloberſten Hans von Seeckt.

Anmerkung: Die letzten genealogischen Werke über Arndt sind: Ahnentafeln berühmter Deutscher, Lieferung 1, Leipzig 1929, S. 74. — Deutsches Geschlechterbuch, 67. Bd., Görlitz 1929, S. 1—36. Zu dieser sehr fehlerhaften Geschlechterfolge, die eine völlige Neubearbeitung verdient, vgl. Monatsblätter der Gesellschaft für pomm. Gesch. u. Altertumskunde 1931, S. 31 f. — Auch die neueste Arndtbiographie in den „Pommerschen Lebensbildern", Bd. 1, Stettin 1934, S. 1—24, enthält leider gar manche falschen Angaben. So wird Arndts Mutter Eleonore Dorothea genannt, während sie nur den Rufnamen Wilhelmine führte, ebenso wie der Vater nur den Rufnamen Ludwig hatte, wie er sich stets unterschrieb und wie auch noch auf dem Grabstein in Trantow zu lesen steht (vgl. Monatsblätter 1919, S. 46).

Die Nachkommen des Pastors an St. Nikolai zu Stralsund M. Jonas Staude*) und seiner Gemahlin Katharina Ketelhoet

von Curt Staude

Einleitung.

Es gibt nur ein heiligstes Menschenrecht, und dieses Recht ist zugleich die heiligste Verpflichtung, nämlich: dafür zu sorgen, daß das Blut rein erhalten bleibt, um durch die Bewahrung des besten Menschentums einer edleren Entwicklung dieser Wesen die Möglichkeit zu geben." — Diese Worte Adolf Hitlers in seinem Buche: „Mein Kampf" sind heute für jeden Deutschen richtungweisend. Hier erweist sich, daß das Wort: „Dein Blut dein höchstes Gut" von grundlegender Bedeutung für den Neubau deutschen Volkslebens ist, womit Hand in Hand die Beantwortung einer uralten Frage geht über das eigene Selbst: „Wer bist du? — Was bist du selbst?"

Diese Fragen können aber nur beantwortet werden, wenn wir durch die genealogischen Methoden Untersuchungen vererbungswissenschaftlicher und rassekundlicher Art ermöglichen. Da gerade Nachfahrentafeln von großem Werte sind, da sie die Ausbreitung des Blutes eines Stammelternpaares deutlich vor Augen führen, habe ich den Versuch unternommen, die Nachkommenschaft des Magisters Jonas Staude und seiner Gemahlin Katharina Ketelhoet durch einen Zeitraum von 4 Jahrhunderten zu verfolgen. Ich bin mir der Schwierigkeit dieser Aufgabe bewußt; ich weiß auch, daß sie vollkommen nur durch die Zusammenarbeit vieler ganz gelöst werden kann und daß meine Aufstellung vieler Berichtigungen und vielleicht auch Ergänzungen bedarf. M. Jonas Staude hat zu einem sehr großen Teil pommerscher Familien und solchen anderer Gaue Blutsbeziehungen, und ungezählte Forscher werden an dieselben anknüpfen können, und das ist der Hauptzweck dieser Veröffentlichung.

Ergänzungen und Berichtigungen bitte ich mir freundlichst mitteilen zu wollen.

Zum besseren Verständnis habe ich die Nachfahrenfolge in 5 Hauptfamilien aufgeteilt. Auch die Ahnen sind berücksichtigt und in Fußnoten gebracht.

Als Unterlagen dienten mir in erster Linie die Akten der C. v. Staude-Stiftung in Stralsund und verschiedene auf mich vererbte Original-Stammtafeln, von denen eine dreihundert Jahre alt ist. Ferner: Dinnies Nachrichten über die Ratspersonen der Stadt Stralsund und schließlich die jeweils in Fußnoten gebrachten Quellen.

*) Deutsches Geschlechterbuch, Band 19, Seite 509—513.

I. Ursprung, Name und Wappen des Geschlechtes Staude.

1. Ursprung.

Ueber den Ursprung des Geschlechtes Staude, besonders der noch heute seit 1555 in Stralsund in Pommern ansässigen Staudes ließ sich bisher nichts Genaues sagen. Im 13. Jahrhundert taucht der Name Staude, auch Staudt, Studt, Studen in Oberdeutschland auf. Johannes zum Studen wird als Gewandhausmann in Basel erwähnt. Um 1300 finden wir den Namen Staudt, Staud in Bayern, besonders in und um Rothenburg o. T. recht häufig. Dann wird um 1400 der Name in der Schreibweise Staude in Nürnberger Urkunden erwähnt.

Als ersten finden wir in Nürnberg 1407 einen Hans Stawd, einen „Färberknecht"-Gesellen, welcher 12½ Gld. Bürgergeld zahlte. (Bayr. Kreisarchiv, Nürnberg N. 303 ff.)

Der mit dem Jahre 1429 beginnende Band des Nürnberger Bürgerbuches Nr. 304 verzeichnet 1446 einen Rotschmied-Knecht, nämlich Hanns Stawd, vermutlich ein Sohn von Fritz Stawd, welcher 1420 zum Neubürger aufgenommen wurde. Er dürfte identisch mit dem 1448 und 1452 erwähnten Hanns Stawd sein, der 1448 als Rotschmied bezeichnet ist.

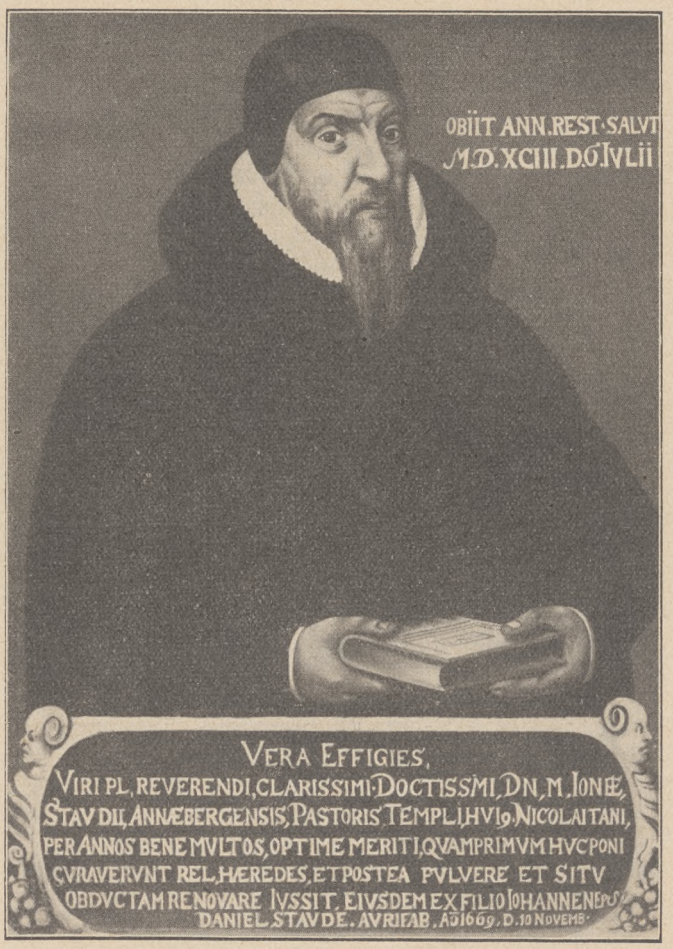
Ein Zweig der Nürnberger Stauden hat sich besonders dem Bergbau gewidmet. Kurfürst Albrecht Achilles von Brandenburg hatte 1471 mit Hilfe des Nürnbergers Hermann Staudt zu Nails an der Selbitz in Oberfranken ein Bergwerk errichtet.

1473 bis etwa 1482 tritt „der wohlhabende Nürnberger Bürger" Nicolaus Staude in verschiedenen Gegenden des sächsischen Erzgebirges, besonders in Schneeberg, als Bergunternehmer auf. Er ist Verfasser eines ausführlichen und interessanten Werkes über den Bergbau in Sachsen. Er unterließ es, sich in Sachsen ansässig zu machen, blieb vielmehr samt seinem Bruder Hanns Staude, der um 1479 als Büchsengießer in Nürnberg erwähnt wird, der fränkischen Heimat treu. Seine Nürnberger Wohnung war 1476 neben den Brüdern in der Ledergasse, der heutigen Tucherstraße. (Staatsarch. Nürnberg. Lib. litt. Bd. III. S. 17. v.) Er hinterließ 1486 als Witwe Katharina, Tochter des verstorbenen Friedrich Kreß. Angesichts dieser Beziehungen der Nürnberger Rotschmiede zum Erzgebirge ist die Annahme berechtigt, daß auch die im Jahre 1506/08 in Annaberger Lehnbüchern erwähnten Hans, Merten und Paul Staude, auch Staudigel (fol. 47, 49, 65, 62 und 90) Sprößlinge dieses Geschlechtes sind, zumal auch bei den Enkelkindern des Paulus Staude aus der Ehe seines Sohnes Jakob Staude aus der Ehe mit Katharina Schaller, Verwandte aus Nürnberg Paten stehen.

2. Name.

Noch schwerer ist es, den Ursprung des Namens Staude festzustellen und den Namen etymologisch zu erklären. Jakob Grimm leitet das Wort Staude von studer, mhd. stude ab und sagt, letzteres Wort sei später in das niederdeutsche Wort Stawde übergegangen. In „Deutsche Namenkunde" führt Prof. Max Gottschalk über das Wort Staude folgendes aus: „Staude: Staudach, mhd. studach „Gebüsch", Vklf. Staudig(e)l, =acher, =er, =inger; Stautner, Stäuder, Steudt(n)er, Studer, — Stäudle. —" Gerade diese Bemerkungen Gottschalks und seine den Namen Staude mit der Verkleinerungsform Staudigel zusammenbringenden Ausführungen bestärken meine vorstehend aufgestellte Behauptung, daß der älteste bekannte Vorfahre Hans Staude aus Nürnberg stammt, und zwar aus folgendem Grunde: In den Chroniken der Stadt Schneeberg wird verschiedentlich Thomas Staudtigel als Richter erwähnt. Als Schöppe wird 1516 Nicol Staudtigel genannt und im Annaberger Lehnbuch, II. fol. 47 wird 1506 Hans Staude auch mit dem Beinamen „oder Staudtigel" erwähnt. Also sowohl in den Schneeberger, als auch Annaberger Lehnbüchern und Chroniken kommen Träger des Namens Staude vor, die zugleich auch Staudtigel benannt wurden, welcher Name auch in Nürnberger Urkunden häufig vorkommt. Ein weiterer Umstand ist, daß Dom. XIII 1544 in Annaberg Margarethe, Tochter von Hans Staude aus Nürnberg mit Jobst Crausse aus Falkenau aufgeboten wird. Im Annaberger Lehnbuch II. fol. 49 wird weiter Paulus und 1507 Merten Staude erwähnt, und es weist alles darauf hin, daß ersterer der Vater des Stadtrichters Jakob Staude ist, der als Stammvater der sächsisch-pommerschen Staude anzusprechen ist und von dem Mag. Jonas Staude abstammt.

Der Name unseres Geschlechtes schwankt in älteren Urkunden zwischen Stawd — Stawde — Staude — Staudt — Staud — Staudigel — Staud-Igel — Stud und Studt. Auf die Schreibweise in früheren Jahrhunderten ist aber kein besonderer Wert zu legen, sie unterlag der Willkür der damaligen Schreiber. Wir finden unseren Namen heute in seinen verschiedenen Schreibarten Staude — Staudt — Staud und Staudte fast 2000 mal in den deutschen Adreßbüchern, so daß es im Reichsgebiet wohl über 10 000 „Stauden" geben dürfte. Am Ausgang des Mittelalters kommt er vornehmlich im fränkischen Sprachgebiet vor. Er war in Ober-, Mittel- und Unterfranken und mit mehreren Stämmen in „Rhein"franken, der Pfalz beheimatet. Auch in dem dazwischen liegenden Hessen begegnen wir ihm. Soweit er in Thüringen und Sachsen erscheint, dürfte es sich um Einwanderung aus Franken handeln. Bei den von Richard Staudt und mir vorgenommenen Forschungen wurden mehr als 20 Stämme bis zur



Magister Jonas Staude,
Senior des geistlichen Ministeriums und Pastor an St. Nikolai zu Stralsund.
* Annaberg 27. 9. 1527, † Stralsund 6. 7. 1593.

Reformation und meist noch darüber hinaus zurück verfolgt, ohne daß sich unter ihnen ein urkundlicher Zusammenhang feststellen ließ. Es gibt dabei unzweifelhaft eine ganze Reihe von Staude-, Staudt-Geschlechtern, die von Anfang an sicher ohne verwandtschaftliche Verbindung gewesen sind. Damit fällt selbstverständlich die Voraussetzung, der Name sei immer desselben Ursprungs und derselben Bedeutung gewesen. Urkunden des 12. Jahrhunderts sprechen von ein und derselben Person als „de Studen", der Stude und zum Studen. Für unser eigenes Geschlecht, die Staude aus Franken, ist der Ur-

sprung des Namens nicht zu ermitteln. Wir dürfen aber annehmen, daß der Name unseres Geschlechts dem Pflanzenreich entlehnt ist. Dann waren es also die Nachbarn, die unseren Vorfahren mit diesem Namen belegten, ihn so genannt haben, weil er hochgewachsen wie eine Staude war. Auf diese Auffassung des Namens deutet auch die Tatsache, daß die ältesten Wappen der Staude-Geschlechter fast ausnahmslos eine Staude zeigen, zum Teil mit, zum Teil ohne Blätter.

3. Wappen.

Im Zusammenhange mit dem Vorhergesagten könnte man auch mutmaßen, daß die Staude sich nach der in ihrem Wappen geführten Pflanze bezeichneten, zumal fast alle Namensträger ein ähnliches Wappen führen: „Im Schilde die Staude, auf dem Helme eine oder mehrere Rosen". So die altmärkischen, österreichischen, livländischen, hessischen und zuletzt pommerschen Staude. Es würde natürlich zu weit führen, diese einzelnen Stammeswappen, als auch die Wappen der anderen Sippen Staude, Staudt, Staud, Stud, Studt hier zu besprechen, und ich will hier nur einiges zum Wappen der pommerschen Staude ausführen.

Ursprünglich führten diese Staudes im Schild eine Staude, auf dem Helme drei rote Rosen an grünem beblätterten Stiele. (Dieses Wappen führte Agnes Dorothea Staude in ihrem Siegel auf ihrem Testamente vom 27. 8. 1745.) Als dann Christian v. Staude von Karl XII. von Schweden am 4. 5. 1705 in den Adelsstand erhoben wurde, verlieh ihm der König auch ein neues Wappen, das zufolge Testamentsbestimmung Chr. v. Staudes vom 8. 5. 1717, am 19. 9. 1748 nebst Namen Staude auf den Bürgermeister und Notar zu Garz a. Rg. Carl Friedrich Retzlaff übertragen wurde.

Im Adelsbrief heißt es u. a.:

„Wir" usw. „verleihen, schenken und geben den Adelsstand, sowie nachstehendes Zaichen und Wappen, nehmlich einen Schild der Länge nach in zwo gleiche Thaile gethailet, von denen der rechte von Gold mit einer blauen Staude oder einem blauen Busche darinnen ist, während das linke Feld blau mit dray Bändern von Silber ist. Oben auf dem Schild ein offen Turnierhelm, aus dem sich eine rote Rose auf grünem Stengel zwischen einem paar quergestreifter Flügel von Gold und Blau erhebt. Der Kranz und das Laub sind gleichfalls Gold und Blau."

Das Wappen ist eingetragen in das Schwedische Wappenbuch unter Nummer 1397 „Sveriges Ridderskaps och Adels Wapenbok utgifen af Carl Arvid Klingspor, Stockholm 1890. S. 76. Ferner in: Sveriges Rikes Ridderskaps och Adels Wapenbok S. 153 unter Nr. 1371. Stockholm 1746.

Eine Beschreibung des Wappens nebst Abbildung und kurzem Abriß der Stammfolge findet sich schließlich in: „Lexikon deutscher Familien" bearbeitet von E. Wasmansdorff, Verlag C. A. Starke, Görlitz, S. 124/125.



II. Stammfolge.

A. Hauptstamm Staude.

1. Fränkischer Ast.

I. Fritz Staude, * Nürnberg um 1395. 1420 Neubürger ebd. † . . . oo . . .
Söhne zu Nürnberg geboren:
1. Hans, s. II a.
2. Nicol, s. II b.

II a. Hans Staude, Büchsengießer u. Rotschmied zu Nürnberg. * ebd. um 1425. Bürger 1446. † nach 1493. oo . . .
Söhne:
1. Hans, * um 1455. Bürger in Annaberg, genannt um 1506/08.
2. Merten, * um 1458. Bürger in Annaberg, genannt um 1508 ebd. (vielleicht identisch mit dem um 1530 verstorbenen Merten Staudenhain in Schmölln in Thür., dessen Nachkommen sich später nur Staude nannten).
3. Paulus, s. III.

II b. Nicol Staude[1]), Bergmeister und Bergsachverständiger. Zog um 1470 mit seinem Bruder Hans nach Schneeberg i. Sa. und schürfte dort auf Silber. Besaß mehrere Gruben. * um 1428, † um 1504. oo mit Katharina, Tochter des Fritz Kreß in Nürnberg. Nicol, auch genannt Staud Igel, besaß um 1474 in Schneeberg ein Haus (innerhalb des Schrankens).
Kinder:
1. Thomas, * um 1460. 1496—1505 Stadtrichter in Schneeberg (genannt auch Staud Igel).
2. Nicol, * um 1463. Um 1516 Schöppe in Schneeberg.

III. Paulus Staude, Bürger und Zinngießermeister in Annaberg. * um 1462. Genannt in A. 1508.
Söhne:
1. Jakob, s. IV.
2. Georg, * um 1493. Aufgebot. in Annaberg 1523 mit Dorothea (relicta Vidua) Thomas Stangen. † . . .

[1]) Der erneuerten Schneebergischen Stadt- u. Berg-Chronika v. Christian Meltzer. Schneeberg Anno 1716. Seite 41, 66, 78, 401, 424, 673, 1207. — Erzgebirgische Forschungen zur Kulturgeschichte und Geschlechterkunde von Dr. G. Sommerfeld, Dresden 1930. Seite 9, 60 bis 68: 190, 195. Forschungen von R. Staudt (Manuskript).

3. Frantz, * um 1495 (gen. auch Staudigel). Bürger in Annaberg. oo 1531 mit (?), * . . ., † . . .

4. Hans, * 1496. Bürger in Nürnberg. † . . . oo . . .
Tochter:
Margarete, * um 1522, aufgeb. in Annaberg Dom. XIII. 1544 mit Jobst Crausse aus Falkenau.

IV. Jakob Staude [2] [4], Zinngießermeister, Stadtrichter u. Ratsherr in Annaberg; auch Mitglied der Schulinspektion. Besitzer des Hauses Große Kirchgasse 2 in Annaberg. * um 1490, † Annaberg 1543. oo mit Catharina Schaller (Tochter des Merten Schaller, Bürger und Bergbeamter in Buchholz i. Sa.). Mitbesitzer der Grube „Himmlisch Herr" zu Annaberg.
Kinder zu Annaberg geboren:

1. Rebecka, * um 1520, † . . . oo Annaberg Dom. III. 1548 mit Hans Schober.

2. Zacharias [3]), 1568 Ratsherr in Annaberg, dann Fürstl. Bergmeister zu Goldkronach in Bayern. * um 1525, † Goldkronach 20. 5. 1582. oo Annaberg 1546 mit Cecilia Reher.
Kinder:

1. Barbara, * 1547, † . . . oo Annaberg Dom. XVI. p. Trin. 1582 mit Forst- und Wildmeister Hans Seydelmeier a. d. Röhrenhof.
2 Söhne:
Johannes, * Goldkronach 20. 4. 1583.
Jobst, * Goldkronach 21. 10. 1586.

2. Magdalene [2]), * 1548, † Borna i. Sa. 1593. oo Annaberg Dom. Miserik. 1568 mit Adam Hermann, Archidiakonus in Annaberg, d. Superintendent in Borna und Colditz. * Joachimstal 28. 3. 1536, † Colditz 30. 6. 1606.

3. Jonas, dessen Nachkommenschaft, V a.

4. Tobias, * um 1528.

5. Lea, * um 1530, † . . . oo aufgeb. Annaberg Dom. XXII. 1549 mit Magister Nikolaus Raunolt aus Oschatz. * . . ., † . . .

6. Hieronymus, * um 1515, † vor 1550. oo —
Tochter: Katharina, * 1540, † . . . oo Annaberg p. Trin. 1563 mit Fritz Meyner.

2. Stralsunder Ast.

M. Jonas Staude [5]) und der Katharina Ketelhoet Nachkommenschaft.

V a. Jonas Staude, Magister, Pastor und Senior des Geistl. Ministeriums in Stralsund. * Annaberg 27. 9. 1527, † Stralsund 6. 7. 1593. oo das. I. mit Katharina Ketelhoet (Tochter d. Christian Ketelhoet [6]), Reformator v. Stralsund, Superintendent u. 1. Pfarrer a. St. Nikolai. * Görke b. Freienwalde 1492, † Stralsund 21. 7. 1546. oo ebd. 24. 7. 1525 mit Katharina Röling [7]).) oo II. Maria v. Schacht. Jonas immatr. Leipzig 1548 [8]). 1549 in Wittenberg. Michaelis 1555 Diakonus a. Heil.-Geist-Kirche zu Stralsund. 16. 11. 1557 i. Greifswald z. Mag. promov. Johannis 1561. Diakonus. 1567 Archidiakonus. 1570 Pastor a. St. Nikolai in Stralsund. u. Senior d. Geistl. Ministeriums.
Kinder in Stralsund geboren:
erster Ehe:

1. Jonas, s. VI a.
2. Jakob, s. VI b.
zweiter Ehe:
3. Johannes, s. VI c.
4. Regina, *, † . . .

VI a. Jonas Staude, Archidiakonus am Dom zu Kammin, * um 1570, † Kammin 10. 7. 1640. (1600 Student z. Frankfurt a. O.)
oo I. m. Emerentia v. Köller, * 1582, † um 1610.
oo II. m. Emerentia Berckmeyer, * um 1595, † Kammin 13. 4. 1656.
Kinder in Kammin geboren:
erster Ehe:

1. Jonas, * 1607, begr. Wittenberg 29. 5. 1634. Stud. d. Theol. u. Philos. zu Wittenberg.
2. Johannes, 1645—1659 Pastor i. Cröslin, * um 1600, begr. Greifswald 3. 1. 1660. oo . . .
1 Tochter: † Cröslin 1653.
3. Jakob, 1622 Student zu Frankfurt, * um 1602, † . . .
4. Maria Elisabeth, * um 1604, † . . ., oo m. Friedr. v. d. Osten [8]), Herr auf Woldenburg b. Greifenberg. * 1595, † 1657.
zweiter Ehe:
5. Emerentia, * um 1620, begr. Kammin 5. 9. 1700. oo ebd. 16. 10. 1642 Mag. Adam Rubach, Pastor u. Praepositus a. Dom z. Kammin, * Stettin 18. 6. 1617, † Kammin 3. 1. 1659. 1638 Mag. d. Philosophie. Stud. Königsberg. (1636) Greifswald u. Rostock. (Sohn des † Adam Rubach, Dr. med. und Fürstl. Pomm. Leibarzt, * Köslin 19. 2. 1586, † Stettin 13. 2. 1638. oo Köslin 9. 9. 1616 mit Anna Maria Schultze, * Rügenwalde 13. 6. 1597, † Stettin 9. 7. 1631 [9]) [10]).
6 Kinder: vgl. B. Sippe Rubach, s. VIII a—VIII f.

---

[2]) Rückblicke auf Annaberg und seiner Umgebung Vorzeit. I. Heft. Jan. 1855 Annaberg. Seite 17 u. Seite II. 202/238. — Chronika der im Meißnischen Ober-Ertz-Gebirge gelegenen Königl. Churfl. Sächsischen freien Berg-Stadt St. Annaberg v. Richter. Annaberg 1746. Seite 101, 219.

[3]) Mitt. d. Vereins für Geschichte von Annaberg u. Umgeg. XIII. 3 Band 3. Annaberg 1922. S. 379.

[4]) Annaberg, Lehnbuch III. 1536/155. Hinterlassenschaftsteilung Jakob Stauden.

[5]) 1. Geschichte d. Geschlechtes Staude v. Curt Staude. Zoppot 1925 u. 1935. — 2. Magister Jonas Staude, Senior d. geistl. Minist. u. Pastor an St. Nikolai zu Stralsund von C. Staude. Stralsund u. Stettin 1928. — 3. Mitt. d. Vereins f. Geschichte v. Annaberg. Annaberg 1910. XI. 3. Band 1. S. 215, 179.

[6]) 1. Die Nachkommen d. Reformators v. Stralsund Christian Ketelhoet. C. Staude, Kultur u. Leben. III. Jahrg. 1928. S. 374—380. — 2. Pommersche Jahrbücher. 28. Bd. 1934. S. 27—56. Christian Ketelhut v. Mart. Wehrmann.

[7]) Tochter d. Dethmar Röling.

[8]) vgl. Jahrbuch d. Deutsch. Adels. Bd. 2. S. 717.

[9]) dessen Eltern: A. B.
A. Rubach, Martinus, Ratsverwandter in Köslin, * ca. 1550, dessen Eltern: AA. BB.
AA. Rubach, Joachim, Ratskämmerer in Köslin, * ca. 1520, † . . .
BB. Schweder, Barbara, * ca. 1525, deren Eltern: a. b.
a. Schweder Johann, Ratsherr zu Köslin 1475—1533, dessen Eltern: aa. bb.
aa. Schweder, Jakob, Ratsherr zu Köslin 1430—1475.
bb. Rubach, Elisabeth, * . . ., † . . .
b. Freder, Anna, † 1560.
B. v. Podewils, Anna, deren Eltern C. D.
C. v. Podewils, Adam, Erbherr zu Malnow.
D. v. Kleist, Ursula.

6. Johann Hieronymus, s. VII a.

VI b. Jacob Staude [10a]), 1600 Lehrer d. Quarta a. Gymnasium in Stralsund, * um 1572, † das. 7. 2. 1617. oo mit Jentzkow (Tochter d. Caspar J., Rektor a. Gymn., Stralsund). 1592 Bürger.

4 Kinder. (Namen unbekannt.)

VI c. Johannes Staude, Altermann d. Goldschmiede i. Stralsund, * Stralsund um 1585, begr. ebd. 24. 10. 1650. Zeichner des Kupferstiches: Stralsundia, Totalansicht d. Stadt. 1648. oo Stralsund 1619 mit . . ., * . . ., † Stralsund 9. 4. 1672.



Johannes Hieronymus Staude,
Rektor des Stralsunder Gymnasiums.
* Cammin 1615, † Stralsund 11. 10. 1663.

10 Kinder zu Stralsund geboren.

1. Joh. Hieronymus, * 1. 8. 1623.
2. Zacharias, * 11. 1. 1626.
3. Maria, get. 22. 4. 1629, † Stralsund 22. 4. 1629.
4. Daniel, vgl. VII b.
5. Gottfried, get. 9. 1. 1634.
6. Catharina, get. 11. 2. 1636.
7. Martha Maria, get. 15. 1. 1639.
8. . . . . ., * um 1620, † Stralsund 20. 5. 1624.
9. . . . . ., * . . ., † Stralsund 1. 9. 1622.
10. . . . . ., * . . ., † Stralsund 22. 2. 1628.

VII a. Johannes Hieronymus Staude [11]), 1647 Mag. i. Greifswald, 1651—1655 ord. Professor d. morgenl. Sprache ebd., 1653 als Vertreter der Universität an den Hof der Königin Christina v. Schweden entsandt, seit Ostern 1655 Rektor des Gymnasii zu Stralsund [12]). * Cammin 1615, † Stralsund 11. 10. 1663, oo Stralsund 30. 10. 1655 mit Ursula Illies [13]), * Stralsund 6. 2. 1636, † ebd. 1679. (Tochter des Jürgen Illies, Ratsherr in Stralsund, Herr auf Güttin u. Zatel, † Stralsund 3. 8. 1657. oo 1621 mit Maria Hahn, * . . ., † Stralsund 7. 3. 1657.

Kinder zu Stralsund geboren:

1. * . . ., † . . . nach 1681.
2. Johann Georg, Kand. der Theologie, Geschickter Zeichner, * um 1660, † . . .
3. Christian v. Staude [14]), Kgl. Schwed. Minister d. Aeußeren unter der Präsidentschaft des Grafen Bengt Oxenstierna, während der Regierung d. Könige Karl XI. u. XII. u. d. Königin Ulrike Eleonore, Kanzeley-Rat. Berühmter Philantrop [15]), * Stralsund 10. 2. 1661, † Rosenberg b. Stockholm 2. 1. 1723, begr. Stralsund i. St. Nikolai. Gedenktafel mit seinem Bilde und Wappen ebd. Wurde am 4. 5. 1705 für sich und seine Nachkommen geadelt und 1714 zum Kanzeley-Rat ernannt. Begründer der C. v. Staude-Stiftung. Er bestimmte, da er unvermählt blieb, daß einer von den Nachkommen seiner Tante Emerentia, oo mit Praepositus M. Adam Rubach, Namen und Wappen Staude annehmen sollte. Dies geschah am 19. 9. 1748 durch Carl

---

[10]) deren Eltern: A. B. oo Stettin 26. 4. 1596.

A. Schultze, Nikolaus, Dr. med. et phil. Fürstlicher Leibarzt in Stettin, * 1566, † 1616, dessen Eltern: AA. BB.
- AA. Schultze, Hans, vornehmer Kaufmann in Stolp, * 1534. oo.
- BB. Maasen, Katharina.

B. v. Rammin, Engel, * Stettin 29. 1. 1576, † Stettin 1. 7. 1647, deren Eltern: C. D.
- C. v. Rammin, Alexander. Fürstl. pom. Landrat u. Bürgermeister, † nach 1613, dessen Eltern: CC. DD.
  - CC. v. Rammin, Otto, Erbherr a. Krackow. oo
  - DD. Steven, Engel.
- D. v. Wüstenhoff, Anna, deren Eltern: c. d.
  - c. v. Wüstenhoff, Georg, Assessor a. Schöppenstuhl i. Stettin. oo.
  - d. Möller, Anna.

[10a] Vgl. Urkundl. Geschichte d. St als. Gymnasiums von Dr. Ernst Zober. Stralsund 1860, S. 2/32 u. 3/76.

[11]) desgl. Buch 3, S. 27 u. 85/89. Oratio in funere Serenissimi et Potentissimi Principis ac Domini Dn. Caroli Gustavi Suecorum etc. habita a. M. Joanne Hyronimo Staudio, Rectore Stralsund I. literis Joachimi Reumanni, Anno MDCLX. Fol. 12.

[12]) Actae literariae Sueciae vol 1. p. 167.

[13]) vgl. Genealogie Illies, Deutsches Geschlechterbuch, Bd. 19, S. 124—156.

— Dinnies. Nachrichten über die Ratspersonen der Stadt Stralsund, Bd. 2.

— Otto Fock. Rügensch-Pommersche Geschichten, Bd. 6, S. 335—337 und 375—377.

— Akten d. C. v. Staude Stiftung in Stralsund.

— Urk. Geschichte des Stralsundischen Gymnasiums von Dr. Zober, Bd. 1, S. 25.

[14]) Curt Staude. Christian v. Staude und seine Familienstiftung. Stralsund 27. 9. u. 4. 10. 1925.

[15]) „Staudiana", Sammlung von Originalschriften und Gedichten im Besitze v. C. Staude, Zoppot.

— Großes Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste. Leipzig 1744.

— Otium Rosenbergense. (Leipzig, gel. Zeitung 1735 p. 70) in Handschrift vorliegend i. Staatsarchiv i. Stockholm.

Friedrich Retzlaff[16]), dem Ururenkel Emerentia Rubachs (vgl. X a.). Hinterließ große Münzensammlung[17]).

4. Agnes Dorothea, * Stralsund 23. 1. 1664, † desf. 9. 9. 1748. Unvermählt. (Briefe u. Originaltestam. i. Familienarchiv Staude.)

VII b. Daniel Balthasar Staude, getauft Stralsund 5. 9. 1631, † Stralsund vor 1685. Altermann der Goldschmiede. Bürger z. Stralsund 1662. oo Stralsund 8. 7. 1663 m. Catharina Braun. (Tochter des Jochen B., Knopfmachers z. Stralsund. Bürger ebd. 1631. oo Stralsund 23. 2. 1626 mit Anna Lesemann.)

Kinder zu Stralsund geboren:

1. Heinrich, get. 19. 6. 1668, † am gleichen Tage.
2. Daniel, get. 28. 4. 1670, † ebd. 3. 10. 1672.
3. Daniel, get. 29. 9. 1672, † Stralsund 12. 3. 1673.
4. Catharina Elisabeth, get. 26. 6. 1674, † . . .
5. Johann Hieronym., get. 1. 4. 1666, † . . .
6. Anna Maria, get. 9. 8. 1678, † . . .



Goldene Gedenkmünze Christian v. Staudes, schwed. Ministers.
* Stralsund 10. 2. 1661, † Rosenberg b. Stockholm 2. 1. 1723.

B. Sippe Rubach.

VIII a. Anna Maria Rubach, * Cammin 26. 8. 1643, † daf. 13. 9. 1731. oo 1666 mit Nicolaus v. Mascow, Kanonikus u. Domherr am Dom in Cammin, * Greifswald 26. 1. 1627, † Cammin 7. 4. 1704. (Sohn d. Georg v. M., Prof. d. Theologie, Greifswald, * 28. 2. 1584, † 23. 8. 1638. oo 1614 Elisabeth v. Corswant, * 7. 5. 1594, † 21. 5. 1669.)

Kinder:

1. Christina Sophia, * Stettin 18. 3. 1667, † 13. 2. 1670.
2. Georg Emanuel, * Stettin 14. 12. 1668, † 23. 2. 1670.
3. Georg Bogislav, Direktor a. Hofgericht Greifswald, * Stettin 3. 4. 1671, † Greifswald 19. 12. 1739.
4. Carl Nicolaus, Schwedischer Major, * ca. 1672, † 1715.
5. Anna Sophia, * . . ., † . . . oo Johann Gabriel v. Preu(s), Ingenieur-Major.

VIII b. Euphrosyne Sophie Rubach, * Cammin 17. 2. 1645, † ebd. 29. 4. 1683. oo Kammin 1661 mit dem Praepositus in Kammin, Mag. Petrus Rarius[18]) (Rahr, Rahrius), * Neustettin 1631, † Kammin 9. 1. 1691. (Sohn des David R. Kaufmann in Neustettin.)

8 Kinder, vgl. C. Sippe Rarius, IX a bis IX g.

VIII c. Emerentia Rubach, * Kammin 22. 7. 1646, † ebd. 20. 3. 1653.

VIII d. Catharina Elisabeth Rubach, * Kammin 21. 8. 1650, † ebd. 1674. oo Joh. Christoph Willich, Advokat in Stettin, * Stettin 30. 11. 1644, † Stettin 8. 10. 1700.

1. Kind: Joh. Friedrich, * 1676, † . . .

VIII e. Adam Bogislav Rubach, Preuß. Hofrat zu Danzig, * Kammin 12. 2. 1652, † Danzig 1736. Student z. Königsberg 1672 (18. 7.).

VIII f. Erdmann Eggart Rubach, Holst. Oberauditeur in Tönningen, * Kammin 3. 12. 1655, † 1718. oo mit Christina Maria Henning, * . . ., † . . .

2 Kinder: Christina, Maria.

C. Sippe Rarius.

IX a. Adam Philipp Rarius, * Kammin 17. 4. 1664, † ebd. 20. 5. 1684.

IX b. Anna Sophia Rarius, * Kammin 29. 4. 1666, † 1734. oo Kammin m. Dr. med. Philip Oesler, Hof-Leibarzt in Stettin, * daf. 28. 6. 1654, † daf. 23. 8. 1709.

Kinder:

1. Christina Sophia, * . . ., † 1727. oo Emanuel Willich, Ratsverwandter in Stettin, * ebd. 8. 10. 1677, † . . . 5. 9. 1744.
2. Carl Philipp, Ratsverwandter, * . . ., † . . . 1741. oo Sophia v. Mascow, * . . ., † . . .
3. Ernst Bogislav, * . . ., † . . . 1695.
4. Joh. Gustav, Preuß. Ingenieur, * . ., † . . .

IX c. Helene Catharina Rarius, * Kammin 9. 3. 1668, † . . .

IX d. Clara Maria Rarius, * Kammin 11. 3. 1672, † . . . 1724. oo daf. 8. 9. 1692 mit Georg Wilhelm Schmalvogel, Pastor u. Praepositus am Dom zu Kammin, * Arnau b. Königsberg i. Pr. 23. 3. 1663, † Kammin 13. 12. 1730. (Sohn des Pastors zu

---

[16]) Testament Chr. v. Staude v. 8. 5. 1717 in Abschrift im Besitze C. Staude. Original im Staatsarchiv Stralsund.

— J. C. Dähnert, Pommersche Bibliothek, III. Bd., Greifswald 1754, S. 316.

— Urk. Geschichte d. Stralsundischen Gymnasiums von Dr. Zober, 4. 49/53.

[17]) Goldene Gedenkmünze u. große wertvolle Münzensammlung i. Gymnasium zu Stralsund (1000 Stücke), vgl. a. Joh. Carl Dähnert: Geschichte d. Jubelfeier. Greifswald 1757, 4. St., S. 354—363.

[18]) Steinbrück-Berg. Die evang. Geistlichen Pommerns v. d. Reformation bis zur Gegenwart, bearb. v. Hans Moderow u. Ernst Müller, Stettin 1903, 1912, S. 54.

Arnau Johann Jakob Schm., * Kremnitz i. d. Slovakei 1619, † Arnau 20. 4. 1668. oo m. Regina Vasolt.) Schm. oo II. Kammin 1. 7. 1725 mit Ernestina v. Wenninger, * . . ., † . . .

7 Kinder: vgl. D. Sippe Schmalvogel, Xa bis Xg.

IXe. Helene Elisabeth Rarius, * Kammin 2. 4. 1674, † . . . 1713.

IXf. Carl Bogislav Rarius, * Kammin 3. 4. 1678, † . . . 1709.

IXg. Friedrich Rarius, * Kammin 10. 10. 1682, † . . .

D. Sippe Schmalvogel.

Xa. Johann Georg Schmalvogel[19]), Preuß. Feldprediger, * Kammin 18. 4. 1693, † Stargard i. Pom. 6. 1. 1722.

Xb. Christina Sophia Schmalvogel, * Kammin 23. 7. 1695, † . . . oo I. Kammin 3. 7. 1712 mit Valentin Gadebusch, Bürgermeister i. Kammin. oo II. Kammin 5. 3. 1739 mit Gottfried Kintschel, Preuß. Hofrat in Kammin, * . . ., † . . .

Xc. Carl Wilhelm Schmalvogel, Kriegsrat in Berlin, * Kammin 9. 4. 1697, † . . . . 1739. oo . . . Magdalene Cabrits. * . . ., † . . .

Kinder:

1. Christina Maria, * . . ., † . . . 1741.
2. Helene Wilhelmine, * . . . 1736, † . . .
3. Carl Christian, * . . ., † . . . 1739.

Xd. Anna Elisabeth Schmalvogel, * Kammin 18. 4. 1699, † ebd. 14. 4. 1779. oo I. . . . 1723 m. Johann Lucht, Kaufmann in Bergen. * . . ., † . . . oo II. Kammin 29. 7. 1738 mit Friedrich Retzlaff[20]), Kaufmann in Kammin. * ebd. 28. 10. 1715, † Kammin 25. 10. 1772.

2 Söhne zu Kammin geboren:

1. Carl Friedrich, s. XIa. E. Sippe Staude.
2. Johannes, Kaufmann, * 16. 1. 1752, † Brest in Frankr. 22. 8. 1769, begr. Kammin 18. 9. 1769.

Xe. Eggart Bogislav Schmalvogel, Sekretarius in Stettin. * Kammin 6. 9. 1701, † . . .

Xf. Helene Juliane Schmalvogel, * Kammin 9. 11. 1703, begr. Stargard 3. 10. 1790. oo . . . . Christ. Johann Gericke[21]), Pastor in Stargard in Pommern. * Kloxin 10. 1. 1693, † Stargard 20. 7. 1766. (Sohn d. Martin G., Pastor zu Kloxin, * . . ., † Klempin . . . 1706. oo mit Eva Sophie Dorothea Bergmann.)

Kinder:

1. Johanna Dorothea, * Stargard . . . 1729, † . . . oo Daniel Succow, Pastor in Stargard. * das. 7. 7. 1732, † . . . (Sohn d. Brauers Christ. S. oo mit Anna Chr. Hinze.)

   3 Kinder:

   1. Johanna Christina, * . . ., † . . . oo mit Ernst August Sprengel, Pastor zu Bobbin. * Pegelow 2. 11. 1754, † 17. 10. 1834 (Sohn d. Pastor Jakob H. Sp. oo Christine Töllner) 2 Kinder.
   2. Johann Friedrich, Professor i. Stettin, dann Pastor in Wildberg. * Stargard 14. 9. 1764, † Stettin . . 8. 1830. oo Luise Baucke. (6 Kinder: Wilhelmine, Julia, Laura, Hulda, Pauline, Friedr. Alex.)
   3. Johann Carl Ludwig, * . . ., † . . . 1781.

2. Luise Christine, * . . . 1734, † . . .
3. Johann Wilhelm, * . . . 1726, † 1728.
4. Charlotte Sophie, * Stargard 1. 4. 1727, † Stettin 22. 3. 1801. oo Stettin 18. 5. 1745 mit Wilhelm Spalding[22]), Kriegsrat in Stettin. * Stargard 1. 1. 1723, † Stettin 12. 5. 1773. (Sohn des Stabskapitän Wilh. Sp. in Stargard, Bürgerm. ebd. oo Dorothea Sophie Wolff.)

   1. Johann Samuel, Hofrat in Stettin. * Stargard 4. 3. 1746, † . . . oo Berchen 13. 10. 1774 m. Amalie Fleischmann. (1 Sohn: Friedr. Wilhelm.)
   2. Johanna Friederike, * . . ., † vor 1801. oo Joh. Gottlieb Beyer, Kriegsrat zu Küstrin. Tochter: Friederike Charlotte, * . . ., † . . .
   3. Charlotte Henriette, * Stettin 12. 7. 1752, † . . . vor 1801. oo Stettin 9. 6. 1778 Joh. Wilh. Neddermann, Kriegsrat zu Gumbinnen. Sohn: Joh. Wilhelm.
   4. Johanna Wilhelmine, * Stettin 22. 2. 1758, † Berlin 10. 5. 1828. oo Hohenselchow 19. 5. 1789 m. Jul. Eberh. Wilhelm Ernst v. Massow[23]), Wirkl. Geh. Staats- u. Justizminister (Sohn d. Anton v. M., Oberst, * . . . . . , † Steegen 23. 6. 1787. oo mit Catharina Sophie v. Tettau), kinderlos. * Neuguth 11. 4. 1750, † Neuguth 22. 7. 1816.
   5. Johann Carl, Kriegsrat u. Kammerkanzleidirektor in Stettin, * Stettin 15. 12. 1760, † Stettin 4. 4. 1813. oo I. 1787 Charl. Ravenstein, * . . ., † . . . oo II. Stettin 7. 2. 1792 m. Caroline Schädler, * . . . . 1774, † . . . . . 6. 10. 1816. (7 Kinder.)[24])

---

[19]) vgl. Vitae Pomeranorum, Lpr. 34.

[20]) Dessen Eltern: A. B. oo Kammin 7. 11. 1712.

A. Retzlaff, Friedrich, Schiffer i. Kammin 7. 9. 1690, † . . . um 1729/30, dessen Eltern: AA. BB. oo Kammin 20. 10. 1686.

- AA. Retzlaff, Friedrich, Schiffer, * Kammin 27. 11. 1652, † ebd. 20. 11. 1695, dessen Vater: CC.
  - CC. Retzlaff, Michael, Bürger in Kammin, dessen Vater c.
    - c. Retzlaff, Joachim, Pastor in Kammin an St. Nikolai auf dem Berge. Stud. 1575 in Greifswald, gen. i. Kammin 1587 bis 1600. oo 27. 8. 1637 mit . . . (?), dessen Eltern: f. g.
      - f. Retzlaff, Joachim. 1539 Bürger in Kammin. oo.
      - g. Schmiedeberg, Margarethe, † 1582, Tochter d. Dinnies Schm. 1529 Bürger in Kammin, * 1500. oo Margarethe Wolff, Tochter des Martin W. Bürger in Kammin, † 1549. oo Dorothea Barth.
- BB. Schweder, Maria, * Kammin 21. 8. 1654, † ebd. 6. 1. 1709, Tochter d. Christian Schw., Sohn d. Daniel Schw. Bürger in Kammin 1602, † vor 1630. oo Engel Rahn, † nach 1630.

B. Feuermann, Katharina, * Kammin 19. 9. 1695, dessen Eltern: aa. bb.

- aa. Feuermann, Martin, Schlächter, * . . . . , † . . . oo Kammin 8. 10. 1694.
- bb. Schütte, Maria, * . . ., † . . .

[21]) vgl. Moderow. Die evang. Geistlichen etc. S. 425 und 427.

[22]) Stammfolge Spalding hier nur kurze Ausf. Stammfolge. Vgl. Deutsches Geschlechterbuch, Bd. 68, S. 243—360.

[23]) vgl. Jahrbuch des deutschen Adels, Bd. 3, S. 211.

[24]) vgl. Deutsches Geschlechterbuch, Bd. 68, Stammfolge Spalding. Stettiner Hauptst. S. 295.

6. Sophie Dorothea, * Stettin 17. 7. 1763, † ... vor 1789.
7. Johann Alexander, * Stettin 4. 1. 1757, † ebd. 24. 11. 1774.
8. .... (Tochter), * 18. 12. 1755, † ....
9. Joh. Aug. Wilh., * Stettin 15. 1. 1754, † ... (vor 1801).
10. Joh. August, * 11. 5. 1751, † ....

Xg. Regina Dorothea Schmalvogel, * Kammin 9. 9. 1707, † .... 1746. oo ... 10. 7. 1732 m. Joh. Friedrich Hellwig, Pastor in Stettin, * ebd. 6. 11. 1705, † ebd. 19. 1. 1769. (Sohn d. Johann H. Skabinäus des Stadtgerichtes u. Hofger. Advok. in Stettin. oo Anna Christ. Freyberg.)

Sohn:
Samuel Friedrich H. b. Accisedirektion in Berlin, * Stettin 5. 5. 1701, † ... oo ... Gunnien.

Tochter:
Charlotte Dorothea, * ... 25. 2. 1768, † ... oo ... Weiß, * ..., † ...

Sohn:
Luis Weiß, Buchhändler in Stettin, * das. 8. 6. 1797, † ... oo .....

Tochter:
Antonie, * ... 23. 5. 1828, † ... oo ... Rüter, * ..., † ...

Sohn:
Joh. Ludwig, * ... 25. 8. 1855, † ...

E. Sippe Staude.

Rügenscher Ast.

XI a. Carl Friedrich Retzlaff-Staude[25]), Bürgermeister u. Notar in Garz a. Rügen. * Kammin 8. 7. 1739, † Garz 22. 5. 1793. Nahm als 1. Alumnus d. C. v. Staude-Stiftung den Namen und das Wappen Staude am 19. 9. 1748 in Stralsund an und studierte Jura. 1759 in Göttingen, 1761—1765 in Jena u. 1766 in Greifswald, 1768 in Stockholm, 1769 in Lübeck, 1770 als Assessor in Stargard, dann Stralsund u. Bergen. Seit 1782 Bürgermeister in Garz a. Rg. Am 28. 6. 1783 v. Univers. Greifswald z. Notar ernannt[26]). oo in Bergen a. Rg. 23. 5. 1780 mit Johanna, Katharina, Elisabeth Wolter geb. Bergen 19. 5. 1758. † Garz 30. 9. 1828. (Tochter d. Daniel Wolter, Inspektor in Bergen. oo Regina Catharina Gierken.)

6 Kinder:
1. Katharina Henriette Staude, * Bergen 30. 3. 1780, † .... oo Garz 25. 11. 1816 m. Joachim Christian Brandner, Bürger u. Schlossermeister i. Garz.
2. Johann Carl, Advokat in Stralsund, * Garz 20. 8. 1782, † Stralsund 7. 5. 1853. 2. Alumnus d. Stiftung. 1785—1802 Gymn. Stralsund. 1801/2 a. Pädagog. i. Ihlefeld. Stud. Jura 1802—1806 i. Greifswald und Göttingen. 1811 z. Notar ernannt. Eigent. d. Hauses Knieperstr. 26[27]), lebte mit Lisette Johanna Muus, * 1803, zusammen, die ihm 3 Kinder schenkte.
   1. Anna Elisabeth in Stralsund get. 14. 2. 1830.
   2. Johann Carl Ludwig in Stralsund get. 22. 3. 1833.
   3. Johanna Franziska in Stralsund get. 17. 6. 1836, † Altefähr 30. 11. 1870. oo .... Friedrich Schütz, Hotelbesitzer Altefähr, * Franzburg 10. 1. 1829, † Altefähr 30. 6. 1861.

      3 Kinder:
      1. Betty * ..., † ...
      2. Martha, * Zarrendorf 10. 9. 1860. oo m. Ferd. Schulze in Berlin, * Zarrendorf 10. 1. 1858.
      3. Anna, * Zarrendorf 31. 8. 1861. oo 17. 3. 1894 Paul Schmidt, Fabrikbes. in Berlin, * Güstrow i. M. 19. 3. 1862.

         3 Kinder:
         1. Fritz, * Charlottenburg 16. 5. 1898, † 31. 7. 1927.
         2. Karl, * ... 27. 9. 1900. oo .... Emmy Seehaver.
         3. Hanna, * Berlin-Friedenau 21. 8. 1903.
3. Johann Bernhard, s. XII a.
4. Carl Friedrich, * Garz 30. 11. 1787, † ebd. 12. 1. 1801.
5. Helene Hedwig, * Garz 26. 3. 1790, † ebd. 22. 10. 1807.
6. Christina Maria, * Garz 2. 10. 1792, † Garz 5. 4. 1826. oo Garz mit Christ. Andreas Brandtner, Bürger u. Maurermeister i. Garz.

XII a. Johann Bernhard Staude, Kaufmann und Ratskämmerer in Garz a. Rg., * Garz 17. 1. 1785, † Hof Wendorf a. Rg. 25. 4. 1865. oo Garz 4. 10. 1810 m. Katharina Sophia Howen, * Mecklenburg 25. 1. 1783, † Garz 10. 3. 1851. (Tochter d. Friedr. Howen. oo Katharina Scharbagen.)

8 Kinder:
1. Johann Carl Theodor, s. XIIIa.
2. Johann Ernst Theodor, s. XIIIb.
3. Christian Moritz Theodor, s. XIIIc.
4. Johanna Maria, * Garz 30. 12. 1816, † ebd. 1890. oo 1851 m. Ernst Sturm, Hauptmann u. Appelationssekretär i. Greifswald.

   3 Kinder:
   1. Gustav, Oberstleutnant, * ..., † ...
   2. Emmy, * ..., † ...
   3. Clara, * ..., † ...
5. Rudolf Friedr. Anton, s. XIII d.
6. Friedr. Gottlob, Farmer i. Wiskonsin i. USA., * Garz 29. 11. 1821, † ... oo ...

   2 Kinder:
   Tochter Helene, * ... oo Hermann Treder, Kaufmann in Amerika.
7. Adolf Carl Heinrich, s. XII e.
8. Gustav Carl, Farmer i. Amerika, * Garz 7. 12. 1827, †

XIII a. Johann Carl Theodor Staude, Fabrikbesitzer u. Bes. v. Kreidewerken i. Preseke a. Rügen, * Garz 30. 3. 1811, † Preseke 30. 7. 1876. oo Stralsund 23. 3. 1837 m. Gustava Emilie Hoßfeld, * Stralsund 9. 9. 1814, † Garz 29. 9. 1885.

5 Kinder zu Stralsund geboren:
1. Bertha Emilie, * Stralsund 11. 8. 1838, † Wolgast 9. 1872. oo Garz a. Rg. 12. 1. 1860 m. Christ. Friedr. Ferd. Eichmann, Pastor zu Landow, * Wolgast 22. 9. 1831, † .... 31. 5. 1902. (Sohn d. Joh. Jul. Ferd. E. Kleidermacher z. Wolgast. oo Marie Elis. Diebenow.)

   5 Kinder:
   1. Paul, Gewerberat, * Landow 28. 2. 1861.

---

[25]) vgl. Camminer Genealogien. Auf Grund d. Rückensch. Manuskriptes zusammengest. v. C. Staude, Zoppot 1926. Genealogie Retzlaff-Staude, S. 37.
— Christ. Ketelhoets Blut in den Nachkommen des Bürgermeisters und Notars Carl Friedrich Retzlaff-Staude. Stralsund. Ztg. Nr. 29. Stralsund 19. 7. 1925 von Curt Staude.

[26]) Original-Urkunde d. Univ. Greifswald, sowie Original-Briefe und -Schreiben Retzlaff-Staude's im Besitze des Verfassers i. Fam.-Archiv Staude, darunter 1 Hauskaufurkunde.

[27]) Urkunde d. Hausverkaufes u. versch. Briefe i. Fam.-Archiv Staude.

oo Culm a. W. 4. 1895 m. Olga Peters, * 25. 3. 1874, † Stolp 11. 10. 1917. (4 Kinder.)
2. Hans, Oberst a. D., * Landow 20. 3. 1862. oo Berlin 1895 m. Else Laube, * 13. 2. 1871. (2 Kinder.)
3. Elisabeth, * Landow 4. 3. 1863. oo Krösslin m. Dr. Evert, Zahnarzt. (2. Kinder.)
4. Marie, Stiftsdame, * Landow 9. 2. 1864, † Steglitz . . .
5. Friedrich, Ingenieur, * Landow 7. 2. 1871.

2. Clara Antonie Marie, * 13. 3. 1840, † . . .
3. Hulda Laura Caroline, * 27. 6. 1842, † . . .
4. Gustava Georgine Caroline Ottilie, * 10. 1. 1844, † Düsseldorf 14. 4. 1920. oo Landow 1870 m. Wilh. Jul. Adolf Hellmar, Gutsbesitzer a. Bondarve a. Gotland, * Trebbin 18. 11. 1832, † Düsseldorf 9. 9. 1916. (Sohn d. Wilhelm H., Justizamtmann i. Trebbin, oo Auguste Seeger.)
13 Kinder:
1. Hilda, * Gut Bondarve 20. 8. 1871.
2. Emil, * Gut Bondarve 26. 8. 1872, † 9. 4. 1930, Werkmeister. oo Düsseldorf m. Sophie Frohne, * Soest (Westf.) . . . . (7 Kinder.)
3. Alfred, Kaufmann, * Gut Bondarve 8. 9. 1873. oo Düsseldorf m. Elisabeth Groth, * Lübeck 26. 8. 1885.
4. Maria, * Gut Bondarve 14. 10. 1874, † Breslau 29. 9. 1878.
5. . . , * Gut Bondarve 1875, † . . . . 1875.
6. Axel, Kaufmann, * Gut Bondarve 15. 10. 1876. oo Holz b. Hochneukirch 22. 8. 1906 m. Maria Huppertz, * Holz 25. 4. 1882.
2 Kinder:
1. Kurt, * Holz 5. 9. 1907, † ebd. 13. 10. 1907.
2. Helmut, * 17. 9. 1920.
7. (Totgeburt), * Breslau 1877, † ebd.
8. Anna, * Breslau 21. 7. 1878, † Altendorf 4. 11. 1881.
9. Gustav, * Altendorf-Essen 26. 9. 1879, † ebd. 19. 5. 1880.
10. Johanna, * Altendorf-Essen 30. 10. 1880, † 18. 12. 1880.
11. Otto, Ingenieur, * Altendorf-Essen 31. 10. 1881.
12. Hugo, Kaufmann, Altendorf-Essen 29. 6. 1883.
13. Martha, * Altendorf-Essen 16. 7. 1884. oo Düsseldorf m. Otto Weber, * 3. 8. 1877. (1 Sohn.)
5. Hilde Cecilie Gertrud, * 28. 4. 1847, † Stockholm 2. 12. 1886. oo 1873 Theodor Firnhaber, Landwirt, * Peine i. Hann. 28. 4. 1834, † Halle 20. 11. 1915. (6 Kinder.)

XIII b. Johann Ernst Theodor Staude, Gutsbesitzer a. Klein-Wendorf a. Rg., * Garz 4. 12. 1812, † München 12. 7. 1898, begr. Halle a. S. oo Garz 9. 7. 1841 m. Carol. Luise Wilh. Burmeister, * Jahnkow 28. 11. 1819, † Halle a. S. 13. 12. 1892.
Sohn zu Klein-Wendorf geboren:

XIV a. Gustav Bernhard Staude, Geh. Regierungsrat, Oberbürgermeister in Halle a. S., Mitglied d. Herrenhauses, * 26. 6. 1843, † Halle 15. 2. 1909 [28]). Von 1853—59 Gymn. Stralsund. 1859—1868 a. Pädagogium Putbus. 1863 Abiturium. Stud. i. Berlin u. Heidelberg Jura. 24. 10. 1866 Amtsgericht i. Stralsund. 23. 3. 1872 Gr. Staatsprüfung. 16. 3. 1873 Syndikus i. Liegnitz. 7. 11. 1874—31. 3. 1881 Bürgermeister i. Hamm i. Westf. 4. 4. 1881—31. 3. 1882 als II., 1. 4. 1882—1. 4. 1906 als I. Bürgerm. i. Halle. 16. 9. 1883 z. Oberbürgermeister ernannt. Inh. d. Roten Adlerorden IV., Kronenorden III., Ritterkreuz I. Kl. u. d. Sächs. Ernest.-Hausordens. oo Breslau i. Schl. 9. 6. 1872 m. Auguste Charl. Hellmar, * Trebbin 6. 6. 1843, † Halle 13. 4. 1912. (Tochter d. Eduard H., Justizrat, * Breslau 15. 2. 1793, † Breslau 22. 3. 1871. oo Wilh. Friederike Hagen, * Trebbin 26. 3. 1819, † Köln 23. 6. 1894.)
3 Kinder:
1. Alfred Hans Theodor, s. XV a.
2. Georg Karl Gustav, Vizekonsul in Yokohama und Tientsin, seit 1912 Landesrat in Merseburg. Dr. jur. * Liegnitz 14. 2. 1874. (Unvermählt.) Besuchte das Gymn. Stralsund. Stud. d. Jura in Genf, London, Barcelona, Halle u. Moskau. Prom. Univers. Erlangen 27. 7. 1900 zum Dr. jur. Militärdienstzeit im Füs.-Regt. Nr. 36 in Halle. Kriegszeit 1914—1918 Hauptmann im Res.-Inf.-Rgt. Nr. 231. Eis. Kreuz II. u. I. Kl. Frontkämpfer-Ehrenkreuz [28]).
3. Hans Carl Eduard, s. XV b.

XIII c. Christian Moritz Theodor Staude, Gutsbesitzer in Plüggentin a. Rg., * Garz a. Rg. 15. 1. 1815, † Kronhorst i. Pom. 10. 10. 1886. oo Putbus a. Rg. 5. 11. 1847 m. Marie Friederike Auguste Müller, * Muskau i. Schl. 12. 2. 1825, † Rambin 1. 3. 1899. (Tochter d. Friedr. Wilh. M., Kaufmann in Putbus [29]), * Potsdam 13. 1. 1783, † Putbus 10. 12. 1870. oo Henriette Charlotte Köper, * Bärwalde i. Neum. 29. 12. 1802, † Putbus 13. 8. 1858 [T. d. Gottfried K., Quartiermeister i. Rgt. Katte, * . . ., † . . . oo Marie Eleonore Ulfert].)
9 Kinder:
1. Albert Carl, Landwirt u. Postagent, Molkereibes. i. Rambin a. Rg., * Samtens a. Rg. 19. 1. 1850, † Rambin 15. 2. 1914. Unverm.
2. Anna, * Putbus 22. 8. 1852, † Stralsund 2. 10. 1916. oo Kronhorst i. Pom. 22. 11. 1888 m. Wilh. Tiedemann, Kaufmann i. Stralsund. * Swantow a. Rg. 15. 9. 1842, † Stralsund 11. 7. 1904 (ohne Kinder).
3. Karl Rudolph Berthold, s. XIV b.
4. Johanna, * Samtens . . ., † . . .
5. Elisabeth Martha, * Samtens 9. 2. 1857, † Bergen 7. 2. 1933. oo Samtens 4. 7. 1876 m. Fritz Siebenlist, Kgl. Hegemeister i. Kronhorst. * Deven b. Demmin 6. 1. 1835, † Stralsund 5. 5. 1919.
2 Kinder:
1. Willy, Oberinspektor a. Kreiskrankenhaus i. Berlin-Brixen, * Kronhorst i. Pom. 5. 4. 1879, † Berlin 23. 8. 1924. oo Berlin . . . mit Gertrud Gottschalk. * Gnesen 27. 9. 18 . . .
2 Kinder:
1. Horst, * Berlin 6. 4. 1919.
2. Ilse Marie, * Berlin 21. 8. 1921.
2. Gertrud, * Kronhorst 25. 1. 1891. oo Stralsund 19. 9. 1919 m. Bruno Wieck, Oberrentmeister i. Bergen a. Rg., * Putbus 26. 7. 1890.
2 Kinder:
1. Klaus Ulrich, * Stralsund 14. 12. 1922.
2. Gerda, * Stralsund 28. 7. 1927.
6. Marie, * . . ., † . . .

---

[28]) vgl. 1. H. A. L. Degener: Wer ist's? Unsere Zeitgenossen, 2. Jahrg. 1906. S. 1147. — 2. IX. Ausg, 1928. S. 1505 u. X. Ausg. 1935. S. 1536.

[29]) dessen Eltern: oo Potsdam 29. 7. 1768. AA. BB.
AA. Müller, Joh. Georg. Fischer i. Potsdam, * 1725, † . . ., dessen Vater Georg M.
BB. Knitter, Regina Christina, * 1748. Tochter d. Johann Kn., Schulmeister i. Eichow.

7. Hugo Erich Lorenz Friedrich, s. XIV c.
8. Alice Marie Johanna, * Samtens 3. 2. 1861, † Stralsund 11. 12. 1934. oo Rambin 25. 7. 1893 m. Otto Müller, Kaufmann i. Stralsund. * Loitz i. Pom. 26. 8. 1856, Inh. d. Holz- u. Kohlenhandlung A. Tiedemann Nachf. i. Stralsund.
1 Tochter:
Annemarie, * Stralsund 5. 9. 1899. oo Stralsund 12. 11. 1920 m. Herbert Benner, Kaufmann i. Stralsund, * Grottkau i. Schl. 2. 9. 1896.
2 Kinder i. Stralsund geboren:
1. Hans Georg * 28. 11. 1922.
2. Inge, * 25. 11. 1927.
9. Hans, * . . ., † . . .

XIII d. Rudolf Friedrich Anton Staude, Kaufmann i. Garz a. Rg., * 29. 11. 1819, † Garz 4. 1. 1888. oo um 1856 m. Gustava Sophie Grotjohann, * Garz 28. 7. 1824, † das. 23. 5. 1902.
4 Kinder zu Garz geboren:
1. Olga Bernhardine Ulrike, * Garz 14. 7. 1857, † ebd. 16. 10. 1857.
2. Elisabeth Martha Marie, * Garz 26. 3. 1859, † das. 10. 3. 1922.
3. Bernhard Carl Hermann, s. XIII c.
4. Meta, Hermine, * Garz 4. 1. 1869, † ebd. 7. 9. 1907.

XIII e. Adolf Carl Heinrich Staude, Farmer in U. S. A. Wiskonsin, * Garz 7. 8. 1824, † . . . 28. 2. 1916. oo . . . m. Luise Schenk, * . . ., † . . 8. 1901.
4 Kinder:
1. Edwin Gustav, Ingenieur u. Fabrikbesitzer. Erfinder der „Staude Paper Folding Box Machine", * Watertown, Wiskonsin, U. S. A. 27. 5. 1876. oo Ohio . . . 1906 m. Olive B. Eickhoff (Tochter d. Frederick Eickhoff, Dayton).
2. Rose Emma, * . . . 1. 10. 1867.
3. Clara Auguste, * . . . 17. 4. 1879. oo . . . m. Wilhelm Dietrich Heitmann, * . . .
4. Minnie Marie, * . . . 21. 7. 1870. oo . . . 1891 m. Peter J. Ferguson, Kaufmann.
2 Kinder:
1. Clinton Peter, * . . 23. 3. 1892, † . . 20. 7. 1920.
2. Roy Alexander, * . . . 31. 5. 1894.

XIV b. Carl Rudolf Berthold Staude, Kaufmann u. Spediteur i. Stralsund, * Samtens a. Rg. 17. 11. 1854, † Stralsund 5. 4. 1919. oo Putbus a. Rg. 19. 9. 1882 m. Agnes Rabe, * Putbus 19. 6. 1856, † . . . .
2 Söhne:
1. Clemens Max, Kriminalbeamter i. Berlin, * Lübnitz b. Potsdam 12. 7. 1883. oo Berlin 27. 12. 1912 m. Martha Suchard, * Krexen b. Marienwerder 27. 5. 1889. (Kinderlos.)
2. Alfred Werner Gustav, Spediteur. Inh. d. Fa. Berthold Staude in Stralsund. Reedereibesitzer u. Vertreter der Hamburg-Amerika-Linie, * Neida b. Lohsa 2. 1. 1887. oo Stralsund 22. 12. 1914 m. Margarethe Kellmann, * Stralsund 12. 3. 1887. (Kinderlos.)

XIV c. Hugo Friedrich Erich Lorenz Staude, Apothekenbesitzer in Bautzen, dann Leipzig, * Samtens a. Rg. 14. 3. 1859, † Leipzig 5. 7. 1889. — 1. 1. 1873 — 1. 10. 1878 Alumnus der C. v. Staude-Stiftung, 1878 Einjährigen-Examen, dann Apothekenlehre i. Greifswald u. Wolgast. Studierte 1885—86 in Halle Pharmacie u. Chemie. Diente im Inf.-Rgt. 36 sein Jahr ab und war dann als Apotheker in Spandau, Halle, Arnstadt. Sehr musikalisch und zeichnerisch veranlagt. oo Arnstadt 25. 9. 1888 m. Clara Marie Elise Klavehn, * Erfurt 10. 12. 1866. (Tochter des Carl August Klavehn[30]), Kaufmann u. Fabrikbesitzer, * Potsdam 22. 6. 1820, † Erfurt 6. 4. 1882. oo Weißensee 31. 5. 1852 mit Sophie Wenzel[31]),

[30]) dessen Eltern: 2. 3. oo Berlin (Garnisonkirche) 12. 7. 1819.

2. Klavehn, Joh. Christian Konrad, Steueramts-Rendant in Neuhaldensleben, * Süplingen 14. 5. 1792, † Rudolstadt 21. 5. 1866, dessen Eltern: 4. 5. oo Süplingen 27. 11. 1781.
1. Klavehn, Joh. Andreas, Bauer i. Süplingen, * ebd. 10. 6. 1755, † Althaldensleben 21. 3. 1829, dessen Eltern: 8. 9. oo 25. 7. 1748.
8. Klavehn, Joachim, Bauer in Süplingen, * ebd. 12. 1. 1720, † ebd. 29. 3. 1795, dessen Eltern: 16. 17.
16. Klavehn, Andreas II, Bauer, * Süplingen 19. 10. 1689, † ebd. 5. 7. 1772, dessen Eltern: 32. 33. oo Gersdorf 12. 9. 1680.
32. Klavehn, Andreas I, Bauer, * . . . 1650, † um 1718, dessen Vater: 64.
64. Klavehn, Hans, Bauer, * um 1600, † um 1662.
33. Hintze, Margarethe, * um 1656, † Süplingen 8. 1. 1740.
17. Schnell, Margarethe, * . . . 1692, † Süplingen 5. 4. 1731.
9. Peters, Anna Dorothea, * 1723, † Althaldensleben 8. 4. 1810, deren Vater: Peters, Zimmermeister i. Hörsungen.
5. Braumann, Marie Dorothea, * Süplingen 1. 3. 1757, † Althaldensleben 15. 1. 1828, deren Eltern: 10. 11. oo 19. 11. 1739.
10. Braumann, Johann Andreas, Bauer zu Süplingen, * Loitsche 29. 11. 1717, † Süplingen 25. 1. 1785, dessen Eltern: 20. 21. oo 1704.
20. Braumann, Jürgen David, Gerichtsschulze zu Loitsche, * ebd. 4. 7. 1678, † . . . 3. 3. 1740, dessen Eltern: 40. 41. oo 1676.
40. Braumann, Hans, Gerichtsschulze i. Loitsche, * 1645, † . . . 29. 7. 1708, dessen Eltern: 80. 81.
80. Braumann, Hans, * um 1611, † Loitsche 19. 1. 1679, Ackermann.
81. Dreyers, Margarethe, * 1614, † . . . um 1682.
41. Deneke, Elisab., * 1655, † . . . 1696.
21. Heinrichs, Dorothea Elisabeth, * 1685, † 1722.
11. Helmcke, Johanna Sophia, * um 1720, † . . . 1797, deren Vater: Hans Helmcke, Erbschulze zu Süplingen.
3. Zebger, Karoline Wilhelmine, * Berlin 16. 9. 1797, † Rudolstadt 8. 2. 1874, deren Eltern: 6. 7. oo Berlin (Soph.-Kirche) 28. 4. 1793.
6. Zebger, Carl Samuel, Musselinfabrikant, * um 1765. oo
7. Peters, Anna Sophia, * Berlin um 1770.

[31]) deren Eltern: 2. 3. oo Ziegenrück 27. 1. 1830.

2. Wenzel, Johann, Dr. med. Sanitätsrat, * in Rüstungen 17. 5. 1798, † Weißensee 9. 12. 1858, dessen Eltern: 4. 5.
4. Wenzel, Joh. Karl, Schulze in Rüstungen, * 3. 4. 1758, † Rüstungen 5. 2. 1814.
5. Aschoff, Christine, * . . ., † Rüstungen, 26. 3. 1824.
3. Weber, Friederike, * Duderstadt 27. 1.

* Ziegenrück 16. 8. 1830, † Arnstadt 30. 6. 1906.)
Sohn zu Leipzig geboren:
Curt, s. XV c.

XV a. Alfred Hans Theodor Staude, Apothekenbesitzer, dann Direktor d. Rhein-Serum-Ges. Köln a. Rh., * Liegnitz 4. 3. 1873. Alumnus d. C. v. Staude-Stiftung. Gymn. Stralsund, dann Apothekengehilfe in Schweiz, Beirut und Kairo. Nach Staatsexamen und Studium an Univers. Marburg Apothekenbes. i. Kastell am Rhein, Oberapotheker d. Res. Eis. Kreuz II. u. Frontkämpfer-Ehrenkreuz. oo Mühlhausen 9. 6. 1900 m. Helene Vockerodt, * Mühlhausen 16. 12. 1877.
2 Söhne geboren in Kastell a. Rh.:
1. Hans, Landwirt, * 28. 4. 1901. oo Köln a. Rh. 31. 5. 1926 m. Gertrud Lambertz.
2. Georg, Ingenieur, * 11. 4. 1903.

XV b. Hans Carl Eduard Staude, * Hamm i. W. 14. 1. 1875, † Halle 21. 7. 1933. Großkaufmann u. Industrieller i. Port-au-Prince. Besuch d. Gymn., dann Handelsschule i. Oerchy i. Schweiz. Lehrzeit i. Fa. Hoepkens & Co. Hamburg, seit 1895 Gehilfe i. Fa. S. Keitel & Co. Port-au-Prince, dann Teilhaber der Fa. Olsson, Lukas & Co. ebd. Venezol. Orden Kriegs-Verd.-Kreuz. Konsul. oo Port-au-Prince 9. 6. 1900 mit Elsa Rose Tippenhauer, * Port-au-Prince 1. 3. 1875.
2 Söhne in Port-au-Prince geboren:
1. Gustav Gentil, Kaufmann i. New-York, * 17. 8. 1901. oo 29. 5. 1929 m. Constanze Walden Herreshoff.
2. Hans Joachim, Kunstmaler, * 13. 12. 1904. Lebt in Florenz.

XV c. Curt Hugo Willy Staude[32]), * Leipzig 4. 8. 1889. Marineoffizier a. D. Genealoge Heraldiker und Schriftsteller. Besuch d. Gymn. in Culm a. W. u. Danzig. 1907 Eintritt b. Marine. Ausbildung auf Schulschiff Pindos. 13. 6. 1913 Patent z. Schiffsoffizier. Während d. Krieges in Las Palmas, Can. Inf. Nach d. Kriege umgesattelt, zuerst in Bank u. kaufm. Geschäften tätig, dann mit Genealogie beschäftigt. Herausgeber von „Familie und Volk", sippenkundliche Beilage zu „Unser Pommerland" u. Geschichte des Geschlechtes Staude. Mitarbeiter a. Archiv f. Sippenforschung. Verfasser ungezählter familiengeschichtlicher Aufsätze[33]), der Nachfahrentafel d. Magisters Jonas Staude und Bearbeiter der Stralsunder und Camminer Genealogien. Maler vieler Aquarellbilder und Wappen. Eintritt in die NSDAP. 1. 3. 1931. oo Zoppot 29. 4. 1922 m. Frida Elvire Marie Robitzki, * Döhlau O.-Pr. 2. 12. 1895. Während der Krieges an der Ostfront als Rote-Kreuz-Schwester. Inhaberin der Roten Kreuz-Med. III. und Ehrenkreuz.

1805, † Erfurt 16. 2. 1872, deren Eltern: 6. 7. oo Tschirnau i. Schl. 22. 9. 1802.

{ 6. Weber, Joh. Jakob, Kreiskassenkontrolleur, * ca. 1774, † . . .
{ 7. Handtke, Johanna, * ca. 1778, † . . .

[32]) vgl. Wer ist's? Degeners Zeitgenossen-Lexikon. IX. Ausg. 1928. S. 1505. — Geschichte des Geschlechtes Staude. Zoppot 1925 u. 1935. S. 150—163. — Kürschners Literatur-Kalender. 1934. S. 809.

[33]) Deutsche Sippenforschung m. Sippenschaftsliste d. Kinder Inamarie, Ingrid, Roswitha und Nortrud Staude. Stettin 1934. Von C. Staude.

Die Stimme des Blutes. Ahnengemeinschaft v. Humboldt, Uhland, Killinger, Göring, Staude. „Unser Pommerland". Stettin 1934.

(Tochter d. Ferdinand Robitzki[34]), Rittergutsbesitzer, * Hagenau Opr. 8. 4. 1849, † Zoppot 2. 5. 1923. oo Pfarrsfeldchen Opr. 13. 10. 1891 m. Marie Lietke[35]), * ebd. 4. 7. 1859.
Kinder:
1. Inamarie Friederike, * Danzig-Langfuhr 7. 4. 1923.
2. Ingrid Frieda Sophie, * Danzig-Langfuhr 9. 5. 1927.
3. Roswitha Christiane Irmtraut, * Zoppot 10. 2. 1930.
4. Nortrud Adelinde Marie Ferdinande, * Zoppot 26. 9. 1935.

---

[34]) dess. Eltern: 2. 3. oo Locken b. Osterode 17. 11. 1842.

2. Robitzki, Friedrich, Bauer, * Hagenau 26. 9. 1816, † ebd. 17. 12. 1852, dessen Eltern: 4. 5. oo Hagenau 18. 7. 1816.
4. Robitzki, Gottfried, Krüger i. Hagenau, * ebd. 13. 6. 1789, † Hagenau 10. 9. 1839, dessen Eltern: 8. 9. oo Hagenau 2. 11. 1780.
8. Robitzki, Gottfried, Hufenwirt in Hagenau, * 5. 3. 1755, † . . ., dessen Eltern: 16. 17. oo Hagenau 11. 5. 1744.
16. Robitzki, Johannes, Gastwirt, * Hagenau 5. 3. 1716, † . . . nach 1773, dessen Eltern: 32. 33. oo Hagenau 18. 10. 1712.
{ 32. Robitzki, Johannes, Hufenwirt, * um 1680—85, † Hagenau 13. 8. 1737. oo . . . .
{ 33. Lidd, Catharina, * Hagenau 1685, begr. Hagenau 16. 10. 1753.
17. Teuchert, Sarah, * Hagenau 11. 1. 1725, † ebd. 13. 4. 1764, deren Eltern: 34. 35. oo Hagenau 25. 10. 1714.
{ 34. Teuchert, Christoff, Hufenwirt, * . . ., † Hagenau 16. 1. 1734.
{ 35. Kühnapfel, Katharina, * Hagenau 1695, † ebd. 14. 2. 1773.
9. Hantel, Sarah, * Hagenau 3. 7. 1751, † . . ., deren Eltern: 18. 19. oo Hagenau 7. 7. 1740.
18. Hantel, Christoph, Schulze in Hagenau, * ebd. 22. 10. 1715, † ebd. 5. 2. 1760, dessen Eltern: 36. 37. oo vor 1712.
{ 36. Hantel, Georg, Schulze in Hagenau, * . . ., † ebd. 28. 7. 1732.
{ 37. Braun, Dorothea, * Hagenau 1677, begr. ebd. 19. 1. 1755.
19. Kozicky, Charlotte, * . . ., † . . . (Deren Eltern: Johann Kozicky, Schulmeister, * Hagenau 1686, † ebd. 18. 1. 1760. oo mit Dorothea Zablocky, * . . ., † Hagenau 9. 3. 1755.)
5. Hantel, Sarah, * Hagenau 25. 8. 1797, † ebd. 28. 11. 1839, deren Eltern: 10. 11. oo Hagenau 11. 11. 1779.
{ 10. Hantel, Daniel, Hufenwirt in Hagenau, * 13. 1. 1754, † . ., dess. Eltern: 18. 19.
{ 11. Robitzki, Sarah, * Hagenau 20. 5. 1752, deren Eltern: 16. 17.
3. Neumann, Dorothea, * Kämmersdorf 23. 5. 1820, † Hagenau 13. 12. 1852, deren Eltern: 6. 7. oo Locken Opr. 29. 11. 1810.
{ 6. Neumann, Christian, Bauer, * Kämmersdorf 1. 10. 1781, † . . ., dessen Eltern: 12. 13. oo Locken 14. 11. 1775.

XIV d. Bernhard Carl Hermann Staude, * Garz 13. 7. 1860, † Greifswald. Kaufmann ebenda. oo Greifswald 6. 3. 1891 m. Marie Clara Mathilde Melms, * Plötzmin b. Schneidemühl 1. 2. 1863.
8 Kinder, geboren in Greifswald:

1. Otto Gustav Emil, Studienrat, * 14. 2. 1892. 1914—1916 im Felde, Inf.-Rgt. 149. 1915 z. Leutn. befördert d. Inf.-Rgts. 219. 1916 i. L. I. Rgt. 37. E. K. II. u. I. Kl. 28. 8. 1916 Arm amputiert. Stud. in Greifswald.
2. Paul Carl Wilhelm, Kaufmann, * 2. 8. 1893.
3. Alfred Ernst Hermann, * 23. 12. 1894, gef. Verdun 11. 5. 1916.
4. Hugo Adolf Robert, * 27. 4. 1896, † ebd. 24. 12. 1896.
5. Bruno Theodor Friedrich, * 9. 10. 1897, † Leipzig 1. 4. 1916.
6. Walter Ludwig, * 17. 12. 1898, † Greifswald 1. 2. 1901.
7. Nora Katharina, * 11. 1. 1901, † Greifswald 10. 6. 1901.
8. Elli Katharina, * 11. 1. 1901.

Anhang.

Die Familienstiftung Christian von Staudes

Christian v. Staude (vgl. VII a. 3.) errichtete am 8. 5. 1717 in Rosenberg bei Stockholm eine Familienstiftung. In seinem umfangreichen Testamente (26 Paragraphen) bestimmte er, daß von seinem Vermögen 7000 Reichsthaler für seine väterlichen und 5000 Reichsthaler für seine mütterlichen Verwandten zu Studienzwecken verwendet würden, mit der Bestimmung, daß von jeder Familie, der Staudeschen und der Illiesschen, stets je einer die Zinsen genießen sollte von seinen ersten Jahren an bis zu seiner Niederlassung, eine Bestimmung, welche später dahin begrenzt wurde, daß der Zinsgenuß nur erfolgt von der Vollendung des 7. bis höchstens zur Vollendung des 30. Lebensjahres. Somit sollten die Staude die Zinsen von 7000 Th., also 350 Th., die Illies die Zinsen von 5000 Th., also 250 Th., erhalten, die übrigen 2000 Th. bestimmte er zum Nutzen seiner Vaterstadt Stralsund als Stiftung für Stadtkinder.



St. Nikolai zu Stralsund.

Zu dem Staudeschen Stipendium berief Christian die männlichen Nachkommen seiner Tante Emerentia (vgl. VI a. 5.) aus der Ehe mit dem Praepositus M. Adam Rubach aus Cammin, mit der allen Stipendiaten obliegenden Verpflichtung, Namen und Wappen Staude anzunehmen und Jura oder Theologie zu studieren. Hierzu sagt der Stifter: „Im Fall die von denen Söhnen gedachter Vaterschwester abkommende Männliche ermangeln sollten, so sollen die von denen Töchtern besagter Vaterschwester herstammende Männliche successive Linie nach Linie mittels Aufnehmung und Führung des Namens und Wapens der Stauden in den Genieß dieser Zinsen treten." (§ 5.) Nach dem Tode der Schwester Christians, Agnes Dorothea kamen die Bestimmungen in Kraft, und am 19. 9. 1748 wurde zum ersten Alumnus Carl Friedrich Retzlaff berufen, der fortan den Namen und das Wappen Staude führte und bestimmungsgemäß Jura studierte (vgl. XI a.).

Zu dem Illiesschen Stipendium berief der Stifter die männlichen Descendenten der drei Brüder seiner Mutter, Jürgen, Jakob und Daniel Illies, die nach der Ordnung der drei Linien im Genusse alternieren sollten (§§ 5 und 6). Das Stadtstipendium sollte zwischen den Söhnen der Mitglieder des Rates des geistlichen Ministeriums und Bürgerschaftlichen Kollegiums alternieren, allen aber der Sohn des Gymnasialdirektors vorgehen.

Zur Verwaltung ist ein Kuratorium eingesetzt, das aus 2 rechtsgelehrten Ratsmitgliedern, 2 Mitgliedern des geistlichen Ministeriums und 2 rechtsgelehrten Mitgliedern des Bürgerschaftlichen Kollegiums und dem Direktor des Gymnasiums zu bestehen hat. Die Kassen- und Rechnungsführung besorgt die Stadthauptkasse Stralsund. Bezüglich der Verwaltung sind am 15. 2. 1892 besondere Verfügungen erlassen.

---

12. Neumann, Martin, Bauer, * Kämmersdorf 15. 11. 1744, † Locken 1. 3. 1808, dessen Eltern: 24. 25. oo Locken 21. 11. 1741.
    24. Neumann, Martin, Bauer, * Kämmersdorf vor 1714, † Locken 21. 1. 1759.
    25. Kleinschmidt, Barbara, * Kämmersdorf Pfingsten 1719, † Locken 20. 4. 1774.
13. Harjes, Christina, * Moldsen 24. 3. 1754, † Locken 27. 5. 1787.

7. Biber, Caroline, * Brückendorf Opr. 10. 11. 1780, † . . . (Deren Eltern: Jakob Biber, Bauer, * 1735, † Locken 22. 7. 1807. oo Locken 14. 11. 1765 mit Anna Tolksdorf, * Locken 25. 3. 1784, † Locken 30. 8. 1746).

35) deren Eltern: 2. 3. oo Woritten Opr. 10. 4. 1851.

2. Lietke, Johann Peter, Gutsbesitzer, * Pillau 6. 4. 1826, † Pfarrsfeldchen 2. 8. 1892, dessen Eltern: 4. 5. oo Pillau 17. 12. 1822.
    4. Lietke, Jakob, Kapitän, * Pillau 17. 12. 1798, † . . .
    5. Claashen, Anne Marie, * Pillau 28. 5. 1802, † . . .
3. Riensberg, Emilie, * Dietrichsdorf 15. 7. 1823, † Mohrungen 20. 6. 1900, deren Eltern: 6. 7. oo Gnesen 1819.
6. Riensberg, Heinrich, Gutspächter, * Rügenwalde 21. 4. 1891, † Woritten 5. 7. 1872, dessen Eltern: 12. 13. oo Hammerstein 6. 1. 1784.
    12. Riensberg, Johann Friedrich, Kaufmann, * in Rügenwalde 23. 2. 1753, † ebd. 14. 9. 1802. (Weitere Ahnen Riensberg in Die Ahnen der Geschwister Inamarie, Ingrid, Roswitha und Nortrud Staude v. E. Staude. 1935.)
    13. Traeder, Dorothea, * . . . 1763, † . . . 1. 3. 1815.
7. Rhau, Sophie Henriette, * Burg 14. 6. 1789, † Woritten 3. 1. 1860.

Wie ich meine Ahnen fand

Von Eberhard Borgmann, Kolberg

Lust und Liebe gehört zur Familienforschung. Beides findet sich bald, wenn man selbst den Spuren seiner Ahnen nachgehen kann. In Ostpommern, insbesondere in der Kolberger und Kösliner Gegend, ist das auch heute noch nicht allzu schwierig, selbst wenn man keinen amtlichen Ausweis besitzt. Standes- und Pfarrämter lassen einen, wenn man sein Anliegen in gehöriger Form vorträgt, oft noch persönlich Einblick in die Register nehmen oder erteilen auf schriftliche Anfrage nach kurzer Zeit bereitwilligst Auskunft oder geben Hinweise auf weitere Forschungsmöglichkeiten.

Für den Einheimischen, dessen Eltern nicht erst von weiter her zugewandert sind, bietet die unmittelbare Forschung auch in sachlicher Hinsicht gute Erfolgsaussichten, gleichgültig ob seine Wiege in einer der zahlreichen kleinen Provinzstädte oder auf dem flachen Lande gestanden hat. Denn Stadt- und Landbevölkerung sind in weitgehendem Maße miteinander verwandt und verschwägert. Auch der Städter, der von Landwirtschaft nicht mehr viel versteht und sich vielleicht einbildet, von jeher in der Stadt ansässig gewesen zu sein, wird sicher noch heute nicht allzu entfernte Verwandte auf dem Lande haben, von deren Dasein er erst bei der Ermittlung seiner arischen Abstammung erfährt. Bei der Ahnensuche wird er erstaunt sein, wie schnell die Spur die Stadt verläßt und in gute bäuerliche Verhältnisse zurückführt. Das findet man, abgesehen von den jüngeren ausgesprochenen Landstädten, auch in einer seit langem als unbedingt städtisch anzusprechenden Siedlung wie Kolberg. Die Wechselbeziehungen zwischen Stadt und Land führen dabei zuweilen zu interessanten Ergebnissen.

Der Pommer unserer Kolberger Gegend ist seit jeher in erster Linie Bauer gewesen und hat seine heimatliche Scholle nur aufgegeben, wenn er durch äußere Einflüsse dazu gezwungen wurde. Die alten Bauerngeschlechter, die schon vor 1700 in ihren Dörfern saßen, sind meist auch heute dort noch anzutreffen. Man braucht nur an die Marten, Henke, Firzlaff, Schwerdtfeger, Heidemann, Strehlow, Pape, Stieg und Rackow zu denken. Kriege und rote Ruhr haben unter ihnen im 18. Jahrhundert gewütet; jahrzehntelang starben ihnen die Kinder an Krämpfen unter den Händen weg. Aber es steckte so viel gesunder Lebenswille in diesen Menschen, daß die wenigen aus der Familie, die oft nur übrig blieben, der alten Ueberlieferung treu blieben, ihr Land weiter beackerten und ihrer zahlreichen Nachkommenschaft hinterließen. So haben wir gefunden, daß z. B. ein Zerniner Bauernhof, auf dem vor 1750 eine vielköpfige blühende Familie saß, nach den Jahren der roten Ruhr völlig ausgestorben ist; ein einziger Sohn, der sich vorher in den Degower Schulzenhof eingeheiratet hatte, bleibt übrig; von seinen acht Kindern sind heute weit verzweigte Einzelfamilien in der Kolberger Gegend und im übrigen Pommern sowie den andern preußischen Provinzen anzutreffen. In den Kirchenbüchern von Degow und Zernin bei Kolberg sind in rund 2½ Jahrhunderten allein weit über 500 Martens geboren.

Der älteste Sohn nannte sich nach dem Vater Bauer, sobald er den Hof übernahm. Die andern Brüder waren die Instleute oder, wie sie später genannt wurden, die Einlieger. Hatten sie ein eigenes Anwesen, nannten sie sich wohl auch Kossäten, späterhin Büdner. Wen das Land überhaupt nicht mehr ernährte, der wurde Handwerker. Um 1800 ist fast in jeder dieser Sippen eine Schneiderfamilie anzutreffen. Andere gingen in die nächste Kreisstadt und wurden dort Handwerker oder siedelten sich als Ackerbürger in den Vorstädten an. Erst um 1900 setzt eine größere Abwanderung nach dem übrigen Reich oder nach dem gelobten Lande, nach Nordamerika, ein. Gegenüber dem Kinderreichtum der früheren Generationen in den Dörfern, gleich ob auf dem Freischulzenhof oder im Büdnerkaten, geht der städtische Enkel nur zu bald zum zweifelhaften Zweikindersystem über. Eine Mittelstellung nimmt der städtische Ackerbürger ein. Man erkennt den Weg vom Land zur Stadt. Aber er ist früher zuweilen auch umgekehrt gegangen. Kolberger Bürger haben sich um 1500 in den umliegenden Dörfern angekauft, so daß heute oft nicht mehr einwandfrei festzustellen ist, ob die Marten, Pape, Henke u. a. bei ihrer Einwanderung aus dem Reich, insbesondere der Magdeburger Gegend, erst als Kaufleute oder Handwerker in die alte Hansestadt oder gleich als Siedler aufs Land gegangen sind und von dort aus erst später die Stadt aufgesucht haben.

Von großem Interesse für die persönliche Forschung sind die dörflichen Kirchenbücher. Zur gleichen Zeit haben wir in ihnen wesentlich genauere und persönlichere Angaben gefunden als z. B. in Burg bei Magdeburg. Es ist aber auch sicherer, selbst in ihnen nachzulesen. Um 1700 pflegen die Eltern ihren Kindern nur einen Vornamen zu geben, und zwar denjenigen, den Vater, Großvater oder andere nahestehende Verwandte schon getragen haben oder noch tragen. Starb ein Stammhalter jung, dann bekam der nächste Sohn denselben Namen. So kann es vorkommen, daß zur selben Zeit vier oder mehr Christians oder Peters, Hinrichs oder Michels, Barbes, Thrines oder Phies (Sophie) auftauchen. Schreibt man dann dem Pastor, man bäte um die Geburtsurkunde von seinem Ururgroßvater Christian Marten, der

um 1760 als Sohn von einem Peter Marten geboren sein solle, so kommt entweder der Bescheid, daß zu dieser Zeit mehrere Peter Marten Kinder des gesuchten Namens hätten, oder es kommt vielleicht auch vor, daß der Pastor den ersten Peter, den er findet, herausschreibt, in dem Glauben, es sei der rechte. Um aus solcher oft verwirrenden Fülle von „Ahnenbewerbern" den passenden herauszufinden, muß man dann an Ort und Stelle jede einzelne in Frage kommende Beurkundung, auch in den Konfirmandenregistern, eingehend prüfen und mit den andern vergleichen. Wir konnten dabei sehr schnell finden, daß der seinerzeitige Betreuer der Kirchenbücher sehr wohl zwischen den Familien gleichen Namens zu unterscheiden wußte, auch wenn er bei den Geburten den Namen der Mutter diskret verschweigt. Der eine ist dann der Bauer Christian Marten am Ende, der zweite der Bauer Christian Marten in der Mitte, der dritte heißt schließlich nur Cossät Christian Marten. Heiratet jemand zum zweiten Mal, so wird mit fast hundertprozentiger Sicherheit vor seinem Namen ein unscheinbares „vid." (viduus, vidua, Witwer, Witwe) oder „separirt" (geschieden) zu finden sein. Wichtige Hinweise für die Forschung bieten die in unserer Gegend recht ausführlichen Patenvermerke. Während in der Stadt als Paten, Gevattern oder Taufzeugen oft an erster Stelle Honoratioren, gute Bekannte und getreue Nachbarn auftreten, sind auf dem Lande in den Bauernfamilien fast ausnahmslos die Verwandten und Versippten unter den Taufzeugen zu finden. Man muß sich freilich bei der Auswertung dieser Patenangaben mangels anderer Quellen hüten, in jedem Namensträger gleich den Großvater sehen zu wollen. Taucht in einem Dorfe der gesuchte Name nur vereinzelt auf, so suche man in der Heimat der Paten weiter, deren Herkunftsort regelmäßig vermerkt sein wird. Ist es in unserer Gegend doch so, daß in dem einzelnen Dorf einige wenige Familien „dominieren", und daß die weniger häufig auftretenden Namen dann in den Nachbardörfern die vorherrschenden sind. Aus den Pateneintragungen wird auf diese Weise oft auch der Herkunftsort der Mutter des Kindes zu ersehen sein. Schließlich lassen sich aus diesen Angaben bei einer Gesamtbetrachtung auch sonstige Schlüsse auf das Verwandtschaftsverhältnis ziehen.

Manchmal gibt es auch beim Pastor noch andere Quellen. Das sind die alten Heiratskonsense, die die Brautleute in gewissen Fällen von der kirchlichen Obrigkeit zur Eheschließung beibringen mußten, und auf die meist in den Registern verwiesen wird. Neben mündlichen Ueberlieferungen und Erzählungen alter Dorfleute geben die Hofakten insbesondere über die Zeit um 1750 wertvolle Aufschlüsse über den Hof und seine Bewohner. Diese Akten sind zum großen Teil auch heute noch nicht an die staatlichen Archive abgeliefert, sondern liegen beim Amtsvorsteher oder Bürgermeister.

Eine wichtige örtliche Quelle scheint mir noch wenig ausgeschöpft zu sein. Das sind die alten Akten bei den Amtsgerichten und Landgerichten. Die noch nicht weggelegten Grundakten gehen freilich regelmäßig nur bis etwa 1830 zurück, in die Zeit der Rezesse über die Aufteilung von gutsherrlichem oder fiskalischem Besitz oder über die Verteilung der letzten Reste der alten dörflichen Allmende an Weiden und Holzungen. Man muß sich dann schon der etwas staubigen Mühe unterziehen, die Aktenkammer auf dem Boden oder im Keller systematisch zu durchstöbern. Dort liegen die weggelegten Vorbände noch im Gebrauch befindlicher Grundakten sowie geschlossene Grundakten, ferner vor allem Testamente und Erbrezeßakten. Die letzteren sind dickleibige Bände, in denen nach dem Tode eines Bauern oder Bürgers die testamentarischen oder gesetzlichen Erben auftreten und sich über den Nachlaß mit mehr oder weniger Einmütigkeit und Erfolg auseinandersetzen. Die Testamente sind meist aus dem 18. und dem Anfang des 19. Jahrhunderts. Es braucht keiner Angst vor der vermutlichen Unleserlichkeit dieser Dokumente zu haben. Die Schrift ist oft wesentlich deutlicher als im 19. Jahrhundert, als die Menschen modernes Tempo zu spüren bekamen, aber noch keine Schreibmaschine hatten. Ferner kann man regelmäßig auch die alten Landbücher und Hypothekenbücher, die Vorläufer der heutigen Grundbücher, und neben diesen Registern die dazu gehörigen Beiakten finden. In ihnen steckt eine Fülle von interessantem Material; gehen sie doch fast durchweg bis zu den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts zurück und bringen in Anlagen oft Abschriften von Sentenzen (Rechtssprüchen), Contracten (Verträgen) und andern Urkunden, die in noch ältere Zeiten zurückführen. In einem Falle waren in einer Grundakte von Alt-Bork bei Kolberg Abschriften von im 13. Jahrhundert aufgesetzten lateinischen Urkunden über städtischen Grunderwerb zu entdecken. Freilich bringen diese Beiakten den Ahnenforscher bürgerlichen Namens kaum weiter, weil nur Angelegenheiten der meist adligen Besitzer behandelt werden. Diese können dafür zuweilen sogar schon fertige Stammbaumzeichnungen in den Akten finden. Aus Kapitels- und Kämmereidörfern sind aber auch Verhandlungen der bäuerlichen Wirte, Erb- und Grenzstreitigkeiten, Taxen und Kaufverträge vorhanden. Letztere vor allem sind in besonderen Akten, den sogen. Obligationenbüchern, enthalten. Diese waren in erster Linie wohl für die rechtsgeschäftlichen Angelegenheiten der Bürger gedacht, doch sind zuweilen auch Bauern zur Aufnahme eines Protokolls zum Stadt- oder Kapitelsrichter gekommen.

Die Forschung in diesen Gerichtsakten ist von besonderem Interesse deshalb, weil sich in ihnen die Ahnen zumindest durch drei Kreuze bei der eigenhändigen Unterzeichnung verewigt haben.

Schließlich ist die Ahnenforschung im 19. Jahrhundert beim Amtsgericht dadurch besonders erleichtert, daß dort die Kirchenbuchduplikate des ganzen Gerichtsbezirks (mit Ausnahme der Stadt selbst) bis 1794 aufbewahrt werden. Allerdings ist bei diesen beglaubigten Abschriften zuweilen etwas Vorsicht angebracht. Abgesehen von unwesentlichen Ungenauigkeiten kommen auch grobe Unrichtigkeiten vor, wenn z. B. im Heiratsregister der Bräutigam Bathke statt Rathke und die Braut Knop statt Keske heißt. Diese Unstimmigkeit war durch eine Rückfrage beim Pfarramt leicht festzustellen.

Ich glaube gezeigt zu haben, daß es durchaus bei uns noch nicht notwendig ist, wegen jedes einzelnen Ahnen gleich hilfesuchend an das zuständige Pfarramt oder das Staatsarchiv zu schreiben, ganz abgesehen von der Kostspieligkeit solcher Anfragen. Dazu kommt der besondere Reiz der persönlichen Forschung.

Anmerkung: Wer sucht noch nach dem Namen Marten?

Was mittelalterliche Stadtbücher zu berichten wissen

Von Dr. Peter Pooth, Stralsund

Manche pommerschen Städte können sich des Besitzes mittelalterlicher Stadtbücher erfreuen, aber nur vereinzelte vermögen es, diese geschichtlich so außerordentlich wertvollen Urkunden in lückenloser oder fast lückenloser Reihe heute noch aufzuweisen[1]). Stralsund, eine Stadt, deren mittelalterliche Bedeutung sich auch durch eine reiche Entwicklung des Stadtbuchwesens bekundet, ist nun in der beneidenswerten Lage, einen solch einzigartigen Handschriftenschatz nahezu vollständig zu besitzen. Die Reihe der Stadtbücher beginnt mit dem Jahre 1270 und die der Bürgerbücher mit 1319. Ihren hohen Wert für geschichtliche Forschungsarbeiten jeglicher Richtung hat man frühzeitig erkannt; sowohl das erste Bürgerbuch als auch die beiden ersten Stadtbücher haben ihre Bearbeitung erfahren, und es liegen uns die Bürgerlisten vom Jahre 1319 bis 1348 sowie die Aufzeichnungen der Stadtbücher für die Zeit von 1270 bis 1342 gedruckt und für jedermann zugänglich vor[2]).

Was uns die Bürgerbücher vermelden, geht schon aus ihrer Benennung hervor. Sie enthalten die Namen derjenigen Personen, welche in einer gewissen, angegebenen Zeitspanne den Bürgereid geleistet haben und wer ihnen bei dieser Handlung als Bürge gedient. Nicht so einfach liegen die Verhältnisse bei den Stadtbüchern. Ihr Inhalt betrifft so viel verschiedenartige Vorkommnisse aus dem Geschehen des inneren Lebens im mittelalterlichen Stralsund, daß ein paar erläuternde Worte angebracht sein dürften. Was die Entstehung dieser Stadtbücher angeht, so hat man sich keinesfalls vorzustellen, daß seiner Zeit ein dickes gebundenes Buch genommen wurde, auf dessen Pergamentblättern nun die Eintragungen nacheinander Platz fanden, sondern es sind mehrere einzelne Hefte, jedes für einen anderen Zweck, geführt worden, die dann später zu einem Buche vereinigt wurden. In einem dieser Sonderhefte wurden rechtsgeschäftliche Erklärungen vor dem Rat eingetragen, in einem anderen fanden Schuldsachen Platz. In einem dritten Heft faßte man die Verfestungen zusammen, und als man schließlich all diese Hefte zu einem Bande vereinigte, fügte man noch zwei Einnahmeregister hinzu. Aus dieser Art der Entstehung des ersten Stadtbuches finden auch die Unterabteilungen des Buches, so wie sie damals getroffen wurden, ihre zwanglose Erklärung. Das zweite Stadtbuch, das die Zeitspanne von 1310 bis 1342 umfaßt, enthält drei Unterteilungen, von denen die ersten beiden Hypothekenbestellungen und -auflassungen betreffen, also als eine Art Vorläufer unserer heutigen Grundbücher zu betrachten wären. Der dritte und letzte Teil ist Angelegenheiten öffentlich rechtlichen Inhaltes gewidmet. Abgefaßt sind diese Bücher durchweg in lateinischer Sprache, nur in einigen Fällen hat man sich des Niederdeutschen bedient.

Aus diesen Andeutungen geht schon hervor, welch wichtiges, schier nie versiegendes Quellenmaterial uns mit diesen Stadtbüchern zur Verfügung steht, Quellen, aus denen Forscher wie ein Dinnies, Brandenburg, Fabricius und Fock fraglos geschöpft haben[3]). Eine all-

[1]) Vergl. Balt. Studien 46, S. 45 ff.

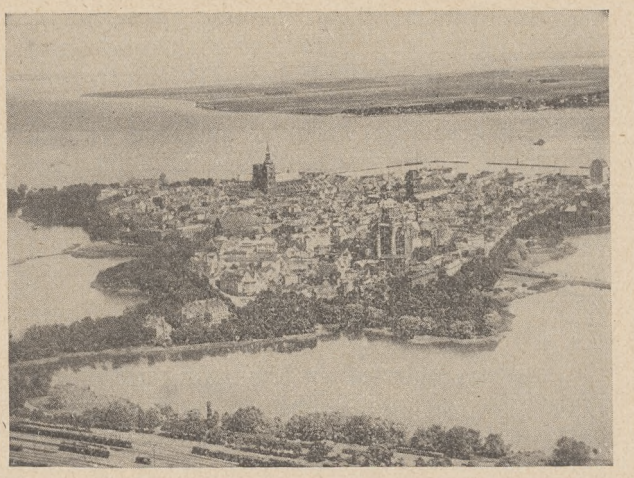
[2]) R. Ebeling. Das älteste Stralsunder Bürgerbuch 1319—1348, Stettin 1926. — F. Fabricius. Das älteste Stralsunder Stadtbuch 1270—1310, Berlin 1872. — R. Ebeling. Das zweite Stralsunder Stadtbuch 1310—1342. Stralsund 1903. Das gleichfalls im Druck vorliegende 1310 beginnende „Verfestungsbuch" (liber de proscriptis) ist im vorliegenden Aufsatz nicht in den Kreis der Betrachtung gezogen worden.

[3]) J. A. Dinnies war ein um die Stralsunder Geschichtsforschung sehr verdienter Bürgermeister des 18. Jahrhunderts. Vergl. sein Lebensbild von Cursch-mann, Pommersche Jahrbücher 1934. — Arnold Brandenburg. Geschichte des Magistrats der Stadt Stralsund 1837. — C. G. Fabricius. Urkunden zur Geschichte des Fürstentums Rügen, 1842. — Otto Fock. Rügensch-Stralsundische Geschichten, 1861—1872.

tägliche Lektüre bilden die Originale dieser Stadtbücher nun zwar nicht, ihre Entzifferung ist vielfach recht schwierig, und wir dürfen uns daher freuen, wenigstens drei dieser kostbaren Urkundensammlungen sauber gedruckt verfügbar zu haben. Besonders vielseitig gestaltet sich die Benutzung dieser drei Ausgaben dadurch, daß ihnen sorgsam ausgeführte Register beigegeben sind, von denen das erste die Namen, das zweite die Berufe zusammenfaßt. Es folgt ein topographisches Register, und ein Wort- und Sachregister bildet den Beschluß.

Der ernsthafte Geschichtsforscher kann der mittelalterlichen Stadtbücher nicht mehr entraten. Was sie ihm alles zu berichten wissen, auf wieviel Fragen sie ihm bündige Antwort geben können, was er bei sinngemäßer Ausdeutung des Wortlautes der Eintragungen alles aus ihnen herauszulesen vermag, das geht ins Ungemessene. Die nachfolgenden Ausführungen sollen nun dartun, daß es unter anderem auch möglich ist, Persönlichkeiten, deren Lebensumstände aus dem einen oder anderen Grunde wissenswert erscheinen, ziemlich genau wieder erstehen zu lassen, ja sogar deren Familienverhältnisse in gewissem Umfang enthüllen zu können. Dies ist nun nichts anderes als eine Familienforschung, wenn sie sich auch in solchen Zeiten bewegt, in welche der heutige Familienforscher nur in vereinzelten Fällen hineinzudringen vermag. Mit Absicht sind die Beispiele so gewählt, daß keine weiteren Hülfsmittel als die beiden gedruckt vorliegenden Stralsunder Stadtbücher in Anwendung kommen, sich demnach innerhalb der Zeitspanne von 1270 bis 1342 bewegen. Anderseits sind sie für den vorliegenden Zweck nicht als besonders geeignet aufgestellt worden, sondern es sind Fragen, welche sich im Lauf anderweitiger Geschichtsforschung ergaben, und wenn sie auch für die Entwicklung der jeweiligen Hauptaufgabe nur nebensächliche Bedeutung besaßen, doch noch genügend Teilnahme erregten, um ihrer Lösung nachzugehen.

Zur Bekämpfung des Aussatzes, jener im Mittelalter sehr verbreiteten ansteckenden Krankheit, hatte man wie allerorts auch in Stralsund zu dem einzig vorbeugenden Mittel greifen müssen, die Erkrankten außerhalb der Stadtmauern zu verweisen. Es entstand ein unter stadtbehördlicher Aufsicht stehendes Leprosenheim (Aussätzigenheim), das den Namen „St. Jürgen am Strande" führte und in welches als erster urkundlich nachweisbarer Insasse ein „gewisser Johannes" unter Zahlung eines Eintrittsgeldes aufgenommen wurde[4]). Stadtbucheintragungen berichten fernerhin nun, daß der Sohn eines Johannes Crans im Hospital



Stralsund aus der Vogelschau.
(Fliegeraufnahme) Archiv

weile[5]), und da weiter ein Johannes Crans, der auch vielfach den Beinamen „Senior" trägt, dem St. Jürgenheime erhebliche Zuwendungen macht[6]), dürfte es nicht zweifelhaft erscheinen, in dem „gewissen Johannes" den Sohn des Johannes Crans senior zu erblicken. Dieser Johannes Crans senior nun, der, wie spätere Eintragungen ergeben, niemand anders war als der Bürgermeister Crans, besaß außer diesem kranken Sohn auch Töchter, und zwar mindestens zwei, denn er schließt Rechtsgeschäfte mit zwei Schwiegersöhnen, dem Johannes de Gnoyen und dem Johannes Sachtelevent ab[7]). Zwar kommt noch ein dritter Schwiegersohn mit Namen Mauricius[8]) in späteren Jahren vor, doch scheint dieser eine der inzwischen zur Witwe gewordenen beiden Töchter geheiratet zu haben. Die Gattin des Johannes Crans führte den Namen Aleydis (Aldeheydis) und überlebte ihren Mann, da sie in den Jahren 1338 und 1339 Rechtsgeschäfte abwickelte, bei denen sie als „relicta Johannes Cranzi" auftrat[9]). Da Crans im Jahre 1333 noch lebt[10]), eine Stadtbucheintragung aus 1334 jedoch von einer Vikarie des verstorbenen Johannes Crans spricht[11]), muß der Tod dieses Mannes zwischen diese beiden Ereignisse anzusetzen sein. Etwa anderthalb Jahrzehnt vorher trat Crans als Vormund der Witwe Margaretha, Gattin des verstorbenen Nikolaus Crans, auf[12]), und wenn auch der Beweis dafür nicht zu bringen ist, liegt die Vermutung nahe, daß dieser Nikolaus, der übrigens auch einen Sohn Johannes hinterließ, ein Bruder des Johannes Crans,

[4]) P. Pooth. Das Kloster St. Jürgen am Strande zu Stralsund. Balt. Studien N. F. 36, S. 60 ff.

[5]) Erstes Stadtbuch, IV. 23 und 166.
[6]) Erstes Stadtbuch, II. 241, 246. III. 345.
[7]) Erstes Stadtbuch, III. 237. Zweites Stadtbuch, 449, 588.
[8]) Zweites Stadtbuch, 924.
[9]) Zweites Stadtbuch, 1385, 1437.
[10]) Zweites Stadtbuch, 3721.
[11]) Zweites Stadtbuch, 3648.
[12]) Erstes Stadtbuch, V. 105.

des Stralsunder Bürgermeisters, gewesen ist. Die Tatsache, daß Johannes Cranz Bürgermeister war, geht endlich aus einer Eintragung des Jahres 1313 hervor, welche die Namen aller Bürgermeister, darunter auch den seinigen anführt[13]). Der Wortlaut der Stadtbucheintragungen nüchternster Art — es handelt sich fast ausschließlich um Rechtsgeschäfte — gibt dennoch die Möglichkeit, in die Familienverhältnisse des bedauernswerten Johannes, des ersten urkundlich nachweisbaren Insassen des St. Jürgenheimes, Licht zu bringen.

In dem sogenannten Kreuzgang des Stralsunder St. Johannisklosters ist ein alter Grabstein aufgestellt, dessen in einem Kreis ange-



Stralsund: Alter Markt mit Rathaus, dahinter die Nikolaikirche.
Archivaufnahme

ordnete, in Majuskeln ausgeführte Inschrift folgenden Wortlaut hat: „HIC JACET GERTHRUDIS FILIA HERMANIS FUNIFICI". Das Stadtbuch weiß nun mancherlei über diesen Seiler Hermanus aus den Jahren 1312 bis 1342 zu berichten. Nicht nur, daß diese Eintragungen uns darüber unterrichten, daß diese Grabplatte die sterblichen Ueberreste einer vor 600 Jahren verblichenen jungen Stralsunderin deckte, sie geben uns auch Einblick in die Vermögensverhältnisse des Seilers Hermanus. Er gab Hypotheken aus und empfing solche, er hatte Haus- und Grundbesitz am Heilgeistwall, in der Semlowerstraße, in der Langen Straße und an der Stadtmauer am Badentor[14]). Da ist es nicht wunderlich, daß Hermanus im Register des „census arealis" mit der für damalige Zeiten ziemlich beträchtlichen Summe von 50 Mark aufgeführt ist.

In ähnlicher Weise, wie es in Stralsund der Fall war, machte sich auch auf Rügen die Errichtung eines Aussätzigenheimes erforderlich. Es führte nach dem Ort, bei welchem es lag, den Namen „St. Jürgen vor Rambin" und war von dem Stralsunder Bürger Gottfried von Wickede im Jahre 1334 gegründet worden. Diese Stiftung war äußerst großzügig, sie bezog sich nicht nur auf die erforderlichen Baulichkeiten einschließlich eines — heute noch vorhandenen — Gotteshauses, sondern Gottfried von Wickede trug auch für die Erhaltung dieses Anwesens durch Bereithaltung der nötigen Geldmittel weitblickend Sorge. Er bestimmte die Einkünfte von Gütern aus der nächsten Nähe des Aussätzigenheimes zu dessen Bewirtschaftung und stellte sogar dessen Verwaltung testamentarisch auf lange Sicht sicher[15]). Eine derartige Stiftung konnte sich jedoch nur ein recht vermögender Mann leisten, und das Studium der Stadtbucheintragungen bestätigt dann auch in vollem Umfange, daß die geldliche Kraft des Gottfried von Wickede recht beträchtlich gewesen sein muß. Innerhalb einer kurzen Zeitspanne war Gottfried von Wickede an nicht weniger als 13 teilweise recht bedeutenden Grundstück- und Häuserübertragungen und Hypothekengeschäften beteiligt. Man gewinnt fast den Eindruck, als ob dieser Mann den Häuser- und Grundstückshandel sowie Hypothekengeschäfte gewerbsmäßig betrieben hat[16]). Rügenschen Rittern gab er gegen Verpfändung von Gutseinkünften oder gar der Güter selbst Darlehen, legte aber als geschäftstüchtiger und scharfer Kaufmann, sobald einer seiner Schuldner in Rückstand war, Hand auf das Pfandobjekt. In seinen alten Tagen mag er sich dann auf sein Christentum besonnen haben und machte — um sein Seelenheil besorgt — dann die allerdings anerkennenswert großzügige Stiftung.

Namen, welche es wert wären, der Vergangenheit entrissen zu werden, enthalten die drei Beispiele nicht, denn die vorliegenden Zeilen verfolgten nicht den Zweck, ein Stückchen Geschichte aufzurollen. Auch dürfte es sehr unwahrscheinlich sein, daß eine neuzeitliche Familienforschung bis auf jene Tage zurückgreifen sollte und sich zufälligerweise der Ergebnisse des ein oder anderen Beispiels bedienen könnte. Von drei Männern aber, einem Bürgermeister, einem Kaufmann und einem Handwerksmeister aus den ersten Jahrzehnten des vierzehnten Jahrhunderts konnten die Lebensumstände unter Zuhilfenahme der Stadtbücher eine Nachzeichnung erfahren, und was bei diesen dreien möglich war, das dürfte bei vielen anderen gleichfalls gelingen.

[13]) Zweites Stadtbuch, 3628.

[14]) Zweites Stadtbuch, 187, 1643, 1703, 2519, 3278, 3413.

[15]) Zweites Stadtbuch, 3680, 3681, 3682.

[16]) Zweites Stadtbuch, 441, 499, 763, 764, 775, 874, 927, 1142, 1159, 1275, 1892, 2029, 2819.

Die schottische Kompagnie in Greifswald 1590—1676

Von San.-Rat Dr. Martin Bethe, Stettin

Stralsund und Greifswald sind die pommerschen Städte, die am frühesten Handelsbeziehungen zu Schottland nachweisbar sind. Schon im Anfang des 14. Jahrhunderts werden beide Städte als wichtige Handelsplätze und Einfuhrhäfen für schottische Waren genannt[1]). Vereinzelt mögen schottische Kaufleute sich schon damals und im 15. Jahrhundert in diesen Städten für kürzere oder längere Zeit niedergelassen und Handel getrieben haben. Doch fehlt darüber sichere Kunde. Größere Mengen dieser Fremdlinge kamen jedenfalls erst im 16. Jahrhundert, nach und infolge der Reformation, ins Land und zwar jetzt nicht nur vorübergehend, sondern zu dauerndem Aufenthalt. Sie waren aus ihrem Vaterland geflohen, um den dauernden politischen und religiösen Wirren zu entgehen, die namentlich unter der Regierung Jakob V. und seiner Tochter Maria Stuart Schottland heimsuchten. Als Protestanten suchten sie Schutz und Zuflucht in religionsverwandten Ländern, besonders in Schweden, Preußen und Pommern. Daß sie in letzterem sich Städten zuwandten, mit denen ihr Heimatland durch langdauernde Handelsbeziehungen verbunden war, scheint weiter nicht verwunderlich. Tatsächlich lassen sich auch gerade in Stralsund und Greifswald während dieser Zeit weitaus die meisten Schotten nachweisen. Daß diese Gemeinden ihrer Niederlassung dort sowie der Erwerbung des Bürgerrechts, wenigstens zunächst, im Gegensatz zu andern Städten keinen Widerstand entgegensetzten, mag als weiterer Anziehungspunkt für die Schotten dazugekommen sein. Freilich zahlen mußten sie auch hier für das Bürgerrecht erheblich, oft bis zu dem Zehnfachen des für Einheimische üblichen Satzes. In den Greifswalder Bürgerlisten findet sich der Zusatz „scotus" zum ersten Mal bei einem Namen im Jahr 1567. Es ist das ein Mann Namens Wilhelm Vorseide, der in Wirklichkeit Forsyth hieß. Schon aus dieser einen Eintragung kann man ersehen, in welcher Weise die schottischen Namen verändert und oft bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt wurden. Sie wurden eben rein nach dem Gehör niedergeschrieben und später durch den Volksmund in eine Form gebracht, die entweder einem schon vorkommenden Namen ähnelte oder einem Begriff entsprach, unter dem der gemeine Mann sich etwas vorstellen konnte. So wird aus Ankroft = Anker, aus Bruce = Brusse oder Prüsse, aus Duncan = Duncker, aus Fife = Pfeiffe, aus Erskine = Erske oder Esche, aus Jack = Schack, aus Lindsay = Linse[9]) usw. Auch willkürliche Namensänderungen von Seiten der Eingewanderten selbst wurden manchmal vorgenommen. So nannte sich Alexander Hepburn, ein Bruder des James Hepburn Graf von Bothwell, des Gemahls der Maria Stuart, in Stargard, wo er sich 1582 niederließ, Hebron. Die Mitglieder einer schottischen Familie Herkeß verwandelten ihren Namen in Herkleß und zuletzt in Herkules. Man sieht also, ganz ungeheuerliche, grotesk anmutende Umwandlungen der Namen kamen vor, so daß es oft sehr schwer, wenn nicht unmöglich ist, aus dem Namen allein auf die schottische Abstammung zu schließen. Dazu kommt, daß eine Reihe von Namen bei beiden Völkern gleich oder sehr ähnlich lautet z. B. Müller — Miller, Schmidt — Smith u. a.

Aber auch schon vor 1567 finden sich in der Bürgerliste Namen ohne den Zusatz „Schotte" oder „scotus", deren Träger unzweifelhaft Schotten gewesen sind oder deren schottische Herkunft aus andern Quellen bezeugt ist. Wieder andere, sogar solche die in Greifswald eine gewisse Rolle spielten, sind garnicht Bürger geworden.

Als sichere Schotten in Greifswald lassen sich aus den Bürgerlisten und aus andern Quellen folgende feststellen:

Die vorgenannten Jahreszahlen bedeuten das erste Auftreten des Genannten, die in Klammern beigefügten Namen die richtigen schottischen Namen.

1577	Richard Alm (Allan)	1627	Albrecht Grigge (Greig)
1567	Wilm Alm (Allan)	1642	Walter Grigge
1624	Klaus Adriansen	1618	Hans Herculis (Herkeß)
1567	Hans Anker (Ankroft)	1656	Hans Herkules jun.
1617	Michael Anker	1652	Johann Hutzen (Hudson)
1567	Wilm Anker	1613	Wilhelm Hutzen
1588	Zander Barkelei (Barclay)	1624	Alexander Kinthor
1573	Jakob Beuer (Boyes?)	1624	Heinrich Laurentz (Lawrence)
1567	Jakob Bolter (Butler?)	1536	Hillebrand Lader (Leeder?)
1611	David Brusse (Bruce)	1580	Hans Levensthon (Livingstone)
1590	Hinrik Dick	1616	Wolter Linse (Lindsay)
1593	Sander Drißdell (?)	1622	Hans Möle, Möller (Miller)
1555	Hans Duncker (Duncan)	1590	Nikolaus Möller
1562	Martin Duncker	1592	Hans Möller sen.
1610	Johann von Elsen (Elliton?)	1622	Peter Möller
1591	Thomas Elitzon	1616	Jürgen Möller
1598	Wolter Esche (Erskine)	1610	Hans Möringk (Murray)?
1621	Wolter Esche jun.	1589	Markus Möring sen.
1631	Alexander von Erskein	1624	Markus Möringk jun.
1620	Walter Findlay	1636	Martin Murray
1575	Wilhelm Foraft (Forrest)	1622	Thomas Murray sen.
1567	Jörg Forgaft (Forrest)	1636	Thomas Murray jun.
1570	M. Fürwasse (?)	1622	Wilhelm Murray
1599	David Galle (Gall)	1615	Jakob Nickelson
1580	David Gipson (Gibson)	1563	Lorenz Pattensen (Pattinson)
1666	David Wilhelm Graham	1625	Hinrich Person (Pearson)

1599 Jochim Person
1588 Klaus Person
1614 Jürgen Petri (Petrie)
1593 Wilhelm Petri
1624 Klaus Petersen
1571 David Pfeiffe (Fife)
1575 Jakob Pfeiffe
1590 M. Ramsay
1580 Wilhelm Rublers (Robbertson)
1600 Nikolaus Rouwen (Rowan)
1607 Wilhelm Ruahn (Rowan)
1599 Hans Schipperdt (Shepherd)
1567 Hans Seinkson (?)
1624 Harten Sifert (Seaforth?)
1624 Klaus Sifert
1624 Siverdt Siuertsen
1566 Peter Spercke (Sparke)
1580 Ernst Tompson (Thomson)
1567 Wilhelm Vorseide (Forsyth)
1599 Albrecht Weltß (Wells)
1590 Thomas Witton (Whitton)
1567 Brand Zander (Alexander).

Das sind bis zum Jahre 1600 ungefähr 40 Schotten, die dauernd in Greifswald mit ihren Familien lebten. Sie waren damals fast ausschließlich Krämer oder auch Kaufleute und handelten mit den verschiedensten Dingen, mit kostbaren Stoffen wie Seide, Sammet, guten Tuchen, mit Gewürzen, schottischem Salz, mit Metallen, Fellen, Federn usw. meist im Kleinhandel, einige aber auch im Großhandel. Oft beginnen sie ihre Laufbahn als Hausierer, die mit einem Wägelchen von Dorf zu Dorf ziehen. Durch ihre Abstammung, ihre fremde Sprache und durch ihre Religion (Calvinisten) waren sie auf einander angewiesen und hielten an sich schon zusammen. Um diesen Zusammenschluß noch fester zu gestalten, gründeten die Schotten in Greifswald im Jahre 1590 eine schottische Kompagnie[1]) oder Societät. Die Gründer dieser waren: David Gipson, Hans Levensthon, Ramsay, Hans Witton und Thomas Murray. Der Zweck sollte ein doppelter sein: „Unterhaltung eines guten Vertrauens unter denen von schottischem Geblüt und Abkunft", sowie Sammlung eines Kapitals, von dessen Zinsen „Kirchen, Armenhäusern, und anderen piis locis milde Gaben gegeben werden sollen". Welches aber war nun der eigentliche Zweck dieser Gründung? Die Schotten sagten zwar in ihrer Gründungsurkunde: „Gott zu Ehren, dessen Kirche und armen, notleidenden Leuten zum Besten". Ich bezweifle nicht, daß sie dieses Vorhaben auch ausgeführt haben, denn die Aeußerungen ihrer Wohltätigkeit sind durch mehrere Schenkungen an Kirchen usw. bezeugt. Aber darum allein hätte es nicht der großartigen Gründung einer Gesellschaft bedurft. Der eigentliche Grund lag auf wirtschaftlichem Gebiet. Kampf mit den einheimischen Kaufleuten und Behörden stand ihnen bevor, das wußten sie aus langen, bitteren Erfahrungen ihrer Landsleute in andern Städten und Ländern. Es galt, rechtzeitig alle Kräfte zusammenzufassen, um mit größerer Macht und mehr Aussicht auf Erfolg Widerstand leisten zu können und dadurch die soziale und wirtschaftliche Stellung der Schotten in Greifswald sowie in ganz Pommern zu sichern. Das erhaltene urkundliche Material ist äußerst gering. Wir besitzen keine Rolle, keine Mitgliederlisten etc. Aber ich halte es, nach Analogie der Verhältnisse in Preußen, wo die „societas gentis scoticae" zu Danzig in drei „fraternitates" geteilt war, die ihre Sitze weit von einander entfernt hatten[8]), für sehr wahrscheinlich, daß auch die schottische Kompagnie zu Greifswald nicht nur die dortigen Schotten zu ihren Mitgliedern zählte, sondern auch die der benachbarten Städte, ja vielleicht sogar die von ganz Vorpommern. Denn auch dort saßen überall Schotten, allerdings in geringerer Zahl (abgesehen von Stralsund). Und diese waren mit den Greifswaldern durch geschäftliche und familiäre Beziehungen verbunden, so die in Stralsund, Wolgast, Demmin und Anklam[2]). Da viele von den Schotten wohlhabend waren, so ergab dieser Zusammenschluß in eine Kompagnie eine Macht, die nicht nur durch die Zahl, sondern auch durch die Geldmittel, die ihr zur Verfügung standen, ein nicht zu verachtender Gegner war.

Sehr bald schon nach ihrer Gründung hatte die schottische Kompagnie Gelegenheit, ihre Kraft zu zeigen. Das Bürgerrecht hatte man den eingewanderten Schotten nicht verweigert wie in vielen andern Städten Pommerns. Jetzt aber sperrte man ihnen den Eintritt in die Kramerkompagnie und erst recht natürlich in die Kaufmannsgilde. „Schotten und Schottenkinder sollen der Kramerkompagnie nicht würdig sein! so steht in unsrer Rolle" sagten die Greifswalder und nahmen die Schotten nicht auf, selbst nicht die bereits Bürger gewordenen. Sie beharrten bei ihrem Standpunkt, auch behördlichen Schlichtungsversuchen gegenüber. Bei der großen Bedeutung, welche die Zugehörigkeit zu dieser Kompagnie im Hinblick auf die kaufmännischen Geschäfte und die soziale Stellung der Schotten hatte, entschloß sich die schottische Gesellschaft, die Sache durchzukämpfen und zur Entscheidung zu bringen. Offenbar in ihrem Auftrage und mit ihren Geldmitteln strengte der schottische Krämer Zander Barklay in seinem Namen einen Prozeß an, führte ihn durch alle Instanzen durch und brachte ihn sogar bis vor das Reichskammergericht in Wetzlar. Zunächst 1591 vor dem Niedergericht in Greifswald beginnend, zog sich dieser Prozeß über ein Jahrzehnt hin, gelangte 1601 vor das Reichskammergericht und war Ende 1602 noch nicht beendet. Ein stattlicher Folioband[3]) enthält zahllose Zeugenverhöre, Briefwechsel mit andern Städten, Schriftsätze von Advokaten, Dupliken und Repliken usw. — aber leider keine richterliche Entscheidung. Mit Leidenschaft werfen die Schotten immer wieder die Frage auf, „ob denn die Schotten Nation und Geburt halber unehrliche Leute, Schelmen und Buben seien, welche in ehrlicher Gesellschaft nicht zu dulden seien? Ob nicht die schottische Nation

ebenso ehrlich sei wie die deutsche?" Der Richterspruch der letzten Instanz fehlt wie gesagt. Vermutlich werden aber die Schotten doch Recht bekommen haben. Denn da sie als Bürger aufgenommen und vereidigt waren, so konnte man ihnen auf die Dauer die Aufnahme in die Zünfte, Kompagnien und Gilden nicht verweigern, selbst nicht mit der Motivierung, daß die Mitgliedschaft nur „Angehörigen deutscher Nation" zu Teil werden dürfe. Denn bei manchen Gelegenheiten betrachtete man diese eingebürgerten Fremdlinge doch als Deutsche, besonders wenn es sich um das Bezahlen handelte. So wurde z. B. von allen in Greifswald wohnenden Schotten die „Türkensteuer" 1593 und 1596 erhoben [4]). Tatsächlich ist es aber in Pommern auch später noch oft vorgekommen, daß erst den in Deutschland geborenen Söhnen, die man also dann als „Angehörige deutscher Nation" betrachtete, das gewährt wurde, was man den Vätern verweigert hatte.

Die schottische Kompagnie war zunftartig organisiert und wurde von Alterleuten geleitet. Ihre Satzungen sind nicht erhalten. Vermutlich aber sind sie den noch vorhandenen der „societas gentis scoticae" in Preußen, die 1616 in Danzig aufgestellt wurden, ähnlich gewesen. In diesen, die 14 Titel mit 80 Nummern enthalten (in lateinischer Sprache) wird das Verhalten der einzelnen Mitglieder zu einander und zu der einheimischen Bevölkerung genau vorgeschrieben. Auf Ehrlichkeit in Handel und Wandel und auf ein gesittetes, ehrbares Verhalten wird großer Wert gelegt und die Uebertretung gerade dieser Vorschriften unter hohe Strafe gestellt. Die Leiter wurden „seniores" genannt, also Altermänner [8]).

Die ersten Alterleute in Greifswald waren die Gründer David Gipson und Hans Levesthon [5]). Ueber die späteren ist wenig bekannt. Aber eine Urkunde vom Montag nach Estomihi 1615 (dies war der Tag der jährlichen Hauptversammlung nach den Satzungen) wird von Hans Leuesten und Wolter Eskyn unterzeichnet. Diese waren also damals die Altermänner. Mit dieser Urkunde verpflichtet sich die schottische Kompagnie, „daß die Stadtschule allhie zu Greifswald zur aufhaltung ihrer Bawet jerlich mit 6 mark sundisch verehrt und begawet werden solle". Also wieder ein Akt der Wohltätigkeit! Die letzten Altermänner waren Prof. Johann Pommeresch und Thomas Murray im Jahr 1676. Ersterer war nur ein Halbschotte, als Sohn des Advokaten Heinrich P. und der Emerentia Levesthon in Wolgast geboren. Solcher Halbschotten, die Mitglieder der Gesellschaft waren, gab es noch mehrere. Einer der einflußreichsten war Prof. Dr. med. Johann Schöner. Er war in Edinburgh am 11. 7. 1597 geboren als Sohn des Leibarztes der Königin von England und Schottland Dr. med. Martin Sch. (aus Thüringen stammend) und der Lukretia Bethon. Er kam 1619 nach Greifswald, promovierte dort und heiratete 1622 Katharina Erskin, Tochter des dortigen schottischen Kaufmanns Walter Erskin. Schöner starb zu Stralsund 19. 4. 1657. Ohne Zweifel gehörten sämtliche in Greifswald wohnende Schotten der Kompagnie an, und ebenso sicher ist es, daß auch die Neuankömmlinge ihr beitraten. Lag es doch in ihrem eigensten Interesse, unter den Schutz dieser so mächtigen und einflußreichen Gesellschaft zu kommen. Denn daß die Mitglieder der Kompagnie sich gegenseitig unterstützten, die neu ankommenden Landsleute, wenn sie arm waren, mit Geld versahen und ihnen in der fremden Umgebung die Wege ebneten, scheint unzweifelhaft. Auch den Behörden gegenüber, die den Schotten scharf auf die Finger sahen und jede Uebertretung der gesetzlichen Bestimmungen mit schweren Strafen ahndeten, nahm die Kompagnie ihre Mitglieder und auch die nur vorübergehend in Greifswald anwesenden Schotten in Schutz. Wie tatkräftig das geschah, zeigt folgender Vorgang: 1624 werden sechs, allem Anschein nach nicht dort wohnende Schotten, Klaus Petersen, Klaus Adriansen, Siverdt Siuertsen, Harten und Klaus Sifert und Heinrich Laurentz in Greifswald „in bestrickung genommen". Sie hatten dort Federn aufgekauft, angeblich um diese Ware „in frembde örter" zu exportieren, „welches den fürstlichen Edikten zuwider läufft". Aber schon sehr bald setzt sich ein gewisser Herr Abraham van Tongerlo sehr lebhaft für die Gefangenen ein, indem er nachweist, daß diese ganz unschuldig seien und daher sogleich aus dem Gefängnis entlassen werden müßten [6]). Ob das wirklich geschehen ist, darüber besagt die Akte nichts. Aber schon der Umstand, daß ein anscheinend hochmögender Herr so bald und so energisch für diese sicher armen und ortsfremden Leute Partei ergreift, läßt darauf schließen, daß er in höherem Auftrage, nämlich in dem der schottischen Kompagnie gehandelt hat. So nahm die Kompagnie zu an Mitgliedern und Wohlhabenheit. 1623 erreichte sie ihre höchste Blüte. Sie war damals in der Lage, ein eigenes Haus in der Fischstraße zu erwerben. Am 20. 11. 1623 kauft Wolter Eschen (Erskin) das „Wohnhaus der Wittwe Hans Langen, bei Hans Zintzowen gelegen mit dem Braugerät und vier Morgen Ackers und einem Garten". Der Käufer „hat bei dem Herrn Bürgermeister auf dem Rathaus deponiert in einer versigelten Buddel bahr 600 Gulden in Reichsthalern, jeden zu 2 fl. gerechnet und 10 Gulden und 15 Schilling Lubsch an Renten und etlichem wenigen kleinen Gelde. Ist gezählt und richtig befunden" [7]). Es blieb aber noch eine Schuld von 700 Gulden. Die Hoffnung der Schotten, diese Schuld bald abtragen zu können, wurde durch die

Kriegswirren vereitelt. Die Besetzung der Stadt mit kaiserlichen Truppen ruinierte diese, Handel und Wandel stockten, die Einkünfte der einzelnen Bürger und auch die der schottischen Kompagnie erlitten erhebliche Einbuße. Auch der Zuzug aus Schottland hörte ganz auf. Das war der Anfang vom Ende. Anschaulich wird in der letzten Urkunde bei der Auflösung der Kompagnie die weitere Entwicklung geschildert[5]). Es wurde „das Haus mit einquartierung beleget und sehr ruiniert, auch die Häuser von beiden seiten gäntzlich hinuntergerissen, dadurch solches sehr geschwächet, und haben also nicht allein die darauf Haftenden unbezahlten Capitalia nicht abgeleget werden können und die Zinsen aufgeschwollen, sondern auch die übrig gebliebenen Membra zur reparation des ruinierten Hauses Mittel auffbringen müssen. Und ob zwar nach dem von Gott erlangten deutschen Frieden jetzt gedachte übrige wenige membra dieser Societät und unter diesen insonderheit Herr Dr. Johannes Schönerus Medicinae Professor auf hiesiger Universität und berühmter Practicus, in Anno 1650 sich höchst angelegen seyn lassen, dieses durch die Krieges-zeiten und tötlichen Hintritt der vorigen Glieder in Abnehmen geratenes Collegium wieder aufzurichten, dahero wir obgenannte beyderseits auff dessen ansuchen membra desselben geworden, auch der weyland Wohlgeborene Hr. Hr. Alexander Freyherr von Erskein, Ihro Königliche Majestät zu Schweden Hochverordneter Kriegs- und Hoffgerichts-Präsident, als ein allschon in Anno 1617 gewordenes Mitglied dieser Societät, zu Abzahlung der darauff haftenden Schulden 100 Rtlr. mildiglich in Anno 1652 dazu verehret, Ich, Dr. Joh. Pommeresch auch im vorigen Jahr das Haus in jährige Miete genommen und darauf in Anno 1656 die Wittingschen Erben, welche ein Capital von 400 Gulden samt fast ad alterum aufgeschwollenen Zinsen darauß zu fordern gehabt, durch einen Vorschuß contentieret, übrige Creditores auch bezahlet, es also von Schulden, außer daß 100 Gulden auß einem Legato von Sehl. David Brüssen darauff, frey gemachet, Ich, Thomas Murray, auch zur Reparation der Mauer ein Ansehnliches angeleihet, und wir beyderseits die Hoffnung gehabt, es würde nunmehro auß der jährlichen Miete des Hauses solche noch übrige Schuld abgetragen werden und also denen piis locis ein gewisses zufließen können, bevorab da E. E. Hochweiser Rath solches durch ein Decretum vom 11. April 1634 von der Einquartierung und bürgerlichen aufflagen eximierte, so ist doch solcher Zweck nicht zu erhalten gewesen."

Kurz und gut, die Kompagnie sah sich 1676 gezwungen, ihr Haus in der Fischstraße, mit dem Ackergrundstück und allem Zubehör zu verkaufen. Der Käufer war Peter Schimmelpfennig, der das Haus für 600 Gulden erstand. Diese Summe wurde der Marienkirche, die der Hilfe und Unterstützung am meisten bedürftig erschien, mit gewissen Verpflichtungen überwiesen. Gleichzeitig löste sich die schottische Kompagnie auf. Ihr Bestehen war zwecklos geworden. Der Zuzug von Schotten nach Greifswald, wie überhaupt nach Pommern, hatte schon längst völlig aufgehört, die wenigen noch in der Stadt befindlichen schottischen Familien waren allmählich in der einheimischen Bevölkerung aufgegangen und hatten ihre schottische Abstammung zwar nicht vergessen, legten aber keinen besonderen Wert mehr auf dieselbe. Sie, die sich noch 1615 mit einem gewissen Stolz als Mitglieder „ehrlicher (= ehrliebender) schottischer Nation" bezeichnet hatten, einer gewissen Vornehmheit nicht ermangelten und ihre Frauen fast stets unter ihren Landsleuten gewählt hatten, hatten später, schon aus wohlverstandenem eigenen Interesse, diesen Standpunkt aufgegeben und Töchter Greifswalder Bürger, mit Vorliebe aus den wohlhabenden und ratsfähigen Familien, geheiratet. Durch diese weise Politik kam ein Teil dieser Fremdlinge in den Rat oder in andere einflußreiche Stellungen. Die Halbschotten Dr. Pommeresch und Dr. Schöner wurden schon genannt. Andere waren Angehörige der Familien Erskine, besonders in der Person des seiner Zeit berühmten schwedischen Staatsrats Alex. Erskine (1593—1656), der Familien Murray, Witton und Herkules, die noch bis über die Mitte des 18. Jahrhunderts hinaus zu den Ratsmitgliedern von Greifswald und Stralsund gehörten. Beigetragen hat zu diesem vielfach zu beobachtenden sozialen Aufstieg der Schotten in ganz Pommern vielleicht der Umstand, daß diese schottischen Einwanderer zum Teil Sprößlinge reicher, alteingesessener Adelsfamilien waren. Aus so mancher ihren Leichenpredigten beigefügten Ahnentafel läßt sich das nachweisen. Die Gründe für die Auswanderung der Abkömmlinge schottischer Adelsgeschlechter lagen nicht nur auf politischem und religiösem, sondern auch auf wirtschaftlichem Gebiet. Denn in dem an sich armen und in den schmalen fruchtbaren Küstengebieten übervölkerten Schottland wurde in den begüterten Adelsfamilien das Erstgeburtsrecht mit äußerster Strenge durchgeführt. Nur der älteste Sohn erbte den gesamten Besitz, die übrigen Söhne gingen leer aus und waren gezwungen, Offiziere in fremden Heeren oder Kaufleute in fremden Ländern zu werden. Hier mußten allerdings letztere die ihnen gewohnten Ansprüche stark herabsetzen, aber durch ihre Tüchtigkeit, Nüchternheit, Sparsamkeit und ihren ausgesprochenen Geschäftssinn gelang es ihnen verhältnismäßig oft, in ziemlich kurzer Zeit zu wohlhabenden Bürgern zu werden. Daß sie ihre erworbenen Gelder

nicht schlecht verwendeten, vielmehr Gemeinsinn bekundeten und Wohltätigkeit in einem für damalige Zeiten auffallenden Maße übten, dafür ist gerade ihr Zusammenschluß in der schottischen Kompagnie, die besonders den Armen und Bedürftigen der Stadt helfen wollte und auch geholfen hat, ein voller Beweis. Die schottische Kompagnie ist, wie ein Autor des 19. Jahrhunderts besonders hervorhebt, ein Segen für die Stadt Greifswald geworden.

Die einst in Greifswald blühenden zahlreichen schottischen Geschlechter haben, mit den genannten vier Ausnahmen, den 30jährigen Krieg nicht überdauert. Die meisten von ihnen sind überhaupt wohl ausgestorben, sicher unter ihrem eigentlichen Namen. Aber ich bin überzeugt, daß ein nicht geringer Teil der heute noch unter uns lebenden Familien mit den Namen Anker, Dunker, Eschen und Eske, Linse, Möring, Persohn, Rubbert, Witte, Zander, um nur einige zu nennen, ursprünglich aus Schottland stammt und auch schottisches Blut in seinen Adern rinnen hat, ohne freilich eine Ahnung davon zu haben. Das im Einzelfall nachzuweisen, wäre eine interessante und auch lohnende Arbeit.

Quellennachweis.

[1]) H. Riemann: Die Schotten in Pommern im 16. und 17. Jahrhundert und ihr Kampf mit den Zünften. (Zeitschrift f. preuß. Gesch. und Landeskunde. Bd. III, S. 517 ff.)

[2]) Bethe: Schotten in Anklam. (Anklamer Heimat-Kalender. 1931. S. 42 ff.)

[3]) Akten des Reichskammergerichts zu Wetzlar. G. No. 79/3282. St.-A. Stettin.

[4]) Ratsarchiv Greifswald. Memorab. Buch 59 und 60.

[5]) Msc. K. K. K. VI. 86. Greifswalder Urkunden. St.-Arch. Stettin.

[6]) Wolgaster Archiv. Tit. 71. No. 14. St.-Arch. Stettin.

[7]) Ratsarchiv Greifswald. Memorab. Buch 17. Stadtbuch. Teil IV.

[8]) Th. A. Fischer: The Scots in Western- and Eastern-Prussia. Edinburgh.

[9]) — The Scots in Germany. Edinburgh 1902.

Von den Kirchenbüchern in Pommern

Von Prof. D. Dr. Martin Wehrmann, Stargard i. P.

In unserm neuen Deutschland wird, wie allgemein bekannt ist, die Familien- und Sippenforschung in einem Umfange betrieben, den sie bisher nicht hatte. Zwar hat man auch früher und zwar schon in vergangenen Jahrhunderten auf diesem Gebiete mit Eifer gearbeitet, aber erst jetzt ist es eine Forderung der Rassenbiologie geworden, daß möglichst jedermann sich mehr als früher um seine Ahnen kümmere und nicht nur ihr Andenken in Ehren halte, sondern auch der Frage nachgehe, aus welchem Blute er entsprossen ist. Es gehört zur Selbsterkenntnis, diese Pflicht nach Möglichkeit zu erfüllen und zum Verständnis der Eigenart seiner Nachkommen zu erforschen, wer die Vorfahren sind und welch geistiges Erbteil von ihnen überkommen ist. Während man früher die Beschäftigung mit der Familiengeschichte oft als eine Liebhaberei oder Spielerei betrachtet hat, bricht sich heute die Erkenntnis Bahn, daß es sich hierbei um eine höchst ernste und wichtige Arbeit handelt. Deshalb leitet man bereits die Jugend an, sich damit zu beschäftigen und den oft recht undeutlichen Spuren nachzugehen. Denn daß dies gelernt sein muß, ist unzweifelhaft.

Bekannt ist es auch, daß zu den wichtigsten Quellen, aus denen man für diese Forschung schöpfen muß, die Kirchenbücher gehören. Fragen wir zunächst, was man darunter zu verstehen hat! Natürlich besitzen oder besaßen wohl alle Kirchen allerlei Bücher, vor allem gedruckte, in ihren großen oder kleinen Bibliotheken. Unter ihnen können sich sehr wohl Schriften befinden, die für die Familiengeschichte von Wichtigkeit sind. Man denke nur an die sogenannten Gelegenheitsschriften, Leichenpredigten, Hochzeitsgedichte, Glückwunschschriften usw., die besonders im 15., 16. und 17. Jahrhundert in großer Menge erschienen. Leider sind die meisten Büchereien, die im Besitze einzelner Kirchen sind, sehr oft ungeordnet, nicht verzeichnet, ja zum Teil in verrottetem Zustande und deshalb schwer benutzbar. Aber nicht von diesen Büchern soll hier die Rede sein. Eher kommen schon in Betracht handschriftliche Verzeichnisse, wie Kirchenrechnungen, Visitationsprotokolle, Vermögensaufstellungen, die nicht selten in der Form von Büchern erhalten sind. Auch sie können für unsere Forschung von Wichtigkeit sein und verdienen sehr wohl eine sorgfältige Beachtung.

Doch wenn wir von Kirchenbüchern sprechen, verstehen wir darunter ganz allgemein die Aufzeichnungen über die Geburten, Heiraten und Todesfälle, oft auch über die Einsegnungen, die von den Pfarrern geführt worden sind. Sie sind in dem Sinne, den wir ihnen beilegen, erst in der Reformationszeit entstanden. Wohl führten auch wohl früher hier und da Geistliche eine Art von Personenregister oder es trugen Mönche in sogenannten Nekrologien Todesfälle von einzelnen Personen ein, die ihrem Kloster irgend welche Wohltaten erwiesen hatten, aber die bisher bekannten ältesten wirklichen Kirchenbücher sind ein Buch in Annaberg von 1498, eins in Frankfurt a. M. von 1512 bis 1518 und eins in Zwickau, das 1522 anfängt. Zuerst scheinen die Schweizer Reformierten Kirchenbücher angelegt zu haben, auch in Frankreich finden sich Spuren einer frühzeitigen Einrichtung von solchen.

In Deutschland aber beginnen sie, wie gesagt, fast ausnahmslos nicht vor den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts. Ob Luther die Anregung dazu gegeben hat, ist nicht sicher. Schon früh sah in einzelnen Ländern die Regierung ein, wie nützlich auch für ihre Zwecke die Anlage solcher Aufzeichnungen sein konnte, und erließ wohl eine Anordnung, daß sie in allen Pfarreien gemacht werden sollten. Doch im allgemeinen blieb es lange eine mehr freiwillige Arbeit der Pfarrer, die oft sehr nachlässig und unvollkommen geleistet wurde. Ebenso unsorgfältig gingen auch viele mit diesen Büchern um, so daß eine große Zahl gerade der älteren nicht nur durch Brand und Verwüstung der Pfarrhäuser, sondern auch durch Nachlässigkeit verloren sind. Erst recht spät hat man strengere Maßregeln ergriffen oder wenigstens angedroht, um die Geistlichen zur Erfüllung der ihnen auferlegten Pflicht anzuhalten. Man erkannte allmählich den hohen Wert der Kirchenbücher. Waren sie doch für lange Zeit die fast einzige Quelle, aus der einiges für die Statistik einzelner Orte zu entnehmen ist. Daß sie für die Familienforschung, die Bevölkerungsbewegung, die Namenforschung usw. reiches Material bieten, sei hier nur ebenso nebenbei bemerkt, wie daß sie auch über den eigentlichen Inhalt hinaus Nachrichten allgemein geschichtlichen oder kulturgeschichtlichen Inhalts bieten.

Um nun auf Pommern zu kommen, so ist zunächst hervorzuheben, daß auch hier in den erhaltenen Nekrologien der Klöster Kolbatz, Marienkron (bei Rügenwalde) und Neuenkamp einzelne Todesfälle verzeichnet sind. Doch haben diese Aufzeichnungen nicht den Charakter von Kirchenbüchern. In den ersten Ordnungen für die Einrichtung der evangelischen Kirche, in der ersten „Kerken-Ordeninge" von 1535 oder der Agende von 1542 sind Bestimmungen über die Anlegung von Registern nicht erhalten. Dagegen wird schon 1541 auf einer Synode in Greifswald bestimmt: „Man soll ein Register halten in allen Pfarrkirchen von denen, die man abkündiget, wer sie sind, ihre Namen und auf welche Zeit". Ebenso beschließt eine Greifswalder Synode von 1551: „Die Pastores sollen auch die Namen der Vertraueten in ein Register schreiben". Diese Vorschriften scheinen aber wenig befolgt zu sein. Wenn wir auch annehmen müssen, daß gar viele verloren sind, so ist es doch immerhin auffallend, daß wir aus dieser ältesten Zeit der evangelischen Kirche nur ein einziges Kirchenbuch in Pommern besitzen; es ist „das Ehebuch der Wolgastischen Pfarrkirche", das mit dem Jahre 1538 beginnt und in der Wolgaster Kirchenbibliothek aufbewahrt wird. Sonst sind noch alt die Trauregister von St. Nikolai in Anklam (1560) und in Grimmen (1565), sowie die drei Register in Werben (Kreis Pyritz) von 1567. Eine neue Verordnung über die Kirchenbücher findet sich in der Agende von 1568: „Die Beichtväter sollen die Zahl der Communicanten fleißig anzeichnen, auf daß am Altar in Austeilung des Sakraments Unrichtigkeit und Aergernis verhütet werden. Auch sollen sie in jedem Kirchspiel in ein sonderlich Buch, welches stets bei der Kirche verbleiben soll, die Namen aller, die sie vertrauen, aufzeichnen mit Vermeldung des Jahres und Tages." Hiernach sind also die Trauregister zuerst gebräuchlich gewesen.

Trotz aller dieser Verordnungen sind die Bücher aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts sehr selten; es sind etwa 20 bis 30 Kirchspiele, für die so alte Register erhalten sind. Erst nach 1600 werden sie häufiger. Denn in den Jahren 1615 und 1616 wurden auf Landtagen Verzeichnisse „derer, so vertrauet, getaufet und begraben worden" allgemein gefordert. Der Herzog Philipp II. erfüllte diesen Wunsch. Bereits in der Bauer- und Schäfer-Ordnung vom 16. Mai 1616 wurde bestimmt, jeder Dorfprediger solle ein besonderes Buch halten, darin er alle Verlöbnisse, Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnisse verzeichne. Unter dem 15. Dezember 1617 erging dann eine ausführliche Verfügung des Fürsten wegen Anlegung von „drei unterschiedlichen Büchern", damit in das eine „alle Personen, so ehelich vertrauet, in das andere alle Kinder, so getauft, in das dritte aber alle Leute, so gestorben, verzeichnet und angeschrieben werden". Die weiteren Ausführungen zeigen, daß man bereits an den Nutzen der Register für statistische Zwecke dachte. Dies Edikt bedeutet die eigentliche Schöpfung unserer Kirchenbücher. Es dauerte freilich, wie es scheint, noch einige Zeit, bis wirklich die Einrichtung überall getroffen wurde. Heute ist die Zahl der 1617 bis 1629 beginnenden Bücher noch sehr gering, aber wer weiß, wie viele in den bald folgenden Kriegsjahren verloren gegangen sind? In zahlreichen Gemeinden waren auch keine Pastoren vorhanden, oder andere waren durch die Nöte der Zeit verhindert, die Namen einzutragen. Ja, in manchen Orten mögen zeitweise überhaupt keine Geburten, Heiraten und Todesfälle vorgekommen sein. Deshalb ist es nicht zu verwundern, wenn etwa vorhandene Register umfangreiche Lücken haben.

Es ist nicht nötig, die Geschichte der Kirchenbücher in Pommern weiter zu verfolgen und auf die einzelnen Bestimmungen einzugehen, die in der Folgezeit über die Anlage und Führung der Bücher ergingen. Gewiß ist oft auf ihren Wert für die Gemeinde und die Allgemeinheit hingewiesen und den Pfarrämtern Sorgfalt in der Führung und Aufbewahrung empfohlen worden. Mußten sie doch bis zum Erlasse des Gesetzes vom 6. Februar

1875 über die Beurkundung des Personenstandes und die Eheschließung als die wichtigsten Quellen und Unterlagen für alle Familienverhältnisse gelten. Ob die notwendige Sorgfalt immer beachtet ist, muß man leider bezweifeln. Denn noch in neuerer Zeit sind Register nicht nur durch Feuer vernichtet, sondern auch durch Fahrlässigkeit zu Grunde gerichtet oder beschädigt worden. Auch hat man die ordentliche Aufbewahrung und Erhaltung dieser wertvollen Schriftstücke oft nicht genügend beachtet. Deshalb ist es mit Freude zu begrüßen, daß man neuerdings bestrebt ist, das, was noch vorhanden ist, sorgfältig zu erhalten und vor allem die Benutzung zu erleichtern. Soweit etwa die Gemeinden sich nicht entschließen können, die alten Dokumente einem staatlichen Archive zur Aufbewahrung anzuvertrauen, beginnt man, durch Herstellung von Abschriften oder Photokopien Sorge dafür zu tragen, daß die Eintragungen erhalten bleiben.

Die Bedeutung und der Wert der Kirchenbücher ist auch in Pommern schon früh erkannt worden. Selbstverständlich haben die Geistlichen, die besonders im 16. und 17. Jahrhundert im Anschluß an Leichenpredigten Stamm- oder Ahnentafeln ausarbeiteten und im Druck veröffentlichten, sie benutzt. Daß sie dabei manche fehlerhaften Angaben machten, ist ihnen kaum sehr übel zu nehmen, kann aber, wenn sie heute benutzt werden, verhängnisvoll sein. Deshalb ist hierfür Vorsicht und, wenn es möglich ist, Nachprüfung zu empfehlen. Ueber Kirchen-Bücher und -Matrikeln veröffentlichte 1748 der Greifswalder Rechtsgelehrte Augustin von Balthasar († 1786) eine lateinische Abhandlung, und im Jahre 1757 erschien in den „Beiträgen zum Nutzen und Vergnügen", einer Greifswalder Zeitschrift, ein Aufsatz „von dem Nutzen der Kirchenbücher und deren Einfluß in das Wohl des Staates". Eine wirkliche Untersuchung wurde aber erst 1891 für alle deutschen Länder durch den Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine angeregt. Dabei stellte man die Aufgabe, vor allem eine Aufnahme des Bestandes an Kirchenbüchern in allen Kirchspielen vorzunehmen. Darauf ist eine solche in vielen Landschaften vorgenommen, auch in Pommern. Durch das Konsistorium wurde an sämtliche Pfarrer ein Fragebogen versandt, und das Ergebnis wurde in den „Baltischen Studien", der Zeitschrift der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde, Jahrgang 42 (1892), S. 215 bis 280 veröffentlicht. Hier ist ein alphabetisches Register der pommerschen Parochien gegeben und dabei nach den Angaben der Geistlichen der Beginn der Eintragungen in den Tauf-, Trau- und Begräbnis-Registern mitgeteilt. Dies Verzeichnis gibt also den Familienforschern die Möglichkeit zu erfahren, ob in der für sie in Betracht kommenden Gemeinde Nachrichten aus einem bestimmten Jahre zu erwarten sind. Leider hat es sich später herausgestellt, daß die Angaben nicht immer genau gemacht und vor allem größere Lücken nicht beachtet worden sind. Auch sind hier und da ältere Register, die etwa bei Seite gelegt oder damals nicht aufzufinden waren, nicht beachtet worden. Dies zeigte sich, als in Pommern mit der Inventarisierung der kleineren nichtstaatlichen Archive begonnen wurde. Hierbei haben die Bearbeiter auch den Bestand an Kirchenbüchern genau verzeichnet, und es empfiehlt sich, diese für einige Kreise erschienenen Inventare einzusehen, wenn man sicher wissen will, ob für ein bestimmtes Jahr Registereintragungen vorhanden sind. Bisher liegen für folgende Kreise derartige Verzeichnisse vor: Kreis Greifswald in den Pommerschen Jahrbüchern, Band XI (1910). In den Veröffentlichungen der Historischen Kommission (heute Landesgeschichtliche Forschungsstelle für Pommern):

Kreis Saatzig, Band II, Heft 1 (1913),
Kreis Pyritz, II, 2 (1924),
Kreis Demmin, II, 3 (1928),
Kreis Naugard, II, 4 (1931),
Kreise Kammin und Greifenberg, II, 5 (1933),
Kreis Stolp, IV, 1 (1929),
Kreis Köslin, IV, 2 (1930).

Weitere Kreise sind in Bearbeitung. So ist zu hoffen, daß in absehbarer Zeit ein vollständiges Verzeichnis der Kirchenbücher Pommerns vorliegen wird.

Nach einer Zeitungsnachricht soll demnächst vom Evangelischen Konsistorium für Pommern in Zusammenarbeit mit dem Preußischen Staatsarchiv in Stettin eine Bestandsaufnahme der Kirchenarchive durchgeführt werden. Hierbei werden nicht nur die Kirchenbücher, sondern auch alle Archivalien erfaßt werden, die für Familien- und Sippenforschung in Betracht kommen.

Hier den Bestand an den Kirchenbüchern der pommerschen Gemeinden im einzelnen anzugeben, ist natürlich nicht möglich. Die genannten Verzeichnisse geben darüber Auskunft und sind jedenfalls vor jeder Anfrage einzusehen.

Daß dadurch die Arbeit der Forscher sehr erleichtert, ja manche unnötige Frage erspart wird, ist klar. Bei einer solchen ist aber wohl zu beachten, daß den Geistlichen oder den sonst mit der Beantwortung beauftragten Personen nicht zugemutet werden kann, für irgend eine Familie umständliche Nachforschungen in den Registern anzustellen. Sie sind zur Zeit mit solchen Arbeiten schon stark genug belastet. Wenn man also erfahren will, ob eine Person in einem Kirchenbuche verzeichnet ist, dann gebe man, wenn es geht, das genaue Datum, sonst aber wenigstens ungefähr die Zeit an, in der

das geschehen ist. Sehr zu raten ist, weitere Nachforschungen persönlich oder durch einen dazu Beauftragten vornehmen zu lassen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß ein solcher ein weit schärferes Auge für den Namen, der in Betracht kommt, besitzt, als ein anderer, der an der Forschung nicht selbst innerlich beteiligt ist. Das Lesen der alten Schrift ist im allgemeinen nicht so schwer, wie viele es sich vorstellen, und jemand, der einen Namen seiner Vorfahren sucht, wird ihn verhältnismäßig leicht entziffern, auch wenn er eine andere Form hat. Im Notfalle können mit Hilfe einer Photokopie Schriftzüge durch einen kundigen Berater wohl immer entziffert werden.

Weitere Ratschläge für die Benutzer der Kirchenbücher zu geben, ist hier nicht der Ort. Mancher wird sicher eine Enttäuschung erleben, wenn er den gesuchten Namen nicht findet, doch mag er immerhin beachten, daß auch die erhaltenen Register nicht lückenlos und nicht immer mit Sorgfalt geführt worden sind. Ja, selbst Fehler in den Daten finden sich, und Irrtümer mancherlei Art kommen vor. Doch dies nimmt den Büchern nichts von ihrem Werte, der nicht hoch genug anzuschlagen ist. Deshalb gebührt diesen Denkmälern der Vergangenheit alle Ehrfurcht und Achtung bei den Benutzern: Aus ihnen spricht oft die alte Zeit eine deutliche Sprache zu uns, aus ihnen erfahren wir von unsern Vorfahren oft nicht nur Namen und Daten, sondern wir verspüren auch etwas von ihrem Geiste.

Stettin und seine Kirchenbücher

Von Walter Schulz, Stettin

In „Alten Stettin" wurden die Kirchenbücher erst auf Grund einer Verordnung des pommerschen Herzogs Philipp, datiert vom 17. Dezember 1617, angelegt; nur die Gertrudkirche und die Mariengemeinde haben schon 1603 bzw. 1615 mit der Führung von Kirchenbüchern begonnen. Trotzdem genaue Richtlinien über die Anlegung der Bücher gemacht worden sind, ist es aber beim „Anschreiben" geblieben. Erst am 2. September 1765 wurde durch das Königliche Ministerium verfügt, daß — wie es in dem Taufbuch der Nikolaigemeinde heißt — „die Großältern der getauften Kinder, derselben Geburtsort, Stand, Amt und Profession in den Kirchenbüchern verzeichnet werden sollen, auch soll der Tag der Geburt bestimmt werden." Seit dieser Zeit sind in der Regel die Angaben sehr genau wiedergegeben. Das Geburtsdatum wurde aber häufig schon früher vermerkt. Eine weitere königliche Verordnung vom 18. September 1799 verfügte, daß die Eintragungen in den Kirchenbüchern fortlaufend nach dem Kalenderjahr zu machen sind und nicht wie bisher nach dem Kirchenjahr, d. h. vom 1. November bis zum 31. Oktober. Bald nach 1800 fallen leider die so wertvollen Angaben über die Großeltern fort, die Eintragungen in den Kirchenbüchern geschehen innerhalb eines bestimmten Schemas. Damit fällt die persönliche Note und der Charakter des Buches. Durch die Personenstandsgesetzgebung und die Einführung der Standesämter am 1. Oktober 1874 übernahm der Staat die Kontrolle über das Leben seines Volkes. Die Kirchenbücher werden nur für die Verzeichnung der Taufen und Trauungen weitergeführt, und in manch einem Totenbuch findet sich die Eintragung, „daß mit der Einführung der Standesämter die Registrierung nicht fortgesetzt wird", oder für ein paar Jahre werden die Verstorbenen mit Namen und Sterbetag eingetragen, bis auch dieses gänzlich aufhört. So bestehen jahrzehntelange Lücken, und erst in den letzten Jahren werden die Eintragungen in den Kirchenbüchern wieder vollständig.

I. Das Ev. Kirchenbücheramt der Stadt Stettin.

Um nun dem Bedürfnis nach einer schnellen und genauen Bearbeitung aller Anträge Rechnung zu tragen, wurde durch die Initiative des Stadtsuperintendenten Konsistorialrat Lic. Semrau in dem „Kirchenbücheramt des Gesamtverbandes evangelischer Kirchengemeinden Stettin" eine Zentralstelle geschaffen, die am 1. Juni 1934 ihre Tätigkeit aufnahm und für eine Großstadt von höchster Bedeutung ist. Bis dahin wurden alle Anfragen in dem Büro der Stadtsuperintendentur gesammelt und durch Umläufe an die einzelnen Pfarren zur Bearbeitung weitergeleitet. Alle evangelischen Gemeinden Stettins haben jetzt ihre Bestände an Kirchenbüchern bis zum Inkrafttreten des Personenstandsgesetzes im Oktober 1874 abgeliefert, außer der deutsch- und der französisch-reformierten Gemeinde und der Garnisonkirche, die ja schon durch ihren Charakter eine besondere Stellung einnimmt. So vereinigt das Kirchenbücheramt fast 200 Kirchenbücher, die in drei feuersicheren Schränken aufbewahrt werden.

Es ergibt sich nun folgende chronologische Aufstellung über den Bestand des Kirchenbücheramtes der bis zum Jahre 1874 gegründeten evangelischen Gemeinden Stettins — die anschließenden Bände sind in der betreffenden Gemeinde verblieben —:

Gemeinde	Taufen	Trauungen	Beerdigungen
St. Gertrud	1603—1903	1675—1874	1603—1874
St. Marien	1615—1896	1615—1908	1615—1874
St' Jakobi	1618—1876	1618—1884	1801—1883
St. Nikolai-Joh.	1637—1886	1618—1880	1858—1874
Schloßkirche	1670—1893	1670—1901	1802—1874
St. Peter u. Paul (Wallkirche)	1619—1889	1648—1924	1744—1874

und ihrer Tochtergemeinden:

Gemeinde	Taufen	Trauungen	Beerdigungen
St. Matthäus	1827—1881	1827—1908	1827—1874
St. Lukas	1862—1884	in der Matthäusgemeinde	
Friedenskirche	1866—1880		
	in St. Peter u. Paul	1866—1874	

Ich möchte nun etwas näher auf die Gemeinden und ihre Kirchenbücher eingehen und beginne mit der

1. Gertrudkirche.

Die Kirche war der Heiligen Gertrud gewidmet und wurde 1308 von dem Herzog Otto I. gegründet. Von dem Bischof von Bamberg nach Stettin gesandte Carmelitermönche begannen 1400 mit dem Bau des Gotteshauses, das 40 Jahre später vollendet wurde. Die heutige Kirche stammt aus den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Zu dem Sprengel der St. Gertrudgemeinde gehört die ganze Lastadie, außer der Schiffsbaulastadie, die ihr immer nur für kurze Zeit zugeteilt worden war. Die Bewohner der Gemeinde setzten sich aus kleinen Handwerkern, Krämern und Händlern, Schiffern und Fischern, fahrenden Leuten und häufig auch aus Soldaten zusammen. Da der Sprengel durch die Oder von der eigentlichen Stadt und ihrem Leben getrennt war, ist er selbständig gewesen und verfügte auch über eine eigne Gerichtsbarkeit, dem Lastadieschen Gericht, das mit der Preußischen Städteordnung aufgehoben wurde. Daher finden sich in den Kirchenbüchern der Gertrudgemeinde manche persönliche Notizen des Geistlichen über seine Gemeindemitglieder.

Die Taufbücher beginnen mit dem Jahre 1603 und umfassen die Zeit bis 1903; Register bestehen für die Jahre 1723 bis 1903. Der zweite Band (1723 bis 1769) ist häufig schwer zu lesen, auch besteht hier eine Lücke für die Jahre 1750 bis 1769.

Die Traubücher beginnen erst mit dem Jahre 1675 und haben bis 1874 alle Register. Der Band 2 (1769 bis 1812) besitzt ein alphabetisches Register für „Männer" und eines für „Frauenzimmer" . Die Eintragungen sind z. T. besonders ausführlich.

Die „Leichenbücher" oder besser gesagt die Beerdigungsbücher beginnen ebenfalls mit dem Jahre 1603. Sie sind wie die Taufbücher die ältesten Stettins. Band 1 bis zum Jahre 1768 ist von 1750 sehr lückenhaft, der zweite Band bis 1812 dagegen ziemlich ausführlich. Mit ihm beginnen die Register in alphabetisch-chronologischer Ordnung und reichen bis zum Jahre 1874.

2. Mariengemeinde.

Die der Mutter Gottes gewidmete Kirche von St. Marien wurde im Jahre 1263 von dem Herzog Barnim I. gestiftet und im gotischen Stil in der Kleinen Domstraße erbaut. Ihr Sprengel ist der kleinste im Stadtinnern. Am 9. Juli 1789 wurde der 348 Fuß hohe im Jahre 1732 errichtete Turm durch Blitzschlag getroffen und die ganze Kirche zerstört. Ein neues Gotteshaus wurde nicht erbaut, sondern die Gemeinde mit der der Schloßkirche vereinigt. Wenn auch die Verwaltung eine gemeinsame ist, so werden doch die Kirchenbücher getrennt geführt. So umfaßt der

1. Band:

Taufen . . .	von 1615—1689
Trauungen . .	von 1615—1750
Todesfälle . .	von 1615—1704

2. Band:

Taufen . . .	von 1690—1768
Todesfälle . .	von 1705—1768

Für diese Bände umfaßt das Register nur die Todesfälle vom Jahre 1732. Die folgenden Bände werden für die Taufen bis 1896, die Trauungen bis 1908 und die Todesfälle bis 1874 getrennt geführt und besitzen alle nur nach Familiennamen — ohne Vornamen — alphabetisch-chronologisch geordnete Register.

Die Mariengemeinde nahm früher in Stettin die erste Stellung ein, und ihre Mitglieder waren das vornehme und reiche Bürgertum, die Mitglieder und Angehörigen des Magistrats, „vornehme Handwerker und Kaufleute".

3. Jakobigemeinde.

Die unter dem Patronat des Magistrats stehende St. Jakobikirche wurde schon 1187 von dem Bamberger Jakob Beringer erbaut. Das Kirchspiel umfaßte ¾ des gesamten Stadtgebiets. Dazu gehörten die Stadtdörfer Scheune, Pommerensdorf und Schwarzow, ferner die



Die Jakobikirche in Stettin.
Aufn. Geisler

Oberwiek, Fort Preußen, Torney mit der dort gestandenen St. Jürgenkirche und die zum Sprengel gehörigen Mühlen.

Mit den Aufzeichnungen über die Taufen und Trauungen wurde gleich nach der herzoglichen Verordnung begonnen und so umfassen: die Taufbücher die Jahre 1618 bis 1876. Die ersten beiden Bände von 1618—1715 sind ohne Register; alle weiteren — im ganzen 18 — führen alphabetisch-chronologische Namensverzeichnisse. Eine Lücke besteht vom 23. Juni 1677 bis einschließlich 1678. Es heißt dort: „Bis hierher fehlen die Namen aller derer Kinder, die in Wochen der schweren und langwierigen Belagerung getauft worden." Ferner ist noch ein kleiner Band über die Taufen der unehelichen Kinder für die Jahre 1716—1792 mit einem Register vorhanden, in dem die Täuflinge unter dem Namen der Mutter, oder, wenn der Vater bekannt, unter seinem Namen eingetragen wurden.

Die Traubücher wurden ebenfalls 1618 angelegt und reichen bis zum Jahre 1884. Die ersten beiden Bände, von denen der erste bis 1750 noch die Aufgebote enthält, sind ohne Register. Abgesehen von einigen Lücken sind die Bücher vollständig und wie auch die Taufbücher nach 1766 besonders ausführlich. Alle weiteren Bände verfügen über ein alphabetisch-chronologisches Register. Ein ausgezeichnetes Nachschlagmaterial enthalten die ergänzenden Aufgebotsbücher für die Jahre von 1750—1819 und 1832—1879 mit Registern von 1840 bis 1874. Die „Leichenbücher" sind für die Jahre von 1801 bis 1874 durch Register erschlossen, und ab 1875 bis 1883 werden nur die Namen der Verstorbenen eingetragen. Bis 1835 sind die gemachten Angaben sehr ausführlich und geben fast immer den Geburtsort an. Die jetzt wiedergefundenen „Specificationen für die Verstorbenen und Begrabenen der St. Jacobi- und Nicolai-Kirche" 1749 bis 1800 enthalten für die ersten Jahre nur sehr dürftige Angaben, die aber später ziemlich ausführlich werden und damit eine unschätzbare Quelle darstellen, die durch die bevorstehende Ueberweisung an das Kirchenbücheramt auch der Benutzung zugänglich gemacht werden wird.

Die Jakobigemeinde umfaßte sämtliche Schichten der Bevölkerung, vorwiegend aber Kaufleute und Handwerker.

4. St. Nikolai-Johannisgemeinde.

Nach dem vernichtenden Brand vom Jahre 1811 wurde die dem Heiligen Nikolaus gewidmete, von Kaufleuten und Seefahrern 1335 unter Herzog Otto I. erbaute Kirche von St. Nikolai, die neben dem alten Rathaus stand, mit der St. Johanniskirche, da diese kein eigenes Kirchspiel besaß, vereinigt. Sie war aufs engste mit der Jakobikirche verbunden; daher wurden auch die Eintragungen der Verstorbenen bis zum Jahre 1857 gemeinsam geführt. Zum Sprengel der Nikolai-(Johannis-)Kirche gehörte der größte Teil der Unterstadt und die Schiffsbaulastadie, die auch zeitweise der Gertrudgemeinde zugeteilt war, und seine Bewohner waren das mittlere „Bürger"tum: selbständige Handwerker, Kaufleute, Schiffsbauer und -unternehmer und die dazu gehörigen Berufe.

Die Taufbücher umfassen die Jahre 1637 bis 1886. Der Band I besitzt ein nach Vornamen geordnetes Register, die der folgenden Bände sind wieder in alphabetisch-chronologischer Ordnung. Außer den Taufbüchern für die ehelichen Kinder wurden noch die der unehelichen geführt und zwar schon vom Jahre 1618 bis 1835, von denen nur der zweite Band von 1798 bis 1836 über ein Register verfügt.

Bei den Traubüchern und Aufgebotsbüchern wurde auch eine Trennung durchgeführt. Beide beginnen mit dem Jahre 1618. Wie bei den Taufen ist auch hier das Register bis 1699 nach Vornamen geordnet und von 1700 bis 1880 alphabetisch-chronologisch. Die Aufgebotsbücher bilden eine sehr wertvolle Ergänzung und reichen mit Lücken für die Jahre 1722 bis 1742 und 1744 bis 1795 bis zum Jahre 1845.

Die Totenbücher beginnen vom Jahre 1818 für die Insassen des Johannisklosters und erst ab 1858 für die Verstorbenen der Gemeinde, die vorher in den Büchern der Jakobigemeinde verzeichnet wurden. Die Register reichen bis zum Jahre 1874.

5. Schloßgemeinde.

Die Schloßkirche wurde 1575 an der Stelle der abgebrochenen St. Ottokirche errichtet, und die Kirchenbücher auf Geheiß „Seiner Hoch Gräfl. Exellence D. Herrn Reichs-FeldHerrn Carl Gustav Wrangel" angelegt. Zu ihr gehörten die Mitglieder des herzoglichen Hauses und ihre Dienstleute. Im Jahre 1726 verordnete König Friedrich Wilhelm, „daß von der Zeit und zu allen Zeiten alle königlichen Bedienten und deren Gesinde zu derselben eingepfarrt seyn sollten.". Zu ihr gehörten also alle Reichs- und Staatsbeamten mit ihrer Familie und ihrem Personal. Erst im April 1933 wurde die Zugehörigkeit freiwillig.

Die Kirchenbücher wurden zunächst nur für die Taufen und Trauungen angelegt, und so umfassen die ersten beiden Bände die Taufen und Trauungen der Jahre 1670 bis 1826. Die Trennung der Bücher wird jetzt durchgeführt, nachdem schon 1802 mit der Führung der Totenbücher begonnen wurde. So reichen die Taufbücher bis 1893, die Traueintragungen bis 1901 und die Totenbücher bis 1874. Sämtliche Bände haben Register wie die der Mariengemeinde.

6. St. Peter- und Paulgemeinde.

Die den beiden Aposteln gewidmete Kirche ist die älteste der Stadt und auf Veranlassung des Pommernapostels Bischof Otto von Bamberg 1124 für die bekehrten Wenden angelegt worden. Damals soll die Stätte, auf der sie steht, die Mitte der Stadt gewesen sein. Mit dem Ausbau der deutschen Siedlung, deren Gotteshaus die St. Jakobikirche war, wurde der Stadtwall an der Peter-Paulkirche vorbeigeführt, wonach sie im Volksmunde auch „Wallkirche" genannt wurde. Zu ihrem Sprengel gehörten einige Häuser in der Stadt, der Klosterhof, die Nieder- oder Unterwiek, die Dörfer Grabow, Bredow, Züllchow, Bollinken, ferner Nemitz, das Amtsvorwerk Zabelsdorf und alle in diesem Bereich liegenden Mühlen, wie die Kupfer-, Malz- und die Lübsche Mühle. Dieser Sprengel außerhalb der Stadtmauern wurde im Anfang des 19. Jahrhunderts immer volkreicher, so daß eine Aufteilung notwendig war. Diese wurde 1827 vollzogen. Die Bezirke Züllchow, Bredow, Nemitz, Zabelsdorf und die Mühlen wurden vereinigt, erhielten eigene Kirchenbücher, wurden aber noch von der Muttergemeinde verwaltet. Ebenso wurden seit 1836 für das Dorf Grabow die Eintragungen innerhalb der Bücher von St. Peter und Paul zusammengefaßt. Mit dem ungeheuren Aufschwung von Handel und Industrie entwickelten sich besonders diese nördlichen Bezirke, so daß 1862: Grünhof, Nemitz und Zabelsdorf einen eigenen Kirchenbezirk bilden. Die Verwaltung war trotzdem mit der Mutterkirche eine gemeinsame. Die Trennung wurde erst nach 1874 vorgenommen, und folgende Gemeinden sind daraus gegründet worden: 1885 St. Lukas und die Friedenskirche (Grabow), 1886 St. Matthäus und 1903 die Lutherkirche für Züllchow.

Die Taufbücher der St. Peter- und Paulgemeinde beginnen mit dem Jahre 1619 und reichen mit Registern bis 1889. Grabow ist von 1836 bis 1866 getrennt verzeichnet. Uneheliche Taufen für 1658—1680 und 1705—1712 sind registerlos gesondert vermerkt.

Die Traubücher wurden 1618 angelegt. Da jedoch die erste Lage schon ausgetrennt ist, reichen sie heute nur bis 1648 zurück und umfassen die Zeit bis 1924. Für Grabow sind die Eintragungen und ebenso die Register seit 1836 bis 1881 getrennt angelegt.

Die Totenbücher umfassen die Jahre 1744 bis 1874 mit Registern, für Grabow wieder von 1836 bis 1866 getrennt.

Zur Gemeinde der St. Peter- und Paulkirche zählten: „Acker- und Bauleute", kleine Handwerker und Krämer, Seefahrer und Fischer, die aber durch das Aufblühen der Industrie in diesen Bezirken durch die ihr zugehörenden Bevölkerungsschichten abgelöst worden sind.

Es folgen die Tochtergemeinden:

7. Matthäusgemeinde.

Sie umfaßt seit 1827 Züllchow, Bredow, Kupfermühle, Nemitz, Zabelsdorf und die Mühlen. Es reichen die:

Taufbücher von 1827 bis 1881 mit Register für die oben erwähnten Bezirke, ab 1862 nur noch für Züllchow, Ober- und Unterbredow.

Traubücher von 1827 bis: 1903 für Züllchow, 1908 für Bredow und 1886 für den Bezirk der Lukasgemeinde (Grünhof, Nemitz und Zabelsdorf).



Die Peter- und Paulkirche in Stettin.
Aufn. von Seelig

Totenbücher für die Jahre 1827 bis 1874 für sämtliche Bezirke, also: Züllchow, Bredow, Grünhof, Nemitz, Kupfermühle, Zabelsdorf und die Mühlen und verfügen über alphabetisch-chronologische Register.

8. Lukasgemeinde.

Durch die Zusammenfassung von Grünhof, Nemitz und Zabelsdorf im Jahre 1862 zu einem Sprengel vereinigt, wurde dieser erst 1885 selbständig. Bis zur Gründung der Gemeinde wurden nur die Taufbücher für die Jahre 1862—1884 mit Register geführt. Die Trauungen und Sterbefälle wurden bis 1886 und 1874 in den Büchern der Matthäusgemeinde geführt.

9. Friedensgemeinde.

Ihr Pfarrbezirk ist das Dorf und die spätere Stadt Grabow a. d. Oder. Seit 1836 wurden die Taufen, Trauungen und Sterbefälle schon in den Büchern der St. Peter- und Paul-Kirche getrennt geführt. Eigene Kirchenbücher wurden erst 1866 angelegt, und so reichen die Taufbücher bis 1880 mit Register, — die Trauungen bis 1883 stehen in den Büchern der Peter- und Paul-Kirche — und die Totenbücher mit Register bis 1874.

II. Die reformierten Gemeinden.

Die deutsch- und französisch-reformierte Gemeinde kann in Stettin schon auf eine über zweijahrhundertelange Entwicklung zurückblicken. Sie wurden 1817 durch Union mit der lutherischen Kirche zur „Evangelischen Landeskirche" vereinigt, haben sich aber eine gewisse Selbständigkeit zu erhalten gewußt. Die Kirchenbücher sind in ihrem Besitz verblieben.

1. Die deutsch-reformierte Gemeinde.

Die älteste Gemeinde dieses Glaubens wurde 1657 in Kolberg gegründet, dann folgt 1668 Stargard und 10 Jahre später Stettin. Der Sitz des Konsistoriums war zuerst in Stargard, später in Stettin. Die Aufsicht übte das Konsistorium in Berlin aus. Im Jahre 1722 wurde die deutsch-reformierte Gemeinde in Stettin selbständig und ihr die St. Johanniskirche als Gotteshaus zugewiesen, das sie mit der Militärgemeinde, die schon in der Schwedenzeit sich hier zur Ausübung des Gottesdienstes versammelte, gemeinsam hatte. Erst in späterer Zeit wurde ihr die Schloßkirche zur Benutzung zugeteilt und schließlich der Gottesdienst mit dem der französisch-reformierten Gemeinde vereinigt, mit der sie auch einen gemeinsamen Friedhof hat.

Die Kirchenbücher wurden 1735 angelegt und sind sehr genau geführt worden. Der erste Band umfaßt die Taufen, Proklamationen und Copulationen und die Todeseintragungen bis zum Jahre 1827. Die folgenden Bände reichen bis in die Gegenwart, und alle werden durch ein Generalregister für die Taufen, Trauungen und Sterbefälle erschlossen.

2. Die französisch-reformierte Gemeinde.

Die Hugenotten wurden durch den Großen Kurfürsten in Brandenburg aufgenommen und fanden seine größte Unterstützung. In Frankreich von allen öffentlichen Aemtern ausgeschlossen, wandten sie sich den bürgerlichen Erwerbszweigen zu und wurden Ackerbauer, Handwerker und Kaufleute. Ihre Fertigkeiten kamen jetzt dem Gastlande nach den Auswirkungen des Dreißigjährigen Krieges sehr zustatten. So entstanden in Deutschland französische Gemeinden mit selbständiger Verwaltung. Sie besaßen eigene Richter, Schulen, Zünfte und pflegten Sprache und Sitte.

In Pommern wurde 1687 die erste französische Kolonie in Stargard und die Ackerbau-Kolonie in Löcknitz gegründet; 1699 folgten Kolberg und Stolp. Nach der Rückgewinnung Stettins durch den Frieden zu Stockholm im Jahre 1720 gründete der König trotz mancher Proteste des Magistrats und der Bevölkerung im Jahre 1721 in Stettin die französische Kolonie, deren Mitglieder jahrelang vom alteingesessenen Bürgertum als Konkurrenz betrachtet und als „Fremde" abgelehnt wurden. Zur Abhaltung der Gottesdienste wurde ihnen die Schloßkirche zugewiesen. Erst als mit der Einführung der preußischen Städteordnung die französische Gerichtsbarkeit aufgehoben wurde, war die vollständige Verschmelzung mit dem Deutschtum möglich.

Mit der Gründung der Gemeinde 1721 wurden auch die Kirchenbücher angelegt, die bis 1858 in französischer Sprache geschrieben wurden. Die gemachten Angaben sind sehr genau und ziemlich ausführlich. Die Tauf-, Trau- und Totenbücher wurden gleich getrennt geführt und reichen alle mit Register bis auf die Gegenwart.

*

Als letzte der evangelischen Zivilgemeinden in Stettin sei die

Evangelisch-lutherische Kirchengemeinde

erwähnt, deren Mitglieder als „Altlutheraner" bekannt sind und sich 1817 der Vereinigung mit den reformierten Gemeinden zur „Evangelischen Landeskirche" widersetzten. Sie sind in der Verwaltung selbständig, und von Stettin werden auch die umliegenden Orte und Städte betreut. Die Kirchenbücher beginnen erst mit dem Jahre 1847 und umfassen bis 1885 ohne Register in einem Bande die Taufen, Trauungen und Sterbefälle. Sie werden dann getrennt weitergeführt und besitzen alphabetische Register.

III. Die evangelische Militärgemeinde.

Ist die Entwicklung der Zivilgemeinden eine ruhige und gleichmäßige gewesen, so war die der Militärgemeinden doch eine bewegtere. Ihre Geschichte ist aufs engste mit der des Heeres verbunden und läuft mit dieser parallel. War unter den Söldnertruppen auch schon die Militärseelsorge bekannt, so konnte diese erst mit der Schaffung des stehenden Heeres durch den Großen Kurfürsten in geregelte Bahnen geleitet werden. Die Amtstätigkeit und Befugnisse der Feldprediger wurden schon 1711 durch ein Militär-Konsistorial-Reglement festgelegt, das mit der Zeit durch andere weiter ausgebaut und gefestigt wurde und bis zum Zusammenbruch Preußens in Kraft war. Hier ist auch der erste Abschnitt in der Entwicklung des Heeres beendet.

Daß die Militärkirchenbücher bisher kaum Beachtung gefunden haben, liegt nicht nur daran, daß man in den meisten Fällen nicht weiß, ob und wann ein Vorfahre gedient hat, sondern ist vielmehr dadurch bedingt, daß den wenigsten bekannt ist, daß überhaupt Militärkirchenbücher geführt wurden. Und doch schließen auch sie unschätzbare Werte ein, die so manche Lücke einer Ahnentafel füllen würden.

In Stettin beginnen die Militärkirchenbücher nicht erst mit der Rückgliederung an Preußen durch den Frieden von Stockholm im Jahre 1720, sondern schon 1682. Aus der schwedischen Garnison besitzt das Preußische Staatsarchiv in Stettin drei kleine Oktavbände, die wohl die ältesten Dokumente ihrer Art sein dürften. Sie umfassen bis zum Jahre 1714 — bis zur Besetzung durch die Preußen — die Taufen und Trauungen des „Hochlöbl. Regiments des Herrn Generallieutenat Müller von der Lühne Regiment Infanterie" (ab 1706 wird der Herr Obrist-Lieutenenat de Stuart Chef des Regiments). Sämtliche Eintragungen und Angaben sind sehr sorgfältig gemacht.

Außerdem stehen in den Kirchenbüchern der Stettiner Zivilgemeinden vor und nach 1724 zahlreiche Tauf-, Trau- und Sterbeeintragungen für die hier liegenden Truppen in den Büchern der Gertrud-, Peter- und Paul- und auch Nikolai-Gemeinde. In der St. Johanniskirche fanden schon zur Schwedenzeit die Militärgottesdienste statt, was von den folgenden preußischen Truppen bis zur Schließung der Kirche vor 1900 beibehalten wurde. Dann wurde der Gottesdienst in dem Schuppen hinter der früheren Hauptwache abgehalten, bis die Militärgemeinde nach dem Kriege erst ihr eigenes Gotteshaus erhielt.

Da die Militärkirchenbücher zu dem Regiment gehörten, wurden sie mit der Bagage in Kriegs- und Friedenszeiten überall mitgeführt und trugen wie auch die Regimenter den Namen des jeweiligen Regimentschefs. Im einzelnen auf die Stettiner Militärkirchenbücher — im ganzen etwa 90 Bände — im Rahmen dieses Aufsatzes einzugehen, ist nicht möglich; es sei auf die Abhandlung des Verfassers: „Die Kirchenbücher der evangelischen Militärgemeinde Stettin" in den „Baltischen Studien" N. F. Bd. 37 (Stettin 1935) verwiesen.

In Stettin lagen seit 1716 das Infanterie-Regiment von Owstin (Nr. 7) und das Infanterie-Regiment von Ruits (Nr. 8) neben der Garnisonkompanie, die auch in Kriegszeiten in der Festung verblieb und deren Taufen und Trauungen bis 1763 in den Büchern des Infanterie-Regiments von Owstin verzeichnet sind. Nachdem das Infanterie-Regiment von Ruits 1789 Warschau zur Garnison bekommen hatte, wurde das Regiment von Borke, das bisher in Anklam und Demmin stand, nach Stettin verlegt, wo es mit den andern 1807 aufgelöst wurde.

Wenn auch das Leben der Soldaten in dieser Zeit ein sehr bewegtes war und die Regimenter durch die Kriege viel umherzogen, so sind doch die Kirchenbücher zum größten Teil sehr sorgfältig geführt worden. Da sie interkonfessionell waren, enthalten sie neben den Eintragungen der evangelischen Militärangehörigen auch immer die der katholischen und reformierten Soldaten, was auch für die Folgezeit gilt.

Mit dem Wiederaufstieg Preußens und der Einführung der durch Scharnhorst vorbereiteten allgemeinen Wehrpflicht wurde 1811 ein neues „Militär-Kirchen-Reglement" notwendig und herausgegeben. Die Kirchenbücher wurden für jedes Regiment, das nun eine feststehende Bezeichnung erhielt, weitergeführt. Vom Jahre 1834 wurden Duplikate angelegt. In dem Taufbuch des 14. Infanterie-Regiments steht vermerkt: „Da im Jahre 1834 die auswärtigen Truppenteile einem Civil-Geistlichen überwiesen sind und diese verpflichtet sind, über sie ein Kirchenbuch zu führen, so werden sie vom Jahre 1834 an nur im Duplikat eingetragen und dieses Kirchenbuch ausschließlich für die hier Garnisonierenden bestimmt". Vom Jahre 1869 werden „Allgemeine Garnison-Kirchenbücher" angelegt, womit die Registerführung für die einzelnen Regimenter aufhörte. In diesen sollen „alle in der Garnison vorkommenden Casualfälle, gleichviel welchen Truppenteil sie betreffen", verzeichnet werden. Die Soldaten reformierten Glaubens wurden auf Grund der Union der reformierten Kirchen mit der lutherischen vom Jahre 1817 nur noch als „evangelisch" bezeichnet und die katholischen Bekenntnisses vom Jahre 1869 in der „Katholischen Militärgemeinde" zusammengefaßt.



Die Garnisonkirche in Stettin.
Aufn Geisler

Die Kirchenbücher folgender Regimenter aus dieser Zeit bis zur Einführung der Allgemeinen Garnison-Kirchenbücher sind im Besitz der evangelischen Militärgemeinde in Stettin:

1. Grenadier-Regiment König Friedrich Wilhelm IV. (1. Pommersches) Nr. 2 vom Jahre 1809.
2. Kolbergsches Grenadier-Regiment Graf Gneisenau (2. Pommersches) Nr. 9 vom Jahre 1818.

3. Infanterie-Regiment Graf Schwerin (3. Pommersches) Nr. 14 vom Jahre 1815.
4. Füsilier-Regiment Königin Viktoria von Schweden (Pommersches) Nr. 34 vom Jahre 1849.
5. Infanterie-Regiment Prinz Moritz von Anhalt-Dessau (5. Pommersches) Nr. 42 vom Jahre 1830.
6. Pommersches Pionier-Bataillon Nr. 2 vom Jahre 1820.
7. 1. Pommersches Feldartillerie-Regiment Nr. 2 vom Jahre 1820.
8. Stettiner Garde-Landwehr-Bataillon vom Jahre 1820.
9. 2. Landwehr-Regiment und Gendarmerie vom Jahre 1817.
10. 9. Landwehr-Regiment vom Jahre 1819.
11. 2. Dragoner-Regiment vom Jahre 1850.
12. Die Divisions- und Brigade-Stäbe und die zum Divisionsverbande gehörenden, Regimentrierten der 3. Division vom Jahre 1835.
13. Die allgemeine Garnisongemeinde vom Jahre 1759.

Durch den ständigen Ausbau und die Erweiterung des Heeres wechseln in der Zeit nach 1811 die Garnisons- und Standorte der einzelnen Regimenter, Bataillone und Kompanien sehr häufig, woraus für den Familienforscher häufig Schwierigkeiten entstehen, die für die Folgezeit durch die „Allgemeinen Garnison-Kirchenbücher" fast gänzlich beseitigt werden. Und so befinden sich bis 1868 sämtliche Eintragungen eines Regiments, auch wenn die Aufenthaltsorte noch so häufig wechselten, in den Regimentskirchenbüchern.

Die Kirchenbücher der genannten Regimenter umfassen die Jahre bis 1868. Manch einer wird sich wohl an den jeweiligen Standort wenden, um eine Urkunde zu erhalten, während sämtliche Eintragungen für dieses Regiment in den „Regimentskirchenbüchern" enthalten sind. Es ist aus dem Gesagten wohl verständlich, wenn gerade auf die Militärkirchenbücher als Quellenmaterial besonders hingewiesen wird.

Zum Schluß dieses Kapitels möchte ich noch ein paar Eintragungen der Stettiner Ev. Militärkirchenbücher wiedergeben.

In dem Garnison-Kirchenbuch ist am 26. März 1797 folgende Eintragung nachgetragen worden: „Die jetzige Russische Kayserin Maria Feodrowna nähmlich Sophia Dorothea Augusta, Tochter des Herzogs Friedrich Eugen von Württemberg, wurde hier in Stettin gebohren d. 25. October 1759 und einige Tage darauf hieselbst von dem damaligen Generalsuperintendenten H. Roth getauft. Welches mir die hieselbst lebende verwitwete Frau Generalin Gräfin v. Podewils, geb. Gräfin v. Lehnsdorf, die nebst dem Herzog von Bevern und der Fr. General v. Puttkammer bei derselben Gevatter gestanden, selbst als Augenzeugen versichert hat".

1877 steht im Totenbuch der Garnison-Gemeinde innerhalb des Schemas: daß der am 1. November in Berlin verstorbene und am 6. in Stettin beerdigte Friedrich Heinrich Ernst Graf von Wrangel, General-Feldmarschall und Oberbefehlshaber in den Marken, geboren in Stettin den 13. 4. 1784, im Alter von 93 einer Lungenentzündung erlag.

Im Traubuch der Garnison steht im Jahre 1879: Am 24. September wurde in Stettin der hier proklamierte Hauptmann beim General-Kommando des 2. A.-K. Paul Ludwig Hans Anton von Hindenburg, ev., mit der Jungfer Gertrude Wilhelmine von Sperling, ev., Tochter des verstorbenen Generals v. Sperling, durch den Herrn Konsistorialrat Wilhelmi kopulieret.

Wenn auch diese drei Eintragungen ebenso wie die zahlreichen Lebensdaten anderer berühmter Soldaten im Blickfeld einer Seite nicht auffallen, so sind sie doch unschätzbare Kleinodien der Stettiner evangelischen Militärgegemeinde. Im ganzen aber legen alle genannten Militärkirchenbücher Zeugnis ab von der ruhmvollen Entwicklung und Geschichte des preußischen Heeres und im besonderen der pommerschen Truppenteile, für die sie eine wertvolle Quelle der Erkenntnis bilden.

Hingewiesen sei noch, daß in der Amtsstelle des Evangelischen Feldbischofs der Wehrmacht, Berlin C 2, Frommelstraße 1, nach dem Zusammenbruch Deutschlands 1918 etwa 1500 Militärkirchenbücher aufbewahrt werden.

4. Die katholischen Gemeinden.

Die katholische Gemeinde in Stettin kann schon auf eine über zweijahrhundertelange Entwicklung zurückblicken. Durch die Einführung des stehenden Heeres wurden — wenn auch der Große Kurfürst in seinem Testament es seinen Nachfolgern ausdrücklich zur Pflicht machte, den „Römisch-Katholischen" weder öffentlich noch heimlich die Abhaltung von Gottesdiensten zu gestatten — unter Friedrich Wilhelm I. Soldaten aus allen Ländern und jeglicher Konfession angeworben, für die z. B. der katholische Gottesdienst zuerst in der Kapelle der österreichischen Gesandtschaft in Berlin abgehalten wurde. Schon 1723 wurde in Potsdam die erste katholische Kirche errichtet, bestand doch das preußische Heer damals nach Schätzung eines katholischen Geistlichen aus etwa 20% katholischer Soldaten.

In Stettin war schon 1717 der Bann gebrochen, denn das nach hierher verlegte Regiment von Anhalt-Zerbst (Infanterie-Regiment von Ruits (Nr. 87) bestand zum größten Teil aus katholischen Soldaten, denen der König 1722 „eine verdeckte Cammer in dem dortigen Schloß zu Ihren gottes Dienst anweisen" und 1737 einen „gewölbten Saal neben der Schloß-

kirche" einrichten ließ. Mit diesem Jahr wird auch der erste katholische Geistliche in Stettin eingestellt, der die gesamte katholische Seelsorge in der Provinz zu betreuen hatte. Ihnen stand zunächst auch nur dieses Recht zu; Taufen und Trauungen durften sie nicht vornehmen, sondern diese mußten sie den evangelischen Geistlichen überlassen. War auch schon die Zivilgemeinde 1809 selbständig geworden, so mußten doch die Soldaten bis zur Einführung des „Katholischen Militärkirchenwesens" und damit der „Katholischen Garnisongemeinde" die vorzunehmenden Taufen und Trauungen erst dem evangelischen Militärgeistlichen anzeigen, der diese auch in das Regimentskirchenbuch eintrug. Die katholische Kirche hatte bis zur völligen Anerkennung einen langen Weg der Entwicklung durchmachen müssen und in Stettin ihre Gottesdienste bis 1889 in der Kapelle neben der Schloßkirche abgehalten, bis in diesem Jahre ein eigenes Gotteshaus eingeweiht wurde. Der katholische Militärgeistliche Langener schildert das Ergebnis mit den Worten: „So bildeten sich im Laufe der Zeit allenthalben katholische Militärgemeinden mit eigenem Gottesdienst, und die preußische Armee war es also, welche im ostelbischen Lande der katholischen Kirche nach fast zwei Jahrhunderten wieder die Tore öffnete und den Weg bereitete".

Wie oben schon erwähnt, erlangte

1. die katholische Zivilgemeinde

von St. Johannis im Jahre 1809 bereits die Selbständigkeit und damit das Recht, Kirchenbücher zu führen — jedoch nur für die Zivilbevölkerung. So enthalten die Taufbücher die Taufeintragungen nicht nur von Stettin und seiner näheren Umgebung, sondern aus ganz Pommern bis zur Selbständigkeit der einzelnen Gemeinden. Neben den Traubüchern wurden bis 1832 auch noch die Proklamationen gesondert geführt und die Totenbücher reichen bis 1887 und von 1897 bis auf die Gegenwart. Ein besonderer Band verzeichnet die Taufen, Trauungen und Beerdigungen der Kolonialdörfer: Viereck, Hoppenwalde, Augustwalde, Blumenthal und Louisenthal bis zu ihrer Selbständigkeit.

2. Die katholische Garnisongemeinde.

Sie besteht erst seit dem Jahre 1868 durch die staatliche Anerkennung des katholischen Militärkirchenwesens und die damit verbundene Ernennung des katholischen Feldpropstes als Oberhaupt der katholischen Militärseelsorge. Sämtliche Tauf-, Trau- und Sterbeeintragungen mußten vorher den evangelischen Militärgeistlichen angezeigt werden und wurden von ihnen in das interkonfessionelle Regimentskirchenbuch eingetragen, was erst mit der Einführung der evangelischen und katholischen Garnisongemeinde aufgehoben wurde. Die Kirchenbücher reichen vom 1. Januar 1869 für die Taufen, Trauungen und Todeseintragungen in drei Bänden bis auf die Gegenwart.

*

Die Stettiner Kirchenbücher sind somit lebendige Dokumente vergangener Jahrhunderte und umfassen für diesen Zeitraum die Stadtgeschichte, aber auch einen Teil preußischer Geschichte. Nur sie ermöglichen es, unsere Vorfahren und Ahnen kennenzulernen, die zu erforschen heute jeder bestrebt ist.

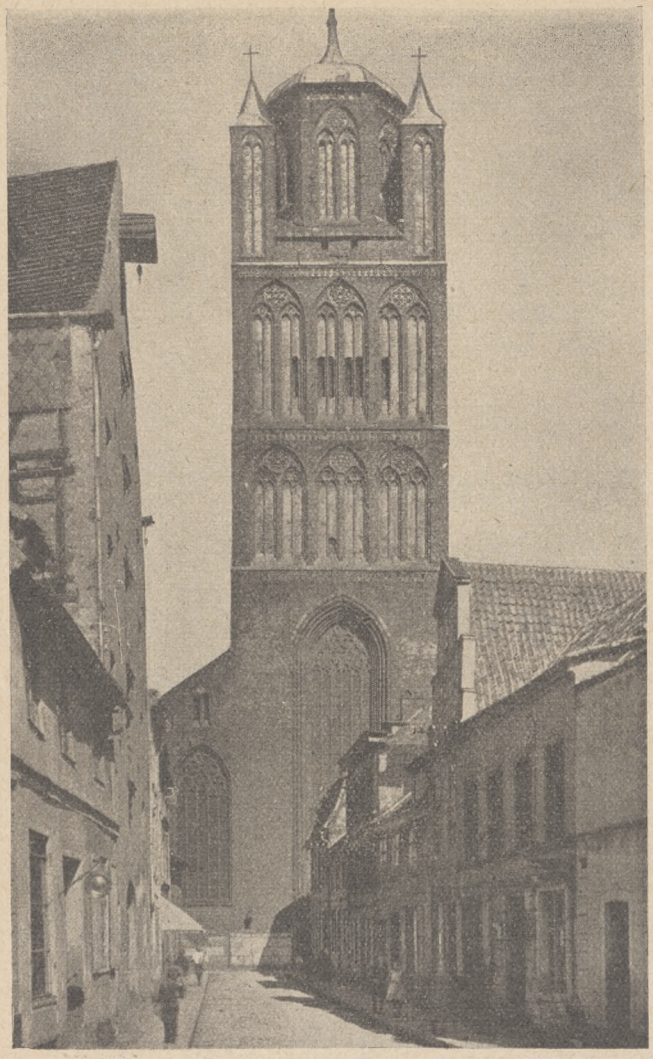
Grabstätten alter Geschlechter in Kirchen und auf Friedhöfen Stralsunds

Von Dr. jur. Joachim Lorenz Struck, Stralsund

Stralsund hat das große Glück, neben seinen herrlichen landschaftlichen und architektonischen Schönheiten in Kirchen und Klöstern, an Stadt-Teichen und Ufern einen wertvollen Schatz an Urkunden und Akten im Ratsarchiv, bei den Klöstern, Kirchen, Stiftungen, Zünften und im Gymnasium zu besitzen, der in gar vielen Punkten noch des Hebens und Auswertens harrt. Gewiß sind durch die Belagerungen 1678 und 1715 und durch den Stadtbrand 1680 viele Urkunden u. dergl. verloren gegangen. Die Kirchenbuch-Reihen weisen manche Lücken auf, aber durch die siegreiche Abwehr Wallensteins 1628 sind die Stadt und damit — auch von heute aus gesehen — urkundliches Material vor der drohenden restlosen Vernichtung bewahrt geblieben.

In der politischen Geschichte der alten stolzen Stadt am Sunde ist wohl schon das Wesentliche erfaßt; trotzdem aber bleibt vornehmlich für die Wirtschafts- und Kulturgeschichte der Stadt im besonderen und für die Zeitentwicklungen im allgemeinen ein reiches Forschungsgelände. Dies alles gilt auch für die Familien- und Sippengeschichte und deren Nachbargebiete, wie z. B. die Heraldik. Hier bietet sich in weitem Maße ein umfangreiches Feld besonderer Wissenschaft, das auf Offenlegung wartet.

Unter diesen Schätzen zur Familiengeschichte befinden sich als bedeutendste Arbeit, sowohl im Ausmaße wie in wissenschaftlicher Genauigkeit, die mit emsigem Fleiß zusammengestellten „Stemmata sundensia" aus dem 18. Jahrhundert von der Hand des Stralsunder Bürgermeisters Johann Albert Dinnies. Sie sind die Hauptquelle zur Familiengeschichte der alten



St. Jakobi in Stralsund: Turmfassade.
Aufn. Verkehrsverein Stralsund

Stralsunder Ratsgeschlechter. Nach ihm haben andere neuen Stoff zusammengetragen, zwar weniger aus dem Gesichtspunkte der familiengeschichtlichen Forschung heraus, sondern mehr auf der Grundlage der allgemeinen Stadtgeschichte. Doch diese Arbeiten sind wichtige Ergänzungen gerade auch zur stralsundischen Genealogie und sind und bleiben hier sehr gut zu verwerten. Es sei da der Schriften Bürgermeisters Carl Ferdinand Fabricius, Gewandhaus-Altermanns Andreas Theodor Kruse, Superintendenten Gottlieb Mohnike, Ratssyndikus Arnold Brandenburg, Landsyndikus Justizrats Wilhelm Hagemeister u. a. gedacht. Außerdem findet sich natürlich auch in all den anderen Akten und sonstigen Werken reichster Stoff zur Familiengeschichte. Er ist versteckt, und gelegentliche Zufälle bringen zuweilen beachtliche Einzelheiten ans Tageslicht.

Doch neben dem rein urkundengemäßen, schriftlichen und gedruckten Material stellen auch andere Gebiete für den Familienforscher nicht zu übersehende Quellen dar. Hierzu gehören u. a. Inschriften auf Gräbern und auf Denkmälern, die Geburts- und Todesdaten anzeigen, die einen Lebenslauf des Verstorbenen geben und von seinen Taten künden. Mögen nun diese Angaben vielleicht auch nur für ein Glied eines Geschlechtes Aufschluß bringen, so sind das dann doch Punkte, von denen aus man weiterarbeiten kann. An die Inschriften wird man aber — genau wie bei anderen Quellen — die Sonde der wissenschaftlich genauen Kritik legen müssen. Denn es ist leicht erklärlich, daß zuweilen bei der Beschriftung eines Steines im Erinnerungsvermögen selbst der nächsten Verwandten erhebliche Irrtümer bei Daten unterlaufen und Abweichungen mit Urkunden, Kirchenbüchern und standesamtlichen Registern ermittelt werden. Grundsätzlich wird man vor den steinernen, erzenen und hölzernen Urkunden den geschriebenen den Vorzug geben müssen.

Wenn man nun so in Stralsunds Kirchen und auf Friedhöfen Grabdenkmäler in familiengeschichtlicher Hinsicht näher erfaßt, so erkennt man auch hier bald, wie sehr und wie weit die Versippung der alten Geschlechter untereinander und durcheinander führt. Ueberall stößt man auf Namen, die eine Verbindung mit einem anderen bringen. Kaum ein Geschlecht gibt es, das nicht irgendwie — und wenn es noch so weitläufig ist — mit dem entferntesten verwandt oder verschwägert ist.

Es kann nun hier nicht Aufgabe sein, all diesen verschlungenen Pfaden an Hand der Grabdenkmäler nachzugehen. Das würde fast in einen Irrgarten führen. Doch mag es für den Familienforscher von erheblichem Wert sein, wenigstens einmal aus Stralsund Hinweise auf diese besonderen Quellen seines Arbeitsgebietes zu erhalten, die diesem oder jenem Ergänzungen oder neue Angelpunkte zu seiner weiteren Forschung bringen können.

Der älteste Grabstein Stralsunds, allerdings von nur rein kulturgeschichtlicher Bedeutung, und als solcher mag er nur genannt sein, steht im Kreuzgange des Johannisklosters. Er ist Gertrud, der Tochter Hermanns des Reifers gestellt. Dieser wird von 1301 bis 1342 im Stadtbuche erwähnt.

In der Heilgeistkirche findet sich nur eine Grabplatte für Franz Niemann 1638 (mit Hausmarke).

Die Jakobi-Kirche weist zahlreiche Grabplatten ehrwürdigen Alters auf. Viele sind zerbrochen, abgetreten und zu anderen Zwecken verwandt. Die meisten von ihnen sind nicht mehr zu entziffern. Lediglich vier enthalten einwandfreie Angaben, so die für Vieth Selemann und Ehefrau Catharina Berend 1606, für Berndt v. Senden und Catharina Dunkers

1678, für Claus Segebade 1663 und für Bürgermeister David Icke 1723 (mit Wappen).

Hierzu kommen Epitaphien für Superintendent Stappenbeck 1651 (mit Wappen), für Ratsherr Andreas Selemann 1666, für Hans Lucht 1672, den Meister der herrlichen Kanzel in St. Jakobi, zu dessen Ehren auch vor wenigen Jahren in Stralsund im Wulflamufer-Viertel an der Südseite des Frankenteiches eine Straße benannt ist, für Pastor Bartholomäus Schäfer 1692 und für Ratsherr Nikolaus Pansow und dessen Ehefrau Anna Schele 1710.

Ein fast 6 m hohes Epitaph ist erst vor wenigen Wochen kunstvoll wiederhergestellt worden, und nach eifrigem Bemühen ist es Pastor Deißner-Stralsund gelungen, die sehr verwitterte Inschrift zu entziffern. Danach ist dieser Gedenkplatz dem Johannes Horn gehörig und stammt aus dem Jahre 1643, gleich wie die in nächster Nähe befindliche Grabplatte.

Außerdem sind durch Aufstellung von hölzernen Schranken in Pfeilernischen an den Umfassungsmauern der Kirche Begräbniskapellen geschaffen, so für Bürgermeister David Icke, † 1755, den Stifter der Ickeschen Stiftung, für Postdirektor v. Rosenkreutz † 1717 (mit Wappen), für das rügensche Geschlecht v. Normann (mit Doppelwappen), für Freiherr v. Schoultz † 1729, für Ratsherr Christian Ehrenfried Charisius † 1773 und seine Ehefrau Johanna Margarethe Pansow und für Ratsherr Bernhard Christian Sohst 1777.

Findet sich in St. Jakobi noch verhältnismäßig reiches Material zur Familiengeschichte, so entbehrt leider St. Marien fast völlig des inneren Schmuckes und damit auch dieser besonderen Quelle. Zwei Grabplatten gehören den Grafen Küssow, die eine dem Grafen Erasmus und seiner Ehefrau Anna v. Blücher (mit Wappen) vom Jahre 1659, und eine andere dem Grafen Erasmus Ernst (mit Wappen) vom Jahre 1792. Ferner findet sich eine eine Platte für Johann Pansow 1659. Sie trägt das Pansowsche und Hagemeistersche Wappen.

An Schranken als Grabkapellen sind zu nennen: die Gräflich Küssowsche Kapelle (1659), die für Freiherr v. Neugebauer (mit Wappen) 1741, für das Geschlecht v. Clinger (mit Wappen) 1743 und für Elias Bernhard Sager 1775.

Die Marienkirche zählt nur zwei Epitaphien ihr Eigen, die hier der Erwähnung bedürfen, eins für den Pastor Matthias Kienast † 1711, den Stifter des Kienastschen Stipendiums, durch das besonders das Gymnasium reich bedacht ist, und dann vor allem das schon rein kunstgeschichtlich hervorragende für den 1723 verstorbenen Grafen v. Lillienstedt (mit Wappen), welches „das bedeutendste Grabmal der Barockzeit auf pommerschem Boden" ist.

Die Nikolaikirche bietet mit ihren verschiedenen Bauperioden kunstgeschichtlichen Studien ein unerschöpfliches Arbeitsfeld. Sind die beiden anderen Stralsunder Hauptkirchen in ihrer Innenausstattung schlicht und kahl und durch die Stürme der Zeiten ihres einst sicher-



St. Marien in Stralsund.
Aufn. Verkehrsverein Stralsund

lich auch reichen Schmuckes beraubt, so gibt St. Nikolai ein hervorragendes Bild eines mittelalterlichen Gotteshauses mit seinen zahlreichen Altären, Gestühlen, Bildern, Grabkapellen, seiner einzigartigen Ausmalung der Pfeiler, Wandflächen und Gewölbe. Spätere Jahrzehnte haben aus dem Geiste des Barock, des Rokkokos und des Zopfstiles Neues und Andersartiges hinzugefügt. So zeigt sich St. Nikolai in einem fast überreichen Gewande von Farbe und Form. Es hat sich in dieser Kirche so vieles kulturgeschichtlich und kunstgeschichtlich Wertvolle erhalten, das auch der Familiengeschichtsforschung dienstbar gemacht werden kann. Da wird diese Ausbeute im Gegensatz zu den vorgenannten Kirchen ganz bedeutend reicher und ergiebiger.

In St. Nikolai findet man ebenfalls Grabplatten, die stark beschädigt und nur teilweise lesbar sind. Doch die Zahl der erhaltenen ist erfreulich groß. Grabplatten sind vor-

handen für Gherwin Storkow 1330 (er war Ratsherr vom Jahre 1328), für den Kirchherrn Borchard Ploetze 1437, für Conrad Biskop, für den Kirchherrn Berend Moltcan 1452, mit dem aus Rotguß gefertigten Wappen, das in die Platte eingelassen ist und noch die alte Form zeigt, während heute das Freiherrlich v. Maltzahnsche Wappen auf der linken Seite drei übereinanderstehende Hasenköpfe führt, die später zu der Weinrebe hinzugefügt sind, für Johann Lange 1516, für Heinrich Bere, für Heinrich v. Berg, für Hans Tylsow, für den Ratsherrn Melcher Warncke 1630 (mit Wappen), für das Geschlecht v. Huddessen (mit Wappen), wieder benutzt von dem Geschlecht Smiterlow, für den Bürgermeister Simon v. Orden (etwa 1426), für Joachim Wulffraht 1657, für Ratsherr Heinrich Steen 1573, für Ratsherr Cordt Levelingk 1586 (mit Wappen), für Ratsherr Nikolaus Sasse und Catharina Prütze 1587 (mit zwei Wappen), für Bürgermeister Joachim Klinckow und seine Ehefrau Anna Völschow (mit deren Wappen und dem Wappen der Stevelius) 1601, für die Geschlechter v. Stein und v. Braun (mit zwei Wappen), für den 1634 gestorbenen schwedischen General Jakob Mack Duwall und Ehefrau Anna v. Berg (mit zwei Wappen), für das Geschlecht v. Klinckowström (mit Wappen).

Ebenso stattlich ist die Zahl der in der Nikolaikirche erhaltenen Epitaphien. Es seien genannt das Epitaph für Bürgermeister Nikolaus Steven 1555 (mit Wappen), für Bürgermeister Christoph Lorbeer 1555 (mit Wappen), für Ratsherr Johannes Staneke 1564 und Ehefrau Margarethe Lange (mit zwei Wappen), für Margarethe Schermer, Ehefrau des Ratsherrn Nikolaus Steven 1565 (mit zwei Wappen), für Cordt Middelborch 1572, für Ratsherr Peter Bavemann † 1850 und seine Ehefrau Margarethe Meyer † 1577, den Stifter der Bavemannschen Vikarie (mit dem Wappen der Ehegatten und ihrer mütterlichen Familien, von denen nur das der v. Külpen bekannt ist), für den Goldschmiede-Altermann Valentin Lafferdt 1591 (mit Wappen; er gehört dem Lüneburger Stadtgeschlecht an, das 1644 geadelt wurde und heute zum mecklenburgischen Adel zählt), für Bürgermeister Joachim Klinckow 1601 (mit Wappen), für den Stadthauptmann Heinrich Schwerin 1591 (mit Wappen), für den Verteidiger Stralsunds gegen Wallenstein, Bürgermeister Lambert Steinwich 1629, für Margarethe Simon, Ehefrau des Michael Lüdeke, Tochter des Arztes Dr. Nikolaus Simon und der Anna Domann 1628, für den schwedischen Obersten Axel Mack Duwall 1630, für den 1634 verstorbenen General Jakob Mack Duwall und seine Ehefrau Anna v. Berg, für den Buntmacher-Altermann Philipp Schoras und Frau 1661, für den Archidiakonus Rotmann 1673, für den schwedischen Offizier Johann Baumann 1676 (mit Wappen), für den schwedischen Kanzler Hermann v. Wolffradt 1684 (mit Wappen), für den schwedischen Obersten Johann Klinckow 1702, geadelt unter dem Namen v. Klinckowström (mit Wappen), für den schwedischen Offizier Elias Preis 1707, für den Kanzleirat Christian v. Staude 1723 (mit Wappen), den Begründer der Staudeschen Stiftung und der Staudeschen Münzsammlung des Gymnasiums.

St. Nikolais Eigenart wird dadurch besonders unterstrichen und betont, daß die Kirche an den Außenwänden zwischen Pfeilernischen Platz für eine große Menge von Begräbniskapellen alter Stralsunder Geschlechter hergegeben hat. Das gilt auch für den reizvollen Kapellenkranz des Chorumganges. Diese alten Familien haben nun je nach dem Zeitgeschmack diese ihre Ruhestätten zu Erbbegräbnissen ausgebaut, und so finden sich fast alle Baustile in diesen Schranken wieder, die zur Abschließung dienen.

Solche Kapellen sind vorhanden für den Ratsherrn Nikolaus Brahme und seine Ehefrau Gertrud Stappenbeck 1649, für den Bürgermeister Christian Ehrenfried Charisius 1697, die sog. Charisius-Kapelle, dann dem Geschlechte Spalding gehörig, für den Gewandhaus-Altermann Heinrich Teetze und seine Ehefrau Lucia Buchow 1705, jetzt die v. Hakensche Kapelle (mit Wappen), für den Landrat und Bürgermeister Emanuel Hagemeister 1738 (Hagemeistersche Kapelle), für die Geschlechter Baumann und v. Schaevenbach 1749 (mit zwei Wappen), für die Geschlechter v. Opfern und Zander, wobei erwähnt sei, daß das Geschlecht einst Offermann hieß und geadelt wurde 1705 (mit zwei Wappen), für Bürgermeister Johann Friedrich Sander und Ehefrau Anna Maria Florentz 1760, der sich durch Errichtung einer Stiftung an der Nikolaikirche ausgezeichnet hat, später den Geschlechtern Kempe und Fabricius gehörig, für die Geschlechter Blut und Spliet, für den schwedischen Obersten Peter Macclier aus altem schottischen Geschlecht und seine Ehefrau Abel Sophie v. Plessen 1697 (mit Wappen); hier wurde auch der ermordete Major Baron Malcolm Sinclair 1739 bestattet, später im Besitze des v. Barnekowschen Geschlechtes, weiter für das Geschlecht Westphal, dann für Ratsherr Carl Ehrenfried Reimer 1813, für den Altermann des Gewandhauses Emanuel Heinrich Hagemeister und seine Ehefrau Caroline Sofie Weigel 1780 (mit Wappen), für die Geschlechter Voet und Bere, die 1791 von der Witwe des Joachim Heinrich Reimer erworben ward — die größte Kapelle der Kirche —, für die Siegfrieden Vikarie zwei Kapellen (mit Wappen), benutzt von dem Bürgermeister Siegfried 1296 und 1305, für den

Grafen Ranzow und Herrn v. d. Osten, vorher für den Regierungsrat v. Olthoff und seine Ehefrau Baronesse Lindhjelm 1759, zwei für die Gyldenhusensche Vikarie und deren Stifter Bürgermeister Albert Gyldenhusen 1398, für das Geschlecht v. Klinckowström.

Ein hervorragendes Meisterwerk befindet sich in der dreiteiligen Seitenkapelle im Südosten der Kirche: die fein gravierte mächtige Grabplatte aus Bronze für den Bürgermeister Albert Hövener † 1357. Die rein architektonisch zierlichste Kapelle ist die auch von dem Kirchhofe von außen deutlich wahrnehmbare Grabkapelle des Schloßhauptmannes v. Greiffenheim 1739, und eine geteilte Grabkammer befindet sich unter der „Grünen Kapelle", in die seit fast 100 Jahren die Taufe gestellt ist, ein Geschenk des Ratsherrn Nikolaus Pansow. Die Gruft gehört teils der Kirche, teils dem Geschlechte v. Wolfradt.

Es ist nun heute nicht mehr Brauch, Beisetzungen in den Kirchen vorzunehmen. Aus gesundheitlichen Gründen wird man auch davon Abstand halten, wenngleich es auch gedanklich schön erscheinen mag, in einem Gotteshaus seine letzte Ruhestatt zu haben. Bis in verhältnismäßig junge Zeit hinein hat man aber in St. Nikolai doch noch Bestattungen vorgenommen. 1880 wurde in der Bere-Hagemeisterschen Kapelle, der größten, und 1896 in der Charisius-Kapelle je ein Leichnam der Erde übergeben. Seitdem ist aber keine Bestattung mehr in der Kirche erfolgt.

Die wachsende Zahl der Einwohnerschaft Stralsunds hat dann schon um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert die Anlage eines Friedhofes in der Kniepervorstadt notwendig gemacht. Der St. Jürgenfriedhof erstand. Als Stralsunds schönster Begräbnisplatz ist er ebenfalls ein Dokument von hoher kultur- und kunstgeschichtlicher Bedeutung. Für den Familienforscher ist er von gleicher Wichtigkeit. Ruhen doch hier so zahlreiche Glieder alter pommerscher, sundischer und rügischer Geschlechter. Bei der Fülle der Namen ist es schwer, alle diese zu erfassen und die Aufzählung soll und kann auf Vollständigkeit keinen Anspruch erheben. Es mögen aber von den alten pommerschen, rügischen und schwedischen Adelsgeschlechtern diese angeführt sein:

Graf v. Bismarck-Bohlen, v. Bilow, v. Blessingh, v. Boeckmann, Graf v. Bohlen, v. Borstell, v. Braunbehrens, v. Corswandt, v. Döhn, v. Hackewitz, v. Hagemeister, v. Harder, v. Homeyer, v. Kathen, v. d. Lancken, Frhr. v. Langen, v. Lühmann, v. Mühlenfels, v. Müller, v. Normann, v. Pommer Esche, v. Platen, v. Rodbertus, v. Schaevenbach, v. Scheven, v. Schlichtekrull, v. Schultz, v. Seeckt, v. Tetzlow, v. Tigerström, v. Usedom, v. Vahl, v. Wildemann, v. Zansen-Osten und v. Zanthier.



St. Nikolai in Stralsund: Gesamtansicht von Süden.
Aufn. Verkehrsverein Stralsund

Und von den alten Stralsunder Namen — es sollen gleich pommersche und rügische mit einbegriffen sein — kann man diese nennen:

Anders, Baesell, Baier, Bamberg, Becker, Beug, Brandenburg, Crome, Crotogino, Dabis, Dalmer, Dieckelmann, Droysen, Dumrath, Erichson, Fabricius, Hagemeister, Hagenow, Hanow, Hecht, Hevernick, Holsten, Holtfreter, Israel, Kruse, Kühl, Langemak, Läwermann, Lobeck, Löffler, Löhding, Lönnies, Mierendorff, Musculus, Palleske, Putzier, Pütter, Rasmus, Rassow, Reinke, Sarnow, Scheunemann, Schmock, Schwing, Sohst, Spalding, Struck, Stuth, Susemihl, Tamms, Teichen, Trittelvitz, Weißenborn, Weström, Weyergang, Wiechmann, Wossidlo und Ziemssen.

Unter ihnen sind einige Geschlechter, die man vielleicht als bürgerlichen Adel bezeichnen kann, wie z. B. die Brandenburgs und Hagemeisters. Beide können sich bis in die frühsten Anfänge der Stadtgeschichte, bis in das 13. Jahrhundert, zurückführen und blühen heute noch. Aus diesem Geschlechte stammt der bekannte Geschichtsforscher Geheimer Hofrat Professor Dr. Erich Brandenburg in Leipzig, der durch seine „Reichsgründung" vor allem hervorgetreten ist. Er ist als Sohn des Bürger-

meisters Otto Brandenburg 1867 in Stralsund geboren. Beide Geschlechter haben eine große Anzahl von Ratsherren und Bürgermeistern gestellt, ebenfalls auch Altermänner der einst so einflußreichen Gewandhaus-Compagnie.

Im Süden der Stadt ist dann später der Frankenfriedhof angelegt worden. Auf ihm ruhen u. a. Glieder der Geschlechter v. Haselberg, Fock, Israel.

Von gewisser allgemeiner Anteilnahme mag eine genealogische Bemerkung sein, die den früheren Chef der Heeresleitung, Generaloberst Hans v. Seeckt betrifft. Sein Großvater war alter schwedischer Offizier und wurde, als Stralsund 1815 zu Preußen kam, in die preußische Armee übernommen. Er liegt auf dem St. Jürgen-Friedhofe begraben, war zuletzt Oberst im Füsilier-Regiment Nr. 34 und ist mit Emma Israel verheiratet gewesen, die neben ihm ruht. Die Israels sind ein altes schwedisches Geschlecht. Der Stammvater ist als Oberst Israelson 1629 mit Gustav Adolf in Stralsund eingewandert, und das Geschlecht hat mehrfach im Rate der Stadt Stralsund gesessen, u. z. schon im Anfang des 18. Jahrhunderts, also zu einer Zeit, in der von einer Judenemanzipation nicht die Rede war. Diese Ratszugehörigkeit beweist zur Genüge die Deutschheit des Geschlechtes, wie auch Ernst Moritz Arndt mit der Familie eng befreundet war.

Die Familienforschung ist eine verhältnismäßig junge Wissenschaft. Sie hat erst in den letzten Jahren auch bei der Allgemeinheit mehr Verständnis und Eingang gefunden. Namentlich nach dem Weltkriege, als man sich auf sich selbst und sein Geschlecht besann, hat sie einen erheblichen Aufschwung genommen gleichwie die ihr benachbarten Gebiete, Familien-Soziologie, Rassen- und Charakterkunde in Geschlechtern, Heraldik, Namensdeutung usw. Vielfach hat man früher über Familienforschung, Stammbaum- und Ahnentafel-Aufstellungen gelächelt, namentlich über den Adel geulkt, der mit Recht schon stets hierdurch mehr Achtung vor Herkommen und Geburt gehabt hat als das Bürgertum, ja dies alles, was dem Menschen heilig sein soll, verspottet. Allein die Familienforschung ist nicht Selbstzweck, etwa reine Liebhaberei oder gar Spielerei, nein, sie ist mehr. Sie dient, den Stolz und die Ehrfurcht vor den Vorfahren zu pflegen und zu vertiefen, damit die Nachgeborenen sich ihrer würdig erweisen und mit an dem Blühen und Fortleben des Geschlechtes beitragen zum Besten des deutschen Volkes.

So gibt auch die Erkundung nach den Grabstätten der Vorfahren einen wichtigen Bestand in den Einzelheiten der Familienforschung. Man muß aus kleinsten Mosaiksteinchen alles zusammenfügen, bis das Gesamtbild des Geschlechtes entsteht. Dazu ist mühselige Kleinarbeit vonnöten, doch den Familienforscher beglückt und erfreut ja schon jedes solches Teilstückchen. Das ist das Rührendste und zugleich Treueste in dieser Arbeit für Volk und Geschlecht.

Benutzte Quellen:

1. Ernst v. Haselberg, Die Baudenkmäler des Regierungs-Bezirks Stralsund, Heft V. Der Stadtkreis Stralsund. Stettin (Léon Saunier) 1902.
2. Wilhelm Hagemeister, Ein Gang durch die St. Nikolai-Kirche zu Stralsund. Stralsund (Königliche Regierungs-Buchdruckerei) 1891.
3. Ernst Uhsemann, Die Stralsunder St. Nikolaikirche. Stralsund (Königliche Regierungs-Buchdruckerei) 1924.
4. Joachim Lorenz Struck, Bedeutsame Gräber auf dem St. Jürgen-Friedhofe zu Stralsund. Stralsund (Königliche Regierungs-Buchdruckerei) 1934.
5. Peter Pooth, Erneuerte Kirchenkunst. Im Stralsunder Tageblatt 1935, Nr. 233, 4. Beilage.

Pommersche Stammbücher

Von Hans Ziegler, Greifswald

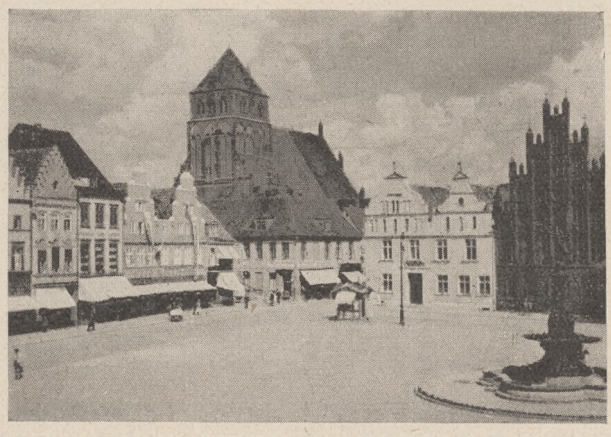
Die Sitte, Stammbücher zu führen, läßt sich in Deutschland bis ins 16. Jahrhundert zurückverfolgen. Sie wurde zuerst von Fürsten und Adligen gepflegt, später folgten Patrizier, Gelehrte, Studenten, Bürger und Handwerker dem Brauch, der sich bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts erhalten hat. Die kultur- und sittengeschichtliche Bedeutung der Stammbücher ist unbestritten. Unter diesem Gesichtspunkt haben Robert und Richard Keil „Die deutschen Stammbücher des 16.—19. Jahrhunderts" (Berlin: Grote 1893) behandelt. Mehr als 6000 Stammbücher haben sie in ihrem Werk berücksichtigt. Aber nicht minder wichtig und wertvoll sind sie als familiengeschichtliche Urkunden. Ich habe daher versucht, was mir an pommerschen Stammbüchern, gedruckten und ungedruckten, bekannt geworden ist, zusammenzustellen — gewiß nur ein kleiner Teil der vorhandenen Schätze — als Hilfsmittel für den Familienforscher und als Anregung, sich eingehend mit diesen Quellen zu beschäftigen.

Unter den Manuscripta Pomeranica der Univ.-Bibliothek Greifswald befinden sich folgende Stammbücher:

1. Stb. des Christian Joachim Friedrich Barkow aus Mecklenburg 1776 ff., an der Univ. Greifswald immatr. 11. 10. 1774, mit Eintragungen von Professoren und Studienfreunden, darunter ein langes Gedicht, dessen Verf. „Dein unzertrennlicher Freund Ludwig Theobul Kosegarten, der Theologie und Dichtkunst Beflissener" ist.

2. Stb. Henriette Borgmann, geb. Drewes, Cammin 1801 ff., die meisten Eintragungen aus Cammin.
3. ein irrtümlich zu Ms. Pom. gestelltes Stb. des aus Lübeck gebürtigen und in Marburg immatr. stud. jur. Gottfried (v.) Criwitz, später herzogl. Mecklenburg. Rat, mit Eintragungen aus Lübeck und Marburg 1637—40.
4. Stb. eines Greifswalder Maurergesellen (wahrscheinl. Wilhelm Hamann) 1836 ff. Ein großer Teil der Einzeichner gehörte der Maurerinnung an.
5. Stb. des E. F. Lehmann, Stettin 1823 ff. mit Eintragungen aus Kolberg, Küstrin, Stargard, Stettin.
6. Stb. Emilie Listich, Bärwalde 1814 ff. mit Eintr. aus Bärwalde, Neustettin, Polzin, Rügenwalde usw. von Angehörigen der Familien v. Blumenthal, v. Donop, Garbrecht, Palleske, Rodatz usw.
7. Stb. des Ferdinand Magdeburg, Stettin 1821 ff., alle Eintragungen aus Stettin.
8. Stb. des stud. theol. Peter Gottlieb Samuel Piper 1785 ff., die meisten Eintragungen aus Greifswald von Studienfreunden. Piper, geb. 1763, war später Pastor in Züssow, gest. 1834.
9. Stb. des Fräulein Emilie Piper-Schütz, 1823 ff., geb. 1806, Pflegetochter des Pastors G. Th. Schütz zu Wildberg bei Treptow, die Eintragungen größtenteils von Freundinnen und Verwandten aus Vorpommern (Demmin, Gr. Kiesow, Gustow, Horst, Rolofshagen, Treptow a. Toll.).
10. Stb. Schönrock 1795 ff. mit Eintragungen aus Anklam, Lassan, Loitz, Richtenberg, Stralsund.
11. Stb. des Gerhard Schröder 1843 ff. mit Eintragungen meist von Handwerkern aus Gollnow, Greifswald, Stargard u. a. Orten.

Die Bibliothek der Gesellschaft für pomm. Geschichte und Altertumskunde in Stettin besitzt 15 Stammbücher, darunter das eines F. v. Damitz (1628), ferner des Fürstl. Hofrats und pomm. Geschichtsschreibers Jürgen Valentin Winter, gest. 1623 (vgl. Balt. Stud. 4. 1837, S. 127/28) und des Dr. med. Joh. Kluge aus Stolp (1609—63) mit Autographen der berühmtesten Aerzte und Naturforscher jener Zeit. Letzteres hat Sanitätsrat Martin Bethe soeben in den „Familiengeschichtlichen Mitteilungen der Pomm. Vereinigung f. Stamm- und Wappenkunde in Stettin" 1935, Nr. 8 und 9 veröffentlicht. Die reichen Bestände der Stammbuchsammlung in der Stadtbibliothek Königsberg i. Pr. hat Kurt Bogon in der „Vierteljahrsschrift für Wappen-, Siegel- und Familienkunde" Jg. 29 (1901), S. 1—62; Jg. 32 (1904), S. 36—155; Jg. 37 (1909), S. 17—108 erschlossen. Bei jedem Stb. gibt er den einstigen Besitzer mit Vornamen, Stand und Heimat an, außerdem alle Namen derjenigen, die sich in den Büchern verewigt haben, darunter zahlreiche Pommern. Von den Stammbuchbesitzern waren aus Pommern gebürtig: Joh. Eggebert (Eggebrecht) 1640—51; stud. theol. Andreas Messerschmidt, Köslin, 1663—87; Joh. Georg Pelshofer,, Stettin, 1661—70; stud. theol. Georg Poltzin, Bütow, 1580—88; stud. theol. Christoph



Greifswald: Markt und Marienkirche.
Archivaufnahme

Schadeloch, Stettin, 1688—91; stud. theol. Michael Weber, Kolberg, 1640—62.

In den letzten Jahrzehnten sind eine Anzahl teils in Privathand, teils in Bibliotheken befindlicher pommerscher Stammbücher in Zeitschriften mehr oder weniger vollständig veröffentlicht. Ich stelle sie hier alphabetisch nach den ehemaligen Besitzern geordnet, zusammen.

1. Ueber das in der Handschriftensammlung des Gymnasiums zu Stargard aufbewahrte Stammbuch des stud. Georg Leberecht Böttcher 1724 ff. berichtet R. Brendel ausführlich in den „Monatsblättern der Ges. f. pomm. Geschichte". Jg. 24. 1910, S. 49—55 u. 66—69.
2. Das Stb. für Wilhelmine Friederike von Bohm, geb. v. Hardtenstern, Schultzenhof 1795 ff., behandelt der um die Heimatgeschichtsforschung verdiente Privatgelehrte Karl Adam (geb. 1849 in Treptow a. Toll., gest. 1916 in Greifswald) in der Sonntagsbeil. Nr. 36 der „Stralsundischen Zeitung" 1896.
3. Einen Auszug aus dem Stb. des stud. theol. Johann Christian Borck 1793 ff.

(später Pastor in Hohenzahden) bringt Martin Wehrmann in den „Monatsblättern“ (s. o.) Jg. 23. 1909, S. 3—5.

4. Aus dem Studentenstb. des Ephraim Christian Dreist 1740 ff. (gest. 1801 als Pastor in Pagenkopf) berichtet Rudolphson in den „Monatsblättern“ 26. 1912, S. 165—171.

5. Ueber das Stb. Waldemar Grunows, des Schwagers von Friedr. Ludw. Plüddemann, 1852 ff. handelt ein Aufsatz von Otto Dibbelt in den „Monatsblättern des Kolberger Vereins für Heimatkunde“ 6. 1929, S. 43—46.

6. Ueber „Die vier [ältesten] Stammbücher der Univ.-Bibliothek zu Greifswald“ (Ms. lat. 5—8) schreibt Karl Adam in der Sonntagsbeil. Nr. 2 der „Stralsundischen Zeitung“ 1895. Aber nur zwei von diesen sind als pommersche anzusprechen: Das Album des stud. theol. Christoph Lemmius aus Stralsund 1704 ff. und das Stb. des Christian Stephan Scheffel aus Meldorp 1717 ff., der 1726 als Professor der Medizin nach Greifswald berufen wurde.

7. Das Stb. des stud. theol. Wilhelm Meisner in Greifswald und Königsberg 1824—33 behandelt Prof. Dr. med. Wilh. Meisner in der „Greifswalder Universitätszeitung“. Jg. 8. 1933, S. 41 bis 43.

8. Das Stb. des stud. jur., späteren Greifswalder Bürgermeisters Siegfried Joachim Meyer, Greifswald und Jena 1770 ff. habe ich in „Heimatleiw un Mudderspraf“ (Beil. d. Greifsw. Zeitg.) 1930, Nr. 2 bis 16, 18—23, 25—31 vollständig veröffentlicht.

9. Ueber die Stammbücher des stud. J. P. L. Munkel (Mitte des 18. Jahrhdts. in Halle), des stud. theol. Jakob Munkel aus Greifenberg 1723 ff. und des stud. theol. Karl Aug. Strecker aus Karnitz (1767—83 Pastor in Weichmühl) berichtet kurz Pastor G. F. A. Strecker in den „Monatsblättern“ Jg. 21. 1907, S. 133 bis 35.

10. Das berühmte 1612 begonnene Stammbuch des kunstliebenden Herzogs Philipp II. von Pommern (1573—1618), das Maler von europäischem Ruf wie Hans Breughel u. a. mit Bildern geschmückt hatten, und das die Unterschriften von Kaisern, Königen und Fürsten trug, scheint für immer verloren zu sein. Vgl. die grundlegenden Aufsätze „v. Mörner: Das Stb. des Herzogs Philipps II.“ in der „Zeitschr. f. Preuß. Geschichte“ Jg. 2. 1865, S. 249—79 und „Julius Müller: Das Album des Herzogs Philipp II.“ in „Balt. Studien“ 28. 1878, S. 485 ff.

11. Das Stammbuch des stud. theol. Georg Christian Pitsch 1803 ff., gest. 1861 als Pastor in Jasenitz, hat M. Wehrmann in den „Monatsblättern“ Jg. 20. 1906, S. 180—84 auszugsweise veröffentlicht.

12. Ueber „ein pomm. Stb. vor 100 Jahren“ (des C. F. Pogge in Greifswald 1822 ff.) schreibt C. F. Pogge in der Zeitungsbeilage „Eek an'n Sund“. Jg. 10. 1931, Nr. 6.

13. Das Stammbuch Gustav Schubert aus den 1820er Jahren behandelt Frida Rübens im „Archiv für Sippenforschung“. 9. 1932, S. 361/2.

14. Im „Deutschen Herold, Zeitschrift für Heraldik“ 31. 1890, S. 77 ff. schreibt L. Bobé über das „Stammbüchlein Elisabeth von Schwartzhoffers“ in Stettin 1611—34.

15. Das auf der Breslauer Univ.-Bibliothek befindliche Stammbuch des Kosmus von Simmer aus Kolberg, gest. 1650, gab H. v. Redern in der „Vierteljahrsschrit für Heraldik“ Jg. 9. 1881, S. 263—305 heraus. Ergänzungen und Berichtigungen dazu enthält der Aufsatz von Dr. Hanncke in den „Monatsblättern“ Jg. 4. 1890, S. 151—157.

16. Ueber das Stammbuch des stud. med. Vechtner 1776 ff. handelt ein Aufsatz von Dr. Starck in den „Monatsblättern“. Jg. 10. 1896, S. 52—57.

17. „Aus alten Stammbüchern Pommerns“ nennt sich eine „Plauderei“ von Hermann Bink in der Beilage zur Kösliner Zeitung „Unsere Heimat“ 1929, Nr. 23—24. Für familiengeschichtliche Zwecke ist diese Plauderei, die aus verschiedenen Stammbüchern ein paar Kostproben ohne Namennennung bietet, wertlos.

Unveröffentlicht ruhen in Heimatmuseen, Bibliotheken und in Privatbesitz gewiß noch zahlreiche pommersche Stammbücher, wie z. B. das Stammbuch des Nicolaus v. Vicken im Stralsunder Museum (nach Angabe von H. Bink), oder des Apothekers Honrich im Pomm. Landesmuseum, Stettin (vgl. Gen.-Anz. 20. 6. 1935); auch das Greifswalder Heimatmuseum bewahrt einige Stammbücher auf. Es wäre wünschenswert, daß alle diese Bestände einmal aufgenommen und der Forschung zugänglich gemacht würden. Ferner werden im Antiquariatsbuchhandel hin und wieder pommersche Stammbücher angeboten, über deren Verbleib man aber nur selten etwas erfahren wird, sofern sie nicht von Bibliotheken oder Museen erworben wurden.

Nach der notgedrungen etwas trockenen Aufzählung pommerscher Stammbücher sei es mir gestattet, über ein bisher unveröffentliches Stammbuch des stud. theol. und späteren Superintendenten Gottlieb Eduard Picht aus Gingst zu berichten, das heute seiner Enkelin, Fräulein Margarete Schultze gehört, einer Tochter des Greifswalder Bürgermeisters Dr. jur. Richard Schultze (1831—1916), der mit Julie Picht (geb. 1838, gest. 1923) verheiratet war. Die Familie Picht stammt aus Halle a. d. S. (vgl. Walter Wallroth: Chronik der Familien Wallroth — Tischbein — v. Roehl — Lembke — Schwing — Picht. Altona 1920.) Dort wurde Johann Gottlieb Picht 1736 als Sohn eines Bäckermeisters geboren. Nach dem Besuch der lateinischen Schule des Waisenhauses (der Franckeschen Stiftungen) studierte er in Halle Theologie. Als Hauslehrer kam er zu dem Kammerrat Giese in Stralsund, wurde später Feldprediger bei dem in Barth stehenden Husarenregiment und erhielt 1769 die Pfarrstelle und Präpositur in Gingst a. R., wo er sich bald einen geachteten Namen erwarb. „Als echter Sohn der Aufklärung trat er in seinem Kirchspiel nachdrücklich für den sozialen Fortschritt ein, hob die Leibeigenschaft auf, richtete ein Weberamt (Innung) ein und eine Schule nach dem Muster Rochows. Sein Ziel ist die Glückseligkeit in moralischer und wirtschaftlicher Hinsicht." So urteilt über ihn Erich Gülzow, aus dessen Feder soeben im 29. Band der „Pommerschen Jahrbücher" eine eingehende Würdigung Joh. Gottlieb Pichts erschienen ist. Nach 49jähriger gesegneter Amtstätigkeit starb er 1810. Sein Sohn Adolf Wilhelm Picht, geb. 1773, der ihm seit 1797 als Diakonus zur Seite stand, wurde sein Nachfolger, er starb 1857 in Losentitz. Dessen Ehe mit Maria Katharina Schwing entstammten 13 Kinder, darunter als ältester Sohn Gottlieb Eduard Picht, geb. am 8. April 1806. Der handschriftlichen Selbstbiographie, die G. Ed. Picht als Superintendent in Grimmen für die dortige Kirchenchronik verfaßt hat, entnehme ich die folgenden Angaben über seinen Lebens- und Bildungsgang.

Den ersten Schulunterricht erhielt er in Bergen, wo eine Schwester seines Vaters seit 1812 mit dem Kantor Dammas verheiratet war. Von 1814 an wurde er im elterlichen Hause zusammen mit den Zöglingen der Pensionsanstalt seines Vaters unterrichtet. Ostern 1822 wurde er mit seinem jüngeren Bruder Ferdinand in die Prima des Gymnasiums zu Stralsund aufgenommen. Michaelis 1825 verließen beide das Gymnasium mit dem Zeugnis der Reife und bezogen die Universität Greifswald, wo Gottlieb Ed. Picht sich der Theologie widmete, sein Bruder der Medizin. Er hörte Dogmatik bei Professor Parow, Kirchengeschichte und alttestamentliche Exegese bei Kosegarten und Böckel, das Leben Jesu bei Finelius, Neues Testament bei Böhmer, Philosophie bei Stiedenroth und war Mitglied des philologischen Seminars unter Schömann (vgl. hierzu „Wilhelm Titels Bildnisse Greifswalder Professoren, herausgegeben von Otto Schmitt und Victor Schulze". Greifswald 1931). Seit Ostern 1827 studierte er in Berlin, wo er die Vorlesungen Neanders über Moral und über das Evangelium Johannis hörte, praktische Theologie bei Schleiermacher und David



Greifswald: Universität.
Archivaufnahme

Friedrich Strauß, neutestamentliche Exegese bei Bleek, Reinwald und Utemann und jüdische Geschichte bei Leo. (Ueber die genannten Professoren vgl. „Max Lenz: Gesch. d. Univ. Berlin". 2. 1910.) In Berlin war er zwei Jahre Mitglied eines Kandidtenvereins unter der Leitung des Kandidaten Niedlich, der später Pastor in Templin war. „Ich verdanke diesem Verein das Meiste, was ich gelernt habe, besonders meinem getr. Freunde Bembach, mit dem ich täglich studierte und dessen Tod im J. 1831 mich tief betrübt hat. Ich wohnte auch den Abendunterhaltungen bei, die bei Schleiermachers alle 14 Tage Sonnabends stattfanden." Im Oktober 1829 bestand er in Stettin die erste theologische Prüfung, lebte dann wieder ein Jahr in Greifswald zur weiteren wissenschaftlichen Fortbildung, wo er bei den Professoren Parow, Böhmer, Hünefeld verkehrte, einen Kandidatenverein leitete und einige Male predigte. Im Herbst 1830 kehrte er nach Gingst zurück, wo er die öffentliche Schule, den Privatunterricht seiner Geschwister und die Nachmittagspredigten übernahm und sich auf die 2. theologische Prüfung vorbereitete, die er im Mai 1832 bestand. Am 11. Juli wurde er von Bischof Ritschl ordiniert und als Diakonus zu Gingst eingeführt. 1835 heiratete er Elisabeth

Ritschl (geb. 1815), jüngste Tochter des Bischofs Carl Ritschl in Stettin (1783—1858) und Schwester des bahnbrechenden Theologen Albrecht Ritschl (1822—89). Um einen größeren, unabhängigen Wirkungskreis zu erhalten, bewarb er sich um die vakante Superintendentur zu Grimmen, die ihm 1838 vom Concilium academicum der Universität Greifswald einstimmig übertragen wurde. Im Interesse seiner Familie übernahm er 1846 die mit reichlicheren Einkünften ausgestattete Stelle als Superintendent in Loitz, wo er bis zu seinem Tode am 22. Februar 1873 gewirkt hat. Eine gute Charakteristik von Picht als Mensch und als Geistlicher hat sein Freund und Nachfolger in Grimmen, Carl Bindemann, in seiner Selbstbiographie „Rückblicke auf Leben und Amt" (Halle 1878), S. 184 ff. gegeben, aus der ich einige Sätze anführe:

„Der Superintendent Picht war hoch und kraftvoll gewachsen, von imponierender Erscheinung. Bei näherer Bekanntschaft wurde denen, die auf seine Eigentümlichkeit Acht hatten, alsbald seine ungewöhnliche physische und geistige Kraft und Ausdauer und seine rastlose Tätigkeit bemerkbar. Zur Contemplation hatte er keine Neigung, auch nicht zu theologischen Forschungen. Er hatte sich die Kenntnisse, die zu seinem Berufe erforderlich waren, tüchtig genug angeeignet und erhielt sich auf dem Laufenden durch Lektüre. Seine Natur war darauf angelegt, ins Leben unmittelbar hineinzuwirken. Und das tat er als Geistlicher mit biblischer und kirchlicher Gläubigkeit, scharfem Einblick in das menschliche Herz, in Persönlichkeiten und Zustände, und mit bedeutender origineller Redegabe. Er glaubte mit dem Herzen und war dabei weitherzig gegen solche theologische Richtungen, die nicht die seinen waren, wenn er bei denen, welche diesen Richtungen folgten, Aufrichtigkeit und Frömmigkeit wahrnahm. Alles Scheinwesen war ihm zuwider. Seine Herzensgüte war ausgezeichnet. Es haben viele bei ihm Unterstützung, Hülfe, Förderung ihrer Wünsche gefunden."

Eduard Pichts Stammbuch, aus losen Blättern bestehend, enthält 60 Eintragungen aus den Jahren 1824—34 von seinen Schulfreunden in Stralsund, seinen Angehörigen und Verwandten in Gingst und Stralsund und von seinen Studienfreunden in Greifswald und Berlin. Die Verse und Sprüche sind teils selbst verfertigt, teils sind es Zitate aus der Bibel, aus deutschen und lateinischen Dichtern, auch Shakespeare ist vertreten. Scherz und Ernst, wertvolle und unbedeutende Beiträge wechseln einander ab, auch einige Derbheiten fehlen nicht. Dazu kommen hier und da Anspielungen auf gemeinsame Erlebnisse und frohe Jugenderinnerungen. Das Hauptthema der meisten Beiträge ist Gott, Tugend, Unsterblichkeit, Schicksal, Freundschaft, Liebe, Natur, Lebensfreude. Einige charakteristische Beispiele sollen das verdeutlichen.

Allen gehört, was Du denkst, Dein Eigen nur ist, was Du fühlest;
Soll er Dein Eigentum sein, fühle den Gott, den Du denkst.

Eduard Fabricius.

Stralsund, Ostern 1824.

Freund: wunderschön ist Gottes Erde, und werth ists, drauf vergnügt zu sein. (Hölty).

Adolph Vollmann.

Stralsund, 30. April 1824.

Einsam durchirret der Mensch das Thal des dämmernden Lebens: Freundschaft, dein ewig Gestirn leitet ihn sicher den Pfad!

C. Wallis, stud. theol.

Stralsund, 10. Mai 1824.

Rebus angustis animosus atque
Fortis appare; sapienter idem
Contrahes vento nimium secundo
Turgida vela. (Horat. Od. II, 10.)

F. A. Werner, stud. theol.

Sundiae, 20. Sept. 1824.

Musik und Wein und Malerei,
Und dann die schönen Kinder,
Wer die nicht liebt, der ist von Blei,
Gott tröst den armen Sünder.

Fried. Leop. Henning, stud. jur.

Stralsund, 22. Sept. 1824.

Psalm 119, V. 9. Wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich gehen? Wenn er sich hält nach deinen Worten.

Gingst, 10. Okt. 1825. Erfülle, mein geliebter Sohn, die Wünsche, das Vertrauen, die Hoffnungen Deines getreuen Vaters A. W. Picht.

Und stürzt, umdonnert von den Flammen
Des hohen Weltgerichts, der Erdkreis unter ihr zusammen,
Die Freundschaft bleibt und fürchtet nichts!

Loffhagen, stud. jur.

Greifswald, 29. März 1827.

Wer frisch umherspäht mit gesundem Sinn,
Auf Gott vertraut und die gelenke Kraft,
Der ringt sich leicht aus jeder Fahr und Noth.

Gr. von Nützow,
cand. jur., Pomeranus.

Greifswald, 30. 3. 1827.

Dem Ochsen gibt das Wasser Kraft,
Dem Burschen Bier und Rebensaft;
Drum trinke Bruder! Bier und Wein —:
Wer wollte denn ein Rindvieh seyn!?

C. Kneip, Med.
aus Wittgenstein.

Rykathen, 31. März 1827.
[d. i. Greifswald].

Religion ist eine Sache des Gewissens, der Wahrheit. (Herder).

Alfred Natorp, Cand. Theol.
aus Westphalen.

Berlin, 29. Okt. 1828.

Die Tugend hat wenigstens den Vortheil, daß sie früher oder später den Neid und die Lästerungen besiegt.

E. A. Wollenberg, cand. theol.
aus Pommern.

Greifswald, 28. Aug. 1830.

Die sichere Bürgschaft für den Himmel
Ist doch der Himmel hier in unsrer Brust.

Gustav Trittelvitz, stud. theol.
aus Schlatkow bei Anklam.

Greifswald, 1. Sept. 1830.

Weitere Zitate zu bringen, verbietet der zur Verfügung stehende Raum. Ich schließe mit einem Verzeichnis der im Stammbuch vorkommenden Namen in zeitlicher Reihenfolge, ohne die bei den obigen Eintragungen erwähnten zu wiederholen.

C. F. Braun, stud. theol., Stralsund 1824.
Th. Musculus, stud. med. aus Mecklenburg-Schwerin, Stralsund 1824.
Georg Tiede, stud., theol., Stralsund 1824.
Adolph Dalmer, stud. theol., Stralsund 1824.
A. Wewetzer, stud. theol., Stralsund 1824.
C. Claußen, stud. theol., Stralsund 1824.
W. E. Henning, stud. jur. aus Barth, Stralsund 1824.
A. Casorti, Stralsund 1825.
Flora Picht (Schwester), Gingst 1825.
Mathilde Picht (Schwester), Gingst 1825.
Charlotte Picht (Tante), Gingst 1825.
Fr. Mayer, Stralsund 1825.
Carolina Schwing, Stralsund 1825.
Charlotte Schwing, Stralsund 1825.
Amalie Scheven, geb. v. Giese, Schönhoff b. Brandshagen 1825.
August Dalmer, Greifswald 1826.
G. v. Bagevitz, stud. jur. aus Drigge, Greifswald 1827.
C. Bahll, cand. theol. aus Greifswald, Greifswald 1827.
Otto Doering, stud. theol., Greifswald 1827.
A. Christen, Greifswald 1827.
E. Bode, stud. theol. aus Swinemünde, Greifswald 1827.
Frd. Strübing, stud. theol. aus Neumark, Greifswald 1827.
K. Richter, stud. theol. aus Friedland, Greifswald 1827.
Georgi, cand. theol., Greifswald 1827.
A. v. Zastrow, stud. jur., Greifswald 1827.
Dr. Carl Giese, Berlin 1828.
Johannes Andreas Rascher, cand. theol., Berlin 1829.
F. W. Wagner, cand. theol., Berlin 1829.
Karl Ufer, Berghusiensis, Dr., Berlin 1829.
Fr. Keune, stud. theol. aus dem Rheinland, Berlin 1829.
G. Niedlich, Berlin 1829 [vgl. Pichts Selbstbiographie.]
A. J. Schroell, Dr. med., Greifswald 1830.
E. v. Schade (?), Greifswald 1830.
K. Th. Piper, Greifswald 1830.
Aug. Herm. Trittelvitz, Greifswald 1830.
C. J. Cornelius, cand. theol., Greifswald 1830.
Peter Jakob Wenzel, cand. med., Greifswald 1830.
W[ilh. Aug.] Atmer, Ummanz 1830.
J[oh.] E[rnst] Parow, Prof., Greifsw. 1830.
Friedr. Schulek, stud. theol. et. phil. aus Ungarn, Greifswald 1830.
Wilhelm Boehmer, Prof., Greifswald 1830.
R. F. Cantzler, Dr. Greifswald 1830.
Fr. Justus Viselius, cand. med. aus Magdeburg, Greifswald 1830.
Andreas Götnöry aus Dopschau in Ungarn, Greifswald 1831.
Julie Picht (Schwester), Gingst 1833.
Fritze [Friederike Luise] Picht (Schwester), Gingst 1834.
Sembach (? Sambach) [ohne Ort und Jahr].

Schulzen- u. Lehnschulzengeschlechter in den Aemtern Stolp und Rügenwalde

Von Adelhaid v. Livonius, Pamplin b. Saleske (Pom.)

Pommern ist eine derjenigen Gegenden Deutschlands, die zu allen Zeiten einen sehr hohen Bevölkerungsüberschuß abgegeben haben. Sein prozentualer Anteil an der Menschenauffüllung der deutschen Städte und Industriegebiete ist außerordentlich hoch. Man sagt nicht umsonst, daß die Berliner Familien zu 40 v. H. aus Pommern stammen. Einen besonders bildhaften Eindruck von der Menschenmenge, die alljährlich Pommern verlassen hat, geben die Zahlen der Auswanderung, insonderheit nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in den Jahren nach 1844 bis 1871: 91 279 Menschen, bei einer Gesamtbevölkerung von (1846)

1 165 075 resp. (1871) 1 431 796 Menschen. Pommerns Struktur nach — das „Land" überwiegt bei weitem, die Städte sind klein — muß natürlich die Hauptmasse dieser abgegebenen Menschenmenge vom Lande stammen, und in unzähligen Ahnentafeln im Deutschen Reich werden ein oder mehrere Ahnenstämme nach Pommern weisen. Merkwürdigerweise begegnet man vielfach — selbst bei Fachleuten — der Ansicht, daß in dem Augenblick, in dem so ein Stamm in ein pommersches Bauerngeschlecht einmündet, „Hopfen und Malz verloren" sei.

Wie schon der Bericht von der Starkower Bauernehrung zeigt*), ist das keineswegs der Fall. In ganz besonderem Maße gilt das Gegenteil bei den Schulzen- und Freischulzengeschlechtern.

Vielleicht ist es bei dieser Gelegenheit angebracht, für den, der sich noch nicht mit bäuerlicher Sippenkunde befaßt hat, mit kurzen Worten auf die Herkunft der Frei- und Lehnschulzen einzugehen. Zwischen 1200 und 1350 ging in der Hauptsache die Wiederbesiedelung Pommerns durch Deutsche vor sich. Die Herzöge hatten die Ueberlegenheit der Deutschen über die slawische Bevölkerung klar erkannt und versuchten, möglichst viel deutsche Bauern, Ritter und Handwerker mit allen Mitteln ins Land zu ziehen. Die Hauptherkunftsgebiete dieser Neusiedler waren Friesland, Westfalen, das ganze Niedersachsen bis zum Harz und bis nach Flamland hinein. Nicht immer aber kamen diese Züge direkt aus dem ursprünglichen Heimatlande, in vielen Fällen gelangten die ersten bis in die Mark, nach Mecklenburg und nach Vorpommern, und einige Generationen später rückten deren Nachkommen dann von neuem vor, bis nach Hinterpommern und weiter.

Besonders wußten die pommerschen Herzöge die Anlagen von geschlossenen deutschen Dörfern zu schätzen, förderten sie auf eigenem und auf geistlichem Territorium mit allen Mitteln. Eine solche dorfweise Ansiedelung war dann häufig das Werk eines Unternehmers, eines „Locator". So ein Locator, der oft genug von ritterlichem Stande war, wählte sich die Lage des zukünftigen Dorfes und die ganze Feldmark an Ort und Stelle aus, machte seinen Vertrag mit dem Herzog und holte sich erst dann seine Leute geschlossen ins Land. Regelrechte Reklamefeldzüge wurden im übrigen Deutschland für diese Ostlandsiedlung von staatlicher, geistlicher und privater Seite geführt und der neue Lebensraum als das Land, da Milch und Honig fließen, gepriesen.

Die Verträge zwischen Herzog und Unternehmer hatten meist das Heimatrecht der Neusiedler zur Grundlage, und insbesondere die Bedingung, daß sie frei seien und blieben, das Land sozusagen vom Herzog zu Lehen hätten (Erbhofgesetz), aber keinen andern Herrn anzuerkennen brauchten. Der Unternehmer, der „scultetus", trug die Verantwortung für sein Dorf und hatte die Amts- und Gemeindevorsteherpflichten — wie wir sie heute nennen würden — zu übernehmen; dafür konnte er ebenfalls von vornherein für sich persönlich bedeutend mehr Land fassen, als dem einzelnen Bauernhof zugeteilt wurde, und war frei von jeder Steuer. Ein Teil der Natural- und Geldsteuer, die sein Dorf zu leisten hatte und für deren Beitreibung er sorgen mußte, war sogar sein Eigentum. Die einzige wirkliche Leistung, die er dem Staat gegenüber zu erfüllen hatte, war — infolge der ritterlichen Geburt resp. des freien Landbesitzes, was ja ursprünglich ziemlich auf dasselbe herauskam — im Kriegsfall die Stellung eines gewappneten Mannes zu Roß. Im Laufe der Zeit wurde diese Leistung abgewandelt in die „Haltung eines guten Dienstpferdes" für den Herzog, und, entsprechend den Musterungen der Lehnsherren, wurden auch diese „Dienstpferde" ab und zu aufgeboten und gemustert. Ging der Hof vom Vater auf den Sohn oder Schwiegersohn über — „Mannfall" — oder starb der Herzog und sein Nachfolger kam ans Ruder — „Herrnfall" —, so mußte sich der jeweilige Hofbesitzer einen neuen Lehnsbrief ausstellen lassen. In sämtlichen vorhandenen Lehnsbriefen — im Jahr 1874 wurde die erbliche Freischulzenwürde abgeschafft und die wählbaren Amtsvorsteher traten an ihre Stelle — wird das „gute Dienstpferd" erwähnt. Auch als die Haltung dieses Lehnpferdes schon längst in eine jährliche Geldzahlung umgewandelt war, stand traditionsgemäß auf so manchem Freischulzenhof das „Königspferd", das zu keiner Arbeit herangezogen wurde. Noch jetzt besteht in solchen Dörfern vielfach die Erinnerung an den „Muß-Hengst" des Freischulzen, den nur dieser oder sein Sohn selber bewegen durfte; wenn dieser Hengst geritten wurde, so habe alles aus dem Wege gehen müssen, denn dann fühlte sich der Freischulz als der „Vertreter des Königs".

Natürlich sind die Freischulzengeschlechter längst nicht alle auf den jeweiligen ursprünglichen locator zurückzuführen. Vielfach ist der Hof irgendwie gekauft, wie z. B. der Meitzower Schulzenhof 1351 vom Johanniter Orden, oder der Dörfentiner 1525 vom Kloster Buckow, und der Besitzer ist dann vom Herzog zum Lehnschulzen gesprochen worden. In solchem Kaufbrief wird dann aber festgesetzt, daß der Hof ausschließlich für den Käufer und seine rechten Erben bestimmt ist, und keinesfalls an irgend jemanden in Stadt oder Land, sei es Ritter oder Knecht, verkauft werden darf (abermals Erbhofparallele!). Der zum

*) Vgl. den Aufsatz der Verfasserin in der „Rundschau" dieses Heftes.

Hof des Freischulzen Stüve in Starkow, seit über 400 Jahren im Besitz der Familie nachweisbar.



Aufn. Wilh. Granzow, Stolpmünde

Freischulzen „Gesprochene" übernahm natürlich erblich dieselben Verpflichtungen, auch in bezug auf das „Dienstpferd", wie die andern Frei- und Lehnschulzen; irgendeinen Unterschied zwischen den Lokatorengeschlechtern und denen, die den Hof und die Freischulzenwürde erst später erworben hatten, gab es nicht.

Legte der deutsche Bauer schon an sich viel Wert auf blutsmäßige Reinheit, „Ebenburt", bei der Eheschließung, so war das beim Freischulzen noch viel ausgeprägter. Im allgemeinen wurden nur die Töchter von „Standesgenossen" auf den Hof geholt; nimmt einer einmal keine Freischulzentochter, so stammt die junge Frau bestimmt aus einer besonders hervorragenden Familie. Im allgemeinen aber hat der, der einen Freischulzen in seiner Ahnentafel hat, als dessen Vorfahren auch die gesamte Schulzenschaft der betreffenden Gegend darin.

Die erwähnten Lehnsbriefe, die sich in sehr vielen Fällen glücklicherweise erhalten haben, sind eine sippenkundliche Quelle ersten Ranges. In einer ganzen Anzahl von Kirchspielen gerade in Hinterpommern sind leider die Kirchenbücher durch Brände oder ähnliches vernichtet; für die Schulzenhöfe aber bieten die Lehnsbriefe vollständigen Ersatz. Im allgemeinen gehen sie weit auch über die ältesten Kirchenbücher hinaus. So gibt es z. B. für den bereits erwähnten Freischulzenhof des Dorfes Meitzow noch den Kaufbrief des ersten Besitzers, der den Hof 1531 vom Comtur des Johanniter-Ordens in Schlawe erwirbt. In manchen Fällen allerdings hat Unverstand unschätzbare Werte vernichtet. So kam der jetzt noch lebende Sproß des Geschlechtes der alten Gerichtsvögte des Rügenwalder Amtes, von einigen Revolutionsideen bezaubert, aus dem Krieg nach Hause, stieg auf den Boden des uralten Hofes und verbrannte truhenweise alte Urkunden, Lehnsbriefe usw., „da ja jetzt die neue Zeit anfängt"! Ein Angehöriger dieser Familie, der sich oft an diesen Schätzen gefreut hatte — natürlich ohne sie völlig entziffern zu können — gibt an, daß er sich ganz bestimmt an Zahlen und Namen der Herzöge aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts erinnern könne, ja, es hat den Anschein, als sei der erste Vertrag des Lokators des betreffenden (Hagen-)Dorfes selbst dabei gewesen. Die anderweitig noch vorhandenen resp. bis jetzt gefundenen Kopien von Lehnsbriefen dieses Hofes reichen nicht über das 17. Jahrhundert hinaus, so daß also bei dieser Familie, die zu den ältesten und vornehmsten des Rügenwalder Amtes gehörte, der Forscher um 1600 vor dem blanken Nichts steht. (Was mag alles bei der „Entrümpelung" der Hausböden vernichtet worden sein, aus Unkenntnis und Nichtachtung!)

Etwas niedriger auf der sozialen Stufenleiter standen die dienstfreien Schulzen und die Dienstschulzen. Letztere hatten nicht mehr Land als die andern Bauern, mußten gleich ihnen Steuern zahlen, Naturalabgaben entrichten und Burgdienste leisten; das Amt des Schulzen war ihnen „aufgebrummt", wie eben heutzutage Gemeindebeamte bestimmt werden. Indessen wurden natürlich nur möglichst befähigte Leute dazu genommen, und da sich, dank der erwähnten erstrebten Ebenburt, bestimmte Begabungen in den einzelnen Familien zu halten pflegten, erbte sich in der Mehrzahl der Fälle das Schulzenamt auch hier vom Vater auf den Sohn fort. Die erstgenannten stellen ein Mittelding zwischen den Frei- und den Dienstschulzen dar.

Wenn ich im nachfolgenden eine in Frei- und Lehnschulzen und in einfache Schulzen getrennte Liste gebe, so muß ich folgendes dazu bemerken: die als Freischulzen bezeichneten sind als solche nachgewiesen; bei den als einfachen oder Dienstschulzen bezeichneten ist es aber leicht

möglich, daß dieser oder jener eigentlich doch zu den Freischulzen zählt. Einwandfreie Klarheit darüber ergibt natürlich nur eine eingehendere Beschäftigung mit der betreffenden Familie. In den Kirchenbüchern sind die Bezeichnungen im allgemeinen richtig geführt; indessen sind mir auch Fälle bekannt, in denen auf Grund eines Zwistes zwischen dem Freischulzen und dem Pfarrer der letztere seine Mißachtung dadurch zum Ausdruck brachte, daß er entweder nur „Schulze" oder aber gar keine Standesbezeichnung in seine Register schrieb. Auch bei Steuer-, Prästations- usw. -listen muß man sich vorsehen, da die Herren Amtsschreiber häufig viele Jahre lang nur „Schulze" schreiben und es sich an irgendeiner Stelle plötzlich doch herausstellt, daß der Betreffende Freischulz war. Auch nach den Steuererträgen selbst kann man sich nicht unbedingt richten, da der Freischulz häufig noch Land in Pacht hat, für das er dann natürlich auch Steuer zahlen muß. Auch die Behörden, denen ein Freischulze recht unbequem werden konnte, versuchten manchmal zu „mogeln", einen Freischulzen so allmählich doch zu Steuern und Diensten zu bewegen. Auf dem Dörsentiner Freischulzenhof (Vanselow) befindet sich die Kopie eines Aktenstückes von 1742, in dem sich der damalige Freischulz über Versuche dieser Art beschwert und an Hand einer ganzen Reihe von Lehnbriefen beweist, daß seine Vorfahren den Hof 1525 „quitt vnd fry" gekauft und von da ab von den Herzogen zu Lehen getragen haben. Es folgt jetzt die Liste.

I. Amt Rügenwalde und Abtei Rügenwalde [1]).

Freischulzen in

Altschlawe:	1594	Sielaff	1732	Runge
Cannin:	1529	Halvpap	1732	Halvpap
Cörlin:	1648	Schwartz	1732	Naseband, später Bruhn
Dörsenthin:	1525	Vanselow	1732	Vanselow
Kuddezow:	1648	Niemann	1732	Lübke
Lantzing:	1598	Bruhn	1732	Bruhn
Masselwitz:	1592	Gorbandt	1732	Gorbandt, später Müller
Meitzow:	1351	Wegner	1515	Schwolow
			1732	Schwolow
Natzmershagen:	1604	Dreyer	1732	Schwartz
Böbbelin:	1599	Schwartz	1732	Schwartz
Göritz:	1409	Wohlt	1648	Latotzke
			1732	Ohm, spät. Beversdorf
Malchow:	1409	Vanselow	1575	Panten
			1732	Rauff, später Lemcke
Neuenhagen:	1534	Moller	1623	Moller
	1648	Schwarte	1732	Panten
Panknin:	1527	Panten	1732	Panten
Parpart:	1323	Engelbert	1638	Rubow
	1577	Schwarte	1732	Rubow

Schulzen in

Barzwitz:	1648	Palow	1732	Beencke
Cartzin:	1648	Dreyer	1732	Dreyer
Freest:	1648	Wickboldt	1732	Kersten
Jershagen:	1648	Eggert	1732	Lüttke
Jershöft:	1648	Zügelke	1732	Zühlke
Kopahn:	1648	Schmidt	1732	Höpner
Köpenitz:	1648	Brune	1732	Bruhn
Krakow:	1648	Gammeratt	1732	Last
Kugelwitz:	1648	Schwarte	1732	Kadolf
Rützenhagen:	1648	Grantz	1732	Vanselow
Scheddin:	1648	Mewes	1732	Schwartz
Schönenberg:	1648	Piritz	1732	Köpe
Stemnitz:	1648	Last	1732	Last
Vitte:	1648	Hartke	1732	Zühlke
Zillmitz:	1648	Gorband	1732	Gorband
Abtshagen:	1648	Lutke-schwager	1732	Schwartz
Altenhagen:	1648	Dubberke	1732	Dubberke
Beelkow:	1648	Panten	1732	Panten
Büssow:	1611	Schwarte	1732	Schwartz
Damerow:	1648	Mette	1732	Schmid
Damshagen:	1648	Hoppener	1732	Dubberke
Eventin:	1611	Schwarte (Freischulz und Richtvogt)	1732	Wohlt
Karnckewitz:	1648	Panten	1732	Panten
Martenshagen:	1574	Woltt	1732	Wohlt
Neuenwasser:	1611	Gertt	1732	Däling
Pirbstow:	1611	Wetzel	1732	Wetzel
Preetze:	1648	Schwarte	1732	Rutzen
Schlawin:	1648	Schwarte	1732	Lemke
Steinorth:	1648	Panten	1732	Panten
Wandthagen:	1648	Panten	1732	Panten
Wiecke:	1648	Schmidt	1732	Schmid
Zitzemin:	1648	Lattatzky	1732	Latotzke

II. Amt Stolp [1]).

Freischulzen in

Horst:	1530	Veylahn (Vegelahn)	1732	Klähn, später Neumann
Labbuhn:	1597	Grumkow	1732	Jesse
Mützenow:	1530	Schulte(tze)	1732	Schultze, später Schwartz
Sageritz:	1597	Willer	1732	Albrecht
Stantin:	1604	Albrecht	1732	Albrecht
Starkow:	1530	Stüve	1732	Stüwe
Schwolow:	1589	Albrecht	1732	Albrecht

Schulzen in

Birckow:	1589	Albrecht	1732	Neitzel, später Albrecht
Gr. Brüskow:	1589	Schmidt	1732	Holtz
Kl. Brüskow:	1589	Voß	1732	Albrecht
Damerow:			1732	Lemke
Flinkow:	1589	Schwerdt-feger	1732	Schwerdtfeger
Gr. Garde:			1732	Sawallisch
Ritzow:			1732	Reck
Rowe:	1664	Pieper	1732	Prick
Schlochow:			1732	Jach
Stohentin:			1732	Jach
Beddihn:	1593	Albrecht	1732	Albrecht

Der Schulz oder Freischulz pflegte seinen Nachfolger selbst zu bestimmen unter seinen Söhnen oder Schwiegersöhnen. War der Betreffende beim Tode des Vaters noch zu jung, so übernahm ein älterer Bruder, auch wohl der Onkel oder der Stiefvater, bis zu seiner Volljährigkeit vorübergehend die Führung des Amtes. Es kam auch vor, daß der eigentliche Freischulz ein „schwarzes Schaf" war, dann wurde sogar seitens der vorgesetzten Behörde ein Verweser des Amtes bestellt, bis seine

[1]) Für die erste Rubrik habe ich keine feststehende Stichzahl genommen, sondern die jeweils früheste mir bekannte Zahl. Bei fünf Stolper Amtsdörfern bin ich augenblicklich nicht in der Lage, die Namen der Schulzen um 1600 anzugeben.

Leibeserben Hof und Amt übernehmen konnten. Letzteres ist allerdings ein vollkommener Ausnahmefall, ich habe ihn bisher nur ein einziges Mal entdeckt. Noch im 19. Jahrhundert lautet die Grundbucheintragung des Altschlawer Schulzenhofes: „. . . die Verpflichtung des jedesmaligen Besitzers dieses Hofes, das Schulzenamt zu verwalten. Sollte er dazu die Fähigkeit nicht besitzen oder sich durch schlechte Handlungen desselben unwürdig machen, so wird alsdann der interimistisch anzustellende und von der kgl. Regierung zu bestätigende Stellvertreter wegen seiner Mühewaltung aus den Einkünften des Schulzenhofes besoldet, ohne daß eine Dazwischenkunft richterlicher Behörden dieserhalb nöthig oder zulässig sein soll".

Natürlich gab es dabei auch manchmal ganz beachtliche Streitfälle. In meinem Besitz befindet sich die Kopie einer erbitterten Eingabe des jungen Freyschultzen Simon Schulte aus dem Stolper Amtsdorf Mützenow von 1634. Seinem Vater Paul Schulte ist der letzte Lehnsbrief 1575 ausgestellt worden. Bald nach der Geburt des Sohnes starb aber der Vater und seine Witwe heiratete — beim Bauern ist das des Hofes wegen ein absolutes Muß — umgehend zum zweitenmal, und dieser Stiefvater versah auch das Schulzenamt. Als Simon Schulte aber volljährig war, bezeugte Carsten Buhrow, der Stiefvater, nicht die geringste Lust, Hof und Amt dem eigentlichen Erben abzutreten. In seiner Eingabe meint der junge Freischulz: an sich könnte er ja noch etwas warten, es ginge ihm nicht so um das Antreten des Besitzes; Carsten Buhrow aber ließe nicht nur den Hof verlottern, sondern er wäre auch in starkem Maße dem Suff ergeben, und das wäre für den Verwalter eines Freischulzenamtes eine Unmöglichkeit. Simons Vater Paul Schulte habe in Ehren gelebt und sein Amt hochgehalten; Carsten Buhrow aber lege es geradezu darauf an, es in Mißkredit zu bringen. Er, Simon, bitte den Herzog nun inständigst, ihm doch möglichst umgehend einen eigenen Lehnsbrief auszufertigen, kraft dessen er Hof und Amt übernehmen könne, andernfalls könne er für nichts garantieren; so, wie es jetzt sei, gehe jedes Ansehen und die ganze Würde des Freischulzenamtes flöten. Der Herzog hat das dann auch eingesehen und Simon Schulte wurde umgehend bestätigt.

Dadurch, daß die Schulzen und Freischulzen für die ganze Dorfschaft verantwortlich waren und den gesamten Schriftverkehr (Dienstweg!) mit der Regierung zu leiten hatten, ist natürlich viel mehr Persönliches und kulturgeschichtlich Beachtenswertes von ihnen und durch sie erhalten geblieben als von den meisten andern Bauerngeschlechtern. Wenn auch im vorigen Jahrhundert selbst von den Regierungsstellen Unersetzbares an alten Akten als „völlig unnütz" vernichtet worden ist, so haben sich doch große Mengen von Lehnsbriefkopien, Eingaben, Berichten usw. erhalten. Da gibt es Krach um das bewußte Dienstpferd, man zankt sich mit den Rentmeistern und Landvögten, man setzt sich für seine Dorfschaft ein, erkämpft sich staatliche Zuschüsse, stellt einem andern ein Bein, versucht unbequeme Untergebene oder auch Vorgesetzte loszuwerden, vererbt, lobt, beschimpft, mogelt, kauft, opfert sich auf, kurz, das ganze Menschsein des Betreffenden zeigt sich auf. Aus diesen Akten tritt die Persönlichkeit des Schreibers wohl noch besser hervor als aus den schönsten Leichenpredigten; denn der Pfarrer wurde ja für eine recht rosig angehauchte Rede bezahlt, die Schulzen aber, die diese Berichte meist eigenhändig verfaßten, zeigen sich selber in ihrer charakterlichen Eigenart vor.



Kirchenfenster in Mützenow, gestiftet von dem Freischulzen Jochim Stüve, den Bauern Jürgen Hofmeister, Daniel, Timotheus und Jochim Wockenfuß in Starkow und dem Pastor Joachim Wockenfuß in Mützenow (1. Hälfte des 17. Jahrhunderts).
Aufn. Wilh. Granzow, Stolpmünde

Auch Dokumente anderer Art haben sich häufig erhalten: gestiftete bunte Fenster, Inschriften, selbst Bildnisse aus dem 17. Jahrhundert und früher finden sich in den alten Kirchen. Auch alte Stammbäume befinden oder befanden sich auf so manchem alten Freischulzenhof, die dann z. T. einer geradezu unendlichen weiteren Ahnenforschung das Feld freimachen. In einem der Verfasserin bekann-

ten Fall[2]) geht die Forschung im wahrsten Sinne des Wortes bis in die „Unendlichkeit"; denn dort gewinnt man Anschluß an Heinrich den Löwen, Albrecht den Bären, den Supplinburger, das älteste dänische, schwedische und norwegische Königsgeschlecht. Und da das norwegische Königshaus das Geschlecht der Ynglinger ist, die in gerader Linie von Odin selber abstammen, so ist man damit wirklich in der Unendlichkeit gelandet; weiter geht es beim besten Willen nicht.

Durch all dieses ist es möglich, daß die Nachfahren solcher hinterpommerscher Dorfschulzen von ihren Vorfahren über 300 oder 400 Jahre hinweg lebensvollere Bilder erhalten können, als so mancher Volksgenosse von seinen Groß- und Urgroßeltern hat.

Pommersche Handwerker in den ältesten Berliner Bürgerbüchern

Von August Zöllner, Misdroy

Die Familienforschung hat endlich die gebührende Anerkennung gefunden und wird nicht mehr, wie es früher so oft geschah, als ein „adliger Sport" bezeichnet, sondern von allen Volkskreisen mehr oder weniger erfolgreich betrieben. Leider muß festgestellt werden, daß der „Feuereifer", mit dem die Sippenforschung anfangs betrieben wurde, trotz der allseitigen Förderung mehr und mehr nachläßt. Viele Forscher begnügen sich nämlich mit dem Nachweis ihrer arischen Abstammung bis um 1800 herum, andere wieder werfen die Flinte frühzeitig ins Korn, weil die in Frage kommenden Kirchenbücher nur lückenhafte Angaben enthalten oder gar keine Anhaltspunkte bieten. Denn zahlreiche Kirchenbücher, insbesondere die älteren, sind entweder den Kriegswirren zum Opfer gefallen, durch Nachlässigkeit verloren gegangen oder durch Feuersbrünste zerstört worden. Andere wieder wurden recht unsorgfältig behandelt oder ungenau geführt.

Wenn nun auch die Kirchenbücher eine Schlüsselstellung einnehmen (Geburts-, Trau- und Sterbedaten), so stehen dem ernsthaften Familienforscher auch andere Quellen zur Verfügung. Diese, zum Teil noch ungedruckten Quellen, wie z. B. Universitätsmatrikel, Testamente und vergilbte Amtsakten usw., sind allerdings schwerer zugänglich. Daher sind die familienkundlichen Verbände und Gesellschaften sowie Geschichtsvereine und Historischen Kommissionen eifrig bemüht, den Familienforschern auch diese recht aufschlußreichen Quellen durch Anlegung von Namenskarteien, durch Veröffentlichungen in Buchform oder durch Hinweise in Zeitungen und Zeitschriften erschließen zu helfen und zugänglich zu machen. Es sei hier nur an die Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Pommern[1]), der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde[2]) (Baltische Studien und „Monatsblätter"), des Rügisch-Pommerschen Geschichtsvereins (Pommersche Jahrbücher) und der Pommerschen Vereinigung für Stamm- und Wappenkunde[3]) erinnert. In diesem Zusammenhang sei auch auf die „Vereinigung für Stamm- und Wappenkunde Roland", Ortsgruppe Stettin, hingewiesen, die erst kürzlich in Verbindung mit der Stettiner Stadtbücherei ein familienkundliches Schriftenverzeichnis in Form einer Kartothek angelegt hat. Für ernsthaft bestrebte Familienforscher handelt es sich hier um eine wahre Fundgrube; denn die Kartothek umfaßt in etwa einem Dutzend Kästen Hunderte von Karten.

Zu den aufschlußreichsten familienkundlichen Quellen gehören vor allen Dingen die leider zum größten Teil immer noch unveröffentlicht gebliebenen Bürgerbücher der Städte, geben sie doch teilweise sogar über Abstammung, Alter, Herkunft, Beruf sowie Besitz- und Vermögensverhältnisse der Neubürger Auskunft. Zwei derartiger Bürgerbücher der Residenzstädte Berlin und Cölln, nämlich „Das älteste Berliner Bürgerbuch 1453—1700" sowie „Die Bürgerbücher von Cölln an der Spree 1508 bis 1611 und 1689—1709", die im Rahmen der „Veröffentlichungen der Historischen Kommission für die Provinz Brandenburg und die Reichshauptstadt Berlin" als Band I (1927) und Band III (1930) der „Quellen und For-

[2]) Es handelt sich um das Freischulzengeschlecht Vanselow-Dörsentin. Dieser geradezu phantastische Ahnenschlauch gewinnt dadurch an Interesse, daß Vanselowsches Blut fast in jeder hinterpommerschen Bauernahnentafel auftaucht und durch ihn die tatsächliche Blutsverbundenheit des hinterpommerschen Adels und Bauerntums bildhaft gezeigt wird.

[1]) Ebeling, R., Das älteste Stralsunder Bürgerbuch, Stettin 1926.
Wehrmann, M., Das älteste Stettiner Stadtbuch, Stettin 1921.

[2]) Wehrmann, M., Die Kirchenbücher in Pommern, Balt. Stud. Bd. 42, S. 201 ff. — Uebrigens wurde auf Anregung des Stadtsuperintendenten Lic. Semrau im Jahre 1933 ein „Kirchenbücheramt des Gesamtverbandes evangelischer Kirchengemeinden Stettin" ins Leben gerufen. Es handelt sich hier um eine Zentralstelle, die 173 Stettiner Kirchenbücher betreut. Hierüber berichtet Walter Schulz Näheres in den „Monatsblättern" der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde, Nr. 6, Juni 1935, S. 81—85. (Das Kirchenbücheramt Stettin.)

[3]) Familienkundliche Mitteilungen der Pommerschen Vereinigung für Stamm- und Wappenkunde in Stettin.

schungen zur Geschichte Berlins" erschienen, liegen vor mir. Die von Peter von Gebhardt bearbeiteten und herausgegebenen Bürgerbücher dürfen auch die Aufmerksamkeit der pommerschen Geschichts- und Familienforscher beanspruchen, denn unter den hier aufgeführten Neubürgern stammen 94 aus Pommern. (Berlin — 56 und Cölln — 38). Es handelt sich hier vorwiegend um Handwerker aller Berufe (Schneider, Schuster, Fleischer, Tischler, Knopfmacher, Bader usw.), Kauf- und Handelsleute, ehemalige Soldaten und Tagelöhner. Aus den Städten Stettin (19), Stargard (13), Stralsund (8), Kolberg (8), Stolp (7) und Barth (6) stammen 61 Bürger, der Rest verteilt sich auf die kleineren Städte und auf das platte Land.

Unter recht verschiedenartigen Bedingungen und zum Teil recht eigenartigen Umständen erwarben die einzelnen Neubürger das Bürgerrecht. Nicht die Zahlung des Bürgergeldes, sondern die Leistung des Bürgereides war Hauptbedingung. Erst nach Ablegung des Eides und Erfüllung der eingegangenen Verpflichtungen wurde der Bürgerbrief ausgestellt und dem Antragsteller ausgehändigt. Hier ein paar Musterbeispiele aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert:

Am 17. Juli 1593 hat der aus Stettin stammende Messerschmied Christian Stolp um das Berliner Bürgerrecht nachgesucht und, nachdem er „seine pflicht geschworen" und das von ihm verlangte Bürgergeld — 1 Taler 16 Groschen — richtig bezahlt hatte, auch erhalten.

Unter dem 10. Februar 1642 finden wir im Berliner Bürgerbuch verzeichnet, daß der aus Stargard gebürtige Büchsenmacher Andreas Waldeck „zum burgerrecht eine lange büchse, so er zum meisterstück gemacht, gegeben" hat.

Am 23. März 1700 wurde der Uhrmacher Johann Maaß aus Bansekow bei Stolp als Neubürger aufgenommen. Er hat „an statt der würklichen abschwerung des gewöhnlichen Eydes mit einem handschlag an die damals vorhandene herren des Raths angelobet, sotannen eyd, welcher ihm deutlich erkläret und vorgelesen worden, in allen punkten und clausulen redlich nach zu leben, worauf er dann, nachdem er vorhero 3 tlr. 16 g. bürgergeld erleget, zum bürger angenommen" wurde.

Einzelne Bürger mußten sich bei der Aufnahme verpflichten, einen ledernen Feuereimer auf eigene Kosten anzuschaffen. Der Bader (Barbier, Heilgehilfe und Haarschneider) Melcher Werner aus Stettin verpflichtete sich z. B. bei der am 5. August 1667 erfolgten Anmeldung, nicht nur 6 Taler Bürgergeld zu zahlen, sondern „hat auch angelobet, den eimer zu kaufen".

Wie wir aus dem Cöllner Bürgerbuch ersehen können, waren auch Ratenzahlungen gestattet. Am 15. Februar 1689 hat z. B. der Schuster Christian Kraatz „aus Demmin bürtig, den burgereyd alhier zu rathause abgeleget". Er sollte 3 Taler zahlen, „darauf er 2 tlr. entrichtet, der rest soll auf ostern folgen".

Dem aus Barth stammenden Tagelöhner Johann Andreas Neubauer, der am 10. Januar 1703 als Bürger aufgenommen wurde und 4 Taler Bürgergeld zahlen sollte, aber nur 2 Taler anzahlen konnte, wurden später die „2 restirenden tlr." auf Fürbitte eines einflußreichen Bürgers sogar erlassen.

Auch dem Bäcker Jeremias Schultze, „von Ueckermünde in Pommern bürtig", erließ der Magistrat am 21. Juli 1701 die restlichen 2 Taler, „weil er auf dem Friedrichswerder (eine Berliner Vorstadt) schon einmal bürger worden". Dagegen ist dem Weinkieper Christian Fasicke aus Stargard am 2. März 1705 „in consideration daß er des magistrats kellerwirt, das bürgerrecht geschenket worden".

So bieten also die bereits veröffentlichten Bürgerbücher[4]) den Familienforschern, die weiter zurückgehen möchten, neue Anhaltspunkte; sie gestatten aber auch zugleich kulturgeschichtliche Einblicke in vergangene Jahrhunderte und Rückschlüsse auf die Lebensgewohnheiten und Lebensverhältnisse unserer Vorfahren.

Nach diesem einleitenden Vorbericht veröffentlichen wir nun die Namen der aus Pommern stammenden Neubürger der Städte Berlin und Cölln in zeitlicher Folge, jedoch alphabetisch nach den einzelnen Herkunftsorten geordnet.

Namenverzeichnis und Suchregister.

Albrecht, Christian	94	Ditmar, Peter	73
Althoff, Wentzel	54	Ditterich, Bartelmeß	46
Barthmann, Jochim	25	Dobergatz, Casper	52
Bergemann, Michel	49	Dreyhoff, Michel	22
Bauer, Johann	70	Engelke, Michel	27
Block, Johann	72	Fasicke, Christian	74
Bock, Joachim	77	Fiebelkorn, Chr.	71
Borkenhagen, Joachim	28	Flato, Johann	64
Bösewetter, Johann	59	Fleischer, Michael	81
Brandts, Jochim	10	Geldert, Chr.	85
Brachenau, Mattias	66	Giese, Jacob	34
Breetz, Johann	88	Gons, Peter	61
Bremer, Christian	84	Grützmacher, M.	48
Brieger, Valentin	91	Gutke, Jurge	80
Bruchmuller, Hans	58	Gützke, Chr.	20
Cuno, Nathan	33	Han, Merten	23

[4]) von Gebhardt, P., Das Bürgerbuch der Stadt Angermünde 1568—1765. Berlin 1931. (Seite 185 bis 186: Die aus Pommern stammenden Bürger [105].) Vgl. Balt. Stud., Bd. 35, S. 376. Buchbesprechung von Erich Sandow.

Greiffenhagen, O., Das Revaler Bürgerbuch 1409 bis 1624. Reval 1932. Vgl. Balt. Stud., Bd. 35, S. 378.

Adelheim, G., Das Revaler Bürgerbuch 1624 bis 1690, nebst Fortsetzung bis 1710. Reval 1933. Vgl. Balt. Stud. Bd. 36, S. 414. Buchbesprechung Holsten.

Kaeber, E., Die Bürgerbücher und die Bürgerprotokollbücher Berlins von 1701—1750. Berlin 1934. (Quellen und Forschungen zur Geschichte Berlins, Bd. 4.)

Herfurt, Michael	44	Mittagk, Joachim	36	Rosenfeldt, A.	43	Sido, David	42
Holtze, Peter	90	Mohlendorff, Peter	40	Rosenfeld, Eberh.	79	Sparre, Joachim	6
Huck, Wentzell	7	Munkewitz, L.	45	Rundekiel, T.	69	Stolp, Christian	35
Kerko, Chr.	18	Neubauer, Johann.	60	Salomon, Caspar	26	Sultze, Michael	86
Kindt, Andreas	5	Neumann, Chr.	76	Schaum, Peter	78	Tele, Michel	17
Kleinhardt, A.	37	Nige, Hans	50	Schilling, Ph.	14	Thielemann, Samuel	75
Kokeritz, Lorentz	30	Oldehoff, Heinrich	16	Schmidt, Heinr.	68	Verwest, Hans	12
Kraatz, Chr.	62	Palme, Adam	2	School, Johann	89	Waldeck, Andreas	29
Lentz, Michel	32	Pfuell, Jacob	13	Schröder, Chr.	21	Werner, Melcher	39
Letow, Jochim	57	Pitscher, Michael	82	Schröder, Hansz	3	Witte, Georgen	63
Lewe, Bernd	53	Platte, Peter	41	Schultze, Jer.	92	Winicke, Jacob	93
Lüttke, Davit	19	Povelz, Johann	67	Schultze, Johann	55	Ziemann, Hansz	31
Maaß, Gabiel	15	Puhlmann, Heinrich	56	Schütte, Jurgen	52	Zimmermann, Jacob	38
Maaß, Johann	1	Ramthum, Martin	11	Schütze, Johann	87	Zülich, Jacob	65
Magelitz, Jacob	24	Reichardt, Peter	4	Seger, Andreasz	47		
Mahlendorff, B.	9	Reichel, Johann	83	Seltreich, Joachim	8		

I.

Auszüge aus dem ältesten Berliner Bürgerbuch 1453—1700.

Herkunftsort	Tag u. Jahr der Eintragung	Suchnummer	Name und Beruf
Banfekow bei Stolp i. Pom.	23. März 1700	(1)	Maaß, Johann, Uhrmacher. „Banßko bey Stolpe, hat an stat der würklichen abschwerung des gewöhnlichen eydes mit einem handschlag an die damals vorhandene herren des raths angelobet, sotannen eyd, welcher ihm deutlich erkläret und vorgelesen worden, in allen puncten und clausulen redlich nach zu leben, worauf er dann, nachdem er vorhero 3 tlr. 16 g. bürgergeld erleget, zum bürger angenommen."
Barth (=Bart)	11. Januar 1651	(2)	Palme, Adam (ohne Berufsangabe) 21/2 tlr.
„ (Bahrt)	14. Dezember 1652	(3)	Schröder, Hansz, Korkmacher, 4 tlr.
„ (Bartt)	31. Oktober 1654	(4)	Reichardt, Peter, Tagelöhner, 3 tlr.
Daber, Kr. Naugard	4. März 1683	(5)	Kindt, Andreas, Schneider. „Hat itzo 2 tlr. gegeben, will die übrigen 2 tlr. und den eimer nach ostern geben." (Am Rande: 2 tlr.)
Greifenberg	26. Februar 1601	(6)	Sparre, Joachim, von Griefenberge burtig, 2 tlr. 6 g.
„ (Greiffenbergk)	11. Mai 1620	(7)	Huck, Wentzell, „gewesener hoffbecker, 7 tlr."
Greifswald (Gripszwolde)	9. Juli 1614	(8)	Seldtreich, Joachim, „rüstknecht auf der churf. rüstkammer, 4 tlr."
Kallies (Kaliß)	20. Juli 1660	(9)	Malendorff, Berendt, Müller, 5 tlr.
Kirchhagen, Kr. Greifenberg	11. Dezember 1680	(10)	Brandts, Jochim, „ein abgedankter soldat, Wachholdtshagen aus Pommern (= Kirchhagen, Kr. Greifenberg) 3 tlr.; doch citra consequentiam; auch den leder eimer geben.
„	25. November 1698	(11)	Ramthum, Martin, Riemer, „bürtig aus Wachholzhagen („hagen" über der Zeile nachgetragen), bei trepto in Pommern (= Kirchhagen, Kr. Greifenberg) 4 tlr."
Kolberg (Colberg)	10. Mai 1489	(12)	Verwest, Hanns, 1 sch. p. o. satorum, 15 g.
„	9. Juli 1579	(13)	Pfuell, Jacob, Beutler, „hat seinen burgereid geschworen, 1½ tlr."
„	18. Oktober 1680	(14)	Schilling, Philip Andreas, Handelsmann, „10 tlr.; wil auch den ledern eimer geben. (Am Rande — rest 1 eymer; dannv. sp. H.: todt.)"
„	13. April 1698	(15)	Maaß, Gabiel, Schuster, 4 tlr.
„	28. Dezember 1700	(16)	Oldehoff, Heinrich, Handelsmann, 6 tlr.
Lauenburg	12. Juli 1661	(17)	Thele, Michel, „Lawenburg aus Pomerellen (= Lauenburg i. Pom.)"; und
„	„	(18)	Kerko, Christian, „eines burges sohn, bede tuchmacher; der erste 4 tlr., der andere 1 tlr. alß gebrauchlich".
Massow	6. April 1590 (Im Text 1589, verschrieben für „1590".)	(19)	Lüttke, Davit, Goldschmied, „hat seine pflicht abgeleget, 32 sgr."
Naugard	3. November 1697	(20)	Götze, Christoph Carl, ohne Berufsangabe, 5 tlr.
Nörenberg	16. Dezember 1682	(21)	Schröder, Christoph, „gewesener trabant, 4 tlr.; will auch den eimer geben (1 eymer)".
Pasewalk	5. Juli 1683	(22)	Dreyhoff, Michel, „reitschmied, 4 tlr.; wil auch den eimer geben; dedit".
Polzin (Poltzin)	7. Mai 1588	(23)	Han, Merten, Schneider, 1 tlr. 16 sg.
Rügenwalde	28. Mai 1652	(24)	Magelitz, Jacob, Schnurmacher, 3 tlr.
„	5. Oktober 1688	(25)	Barthman, Jochim, „schuhflicker, 2 tlr., rest 1 tlr. 16 g."
Schlawe	17. März 1698	(26)	Salomon, Caspar, „kauf- und handelsmann, Schla in Pommern (= Schlawe), 8 tlr."

Stargard	24. Mai 1538	(27)	Engelke, Michel, Tuchscherer, 1 gld. 24 g.
„	20. Juli 1589	(28)	Borkenhagen, Joachim, „churf. g. einspänniger, hat seine pflicht getan, 2 tlr.“
„	10. Februar 1642	(29)	Waldeck, Andreas, „büchsenmacher; hat .... zum burgerecht eine lange büchse, so er zum meisterstück gemacht, gegeben“.
„	13. Mai 1659	(30)	Koteritz, Lorentz, Rotgießer, 8 tlr.
„	3. November 1664	(31)	Zieman, Hansz Ernst, „huter (= Hutmacher), 4 tlr.“
„	12. April 1667	(32)	Lentz, Michel, „huter (= Hutmacher) von Stargardt aus Pommern burtig, 4 tlr., nebst dem ledernen eimer“.
„	12. Mai 1699	(33)	Cuno, Nathan, Schnurmacher, 4 tlr.
„	17. August 1699	(34)	Giese, Jacob, Schuster, 3 tlr. 16 g.
Stettin	17. Juli 1593	(35)	Stolp, Christian, Messerschmied, „hat seine pflicht geschworn, 1 tlr. 16 sg.“
„	22. Februar 1598	(36)	Mittagk, Joachim, Fleischer, „hat seine pflicht dem rathe geschworen, 1 tlr. 16 sgr.“
„	11. März 1645	(37)	Kleinhardt, Andreas, Baden, 5 tlr.
„	26. Mai 1651	(38)	Zimmermann, Jacob, Ofensetzer, 3 tlr.
„	5. August 1667	(39)	Werner, Melcher, Baden, „6 tlr., wie auch angelobet, den eimer zu kaufen“.
„	4. September 1684	(40)	Mohlendorff, Peter, Tischler, „von Stettin burtig; giebet diese Woche 2 tlr. 16 g. und umb martini noch 2 tlr. (am Rande: rest 2 tlr.)“.
„	7. März 1689	(41)	Platte, Peter, ohne Berufsangabe, 4 tlr.
„	25. Januar 1694	(42)	Sido, David, Handelsmann, 4 tlr. 16 g (am Rande: durchstrichen: rest 16., seynd ihm erlassen worden. Darüber: dedit).
„	13. August 1697	(43)	Rosenfeldt, Abraham, Kauf- und Handelsmann, 6 tlr. 16 g.
„	25. Oktober 1699	(44)	Herfurt, Michael, Lederbereiter, 4 tlr.
Stolp	11. August 1585	(45)	Munkewitz, Lorentz, Schneider, 2 tlr. und pflicht getan.
„	9. August 1589	(46)	Ditterich, Bartelmeß, Tagelöhner, hat seine pflicht getan, 1 sch.
„	3. Oktober 1594	(47)	Seger, Andreasz, ohne Berufsangabe, „hat seine pflicht geschworn, 4½ tlr.“
„	13. November 1616	(48)	Grützmacher, Matthens, „meurer-handlanger, 4 tlr.“
„	26. Januar 1621	(49)	Bergemann, Michel, Tagelöhner, „5 tlr. zu obergewehr will er ihme zeugen eine musquet“.
„	8. Januar 1622	(50)	Nige, Hans, ohne Berufsangabe, 5 tlr.
„	14. Februar 1643	(51)	Dobergatz, Caspar, Grützmacher, 4 tlr.
Stralsund	4. Oktober 1688	(52)	Schütte, Jurgen, Schuhflicker, 1 tlr.; rest 2 tlr. 16 g. (Am Rande: — rest 2 tlr. 16 g.)
„	11. Januar 1695	(53)	Lewe, Bernd, Tischler, 4 tlr. 16 g. (Unter Nr. 2818 (Seite 79) wird ein Joan Lewe im Jahre 1344 als Stralsunder Bürger aufgeführt. Vgl. Ebeling, Das älteste Stralsunder Bürgerbuch, 1319—1348.)
„	9. Februar 1695	(54)	Althoff, Wentzel, Gärtner, 3 tlr. 16 g.
„	11. Januar 1698	(55)	Schultze, Johann Jacob, Stück- und Glockengießer, 4 tlr..
Wollin	15. April 1663	(56)	Puhlman, Heinrich, Tuchmacher, „3 tlr. ohne consequentz“.

II.

Auszüge aus den Cöllner Bürgerbüchern 1508—1611 und 1689—1709.

Anklam	16. Oktober 1706	(57)	Letow (Lettow), Jochim, Schuhmacher, „von Anklam in Pommern gebürtig, 2 tlr., die restirende 2 tlr. wil er auf nechstkünftige weynachten auch entrichten“.
Barth	19. Januar 1691	(58)	Bruchmuller, Hans, Tagelöhner, „aus Barth buhrtig, soll 3 tlr. geben, dedit 2 tlr., den rest will er in 14 tagen auch richtig machen“.
„	20. August 1692	(59)	Bösewetter, Johann Friedrich, „huetmacher, aus Barth bührtig, soll 3 tlr. in allen geben, darauf er 1 tlr. gezahlet, den rest will er auf Michael auch richtig machen“.
„	10. Januar 1703	(60)	Neubauer, Johann Andreas, „Tagelöhner, 2 tlr., die restirende 2 tlr. wil er nechstkünftigen Johannis auch abtragen; (von späterer Hand hinzugefügt) auf vorbitte Herrn Gen. M. Hassam von den 2 restierenden tlr. losgesprochen“.
Belgard	1572	(61)	Gons, Peter, ohne Berufsangabe, 67½ g.
Demmin	15. Februar 1689	(62)	Kraatz, Christian, Schuster, „aus Demmin bührtig, hat den burgereyd am 15. fbr. alhier zu rathause abgeleget, soll 3 tlr. geben, darauf er 2 tlr. entrichtet, der rest soll auf ostern folgen“.

Faulenbenz	1562	(63)	Witte, Georgen, „kesselfürer, von Bentz im lande zu Pommern bei Massow bortig, 3½ tlr."
Gollnow	13. Oktober 1692	(64)	Flato, Johann Friedrich, Handelsmann, „aus Golnow in Pommern buhrtig, 7 tlr."
Greifenberg	8. Dezember 1704	(65)	Zülich, Jacob, Riemer, „von Greiffenberg in Pommern gebürtig; 3 tlr. (am Rande von anderer Hand): dedit.
Greifenhagen	1584	(66)	Brachenau, Matthias, ohne Berufsangabe, 1 sch. 7 g.
Köslin	28. April 1696	(67)	Povelţ, Johann, Schuster, „aus Keslin in Pommern bührtig, 3 tlr.; rest, den feuereimer.
Kolberg	1580	(68)	Schmidt, Heinrich, Goldschmied, 64 sg.
„	19. Januar 1703	(69)	Rundekiel, Tobias, Knopfmacher, „von Colberg in Pommern bürtig, 4 tlr."
„	28. Mai 1705	(70)	Bauer, Johann, Fuhrmann, „von Colberg in Pommern gebürtig, 3 tlr."
Leine, Kr. Pyritz	22. Dezember 1705	(71)	Fiebelkorn, Christian, Brauer, „von Leyn bey Pieritz in Pommern (= Leine, Kr. Pyritz) gebürtig, 2 tlr.; die restirende 2 tlr. wil er so bald möglich auch entrichten".
Stargard	16. November 1702	(72)	Block, Johann Christian, Tagelöhner, „von Stargard bürtig, 1 tlr.; den restirenden 1 tlr. wil er so bald ihm möglich auch abtragen; (von späterer Hand:) dedit 1 tlr. den 16. junii 1708, vide rechnung.
„	14. August 1703	(73)	Ditmar, Peter, „schumacher, von Stargard in Pommern bürtig, 3 tlr. (v. a. Hand:) dedit.
„	2. März 1705	(74)	Fasicke, Christian, Weinkieper, „von Stargard in Pommern gebürtig; ist ihm in consideration, daß er des magistrats kellerwirt, das bürgerrecht geschenket worden".
„	3. Juli 1705	(75)	Thielemann, Samuel, Strumpfmacher, „von Stargard in Pommern bürtig, 3 tlr.; den restirenden 4. tlr. wil er in zween Monaten auch entrichten; (v. a. Hand:) dedit richtig".
„	15. Oktober 1705	(76)	Neumann, Christoph, „schuflicker, von Stargard in Pommern gebürtig, 4 tlr."
Stettin — (Alten Stettin)	1601	(77)	Bock, Joachim, Schneider, 2 tlr. 16 sg.
„	22. Januar 1691	(78)	Schaum, Peter Friedrich, Handelsmann, „aus Alten Stettin bührtig, 5 tlr."
„	8. August 1691	(79)	Rosenfeld, Eberhard, Goldarbeiter, „aus Alten Stettin bührtig; hat 6 tlr. in allen zu geben versprochen".
„	31. Juli 1693	(80)	Gutke, Jurge, „burstenbindergeselle, aus Stettin bührtig; soll 3 tlr. geben, darauf er 2 tlr. entrichtet, den (rest) will er auf Michaelis auch zahlen".
„	9. Mai 1701	(81)	Fleischer, Michael, Gürtler, „von Alten Stettin bürtig, 3 tlr., den restirenden tlr. wil er innerhalb 3 monaten auch erlegen".
„	7. Juni 1701	(82)	Pitscher, Michael, Kfm., „von Alten Stettin bürtig, 6 tlr."
„	26. Januar 1704	(83)	Reichel, Johann Friedrich, Gürtler, „von Stettin gebürtig, 2 tlr.; die restirende 2 tlr. wil er auf nechstkünftigen ostern auch entrichten; (v. a. Hand:) die restirende 2 tlr. dedit den 5. febr. 1705, dedit".
„	5. Oktober 1705	(84)	Bremer, Christian, Schneider, „von Alten Stettin gebürtig; weil er auf dem Friedrichswerder (Vorstadt) schon einmal bürger worden, hat man ihn gegen bezahlung 2 tlr. dimittirt".
„	7. Februar 1708	(85)	Geldert, Christian, Schuhm., „von Stettin gebürtig, 4 tlr."
Stralsund	17. Februar 1694	(86)	Sultze, Michael, „schuelmeister, aus Stralsund bührtig; soll 3 thl. geben, welche er ehesten abführen will, darauf er 1 tlr. gezahlet".
„	19. April 1695	(87)	Schütze, Johann, „schuester, aus Stralsund bührtig, soll 3 tlr. geben, worauf er 2 tlr. gezahlet, den rest will er ehesten auch entrichten".
„	5. August 1698	(88)	Breetz, Johann, Bierschenk, „2 tlr.; die übrige 2 tlr. will er auf nechst Weynachten erleget (!); (v. sp. Hand:) dedit, vide rechnung de anno 1698".
„	29. November 1698	(89)	School, Johann Heinrich, Schuster, „von Stralsund bürtig, 3 tlr."
Timmenhagen (Kolberg)	17. März 1703	(90)	Holtze, Peter, Bauernknecht, „von Timmenhagen bey Colberg in Pommern bürtig, 3 tlr. (dedit)".
Treptow a. Rega	28. April 1696	(91)	Brieger, Valentin Heinrich, Zahnarzt, „Trepto aus Hinterpommern, 4 tlr.; rest den feuereimer (v. a. Hand:) dedit in natura.
Ueckermünde	21. Juli 1701	(92)	Schultze, Jerimias, „becker, von Ueckermünde in Pommern bürtig, 2 tlr.; die übrigen 2 tlr. sind ihm vom magistrat erlassen worden, weil er auf dem Friedrichswerder (Berliner Vorstadt) schon einmal bürger worden".
Wolgast	11. April 1690	(93)	Winicke, Jacob, Knopfmacher, „aus Wolgast bührtig; giebt in allem 4 tlr., darauf er 2 tlr. sofort erleget, den rest zahlet er auf johann".
Zuchow	3. Februar 1708	(94)	Albrecht, Christian, „weinhandler, von Zuckau aus Pommern gebürtig, 4 tlr."

Familienwappen

Von Dr. Walter Freier, Berlin

Die so häufig aufgeworfenen Fragen: „Haben Wappen im Zeitalter der Technik und vor allem im nationalsozialistischen Staat, der keine Standesunterschiede kennt, überhaupt noch eine Berechtigung?“ — „Hat denn ein Wappen überhaupt noch irgendeine Bedeutung?“ verlangen, da sie nur mit betontem „Ja“ zu beantworten sind, eine Begründung.

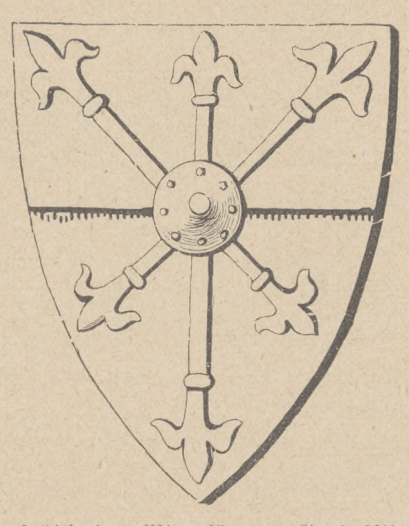


Abb. 1. Schild des Minnesängers Graf Albrecht von Haigerloch, gef. 1298 im Kampfe bei Leinstetten.

„Wapen“ oder „Wappen“ bezeichnet einfach die Waffe; zunächst die ganze Rüstung, dann aber — pars pro toto — die Schutzwaffe des Schildes. Das Wappen, zunächst ein Persönlichkeitszeichen des einzelnen gewappneten Ritters, wird, nachdem es vom 12. Jahrhundert an erblich geworden war, ein ausschließliches, nach bestimmten Regeln festgestelltes Abzeichen einer Familie oder Körperschaft. Der Einzelne soll daran nicht als Individuum, sondern als Mitglied der betreffenden Familie oder Körperschaft erkannt werden, und deshalb steht das Wappen als solches allen Familien- bzw. Körperschaftsmitgliedern gleichmäßig zu. Es wird durch Geburt, Adoption, Heirat, Annahme, Verleihung, Rechtsgeschäft oder Ersitzung erworben und besteht aus der Darstellung mittelalterlicher Waffen, nämlich des Schildes, des Helmes nebst Helmkleinod oder Zimier und der Helmdecke, die in heraldischer Weise, wie es vom 12. bis 16. Jahrhundert bei der europäischen Ritterschaft Brauch war, ausgeschmückt sind.

Nicht nur der vollgerüstete Ritter bedurfte des Wappens als Erkennungszeichen, sondern auch Bürger und Bauern bedurften seiner zum Urkunden — (Untersiegeln von Verträgen usw., da die Kunst des Schreibens nur wenigen geläufig war, und zudem hatte eine Unterschrift ohne beigedrücktes Siegel keine Rechtskraft) — oder zur Bezeichnung von Eigentum.

Wenn auch durch die sich entwickelnde Waffentechnik und durch das Allgemeinwerden der Schreibkunst das Wappen als Erkennungszeichen entbehrlich wurde, so blieb aber doch der Gebrauch und die Werthaltung als sichtbares Familienzeichen dieselbe, und die Sitte, Familienwappen zu führen, war ganz allgemein.

Wenn nun in heutiger Zeit der Wappengebrauch für die praktischen Bedürfnisse des Lebens längst überholt ist, so ist doch bei dem wiederauflebenden Familiensinn und der bewußten Pflege der Familiengeschichte der ideelle Wert des Familienwappens nicht nur unvermindert geblieben sondern in weit stärkerem Maße gestiegen.

Die Formensprache der Wappenkunst, die in ihrer Schönheit und künstlerischen Vollendung nicht zu überbieten ist, ist eine wirkliche Zeichensprache, denn jedes Wappen sagt etwas eindeutig Bestimmtes aus. Wer diese Sprache versteht, dem sagt ein Wappen, schneller als Worte es vermögen, den Namen eines Landes, einer Stadt, einer Körperschaft oder Familie. Außerdem aber schmückt es gut und sinnvoll. Die für die Darstellung von Wappenbildern unbedingt erforderliche Stilisierung entsprang in erster Linie dem praktischen Bedürfnis einer auf große Entfernung klar erkennbaren Figur, bei der das Charakteristische des Umrisses auf

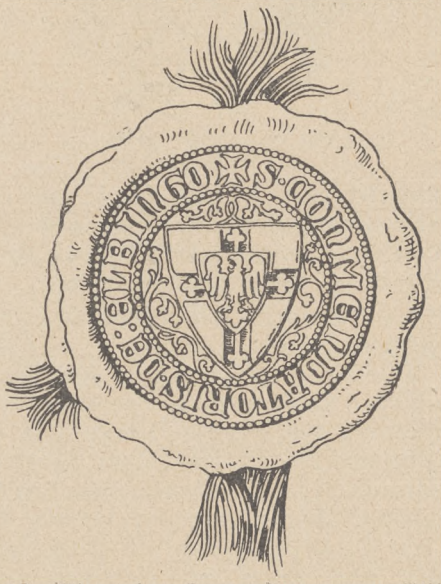


Abb. 2. Siegel des Kommendators von Elbingen (14. Jahrh.).

Kosten der Nebensächlichkeiten der inneren Zeichnung so stark als nur möglich hervorzuheben ist. Dazu gehört auch die Raumausnutzung der Schildfläche; d. h. die Wappenfigur ist so groß zu machen, als es das Feld nur irgendwie zuläßt. Die Grundlage für die künstlerische Darstellung eines Wappens bildet die Verbindung von Schild mit Helm, Helmzier und -decke,

wie sie zu Ende des 14. Jahrhunderts gebräuchlich war und sich im 15. Jahrhundert zur vollsten Schönheit entwickelt hatte. Schild, Helm, Helmzier und Helmdecke müssen stets den gleichen Stil haben, gleichviel welchen.

In Bezug auf Darstellung in Farben, Zeichnung und Plastik gelten folgende Regeln:

Die gute Heraldik kennt nur sechs Farben: Gold oder Gelb, Silber oder Weiß — in späterer Zeit auch „Metalle" genannt —, Rot, Blau, Grün und Schwarz. Die neuere Zeit brachte bei unheraldisch aufgerissenen Wappen noch die Farben Purpur, Braun und Eisenfarbe hinzu. Als grundsätzliche Regel gilt: Figuren von Metall nur auf farbigen Grund



Abb. 3. Luther (1590).

und umgekehrt, d. h. stets Farbe auf Metall oder Metall auf Farbe. — Ausnahme hiervon ist, daß Rot in einigen alten Wappen die Stelle von Metall — (Kupfer) — vertritt. —

Um die Farben eines Wappens farblos zu kennzeichnen, bedient man sich der von Vulson de la Colombière 1638 erfundenen Schraffierung (siehe Abbildung 4, Farbe 1—7), die Schraffierung der Farben Braun und Eisenfarbe sind neueren Datums (siehe Abbildung 4, Farbe 8 und 9). Die Schraffierung behält stets die gleiche Richtung in bezug auf die Mittellinie der Darstellung ohne Rücksicht auf die Stellung und Form des Schildes und der Wappenbilder.

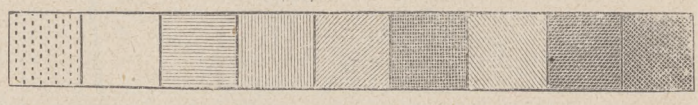
Bei plastischer Darstellung eines Wappens pflegt man die Metalle, d. h. die mit Gold oder Silber darzustellenden Felder, zu damaßieren, d. h. mit einer fein gemusterten Verzierung (Linienzeichnung) zu versehen, da Schraffierung nur störend wirkt und daher besser fortgelassen wird.

Zum Schluß sei noch bemerkt, daß der Wappenschild weder Vorder- noch Hintergrund hat und daher perspektivische oder landschaftliche Darstellungen unheraldisch, d. h. unstatthaft sind.

Die Fähigkeit, ein Wappen anzunehmen, zu führen und zu vererben ist nicht, wie so oft fälschlich angenommen wird, auf bestimmte Kreise beschränkt, denn Wappen sind Unterscheidungszeichen einzelner Personen und Familien wie auch juristischer Personen (Länder, Städte, Kirchen usw.), und das Recht, Zeichen zu führen, ist ein uraltes Persönlichkeitsrecht.

Die Wappenfähigkeit wird erworben durch eheliche Geburt; Adoption mit Zustimmung

Abb. 4. 1: Gold (gelb), 2: Silber (weiß), 3: Blau, 4: Rot, 5: Purpur, 6: Schwarz, 7: Grün, 8: Braun, 9: Eisenfarbe.



aller Familienmitglieder, Heirat, Verleihung, Rechtsgeschäft, Ersitzung oder Annahme. Alle Wappen unterlagen den Bestimmungen des Wappenrechtes, nicht weil sie vom Staat vorgeschrieben waren, sondern nur deshalb, weil man der Ueberzeugung war, daß man zu ihrer Beachtung verpflichtet sei, daß das, was man übte, Rechtens sei.

Dies alte Gewohnheitsrecht ist dann auch zu unserer Zeit von dem Gesetz und der Rechtsprechung anerkannt. Obgleich das Wappenrecht als solches nicht direkt in die Erscheinung tritt, so erfährt es die analoge Behandlung des Namensrechtes §12 BGB., denn der Name ist gleich wie das Wappen ein ausschließliches, erbliches Kennzeichen der Person, der Familie.



Abb. 5.

Die Annahme eines Wappens hat außerdem gesetzlichen Schutz, und zwar:

1. Nach dem RG. vom 19. Juli 1901 betr. das Urheberrecht an Werken der Literatur und Tonkunst, wozu nach § 1 Nr. 3 auch die Abbildungen wissenschaftlicher und technischer Art, welche ihrem Hauptzweck nach

nicht als Kunstwerke zu betrachten sind, gehören.

2. Nach dem RG. vom 9. Januar 1907 betr. das Urheberrecht an Werken der bildenden Künste und der Photographie.
3. Nach dem RG. vom 12. Mai 1894 zum Schutze der Warenbezeichnungen in neuer Fassung vom 1. April 1913.

Nicht aus Eitelkeit, sondern aus dem Bewußtsein der Familienzusammengehörigkeit heraus sollte jede Familie, die sich ihrer Bedeutung als Keimzelle des Staates bewußt ist, ein Wappen als sichtbares Zeichen führen. Wo ein altes, ererbtes Wappen nicht festzustellen ist, soll ein neues angenommen werden, daß der Eigenart der betreffenden Familie Rechnung trägt oder den Namen in bildlicher Form wiedergibt, oder an ein bedeutendes Ereignis in der Familiengeschichte oder eines Vorfahren anknüpft. Ein solches Sinnbild wird die einzelnen Familienmitglieder anspornen, es den Voreltern gleichzutun, sich ihrer würdig zu erweisen und alles daran zu setzen, dieses Familienzeichen fleckenlos den Nachkommen zu vererben.

Besteht in einer Familie der Wunsch, ein Wappen zu führen, so lasse sie zunächst feststellen, ob ein altes Wappen ihr gehört, d. h. ob ein Wappen von der Familie schon geführt wurde und in einem der bestehenden, zuverlässigen Wappenwerke vorkommt. Ist dies der Fall, so muß der Nachweis erbracht werden, daß die jetzige Familie des gleichen Namens von dem in dem betreffenden Werk genannten Wappenfähigen, der nachweislich und berechtigt das Wappen geführt hat, abstammt. Diese Nachforschungen, eine der schwierigsten Aufgaben wissenschaftlicher Familienforschung, sind schon wegen der hohen baren Auslagen recht kostspielig. Sie geben durchaus keine Gewähr, ob man das gesteckte Ziel erreicht und ob die aufgewendeten Mühen und Ausgaben mit dem Ergebnis in Einklang stehen. Gewiß würde ein derartig gefundenes altes Wappen viel mehr erfreuen als ein vollkommen neu angenommenes, ein sogenanntes „Wahlwappen".

Geschäftstüchtige Elemente haben die Vorliebe für „überkommene alte Wappen" in Form von „heraldischen Instituten" — Wappenfabriken, wie sie in Fachkreisen genannt werden, welche selbst heute noch hier und da blühen — in schwindelhafter Weise sich zunutze gemacht und liefern an jedermann gegen Bezahlung zum Teil recht saubere und hübsche Malerei mit darunter gesetzten Geschlechtsnamen, auch öfter mit recht phantastischen und ohne Sinn zusammengestoppelten familiengeschichtlichen Angaben und beziehen sich dann stets mit der „wissenschaftlichen" Quellenangabe auf das „Europäische" oder „Dresdener" usw. Wappenbuch, welche nie bestanden haben. Das Schwindelhafte dieser Handlungsweise liegt darin, die zufällige Namensgleichheit zum Beweis der Familien- und Wappenzusammengehörigkeit zu machen [1]).

Für überkommene alte Wappen gibt es nur den Weg des lückenlosen Urkundenbeweises bis zu dem Vorfahren, der das Wappen berechtigterweise führte. Wer aber ein solches Wappen nicht finden und nachweisen kann, der beschreite den Weg der legalen Wappenan-



Abb. 6.

nahme. Wappenrechtlich ist Bedingung, daß das Wappen, welches man als das seinige annehmen will, nicht bereits von einem anderen geführt wird, schon im Besitze eines anderen ist. Ist dies aber nicht der Fall, so erwirbt der Annehmende an dem Wappen, welches er neu bildet, volles Recht, wie an einem anderen Zeichen oder einer von ihm hergestellten Sache.

Die Annahme eines Wappens geschieht, indem man sich mit einem heraldischen Fachmann, einem Wappenkundigen, in Verbindung setzt und sich einen Aufriß (Entwurf) machen

[1]) Hier ein Beispiel solcher anreißenden Reklame:

„Sehr geehrter Herr!

Von verschiedenen Seiten werde ich veranlaßt, einem weiteren Kreis die mir zugänglichen alten Wappen aus privatem und kommunalem Besitz anzubieten, da den heutigen Namensträgern diese unbekannt sind, obgleich diese Bürgerwappen wertvollste sippenkundliche Hinweise darstellen. Hierbei befindet sich auch ein Wappen des Namens

—(freier Raum für einen beliebig einzusetzenden Namen)— von dem ich Ihnen eine künstlerische Aquarell-Wiedergabe auf handgeschöpftem Bütten 18 mal 25 cm groß zum Preise von RM. 8,95 anfertigen könnte.

Neben einer Bescheinigung der besonders nachgeprüften textlichen und bildlichen Uebereinstimmung gebe ich auch genaue Quellenangabe und soweit vorhanden, alle vorliegenden genealogischen Angaben.

Es handelt sich nicht um erfundene Wappen, sondern um absolut einwandfreies, von Wissenschaftlern gesammeltes Material, welches ich Ihnen hiermit einmalig als Wiedergabe anbiete und welches auch ein seltenes Geschenk darstellt.

Mit deutschem Gruß!

läßt. Von einem Eigenaufriß (Selbstentwurf) ist wegen der meist ungenügenden Kenntnis der Wappenkunde und der Wappenkunst abzuraten, da das schon erwähnte Recht der Ausschließlichkeit berücksichtigt werden muß und ein Laie oder einfacher Wappenzeichner leicht hiergegen verstoßen kann und sich dann nur Unannehmlichkeiten aussetzt.

Ist ein bestimmtes Wappen gewählt, so geschieht die förmliche Annahme durch private



Abb. 7. Ehewappen

Mann heraldisch rechts (v. Bardeleben) — Frau heraldisch links (Keibel).

oder notarielle Stiftungsurkunde. Eine amtliche Reichsstelle zur Eintragung von Familienwappen gibt es bisher nicht, wohl aber bestehen folgende Möglichkeiten der Festlegung:

[1]) Deutsches Geschlechterbuch.

[2]) Lexikon Deutscher Familien.
Aufnahmebedingungen hierzu vom Verlag C. A. Starke, Görlitz.

[3]) Wappenbuch der bürgerlichen Geschlechter. (Abteilung V des „Neuen Siebmacher".)

Aufnahmebedingungen vom Verlag Bauer & Raspe, Nürnberg.

[4]) Wappenrolle des Herold. (Der „Herold", Verein für Heraldik, Sphragistik und Genealogie zu Berlin.)
Eintragungen ohne Rücksicht auf die Mitgliedschaft.

[5]) Wappenrolle des Deutschen Roland (Deutscher Roland, Verein für deutsch-völkische Sippenkunde zu Berlin e. V.).

Eintragungen nur für Mitglieder.

Bei den Wappenrollen erfolgt die Eintragung nur nach genauer Prüfung des Antrages. Ueber die erfolgte Eintragung wird jeweils eine Bescheinigung erteilt.

Die Organisation der Sippenforschung in Pommern

Von Gerhard Wex

Vor wenig mehr als einem Dutzend Jahre trat eine Anzahl bewährter Sippenforscher in Stettin zur Pflege ihrer gemeinsamen Interessen und Bestrebungen zusammen. Nicht darum handelte es sich, den zahlreichen Vereinen der Großstadt einen weiteren hinzuzufügen, der den Mitgliedern Unterhaltung und Anregung bieten sollte; sondern als Ziel schwebte jenen Männern vor Augen der Zusammenschluß der in Pommern ansässigen Sippenforscher zu einem festen Verbande, der es sich zur Aufgabe stellte, die Sippenforschung nicht nur in den eigenen Reihen zu fördern, sondern die eigenen Kenntnisse und Erfahrungen allen Volksgenossen dienstbar zu machen, eine Aufgabe, die nur in ernster Arbeit und selbstloser Hingabe zu erfüllen war.

Die Neuheit und die Schwierigkeit der Aufgabe ließ den Anschluß an einen schon vorhandenen, größeren Verband ratsam erscheinen. So wurde der neue Verein als „Pommersche Landesgruppe" des Vereins „Roland (Verein für Stamm- und Wappenkunde)" in Dresden gegründet. Auch unter dem später gewählten Namen „Pommersche Vereinigung für Stamm- und Wappenkunde" blieb der Verein Orts- bezw. Landesgruppe des Vereins „Roland".

Das Protektorat des alten und bedeutenden Dresdener Vereins mit seinen reichen archivalischen Schätzen und Hilfsmitteln bewährte sich in den ersten Jahren des jungen pommerschen Vereins vollauf. Mit Hilfe des „Roland" war es möglich, im Jahre 1926 in Stettin eine familienkundliche Ausstellung ins Leben zu rufen, mit der der Stettiner Verein nicht bloß zum ersten Mal vor die große Oeffentlichkeit trat, sondern ihr auch etwas völlig Neues bot. Die musterhaft gegliederte und geordnete Ausstellung gab in 7 großen Abteilungen einen ausgezeichneten Ueberblick über alles, was den Sippenforscher irgendwie interessiert, von der Literatur über Familiennamen angefangen bis zur Darstellung der Wappen, Siegel, Hausmarken und Exlibris, alles aufgezählt in einem sehr sorgfältig ausgearbeiteten und mit einem geschichtlichen Anhang versehenen Katalog, der zugleich den inneren Zusammenhang der ausgestellten Gegenstände aufzeigte. Diese Ausstellung, die sich eines sehr regen Besuches zu erfreuen hatte, wurde zu einem vollen Erfolg, indem sie die Leistungsfähigkeit des jungen Vereins in hellem Lichte

zeigte und ihm zahlreiche neue Freunde zuführte.

Nicht weniger erfolgreich war die mehr nach innen gerichtete Tätigkeit des Vereins. Von Anfang an war Wert gelegt worden auf den ernsten, wissenschaftlichen Charakter der Vereinsarbeit. Seine monatlichen Versammlungen sollten nicht bloß der Aussprache über allgemein interessierende Fragen dienen, sondern es sollte mit ihnen in der Regel ein wissenschaftlicher Vortrag verbunden werden, ein Grundsatz, an dem bis zur Gegenwart festgehalten worden ist. Auf diese Weise ist und wird den Mitgliedern Gelegenheit gegeben, sich über grundlegende Fragen der Sippenforschung zu unterrichten und ihren Gesichtskreis über den Rahmen der eigenen Erfahrungen hinaus zu erweitern. Daß unter den Rednern ab und zu auch auswärtige Sippenforscher ersten Ranges erscheinen, sei nur nebenbei erwähnt. Die Versammlungen finden regelmäßig am 2. Donnerstag jeden Monats im Pommerschen Landesmuseum, Luisenstr. 28, statt.

Ein nicht geringer Teil der Vereinsarbeit besteht in der Bearbeitung von Anfragen und in der Beratung von Mitgliedern oder auch von Außenstehenden bei ihren Forschungen; und zwar wird bei weitem der größte Teil dieser Arbeit unentgeltlich geleistet. Hunderte von Arbeitsstunden werden im Laufe eines Jahres hierzu verbraucht, die sich auf verhältnismäßig wenige, besonders aktiv veranlagte Vereinsmitglieder verteilen. Daß diese Stunden oft der knapp bemessenen Erholungszeit, der Sonntagsmuße, dem Familienleben abgerungen werden mußten, ahnt der Empfänger der Auskunft freilich für gewöhnlich nicht. Wenn er aber, wie es nicht selten vorkommt, es nicht einmal für nötig hält, ein Wort des Dankes für die aufgewendete Mühe und Zeit folgen zu lassen, so weiß man nicht, ob man sich mehr über seine Gedankenlosigkeit oder über seine schlechte Erziehung wundern soll. Auch das Porto für die erbetene Antwort beizufügen, wird oft unterlassen, obschon heute doch jeder, der eine schriftliche Antwort erwartet, daran gewöhnt sein sollte, sich zu fragen, ob dem Antwortenden die Tragung des Portos zugemutet werden kann. Aber auch solche unerfreulichen Erfahrungen mit unhöflichen oder unüberlegten Volksgenossen vermögen nicht davon abzuschrecken, Zeit und Arbeitskraft immer wieder in den Dienst derer zu stellen, die auf dem Gebiete der Vereinsarbeit Rat und Hilfe begehren.

Die Erschließung familiengeschichtlicher Quellen ist eine weitere, wichtige Aufgabe des Vereins. Private Initiative einzelner Forscher war schon vorher an die Verzettelung von Kirchenbüchern und von Gelegenheitsschriften, deren die Stettiner Stadtbücherei 2 große Sammlungen besitzt, herangegangen. Während die Verzettelung von Kirchenbüchern bei dem gewaltigen Umfange des Stoffes nur ganz allmählich fortschreiten kann, ist die Verzettelung der beiden Sammlungen von Gelegenheitsschriften durchgeführt und ihr Ergebnis in 2 Zettelkatalogen niedergelegt, die sich in der Stettiner Stadtbücherei befinden. Eine große Anzahl von Ahnenlisten und Stammtafeln pommerscher Geschlechter, ferner eine Wappensammlung, eine Siegelsammlung und eine allerdings erst in den Anfängen begriffene allgemeine pommersche Namenskartei bilden wertvolle Bestandteile der Vereinsbücherei, die in den Räumen der Stettiner Stadtbücherei untergebracht ist.

Seit dem Herbst 1933 gibt der Verein eine eigene Zeitschrift unter dem Titel „Familiengeschichtliche Mitteilungen" heraus, die zunächst in vierteljährlicher Folge erschienen ist, künftig aber häufiger herausgebracht werden soll. Die Zeitschrift wird auf grund eines Abkommens mit der „Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde" deren „Monatsblättern" beigelegt, außerdem noch gesondert in etwa 100 Stücken versandt und somit in einer Gesamtauflage von rund 1800 Stücken verbreitet. Sie bringt teils wissenschaftliche Aufsätze, teils Quellennachweise.

Außer mit der eben erwähnten historischen Gesellschaft und der zuvor erwähnten Stettiner Stadtbücherei steht der Verein mit dem Staatsarchiv der Provinzialhauptstadt in enger Verbindung und beteiligt sich an der Auswertung der dort aufbewahrten Archivalien für die Zwecke der Sippenforschung. Ebenso unterhält der Verein freundschaftliche Beziehungen zum Pommerschen Landesmuseum, dessen Schätze immer wieder lehrreiches Material zur Stamm- und besonders auch zur Wappenkunde beisteuern, und dessen Räume ihm für seine Sitzungen zur Verfügung gestellt sind.

In dieser ausgedehnten und vielseitigen Tätigkeit erstarkte der Verein bald soweit, daß er es unternehmen konnte, die Fesseln, die ihm die Abhängigkeit vom Dresdener Mutterverein namentlich in finanzieller Hinsicht auferlegte, abzustreifen und sich auf eigene Füße zu stellen. Mit dem Schluß des Jahres 1934 trennte er sich endgiltig vom „Roland". Wenn er sich gleichzeitig entschloß, sich dem neu geschaffenen „Reichsverein für Sippenforschung und Wappenkunde" anzuschließen und als „Landesverband Pommern" einzugliedern, so geschah dies in grundsätzlicher Billigung der Bemühungen um den Zusammenschluß der deutschen sippenkundlichen Vereine. Dieser Zusammenschluß wurde von dem Reichsverein erstrebt und versucht auf der Grundlage einer unmittelbaren Mitgliedschaft aller angeschlossenen Vereinsmitglieder im Reichsverein, also mittelst einer

sehr starken Zentralisation. Dieser Versuch erwies sich sehr bald als ein Fehlschlag. Nach einjährigem Bestehen löste sich der „Reichsverein für Sippenforschung und Wappenkunde" wieder auf. An seine Stelle trat der „Volksbund der deutschen sippenkundlichen Vereine", der, wie schon sein Name besagt, lediglich einen sog. Dachverband der angeschlossenen Vereine darstellt, also unter Verzicht auf direkte Mitgliedschaft der einzelnen Vereinsmitglieder nur die Vereine selbst als korporative Mitglieder zusammenschließt, ihnen aber gleichzeitig sowohl sachlich wie finanziell eine möglichst große Bewegungsfreiheit beläßt. Getreu seiner grundsätzlichen Einstellung zu den Einheitsbestrebungen auf diesem Gebiete ist die „Pommersche Vereinigung für Stamm- und Wappenkunde" auch dem neuen „Volksbund der deutschen sippenkundlichen Vereine" alsbald beigetreten und von ihm als Landesverein für die Provinz Pommern anerkannt und aufgenommen worden.

Das Arbeitsgebiet des Vereins umfaßt also die Provinz Pommern, und ihre Mitglieder, deren Zahl beständig zunimmt und z. Zt. rund 120 beträgt, verteilen sich über die ganze Provinz. Auch außerhalb derselben wohnt eine Anzahl von Mitgliedern, deren sippenkundliche Interessen in Pommern liegen.

Selbstverständlich legt der Verein auch den größten Wert darauf, mit der gesamten Provinz in enger Fühlung zu stehen. Diesem Zwecke dient ein Netz von Vertrauensleuten, das die Provinz umspannt, und dessen noch vorhandene Lücken in Kürze ausgefüllt werden sollen. Gegenwärtig wirken als Vertrauensleute in

Altdamm: Rechtsanwalt Dr. Henning;
Anklam: Lehrer Hermann Scheel;
Bahn: Stadtobersekretär Buschbaum;
Barth: Frau Superintendent D. Meinhold;
Belgard: Studienrat Dr. Bartelt;
Bublitz: Schäftemachermeister Willy Damitz;
Bütow: Major a. D. Frhr. von Puttkamer;
Cammin: Studienrat Dr. Oelgarte;
Demmin: Rektor Müller;
Dramburg: Studienrat Dr. Petzsch;
Franzburg: Erik von Schmiterlöw;
Gartz a. O.: Stadtinspektor Nase;
Garz a. R.: Kantor Wiedemann;
Gollnow: Lehrer i. R.. Gehm;
Greifenberg: Studienrat Dr. Lindow;
Greifenhagen: Mittelschulrektor Dr. Worch;
Greifswald: Oberst a. D. Brückner;
Grimmen: Schriftleiter Koß;
Gützkow: Kantor Ewert;
Jarmen: Buchdruckereibesitzer Paul Henk;
Kolberg: Studienrat Dr. Dibbelt;
Köslin: Kapitänleutnant a. D. Treichel;
Loitz: Lehrer Schumacher;
Neustettin: Studienrat Küsel;
Pasewalk: Major a. D. von Albedyll;
Pölitz: Rechtsanwalt Münzlaff;
Polzin: Dr. Beyer;
Pyritz: Dr. Dr. Bake;
Regenwalde: Mittelschullehrer Geißler;
Rügenwalde: Konrektor Rosenow;
Rummelsburg: Stadtinspektor Schulz-Saupe;
Schlawe: Architekt Lange;
Stargard: Postinspektor i. R. Falck;
Stolp: Dr. Schuppius;
Stralsund: Dr. Peter Pooth;
Swinemünde: Rektor Burkhardt;
Treptow a. R.: Rechnungsrat i. R. v. Malotki;
Treptow a. T.: Mittelschullehrer Michaelis;
Ueckermünde: Konrektor i. R. Bartelt;
Wangerin: Dr. Maske;
Wollin: Lehrer Roggow.

So ist die „Pommersche Vereinigung für Stamm- und Wappenkunde" gerüstet und bereit, überall helfend und fördernd einzugreifen. Durch Vermittlung ihrer Vertrauensleute hat sie verschiedentlich die örtliche Presse in Anspruch genommen, um auf weiteste Volkskreise belehrend und aufklärend einzuwirken. Das Interesse an der Sippenforschung braucht ja kaum noch geweckt zu werden; es ist mit dem Erstarken des Rassegefühls von selbst lebendig geworden. Aber die Schwierigkeiten beginnen, sobald praktische Forschung getrieben wird. Hier dem Anfänger den Weg zu bahnen, dem Fortgeschrittenen über den gefürchteten „toten Punkt" hinwegzuhelfen, an der einen Stelle zu raten, wie man weiter kommt, an der anderen Stelle zu warnen vor falschen Schritten, vor überflüssiger Doppelarbeit, vor unnützen Ausgaben, bei aller Einzelarbeit aber das Gemeinwohl als oberstes Gesetz im Auge zu behalten, — das ist die Aufgabe, der zu dienen die „Pommersche Vereinigung für Stamm- und Wappenkunde" zu dienen berufen ist. Zur Zeit ist

ihr Vorsitzender: Sanitätsrat Dr. Bethe, Am Königstor 1,
ihr Schriftführer: Geh. und Oberregierungsrat i. R. Wex, Keddigstraße 10,
ihr Schatzmeister: Wilhelm von Iven, Pestalozzistraße 1.

Pommersche familiengeschichtliche Quellenkunde

Von Curt Staude

Vorwort

Die Provinz Pommern gehört zu jenen Landesteilen Deutschlands, in denen von jeher ein scharf ausgeprägter Familien- und Heimatsinn herrschte und Familienforschung eifrigst betrieben wurde.

Wohl in keinem Landesteile liegt daher ein so reiches familiengeschichtliches Material vor wie in Pommern, und es ist nur bedauerlich, daß bisher eine zusammenfassende Ueberschau dessen fehlte, was die Archive und Bibliotheken bergen und was überhaupt bis jetzt an gedruckter Literatur und handschriftlichen sippenkundlichen Arbeiten vorliegt.

Wenn man bedenkt, daß allein die Bibliothek der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde in Stettin[1]) ca. 6000 Gelegenheitsschriften für Familiengeschichte enthält, und in Rechnung zieht, daß mehr als das Doppelte in den Archiven und Bibliotheken zu Greifswald, Stralsund und anderen Orten liegt, so ist es allerdings kein leichtes Unterfangen, eine Quellenkunde zu veröffentlichen. Hans Ziegler hat in den Pommerschen Jahrbüchern seit 1928 zwar ein Verzeichnis der geschichtlichen und landeskundlichen Literatur in Fortsetzungen und unter Berücksichtigung der Neuerscheinungen gebracht, was größte Anerkennung finden muß, aber er mußte natürlich eine gewisse Auswahl treffen und auch die Sippenforschung nur nebenbei behandeln.

So ist es denn dankbar zu begrüßen, daß die Schriftleitung von „Unser Pommerland" meinen Bitten entsprach, ein Sonderheft „Pommersche Familien- und Sippenforschung" herauszugeben, wodurch mir die Möglichkeit gegeben wird, eine „Pommersche familiengeschichtliche Quellenkunde" zu veröffentlichen und hierdurch den Familienforschern die Arbeit zu erleichtern.

Auf restlose Vollständigkeit[2]) will und kann aber auch diese Arbeit keinen Anspruch erheben. Erstens ist der Raum, der im Rahmen dieses Heftes zur Verfügung steht, zu beschränkt, und zweitens wird immer dieser oder jener Aufsatz an versteckten oder dem Bearbeiter unzugänglichen Stellen — ich denke dabei u. a. an die Tageszeitungen — ihm entgehen. So mußte eine gewisse Auswahl getroffen werden, was ich zu berücksichtigen bitte. Ich verweise im übrigen auf die oben aufgeführte Literatur-Uebersicht Zieglers und auf das von Archivrat H. Bellée, Berlin, bearbeitete Chronologische Verzeichnis der historischen Arbeiten unseres hervorragendsten pommerschen Geschichtsforschers Professor D. Dr. Martin Wehrmann, veröffentlicht in den Balt. Studien N. F. 33.1, der selbst in den Blättern für Kirchengeschichte Pommerns, Heft 6, 1930, S. 17—22 über Kirchenarchive und -bibliotheken berichtet.

Unberücksichtigt sind natürlich allgemeine Nachschlagewerke, wie die Allgemeine Deutsche Biographie, Allgemeines Gelehrten-Lexikon v. Jöcher, Großes vollständiges Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste von J. H. Zedler. Konversationslexika, Degeners Zeitgenossen-Lexikon „Wer ist's" und dergleichen, über die jeder Familienforscher sich gut bei Ed. Heydenreich: „Handbuch der praktischen Genealogie", I. S. 118—129 und E. Wentscher: „Einführung in die praktische Genealogie", S. 17—20 unterrichten kann. Auch die Gothaischen Genealogischen Taschenbücher sind unberücksichtigt[3]).

Dagegen sind die im Deutschen Geschlechterbuche, in der Vitae Pomeranorum, dem Lexikon Deutscher Familien und den Ahnenreihen aus allen deutschen Gauen enthaltenen Familien aufgenommen, sofern sie aus Pommern stammen oder wenigstens 100 Jahre dort ansässig sind.

Von einem großen Teil pommerscher Sippengeschichten, Stamm- und Ahnentafeln liegt ein sehr umfangreiches ungedrucktes Material vor. Ich nenne hier nur die von Pyl bearbeiteten und in der Universitätsbibliothek zu Greifswald aufbewahrten: „Stemmata Gryphiswaldensium", die Stammtafeln von nahezu 250 vorpommerschen Geschlechtern enthalten, ferner die an gleicher Stelle aufbewahrte Sammlung „Vitae Pomeranorum" des Präsidenten Augustin v. Balthasar, die 167 Bände umfaßt und handschriftliches und gedrucktes Material enthält, das für die Geschichte vieler hundert pommerscher Familien und damit auch der Provinz von größter Bedeutung ist. Dr. E. Lange hat 1898 in den Baltischen Studien eine ausführliche Uebersicht unter dem Titel: „Die Greifswalder Sammlung Vitae Pomeranorum", alphabetisch nach Geschlechtern ver-

[1]) Vgl. Altenburg: „Die Bibliothek der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde", Pommersche Heimatpflege, H. 3, Stettin 1930.

[2]) Jede Berichtigung und Ergänzung wird mir willkommen sein, und ich bitte vor allem die Herausgeber von Kirchen-, Stadt-, Dorf-, Schul- und Sippengeschichten, mich von den Neuerscheinungen in Kenntnis zu setzen.

[3]) Hingewiesen sei hier aber auf: Deutsches Kirchliches Adreßbuch. Berlin 1927, das jedem Fam.-Forscher ein ausgezeichneter Führer durch die evang. Landeskirchen Deutschlands ist.

zeichnet, herausgebracht und dabei z. T. genaue Personalangaben, ferner den Hinweis auf den betr. Band und die Art der Druck- oder Handschrift, wie: Leichenpredigt, Stammtafel, Lebensnachrichten, Testamente, Adelsbriefe, Hochzeitsgedichte etc. gegeben.

Von großer genealogischer Bedeutung ist schließlich: „Albrecht Elzows pommerscher Adelsspiegel" im Staatsarchiv zu Stettin, die in dem Stadtarchiv zu Stralsund ruhende Sammlung des Bürgermeisters Johann A. Dinnies „Stemmata Sundensia", die Stammreihen von nahezu 230 Familien bringt, die Sammlung „Stemmata Camensis" von Ludwig Kücken, abschriftlich und bedeutend erweitert und vervollständigt in meinem Besitz, die 132 Familien enthält und die Sammlung des Steuerrates J. A. Paul, die sich im Privatbesitze des Ministerialrates Dr. Bernhard Koerner, Herausgebers des Deutschen Geschlechterbuches, befindet.

Obgleich von diesen Sammlungen bereits im Deutschen Geschlechterbuche, Pommersche Sonderbände, Bd. 40 und 67, in den Baltischen Studien 1928, in Unser Pommerland, 1930, Heft 4 und in den Mitteilungen des Deutschen Roland, 1918 und 1928 Inhaltsverzeichnisse erschienen sind, wird es doch im Zusammenhange mit meiner Quellenübersicht begrüßt werden, daß ich am Schlusse die gesamten Sammelwerke dem Inhalte nach wiedergebe.

Die Anordnung innerhalb der einzelnen Sachgruppen geschieht in der Hauptsache nach Verfassern, bei Stadt-, Dorf-, Kirchen- und Schulgeschichten nach Orten und bei den Genealogien nach Namen der betr. Familie. Da in der Zeitschrift „Unser Pommerland" außerordentlich viele Sonderhefte von Städten und Dörfern mit reichem familienkundlichen und heimatkundlichen Inhalte erschienen sind, gebe ich als Anhang ein Verzeichnis und Hinweis auf Jahrgang und Nummer.

Zum Schluß möchte ich allen denen danken, die mich bei meiner Arbeit wesentlich unterstützt haben, erstlich meiner treuen Lebensgefährtin, die mir beim Ordnen des Materials hilfreich zur Seite gestanden und mir auch beim Lesen der Korrektur geholfen hat. Besonderer Dank gebührt auch Herrn Bibliotheksoberinspektor Hans Ziegler-Greifswald, für seine hilfreiche und freundliche Unterstützung, wodurch mir die Arbeit wesentlich erleichtert wurde.

Abkürzungen.

A. d. L. Belg. = Aus dem Lande Belgard. A. R. = Ahnenreihen aus allen deutschen Gauen. A. S. = Archiv für Sippenforschung und alle verwandten Gebiete. Bll. Kirch. Pom. = Blätter für Kirchengeschichte Pommerns. D. G. B. = Deutsches Geschlechterbuch. F. S. = Familiengeschichtliche Blätter. G. S. = Greifswalder Stipendien für Studierende. Hbl. = Heimatbeilage. Hkal. = Heimatkalender. Hp. = Hinterpommern. Hkl. = Heimatklänge. L. D. F. = Lexikon deutscher Familien. Mbl. = Monatsblätter der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde. P. H. = Pommersche Heimatpflege. St. a. d. H. = Stimmen aus der Heimat. U. P. = Unser Pommerland. Vit. Pom. = Vitae Pomeranorum.

I.

Literatur.

A. Allgemeines.

1. O. Altenburg. Die Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde in Stettin. P. H. Stettin 1930. H. 3. S. 81—84.
2. H. Bellée. Bericht über die Verzeichnisse der kleineren nichtstaatl. Archive des Kreises Demmin i. Pom. Demmin 1928.
3. H. Bellée. Bericht über die Verzeichnisse der kleinen nichtstaatl. Archive des Kreises Naugard i. Pom. Stettin 1931. (Veröffentl. d. Histor. Kommission f. Pomm. 26.)
4. H. Berghaus. Landbuch des Herzogthums Stettin, von Kammin und Hinterpommern. Wriezen 1872.
5. J. H. Biesner. Abriß der Geschichte Pommerns und Rügens nebst angehängter Spezialgeschichte des Klosters Eldena, Stralsund 1834.
6. C. v. Blanckenburg. Pommersche Heimatbilder, Schwerin 1913.
7. Böhmer, Uebersicht der allgemeinen Chroniken und Geschichten Pommerns seit Kanzow, Stettin 1835.
8. Brandenburgisch-Pommersches Staatslandbuch. (Mit vollst. Aufzählung aller auf dem Lande angesessenen adeligen und bürgerlichen Familien.) Berlin 1802 ff.
9. J. C. Dähnert. Pommersche Denkmäler berühmter und verdienter Männer. Greifswald 1752—55.
10. J. Engelbrecht. Introductio in notitiam iuris feudorum Pomeraniae Suecicae adiecta mantissa monumentorium Feudalium. Greifswald 1744.
11. O. Grotefend. Bericht über die kleinen nichtstaatl. Archive des Kreises Saatzig in Pommern. Stettin 1913.
12. O. Grotefend. Ergebnisse einer Archivreise im Kreise Greifswald. Greifswald 1910.
13. U. Grotefend. Geschichte und rechtliche Stellung der Juden in Pommern. Von den Anfängen bis zum Tode Friedrichs des Großen. Balt. Stud. N. F. 32. 1930, S. 83—198.
14. G. Kupke. Bericht über die Verzeichnisse der kleineren nichtstaatl. Archive der Kreise Kammin und Greifenberg, Stettin 1933.
15. G. Kupke. Bericht über die Verzeichnisse der kleineren nichtstaatl. Archive der Kreise Stolp u. Köslin i. Pomm. Stettin 1929.
16. Dr. W. Kupke. Die Inventarisation der nichtstaatl. Archive in Pommern. — P. H. 1930. H. 2, S. 57—58.
17. J. Luther. Gelehrtenarbeit und Verlagstätigkeit in Greifswald, hauptsächlich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (Enthält viele biographische Mitteilungen über Universitätslehrer, Drucker und Verleger.) Greifswald 1924.
18. J. Micraelius. Altes Pommerland, Nebenst Hist. Erzählung dero in n. Dreißig Jahren, biß auf des Letzten Hertzogen Bogislai XIV. Todt, in Pommern vorgegangenen Geschichten. Mit Stammtafeln. Alten Stettin 1640.
19. Dr. Fr. Oelgarte. Geborene Pommern in anderen deutschen Landschaften. — Kultur u. Leben, I. Pommern-Heft. Schorndorf 1926. S. 16—21.
20. H. Petrich. Pommersche Lebens- und Landesbilder, Teil I. Hamburg 1880. Teil II. Stettin 1884 bis 87.

20a. Dr. Pooth. Was mittelalterliche Stadtbücher zu berichten wissen. U. P. S.-H. Pom. Fam. u. Sipp.-Forsch. 1935.
21. C. Schöttgen. Altes und Neues Pommerland, oder gesammelte Nachrichten von verschiedenen Zur Pommerischen Historie gehörigen Stücken. (Enthält Wiedergabe von Stadt- und Familienurkunden. Geschichte des Kalands zu Stargard etc.) m. 1 Münztafel. Stargard und Stettin 1721.
22. A. G. Schwartz. De principibus veteris et de baronibus mediae Pomeraniae Rugiaeque. Greifswald 1756.
23. F. Uecker. Pommern in Wort und Bild. Stettin 1904.
24. A. Biernow. Aus Pommerns Geschichte, Stettin 1926.
25. O. Wendler. Geschichte Rügens v. d. ältesten Zeit bis auf die Gegenwart. Bergen 1895.
26. M. Wehrmann. Geschichte von Pommern. Gotha 1904/06 und 1919/21.
27. M. Wehrmann. Zusammenstellung von Selbstbiographien (die wertvolle Nachrichten über Pommern bringen). — Mbl. Stettin 1917. S. 25—29.
28. M. Wehrmann. Die landesgeschichtliche Forschung in Pommern von 1920—1930. — P. H. Stettin 1931. H. 2. S. 85—94.
29. Gerhard Wex. Die Organisation der Sippenforschung in Pommern. U. P. S.-H. Pom. Fam.- u. Sipp.-Forsch. 1935.
29a. H. Ziegler. Geschichtliche und landeskundliche Literatur Pommerns. — Pommersche Jahrbücher seit 1924 ff.

B. Quellen Urkunden, Münzen.

30. Codex Pomeraniae vicinarumque terrarum diplomaticus oder Urkunden, so die Pommersch-Rügianisch- und Camminschen . . . . Länder angehen (mit Bildnissen der Pommerellischen Herzöge). Berlin 1768.
31. K. F. Hasselbach, J. G. Kosegarten, F. Baron v. Medem. Codex Pomeraniae Diplomaticus oder Sammlung der die Geschichte Pommerns und Rügens betreffenden Urkunden. Nach den Originalen, Transsumenten und alten Copien mit Anmerkungen, Schriftproben und Siegelzeichen. Greifswald 1843.
32. H. Dannenberg. Münzgeschichte Pommerns im Mittelalter. Berlin 1893—1897.
33. C. G. Fabricius. Urkunden z. Geschichte des Fürstenthums Rügen unter den eingeborenen Fürsten. 1841—69.
34. O. Fock. Rügensch-Pommersche Geschichten aus 7 Jahrhunderten. Leipzig 1861—72.
35. O. Heinemann. Urkundenbuch, Pommersches. Herausgegeben vom Kgl. Staatsarchiv zu Stettin. (Reicht bis zum Jahre 1325 zurück.) Stettin 1881 bis 1907.
36. H. Lemcke. Quellen zur Pommerschen Geschichte V. (Enthält u. a. Stadtbücher, Urkunden und Werke zur Geschichte und zum Landrecht von Pommern.) Stettin 1919.
37. A. Motzki. Urkunden zur Camminer Bistumsgeschichte a. Grund der Avignonesischen Supplikenregister. Stettin 1913.
38. K. Rosenow. Quellen der Heimatkunde für den Kreis Schlawe. Aus der Heimat, Rügenwalde 1932. Nr. 11. u. 1933 Nr. 1.
39. Martin Wehrmann. Quellen für Familiengeschichte in Pommern. Kultur und Leben. I. Pommern-Heft. Schorndorf 1926. S. 3—4.
40. Fr. Wiegand. Das Münzwesen Pommerns in vorgeschichtlicher Zeit. Numismatik 1. 1932. S. 81—86.

C. Adreßbücher, Amts- und Verordnungsblätter.

41. Cöslin. Amtsblatt d. Kgl. Regierung zu Cöslin, Cöslin ab 1828.
42. Greifenberg. Einwohnerbuch der Stadt Gr. Greifenberg 1930. 1932.
43. Gemeindelexikon für die Provinz Pommern auf Grund der amtlichen Zählung der Jahre 1885. 1895, 1905. Berlin 1888, 1898, 1908.
44. Grundgesetze. Neueste der Staats-Verfassung in Pommern und Rügen. Kgl. Schwedischen Antheils v. Jahre 1720—1756, Greifswald 1757.
45. Köslin. Allgemeiner Wohnungs-Anzeiger nebst Adreß- und Geschäfts-Handbuch für Köslin. Köslin 1880 ff.
46. Kolberg. Allgem. Wohn.-Anz. nebst Adreß- und Geschäftshandbuch für Kolberg. Ausgearb. durch Ehrenforth. Kolberg 1859 ff.
47. E. Seyfert u. H. Wehner. Landwirtschaftliches Adreßbuch der Rittergüter, Güter und Höfe der Provinz Pommern. I.—VIII. Aufl. (Mit Verzeichnis von den Besitzern, Pächtern, Verwaltern und rund 20 000 landwirtschaftl. Betrieben.) Leipzig.
48. Naugard. Adreßbuch d. ges. Kreises N., enthält die Bevölkerung der Städte Naugard, Gollnow, Massow, Daber und die Dörfer des Kreises Naugard.
49. Jahrbuch der Provinz Pommern., bearb. v. E. W. Bourwieg. Jg. 1831 und 1834, erscheint ab 1828 in Stettin.
50. Pommersches Güter-Adreßbuch. Stettin 1892 ff.
51. Pommern. Philipsen, Hertzogen zu Stettin Pommern, . . . Baur und Schäferordnung. (Enthält Ordn. von 1616 kulturgeschichtl. Verordnungen über Verlöbnisse, Hochzeiten, Kleidung, Gilden, Feuerordnung etc.) Stargard 1700.
52. Provinzial-Handbuch für Neu-Vorpommern und des Fürstenthums Rügen a. d. Jahre 1876. Stralsund 1876.
53. Provinzial-Kalender für Neu-Vorpommern und das Fürstenthum Rügen auf das Gemeinjahr 1843, 44, 46, 51, 53 u. 55. (Enthält Angaben aller Beamten, Notare, Lehrer, Lehrerinnen, Geistlichen, Magistratsbeamten der einzelnen Städte.)
54. F. H. Sonnenschmidt. Sammlung für Neu-Vorpommern und Rügen i. d. Jahren 1802—1817 ergangenen Gesetze, Regierungs-Patente, Bekanntmachungen etc. Stralsund 1844—47.
55. Stargard. Adreßbuch f. Stargard i. Pommern. Unter Benutzung amtlicher Quellen, v. O. Lucki. Stargard 1868 ff.
56. Adreßbuch und Geschäftshandbuch für Stettin, Stettin 1896 ff.
57. Stettin. Dr. O. Altenburg. Das älteste Stettiner Adreßbuch. Mbl. N. F. Stettin 1928, H. 4. S. 49—54.
58. Stettiner Adreßbuch 1856—1935.
59. Einwohnerbuch von Stralsund.
60. D. F. Quickmann. Ordnung oder Sammlung derer in den Königlich-preußischen Herzogthum Pommern und Fürstenthum Kamin bis zu Ende des 1747 ten Jahres publiziertn Edikten, Mandaten und Rescripten. Frankfurt a. d. O. 1750.
61. Treptow a. R. Allgemeiner Wohnungsanzeiger nebst Adreß- und Geschäftshandbuch f. Treptow. Treptow a. R. 1912 ff.

D. Geschichtliche, familiengeschichtliche und heimatkundliche Zeitschriften.

62. M. Wehrmann. Aus der Geschichte des pommerschen Zeitungswesens. Hkal. Stargard 1932. S. 172.
63. M. Wehrmann. Aus der Geschichte des Stargarder Zeitungswesens. Hkal. Stargard 1932. S. 179.
64. Baltische Studien. Herausgeber Gesellschaft für Pommersche Geschichte u. Altertumskunde. Stettin. Alte Folge 1832—1896 (46 Bände). Neue Folge ab 1897.
65. Beiträge z. Heimatkunde Hinterpommerns. V. Ortsgruppe Stolp d. Ges. f. pom. Geschichte u. Altertumskunde, Stolp 1928 ff.

66. Blätter für Kirchengeschichte Pommerns. Herausg. Prof. D. Dr. Beyer, Greifswald, Jg. I München 1928, dann ab 1931 Stettin.
67. Die Chronik, Heimatkundliches Blatt für die Neumark, Grenzmark und Hinterpommern, Herausg. v. B. Ahrend, Spechtsdorf, Kr. Arnswalde 1927 ff.
68. Greifswaldisches Wochenblatt von allerhand gelehrten u. nützlichen Sachen, ausgef. i. J. 1743. (Enth. Lebensbeschreibungen hervorragender Pommern.) Greifswald u. Stralsund 1743.
69. Greifswald. Schildener. Greifswaldische Academische Zeitschrift. (Enth. Beyträge und Urkunden zur pommerschen Reformationsgeschichte.) Greifswald 1822—23.
70. Heimatblätter für Usedom-Wollin. (Beilage zur Swinemünder Zeitung.) Swinemünde 1914 ff.
71. Heimatstimmen aus dem Kreise Cammin. Beilage zur Camminer Kreiszeitung. Cammin 1924 ff.
72. Familie und Volk. Sippenkundliche Beilage zu Unser Pommerland, Herausgeber C. Staude. Erscheint ab 1933.
73. Unsere Heimat. Beilage der Kösliner Zeitung. 1922 ff.
74. Heimat und Volkstum. Denkblätter für die Geschichte von Stadt und Land Pasewalk. 1924 bis 1926. (Erscheint nicht mehr.)
75. Monatsblätter des Kolberger Vereins für Heimatkunde, als Beilage zur Kolberger Zeitung für Pommern. 1923 ff.
76. Kultur und Leben. I. Pommersches Sonderheft. Schriftl. Dr. Oelgarte, Cammin. Schorndorf 1926. (Weiter n. ersch.)
77. Monatsblätter der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde. Stettin 1887 ff. (Nebst Beil. Familiengeschichtliche Mitteilungen d. Pomm. Vereinigung für Stamm- und Wappenkunde.)
78. P. Maguna. Register z. d. ersten 20 Jahrgängen 1887—1906 der Zeitschr.: Monatsblätter der Ges. f. Pomm. Gesch. etz. (vgl. Nr. 77). Stettin 1907.
79. Monatsblatt für Pommerns Volksschullehrer, herausg. v. J. Henning. (Mit Nachrichten über die bedeut. Pädagogen Pommerns.) Köslin 1835—45.
80. Pommern-Adel. Nachrichtenblatt für die Mitglieder der Landesabteilung Pommern der deutschen Adelsgenossenschaft. Schriftl. v. Ziehberg. Stettin 1925 ff.
81. Pommersches Archiv der Wissenschaften und des Geschmacks. Eine Vierteljahresschrift. Herausg. J. A. Hahn u. G. Pauli. Stettin 1783 ff.
82. Pommersches Beamten-Jahrbuch, Stettin 1926 ff.
83. Pommersche Heimatpflege. Nachrichtenblatt für Museumswesen, Denkmalpflege, Landes- u. Volkskunde, Büchereiwesen sowie sonstige provinzielle Kulturpflege, herausg. v. Landeshauptm. d. Prov. Pommern. Stettin 1930 ff.
84. C. G. N. Gesterding. Pommersches Magazin. Greifswald u. Stralsund 1774—76. (Enth. u. a. Gesterdings Wörterbuch der Pom. Rügischen Ortsnamen, Geschichten d. Geschl. v. Lepeln, zahlr. Abdrucke von seltenen Urkunden z. Orts- und Rechtsgeschichte. Genealogie, Gelehrtengeschichte u. a.)
85. Pommersche Jahrbücher. Herausg.: Rügisch-Pommerscher Geschichtsverein zu Greifswald u. Stralsund. Greifswald 1900 ff.
86. Pommersches Jahrbuch f. Geschichte und Altertumskunde. Herausg. Verein Pomerania, Stralsund 1867.
87. Pommern-Jahrbuch. Stettin 1925 ff. Herausgeber E. Fr. Werner.
88. Provinzial-Blätter, Pommersche für Stadt und Land. Herausg.: J. C. Haken. Treptow 1820—24.
89. J. L. Struck, Quellen zur Geschichte der Stralsunder Zeitung. Stralsund 1933.
90. Rügensche Heimat. Beilage zu der Rügenschen Zeitung, Bergen und Putbus 1923 ff.
91. Heimat-Klänge, Beilage zum Neuen Pommerschen Tageblatt, Stargard 1922 ff.
92. Heimatklänge. Monatsbeilage des Treptower Generalanzeigers. Treptow a. R. 1924 ff.
93. Sonntagsbeilage zur Stralsundischen Zeitung (Enth. reiche familien- und heimatgeschichtliche Beiträge) Stralsund. (Ab 1930 u. mehr.)
94. Eck an'n Sund. Beilage d. Stralsunder Tageblattes. Stralsund 1921 ff.
95. Unser Pommerland. Herausg. Fischer, Stettin, nebst sippenkundlicher Beilage Familie und Volk ab 1933. (Wertvolle heimatkundliche Zeitschrift der Provinz Pommern mit vielen Sonderheften von Städten u. Dörfern.) (Vgl. Anhang) Stettin.

E. Geschichte und Landeskunde.

1. Allgemeines und Uebersichten.

96. Fr. Balk. Pommersche Dorfkirchen. Hkal. Greifenhagen 1933. S. 33—6.
97. F. W. Barthold. Deutsches Bürgertum in Pommern um die Mitte des 15. Jhdts. (A.) 1839.
98. F. W. Barthold. Geschichte von Rügen und Pommern. Hamburg 1840/45.
99. W. Borchers. Totenkult und Volkskunst in Pommern. U. P. 1931/2. 67—77.
100. B. Carlberg. Die Städte des westlichen Hinterpommern. Greifswald 1924.
101. J. Dittmer. Pommern im ältesten Berliner Bürgerbuch 1453—1700. U. P. 1928. H. 8. S. 337/38.
102. H. v. Dollen. Streifzüge durch Pommern. M. 1. Stammtafel (Kulturgeschichtl. und genealogisch inhaltsreiches Werk) Ducherow und Anklam 1883 bis 1886.
103. Th. Gadebusch. Grundriß der pommerschen Geschichte. Stralsund 1778.
104. Th. Gadebusch. Ueber die Geschichte von Pommern. Greifswald 1771.
105. A. Gallisch. Pommerns herzogliche Post. Archiv für Post 61. 1933. 291—7.
106. G. Kratz. Die Städte der Provinz Pommern. Abriß ihrer Geschichte zumeist nach Urkunden. (Für jede der Städte ist die Liste sämtlicher Bürgermeister, Einwohnerstatistik d. 18. Jhd. usw. beigegeben.) Berlin 1865.
107. D. W. Polthier. Ueber das Aussterben städtischer Familien. Auf Grund von Greifswalder Material. Kultur und Leben, 1. Pomm. Sonderheft. 3. Jg. Schorndorf 1926. S. 5—9.
108. A. G. v. Schwarz. Diplomatische Geschichte der Pommersch-Rügischen Städte Schwedischer Hoheit nach ihrem Ursprung und erster Verfassung. Nebst angehängter Historie der Pommerschen Grafschaft Gützkow (betr. die Städte: Stralsund, Greifswald, Wolgast, Barth, Grimmen, Tribsees, Loitz, Damgard, Gützkow, Lassahn, Richtenberg und Franzburg.) Greifswald 1755.
109. O. Vanselow. Zur Geschichte der Pommerschen Städte unter Friedrich Wilhelm I. Stettin 1903.
110. D. Dr. M. Wehrmann. Von den mittelalterlichen Stadtbüchern Pommerns. (Anklam, Barth, Colberg, Damgarten, Freienwalde, Garz a. O., Greifenberg, Greifswald, Rügenwalde, Stargard, Stettin, Stralsund, Usedom, Wollin.) Mitt. d. Roland. 10. Jg. 1925. 1. Pomm. Nr. S. 12—13.
111. E. Wiedemann. Kirchengeschichte der Insel Rügen. Stettin 1934.

2. Stadt- und Dorfgeschichten.

112. Abtshagen. E. Reetz. Niedergang und Aufstieg. (Ein Gang durch die Geschichte von Abtshagen, Karnkewitz und Wieck a. Grund von Kirchenbüchern und Chroniken.) Bote von Pommernstrand (Synode Rügenwalde) 19. 1928. Nr. 2 ff.
113. Altdamm. H. Schwerin. Chronik des Kirchspiels Altdamm-Land. Gem.-Blatt Augustwalde. 1932. Nr. 3—11.

114. Altdamm. E. Heyn. Kultur und Lebensbilder aus A. 1844—1871. St. a. d. H. 1932. 3. 5. 6. 8. 12. und 1933 1—7, 11. 12.
115. Angermünde. Bürgerbuch der Stadt A. 1568 bis 1765, bearb. von P. v. Gebhardt. Berlin 1931. (185—6: Die aus Pommern stammenden Bürger.)
116. Anklam. J. W. Bruinier. Familiengeschichtl. (aus A.: Derkinder, Halle, Kremer, Lotze.) Hkal. Anklam. 1931, 37—41.
117. Anklam. J. W. Bruinier. Bürgerliche Berufe in A. in der Stadtbuchzeit. Heimatk. f. A. 1930, 35—9.
118. Anklam. J. W. Bruinier. Auszüge aus d. (Anklamer) Holzherrenbuche 1569—93. — Hkal. Ankl. 1931, 34—37.
119. Anklam. J. W. Bruinier. Häuser, die jeder Anklamer kennt, vor einem halben Jahrtausend. Anklam. Hkal. A. 1932, 37—47. 1933, 40—8.
120. Anklam. M. Sander. Beiträge zur Stadtgeschichte 1763—1816. Anklam 1900.
121. Anklam. C. F. Stavenhagen. Chronik von A. Anklam 1899.
122. Anklam. C. F. Stavenhagen. Topograph. und Chronol. Beschreibung der Pommerschen Kauf- und Handelsstadt A. (enth. Kirchengesch. A. und Grundriß der Ankl. Gelehrtengesch., Schulen, Bibliotheken und Biographien von 59 Gelehrten.) Greifswald 1778.
123. Arkona. P. Meinhold. Aus Arkonas Fremdenbüchern. Stettin 1907.
124. Arnhausen. A. Züge. Aus vergangenen Zeiten (Geschichte von A. Kreis Belgard.) Ev. Gemeindekal. f. Gr. Rambin 1928, März—Dez. und 1929 Jan. ff. Vgl. a. R. Maske in Aus dem Lande Belgard 1929. Nr. 12—13.
125. Bahn. M. Bartholdy. Geschichte d. Stadt B. Pyr. Kreisbl. Heimatbeil. 1926. Nr. 49—51 und 1927, Nr. 1. 2. 4.—11. 14. 16. 20. '24, '28. 29.
126. Barth. P. Gadow. Barthische Stadtuntertanen. Barth 1927.
126a. Barth. Dr. Erich Gülzow. Das älteste Einwohnerverzeichnis der Stadt Barth i. Pom. (1593) i. A. S. 1935. Heft 9. 5. 283—286.
127. Belgard. C. Klemz. (Belgarder) Bürgerwehr 1848. A. d. L. Belg. 10. Nr. 12.
128. Belgard. C. Klemz. Zwei B. Stadtbücher. A. d. L. Belg. 3. 1924. Nr. 16.
129. Belgard. Urkunden zur Geschichte B. 51.—58. A. d. L. Belg. 10. Nr. 9. 11. 13. 15. 17. 19. 21. 24.
130. Bergen. C. F. Droysen. Chronik der Stadt Bergen a. Rüg. Hrsg. Dr. E. Unmack. Rüg. Heimatkal. 22: 1930. 75—95. 23: 1931, 101—21. 24: 1932, 98—115.
131. Bergen. A. Haas. Geschichte der Stadt B. auf Rügen. Bergen 1894.
132. Bergen. K. Rost. Geschichte des Rittergutes Bergen. A. d. L. Belg. 8. Nr. 19—21.
133. Bergen. E. Steurich. Geschichte der Stadt Bergen auf Rügen von 1613—1913. Bergen 1913.
134. Bergen. A. Haas. Geschichte d. Hotel zum Ratskeller. Bergen 1932.
135. Bublitz. W. Wendt. Einwohnerverzeichnis d. Stadtgeb. B. Bublitzer Kreiskal. 3. 1930, 113 bis 158.
136. Cammin. L. Kücken. Geschichte der Stadt Cammin und Beiräge zur Geschichte des Domkapitels. Cammin 1880.
137. — R. Spuhrmann. Geschichte der Stadt C. in Pommern und des Camminer Domkapitels. Cammin 1924.
138. — R. Spuhrmann. Cammin von alters. Hst. Cammin 7, Nr. 3—12.
139. — R. Spuhrmann. Kurze Geschichte der Stadt Cammin. U. P. 1923. Heft 10/12.
140. — W. Borchers. Der Camminer Domschatz. Stettin 1933.
141. Cöslin. J. E. Benno. Die Geschichte der Stadt C. von ihrer Gründung bis auf die gegenwärtige Zeit. (Wichtige Chronik mit umfangreichen Kapiteln über Kirchen, Schulen, die Zünfte, Gilden etc.) Cöslin 1840.
142. Colberg. H. Riemann. Geschichte der Stadt C. (Nebst Beilagen, Urkunden, Ratsbescheiden etc.) Colberg 1873. Jubil. Ausg. 1924. Das Stadtuch von Kolberg. Kolberg 1900.
143. Darß. Dr. v. Groß. Familienforschung auf dem Darß. U. P. 1926, H. 7. S. 294.
144. Demmin. K. Goetze. Geschichte der Stadt D. auf Grund des Demminer Ratsarchivs, der Stolleschen Chronik u. a. Quellen bearbeitet. Demmin 1903.
145. — W. C. Stolle. Beschreibung und Geschichte der . . . . Hansestadt D. wie auch . . . . . der Burg Haus Demmin. Greifswald 1772.
146. Deep. Bez. Stettin. J. v. Malotki. Geschichte des Ostseebades D. Treptow a. R. 1925.
147. Dönnie. R. Bergmann. Die Mühle zu Dönnie und ihr Erbauer M. v. Schmallenseen. U. H. Greifswald 89—94. 1931.
148. Dramburg. P. Nießen. Nomina Pomeranica. Bürger, Ratsverwandte, Bürgermeister und Geistliche der Stadt. Der Familienforscher 3. 1928, 209—18.
149. — P. Nießen. Geschichte der Stadt D. zur Zeit der Herrschaft des deutschen Ordens in der Neumark. Stettin 1895.
150. — J. Dittmer. Dramburger im Berliner Bürgerbuch. U. P. 1929. H. 4. S. 163.
151. Falkenburg. P. Nießen. Beiträge zur Geschichte der Stadt F. Falkenburg 1933.
152. Freienwalde. H. Lemcke. Das älteste Schöffenbuch von Fr. Stettin 1882. Balt. Stud. 32.
153. Fresendorf. A. Reifferscheid. Aus der Geschichte zweier Dörfer (Fr.) in Pommern. Greifswald 1898. (Vgl. Nr. 191.)
154. Gartz a. O. J. Schladebach. Urkundliche Geschichte der Stadt G. a. d. O. Leipzig 1841.
155. Garz a. Rg. G. v. Rosen. Das älteste Stadtbuch der Stadt Garz a. Rüg. (Quellen zur pom. Geschichte I.) Stettin 1885.
156. Gervin. Dr. W. Freier. Das erste Einwohnerverzeichnis des Dorfes Gervin (Treptow a. R.) U. P. 1926, H. 12. S. 497.
157. Gingst. A. Haas. Geschichtliches über Gingst. Rüg. Heimat 10. 4/5.
158. Gollnow. R. Gehm. Rückblick in Gollnows Vergangenheit. G. Ztg. 31. 5. 1930. 2. Beil.
159. Greifenberg. M. Wehrmann. Geschichte von Land und Stadt Gr. Stettin 1927.
160. — H. Riemann. Geschichte der Stadt G. in Pommern. Greifenberg 1862.
161. Greifenhagen. F. Hahn. Familiengeschichtl. Ecke. Vor 200 Jahren. (Greifenhagener Bürgerbuch 1722 ff.) Hkal. Greifenhagen 1933, 80—86.
162. Greifswald. K. Adam. Dei Chronika von Gripwold irnsthaft un eventrächtig vertellt. Leipzig 1907.
163. — Dr. J. Deutsch. Die Universitätsbibliothek Greifswald. P. H. Stettin 1932. H. 4. S. 198—204.
164. — J. Dittmer. Greifswalder im Berliner Bürgerbuch. 1453—1852. (Maschinenschrift a. Univ. Bibl. Greifswald.) 1931.
165. — P. F. Kanngießer. Mitteilungen aus Greifswald und Pommern. (Enth. Kapitel über Greifswald, Chronik der Universität f. 1820 u. 21. Pommersche Bibliographie etc.) Greifswald 1821.
166. Greifswald. C. Gesterding u. Th. Pyl. Beiträge zur Geschichte der Stadt Gr. Greifswald 1892.
167. — Th. Pyl. Geschichte der Stadt Gr. Greifswald 1879.

168. — R. S. Schultze. Geschichte der Stiftungen städt. Patronats zu Greifswald. Greifswald 1899.
169. — Mitgliederverzeichnis der Turnerschaft „Teutonia" Greifswald. Greifswald 1931.
170. Görke a. R. M. Bauer. Geschichte von Görke auf Rügen 1224—1924. Greifenberg 1924.
171. Grimmen. Unsere Heimat. Bilder u. Urkunden aus Geschichte und Volkstum des Kreises Grimmen. Bearb. u. hersg. v. Dr. F. Kohls. Grimmen 1931.
172. Gützlaffshagen. J. Ebert. Volkskundliches aus G. Nach Aufzeichnungen in der Kirchenchronik des Pastors Lentz. U. P. H. 1. Stettin 1924.
173. Heringsdorf. E. Hartwig. Chronik des Seebades Heringsdorf. Meißen 1932.
174. Hiddensee. A. Haas. Die Insel H. (Geschichte der Insel und ihres Namens, mit Namenliste der Aebte.) Stralsund 1896.
175. Kammin. Fr. Oelgarte. Neubürger 1539—1661. Roland, Papiermühle 1914.
176. — Fr. Oelgarte. Die Bürgerrechtslisten von Kammin in Pommern von 1862—1780. (Archiv für Sippenforschung. 5. Jg. 1928.)
177. — C. Staude. Kamminer Genealogien. U. P. 1929. 14. Jg. H. 4. S. 163.
178. Kamp. M. Wehrmann. Aus der Geschichte des Dorfes Kamp. Heimatklänge Treptow a. R. 5, 1928, 37—39. 48—50.
179. Kenz. B. Carlberg. Geschichte des Dorfes K. U.P. 14, 97—102.
180. Klätkow. G. Schulz. Geschichte des Dorfes K. Greifenberg i. Pom. 1924.
181. Köslin. F. Burkhardt. Die Stadtmühle K. 1266—1924. Geschichtl. dargestellt. Köslin 1928.
182. — H. Kurzrock. Beiträge zur Familiengeschichte K. — Unsere Heimat 8. Nr. 4, 5, 17. (Familiennamen.)
183. Kolberg. E. Bandlow. Urkunden zur Geschichte der Stadt K. (Uebersetzung). Mbl. Kolberg 8. Nr. 5—7, 9—11.
184. — H. Bellée. Die Einwohnerliste von Kolberg aus dem Jahre 1584. Familiengesch. Bl. Jahrg. 25. S. 415—422.
185. — R. Stoewer. Geschichte der Stadt K. Aus den Quellen dargestellt. Kolberg 1927.
186. Labes. Ehrenmal für die gefallenen Helden der Stadt L. Labes 1926.
187. Lauenburg. R. Cramer. Geschichte der Lande Lauenburg und Bütow. Königsberg 1858.
188. — Dr. O. Eggert. Das Schatzregister der pommerschen Stadt Lauenburg von 1587. Arch. f. S. X. 1933. S. 318—20.
189. — Schulz. Geschichte des Kreises L. in Pommern. Lauenburg 1912.
190. Loitz. Geschichte der Stadt Loitz. Am Pomm. Herd 1931. Nr. 26—31.
191. Lubenin. A. Reifferscheid. Aus der Geschichte zweier Dörfer in Pommern. Greifswald 1900. (Vgl. Nr. 153.)
191a. Mahnwitz. A. Zutz. Zur Geschichte des Dorfes Mahnwitz i. Pom. und der einheimischen Sippen vor 1875. D. Deutsche Roland, 23. Jg., 1935, H. 4.
192. Marienfließ. P. Bierhals. Genealogisches aus den Akten eines pommersches Dorfes (M). Mitt. d. Roland, I. Pomm. Heft. Nr. 10. Jg. 1925. S. 13—15.
193. Massow. 700 Jahre Stadt Massow. Festzeitung des M. Anzeigers 1932. 14. u. 21. Mai.
194. Mönchgut. Kriegsjahre auf Mönchgut. 1807 bis 1813. (Aus einer Familienchronik von Dr. Th. Unruh. Herausg. v. Dr. E. Unmack.) Rüg. Heimat, 5. 1928, Nr. 9.
195. Naugard. G. Rudolphsen. Geschichte N's, seiner Umgebung und der Grafen Eberstein. Berlin 1911.
196. Neustettin. E. Wille. Neue Bausteine z. Lokalgeschichte v. N. Neustettin 1909.
197. — Verzeichnis der Dörfer, Bauern und Kossäten des Kreises N. von 1668. (Stettin Staatsarchiv St.A.Pl. Tit. 97 ad Nr. 912.) — Die Chronik 2, 1928. Nr. 40.
198. — P. Stubbe. Neustettiner Originale. Hkal. 1931. 202—11.
199. — R. Tümpel. Neustettin in 6 Jahrhunderten. (Verz. von 824 Zunamen von Bürgern, Bauern, Listen d. Hauptleute, Burgrichter, Landräte, Bürgermeister, Geistlichen, Lehrer.) Neustettin 1910.
200. Pasewalk. K. v. Albedyll. Aus der Geschichte der Stadt P. Pasewalker Zeitung 1932.
201. — G. Haak. Zur Geschichte der Stadt P. und der Klöster Grobe und Reetz. Stettin 1882.
202. — Paula Karsten. (1850.) Kindheitserinnerungen an P. Nachbar. 6, 1929/30. Nr. 47, 48.
203. Penkun. Rusch-Müller. Chronik d. Stadt Penkun. Gem.Bl. f. Penkun 1926—30.
204. — Rusch-Müller u. A. Minack. Festschrift d. Schützengilde z. P. Penkun 1933.
205. Pölitz. v. Bülow. Beiträge zur Geschichte v. Pölitz im 30jähr. Kriege. Stettin 1839.
206. Polzin. R. Maske. Inschriften Polziner Kirchenglocken d. 17. Jhds. A. d. L. Belgard. 11. 1932, Nr. 22.
207. Pyritz. Dr. M. Bethe. Familien schottischer Abstammung in Pyritz im 17. Jahrhundert. Mitt. d. Roland, 10. Jg. 1925. I. Pomm. Nr. S. 15.
208. — Den Gefallenen des Weltkrieges aus Stadt und Kreis P. zum Gedächtnis. Hkal. Pyritz, 1928, 93—105, 1929, 93—6, 1930, 91—5, 1931, 99 bis 103, 1932, 42—4, 1933, 55—9. 1934.
209. — H. Dollen. P. Stargard und Umgebung. Anklam 1885.
210. Retzow. E. Tietz. Aus Geschichte und Sage d. Dorfes R. Heimatbl. Naugard 4. 1929/30, 303—13.
211. Reinberg. W. Schröder. Allerlei aus unserer Chronik. Gemeindebl. R. 1932, Nr. 2—5.
212. F. Bahr. Aus alten Zeiten. Reppow und Blumenwerder nach d. J. 1791. (Aus Kirchenbüchern, Akten und e. Chronik.) Von e. Alt-Heinrichsdorfer Chronik u. a. — Heimatbote f. Tempelburg . . . 6. 1927. Nr. 47 ff. u. 7. 1928, Nr. 7 ff.
213. Rügenwalde. F. Boehmer. Geschichte der Stadt R. bis zur Aufhebung der alten Stadtverfassung. Stettin 1900.
214. — K. Rosenow. Geschichte des R. Ackerbürgervereins. Rügenwalde 1933.
215. — K. Rosenow. Die fürstl. Ackerhöfe im Rügenwalder Amt (1648). Ostpomm. Heimat 1931. 46, 47.
216. Rutzenhagen. C. Rosenow. R. im Rügenwalder Amt mit Stammtafel eines alten Bauerngeschlechtes und Personenkunde. Rügenwalde 1931.
217. Sackshöhe. W. Eggert. Sackshöhe 1828 bis 1928. Hkal. Schlawe 1929, Nr. 84/7.
218. Sargard. K. Schmidt. Aus längst vergangenen Tagen (d. Kirchspiels S.). — Rüg. Hausfreund 1931. Nr. 6, 7, 9, 10.
219. Schivelbein. Zechlin. Stadt und Kreis Schivelbein, während des Weltkrieges 1806—12. Stettin 1882.
220. Schlawe. J. Becker. Uebersicht d. ältesten Geschichte d. Landes Schlawe und Urkunden der Stadt Schl. aus den Jahren 1317—1657. Schlawe 1875—83.
221. Schwanenbeck. H. Giese. Chronik des Kirchspiels Sch. — Synodalbl. Jakobshagen 1931, 11—12 und 1932, Nr. 1—7, 11.
222. Sellen. K. Rosen. Beiträge zur Geschichte des Dorfes S. im Kreise Schlawe. Aus der Heimat, Beil. z. Neuen Hinterpomm. Ztg. Rügenwalde 1924. Nr. 10/11.

223. Standemin. R. Bernhardi. Chronik der Gemeinde St. Kl. Reichow. Belgard 1883.
224. Stargard i. Pomm. F. Boehmer. Beiträge zur Geschichte der Stadt St. in Pommern. Stargard 1902—04.
225. — R. Falck. Stargarder Bürger aus dem Jahre 1567. Stettin 1929. Mbl. 43. Nr. 11. S. 165—172.
226. — Teske. Geschichte der Stadt St. Stargard 1843.
227. — M. Wehrmann. Aus dem Stargarder Bürgerleben des 16. und 17. Jahrhunderts. Heimatklänge, Stargard 1930. Nr. 159—161.
228. — M. Wehrmann. Stargard i. Pomm. und sein Bürgermeister Peter Groening. 1550—1635. Stettin 1931. Balt. Stud. N. F. 33, 2, 1—91.
229. Stettin. Das Buch der alten Firmen der Stadt und der Handelskammer Stettin i. J. 1931. Leipzig 1931.
230. — J. Dittmer. Stettiner in den Berliner Bürgerbüchern von 1700—1852. U.P. Stettin 1930. H. 4. S. 151—52.
231. C. Fredrich. Ein Schwed. Kataster, Stettin 1706. Mbl. 43, 34—39.
232. — — Standorte von Stettiner Einwohnerverzeichnissen. Mbl. Stettin 1927. Nr. 1, S. 3—6.
233. — O. Grotefend. Das älteste Verzeichnis der neuaufgenommenen Bürger von Stettin 1422—1603. Stettin 1923.
234. — Bürgerbuch der Stadt Stettin. Hersg. v. Magistrat. Stettin 1912.
235. — Personalhandbuch der Stadt Stettin. Hrsg. v. Magistrat in Stettin. Stettin 1914.
236. — Dr. A. Mecke. Chronik der bürgerlichen Ressource e. V. Gegr. 1808. Stettin 1928.
237. — W. E. Meyer. Stettin in alter und neuer Zeit. Stettin 1887.
238. — P. v. Niessen. Die Schöffen i. ältesten Stettin. Balt. Stud. N.F. 34. 1932. 56—96.
239. — Stettiner Handels-Register. Zsgest. v. d. Industrie- und Handelskammer. Ausg. 1925—1930.
240. — C. Rittershausen. Süddeutschland im ältesten Stettiner Bürgerbuch (1422—1603). Bll. d. Bayr. Landesvereins f. Familienkunde 5. 1927, 70—71.
241. — O. Schönbeck. Verzeichnis d. i. d. Feldzug von 1813—15 gefallenen Stettiner. Stettin 1914.
242. — Fr. Thiede. Chronik der Stadt Stettin. Stettin 1849.
243. — M. Wehrmann. Das älteste Stettiner Stadtbuch (1305—1352). Stettin 1921. (Veröffentlichung der hist. Komm. f. Pomm. Bd. I. H. 3.)
244. — — Geschichte der Stadt St. Stettin 1911.
245. Stolp. R. Bonin. Geschichte der Stadt St. (bis zur Mitte d. 16. Jhrds.). Stolp 1910.
246. — J. Dittmer. Stolper in dem Berliner Bürgerbuch. Ostp. H. 1930. 12.
247. — K. Knorr. Geschichte d. (Stolper) Walkmühle. Ostp. H. 1931, 15.
248. — Dr. R. Schupius. Stolp von 1600—1650 (mit Bürgerliste). Stolp 1930. (Beiträge zur Heimatkunde Hinterpommerns 4.)
249. — K. Uckermann-Bedlin. Beiträge z. Geschichte d. Kreises St. 1800—1880. — Ostpomm. Heimat, 1931, 5—9.
250. — Zwei alte Stolper Urkunden (von 1391 bis 1496). Ostpomm. H. 1930, 8.
251. Stolzenburg. M. Träger. Geschichte des Rittergutes St. U.P. 15. 473—4.
252. Stralsund. F. Adler. Aus Stralsunds Vergangenheit. Greifswald 1922—26.
253. — Dr. W. Anderson-Lund. Stralsund und Schweden. Stralsund. Ztg. 22. 7. 1928.
254. — R. Baier. Stralsundische Geschichten. Stralsund 1902.
255. — A. Brandenburg. Geschichte des Magistrats der Stadt St. nebst Verzeichnis der Mitglieder dess. Stralsund 1837.
256. — Berichte über das Bestehen des literarisch-geselligen Vereins zu Stralsund seit Anf. d. J. 1835 bis Ende d. J. 1866. (Mit Gesamtl. u. Einzellisten d. Mitglieder. Nekrologen und chronokal. z. Ortsgesch. v. Stralsund interess. Nachr.) Stralsund 1856—67.
257. — R. Ebeling. Das älteste Str. Bürgerbuch. (1319—1348.) Stettin 1926.
258. — F. Fabricius. Das älteste Stralsundische Stadtbuch. (1270—1310.) Berlin 1872.
259. — O. Francke. Das Verfestungsbuch der Stadt Stralsund. Halle 1875.
260. — M. Israel. Bilder aus dem häuslichen und geselligen Leben St. in der nachreformatorischen Zeit. Greifswald 1902.
261. — A. Kruse. Einige Bruchstücke a. der Geschichte der Stadt St. mit Stammtafel des Wulflamer Bürgermeisters v. St. und einigen Urkunden, sowie dem 1. Entwurf einer Stralsunder Bürgermeistertafel von Leo Valke bis Barth. Sastrow. Stralsund 1846.
262. — A. T. Kruse. Umriß einer Geschichte d. Unterstützungs-Quellen u. d. Armenwesens in Stralsund, insbes. d. Johannisarmenhauses (mit e. Stammtafel und v. genealogisch wichtigen Angaben). Stralsund 1847.
263. — K. Maas. Stralsunder Bürgerleben im 14. Jahrhundert. Nach dem Memorabilienbuch der Stadt St. dargestellt. U.P. 12. 1927. 53—62.
264. — Dr. C. Müller. Geschichte von Stralsund. Stralsund 1922.
265. — Mohnicke. Stralsundische Chroniken von Mohnicke und Zober. Th. J. Beckmann, Stralsundische Chronik, Stralsund 1833. (Nebst einem Anhange, urkundliche Beiträge zur Kirchen- und Schulgeschichte und Bildnis d. Stralsund. Reform. Chr. Ketelhoet.)
266. — Dr. Paul. Die Stralsunder Politik im 30-jährigen Kriege. Stralsund. Ztg. 22.—25. 7. 1928.
267. — Ch. Reuter, P. Lietz, O. Wehner. Das zweite Stralsundische Stadtbuch (1310—42). I. Th. Liber de Hereditatum obligatione. Stralsund 1896.
268. — C. Staude. Hochzeitsgebräuche im alten Stralsund. Str. 1926. Stralsund. Ztg.
269. — J. L. Struck. Ehrenmal im Gymnasium. Stralsund. Ztg. 22. 12. 1931.
270. — J. L. Struck. Ehrenmal i. St. Nikolai. Stralsund. Ztg. 29/30. Aug. 1931.
271. — E. Uhsemann und F. Adler. Die Stralsunder Stadtbibliothek. Stralsund 1924.
272. — E. Uhsemann. Streifzüge durch das alte Stralsund. Stralsund 1925.
273. — Stralsunds Führer gegen Wallenstein. (Enth. Biograph.) Stralsund. Zeit 28/30. 6. 1928.
274. Swinemünde. H. v. d. Dollen. Streifzüge durch Pommern. Bd. 5. Swinemünde, Wolgast. Anklam 1885.
275. Swinemünde. R. Burkhardt. Aus dem Fremdenbuche des „Walfischs" in Sw. 1902—20. Swinemünde 1929.
276. — R. Burkhardt. Geschichte des Hafens und der Stadt Sw. 2. Seit 1806. Swinemünde 1931 (1 erschien 1920—21).
277. Treptow a. R. H. Ebel. Beiträge zur Geschichte der Stadt T. unter besonderer Berücksichtigung der Straßennamen. Stettin 1927.
278. — H. Bosse. Geschichte der Schützengilde zu Treptow a. R. 1929.
279. — A. Lucht. Patenbriefe aus der Treptower Gegend von 1830. U. H. Köslin 10. Nr. 6.

280. Treptow a. Toll. G. Bremer. Beiträge zur Geschichte der Stadt Tr. Geschichte des städtischen Schulwesens. Treptow 1925.
281. Tribsees. Tribseeser Anzeiger. 1. Jan. 1931. Jubil.-Ausg. (enth. u. a. Beitr. z. e. Chronik v. Tr., Beitr. z. Gesch. d. Schulwesens i. Tr., Adelsgeschlechter i. d. Gegend v. Tr., Flurnamen).
282. Ueckermünde. A. Bartelt. Geschichte der Stadt U. U. P. 7/8 1934. S. 266—271.
283. Usedom. R. Burkhardt. Bürgerlisten der Stadt Usedom 1536—1695. I. Die Usedomer Bürgerschaft nach dem alten Stadtbuch 1536—1673. II. Beschreibung und Bürgerschaft der Stadt U. nach der schwedischen Landesaufnahme 1695 (mit einer Spezifikation der Namen der Einwohner der Stadt U. und ihrer Profession). Sonderdr. d. Swinemünder Ztg. Swinemünde 1934.
284. — R. Burkhardt. Chronik der Insel U. Swinemünde 1909—12.
285. — W. Gadebusch. Chronik der Insel U. Anklam 1863.
286. Vessin. Aus der 100jährigen Chronik von V. V. Ostp. H. 1931. 31.
287. Voigtshagen. Hoppe. Die alte Voigtshagener Gedenk- und Ehrentafel. Heimatkal. Treptow 7. Nr. 8 und 10.
288. Warsin. G. Plenzke. Zur Ortsgeschichte von W. (Krs. Pyritz). Mbll. 40. 1926, 25—26.
289. Wolgast. B. Heberlein. Beiträge zur Geschichte der Burg und Stadt W. Wolgast 1892.
290. — Heller. Chronik der Stadt W. Greifswald 1829.
291. Wollin. H. v. d. Dollen. Streifzüge durch Pommern, Bd. VI. Wollin, Cammin. Anklam 1885.
292. — J. Winter. W., Die hl. Insel unserer Vorfahren. Anklam 1870.
293. Wotenick-Nossendorf. R. Fischer. Aus der Geschichte der Gemeinde W.-N. Kirchl. Mbll. f. Loitz. 1927 Nr. 4. 1928 Nr. 3. 4.
294. Wusterwitz. H. Burow. Geschichte des Dorfes W. Hkal. Dramburg 1933, 97—108.

3. Kirchengeschichten.

295. H. Bütow. Beiträge zur Geschichte der Dominikanerklöster in Pommern. Mbl. 46, 49—54.
296. D. Cramer. Pommersche Kirchen-Chronika. Das ist: Beschreibung und ausführlicher Bericht, wie . . . durch Bischof Otto von Bamberg, d. Pommern . . . z. Christenthum bekehret. . . Samt Vermeldung vieler heidn. Gebräuchen von . . . Anno 1124 bis auf Gegenwärtige Zeit. Alten Stettin 1603.
297. D. Cramer. Das Große Pomerische Kirchen Chronikon des D. Danielis Crameri . . . was sich für nemblich in Religions Sachen von Enderung der Heydenschaft her zu Lande z. Pommern u. Rügen . . . b. a. Kekenwärtige Zeit begeben hat. Alten Stettin 1628.
298. Das Evangelische Pommern. Ein kirchl. Nachschlagebuch. Herausgegeben v. Evang. Pfarrverein der Provinz Pommern. T. 2. Behörden, Kirchen, Pfarrstellen, Geistliche, Anstalten und Vereine. Stettin 1927.
299. Friedemann. Bilder aus dem kirchlichen Leben Pommerns. Stettin 1897.
300. C. Gesterding u. Th. Pyl. Geschichte der Bukow'schen Stiftung, ein Beitrag zur Geschichte d. kirchl. Reformation und der zuletzt in Pommern hervorgerufenen Kriege. Greifswald 1893.
301. H. Hoogeweg. Die Stifter und Klöster der Provinz Pommern. (Verz. aller kirchl. Urkunden des Stettiner Staatsarchivs und dadurch für die mittelalterliche Kirchengeschichte von grundlegender Bedeutung.) Stettin 1924/25.
301a. H. Petrich. Pommersches Reformationsbuch. Stettin 1917.
302. A. Tholuck. Lebenszeugen der luth. Kirche aus allen Ständen vor und während des 30jährigen Krieges. Berlin 1859.
303. B. Sendtke. Pfarralmanach für die Provinz Pommern. (Angabe sämtl. Geistlichen mit genealog. Nachr.) Stettin 1888.
304. M. Wehrmann. Kirchenarchive und -bibliotheken. Bl. f. Kirchengesch. Pomm. H. 6. 1930. S. 17—22.
305. H. Zuncker. Pommersche Kirchengeschichte. Breslau 1902.
306. Altenkirchen. J. L. Löffler. Die Kirchen zu A. und Schaprode a. R. Stettin 1881.
307. Anklam. A. Hofmeister. Zur Geschichte des Augustiner Klosters in A. und der Stadt A. — Mbll. 39. 1925, 22—23.
308. Belgard. R. Maske. Nachrichten über frühere Geistliche des Belgarder Landes und der angrenzenden Gebiete. A. d. L. Belg. 10. Nr. 23.
309. — M. Wehrmann. Aeltere Nachrichten über die Kirche in Belgard. A. d. L. Belg. 3, 1924, Nr. 9.
310. Bergen a. Rg. A. Haas. Urkundliches Material zur Geschichte der Kirche in Bergen a. Rg. Stettin 1893.
311. Brandshagen. G. Albrecht. Aus unserer alten (Kirchen-)Chronik. Gemeindeblatt für Br. 1929, März—Mai, Juli—Sept., Nov. und 1930, Jan.—Dez.
312. — Kornetzki. Aus der Kirchenchronik von Br. 1786. Heimatleiw 4, 1925. Nr. 43—47. 5, 1926, Nr. 2, 6, 9, 13.
313. Bütow. K. Meyer. Geschichte der evangel. Kirchengemeinde Bütow seit Einführung der Reformation bis zur Gegenwart. Bütow 1929.
314. Buslar. G. Krause. Aus alten Pfarrakten zu Buslar. Gemeindebl. Buslar 1931. März ff.
315. Cammin. J. Allendorff. Die Archidiakonate des Bistums Cammin (mit zahlreichen Literaturangaben z. ält. pomm. Geschichte und Kirchengeschichte). Berlin 1927.
316. Dölitz. H. Radke. Aus der Dölitzer Pfarrchronik. Gem.-Bl. f. d. 1928. VI ff. 1929, I ff. 1931, I ff.
317. Draheim. F. Bahr. Kirchengeschichte des Landes Draheim. Greifswald 1930. Bl. f. Kirchengesch. Pomm. H. 4, 5, 7.
318. Eldena. Th. Pyl. Geschichte des Cistercienserklosters E. im Zusammenhange mit der Stadt und Universität Greifswald. (Mit Liste der Amtshauptleute, Aebte, Priören und der Greifswalder Universität und der Klosterämter sowie Conventsmitglieder. Genealogie d. Geschl. Warschow.) Greifswald 1880—83.
319. — Th. Pyl. Nachtrag zur Geschichte des Cist. Klosters E. und der Stadt Gr. Greifswald 1883.
319a. Falkenburg. Bürgerm. Brandt. Die St. Marienkirche zu Falkenburg i. Pom. Mbl. 6/7, 1926, S. 23—25 u. 8/9, 1926, S. 30—31.
320. Friedrichswalde. M. Wehrmann. Die alte Kirche in Friedrichswalde. Hkal. Stargard 1933. Nr. 186.
321. Greifenberg. Dr. M. Bauer. Die Marienkirche in Gr. U. P. 1933, H. 7/8. S. 217—226.
322. Greifswald. A. Hofmeister. Zur Geschichte des grauen Klosters in Gr. Pom. Jahrb. 26. 169—74.
323. — E. O. Krönig. Baugeschichte d. Marienkirche zu Gr. Greifswald 1900.
324. — Th. Pyl. Geschichte der Greifswalder Kirchen und Klöster, sowie ihrer Denkmäler, u. Einl. v. Ursprung der Stadt. Greifswald 1885—87.
325. — — — Die alte Kirche d. Heiligengeist-Hospitals u. d. Heiligenkreuz-Capelle in Gr. Greifswald 1890.
326. — — Geschichte der Geistlichkeit u. Schule. Greifswald 1886.
327. Grimmen. B. Krause. Aus der Kirchenchronik Gr. Gem.Bl. Gr. 1932, Nr. 1. 2.

328. Hohenwalde. E. Seuckel. Erinnerungen aus alter und neuer Zeit z. d. im Jahre 1907 zu feiernden 300jähr. Jubiläum der Kirche H. — Markendorf (Kr. Lebus). Frankfurt a. O. 1906.
329. Kammin. R. Spuhrmann. Aus alten (Kamminer) Kirchenbüchern. Hst. Cammin 1932, Nr. 2—4.
329a. — M. Wehrmann. Kamminer Archidiakone. Schr. d. Vereins f. Gesch. d. Neumark. 1899. H. 8. S. 1—10.
330. — — Vom alten Bistum Kammin. Hkal. Stargard. Nr. 192, 1933.
331. Kolberg. G. Haenisch. Geschichte der Kolberger reform. Gemeinde. Verein. ehem. Schüler. Kolb. Mitt. 30, 1931, 348—52.
332. — H. Schmidt. Geschichte der St. Spiritus-Kirche in K. seit der Reformation. — Ev. Gemeindebl. Altwerder 1932. März—Juni, Aug.—September.
333. Labes. E. Zernickow. Aus alten Kirchenakten (von Labes). Mbll. 44. 1930. S. 119—21.
334. Lasbeck. P. Hanow. Die Pfarre in Lasbeck (Kr. Regenwalde). (Enth. auch urk. Nachrichten über die Familie Hanow, die Patron d. Pfarre war.) — Mbl. 42. 1928, 25—26 u. 29—32.
335. Lauenburg. Dr. P. Borschki. Die St. Jakobikirche in L. Stettin 1926.
336. Lenzen. R. Wittenberg. Aus der Geschichte des Pfarrsprengels L. E. Gem.-Bl. Lenzen. 1930. VII—XI. 1931. I.
337. Lübzin. Was die Kirchenchronik erzählt. — Ev. Gem.Bl. f. Gollnow. 8. 1929. Nr. 10 ff.
338. Lüdershagen. R. Rudloff. Lüdershagen und seine Kirche. — U.H. Barth. 1933, Nr. 8.
339. Gr.-Möllen. Dr. W. Freier. Aus der Kirchenchronik der Kirche zu Gr.-Möllen bei Köslin. U.P. 1926. H. 8. S. 336.
340. Mützenow. R. Schuppius. Statistik aus einem alten Kirchenbuch (M.) Arch. f. S. 10. 1933, 33—35.
341. — — Die Familien des Kirchspiels M. Leipzig 1929.
342. Nemitz. F. Pallas. Aus alten Kirchenregistern N. Kr. Schlawe. Hkal. Ostpomm. 1932. 61—66.
343. Pasewalk. H. du Vinage. Geschichte der französischen Kolonie und der evangelischen reformierten Gemeinde zu Pasewalk. (Mit Namenverzeichnis.) U.P. 1926, S. 17—22 u. Balt. Stud. N.F. Bd. 28.
344. Podejuch. G. Hoburg. Geschichte der Kirchengemeinde P. St. a. d. H. H. 3. Nr. 6—9.
345. Pölitz. E. Hommer. Die Staatl. Bugenhagenschule zu P. — Randow 1933, 216—19.
346. Prerow. G. Berg. Aus den Prerower Kirchenbüchern. (Verzeichnis der Geistlichen, der vorkommenden Familiennamen u. a.) U. P. 1926. H. 6. S. 241—46.
347. — G. Groß. Vom Streifzug durch die Prerower Kirchenbücher. Franzburg-Barth. 1933. 80—81.
348. Pyritz. R. Müller. Bericht aus dem Jahre 1703 über Kirchen, Pfarrer und Dörfer der Pyritzer Synode. Pyr. Kreisbl. 1932. Nr. 101.
349. Randow. H. Schulz. Randower Kirchen. — Randow 1933, 87—91.
350. Reinberg. W. Schröder. Allerlei aus unserer (Reinberger) Kirchenchronik. Gem.Bl. f. Reinberg. 1928, 12, 1929, 1930.
351. Reinfeld. W. Kleedehn. Frühere Pfarrer und Lehrer in Reinfeld und Dohnafelde. Gem.Bl. f. d. Kirchspiel R. 1926, 8—12, 1927, 1.
352. Rensekow. R. Pfarrchronik, Kirchenbuch und Kirchenregister d. 17. Jhds.
352a. Rügen. E. Wiedemann. Kirchengeschichte der Insel R. Stettin 1934.
353. Rummelsburg. O. Held. Geschichte der Kirche in Rummelsburg. Ostp. H. 1932, Nr. 2—4.
354. Sandow. W. Schaeder. Chronik d. Pfarre S. 1873 ff. Gem.Bl. Sandow 1929, 9—12, 1930, 3—6.
355. Sassen. J. Baumgarten. Aus der S. Kirchenchronik. Kirchl. Mbl. f. Loitz. 22, 1929, Nr. 7. 9 u. 23, 1930, Nr. 1, 5.
356. Schlawe. G. Lange. Die Marienkirche in Schl. Schlawer Ztg., S. Beil. 6. 3. 1932.
357. Simötzel. R. Schneider. Aus der Kirchenchronik von S. u. Neurese. Ev. Gem.-Bl. S. Jhrg. 5—9, 1926—1930.
358. Sommin. J. Thimm. Einiges aus der Geschichte des Somminer Kirchengebäudes. Bütower Schloßkal. 1933.
359. Stargard. J. C. Schmidt. Geschichte der Kirchen und milden Stiftungen der Stadt St. Stargard 1878.
360. Stettin. Fr. Balke. Stettiner Kirchen (Joh.-Kirche). Das evang. Stettin 2. 1933, Nr. 7. 8.
361. — M. Wehrmann. Geschichte der Stettiner Jakobikirche bis zur Reformation. Stettin 1887.
362. Stolp. Dr. Eyler. Die Anfänge der reformierten Gemeinde in Stolp, 1672—1715. A. f. S. 1934, S. 336—340, 364—368.
363. — Paetow. Geschichte d. Kirchenkreises Stolp-Altstadt. Ostpom. Heimat. 1932, S. 17—20.
364. Stralsund. H. Bütow. Zur Geschichte des Dominikanerklosters St. Mbl. 46, 119—125.
365. — F. Fabricius. Der geistliche Kaland. Balt. Stud. Bd. 26, 1876, 205—390.
366. — E. v. Haselberg. Ein Gang durch die St. Nikolaikirche zu Stralsund. (Mit Liste der Geistlichen seit 1523. Beschreibung von Epitaphien und Namensliste zur Wappengalerie.) Stralsund 1891.
367. — M. Wehrmann. Zur Reformationsgeschichte St. Greifswald 1905. P. J. VI, 49—76.
368. Tribsow. E. Biastoch. Vergangene Tage. Aus dem Pfarrarchiv des Kirchspiels T. Cammin 1928. (Enth. Biograph. d. Pfarrer, Nachr. v. d. Küstern, Mitgl. d. Kirchenrats u. a. Nachr.)
369. Wobbermin. A. Petzsch. Aus der Kirchenchronik W. Ev. Gem.Bl. f. W. mit Megow. 1930, 2—9.
370. Woldisch. K. Rost. Aus der (von Pastor Neander 1722 angelegten) Kirchenchronik von Woldisch-Tychow. A. d. L. Belgard. 9. 1930, Nr. 2. 3
371. Wolgast. F. Juntke. Die W. Kirchenbibliothek (seit 1830 im Besitz der Greifswalder Univ.-Bibl.). Zentr.Bl. f. Bibliothekswesen 46, 1929, 480—496.
372. — A. Schlüter. Die St. Petri-Kirche zu Wolgast. W. Kirchengemeinde. 1933.
373. Wusterwitz. H. Burow. Aus der Geschichte d. Wusterwitzer K. Dramburg. Krs.Ztg., Kirchl. Beil. 1932, Nr. 7.
374. Wussekeu. W. Hübner. Chronik der Kirchengemeinde W. (Kr. Köslin). Stettin 1931.

4. Universitäts- und Schulgeschichten.

375. G. v. Bülow. Beiträge zur Geschichte der Pommerschen Dorfschulen. Treptow a. R. ca. 1880.
376. J. Dittmer. Pommern in der Matrikel des Akademischen Gymnasiums in Hamburg. 1613—1883. U. P. 1927, H. 3, 114—115.
377. Dr. O. Grotefend. Pommern in der Matrikel der Universität Helmstedt. Stettin 1931. Mbl. 8/9, 145—150.
378. H. v. Petersdorff. Pommersche Studierende auf der Universität Heidelberg. 1386—1668. V. J. H. 15, 1887.
379. Paul Schwartz. Die Gelehrtenschulen Preußens unter dem Oberschulkollegium (1787—1806) und das Abiturientenexamen, Bd. 2, Berlin 1911. Hier werden auch die ersten pommerschen Abiturienten aufgeführt, und zwar:
S. 73— 78, Stettin, Akad. Gymn. 1798—1805.
S. 131—135, Stettin, Ratsschule, 1789—1805.
S. 156, Stettin, Verein. Gymn., 1805—1809.
S. 190—194, Stargard. Coll. Groen., 1789—1809.

S. 230, Neustettin. Gymn., 1791—1806.
S. 243, Kolberg, Stadtschule, 1791—1800.
S. 271. Anklam, Stadtschule, 1801—1808.
(Vgl. a. Mitt. d. Roland, 1926, Nr. 2. 14.)

380. M. Wehrmann. Zur ältesten Geschichte des Schulwesens in Pommern 1233—1300. Mitt. d. Ges. f. d. Erzieh. u. Schulgesch. Jahrg. 1, Berlin 1891.

381. D. Dr. M. Wehrmann. Aeltere Schülerverzeichnisse in Pommern. Mitt. d. Roland, II. Pomm. Heft, 1926, Nr. 2, S. 13—14.

382. — Pommern auf dem Akademischen Gymnasium in Hamburg. P. Mbl., Stettin 1892, S. 121—123.

383. — Pommern auf der Universität Bologna. Mbl. 1890, S. 17 ff.

384. — Pommern auf der Universität Königsberg i. Pr. (1544—1630). Mbl. 1909, S. 39 ff., 1911, S. 40 ff.

385. Verzeichnis der in Mecklenburg, Pommern und Preußen ansässigen a. H. d. A. D. C. Burschenschaften. Herausg. v. D. C. z. Greifswald, S.S. 1885.

386. Altdamm. Sacher. Aus der Geschichte d. (Altdammer) Stadtschule vor 100 Jahren. St. a. d. Heim., 2, 1930, Nr. 9.

387. Anklam. O. Bollnow. Die Geschichte der Allgemeinen Stadtschule in Anklam (1827—1927). Heimatkal. f. Anklam, 1928, 65—69.

388. — H. Engler. Das Anklamer Lehrerseminar 1902—1925. Heimatkal. f. Anklam 1926, 54—58.

389. — M. Sander. Stammbuch d. A. Gymnasiums 1847—1897, z. 50jähr. Stiftungsfeier. Anklam 1897.

390. Batzwitz. Strecker. Geschichte der Schulen und Lehrer der Parochie B. Ev. Gem.Bote, Greifenberg, 18, 1928, Nr. 5.

391. Bauernhufen. R. Maas. Heimat- und Schulfest in B. Köslin 1930. (Gesch. d. Dorfes B., der Schule, Flurnamen.)

392. Bergen a. Rg. — H. Breitsprecher. Geschichte der Stadt- und Provinzialschule z. B. Bergen 1894.

393. Beyersdorf. G. Arnold. Aus der guten alten Zeit B's. (Nachrichten von der Schule 1767, 1768, 1795.) Pyritzer Kr.Kal. 1927, 81—86.

394. Cammin. A. Bluemcke. Die höheren Schulen d. Kreises Cammin. Hkal. Cammin 1933, 46—48.

395. — M. Wehrmann. Von der Domschule zu Cammin i. d. J. 1778—1782. (Mitget. a. d. handschr. Selbstbiographie d. Pastors Gottlieb Christ. Crohn, seit 1778 Rektor in Cammin.) Mbl. 41, 1927, 97—99 u. 109—112.

396. Colberg. Programm d. Kgl. Domgymnasiums und Realgymn. zu C. 1879—1917.

397. Demmin. Weinert. Geschichte d. Gymnasiums zu D. Demmin 1907.

398. Eldena. Verzeichnis der Studierenden a. d. kgl. preuß. staats- und landw. Academie Eldena im Herbste 1838. Greifswald 1838.

399. Falkenburg. A. Brunk. Beiträge z. e. Geschichte d. Falkenburger Schule im 17. u. 18. Jhdt. Stettin 1891.

400. Fritzow. C. Werder. Kirche u. Schule zu F. vor 100 Jahren. — Kirchl. Mbl. Cammin 1931, Nr. 5. 6.

401. Greifenberg i. Pom. C. Vick. Das Staatl. Friedr.-Wilhelms-Gymnasium zu Gr. i. Pomm. von 1852—1927. (Mit Verz. d. Lehrer und Reifeprüflinge 1852—1927.) Greifenberg 1927/28.

402. — — Greifenberger auf dem Pädagogium zu Stettin (1576—1657). Heimat, Greifenberg 1932, Nr. 6.

403. Greifswald. Adler. Die Mitglieder der Burschenschaft Germania zu Greifswald. Greifswald 1932.

404. — Aus der Geschichte der Universität (Beiträge von Wehrmann, Heinemann, Lange). Festschrift, Stettin 1906.

405. — E. Baumstark. Die Universität Greifswald vor hundert und vor fünfzig Jahren. Greifswald 1866.

406. — R. T. Cantzler. Verzeichnis der Abiturienten des Gymnasiums zu Gr. 1821—1861. Greifswald 1861.

407. — Amtliches Verzeichnis des Personals und der Studierenden der Kgl. Universität zu Gr. 1905—1920.

408. — K. Deißner. Herausgeb. der „Chronik der Preuß. Universität Greifswald." Greifswald 1932.

409. — Friedländer. Matrikel der Universität Gr. Leipzig 1893/94.

410. — Dr. C. Gesterding. Ueber Greifswaldische Stipendien für Studierende. (Enth. Verz. der Stiftungen mit angehängten Genealogien). [Siehe unter L 3. I.] Greifswald 1829.

411. — E. Gülzow. Geschichte der Sängerschaft Guilelmia zu Greifswald 1866—1911. Eisleben 1911.

412. — O. Heinemann. Die alte Greifswalder Burschenschaft 1818—1834. Heidelberg o. J.

413. — H. Heyden. Greifswalder Studenten vor 100 Jahren. Pomm. Hochschule. 1932, Nr. 286.

414. — J. G. L. Kosegarten. De Academia Pomerana ab doctrina Romana ad evangeliam traducta. Greifswald 1839.

415. — — Geschichte der Universität Gr. mit urkundl. Beilagen. Greifswald 1856—57.

416. — H. Lehmann. Geschichte d. Gymnasiums zu Gr. (enth. Verz. d. Rektoren und Lehrer von 1561—1861). Greifswald 1861.

417. — K. R. Melander. Zur Greifswalder Universitätsgeschichte. Greifswald 1906.

418. — E. Wildenow. Verzeichnis der Lehrer u. Abiturienten seit 1861. Greifswald 1911. Festschrift z. F. d. 350jähr. Bestehens d. Gymn. zu Gr. S. 61—124.

418a Grimmen. B. Krause. A. d. Kirchenchronik G. Gem.Bl. Gr. 1932, Nr. 1. 2.

419. Jassow. O. Eggert. Aus der Schulchronik von J. a. Haff. 1841—54. Heimatst. Cammin 4. 1928, Nr. 6.

420. Köslin. Berus-Springbom. Ausführliche Uebersicht über sämtliche Schulen und Lehrer des Reg.-Bez. K. nach dem Stande v. 1. März 1928. Langensalza 1928.

421. — F. Steinbrück. Verzeichnis der am hiesigen Gymnasium (Ostern 1825—Michaelis 1897) entl. Abiturienten. Cöslin 1898.

422. — M. Wehrmann. Kösliner an dem Pädagogium zu Stettin. U. H. 1932, 10.

423. Lauenburg. R. Prohl. Geschichte der Schule. Lauenburg 1910.

424. Neustettin. Th. Beyer. Geschichte des Königl. Gymnasiums zu N. von 1640—1890. Neustettin 1890.

425. — — Die ältesten Schüler des Hedwig-Gymnasiums, Nachrichten über die Zeit von 1773—1800. Neustettin 1909.

426. — — Die ältesten Schüler und Gönner des N. Gymnasiums. Neustettin 1893—1898.

427. Pakulent. R. Holsten. Aus der ältesten Schulgeschichte des Dorfes P., Kr. Greifenhagen. Mbl. 43, 1929, 120—123.

428. Pölitz. E. Hommer. Die Staatl. Bugenhagenschule zu P. Randow 1933, 216—219.

429. Putbus. v. Loebe. Lehrer und Abiturienten des Kgl. Pädagogiums zu P. 1836—1911. Putbus 1912.

430. Pyritz. R. Holsten. Pyritzer Studenten bis zum Jahre 1800. (S.-A.) 1916.

431. — R. Neumann. Ein Fremdenbuch des Ottostiftes (Lehrerbildungsanstalt in Pyritz a. d. J. 1827—1859). Pyr. Kreiskal. 1929, 99—103.

432. Saatzig. M. Wehrmann. Dorfschulen im Saatziger Kreise um 1700. Hmtkl. (Stargard) Nr. 137, 1928.

433. Schlawe. F. Kuehn. Geschichte des Realgymnasiums (zu Schlawe) 1872—1914. Schlawe 1922.
434. Stargard i. Pom. P. Gantzer. Aus dem Album des Königl. und Gröningschen Gymnasiums zu Stargard i. Pom. Vierteljahresschrift f. Wappen-, Siegel- und Familienkunde 42, 1914, 86—96.
435. — A. Kurz. Geschichte d. Stargarder Gymnasiums v. s. Begründung bis zur Erhebung zum collegium illustre 1633—1714. Stargard 1908/09.
436. — Dr. C. Lütke. Die Matrikel des Groeningschen Gymnasiums (Stargard i. Pom.). — U. P. 1927, H. 11/12, S. 476—481 u. Deutscher Roland 12, 1924, 344 u. 401.
437. Stettin. A. Hahn u. H. Zander. Verzeichnis der Abiturienten. — Festschrift d. Königl. Wilh.-Gymnasiums Stettin, 1930, 98—112.
438. — Krankenhagen. Die Entwicklung des Schiller-Realgymnasiums zu St. 1868—1918. Stettin 1918.
439. — H. Lemcke. Beiträge zur Geschichte der St. Ratsschule in 5 Jahrhunderten. Stettin 1894.
439a. — H. Lemcke. Studierende aus pomm. und andern Adelsgeschlechtern auf dem Pädagogium später Academicum zu Stettin, aufgenommen 1543 u. 1576—1665. Vierteljahrsschrift für Heraldik, Sphragistik und Genealogie, IX. Jg. 1881, S. 71—89.
440. — G. Sievert. Beiträge zur Geschichte d. St. Schulwesens. Programm d. Städt. Realschule zu St. Stettin 1881.
441. — H. Waterstraat. Geschichte der I. Mädchen-Mittelschule z. Stettin. 1862—1912. Stettin 1912.
442. — M. Wehrmann. Geschichte d. Jageteuffelschen Collegiums in Stettin, 1399—1899. Stettin 1899.
443. — — Geschichte d. Bibliothek des Marienstifts-Gymnasiums in Stettin. Balt. Stud. Bd. 44, 195—226.
444. — — Aus der Geschichte des Königl. Marienstifts-Gymnasiums in Stettin, 1544—1894.
445. — Verzeichnis der Abiturienten des Königl. Marienstifts-Gymnasiums in St. aus den letzten 50 Jahren, sowie die Abiturienten aus früherer Zeit, die noch als lebend ermittelt sind. Stettin 1894.
446. Stolp. F. Moerner. Geschichte des Stolper Gymnasiums, 1907—1932. Stolp 1932.
447. — P. v. Gebhardt u. A. v. Lyncker. Verzeichnis der St. Kadetten (1761—1816). (Vielm. 1769—1816.) Mitt. d. Zentralst. f. d. P. u. F. 37, 1927. (Vgl. hierzu M. Wehrmann. Vom Kadettenhause in Stolp. Mbl. 42, 1928, 9—10.)
448. — P. Panske. St. Kadetten kath. Abkunft a. d. Lande Bütow. (1769—1811.) Geneal. Nachrichten. — Balt. Stud. N. F. 35, 227—269.
449. Stralsund. G. Bartholdi. Stralsundische Schulgeschichte. (Handschriftliche Nachrichten im Stadtarchiv in Stralsund.)
450. — G. Beng u. R. Knütter. Geschichte d. Kränzchens der Gymnasial-Primaner zu Stralsund von 1874—1924, T. 1. 2. Stralsund 1924.
451. — E. Zober. Urkundliche Geschichte des St. Gymnasiums von seiner Stiftung 1560—1860. Mit Biographien und geneal. Nachrichten der Rektoren, Lehrer, Verzeichnis deren Schriften u. Verzeichnisse der Abiturienten. Stralsund 1860.
452. Treptow a. R. Dr. v. Boltenstern u. Dr. Doerks. Festschrift zur 50jährigen Stiftungsfeier d. Kgl. Gymnasiums in Tr. (mit zahlr. Biogr. und Verz. d. Schüler). Treptow a. R. 1906.
453. Usedom. R. Burkhardt. Rektoren und Lehrerschaft der Stadt U. (seit 1573). Heimatbl. f. Usedom-Wollin 16, Nr. 2.
454. — R. Burkhardt. Geschichte des Schulwesens der Stadt U. (bis 1918). Swinemünde 1931.
455. Verden. W. Dumrath. Aus der Geschichte der Schule zu Verden (Krs. Demmin). Lehrersem. Anklam. Blätter. 9, 1928, Nr. 15, 1—9.

F. Berufsständische Literatur.

(Pommersche Aerzte, Gelehrte, Geistliche, Juristen, Lehrer, Handelsleute, Künstler, Bauern, Handwerker.)

456. Apotheker. G. v. Bülow. Geschichte der Apotheke in Barth. Stettin 1880.
457. — P. Brose. Chronik der Ratsapotheke in Greifswald. Greifswald 1932.
458. — J. Bruinier. Zur Geschichte der Anklamer Ratsapotheke. Hkal. 1933, 50—54.
459. — D. Haken. Geschichte d. königl. priv. Hof- und Garnisonapotheke in Köslin. Köslin 1925.
460. — E. Jendryczyk. Geschichte der privilegierten Apotheken in Stolp in Pommern. Apoth. Zeitung 1928, Nr. 98/99.
461. — — Geschichte der Adler-Apotheke in Pyritz bis 1800 zum 330jährigen Bestehen. — Pyritzer Kreiskal. 1927.
462. — — Die Stettiner Apotheken im 16. und 17. Jahrhundert. Mbl. 40, 1926, 14—17.
463. — K. Lemke. Zur Geschichte der Greifenberger Apotheken. — Heimat, Greifenberg 2, 1932, Nr. 11.
464. — E. Jendreyczyk. „Von Apteiken und Apteikers in Gripswold." (Bericht u. Ergänz. zu W. Markmanns Aufs. in Heimatleiw 1929.) — Mbl. 43, 89—91.
465. — W. Markmann. Von Apteiken un Apteikers in Gripswold. Greifswalder Zeitung, Heimatleiw u. Muddersprak, Greifswald 1929.
466. — E. Rosinski. Aus der Geschichte der Apotheke in Bublitz. B'er Kreiskal. 2, 46—49.
467. Aerzte. K. v. Albedyll. Pasewalker Militärärzte. 1721—1918. Nachbar 7, Nr. 3. 4.
468. — M. Bethe. Stettiner Stadtphysici. Mbl. 46, 68—76. Stettin 5. 1932.
469. — — Pommerns älteste Aerzte bis 1600. Mitt. d. Roland 17, 1932.
470. — J. Fischer. Biogr. Lexikon der hervorragenden Aerzte der letzten fünfzig Jahre. Bd. 1. 2. Berlin 1932.
471. — W. Schmidt. Von Badern, Feldschern und Chirurgen. Nach Stadtakten von Treptow a. Toll. aus der Mitte des 18. Jahrhds. U. P. 13, 1928, S. 125—127.
472. Bäcker. J. W. Bruinier. Aus der Geschichte der Anklamer Bäckerei. Hkal. f. Anklam 1929, 27—35.
473. — K. Poppe. Das Amt der Fast- und Loßbäcker. Ein Kapitel Kolberger Zunftgeschichte. Kolb. Tagebl. 1929, Nr. 4 ff.
474. Bauern. Becker. Brüsewitzer (Krs. Saatzig) Bauern zwischen 1700 und 1800. Fam.Bl. 28, 1930, 401—2.
475. — I. Dittmer. Die ältesten Bauerngeschlechter in Görke a. R. U. P. 1926, H. 8, 336.
476. — M. Wehrmann. Bauern in Saatziger Dörfern im Jahre 1509. — Hkal. Stargard Nr. 187. 1933.
477. — K. Wodrig. Vom Bauernstande in Neuvorpommern. — Beitr. z. Heimatkunde (D. II) 41—48 (bezw. 73—80).
478. Barbiere. H. Hasse. Bader, Barbiere und Perückenmacher im alten Stettin. Mbl. 46, 113—119.
479. Baumeister. H. Vogel. Stettiner Baumeister aus der zweiten Hälfte des 18. Jhds. (Maschinenschrift i. Bes. Univ.-Bibl. Greifswald.) Leipzig 1925.
480. Bürgermeister. J. W. Bruinier. Die Anklamer Bürgermeister 1400—1575. Hkl. f. Anklam 1927, 52—68.
481. Brauer. C. Klemz. Die Belgarder Brauerzunft. A. d. L. Belg. 8. 1929, Nw. 2 u. 6. 1930, Nr. 4—9 (Anf. i. früh. Jg.).
482. — O. Wobbe. 100 Jahre Brauerei C. Hinrichs, Greifswald. Greifswald 1925.
483. Färber. R. Falck. Aus dem Amt der Schön- und Schwarzfärber in Stargard in Pommern. (Mit Namen-Verz.) Fam.Bl. 1930, H. 3/4. S. 87—98.

484. Gastwirte. A. Haas. Stettiner Gasthäuser vor 125 bis 130 Jahren. Nachrichtenbl. Stettin 7, 1933, Nr. 19.
485. — C. Klose. Stolper Gastwirtschaften um 1880. Ostpom. H. 1931, 32—39.
486. — Schulz. Geschichte der jetzigen Gastwirtschaft, früher Schmiede und Krugwirtschaft zu Klein-Rakow. U. H. Gr. 204—13.
487. — O. Wobbe. Von alten Greifswalder Gaststätten. — Greifswalder Ztg. 1931, 19. 8., 20. 8., 26. 8., 27. 8., 10. 9.
488. Gelehrte. D. H. Biederstedt. Nachrichten von dem Leben und den Schriften neuvorpommerschrügischer Gelehrten. Greifswald 1824.
489. — Dr. E. Gülzow. Pommern in der neueren deutschen Geistesgeschichte (Verzeichnis hervorragender Pommern) U. P. 10, 1931.
490. — A. Hofmeister, E. Randt u. M. Wehrmann. Pommersche Lebensbilder. Bd. 1. Pommern des 19. u. 20. Jahrhunderts. (Lebensbeschr. v. 43 Persönlichkeiten aller Stände.) Stettin 1933.
491. — E. Lange. Greifswalder Professoren in der Sammlung Vitae Pomeranorum, Stettin 1894.
492. — A. C. Vanselow. Gelehrtes Pommern oder Alphab. Verzeichnis einiger in Pommern gebohrenen Gelehrten männlichen und weibl. Geschlechtes. Stargard 1728.
493. Glockengießer. Kurzrock. Glockengießer Hinterpommerns. U. H. 1932, Nr. 22.
494. — A. Lucht. Lutke Rose, Glockengießer (1915). U. H. Köslin 1933, Nr. 5.
495. Goldschmiede. H. Bethe. Stettiner Goldschmiede und ihre Werke von Anfang d. 15. bis zum Anfang d. 19. Jahrhds. Mbl. 47, 33—42.
496. Handwerker (i. allgem.). E. Mentzel. Das Pommersche Handwerk im Jahre 1930. Buch der alten Firmen. 2, 1931, 138—139.
497. Juristen. Dr. R. Marsson. Schwedisch-Pommersche Juristen. Stralf. Ztg. 22—25, 7. 1928.
498. Kastellane. Dr. G. Plenzke. Ueber die Landesverteidigung Pommerns. (Mit Verzeichn. d. Kastellaneien und deren Amtsleitern.) Stettin 1922, U. P., H. 9.
499. Kaufleute. J. Giese. Verzeichnis der in das Hand.-Reg. d. königl. Amtsgerichte d. Provinz Pommern eingetragenen Einzelfirmen, Gesellschaften und Prokuren. Stettin 1897.
500. — A. Klaembt. Die alte Swinemünder Kaufmannsgilde. Hmbl. Usedom-Wollin 12, 1926, Nr. 1. 2.
501. — Magistrat in Stettin. Verzeichnis der Mitglieder der Kaufm. Korporation zu Stettin 1893 bis 1910. Stettin 1893—1910.
502. — E. Umlauf. Die älteste Rolle der Kaufmanns-Kompagnie in Bergen a. Rg. Heimatkal. 19, 1927.
503. — M. Wehrmann. Die Korporation der Kaufmannschaft zu Stettin 1821—1921. Stettin 1921.
504. Kürschner. W. Gaedke. 600 Jahre Kürschnergewerk zu Stettin. Stettin 1931.
505. Maler. O. Schmitt. Greifswalder Maler 1770 bis 1870. Greifswald 1930. Vgl. dazu O. Holze. Pommersche Maler d. Romantik. General-Anz. f. Stettin 14. 6. 1930.
506. Maurer. K. Rosenow. Zur Geschichte des Rügenwalder Maurergewerks. A. D. H. Rügenwalde 1929, Nr. 145 u. 1930, Nr. 1.
507. Müller. E. Dahlke. Mühlen in und um Stolp. Ostp. H. 1933, Nr. 36—39.
508. — G. Forch. Die Müller der Neumark (darunter d. Kreise Dramburg u. Schivelbein). Fam.-Bl. 27, 1929, 345—352.
509. — A. Gerlach. Von Müllern, Schulzen und Krügern im Kreise Lauenburg. Hkal. f. Ostpom. 1931, 63—67 u. 1932, 81—86.
510. — Klemz. Belgarder Sandmühle. A. d. L. Belg. 9, Nr. 24, 10, Nr. 1. 2.
511. Organisten. G. Kitter. Vom Stande der Organisten in Pommern b. z. 19. Jahrhundert. Mbl. 46, 97—104.
512. — W. Menzel. Die Küster und Organisten von Nehringen. — Kirchl. Mbl. f. Loitz 25, 1932, Nr. 1.
513. Spielleute und Musiker. H. Engel. Spielleute und Hofmusiker im Alten Stettin zu Anf. d. 17. Jahrhds. Musik i. Pomm. 1, 5—19. Dazu Ergänz. v. M. Wehrmann i. H. 2, 59—60.
514. Pfarrer. H. Biederstedt. Beiträge zur Geschichte der Kirchen und Prediger in Vorpommern. Greifswald 1818.
515. — H. Krüger. Pommersche Pastoren in Zebbin i. Pomm. 1583 bis 19. Jahrh. Der Familienforscher 1926, Jahrg. 2, 26—27.
516. — H. Moderow. Die Evangelischen Geistlichen Pommerns von der Reformation bis zur Gegenwart. Auf Grund d. Steinbrück-Berg'schen Manuskriptes bearbeitet. I. Teil Reg.-Bez. Stettin. II. Teil Reg.-Bez. Köslin. Die reform. Gemeinden Pommerns. Die Generalsuperintendenten. (Mit z. T. umfangreichen Biographien der einzelnen Geistlichen. Wichtiges genealogisches Werk der Provinz Pommern.) Stettin 1903 u. 1912.
517. — J. B. Steinbrück. Kleine Sammlung Pommerscher und Rügenscher Jubelprediger bei Gelegenheit d. Amts-Jubelfeier des D. Joachim Sanders. Stettin 1762.
518. — Wackenroder. Altes und Neues Rügen. Das ist Nachricht von demjenigen, was sowohl in Civilibus, als vornehmlich in Ecclesiasticis mit dem Fürstenthum Rügen von Anfang an bis auf gegenwärtig Zeit sich zugetragen nebst Verzeichnis der IV Praeposituren der Insel. (Biograph. Nachrichten der Pfarrer.) Greifswald 1730.
519. Beamte. (Post.) R. Falck. Zur Geschichte des Post- und Telegraphenwesens in Stargard in Pom. Heimatkl. Nr. 149—151.
520. — P. Rohde. Die Anklamer Post, ihre Geschichte und Stempel. Anklam 1932.
521. — W. Stein. Geschichte der Post im Kreise Demmin. Pom. Herd 1932, Nr. 34—36.
522. Richter. L. Werbener Richter. (1569—1808.) Hkal. 1931, 162.
523. Schriftsteller. Dr. H. Biederstedt. Nachrichten von den jetzt lebenden Schriftstellern in Neuvorpommern und Rügen. Stralsund 1822.
524. Schiffer. O. Altenburg. Schiffe und Schiffer im alten Swinemünde. Insel und Welt, 9, 1932/33, Nr. 24, S. 1—6.
525. — H. Lund. Beiträge zur Geschichte der Darß-Zingster Schiffahrt. Mbl. 45, 76—77.
526. Schneider. A. T. Kruse. Register der Altermänner des Gewandhauses in Stralsund. Stralsund 1847.
527. — R. Falck. Vom Stargarder Tuchmacher- und Wollenweberamt. Balt. Stud. N. F. 33, 1, 261—270.
528. — C. Klemz. Niedergang des Tuchmachergewerkes in Belgard. A. d. L. Belg. 9, 1930, Nr. 13/14.
529. Zinngießer. R. Hardow. Stolper Zinngießer und ihre nachweisbaren Arbeiten mit Namensverzeichnis der Meister und Zinngießer. Stolp 1931.
530. — E. Hintze. Die deutschen Zinngießer und ihre Marken. Bd. 3. Norddeutsche Zinngießer. Leipzig 1923. (Berücks. folg. pom. Städte: Anklam, Barth, Bergen, Cammin, Demmin, Gartz, Gollnow, Greifenberg, Greifenhagen, Greifswald, Gülzow, Köslin, Kolberg, Loitz, Pasewalk, Pyritz, Rügenwalde, Stargard, Stettin, Stolp, Stralsund, Treptow a. T., Wolgast.)
531. Familien- und Sippenforscher. Familienverbände. Familienstiftungen. E. Wasmansdorff. Verzeichnis Deutscher Familienverbände und Fa-

milienforscher. (Enth. Verz. v. 713 Forschern, familienk. Vereinen und Stiftungen. Wertvolles Nachschlagewerk.) Görlitz 1932.

G. Kirchenbücher, Kirchenbuchauszüge.

532. Bargischow. Stoltzenburg. Familiengeschichtliches aus den Kirchenbüchern zu Bargischow (Pom.). Heimatkal. Anklam 1926. S. 51—53.
533. Bütow. E. Winguth. Das älteste (wieder aufgef.) Kirchenbuch der evang. Gemeinde in Bütow (1678 ff.). Büt. Anz. 1931, Nr. 128, Beil.
534. Cammin. E. M. v. Köller. Kirchenbuch-Auszüge aus den Kirchenbüchern des Kreises Cammin in Pommern und einiger benachbarter Parochien (bis zum Jahre 1888!). Viertelj. Schrift f. Wappen-, Siegel- und Familienkunde, 38. Jg. 2, S. 329—392 u. 39. Jg. 1—88, 1910/11. (Es werden hier genealogische Nachrichten von 269 adligen Familien und deren Sippenkreise gebracht.)
535. Dietersdorf. W. Lutschewitz. Aus den D. Kirchenbüchern. Hkal. Dramburg 1931, 101—107.
536. Hoff. J. Kummerow. Vergilbte Blätter! Aus der Kirchen- und Pfarrchronik einer mit dem Meere ringenden Gemeinde. (Hoff bei Rewahl.) Stettin 1924.
537. Klützow. O. Neumann. Kl. Kirchen-Matrikel. Pyr. Kreis-Bl. Hbl. 1931, Nr. 11.
538. Naulin. O. Blessin. Die Kirchenmatrikel von N. (1590.) Pyr. Kreiskal. 1929, 103—108.
539. Stettin. G. Kupke. Kirchl. Urkunden im St. Staatsarchiv. Bll. Kirch. Pomm. 6, 1930, 22—24.

539a. — Walter Schulz. Stettin und seine Kirchenbücher. U. P. S.-H. Pom. Fam.- u. Sipp.-Forsch. 1935.

540. Polzin. R. Maske. Nachrichten aus dem Bad Polziner Kirchenbuch. Mitt. d. Roland, 17, 1932, 26—27.
541. Schlawe. K. Rosenow. Aus den Kirchenbüchern und Pfarrakten (bes. d. Krs. Schlawe). Ostpom. Heimat, 1930, 17.
542. M. v. Stojentin. Nachrichten aus Pommerschen Kirchenbüchern. Deutsch. Herold, 1896, 38.
543. A. Uckeley. Zwei Pommern-Wolgastische Ordinierten-bücher. Stettin 1907.
544. M. Wehrmann. Die pommerschen Kirchenvisitationen des 16. Jahrhunderts (mit Hinweis auf Kirchengeschichten pomm. Städte). Bl. f. Kirch.-Gesch. Pom. 1929, 17—28.
545. M. Wehrmann. Von den Kirchenbüchern in Pommern. U. P. Sonderheft „Pomm. Fam.- u. Sipp.-Forsch." 1935, H. 7/8.
546. M. Wehrmann. Die Kirchenbücher in Pommern. Balt. Studien 42. (1890.) S. 201—280. (Enth. alphab. Reg. der Pom. Parochien und dabei nach Angaben der Geistl. der Beginn der Eintrag. in den Tauf-, Trau- und Begräbnis-Reg.)
547. Weißenborn. Die Konservation der Pfarren. — Bl. f. Kirch.-Gesch. Pom. 3. München 1929, 29—76.

H. Stammbücher.

548. R. Brendel. Ein Studentenstammbuch von 1724. Mon.-Bl. 1910, 49 ff., 66 ff.
549. O. Dibbelt. Aus dem Stammbuch Waldemar Grunows des Schwagers von Friedrich Ludw. Plüddemann. Mbl. d. Kolb. Ver. 6, 43—46.
550. Stammbuch eines gewissen E. F. Lehmann aus Stettin a. d. Jahre 1823—25. (Mit Namen G. Kümpel, Colberg; Posadowski, Colberg; F. Götzke, Stettin; J. H. Meyer, Stargard; W. Gibson, Colberg; J. v. Lenz, Colberg; W. Gerloff, Stettin; J. F. Marck, Colberg; J. J. Beerbaum, Stettin; C. Kurtzwig, Stettin; Hanstein; F. Reinke, Stettin; G. Michaelis, Stettin; Gablenz, Cüstrin; H. Block, Stettin.) Stettin 1823.
551. Stammbuch des Ferdinand Magdeburg mit 11 Eintragungen aus Stettin 1821—27. (Steffen, Jaentsch, Klawieter, v. Wolfradt, Drewitz, Voß, v. Gröben, v. Hoyer, v. Winterfeld.)
552. Stammbuch des stud. theol. Wilhelm Meisner. Greifswald und Königsberg 1824—33. Gr. Univ.-Ztg. 8, 1933, 41—43.
553. H. Ziegler. Ein Greifswalder Studentenstammbuch des 18. Jahrds. Heimatleiw 9, 1930, Nr. 2—16, 18—23, 25—31. (Das Stammbuch gehörte dem stud. jur. Siegfried Joachim Meyer, geb. 1751, gest. 1833 als Bürgermeister von Greifs- und enth. Eintragungen aus den Jahren vorwieg. 1770—73 aus Greifswald und Jena.)

553a. H. Ziegler. Pommersche Stammbücher. U. P. 1935. S.-H. Pom. Fam.- u. Sipp.-Forsch., H. 7/8.

554. W. Hübner. Aus dem Tagebuch des Greifswalder stud. jur. Karl v. Normann. 1834. Greifsw. Ztg. 1933, Nr. 10—14.
555. Ein Pommersches Stammbuch (des C. F. Pogge, Greifswald 1822—31). Eck an'n Sund 10, Nr. 6.
556. M. Wehrmann. Aus einem pommerschen Studentenstammbuch (d. Alex Bogislaw Christ. Sponholz, geb. 1768, gest. 1847). Mbl. 38 (1924), 35, 37—38.
557. E. Metzner. Das Stammbuch der Herzogin Erdmuth zu Stettin-Pommern. Balt. Stud. N. F. 13 (1910), 1—29.
558. R. Rübens. Stammbuch Gustav Schubert (a. d. 1820er Jahren). A. f. S. 9, 1932, 361—362.
559. C. Staude. Die Bedeutung der Familienstammbücher für Familie und Volk. U. P. 1929, H. 4, S. 161—162.
560. Stammbuch eines nicht genannten Stettiners aus den Jahren 1850—58 (mit 18 Eintragungen, u. a. Therese Retzlaff, L. v. Schwerin, B. Frobien, A. Siemerling, R. Laenen).
561. A. Straub. Katalog 49. Stammbücher des 16. bis 19. Jahrhunderts. Berlin 1929. (Darin Nr. 20, Billerbeck, Stettin 1787—1819, Nr. 38, Hermine von Drigalski, Stargard i. P. 1834—41, Nr. 52, stud. med. C. Franck, Greifswald 1797—99, Nr. 94, Aug. Phil. Kastner, Swinemünde 1809—19.)

I. Lebensbeschreibungen, Leichenreden, Bildnisse.

562. Arndt. W. Baur. Ernst Moritz Arndts Leben. Thaten und Meinungen. Hamburg 1883.
563. H. v. Arnim u. G. v. Below. Bilder aus der Vergangenheit und Gegenwart der rechtsstehenden Parteien, Berlin 1925. (Enth. u. a. Lebensbeschr. f. Pommern: E. v. Bülow, die Gebrüder Gerlach, Adolf v. Thadden-Trieglaff, Senfft v. Pilsach, H. v. Kleist-Retzow, Karl v. Waldow, M. v. Blankenburg, Al. Ew. v. Bülow-Hohendorf, H. Wagner, H. A. v. Schwerin-Löwitz.)
564. Bandlow. Heinrich Bandlow. Zu des Dichters 70. Geburtstag. U. P. 1925. H. 4.
565. Balthasar. Th. Phl. Dr. jur. Augustin Balthasars Leben und Schriften und dessen Selbstbiographie und andere urkundliche Quellen. Greifswald 1875.
566. O. E. v. Below. Erinnerungen e. Veteranen aus der Zeit des Großen Königs. (1830 verfaßt.) Mitget. von H. v. Below im Nachrichtenblatt d. Königin-Kürassiere, Jahrg. 5, 15 u. 17, 1927.
567. Boltenstern. Oberstabsarzt Dr. med. Otto v. Boltenstern (geb. 1860 in Stralsund, gest. 1918 in Charlottenburg). Dt. Roland 6, 1918, 86—88.
568. Bugenhagen. F. L. Engelken. Johann Bugenhagen Pommer. Stettin 1817.
569. — H. Hering. Doktor Pomeranus, Johannes Bugenhagen. Ein Lebensbild. Halle 1888.
570. v. Cardell. Fr. Müller. Karl Friedr. v. Cardell, Ein Demminer als Kgl. Schwed. Generalfeldzeugmeister. Demmin 1907.
571. Clausius. G. Kittler. Der berühmte Physiker Rud. Clausius (1822—88), ein gebürtiger Kösliner. U. H. Köslin 1933, Nr. 10.

572. Dinnies[2]). A. Brandenburg. Joh. Albert Dinnies. Nachrichten v. s. Leben und Schriften. Stralsund 1827.
573. Fock. Th. Pyl. Otto Focks Leben und Schriften nebst Nachträgen zur Rügisch-Pommerschen Geschichte. Greifswald 1874.
574. Gadebusch. E. Gülzow. Thomas Heinrich G. Stralf. Ztg., Sonnt.-Beil. Stralf. 12. 2. 1928.
575. Gentzkow. E. Zober. Dr. Nicol. Gentzkows Tagebuch (1558—67) in Auszügen, Greifswald 1870.
576. Grützmacher. A. Grützmacher. Aus vergangenen Tagen Falkenburgs. (Abdr. e. Leichenpredigt a. d. Kgl. Preuß. Kommissionsrat Immanuel Gr., gest. 1709 v. Fr. Böttticher.) Heimatkal. f. Dramburg 1929, 52—57.
577. Herlicius. W. Schönfeld. David H. weiland Stadtphysikus von Prenzlau, Anklam, Stargard, Lübeck, Prof. d. Mathematik an der Univerf. Greifswald. Stettin 1930. Mbl. Nr. 10, S. 142—153.
578. — Dr. H. Frederichs. Zur Lebensgeschichte d. David Herlitz. Mbl. 1930, Nr. 11, 162—166.
579. Hoppe. Leichenpredigt auf Thomas Hoppe von Barfknecht, Parentatio von Auen. Stargard 1703. (Bibl. d. Ges. f. Pomm. Gesch. u. A., Stettin.)
580. Ketelhut. M. Wehrmann. Christian Ketelhut. Pomm. Jahrb. XXVIII. 1934. (Vgl. a. Nr. 925—927.)
581. v. Krakewitz. C. Dalmer. Sammlung etlicher Nachrichten aus der Zeit u. d. Leben d. Albr. Joach. v. Kr. Stralsund 1862.
582. Kühl. Dr. F. Adler. Lebensgeschichte des Bürgermeisters D. Lucas K. Stralsund 1925.
583. Lappe. O. Stelter. Karl Lappes Leben und Dichten. Ein Beitrag zur Pommerschen Geistesgeschichte. Stettin 1927.
583a. Hugo Lemcke. Ein Leben der Arbeit und des Erfolges. Otto Altenburg. Stettin 1935.
584. Meinhold. Dr. O. Altenburg. Wilh. Meinholds Beziehungen zu Zeitgenossen. Stettin 1929.
585. Möller. Leichenpredigt auf Johann Möller von Thomas Hopp. Stargard 1680. (Bibl. d. Ges. f. Pomm. Ges. u. Altert. Stettin.)
586. Mohnike. E. Gülzow. Gottlieb Mohnike. Pom. Jahrb. Bd. 28, S. 135—174.
587. v. Oertzen. Dr. v. Thadden. Heinrich v. O. auf Trieglaff, der erste nationale Landrat des Greifenberger Kreises in der Zeit v. d. Erhebung Preußens. Ein Lebensbild u. f. Briefen. Greifenberg 1932.
588. v. Olthof und Giese. R. Marsson. Aus der Schwedenzeit von Stralsund. v. O. u. G. Stralsund 1928.
589. Preger. Martin Preger, ein Stolper Zinngießer z. Zeit d. 30jähr. Krieges. Oftpom. H. 1928, 12.
590. v. Rammin. H. Beckmann. Jürgen Bernd v. R., ein heimatl. Gutsherr im 18. Jahrh. Stettin 1931.
591. Saunier. O. Altenburg. 100 Jahre Leon Sauniers Buchhandlung. 1826—1926. Stettin 1926.
592. Scheele[3]). Peter Pooth. Carl Wilhelm Sch. Pomm. Jahrb. 28. Bd. S. 91—134 (mit geneal. Uebersichten).
593. v. Schröder. H. v. Waldeyer-Hartz. „Ein Mann." Das Leben des Admirals Ludwig v. Schröder. Braunschweig 1934.
594. v. d. Schulenburg. W. Finger. Werner v. d. Sch. ein pommerscher Statthalter. Stettin 1933.
595. H. Schulz. Aus vergangenen Tagen. Erinnerungen eines Greifswalder Zeitgenossen. Greifswald 1926.
596. Schwing. E. Faulstich. Die Jubelfeier des Bürgermeisters D. L. G. Sch. in Stralsund. Stralsund 1855.
597. v. Staude. Curt Staude. Christian v. Staude und seine Familienstiftung. Stralf. Ztg. Sonnt.-Beil. Nr. 39 u. 40. 27/9. u. 4/10. 1925.
598. Staude. Gustav Staude, Oberbürgermeister der Stadt Halle (geb. Wendorf/Rügen 26. 6. 1843, gest. Halle 15. 2. 1909). „Aus meinem Leben"[4]), Halle 1906. (Ungedr. Manuskript i. Bes. C. Staude, Zoppot.)
599. Steinwich. Dr. W. Anderson. Lambert Steinwichs Epitaphium in der Nikolaikirche zu Stralsund. Stettin 1928.
600. Stephan. O. Große. Vom Postschreiber zum Minister. Ein Lebensbild. Berlin 1931.
601. Struck. C. F. Hennerberg. Paul Struck. Stralsund 1931.
602. Tamms. Dr. Joach. Lorenz Struck. Carl Tamms, Oberbürgermeister der Stadt Stralsund. Stralsund 1928.
603. Thumbinder. F. Fabricius. . . . Christl.-Leichpredigt, welche Bey angestellter Leichbegängnus des . . . Nicolai Thumbinders, gewesenen Wohlverordneten Rahtsverwandten . . . in Alten Stettin, den 19. Juni Anno 1649 in St. Marien Stiffts Kirchen . . . gehalten ist. Stettin 1649.
604. v. Wrangel. Dr. H. Petrich. Friedrich Graf v. Wrangel, preuß. Generalfeldmarschall. Ein pomm. Lebens- und Landesbild. Stettin 1930.
605. Wehrmann. Dr. E. Randt. Martin Wehrmann als Geschichtsforscher Pommerns (zu seinem 70. Geburtstag am 16. Juni 1931). P. H. Stettin 1931, H. 2, 61—85.
606. Wessel. Gerhard Dröge's Leben Franz Wessels. (Mit Berichten über die Reformation in Stralsund und Verzeichnis der Bürgermeister und Ratsherren, evangelischen Prediger.) — In: Barth. Sastrowen Herkommen, Geburt . . . III. Theil von G. Chr. Fr. Mohnike. Greifswald 1924, S. 264—324.
607. H. Bellée. Chronologisches Verzeichnis der historischen Arbeiten D. Dr. M. Wehrmanns. Balt. Stud. N. F. 33, 1, 271—321.
608. Greifswaldisches Wochenblatt, enth. Lebensbeschreibungen hervorragender Pommern. Greifswald und Stralsund 1743. Redig. v. J. H. Balthasar.
608a. Dr. E. Gülzow. Von pommerschen Selbstbiographien IV. Mbl. 1926, S. 10—11, 31—32.
609. E. Lange. Die Greifswalder Sammlung „Vitae Pomeranorum". Alphabetisch nach Geschlechtern verzeichnet. (Gr. Sammlung von Hochzeitsged., Einl. z. Doktorprom., Leichenprogrammen, Leichenreden, Lebensnachrichten, Genealogien, Stammtafeln, Adelsbriefen, Testamenten etc.) Balt. Stud. I. Folge, Erg.-Bd. Greifswald 1898.
609a. D. Dr. M. Wehrmann. Von pommerschen Selbstbiographien. Mbl. Jan. 1926, Nr. 1, S. 3—4. (Vgl. a. Mbl. 1917, S. 25—29 u. 1918, S. 35 f.)
610. H. v. Diepenbroick-Grüter. Allgemeiner Porträt-Katalog. Verz. e. Sammlung von 30 000 Porträts des 16.—19. Jahrhds. Hamburg 1931—33.
611. Hollstein & Puppel. Bildnisse (19 460 Stücke). Berlin 1924—27.
612. Dr. W. Weidler. Wie gelangt man zur Kenntnis von Familienbildnissen. Praktische Winke für Anfänger. Praktikum f. Familienforscher. H. 8. Leipzig 1925.

---

[2]) Vgl. auch: F. Curschmann: Johann Albert Dinnies. — Pomm. Jahrb. B. 28, S. 57—90. (Mit Verz. d. Schriften, sowie Ahnentafel.) Vgl. ferner: Allgem. Deutsch. Biographie XXXIII, 223 ff.

[3]) Vgl. a. O. Zeckert. Carl Wilhelm Scheele, sein Leben und seine Werke. Mittenwald 1931—34.

[4]) Originalhandschrift im Besitze von Dir. Alfred Staude, Cöln a. Rh. Vgl. auch: Wer ist's? Unsere Zeitgenossen von H. A. L. Degener. II. Jahrg. 1906. S. 1147.

612a. W. v. Seidlitz. Allgemeines historisches Porträtwerk. Sammlung von über 600 Porträts d. berühmtesten Personen aller Nationen von 1300 bis 1840. München 1887/89.

J. Regimentsgeschichten.

613. F. Adler. Die Stralsundische Artillerie im 16. u. 17. Jahrh. Hbl. 47, 1933, 3—9.
614. v. Albedyll. Gedenkblätter der Königin-Kürassiere (Pasewalk) mit Nachträgen und Forts. der Personalien aus der Regimentsgesch. bis 1919. Pasewalk 1919.
615. — Geschichte der ersten brandenburg. Truppe, d. i. Pasewalk in Garnison lag. Nachbar 8, Nr. 27. 29. 30.
616. Gg. v. Albedyll. Geschichte d. Kürassier-Regiments Königin (Pom.) Nr. 2. Bd. I. Schulenburg-, Bayreuth-Ansbach-, Bayreuth-Dragoner 1717 bis 1806. Bd. II. Königin-Dragoner, Königin-Kürassiere 1806—1903. Berlin 1896—1904. Bd. III. 1904—1919. Stettin 1931.
617. K. v. Albedyll. Die Soldaten und Garnisonen in Pommern und im Bezirk des II. Armeekorps. Stettin 1926.
618. — Das Pasewalker Album des Generalarztes Dr. Grubitz (enth. Bilder v. Offizieren des Kürassier-Rgts.). Nachbar 9, 1932—33. (Mit Lebensdaten.) Nr. 37. 38.
619. H. Arnswald. Geschichte d. Dragoner-Regiments von Wedel (Pomm.) Nr. 11. Bearb. u. d. amtl. Kriegstagebüchern. Oldenburg und Berlin 1928.
620. v. Bagensky. Geschichte des 9. Inf.-Rgts. genannt Colbergsches. Colberg 1842.
621. L. Burmeister. Geschichte des Infanterie-Rgts. von der Goltz (7. Pommersches) Nr. 54. Berlin 1895.
622. Dr. Eggert. Wollin als Garnison der 3. Eskadron des 4. (Pomm.) Ulanen-Regiments (1820—1822). Mbl. 1930, Nr. 4, S. 58—60 und Nr. 7, S. 94—99 und Nr. 8, S. 116—119.
623. Eickhoff. Geschichte des Infanterie-Regiments Prinz Moritz von Anhalt-Dessau (5. Pomm.) Nr. 42, vom Tage seiner Gründung bis zum Jahre 1900 (in Stralsund). Berlin 1900.
624. E. G. v. Etzel. Geschichte des 2. Pomm. Ulanen-Rgts. Nr. 9. Berlin 1931.
625. Gallus. Geschichte des 1. Pomm. Feld-Artillerie-Regimentes Nr. 2. Berlin 1897.
626. Goltz. Geschichte des Colbergschen Grenadier-Rgts. Graf Gneisenau (2. Pomm.) Nr. 9 und sein Stammtrupp. Berlin 1912.
627. D. v. Gottberg. Das Grenadier-Regiment König Friedrich Wilhelm IV. (1. Pomm.) Nr. 2 im Weltkriege. Berlin 1928.
628. E. Hall. M. Fock. Dahle. Kriegsgeschichte des Infanterie-Regimentes von Borcke (4. Pomm.) Nr. 21 im Weltkriege. Zeulenroda 1931.
629. J. Hansch u. F. Weidling. Das Colbergsche Grenadier-Regiment Graf Gneisenau (2. Pomm.) Nr. 9 im Weltkriege 1914—18. Oldenburg 1929.
630. F. Hartmann. Geschichte des vorpommerschen Feldartillerie-Regimentes Nr. 38. 1899—1919. Bd. I u. II. Stettin 1926 u. 1928.
631. W. Heinicke. Neunhundert Jahre wehrfreudigen Bürgertums in Kolberg. Mbl. d. Kolb. Vereins f. Heimatk. 5, 1928, 27 ff. u. 6, 1929, 3 ff.
632. H. Henning. Geschichte des 8. Pommerschen Inf.-Rgts. Nr. 61. Berlin 1887.
633. H. Herrfahrt u. E. Geißler. Königl. Preuß. Landwehr-Inf.-Rgt. König Wilhelm II. von Preußen (Pomm. L.-R. Nr. 2), nach den amtlichen Kriegstagebüchern bearbeitet. Oldenburg 1924.
634. G. Jakob. Beiträge zur Geschichte der Stammtruppenteile des Colbergschen Grenadier-Rgts. Graf Gneisenau (2. Pomm.) Nr. 9 von 1792—1807. Nachrichtenbl. d. Bundes d. Colb. Grenad. 9, 1933, Nr. 5. 7. 8. Jg. 10, 1934, Nr. 2. 3. 5.
635. E. Kätelhön. Jägerbataillon Fürst Bismarck (Pommersches) Nr. 2. Oldenburg 1925.
636. v. Keiser. Geschichte des Inf.-Rgts. v. d. Marwitz (8. Pomm.) Nr. 61 im Weltkriege 1914—1918. Berlin 1928.
637. H. Klaje. Der pommersche Landsturm i. J. 1813. Balt. Stud. N. F. 28, 1926, 1—53.
638. — Die pommersche Landwehr im Jahre 1813. Balt. Stud. N. F. 27, 1925, 158—228.
639. W. Kolk. Das Grenadier-Rgt. König Friedrich Wilhelm IV. (1. Pomm.) Nr. 2 im Weltkrieg. Berlin 1928.
640. Kraehe. Geschichte des Füsilier-Regiments Königin Viktoria von Schweden (Pomm.) Nr. 34. 1720 bis 1920. Stuttgart 1920.
641. K. Kraehe. Das Füsilier-Rgt. Königin Viktoria von Schweden (Pomm.) Nr. 34 im Weltkriege, mit Ueberblick über die Zeit 1720—1914. Stettin 1931.
642. E. Lange. Geschichte d. Preuß. Landwehr seit Entstehen derselben bis zum Jahre 1856 mit Namenverz. der damaligen Offiziere. Berlin 1857.
643. Liebenwalde-Matschenz. Geschichte des Pommerschen Train-Bataillons Nr. 2. Berlin 1903.
644. A. Maahs. H. Zwick. E. Jaeckel. Das Reserve-Infanterie-Rgt. Nr. 9 im Weltkriege. Zeulenroda 1933.
645. H. Martens und E. Zipfel. Geschichte d. Ulanen-Rgts. von Schmidt (1. Pomm.) Nr. 4. Berlin 1929. Beigedr. H. Martens. Kurzer Ueberblick über d. Geschichte des Schweren Reserve-Reiter-Rgts. Nr. 3. Berlin 1929.
646. H. Mayer. Geschichte d. Inf.-Rgts. Prinz Moritz von Anhalt-Dessau (5. Pomm.) Nr. 42. Während des Krieges 1914—18. Oldenburg 1927.
647. G. Meinhold. Das Inf.-Rgt. von der Goltz (7. Pomm.) Nr. 54 im Weltkriege. T. 1, 1914 bis Sept. 1916. Oldenburg u. Berlin 1928.
648. E. v. Petersdorff. Waldenfels und seine Grenadiere bei der Belagerung Kolbergs 1806/07. Berlin 1914.
649. W. v. Prießdorff. Offizierstammliste d. Gren.-Rgts. König Friedrich Wilhelm IV. (1. Pomm.) Nr. 2. Berlin 1906.
650. F. v. Puttkamer. Offizier-Stammliste d. Grenadier-Regiments König Friedrich Wilhelm IV. (1. Pomm.) Nr. 2. Bd. 2, 1906—1919. Stettin 1931. (Als Bd. 1 gilt die 1906 v. W. v. Prießdorff zusammengest. Offizierstammliste 1679 bis 1906 [vgl. Nr. 649].)
651. H. Ravenstein. Historische Darstellung d. wichtigsten Ereignisse d. Königl. Preuß. 2. Kürassier-Rgts. (genannt Königin), v. dess. Stift. im Jahre 1717 bis 1820. Berlin 1827.
652. R. Reine. Die 8. Batterie d. 2. Pomm. Feldart.-Rgt. Nr. 17 im Weltkriege 1914—18. Bitterfeld 1928.
653. G. Ritter. Reserve-Inf.-Regiment 210 in den Kriegsjahren 1914—15. Stettin 1916.
654. v. Romberg. Die Teilnahme d. Kgl. 5. Pomm Inf.-Rgts. Nr. 42 an dem Feldzuge 1866. Stralsund 1868.
655. Th. Schiemann. Geschichte d. Kgl. Preuß. Res. Feldart.-Rgts. Nr. 3. Stettin 1930.
656. K. v. Schöning. Geschichte d. Königl. Preuß 5. Husaren-Rgts. (Stolp). Berlin 1843.
657. R. Schuppius. Die Kriegswirtschaft in Stolp 1914—19. Stolp 1932.
658. Tiede. Kurz gefaßte Geschichte des Inf.-Rgts Graf Schwerin (3. Pomm.) Nr. 14, 1813—1913. Berlin 1913.
659. Th. Ulrich. Verzeichnis der seit dem Weltkriege erschienenen pommerschen Regimentsgeschichten. — Balt. Stud. N. F. 1933, 390—394.
660. R. Voelz. O. Eckert. R. Heß. Erinnerungen a. d. Kriegserlebnisse d. Res.-Feldart.-Rgts. Nr. 45. Oldenburg 1932.

661. A. Voß. Graf v. und Ludw. v. Beckedorff. Zur Geschichte u. Schillschen Zuges 1809. Mitget. v. E. Gülzow. Hm. u. M. 11, Nr. 25—27.
662. P. Wichert. Das Ehrenbuch der Pommern. Die Pommern im Weltkriege. Berlin 1930.
663. C. v. Zepelin. Geschichte d. Königl. Preuß. Grenadier-Regiments König Friedrich Wilhelm IV. (1. Pomm.) Nr. 2. 1855—1877. Berlin 1877.
664. E. Zipfel. Geschichte d. Kgl. Preuß. Husaren-Rgts. Fürst Blücher v. Wahlstatt (Pomm.) Nr. 5. Zeulenroda 1930.
665. Namenverzeichnis der Mitglieder der Vereinigung der Offiziere und Beamten des ehem. Kgl. Preuß. Ref.-Feldart.-Rgts. Nr. 3. Stettin (1928).
666. Offizier-Stammliste d. Inf.-Regts. Nr. 42. 1860 bis 1919. Uebersicht d. milit. Laufbahn sämtl. akt. Offiziere des ehemal. Inf.-Regts. Prinz Moritz v. Anhalt-Dessau (5. Pomm.) Nr. 42, seine Sanitäts- u. Ref.-Offiziere. Nach dem Stande v. 1. Aug. 1914. Schwerin 1925.

K. Innungsgeschichten.

667. O. Blümcke. Die Handwerkszünfte im mittelalterl. Stettin. Stettin 1884.
668. G. Frommhold. Das Privilegium d. St. Johannisgilde der Tuckerfischer zu Wollin v. 17. 1. 1696. Pomm. Jahrb. 26, 175—190.
669. R. Gehm. Aus alten Gollnower Innungsakten. Heimbl. f. d. Kr. Naugard 2, 1927/28, 162—164, 214—218.
670. Klemz. Belgarder Gilden und Zünfte. A. d. L. Belgard Nr. 20.
671. K. Rosenow. Rügenwalder Gilden und Gewerke. Aus der Heimat, Beil. z. N. Hinterp. Ztg. 1924, Nr. 1 u. Nr. 5—10.
672. R. Spuhrmann. Camminer Innungen. Hst. Cammin 6, 1930, Nr. 10, 11 und 7, 1931, Nr. 1. 2.
673. — Handwerkerleben vor 100 Jahren. Hst. Cammin 7, Nr. 4.
674. Bäcker. E. Gaedke. Die Lade der (Pyritzer) Bäckerinnung. Pyr. Kreisbl. Hmtbl. 1929, Nr. 6—8.
675. — R. Gehm. Aus Gollnower (Bäcker-)Innungsakten. Hmtbl. f. Naugard 3, 1928/29, 61 bis 65.
676. — H. Pantermühl. Geschichte der Freien Bäcker-Innung, Swinemünde. Swinemünde 1927.
677. — K. Rosenow. Geschichte der Bäckerinnung zu Rügenwalde 1527—1927. Rügenwalde 1927.
678. Bauleute. H. Waterstraat. Chronik der Innung der Baugewerke zu Stettin vom Jahre 1380 bis 1903. Stettin 1903.
679. Brauer. A. Gerlach. Die Brauerzunft in Lauenburg. Heimatkal. f. Lauenburg 1930, 81—86.
680. Bernsteindreher. Dr. Eylert. Nachlese zum Gewerk der Bernsteindreher in Stolp. Mbl. Nr. 2, 26/27, 1930.
681. — Dr. Schuppius. Das Gewerk der B. in Stolp. Mit Verzeichnis der Zunftmitglieder. — Beitr. z. Heimatk. Hinterpomm. — Balt. Stud. N. F. 30, 2, 1928, 102—202.
682. Fleischer. E. Gaedke. Die Lade der (Pyritzer) Fleischer-Innung. Pyr. Kreisbl. Heimatbeil. Nr. 12—14 u. 16.
683. — H. Waterstraat. Chronik der Fleischer-Innung I zu Stettin v. J. 1309—1912. Stettin 1912.
684. — A. Siegel. Dreihundert Jahre Freie Fleischer-Innung zu Greifswald 1631—1931. Greifswald 1931, 9—25.
685. Glaser. A. Metcke. Zur Geschichte der Stettiner Glaser-Innung. Stettin 1925.
686. Goldschmiede. C. Lau. Die Rolle der Stralsunder Goldschmiede a. d. J. 1587. Stralsf. Ztg., Sonnt.-Beil. 1924, Nr. 2—4.
687. Kürschner. W. Gaedke. 600 Jahre Kürschnergewerk zu Stettin. Stettin 1931.
688. — Klemz. Rolle d. Kürschnerhandwerks in Belgard 1619. A. d. L. Belg. 10, Nr. 18.
689. — — Herzogl. Bestätigung der Belgarder K.-Rolle (1620). A. d. L. Belg. 10, Nr. 16.
690. Müller. O. Held. 150 Jahre Müller-Innung im Kreise Rummelsburg. Festschr. d. St. N. anl. ihres 400jähr. Best. Juni 1933.
691. — O. Neumann. Die Stargarder Müller-Innung nach dem Dreißigjährigen Kriege. — Heimatkl. Starg. 1931, 167.
692. — — Die (Starg.-Pyr.) Müller-Innung. Pyr. Kreisbl., H.-Beil. 1931, Nr. 2—4.
693. — Tabbert. Das Amtsbuch der Müllerinnung in Greifswald. 1659—1724. A. f. S. 267—270. 347—350. 420—422. Görlitz 1931.
694. Schlächter. H. Pantermühl. Zum 150jähr. Bestehen der Schl.-Innung Swinemünde 1777 bis 1927. Swinemünde 1927.
695. Schmiede- und Schlosser. M. Wehrmann. Vierhundert Jahre Gartzer Schmiede- u. Schlosser-Innung. Heimatklänge Starg. 1928, Nr. 129.
696. Schneider. R. Burkhardt. Die Schneider-Innung in Usedom. Heimatbl. f. Usedom-Wollin 15, 1929, Nr. 2, 3 u. 16; 1930, Nr. 1—3.
697. — Dr. Eylert. Die Gewandschneider und die Gründung der Schützengilde in Stolp. Ostpomm. H. Stolp 1934, Nr. 18.
698. — Dr. O. Eggert. Die Lehrlinge der Schneider-Innung in Wollin (Pomm.) von 1619—1636. A. f. S. Görlitz 1929, S. 436.
699. — Haase. 250 Jahre Schneider-Innung Rügenwalde. Ostpomm. H. 1928, 5.
700. — H. Hasse. Geschichte der Stettiner Schneiderzunft im 16. u. 17. Jahrhundert. Stettin o. J. (1924).
701. — G. Lange. Gewandschneiderzunft der Stadt Schlawe 1644. Schlawer Ztg. Heimatbl. 1932, 499—503.
702. — R. Maske. Aus den ersten 100 Jahren der Bad Polziner Schneider-Innung. A. d. L. Belg. 9, 1930, Nr. 11.
703. — M. Wehrmann. Stargarder Bürgerleben des 17. Jhds. 4: Gilde der Gewandschneider von 1582. Hmtkl. Stargard 164.
704. — E. Wiedemann. Zur Geschichte der Schneider-Innung zu Garz a. Rg. Pomm. H. 16, 1927, 17—18.
705. Schuhmacher. G. A. Bentlage. 190 Jahre Schuhmacher-Innung zu Pölitz (190. Jubiläum d. Sch.-Zwangsinn. i. P.) Pölitz 1928.
706. — R. Gehm. Eine urkundliche Kostprobe aus der (1926 wieder aufgef.) Lade der Gollnower Schuhmacher-Innung. — Heimatbl. f. d. Krs. Naugard 2, 1927/28, 131—135.
707. — H. Radcke. Schuhmacher-Innung Labes. — U. P. 16, 277—8.
708. Tischler. W. Carmesin. Der Tischlergesellen ihre Handwerks-, Gewohnheits- und Articul-Brief in Wolgast (1604). — Greifsw. Ztg. 1932, Nr. 46 und 47.
709. — E. Gruhlke. Die Kösliner Tischlerinnung zu Anf. d. 18. Jhds. — Unf. Heimat, Köslin 8, Nr. 14—16.
710. Tuchmacher. H. Fischer. Bilder aus der Geschichte einer alten Zunft (d. Tuchmacher) — (Festschrift der Stadt Rummelsburg), Rummelsburg 1933.
711. — O. Krause. Die ältesten Zunftrollen der Stadt Greifswald (1397—1541). Ein Beitrag zur Geschichte der Stadt Gr. Greifswald 1898.
712. — K. Kunze. Die ältesten Zunfturkunden der Stadt Gr. Greifswald 1900.
713. — R. Spuhrmann. Camminer Innungsschätze. — Hkal. Cammin 1932. 53—61.
714. — M. Wehrmann. Die älteste erh. Greifenberger Zunftrolle. — Unf. Heimat. Greifenberg 1932, Nr. 3.

L. Stammes- und Sippenkunde.

1. Verzeichnisse und Sammelwerke.

715. Verzeichnis über die Söhne des Pommerschen Adels zwecks deren Verwendung im Heeresdienst. (Dieses Verz. befindet sich im Staatsarchiv in Zerbst in Anhalt.)

716. U. Grf. v. Behr-Negendank. Die Personalien und Leichen-Prozessionen der Herzöge von Pommern und ihrer Angehörigen in den Jahren 1560—1663. (Hierin wertvolle Beiträge z. Geschichte d. b. d. Prozessionen bet. Familien.) Halle 1869.

717. R. Besch. Heimatkunde und Heimatschutz. Ein Verzeichnis wichtiger Schriften vornehmlich Pommern betreffend. Stettin 1924. (Unter Familiengeschichten wird eine Anzahl von solchen adliger Familien aufgeführt.)

718. G. Beseler. Aug. Barkowii de Davide Mevio narratio (mit Stammtafel), wicht. Beitrag zur pomm. Genealogie. Greifswald 1856.

718a. Dr. Martin Bethe. Die schottische Kompagnie in Greifswald 1590—1676. U. P. S.-H. Pom. Fam.- u. Sipp.-Forsch. 1935.

718b. Eberhard Borgmann. Wie ich meine Ahnen fand. U.P. S.-H. Pom. Fam.- u. Sipp.-Forsch. 1935.

718c. C. W. Brüggemann. Verzeichnis aller adligen Geschlechter, welche seit dem 12. Jahrh. Landgüter in Pommern besessen haben, auch Beschreibung derer Wappen. (Brüggemanns Beschreibung des preuß. Vor- und Hinterpommern, 1. Tl. 9., 10. u. 11. Hauptst.)

719. J. C. Dähnert. Verzeichnis der Gräflichen, Freyherrlichen und Adlichen Familien, die bei der Schwedisch-Pommerschen Huldigung 1754 zugegen gewesen und sich ihrer Lehen wegen gemeldet haben. — J. C. Dähnert Pomm. Bibl. III. Bd. 12. Stück. S. 51. Greifswald 1754.

720. J. A. Dinnies. Nachrichten, die Ratspersonen der Stadt Stralsund betreffend. Stralsund, oder nach dem zweiten vollständigen Titel: Verzeichnis der sämtlichen Bürgermeister, Syndicorum und anderen Ratspersonen der Stadt Stralsund, mit Beifügung dessen, was man von ihren Lebensumständen auffinden mögen. (Handschriftl. Samml. in: Stadtbibliothek Stralsund.)

721. U. v. Eickstedt. Epitome annalium Pomeraniae, Cui annexa sunt. I. Genealogie ducum Pomeraniae, II. Catalogus episcop. Caminensum. III. Brevis descriptio Pomeraniae. (Mit 1 Stammtafel.) Greifswald 1728.

722. C. Gesterding. Genealogien und beziehungsweise Familienstiftungen pommerscher, besonders ritterschaftlicher Familien. Fortgef. v. A. Balthasar, J. A. Dinnies u. Th. Pyl. Greifswald 1842—73.

723. Genealogiarum Pomeraniae civicarum Decas. Greifswald 1620—21.

724. Genealogische Nachrichten über adelige Personen aus dem großen Friedhofe zu Stolp i. Pomm. — Vierteljahresschrift für Wappen-, Siegel- und Familienkunde. 43. 1915, 35—41.

725. M. W. Grube. Die Pommern im dänischen Adel. — Mitt. d. Roland. 1925, I. Pomm. H. Nr. 2. S. 11—12 und Nr. 4, 33—34.

726. Dr. A. Haas. Geschlechts- und Wappensagen pomm. Adelsfamilien. — U. P. H. 4, 1924.

727. A. Hildebrand. Genealogia illustrissimorum Pomeraniae ducum. Sedini 1622.
(Vgl. O. Heinemann. Mbl. 1905, S. 110 ff.)

728. J. Hohlfeld. Schwedische Adelsgeschlechter dt. Abkunft. Fam.Bl. 29. 1931, 313/14. (Verz. d. b. Elgenstierna. D. introduc. Swenska Adelns Ättartavlor. Bd. 6. 1931. Vork. schwed. Ad. Dt. Abkunft aus Pommern und Rügen.)

729. R. Klempin und G. Kratz. Matrikeln und Verzeichnis der Pommerschen Ritterschaft vom XIV. bis in das XIX. Jhdt. Berlin 1863.

730. B. Koerner. Pfälzer in Pommern. (Aus dem evang. Kirchenbuch von Greifenhagen.) Der deutsche Roland 16, 1928. H. 3.

731. G. Kratz. Die Pommerschen Schloßgesessenen. Berlin 1865.

732. B. Latomus. Uhrsprung vnd Anfang der in Vorzeiten Hochgeehrten Ritterstandes . . . Kurze Beschreibung und Stamm-Register aller Adelichen und Rittermessigen im Lande zu Stargard eingesessenen Geschlechtern . . . (Mehr. Stammtaf.) Alten Stettin 1619. Neudruck Neustrelitz 1881. (Wicht. genealog. Werk, v. d. Gröben, v. Blanckenburg, v. Devitz, v. Gentzkow, v. Manteuffel, v. Platen, Warburg, Zechlin etc.)

732a. Adelhaid v. Livonius. Alte pommersche Bauerngeschlechter. U. P. S.-H. Pom. Fam.- u. Sipp.-Forsch. 1935.

732b. Adelhaid v. Livonius. Schulzen- u. Lehnschulzengeschlechter in den Aemtern Stolp u. Rügenwalde. U. P. S.-H. Pom. Fam.- u. Sipp.-Forsch. 1935.

733. F. Muth. Die familiengeschichtliche Kartei der Stettiner Stadtbibliothek. Fam.Bl. 1. 1933, 2—3.

734. Dr. Muth. Wandlungen in den oberen Ständen Pommerns im 17. Jahrhundert. — Mitt. d. Roland, 1928. Nr. 6, 29—31.

735. F. Muth. Heimatkunde und Familienforschung in Pommern. P. Hpfl. 4, 124—7.

736. G. A. v. Mülverstedt. Sammlung von Ehestiftungen und Leibgedingungsbriefen ritterschaftlicher Geschlechter der Provinz Sachsen, Brandenburg, Pommern und Preußen. Magdeburg 1863.

737. Dr. Plenske v. Plontzike. Die pommersche Afterlehne. — Mitt. d. Roland 1931, Nr. 3/4, 15—17.

738. Dr. G. Plenzke. Adel und Freie in Pommern. — Kultur und Leben, I. Pomm. H. 1926, 23—31.

739. W. Polthier. Die Greifswalder Ratsverwandtschaft. — Fam.Bl. 23. Jg., 217—222.

740. Th. Pyl.[5]) Pommersche Genealogien. Nach Urkundlichen Quellen und der Sammlung von A. Balthasar, J. A. Dinnies und C. Gesterding. Greifswald 1879, 1868, 1873. (Enth. u. a. Genealogien der Familien: Wakenitz, Lübeck, Smiterlow, Schulow, Ferber, Wulflam, Behr-Negendank, Bere, Semlow, Darne, Holthusen, Krüdener, Voge, Letzenitz, Below, Wampen, Bredekow, Lange, Bokholt und Lowe.)

741. Th. Pyl.[5]) Pommersche Geschichtsdenkmäler. Mit 10 Stammtafeln. Greifswald 1867 und 1870. (Genealogien und Nachrichten der Familien: Voet, Burow, Bere, Vust, Ramegarve, v. Huddesem, Segeberg, Stevelin, Moller, zum Velde, Maskow, Winold, Lotze, Erich, Kanngießer, Valke, Wickber, Siegfried, Oseborn, Schüting, Lorber, Hahn, Kock, Hasert, Kurlebeke, Gyldenhusen, Smiterlow, sowie Vorfahren Dr. H. Rubenows, die Stiftungen der Fam. Hilgemann.)

742. H. v. Prittwitz u. Gaffron. Verzeichnis gedruckter Familiengeschichten Deutschlands und der angrenzenden Länder und Landesteile. — Viertelsj. Schr. d. Herold, X. 1882. 1—159.

743. Th. Pyl. Die Genealogien der Greifswalder Ratsmitglieder von 1250—1382. Greifswald 1895. (v. Treptow, v. Greifenhagen, v. Lübeck, Schuppelenberg, Westphal, v. Lotzenitz, v. Wampen u. a.) Nach Urkunden des Greifswalder Ratsarchivs.

744. M. Rango. Origines Pomeranicae. (Für die Geschichte des pommerschen Adels sehr wichtig.) Colberg 1684.

745. B. Koerner. Pommersches Geschlechterbuch, bearb. von H. Scheele. Bd. 1—2. 1923 u. 1929. (D.G.B. Bd. 40 u. 67.)

746. H. Scheele. Ein weiterer Beitrag zur sippengeschichtlicher Quellenkunde in Pommern. Der deutsche Roland, 16, 1928, H. 7/8.

---

[5]) Vgl. auch D.G.B. I. Pomm. Bd., bearb. v. H. Scheele. Vorwort S. VII—VIII.

747. P. Schwartz. Die Klassifikation von 1718/19. Ein Beitrag zur Familien- und Wirtschaftsgeschichte der neumärk. Landgemeinden. S. 88—108 Krs. Schivelbein. S. 108—151 Krs. Dramburg. S. 152—191 Krs. Arnswalde. S. 72—87 Krs. Soldin, die heute zum großen Teil zu Pommern gehören. — Verein f. Gesch. d. Neumark. H. 4, 1927.

748. A. G. Schwartz. Versuch einer Pommersch- und Rügianischen Lehn Historie, enth. d. z. Lehnwesen dieser Lande gehörigen Geschichte und Merkwürdigkeiten. (Mit Beitr. u. Nachr. über zahlreiche Adelsgeschlechter.) Greifswald 1740.

749. E. Staude. Die Stimme des Blutes. Erlebnisse auf der Ahnensuche.[6]) Ahnengemeinschaft der Gebrüder v. Humboldt, Ludwig Uhland, Manfred v. Killinger, Hermann Göring, Curt Staude. — U. P. 1934 (Sond.-Abdr.).

750. A. C. Vanselow. Pommerisches Helden-Register oder Leben und Thaten derer fürstl., gräfl., freyherrl., adelichen und bürgerlichen Landespersonen, so in Pommern geboren und in Kriegsdienste sich berühmt gemacht. Colberg 1745.

751. E. Wasmansdorff. Pommernblut. — Familie und Volk, sippenk. Beil. zu U. P. Nr. 7, 1934, S. 28.

751a. A. Zöllner. Pom. Handwerker in Berliner Bürgerbüchern von 1453—1700. U. P. 1935. S.-H. Pom. Fam. u. Sipp.-Forsch.

2. Adelsgeschlechter.

752. v. Albedyll. K. v. Albedyll. Verbindungen der Familie v. A. und Frh. v. A. (und) Verbindung d. legit. Zweiges v. A. — Vtjschr. f. Wappen-, Siegel- und Fam.-Kunde 43, 1915, 42—51.

753. v. Barnekow. Geschichte d. Geschl. v. B. — Vit. Pom. La 258.

754. Barnewitz. R. und G. Baumgardt. Familienchronik d. Nachkommen von Wilhelmine B. geb. Gräfin v. Küssow und Henriette Reimer geb. Gräfin v. Küssow. Greifswald 1927.

755. v. Behr. G. v. Rosen. Hans Behr der Aeltere, fürstl. pommerscher Landrath und seine Söhne Daniel, Hugo und Samuel. Lebensbilder aus dem 16. und 17. Jahrh. (Mit 1 Stammtafel.) Berlin 1896.

756. (v.) Behr. Zur Geschichte d. Geschlechtes B. Vit. Pom. (3), La 528, Nc 698.

757. v. Berner. Handschr. Stammtafel Vit. Pom. 3.

758. v. Bohlen. Zur Geschichte v. B. Vit. Pom. La 528.

758a. v. Bonin. Dr. Erna Schill-Krämer. Entwicklung u. Bewegung des hinterpommerschen Geschlechts von Bonin in der Zeit von 1300—1930. Fam.Bl. 33. Jg. 1935, Heft 10/11, S. 335—346.

759. — Zur Geschichte des Geschlechtes v. B. Vit. Pom. La 528.

760. — R. J. v. Bonin. Geschichte d. hinterpommerschen Geschlechtes v. B. bis 1863. Berlin 1864.

761. v. Borcke. L. v. Borcke. Genealogische (v. Borckesche) Sammlung. oo. u. J. (ca. 1910).

762. — G. Sello. Geschichtsquellen des burg- und schloßgesessenen Geschlechts v. B. Berlin 1901 und Halle 1921.

763. v. Bredow. Geschichte des Geschlechtes v. B. Halle 1872—90.

764. v. Brockhusen. Stammtafel des Geschlechtes v. B. Brockhausen und Bruchhausen (1330—1870). Berlin 1890.

765. v. Brockhausen. H. J. v. Brockhusen. C. Chr. Fr. v. Brockhausen, ein preußischer Staatsmann um die Wende d. 18. Jahrh. Greifswald 1927.

766. v. Bülow. G. v. Bülow. Taschenbuch des Geschlechtes v. B. Stettin 1898.

767. v. Damitz. Damtz. Stammtafel des Geschlechtes v. D. Vit. Pom. 8.

768. v. Dewitz. Familiennachrichten und Berichte über den 58. u. 59. Familientag. Rostock 1932—33.

769. — G. v. Dewitz. Geschichte der Familie v. D. Nachtrag: Die Opfer der Familie im Kriege 1914—18. Rostock 1933.

770. — Zur Geschichte des Geschlechtes v. D. Vit. Pom. La 529.

771. v. Diest. W. v. Diest. Geschichte der Familie v. D. Kolberg 1926.

772. v. Diezelsky. G. v. Diezelsky. Aufzeichnungen über die Familie v. D. Lauenburg 1912—20.

773. v. Eickstedt. Frh. v. Eickstedt. Familienbuch des dynastischen Geschlechtes derer v. E. in Thüringen, Pommern, den Marken und Schlesien. Ratibor 1860.

774. — C. v. Eickstedt. Urkunden Sammlung zur Geschichte d. Geschlechtes der v. E. in Pommern. Berlin 1838.

775. v. Flemming. H. v. Flemming. Sieben Jahrhunderte Flemmingscher Chronik. Görlitz 109—111.

776. v. Gerlach. G. Kupke. Familiengeschichte derer v. G. Bd. 1. Urkunden 1347—1687. Stettin 1929.

777. v. Glasenapp. Beiträge z. d. Geschichte des alt-hinterpommerschen Geschlechts der v. G. Berlin 1884—98.

778. v. d. Goltz. Verzeichnis der gegenwärtig lebenden Glieder des Geschlechtes d. Grafen und Freiherrn v. d. Goltz. Greifswald 1929.

779. Grape. E. Devrient. Nicolaus Grape. Die Geschichte eines pommerschen Adelsgeschlechtes. Stettin 1926.

780. v. Hagen. H. v. Hagen. Stammtafel d. uradel. Geschlechts v. H. aus der Neumark und Pommern. Deutsch-Krone 1933.

781. v. Hase. O. Bruchwitz. Das Geschlecht v. H. Stettin 1934.

782. v. Hertzberg. H. Waterstraat. Geschichte des Geschlechtes v. H. Stettin 1907.

783. v. Heydebreck. H. Hoogeweg. Geschichte des Geschlechtes v. H. Urkundenbuch 1245—1500. Stettin 1924.

784. v. Hohendorff. E. v. Hohendorff. Urkunden und Nachrichten über Angeh. d. Fam. v. H.-Pyritz. Pyritz 1930.

785. v. Holleben. M. v. Holleben. Geschichte der Familie v. H. Gotha 1895.

786. v. Kameke. Beiträge zur Geschichte der Familie v. K.-Cratzig. Cöslin 1892.

787. v. Kleist. K. Kratz. Urkundenbuch zur Geschichte des Geschlechtes v. K. Berlin 1862—73.

788. v. Köller. M. v. Köller. Urkundenbuch des Geschlechtes von K. 1280—1900. Straßburg 1896 bis 1911.

789. v. Krassow. J. v. Bohlen. Geschichte des adlichen, freiherrl. und gräflichen Geschlechtes v. K. Berlin 1853.

790. v. Krockow. H. Klaje. Graf Reinhold v. Krockow. Kolberg 1908.

791. v. d. Lancken. O. Heinemann. Geschichte des Geschlechts v. d. L. Urkundenbuch (1285—1906). Stettin 1906—08.

792. v. Lepel. C. G. Gesterding. Geschichte des Geschlechtes v. L. Greifswald 1774.

793. v. Lettow-Vorbeck. H. v. Lettow. Beiträge zur Geschichte des Geschl. v. L.-V. Stolp und Lauenburg 1879—82.

794. v. Lilienanker. Dr. O. Grotefend. Die Herkunft der Familie v. L. Mbl. 1927, Nr. 3, 35—37.

795. v. d. Lippe. Gedruckte Familiennachrichten mit Stammbaum u. Wappentafel. 1882. Vit. Pom. 24.

796. — Zur Geschichte des Geschlechtes L. Vit. Pom. La 530 f.

797. v. Maltzan. W. Biereye. Zur älteren Geschichte des Geschlechtes v. M. Mecklenb. Jahrb. 96, 1932, 135—150.

[6]) Nach neueren Forschungen gehören dazu auch: Grf. v. Schlieffen, Staatsmin. E. v. Massow, General v. Palland, Generalmajor H. v. Krosigk, Generalfeldmarschall K. Friedr. v. Steinmetz, Minister Chr. v. Staude, Kriegsrat W. Spalding, Wilhelm II.

797a. v. Mal(t)za(h)n. B. Schmidt. Geschichte des Geschlechtes v. M. Schleiz 1926.
798. v. Manteuffel. Frh. v. Houwald. Zur Abstammung des preuß. Ministerpräsidenten Otto u. des Generalfeldmarschalls E. Frh. v. M. Fam.-Bl. 27, 1929, 137—146.
799. — Die Familie v. M., Stamm Polzin und Arnhausen des pommerschen Geschlechtes. Berlin 1929.
800. v. d. Marwitz. W. Dieſt. Geschichte der Familie v. d. M. Kolberg 1929.
801. v. Massow. W. v. Massow. Die Massows, Geschichte einer pommerschen Adelsfamilie. Halle 1931.
802. v. Mellin. Stammtafel. Vit. Pom. 26.
803. v. Neuenkirchen. Genealogie des Geschlechtes v. N. Vit. Pom. 27.
804. v. d. Osten. O. Grotefend. Geschichte des Geschlechtes v. d. O. Urkundenbuch, Bd. I, 1200—1800, Bd. II, 1401—1500. Stettin o. J. (1914—23.)
805. — A. Frh. v. d. Osten-Sacken. Die Herkunft des pommerschen Geschlechtes v. d. Osten. Blankenburg 1912.
806. — Genealogie v. d. O. Vit. Pom. 28 (Christoph, geb. 1623).
807. v. Platen. H. v. Platen. Geschichte der von der Insel Rügen stammenden Familie v. Platen. Mit einer Liste der 1905 lebenden Mitglieder der Familie. 00 o. J. (1905.)
808. v. Putbus. Stammtafel des Geschlechtes der Grafen und Fürsten v. P. Vit. Pom. 30. — Mitt. zur Geneal. und Geschichte d. Geschl. v. P. Vit. Pom. Ad. 1164. 1895.
809. v. Putkam(m)er. Zur Geschichte d. Geschl. Vit. Pom. (2) La 530 h.
810. v. Redel. R. Maske. Urkunden zur Geschichte der Familie v. R. (Aus den Polziner Kirchenakten.) A. d. L. Belgard 4, 1925, Nr. 3.
811. v. Rohr. H. O. v. Rohr. Aus der Geschichte derer v. R. Görlitz 1932.
812. v. Rosen. Geschichte der Familie v. Rosen. Pommersche Linie.
813. v. Scheele. H. Scheele. Die v. Scheele zu Neclade auf Rügen. Görlitz 1930. — Der deutsche Roland, Jahrg. 17, 129, H. 12.
814. v. Schlieffen. M. E. v. Schlieffen. Nachricht von dem pommerschen Geschlechte der v. Slivin oder Schlieffen. O. O. (Cassel.) 1780 und Vit. Pom. La 530 h.
815. v. Schmeling. Kurt v. Schmeling. Meine Lebenserinnerungen (mit Mitteilungen über das Geschlecht v. Sch. und Stettin). Potsdam 1931. Vgl. a. Mbl. 1931, 8/9, 129—134,
816. v. Schöning. H. v. Schöning. Geschichtliche Nachrichten von dem Geschlechte v. Sch. und dessen Gütern. Merseburg 1891.
817. v. d. Schulenburg. Fr. Dauneil. Das Geschlecht der v. d. Sch. Salzwedel 1847.
818. — G. Schmidt. Das Geschlecht v. d. Sch. Berlin 1893.
819. v. Schwerin. H. v. Schwerin. Geschichte des Geschlechtes v. Sch. Görlitz 1928.
820. v. Schwichow. K. v. Flauß. Die v. Sch. in Pommern, auch Preußen u. Posen. Berlin 1916.
821. v. Simmern. Hanncke. Chronik des Cosmos v. S. Stettin 1889.
822. v. Steinacker. R. u. G. Baumgardt. Freiherrlich v. St. Familie. Greifswald 1929.
823. v. Stojentin. Dr. M. v. Stojentin. Beiträge zur Geschichte des uradligen Geschlechts v. St., pommerschen Ursprungs. Görlitz 1932.
824. v. Trampe. O. Grotefend. Die Familie v. Trampe. Geschichte eines pommerschen Geschlechts. Balt. Stud. N. F. 27. 1925, 1—157.
825. v. Wartenburg. E. Winguth. Herkunft des Generalfeldmarschalls Grafen Yorck v. W. Dt. Herold 63, 1932.
826. v. Wedel. H. v. Wedel. Ueber die Herkunft, die polit. Bedeutung und die Standesstellung des Geschlechtes v. W. Von der Mitte des 12. b. z. Ausgang des 14. Jahrhunderts. Berlin 1915.
827. — J. v. Wedel. Gesamtmatrikel des Schloßgesessenen Geschlechts der Grafen und Herren v. W. Pyritz 1931.
828. — K. v. Albedyll. Die Nachkommen d. Kgl. Preuß. Kapitäns Ernst David Ludwig v. W. auf Blankensee und seiner Gattin Henriette Juliane Luise, geb. v. Burghagen aus dem Hause Pumplow. Stettin 1932.
829. v. Wittken. G. v. Wittke. Zur Herkunft des pomm. Geschlechts v. Wittken und v. Wittke. Dambach-Diethartz 1932.
830. v. Wobeser. Stammbaum d. Geschl. v. W. — Vit. Pom. Bd. 40 u. La 532.
831. v. Wulffen. Stammtafel der Familie v. W., vorm. erbgesessen im Lande Lebus. Halle 1897.
832. v. Zeddelmann. Nachrichtenblatt d. Fam. v. Z. Stolp 1921 ff.
833. v. Zeromski. Joh. Borck zu Borzyszkow, Zeromin oder die Herkunft und Genealogie d. Hauſ. u. Namens derer Herrn v. Zeromski. (Mit Namen v. Below, v. Puttkammer, Nic. Danielowicz, Okolski, Opalinski etc.) (O. O.) 1769.
834. G. v. Zitzewitz. Alte Adelsgeschlechter in Stolper Land. U. P. 1933, 18. 21—5.
835. v. Zitzewitz. M. v. Stojentin. Geschichte des Geschlechtes v. Z. 1800—28. — Vgl. Vit. Pom. La 532.

3. Bürgergeschlechter.

836. Adolphi. K. F. Adolphi. Chronik der Familie A. Greifswalder Linie, Charlottenburg 1933.
837. Arndt. E. Gülzow. Ernst Moritz A.'s Nachkommen. — H. u. M. 12, Nr. 26, 38.
837a. — Dr. E. Gülzow. Die Familie E. Moritz Arndts. U. P. 1935. S.-H. Pom. Fam.- u. Sipp.-Forsch.
838. — v. Arndt aus Putbus a. Rg. D.G.B. Bd. 67. S. 1—36.
839. Bardt aus Zachau und Stralsund. D.G.B. Bd. 67, 37—84.
839a. Baier. C. Staude. Die Nachkommen des Pastors zu Bobbin Joh. Volmer Baier und der Regina Dorothea Breitsprecher. (Ungedr. Manuskr. i. Bes. d. Verf.)
840. Baldauf. Dr. E. Baldauf. Beiträge zur Geschichte der Familie B. Ballauf, Pallauf, Waldauf. Stralsund 1926.
841. Balthasar'sche Genealogie. — G. S. 1892, 280—289.
842. Battus. Genealogie des Geschlechtes (vgl. Bartholomäus I). — Vit. Pom. 3.
843. Bauck. Aus Treptow a. R. — D.G.B. Bd. 67, 85—111.
844. Becker. Fr. Becker. Beiträge zur Geschichte der Familie B. aus Winzig. Naumburg a. S. 1922. (Mit Beziehungen zu Pommern.) Vgl. a. D.G.B. 73. 1931, 15—20, Kolberger Ast.
845. Becker aus Ball, Krs. Saatzig i. Pomm. D.G.B. Bd. 67, 113—168.
846. Behr. G. C. F. Lisch. Urkunden und Forschungen zur Geschichte des Geschlechtes B. Schwerin 1861—68.
847. Beitzke. H. W. Beitzke. Chronik der Familie B. Görlitz 1909.
848. (v.) Berglas. Bergelas. Hdschr. Stammtafel. Vit. Pom. 3.
849. Bethe. Aus Pyritz. D.G.B. Bd. 40, 1—25, als Erg. zu Bd. 13, 83—102.
850. Billerbeck aus Stettin. — D.G.B. Bd. 40, 27—31.
851. Birckhahn. Stammtafel des Geschlechtes B. — Vit. Pom. 4.

852. Böhmer. Zur Geschichte des Geschlechtes B. — Vit Pom. La 528.
853. — F. Boehmer. Beiträge zur Geschichte meines Geschlechts. Stettin 1896.
854. Böttger. Erinnerungsblätter von Riekchen Böttger. (Mit vielen genealogischen Nachrichten der Insel Rügen und der Stadt Stralsund.) Braunschweig 1891.
855. Bohm aus Gützkow. — D.G.B. Bd. 67, 169 bis 184 u. 501—516.
856. Borck aus Saatzig. — D.G.B. Bd. 67, 185—209.
857. (v.) Braunschweig. Brunschwieg. Stammtafel des Geschlechtes B. Vit. Pom. 49.
858. Braun. Thimann. Familien B. Thimann und Waldow, Callies-Waack, Saran. Stettin 1932.
859. Brausewetter. H. Usener. Artur Br. und seine Familie. — U. P. 2. 1928, 85—86.
860. Brückner. Fr. Brückner. Brücknerscher Familienverband. Neubrandenburg 1920—33.
861. Buensow. Stammtafel des Geschlechtes B. — Vit. Pom. 5. (Hdschr. Originalstammtafel vom Jahre 1720 im Besitze von C. Staude, Zoppot.)
862. Bünsow. Die Nachkommen des Christian oder Casten Bünsow [7]). G. S. 6—105. (Vgl. auch Stemmata Stralsundensium.)
863. Bugenhagen. M. Wehrmann. Untersuchungen zur Geschichte der Familie B. in Wollin. — Mbl. 1896, 66—69.
864. Buncke, Bummke aus Belgard. — L. D. F. S. 49.
865. Burchhard aus Barth. L. D. F. S. 83.
866. Cabos. U. Sander. Aus der Geschichte der Familien C. u. Sander. — U P. Stettin 1931.
867. Campţe. v. Campzen. Hdschr. Stammtafel. — Vit. Pom. 6.
868. Caroe. Carochius. Stammtafel des Geschlechtes C. — Vit. Pom. 6.
869. Corswant'sche Genealogie. G. S. 114—125.
870. Christiani. Stammtafel des Geschlechtes C. Vit. Pom. 6.
971. Crampe. Th. Crampe. Die flandrische Familie C. Naumburg 1933. (Als Hugenotten auch in Pommern ansässig.)
872. Crasemann. Stammbaum C. Vit. Pom. La 529.
873. Daehling (Dähling). W. Tröge. Beiträge zur Geschichte d. pomm. Geschlechtes D. Weimar 1932, aus Thür. Bauernspiegel 1932, H. 10.
874. Dieckhoff aus Stargard. D. G. B. Bd. 40, S. 33—69, L. D. F. S. 38.
875. Dinse. P. Dinse. Aus der Arbeit des Familienforschers. Beiträge zur Geschichte der vorpomm. Familie D. Neumünster 1924.
876. Dittmer. J. Dittmer. Abriß über die Familie D. Heimatkl. Treptow 7, Nr. 6.
877. — aus Kolberg. L. D. F. S. 39.
878. Doege, Döge. E. Doege. Nachrichtenblatt d. G. z. Erf. d. Familie D. Berlin-Schöneberg 1933.
879. Droysen'sche Genealogie. G. S. S. 289 bis 297.
880. Dum. Enkelliste des Webers Joachim Christian Dum zu Breetz a. R. Fam.-Bl. 1926, H. 1/2, Nr. 6.
881. Dumrath aus Bergen auf Rügen. D. G. B. Bd. 40, 71—82.
882. Du Vinage. H. du Vinage. Die du Vinage, Duvinage, Duwinage. 1931—1933. Stargard i. P. 1933.
883. Ehmicke aus Stolp. D. G. B. Bd. 67, 211 bis 215.
884. Engelbrecht. Stammliste E. aus Greifswald. D. G. B. Bd. 60, 1928, 133—138. Vgl. auch D. G. B. Bände 15, 22, 30.
885. Falk. E. Foerster. Adalbert F. Sein Leben und Wirken als preuß. Kultusminister. Gotha 1927. (Darin als Beilage: Stammtafel der hinterpommerschen Familie Falk[e].)
886. Fließbach aus Lauenburg. D. G. B. Bd. 40, S. 84—101.
887. Fraude. E. Bauer und K. Fraude. Beiträge zur Geschichte der Familie F. Berlin 1931. (Enthält auch Nachrichten über die Familie Bauer.)
888. Friedeborn. M. Wehrmann. Nachrichten zur Geschichte der Familie F. Mbl. 1889, 180—184.
889. Gaedke aus Cunow bei Stargard. D. G. B. Bd. 40, 103—124.
890. Gerschow, Gerson. Handschr. u. gedr. Genealogie. Vit. Pom. 14.
891. Giese, Gyse(n). Gedr. Genealogie. Vit. Pom. 14.
892. Glewing'sche Genealogie. G. S. S. 141—149.
893. Glinde. O. Blümcke. Die Familie Glinde in Stettin. Stettin 1861.
894. Göring. A. Stein. Abstammung des Ministerpräsidenten Hermann Göring (aus Stolp). Arch. f. S. 10, 1933, 206—207.
894a. Schweder. Br. Görings, der Humboldts und Uhlands angebliche gemeinsame Ahnfrau Schweder, i. D. D. Roland. Berlin, 23. Jg. 7/8, 1935.
895. Graef. Familienbuch der Familie G. aus Allstedt (Thür.). Anklam 1922. (Auch in Pommern ansässig.)
896. Grape. M. Giese. Das Geschlecht der Grapen auf Karwitz. Hkal. Schlawe, 1932, 125—130.
897. Graßmann. R. Graßmann. G'sches Familienbuch. Stettin 1876.
898. Grotefend. Fr. O. Grotefend. Mitteilungen über die Familie G. Stettin.
899. Grützmacher aus Müggenhall i. Pom. D. G. B. Bd. 67, S. 217—234.
900. (v.) Gyldenstern, Gyldenstjerna, Gyllenstjerna. Vit. Pom. 14.
901. Hackbarth. J. v. Malotki. Stammtafel der Familie H. in Treptow a. R. Heimatkl. Treptow 8, 38—39.
901a. Häckermann aus Wollin i. Pom. D. G. B., Bd. 19, S. 61—71.
902. Haenisch aus Köthen i. M. Pomm. Zweig. D. G. B. Bd. 67, 235—254 und 517—531.
903. Hagemeister. Stammtafel und Wappen des Geschlechtes H. Vit. Pom. 16 und D. G. B. Bd. 2, 7 und 10.
903a. Hahn. G. C. Lisch. Geschichte u. Urkunden des Geschlechtes Hahn. Schwerin 1844—56.
904. Hartmann. Genealogie des Geschlechtes H. Vit. Pom. 15.
905. Helstad. Genealogie. Vit. Pom. 136.
906. Helwing aus Pommern, später in Lemgo. D. G. B. Bd. 72, 91—100.
907. Henke. C. und E. Henke. Beiträge zur Geschichte der Familie H. H. 1. Ursprung der Familie. Grimmen 1926. (Die Stammtafel als Hs. gedr.)
908. v. Herlinger. W. Benoit. Geschichte der Familie H. von 1695—1905. Karlsruhe 1906.
909. Herlitz. E. W. Böhme. Die Familie der Herlitze. Strs. Tagebl. 1931, 256.
910. Hildebrandt. Zur Geschichte d. Geschlechtes H. Vit. Pom. La 530 b.
911. Hollatz aus Stettin. D. G. B. Bd. 67, 255 bis 272.
912. Hollender. H. Hollender. Bilder aus der Geschichte einer pommerschen Familie (H.). Stettin 1928.
913. — H. Hollender. Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt! Bilder aus der Geschichte einer pommerschen Familie. U. P. Stettin 1928. (Auch als Sonderdruck.)
914. — aus Plathe. D. G. B. Bd. 40, S. 125 bis 136.
915. Holtz, v. Holtz aus Levitzow i. M. D. G. B. Bd. 40, 137—328.
916. Jcke. J. L. Struck. Die Jcke'sche Stiftung zu Stralsund. Stralsund 1926.

[7]) Ahnengemeinschaft m. d. Fam. Riensberg, Rügenwalde, Robitzki, Ostpr.

917. Illies aus Stralsund. D. G. B. Bd. 19. 124 bis 156.
918. — Stammtafel der pommerschen Familie J. (Mit Wappen.) Hamburg 1893. Vgl. a. Vit. Pom. 20.
919. Jakob. W. Schröder. Die alten Treptower Familien Jakob und von Rhein. Heimatkl. Treptow a. R. 5, 1928.
920. Kähler. Stammtafel des Hofrats Dr. med. Joh. Siegfried K. und s. Nachkommen. Berlin 1930.
921. Kalow, Kalau, Calow. C. Kalau v. Hofe. Geschichte und Genealogie der Familien Kalau, Kalaw, Calow und der Familie Kalau v. Hofe. Berlin 1890.
922. Kannenberg aus Naseband. D. G. B. Bd. 67, 273—312.
923. — aus Wurow, Batzlaff, Piepenburg. D. G. B. Bd. 67, 313—349.
924. — aus Wurow, Naseband, Batzlaff, Piepenburg. L. D. F. S. 12.
925. Ketelhoet[8]). C. Staude. Christian Ketelhoet's Nachkommenschaft in der Familie Baier. Stralf. Ztg., Sonnt.-Beil. Nr. 45, 7. 11. 1926.
926. — C. Staude. Christian Ketelhoet's Blut in der Nachkommenschaft des Bürgermeisters und Notars Carl Friedrich Retzlaff-Staude (1739—1793). Zum 400jährigen Hochzeitstag des Reformators. Stralf. Ztg., Sonnt.-Beil. Nr. 29, 19. 7. 1925.
927. — — Die Nachkommen des Reformators von Stralsund Christian Ketelhoet. Kultur und Leben, 1925, H. 12, 374—380.
928. Koltermann aus Wurdarge. D. G. B Bd. 67, 351—360.
929. Kosegarten. Zur Geschichte des Geschlechtes K. Vit. Pom. La 530.
930. Kypke. H. Kypke. Chronik der Familie K. Berlin 1904.
931. Köhn. M. Wehrmann. Ein Bauernstammbaum. (K.) von 1115—1933. Hkal. Stargard 194, 1933.
932. Lange. Genealogie. Vit. Pom. 87.
933. Lembke'sche Genealogie. G. S. 228—272.
934. Ludendorff aus Demmin. D. G. B. Bd. 40, 329—341.
935. — Dr. Moeschler. Ergänzungen und Berichtigungen zur Genealogie L. im Bd. 40 des Deutschen Geschlechterbuches. — Mitt. d. Roland 1925, 16—17, 1926; Nr. 2, 11—12; Nr. 9/12, 44, 1930; Nr. 10/12, 32.
936. (v.) Manteuffel. Genealogie. Vit. Pom. 89.
937. Marquart. Fr. Marquart und M. Leist. Altes dt. altmärk.-neumärk.-pomm.-ev.-luth. Bauern- und Bürgergeschlecht aus Marquardtsdorf. Görlitz 1933.
938. Marquardt aus Werben. D. G. B. Bd. 67, 361—378.
939. Marstaller. E. Wille. Zur Geschichte der M. Mbl. 35, S. 23—24 und Jahrg. 1904, S. 8 ff.
940. Masch. Genealogie. Vit. Pom. 25.
941. Matthias. Stammliste M. aus Barnimslow i. P. D. G. B. Bd. 61, 1928, 481—491.
942. Meinck aus Neuvorpommern und Rügen. D. G. B. Bd. 40, 343—357.
943. Meister. Geschichte der Familie Meister, bearb. von Dr. Meister. Berlin 1911.
944. — aus Stettin. D. G. B. Bd. 67, 379—409.
945. (v.) Mevius, Maevius, Moevius. Mewes. Gedr. Nachrichten über das Geschlecht M. Vit. Pom. 26.
946. — 'sche Genealogie. G. S. 154—159.
947. Meyen. F. Meyen. Chronik der Familie M. Greifswald 1926.
948. Meyer III aus Grolland, Anhang zu Priewe. D. G. B. Bd. 67, 559—563.
949. Michaelis. W. Michaelis. Aus der Geschichte eines Freischulzengeschlechtes im Pyritzer Weizacker. (Familie M. in Stettin.) Pyritzer Kreiskal. 1927.
950. — 'sche Genealogie. G. S. 201—220.
951. Moritz. M. Moritz. Die M. aus Gr.-Rischow, ein Weizackersches Bauerngeschlecht. Fiddichow 1922.
952. Moeschler. F. Moeschler. Bausteine zur Geschichte der Familie M. Stettin 1931.
953. Mohnike. E. Kempe. Geschichte der Familie M. Stettin.
954. Muhrbeck. E. Gülzow und H. Ziegler. Die Familie M. Stettin 1929—31. Mbl. 1929, Nr. 1, 4—10 und 1931, 7, 97—106.
955. Müsebeck. E. Müsebeck. Aus der Geschichte deutscher Bauerngeschlechter. Ein 400jähr. pomm. Bauerngeschlecht. (M. in Conerow.) Berlin 1931.
956. Nathusius. Dr. H. v. Nathusius. Geschichte der Familie N. Greifswald 1902 u. D. G. B. Bd. 39, S. 558.
957. Necker. P. v. Gebhardt. Zur Genealogie der N. (aus Stettin bzw. Pyritz). Fam.-Bl. 28, 1930, 287—294.
958. (v.) Negendank. Nachrichten z. Geschichte des Geschlechtes v. N. Vit. Pom. 27.
959. Nettelbeck. H. Frederichs. Ueber die Vorfahren des Joachim N. Balt. Stud. N. F. 33, 2, 93—95.
960. — P. A. Schulz. N's geistiges Erbgut. Mitt. d. Roland, 11, 1926, 14—15.
961. Odebrecht. W. Polthier. Die Odebrechtsche Familienbibliothek auf der Universitätsbibliothek zu Greifswald. Greifswald 1923.
962. — — Die Greifswalder Familie O. und ihre Bibliothek. Greifsw. Ztg. v. 8. 12. 1924.
963. Oelrichs. Stammtafel des Geschl. O. Vit. Pom. 27.
964. Ouvrier. E. Ouvrier. Geschichte einer französischen Familie in Deutschland. (Brandenb.-pomm.-schles. Familie O.) Halle 1930.
965. Overkamp'sche Genealogie. G. S. 305—306.
966. Pagenkop'sche Genealogie. G. S. 169—197.
967. (v.) Palthen. Stammtafel des Geschl. P. Vit. Pom. 29.
968. Planck. A. Planck. Die Familie P. v. O. (Traunstein 1928.) Darin u. a. folgende pomm. Fam. Krisch, Patzig, Peiper, Blanck, Schirmer, Strübing.
969. Plontzke. Dr. G. Plenzke. Ueber Sippen der Plontzken in Pommern. Mitt. d. Roland 1925, 7/8, 50—51.
970. Pockrandt aus Buntowo i. Westpr. Pomm. Sippe. D. G. B. Bd. 67, 411—419.
971. Ponath. Die Beustriner Mühle 100 Jahre Familienbesitz (d. Fam. P.). Pflug und Scholle 1932.
972. Pries'sche Genealogie. G. S. 272—276.
973. Priewe aus Neukrug. D. G. B. Bd. 67, 421 bis 425.
974. Quistorp. Zur Geschichte des Geschlechtes Q. Vit. Pom. La 530 h.
975. Radefeldt. E. Hayn. Aus der Chronik der Familie R. Greifenhagen 1932.
976. Radke. E. Radke. Die Nachkommen der drei Brüder Martin, Daniel, Heinrich und Johann Georg R. aus Pommern. Halle 1931.
977. v. Rammin. C. Staude. Leichenpredigten. Lchpr. der Angela v. Rammin mit angehängter Ahnen- und Nachkommentafel. U. P. Familie und Volk 9, 1935, 35—38. Vgl. a. Vit. Pom. Leichenpredigt 30.
978. Rathke. Stammtafel des Geschlechtes R. Vit. Pom. 31.
Retzlaff vgl. Nr. 1050.
979. Rhaw. Genealogie. Vit. Pom. 32.
980. Roesler. Fr. Billerbeck. Stammfolge des Geschlechtes R. aus Anklam. Der Deutsche Roland 6, 1918, 89—91.
981. — aus Anklam. D. G. B. Bd. 40, 359—365 (auch Bde. 1. 2.).
982. Rosenow. L. Rosenow. Geschichte und Stammtafel der Familie R. aus Reichenbach, Kr. Pyritz. Mitt. d. Gesch. d. Fam. R. 42, 1927, 550—565.

[8]) Vgl. a. Dr. F. Fabricius: Christian Ketelhoet's Nachkommen. 5. B. Stralf. Ztg. Nr. 21. 23. 5. 1897. (Vgl. a. Nr. 580.)

983. (v.) Rosenstädt. Stammtafel des Geschlechtes R. Vit. Pom. 32.
984. Rubenow. Th. Pyl. Dr. Heinrich. Rubenows Leben und die Geschichte seiner Vorfahren. Mit urkundl. Beilagen und e. Beschr. der Stadt Greifswald im 15. Jahrhundert. Greifswald 1870.
985 Runge. E. Runge. Familienkunde f. d. Träger d. Namens R. Stettin-Nemitz 1932.
986. — Genealogie d. Geschlechtes R. Vit. Pom. 98 u. La. 530 h. fol.
987. Saenger aus Pommern. D. G. B. 78.
988. Sager'sche Genealogie. G. S. 342—352.
989. Sastrow. Stammtafel der Sastrowen. In Ch. Mohnike. Barth. Sastrowen Herkommen, Geburt . . . S. 234—240. Greifswald 1823—24.
990. — Ch. Fr. Mohnike. Bartolomai Sastrowen Herkommen, Geburt und Lauff seines gantzen Lebens von ihm selbst beschrieben. Greifswald 1823—24.
991. Schallehn. Zur Geschichte des Geschl. Sch. Vit. Pom. La 530 h.
992. Scheele, v. Scheele, v. Scheel aus Tribsees. D. G. B. Bd. 40, 367—427; Bd. 67, 427—463 und L. D. F. H. 2, 1. Ausg. 1925.
993. Schleich. M. Bethe. Die Herkunft der Stettiner Familie Sch. Fam.-Bl. 1, 1933, 1—2.
994. Schlichtkrull, Schlichtegroll. Stammtafel des Geschl. Sch. Vit. Pom. 33.
995. (v.) Schlieff. Stammtafel des Geschl. Sch. Vit. Pom. 33.
996. Schlieper aus Stargard, Stralsund. D. G. B. Bd. 78, 1933.
997. Schlutius. O. Schlutius. Stammbaum der Familie Sch. U. P. 1930, H. 1.
998. S(ch)miterlow. Genealogie. Vit. Pom. 34.
999. Schoepplenberg. Th. Pyl und R. Schoepplenberg. Die Patrizierfamilie Sch. in Greifswald. Berlin und Greifswald 1878.
1000. Schoepplenberg. E. R. Schoepplenberg. Die Familie Sch. Familiennachrichten a. d. Zeitraum von 1050—1870, nach Urkunden und Familienpapieren zusammengetragen. Mit Vorw. v. Pyl. Berlin u. Greifswald 1870—78.
1001. — Zur Geschichte Sch. Vit. Pom. La 530 i. Genealogie Ob. 599, Bd. 3, vgl. D. G. B. Bd. 1. 3. u. 6.
1002. Schröder VI. Schröder, v. Schroeder aus Kolberg. D. G. B. Bd. 40, 429—448.
1003. — W. Schröder. Ahnen-, Stamm- und Familien-Tafel S. Randow 1933, 105—110.
1004. — W. Schröder. Stammbaum Stellmachermeister Herm. Schröder in Reinberg, Straßenmeister H. Luchterhand in Niederhinrichshagen, Gutspächter Kurt Möller in Oberhinrichshagen, Gutspächter Max Meyer, Fischer Otto Schwerin, Gebr. Kasch in Stahlbrode, Meink in Falkenhagen. Gemeindebl. Reinberg 1932, Nr. 5—11.
1005. Stoltzenburg. Stammreihe St. (aus Rosenhagen i. Pom.). D. G. B. Bd. 57, 1928, 643—691.
1006. Schubert aus Greifswald. L. D. F. 16.
1007. Schumacher. D. G. B. Bd. 35, 1922.
1008. Schwallenberg. M. Bethe. Die Stettiner Familie (von) Schw., e. Erg. der Ahnentafel der Charlotte v. Stein. Fam.-Bl. 23, 1925, 138 bis 142.
1009. Schwar(t)z(e), Schwarte, v. Schwarz. Stammtafel. Vit. Pom. 35.
1010. (v.) Schwerin. Stammtafel des Geschl. Sch. Vit. Pom. 36.
1011. Sievert. Dr. O. Sievert. Ueberblick über die Geschichte der Familie S. Bad Mergentheim 1933.
1012. — Stammtafel der S. und Stammbaum S. Brausewetter. Vgl. Nr. 1011.
1013. Sommer. R. Sommer. Familienforschung und Vererbungslehre. Leipzig 1922. (Darin Familiengeschichte R. Sommer, dessen Vorfahren aus Pommern stammen.)
1014. Spalckhaver. R. Spalckhaver. Geschichte der Familie Sp. Halle 1916.
1015. Spalding, v. Spalding aus Berwick in Schottland, d. Tribsees. D. G. B. Bd. 68 (II. Opr.), 243—360.
1016. Spiegelberg. R. Spiegelberg. Ueber die Familie Sp. Jahrb. d. V. f. mecklenb. Gesch. 1924, Anh. S. 1—46. (Die Familie ist auch in Vorpommern vertreten.)
1017. Spitt'sche Stiftung, enth. Genealogie Spitt, Busch, Müller, Luhde, Illies. G. S. 313—334.
1018. Sprengel. A. Sprengel. Mitteilungen über die Familie Susemühl, Zeuner, Sprengel. Burg b. M. 1931.
1019. Spruth. Dr. Spruth. Von der Familie Spr., besonders in Stolp. O. O. 1931. Aus Ostpomm. Heimat 1931, Nr. 4 u. 5.
1020. — Dr. H. Spruth. Die pommersche Familie Sp. U. P. Familie und Volk, Nr. 8, 33 bis 34, 1935.
1021. Staude. C. Staude. Das Geschlecht Staude (v. Staude). Kurzer Abriß der Stammfolge. Sond.Dr. Scheinfeld i. W. 1925.
1022. — — Die Nachkommen des Pastors an St. Nikolai zu Stralsund, M. Jonas Staude und seiner Gemahlin Katharina Ketelhoet. U. P. 1935, Heft 7/8, S.H. „Pomm. Fam.- und Sipp.-Forsch."
1023. — — Nachfahrentafel des M. Jonas Staude, Archidiakonus zu Stralsund. Merseburg 1924.
1024. — — Magister Jonas Staude, Senior des geistl. Ministeriums und Pastor an St. Nikolai zu Stralsund. Zum 400. Geburtstage des Stammvaters der pommerschen Linie Staude. U. P. 1928, H. 2, 70—73 und Stralsund. Ztg., Sonderdr. v. 8./15. Jan. 1928.
1025. — — Deutsche Sippenforschung mit Sippschaftsliste der Geschwister Inamarie, Ingrid, Roswitha u. Nortrud Staude. U. P. 1934.
1026. — — Geburtsanzeige (mit Ahnentafel) f. Ingrid Staude (geb. 9. 5. 1927). Stralsund. Ztg. v. 13. 5. 1927.
1027. — — Verband der Familie Staude. Pommersche Linie. Kultur und Leben. 1926, H. 8.
1028. — aus Stralsund u. Kammin i. Pom. D. G. B. Bd. 19, 509—513.
1029. — Uebersicht und Stammfolge. L. D. F. H. 1, II. Jahrg., 1925 und S. 124. Neue Folge (1928).
1030. — C. Staude[9]). Geschichte des Geschlechtes Staude auf Grund von Urkunden von 1430 bis 1935. Zoppot 1924—1935.
1031. — „Staudiana". Das ist Sammlung von Gedichten, Briefen, Grabinschriften und Reden aus dem Nachlasse des Kgl. Schwed. Kanzeley Rahts Christian v. Staude, sowie dessen Lebensbeschreibung und Ahnenliste nebst Inventarium über sel. H. Cantzeley Rahts Christian v. Staude Verlassenschaft p. A. o. 1723. Ges. und bearb. von C. Staude. (Originalhandschriften im Bes. des Verf.)
1032. Steifensand aus Schwuchow bei Stolp. D. G. B. Bd. 40, 449—467.
1033. Stock. O. Stock. Familie St. 400 Jahre im Kirchsp. Jassow. Kirchl. Monatsbl. Cammin 1932, Nr. 10.
1034. Stoppel. Genealogie des Geschl. St. Vit. Pom. Bd. 37.
1035. Struck aus Ratzeburg i. H. D. G. B. Bd. 67, 465—484.
1036. Trendelenburg. Fr. Trendelenburg. Geschichte der Familie Tr. (Die Familie Tr. war in Anklam, Greifswald, Stettin ansässig.) Halle 1921.

---

[9]) Vgl. a. H. A. L. Degener. Unsere Zeitgenossen. Wer ist's? IX. Ausg., S. 1505. Curt u. Georg Staude. Kürschn. D. Lit. Kal. 1934, S. 809.

1037. Usedom'sche Genealogie. G. S. 162—165.
1038. Vanselow aus Köslin. D. G. B. Bd. 40, 469 bis 619 und Bd. 67, 485—497.
1039. Viertel. Sippentafel der Familie V. U. P. 1934, H. 5.
1040. Voeltzkow, Voelschow. Voeltzkow und Adam. Die Familien V. oder V. mit Einschluß der v. Voltzkow auf Voeltzkow. Stettin 1906.
1041. Voelschow, Voeltzkow, Voltschow. Genealogie. Vit. Pom. 39 und Stammtafel Bd. 14.
1042. Vogel. H. Kurzrock. Die Familie V., ein Stück Kösliner Geschichte. U. H. Köslin 8, 1929, Nr. 1.
1043. Voßberg. H. Voßberg. Pomm.-märk.-ostmärk. Geschlechter V. (Vosberg). Von 1344 bis zur Gegenwart. Waren 1928.
1043a. Genealogie des Geschlechtes Warschow. (Vgl. Nr. 318.)
1044. Wehrmann. M. Wehrmann. Nachrichten zur Geschichte der Familie W. Stettin 1909.
1045. Wossidlo. E. Wossidlo. Familiengeschichte des Geschlechtes W. nach dem Stande vom 12. Dez. 1924. Grimmen 1925.
1046. — E. Wossidlo. Eine geschichtliche Studie über den Ursprung des Geschlechts W. a. Gr. der neuesten Forschungen in Masuren. Leipzig 1928/29.
1047. — E. Wossidlo. Nachfahrentafel des mit der Familie W. verwandten Zweiges der Familie Hevernick (aus Vorpomm.). Leipzig 1928.
1048. Zachow aus Zachow, Krs. Regenwalde. — L. D. F. 48.
1049. Ziemssen. O. Ziemssen. Familie und Lebenserinnerungen des Dr. C. G. Z. Gothe 1913.
1050. Retzlaff. C. Staude. Stammliste und gesch. Nachrichten der Familie R. aus Cammin in Pommern. Zoppot 1928.

4. Ahnentafeln und -Listen.

1051. Arndt. Peter v. Gebhardt. Ahnentafel des Dichters E. Moritz Arndt. — Ahnentafel ber. Deutscher. Leipzig 1929 f. Lief. 1. XXI. Auch in Fam.Bl. 27, 1929, 59—60.
1052. Beggerow. Ahnenliste des David B. aus Treptow a. R., gest. ebd. 1641. D. G. B. Bd. 40, S. 561.
1053. Billroth. P. v. Gebhardt. Ahnentafel des Chirurgen Th. Billroth. Zur 100. Wiederkehr seines Geburtstages. Fam.Bl. 1929, H. 5, 151—4 u. Ahnentafel ber. Deutscher. Lief. 2. XXIV.
1054. v. Brockhausen. H. Scheele. Streifzüge durch die Ahnentafel v. B. Mitt. d. Deutsch. Roland, 9, 237—8.
1055. Bünsow. H. Schulz. Ahnentafel des Kaspar B., Bürgermeister in Greifswald 1525—55. Ahnenreihen a. a. d. Gauen 6, S. 93.
1056. Busse. Ahnenliste der Wilhelmine Henriette B., geb. 6. 9. 1800. D. G. B. Bd. 40, 437—38.
1057. Dinnies. F. Curschmann. Ahnentafel von Johann Albert Dinnies. — Pomm. Jahrb. 28. Greifswald 1934.
1058. Dittmer. L. Dittmer. Ahnentafel des Otto D., geb. Zembin 1868. A. R. Bg. 11, 163.
1059. Engelken. Ahnenliste der Sophie Engelken, geb. 8. 9. 1746. — D. G. B. Bd. 40, 575—580.
1060. Fechtner. Marquardt. Ahnentafel d. W. Fr. Fechtner aus Repenow. D. G. B. Bd. 67, 545—6.
1061. Fischer. Ahnenliste der Luise F., geb. 28. 7. 1808. — D. G. B. Bd. 40, 439—40.
1062. Gadebusch. Ahnenliste der Anna Gadebusch oo Matth. Klettenberg, 1601—1620 Pastor zu Guben. — D. G. B. Bd. 40, 563—65.
1063. Fließbach. H. Fr. v. Ehrenkrook. Ahnentafel des Karl Georg Fl., geb. Landechow 1892. A. R. Bg. 21, 321.
1064. Greifenberg. F. Frh. v. Kittlitz. Ahnentafel v. U. Frh. W. v. G. A. R. IV, 61—2.
1064a. Haselberg. Ahnenliste i. D. G. B., Bd. 19, S. 67.
1065. Hildebrandt. Ahnenliste des Karl Maximilian Traugott H., geb. 18. 10. 1826. — D. G. B. Bd. 40, 436—7.
1066. Kirschten. Ahnentafel von E. M. K., geb. St. Petersburg 1899 zu Geneal. Bohm. — D. G. B. Bd. 67, 504—16.
1067. v. Köller. Ahnentafel von Köller. — Ahnentafel d. Edda. Bd. 116, 81—96.
1068. Lobes. F. Curschmann. Ahnentafel von Catharina Eleonora Lobes. — Pomm. Jahrb. Bd. 28. Greifswald 1934.
1069. Maltzahn. Gräfin F. v. d. Schulenburg. Ahnentafel des August Freiherr v. M., geb. Sarow (Pom.) 1793. — A. R. II, 15, 230.
1070. Naglo. Ahnenliste der Bertha Marie Charlotte N., geb. 9. 8. 1837. — D. G. B. Bd. 40, 438—9.
1071. Oelgarte. H. Scheele. Streifzüge durch die Ahnentafel O. — Mitt. d. Roland, 235—6.
1072. Peiper. Dr. E. Peiper. Ahnentafel von Hans Jürgen Max Erich Samuel P. Greifswald 1927 und 1931. (Anh. Familie P., Greifswald.)
1073. v. Pommern. A. Hofmeister. Die 16 Ahnen der Elisabeth von Pommern (1393), 4. Gemahlin Kaiser Karls IV. — Forsch. Brand. und Preuß. Gesch. Bd. 33, 68.
1074. v. Rammin. C. Staude. Die Ahnen und Nachkommen der Engel v. R. — U. P. Fam. u. Volk, 9. 1935, 38.
1075. — Ahnentafel v. R. Ahnentafel d. Edda, Bd. 6, 8—96.
1076. Robitzki. Ahnenliste d. Gottfried R., geb. 13. 6. 1789. (In Staude: Die Nachkommen d. Mag. Jonas Staude . . .) U. P. 1935, Heft 7/8, S. H. Pom. Fam.- u. Sipp.-Forsch.
1077. Roeseke. Ahnenliste des Karl Fr. Wilh. R., geb. 14. 6. 1801. — D. G. B. Bd. 40, 582—583.
1078. Rubach. Ahnenliste der Euphrosyne Sophie Rubach, geb. 17. 2. 1645 oo mit Mag. Petrus Rarius. (In Staude: Die Nachkommen d. Mag. Jonas Staude . . .) U. P. 1935, S. H. Pom. Fam. u. Sipp.-Forsch.
1079. Scheele. Ahnentafel des Fr. W. Alex. v. Sch., geb. Berlin 1894. — D. G. B. Bd. 67, 569—74.
1080. — H. Scheele. Streifzüge durch die Ahnentafel Sch. (Vanselow. Winckelsesser.) — Mitt. d. Roland, Jg. 9, 234—238.
1081. Schultz. Ahnentafel Christine Sch. geb. Großzarnow 1849. — D. G. B. Bd. 67, 374.
1082. Schulz. H. Schulz. Aus meiner Ahnentafel. Leipzig 1928. Aus A. R. XII.
1083. Schwarzer. H. Schulz. Ahnentafel Christian v. Sch., 1610—1679, Bürgermeister in Stralsund. — A. R. 6, 90.
1083a. Schwerdtfeger. Ahnenliste i. D. G. B., Bd. 19, S. 140.
1084. v. Seeckt. Ahnenliste des Generaloberſten H. v. S. Schleswig geb. 22. 4. 1866. — D. G. B. Bd. 67, 22—24.
1085. Sievert. Ahnen von Manfred und Hans Helmut S., geb. 1926—31, in: Ueberblicke über das Geschl. d. Fam. S. von Dr. Sievert. Bad Mergentheim 1933.
1086. Staude. C. Staude. Ahnentafel der Geschwister Inamarie, Ingrid, Roswitha u. Nortrud St. — U. P. H. 3, 1934, vgl. a. (Die Nachkommen des M. Jonas Staude und der Kath. Ketelhoet in U. P. S. H. Pom. Fam.- u. Sipp.-Forsch.) 1935.
1087. Stephan. Dr. Eylert. Ahnentafel des Generalpostmeisters Heinrich v. St. — Ahnentafel ber. Deutscher, 1931, u. Fam.Bl. 29, 1931, 11—18.
1088. Wildenbruch. P. v. Gebhardt. Ernst Wildenbruch und seine Familie. Ahnentafel ber. Deutscher, 1929.

M. **Wappenkunde.**

1. Landes- und Städtewappen.

1089. G. A. Cloß. Das pommersche Wappen. P. H. Stettin 1931, H. 3, 125—34.
1090. Demmel. Pommersche Städtewappen. Stettin 1925.
1091. A. Gerlach. Die Wappen der Städte Lauenburg und Leba. — Hkal. 1929, 47—55.
1092. O. Hupp. Die Ortswappen des Königreichs Preußen, 5. Heft Prov. Pommern. (Sammlung Kaffee Hag, Wappenmarken.)
1093. Th. Pyl. Die Entwicklung des Pommerschen Wappens. Greifswald 1894.
1094. C. Staude. Ueber Städtewappen. — U. P. Stettin 1931, 3, 109—11.

2. Familienwappen.

1095. J. T. Bagmihl. Pommersches Wappenbuch, gez. und mit Beschreibung der Wappen und mit historischem Nachweis versehen. Stettin 1842—55.
1095. Buchholz. Die Roland Wappenrolle. B. aus Pommern, Dt. Rol. 17, 1929, H. 7/8.
1096. Gast. Dt. Rl. Wap. R. Gast aus Pommern. Dt. Rol. 1931, Nr. 19.
1097. Hanow. P. Hanow. Ein Irrtum Lubins (betr. d. Wappen d. Fam. H.) Mbl. 46, 8—11.
1098. T. v. Hefner u. a. Hildebrandt. Siebmacher: Bürgerliche Wappen. Nürnberg 1873—1890.
1098a. Dr. jur. Freier. Familienwappen. U. P. 1935. S. H. Pom. Fam.- u. Sipp.-Forsch.
1099. Hildebrand. Wappen H. aus Pommern. Dt. Rol. Wap. Rolle. Dt. Rol. 17, 1929, H. 5.
1100. Kellermann. Wappen K. aus Pommern. Dt. Rol. Wap. R. D. Dt. Rol. 17, 1929.
1101. G. A. v. Mülverstedt. Der abgestorbene Preuß. Adel. Provinz Pommern. Neuer Siebmacher VI, Bd. 9. Nürnberg 1894. Erg. Bd. VII, 3. Abt. 1901.
1102. Peglow. Wappen P. aus Pommern. Dt. Rol. Wap. R. D. Dt. Rol. 18, 1930, H. 9.
1103. Fr. W. v. Scheele. Ueber Wappen nordd. Familien Scheel, Scheel, Schele, v. Scheel, v. Scheele. D. Dt. Herold, 60, 1929, 73—77.
1104. Schweder. Wappen Sch. aus Pommern. Dt. Rol. Wap. R. 18, 1930, H. 6.
1105. H. v. Selchow. Pommersches Wappenbuch (Adel 255 Wappen) 00.
1106. R. Spuhrmann. (Bürgerl.) Familienwappen aus dem Kreise Cammin. Hst. Cammin 1932, Nr. 8.
1107. Strauß. Wappen d. Fam. St. aus Pommern. Wap. Rolle des Herold, Dt. Herold, 62, 1931, 39.
1108. Winckelsesser. Wappen S. aus Pfalz, Pommern. Dt. Rol. Wap. R. D. Dt. Rol. 17, 1929, H. 10.
1109. Wappen pommerscher Familien, die in den Pom. merschen Sonderverbänden I und II des Deutschen Geschlechterbuches Bd. 40 und 67 abgebildet und beschrieben sind:
Bd. 40. v. Baerenfels, Beggerow, v. Berg, Bethe, Billerbeck, v. Bohlen, v. Braunschweig, Brockes, Buenger, Dickhoff, Dumrath, v. Eisenhart-Rothe, Fischer, Fließbach, v. Fock, Goertzke, v. Groddeck, v. Hanstein, Hildebrand, Frh. v. Hirschberg, Holtz, Kalsow, Kornatzki, Loeckell, Ludendorff, v. Lühmann, Meinke, Moeller, v. d. Mylem, Nauhaus, Pauli, Roesler, Schaffnitzel, Scheele, v. Schmidt, Schroeder, Steifensand, v. Stumpfeld, Torborch, Vanselow, v. Wernitz, v. Westernhagen, v. Zander, Zitelmann, Zülich.
Bd. 67. Arndt, Bauck (vgl. a. Dt. Roland H. 7, 67), Bohm, Borck, Hollatz (vgl. a. Handbuch d. Heroldskunst, Bd. 2, Bl. 64), Marquardt, Müller (vgl. a. Handbuch d. Heroldskunst, Bd. 3, Taf. 155), Kannenberg, Pockrandt, Priewe, Scheele, Struck (vgl. D. Herold 1927, S. 79).
Bd. 19. Häckermann (Illies. Staude).

3. Hausmarken und Siegel.

1110. R. Besch. Pommersche Hausmarken. (Wittow, Mönchgut, Greifswald, Greifenhagen, Garz a. O., Nipperwiese, Kl. Horst, (Greifenberg) Alt Deep, Kamp, Kolberg (Dom). — Hkal. f. Pomm. Stettin 1928, S. 60—61.
1111. Giesebrecht. Wendische Runen. Stettin 1838.
1112. O. Grotefend. Die Siegel der Bischöfe von Kammin und ihres Domkapitels. — Balt. Stud. 26, 1924.
1113. Dr. C. G. Homeyer. Die Haus- und Hofmarken. (Rügen S. 64—68, Neuvorpommern 69—72 und Altpommern 73—74. Tafel XX Rügen, S. 395—96, XXI Greifswald, S. 396—98 und XXII. Greifenhagen, Garz a. O., S. 399). Berlin 1890. (Im Archiv d. Annen- und Brigittenklosters zu Stralsund sind Siegelmarken von Bauern aus Jarkwitz, Dönkwitz, Scharpitz, von 1541, 1560, 1579. In Balt. Stud. XV. 2, S. 169—173. Mitt. von Kosegarten und Strübing aus dem Jahre 1850 über die Marken auf den gemalten Fenstern der Kirche zu Gr. Zicker. Im Archiv des Annen- und Brig. Klosters zu Stralsund kommen ferner Siegelmarken der Jahre 1567, 1568 aus Falkenborch, Sagard, Promoisel, Krampatz, Lancken, Gumtyn, Böllekow vor, ferner auf Urkunden der Bauern aus Altenkirchen, Kreptitz, Kuhle, Lanken, Vansenitz, Wyk aus den Jahren 1562—1570.)
1114. A. Lucht. Hofmarken aus dem Greifenberger Kreise. — Hkal. (Treptower Generalanz. 1933, Nr. 3. 1934, Nr. 8.)
1115. F. Müller. Kolberger Hausmarken. — U. P. H. 6. Stettin 1924. (Joh. Bulgin 1607, J. G. Julius 1743, Adam Berch, Joch. Teßmer, G. v. Braunschweig, 1504, Friedr. Weißenborn, Barbara Krey 1618, C. G. Mauersberger, Lorentz Heitke 1660, Nettelbeck, Schlieffen, Cl. Kundenreich 1768, M. Hennecken 1722, Ambros. Torklus, 1711, L. Kundenreich 1680, Mart. Stelter 1695, Joch. Teßmer, Heinr. Martens 1737, T. v. Schlieff 1756, M. Pahlow 1724, M. Henning 1663, J. F. Pauli 1773, J. Reimer 1693, L. Koene 1771, J. Grasse 1608, J. Liebeherr 1707.)
1116. P. Schulz. Die letzten Reste der Hausmarken im Kreise Köslin. Uns. Heimat, Beilage der Kösliner Ztg., Nr. 7 v. 3. 6. 1924 und Nr. 8 v. 11. 6. 1924.
1117. R. Schuppius. Hausmarken Stolper Bürger. — Mbl. 47, 43—5.
1118. H. Spruth. Die Siegel der Bernsteindrechslerzünfte in den Hansestädten (darunter Stolp und Kolberg). Der deutsche Herold 58, 1927, 40—41.
1119. — Hofmarken in Schleffin. — Hkal. Treptow 10, Nr. 7.
1120. H. Spruth. Ostpommersche Fischermarken an der Küste bei Horst. — Hkal. Treptow, Nr. 12.
1121. — Fischermarken bei Horst, Deep, Rewahl. — Heimat. Greifenberg 1932, Nr. 2.
1122. — Die Hofmarken von Voigtshagen. — Heimat. Greifenberg, 22. 3. 1934.

N. **Grabdenkmäler.**

1123. J. Abraham. Denkmäler vergangener Zeit in unserem Kirchspiel (Warsin). Gem.Bl. W. 1928, Juli—Nov.
1124. Fr. Balke. Volkskundliche Denkmäler aus dem Kreise Cammin. Cammin 1930.
1125. F. Bollnow. Alte Grabdenkmäler (im Kreise Anklam). — Hkal. f. Anklam 1929, 80—6.
1126. G. Hannig. Pommerns alte Grabmäler. Stettin 1917. Auch als Flugschrift zur Heimatkultur, H. 1, 1917.
1127. R. Hardow. Alte und neue Grabdenkmäler im Stadt- und Landkreis Stolp. Stolp 1930.
1128. K. v. Rosen. Das Grabmal Herzog Barnims VII. von Pommern in der Wallfahrtskirche zu Kentz. — Balt. Stud. H. 1, 1864, 84 ff.
1129. F. Schultze. Grabdenkmäler auf dem Kirchhofe in Prerow. Berlin 1904.

1130. Dr. Joach. L. Struck. Von Stralsunder Grabstätten in Kirchen und auf Friedhöfen. — U. P. S.-H. Pom. Fam.- u. Sipp. Forsch. 1935. H. 7/8.

O. Namenkunde.

1131. Abramowski. Der Familienname „v. Zitzewitz". Mbl. 1929, H. 5/6, 78—82.
1132. D. E. Bliedner. Wolgaster Straßennamen. — U. P. H. 10/11, 1924.
1133. H. Bollnow. Anklamer Vornamen, seit der Reformation. — Hkal. f. Anklam, 1929, 37—46.
1134. H. Borse. Ueber die von Personennamen abgeleiteten Ortsnamen im Kreise Greifenberg. — Heimat. Greifenberg 3, 1933, Nr. 1.
1135. — Flurnamen um Plathe. Stettin 1931.
1136. J. Bruinier. Anklamer Namen im Ausgange des Mittelalters. Vom Werden des deutschen Geistes. Berlin 1925.
1137. J. Bürger. Mönchguter Familiennamen. — Rüg. Heimatkal. 1929, 45—52.
1138. Bychowsky. Slawische Ortsnamen im Landkreis Stolp. — Ostpomm. Heimat. 1933, Nr. 26/27, 29—30.
1139. O. Eggert. Die deutschen Familiennamen von Swinemünde. — Insel und Welt. Swinemünde 1930/31.
1140. E. Fredrich. Die älteren Stettiner Straßennamen im Rahmen der älteren Stadtentwicklung. Stettin 1926.
1141. A. Gerlach. Beiträge zur Orts- und Flurnamenkunde im Kreise Lauenburg in Pommern. — Hkal. Lauenburg 1932, 48—52.
1142. G. v. Groß. Alte Familiennamen des Darß von 1589—1700, im 18. Jhdt. von 1800—1856. — Mitt. d. Zentralst. f. Niedersächs. Familiengesch. 8, 1926, 7—10, 55—61, 94—103.
1143. Dr. A. Haas. Die Ortsnamen der Buchheide und ihrer nächsten Umgebung. — U. P. H. 5/6. 1929.
1144. — Beiträge zur pommerschen Ortsnamenkunde. Stettin 1921/27.
1145. — Bedeutung des Ortsnamens Wolgast. — U. P. Stettin 1924, H. 10/11, 382—83.
1146. Dr. M. Hasenjäger. Ueber Stargarder (Pom.) Straßen- und Flurnamen. Stettin 1927.
1147. Fr. Hayn. Die Familiennamen des Kreises Greifenhagen. — Hkal. Greifenhagen 1933, 54—7.
1148. A. Heintze. Die Familiennamen von Stolp. Programm des Gymnasiums zu Stolp i. Pom. für 1865/66, S. 18.
1149. P. Henk. Beiträge zur Familien- und Namenkunde in Jarmen und Umgebung. — Jarmens Ztg. Heimatbl. Nr. 1—11, 1933.
1150. R. Holsten. Blut und Boden im Lichte Pommerscher Flurnamen. — U. H. Köslin, Nr. 14.
1151. Jahnke. Die Gartzer Straßennamen. Gartz a. O. 1925. — Gartzer Ztg.
1152. A. Katschinski. Familiennamen im Kreise Randow. Randow 1933, 99—104.
1153. E. Klemz. Belgarder Orts-, Straßen-, Häuser- und Flurnamen. — A. d. L. Belg. B. 8, Nr. 8—17.
1153a. Dr. Franz Kobes. Der Familienname „Kobes". U. P. S.-H. Pom. Fam.- u. Sipp.-Forsch. 1935,
1154. Dr. F. Kohls. Die Orts- und Flurnamen des Kreises Grimmen. Greifswald 1930.
1155. H. Lemcke. Die ältesten Stettiner Straßennamen. Stettin 1881.
1156. Moepert. Der Ortsnamen Stettin. — Mbl. 1930, Nr. 7, 102—103 und Nr. 9, 138—139.
1157. K. Müller. Barther Personennamen im Spätmittelalter. Greifswald 1933. XV. 233.
1158. O. Neumann. Familien- und Personennamen in unserer Heimat, 1200—1700. — Pyritzer Kreisbl. Heimatbeil. 1931, Nr. 16—18.
1159. H. Nüske. Die Greifswalder Familiennamen des 13. und 14. Jahrhunderts. (1250—1400.) Ein Beitrag z. niederdeutsch. Namensgesch. Greifswald 1929.
1160. D. Rahn. Die Orts- und Flurnamen d. Stadt- und Landkreises Greifswald. Ihre Entstehung und ihre Bedeutung für die Pom. Heimatk. Greifswald 1923.
1161. Dr. K. Schlemmer. Ueber Ortsnamen in der Umgebung von Treptow a. R. Stettin 1928.
1162. F. W. Schmidt. Orts- und Flurnamen des Kreises Pyritz, nordöstlich der Plöne. — Balt. Stud. N. F. 24, 1922.
1163. Dr. R. Schuppius. Die Familiennamen von Stolp und Umgebung im 16. Jahrhundert. Stolp 1928.
1164. W. Stammler. Ueber alte Greifswalder Familiennamen. — Heimatleiw 5., 1926, Nr. 2, 3.
1165. Stoltzenburg. Familiennamen der Kirchenbücher zu Bargischow, Krs. Anklam. — Kultur und Leben, I. Pomm. S. H. 1926, 21—23.

P. Unser Pommerland.

(Sonderhefte.)

(Städte und Dörfer Pommerns.)

1166/68a. Anklam, 1923. — Belgard, 1929, H. 11/12. — Bublitz, 1935. — Bütow, 1925.
1169/71. Stadt und Kreis Cammin, 1923, H. 10/12. — Demmin, 1927, H. 4. — Dramburg, 1928, H. 11/12.
1172/73. Garder See, 1931, H. 9. — Stadt und Kreis Greifenberg, 1933, H. 7/8.
1174/75. Greifenhagen, 1932, H. 3. — Kreis Grimmen, 1930, H. 8/9.
1176/77. Hiddensee, 1933, H. 4/5. — Stadt und Kreis Köslin, 1931, H. 11/12.
1178/79. Ostseebad Kolberg, 1924, H. 6. — Stadt und Kreis Neustettin, 1927, H. 9/10.
1180/82. Pasewalk, 1926, H. 1. — Polzin, 1928, H. 7. — Quer durch Hinterpommern, 1924.
1183/84. Pyritz, 1925. — Kreis Randow, 1930, H. 11/12.
1185/86. Regenwalde, 1931, H. 7/8. — Schlawe-Rummelsburg, 1925.
1187/88. Rügenwalde, 1924. — Die Insel Rügen, 1923, H. 7/8.
1189/90. Stargard i. Pom., 1927, H. 11/12. — Die Buchheide b. Stettin, 1929, H. 5/6.
1191/92. Stolp, 1921. — Das Stolper Land 1933, H. 1/2.
1193/94. Stralsund, 1923, H. 5/6. — Von Swinemünde bis Zinnowitz, 1922.
1195/96. Treptow a. Rega, 1928, H. 5/6. — Treptow a. Tollense, 1928, H. 3.
1197/99. Ueckermünde, 1934, H. 7/8. — Der Weizacker, 1922. — Land Wildenbruch, 1930, H. 6/7.
1200/01. Wolgast, 1924, H. 10/11. — Wollin, 1927, H. 6.

II.

Familiengeschichtliche Materialien in Archiven[10]) und Bibliotheken.

Wie ich schon im Vorworte bemerkte, besitzt die Provinz Pommern in ihren Archiven einen sehr reichen Bestand an handschriftlichem und gedruckten familiengeschichtlichen Material. Obwohl für die Stadtarchive, das Staatsarchiv in Stettin und das Universitätsarchiv in Greifswald, summarische Beschreibung von Prümers und Winter vorliegt und auch Dr. E. Heydenreich in seinem Handbuch der Praktischen Genealogie, Bd. II S. 212—332, die wichtigsten Archive und deren Bestände aufführt, glaube ich doch den Familienforschern

[10]) Ueber Kirchenbücher vgl. den Aufsatz in diesem Hefte von D. Dr. M. Wehrmann: „Von den Kirchenbüchern in Pommern". Vom gl. Verfasser: Bl. f. Kirchengeschichte Pomm., Heft 6, 1930, S. 17—22.

einen Dienst zu erweisen, wenn ich, gestützt auf die vorerwähnten Unterlagen, eine kurze Uebersicht gebe. Ich verweise im übrigen auf die Arbeit D. Dr. Martin Wehrmanns: „Die landesgeschichtliche Forschung in Pommern von 1920 bis 1930" in Pommersche Heimatpflege, H. 2 1931, S. 85—94, in der über die Verzeichnung der kleineren nichtstaatlichen Archive Pommerns berichtet wird. (Vgl. a. Teil I, A. Nr. 2, 3, 11, 12, 14, 15 und 16.)

1. Stadtarchiv zu Anklam.

Hier befinden sich Stadtbücher von 1400—1528 und 1609—1772. Kämmereirechnungen seit 1774. Ein Stadteigentumsbuch von 1538 an mit Rollen der Handwerker usw., desgleichen von 1567. Aeltere Handwerkersachen bis ins 16. Jhdt. sind größtenteils den Laden der aufgelösten Innungen entnommen. (Vgl. Prümers die städt. Archive der Provinz Pommern links der Oder. Balt. Stud. 1882.)

2. Stadtarchiv zu Barth.

Das Stadtarchiv zu Barth hat einen reichen Bestand an handschriftlichen Materialien. So 7 Stadtbücher von 1324—1849 (Lücke 1762—75), 4 Pfandbücher von 1506—1849 (Lücke 1758—1775). Von Wert ist ein Verzeichnis der Ratsmitglieder vom Jahre 1540 bis zur Jetztzeit. Die Hausakten der Ratspersonen sind beigefügt (ältere Zeit), von 1609 an auch Wappen, von 1637—1688 farbige Wappen und farbige Notariatszeichen. Das Memoralienbuch des Hospitals St. Jürgen von 1537—1609 enthält unter anderem Aufzeichnungen über Käufe und Verpachtungen und Schuldner des Hospitals. Ratsprotokolle von 1592 bis auf die heutige Zeit. Kämmereiprotokolle vom 17. Jhdt. bis 1808. (Vgl. Prümers! Die städt. Arch. d. Prov. Pommern. Balt. Stud. 32, 1882.)

3. Stadtarchiv zu Greifswald.

Neben Stralsund birgt Greifswald einen so großen Reichtum familiengeschichtlichen Materials, daß es unmöglich ist, hier alles aufzuzählen. Urkunden sind von 1241 da, Akten seit 1518. Privilegien-, Urkunden-, Statuten-, Stadtrechnungen-, Steuer-, Rechtsbücher. Das älteste Stadtbuch beginnt mit einer Aufzeichnung vom Jahre 1291. Das mit dem Jahre 1349 beginnende Stadtrentbuch enthält vorzugsweise die Geldgeschäfte, Verpfändungen und Lassungen von Renten,die auf Grundstücken lasteten, daneben auch Vergleiche, Erbverträge und andere Rechtshandlungen. Sammlung der Rollen der Kompagnien und Aemter der Stadt Greifswald von 1592—1841. Stammrolle der Stadt nach Straßen geordnet 1830 ff. Ratsprotokolle seit 1599.

4. Universitätsarchiv zu Greifswald.

Die Urkunden sind zum größten Teil von Kosegarten in seiner Geschichte der Universität Greifswald (vgl. E. 4 Nr. 415) verwertet. Die Aktenbestände der Universität sind mit Ausnahme der Fakultätsakten dem Universitätssekretariat angegliedert. Die Protokolle concilie 1574—1835 enthalten z. B. die Bestellungen der Professoren 1549 bis zum 19. Jhdt., die Bestellungen der Adjunkten, Offizialen, Exercitienmeister, Bedienten und Handwerker von 1573—19. Jhdt. Promotionen, Legate und Stipendien, Witwen und Kinder der Professoren und Akademiker seit 1593 bis zum 19. Jhdt.

5. Archiv des Universitäts-Kuratoriums zu Greifswald.

Hier befinden sich Akten über Amtshauptleute, Amtsgericht, Landreuter, Tierärzte, Dorfschulzen, Hebammen, Schullehrer usw. 1634 ff. über die Oberförster der Akadem. Forsten im 18. u. 19. Jhdt. Amtsuntertanen und Eigentümer, 18. u. 19. Jhdt.

6. Kirchenarchiv zu Greifswald.

Wir finden hier neben den Kirchenbüchern Kirchenrechnungen seit 1847. Konfirmanden- und Kommunikantenregister seit 1658 ff. Beichtregister von 1658 ff. Grabläuteregister seit dem 16 Jhdt.

Im Aktenregister der Nikolaikirche befinden sich viele Akten über einzelne Legate. Im Nikolaikirchenkasten 1757 Manualakten, außerdem verschiedene Akten über Güterbesitz, Geldgeschäfte aus dem 17. u. 18. Jhdt. (Vgl. Prümers: Die städt. Archive Pommerns. — Balt. Stud. 32, 1882.)

7. Stadtarchiv zu Gützkow.

Das Archiv enthält Stadtregister seit 1662—1670, 1674, 1681. Stadtrechnungen seit 1770. Ratsprotokolle seit 1772. Das Gützkower Stadtbuch, das 1673 angelegt wurde, enthält unter anderen viele Eintragungen privatrechtlicher Natur, auch Anmeldungen zum Bürgerrecht. Im 2. Teil ist es ein Bürgerbuch vom 2. Okt. 1725 bis 21. Febr. 1793. Vormundschaftsbuch von 1758 bis 1818. Bürgerbuch vom 26. Okt. 1793 bis zum 21. Okt. 1833. Paßjournale 1834—1876. (Vgl. Grotefend, Ergebnisse einer Archivreise im Kreise Greifswald, Pomm. Jahrb. XI, S. 61. Greifswald 1910.) (Vgl. I. A. Nr. 12 dies. Abh.)

8. Staatsarchiv zu Stettin.

Für den Familienforscher ist hier am bedeutungsvollsten die genealogische Sammlung von Albrecht Elzows pommerschen Adelsspiegel für Vor- und Hinterpommern aus dem 17. Jhdt. (vgl. III. Teil, Nr. 5 mit Verzeichnis der vorkommenden Familien) — ferner Chr. v. Medings Nachrichten von adligen Wappen. Im Staatsarchiv ist ferner die große genealogische Sammlung der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde aufbewahrt, die einen Bestand von 21 000 Bänden hat, darunter etwa 6000 Gelegenheitschriften (für Familiengeschichte), 100 te von Handschriften und Originalurkunden sowie 1600 Kästen, Pläne, Ansichten und Porträts, Kollektaneen des Pfarrers Steinbrück aus dem 18. und 19. Jhdt. (Vgl. Dr. O. Altenburg: „Die Gesellschaft f. pom. Gesch. u. Altertumskunde". P. H. H. 3, S. 81—84 und Prümers: „Die städt. Archive der Prov. Pommern". Bd. 32, 1882.)

9. Stadtarchiv zu Stettin.

Im Stadtarchiv werden unter anderen Bürgerbücher vom Jahre 1422 bis 1810 aufbewahrt. Catalogus vel index civitatum Stetinensem adeptorum secundum seriem Alphabeticam digestus anno 1686. Grundkataster 1722—23. 1736 Zollregister 1578—1679. 59 Bände. Waage-Register. 1580—1680, 50 Bände. Kämmereidokumente 1628—1862. Stadthaushaltrechnungen, etwa 600 Bände. Erbvereinigungs- und Huldigungsakten von 1538 an. Fürstliche Beilagen und Aussteuerakten von (1484) 1515—1823. Stadtgerichtsbücher sind seit 1305 vorhanden. (Prümers. Die städt. Archive der Provinz Pommern, Balt. Stud. 32, 1882.) (Das älteste Stadtbuch ist gedruckt, vgl. E. 2, Nr. 243.)

10. Stadtarchiv zu Stralsund.

Das Stadtarchiv zu Stralsund ist für den Familienforscher eine Fundgrube ersten Ranges und enthält allein 4000 Originalurkunden. Von besonderer Bedeutung ist die Sammlung von Alb. Dinnies „Stemmata Sundensia" (vgl. Teil III, Nr. 3). (Neben den Stadtbüchern, deren älteste von 1270—1342 auch gedruckt vorliegen (vgl. E. 2, Nr. 258 u. 267), werden Pfand-, Richt-, Adels-, Bürger- und Eidesbüchern aufbewahrt. Ferner Urfeden 1540—1607 und das Verfestigungsbuch von 1310—1472 (auch gedruckt, vgl. E. 2, Nr. 259). Das Buch der Bestallungen von 1634—1675. Ratsprotokolle seit 1544. (Vgl. Prümers. Die städt. Archive der Prov. Pommern, Balt. Stud. 32, 1882.)

11. Superintendenturarchiv zu Wolgast.

Dieses enthält u. a. Witwenkassenbeiträgelisten von 1693 bis 1699. Register des Synodi tho Wolgast 1569 bis 1625.

12. Pfarrarchiv zu Wolgast.

Hier sind besonders wertvoll Kirchenrechnungen seit 1571. Ein Repetorium von Schuldbriefen für die Kirche zu Wolgast mit Angaben der Bürgen. Verträge

über Begräbnisplätze seit dem 17. Jahrh. Akten der Thielschen Stiftung, 1768 ff., über d. Maßsche Stipendium, 1773. (Vgl. Grotefend. Erg. e. Archivreise im Kreise Greifswald. Pomm. Jahrb. VI, S. 76 ff.)

III.

Verzeichnis von Sippengeschichten bezw. Stammtafeln in handschriftlichen Sammelwerken

1. Stemmata Caminensis.

Diese Sammlung Camminer Genealogien wurde von Ludwig Kücken in den Jahren 1876—1881 bearbeitet und enthält Stammfolgen von 132 Familien. Die Originalhandschrift früher im Besitze vom verst. Staatsminister Mathias v. Köller. Abschrift befindet sich im Besitze des Studienrats Dr. Oelgarte in Cammin und im Besitze des Verfass. d. Abh. Auf Grund authentischen Materials, besonders der Camminer Kirchenbücher, der Vitae Pomeranorum etc. konnte das Originalwerk, das zum Teil viele Fehler aufweist, erheblich erweitert und vervollständigt werden. (Vgl. auch U. P. 1929, H. 4 und D. G. B. Bd. 67, X—XI.)

Die Handschrift enthält Genealogien folgender Sippen: Aue, Beggerow, Bellin, Benter, Berg, Bergmann, Beyer, Bluhm, Bohm, Boldekow, Borgmann, Börger, Breslich, Brockhaus, Brodtbeck, Bünnewitz, Buhrow, Bulle, Büstrin, Brose, — Cascorbi, Crohn, — Dene, Devé, Düllge, Dumman, Dumstrey, — Egerland, Eichmann, Ertmar, — Fredersdorf, Fürstenau, — Gadebusch, Garbrecht, Gauerke, Gerlach, Gerwin, Grambow, Gniddeke, — Hake, Harder, Harras, Heyn, Heydemann, Holtz, Husdahl, — Kaufmann, Kansdorf, Kefelberg, Kettelhut, Klotkow, Koch, Köhn, Krautwadel, Krause, Krey, Kricke, Krohn, Krummenhus, Kruse, Kule, Kücken, Kunzmann, Kypke, — Labes, Lietzmann, Lübbezin, Lietzow, Lübbeke, — Manthey, Malkewitz, Meinhold, Millies, Merkel, — Opel, — Palen, v. Parlow, Paul, Pfänder, Pommerening, — Rahn, Ramthun, Regeser, Reimar, Retzlaff, Rubach, Rudolphy, — Scheel, Scheller, Schack, Schliep, Schmalvogel, Schmeling, Schmiedeberg, Schröder, Schwarz, Schweder, Schultz, Spandow, Stahl, Staude, Stavenhagen, Steckling Steffen, Strase, Strecker, Stüber, Sylflow, — Teske, Teschke, — Ulbner, — Vahl, Vanselow, Vedder, Vehmern, Viveneſt, Voltz, Voerkelius, Voß, — Wachtschild, Warnshagen, Wendorp, Wende, Werke, Winter, Witte, Wolff, Wolfgramm, Wollin, Wrucke, Wyllemann, — Zastrow, Zillmer, Zimmermann, Zülcke.

2. Stemmata Grypiswaldensia.

Die von dem pommerschen Geschichtsforscher Dr. Pyl bearbeiteten Greifswalder Genealogien enthalten Stammtafeln über nahezu 250 vorpommersche Geschlechter und werden in der Universitäts-Bibliothek zu Greifswald aufbewahrt. Ms. Pom. Fol. 170 a, Bd. 1, S. 1—320, Bd. 2, S. 321—654. (Inh.-Verz. auch Pomm. G. B., Bd. 2 (D. G. B. Bd. 67), S. VIII—X.)

Bd. 1 enthält Stammtafeln über folgende Sippen:

Albrecht, Albus, Ankelmann, v. Anklam, Apenborch, — Barkow, v. Barth, Becker, Beckmann, Below, v. Behr, Berkholtz, Berndt, Bertkow, Bokholt, Boldekow, Bolen, Bolhagen, Bolto, Bomechusen, von dem Borne, v. Bornholm, Brandenburg, Brasche, Braun, Bredenveld, v. d. Broken, Brokhusen, Broker, Brunnemann, v. Buderich, v. Budesdorp, Budde, v. Buggenhagen, Buk, Bukhagen, Bukow, Bulle, v. Bunne, Bünsow, v. Buren, Burgmann, Bützow, — v. Calmar, Camerarius, v. Candelin, v. Clutsemanshagen, Colorator, — Damerow, Dambek, Dankward, Dargatz, v. Demmin, v. Dersekow, v. Divitz, Dormann, v. Dorpen, v. Dortmund, v. Drachenfels, Dubslaff, v. Dyck, Dykhuse, — Eggert, Erich, v. Essen, — v. Friedensberg, Friso, Frobose, — Gagern, Gerschow, Glewing, Gramtzow, Gnaskow, v. Gnoyen, Goldoghe, v. Gorislaw, v. Gotland, v. Greifenhagen, v. Grimmen, v. Griphenberg, v. Gristow, Gröneberg, v. Gützkow, — Hagedorn, Hagemeister, v. Hagen, v. Halle, v. Hamm, Hannemann, Hartmann, v. Harf, Hennings, Herold, Hilgemann, Hohensee, v. Hohenwart, Hoyer, v. Holte, Horn, Hovemann, Hufnaghel, — Jäger, Isermenger, — Kannegeter, Keding, Kemmerer, Kerndorp, Kleene, Knudt, Krukow, Krull.

Bd. 2: Lange, v. Lanken, Lapicida, v. Lassan, Levenhagen, v. d. Lippe, Lotze, Lovenborch, Luchtemaker, — Maas, Malinckrodt, Markward, Meibom, v. Memel, Mornewegh, v. Münster, Mulart, — v. Negentin, Nezeke, Nienkerken, Nybe, — v. Oye, Oldehaver, Oldeland, v. Osnabrück, v. d. Osten, — v. Palitz, v. Pansow, Pape, v. Parchim, Paschen, Peberow, Perleberg, Pistor, Plote, Poltzin, Poppelmann, Poboyse, Pretze, Pretzmann, Pust, — Quant, — Rabode, Ramele, Ramme, v. Raden, Rakow, v. Rauschen, Raven, Ravensberg, Ravenhorst, Reich, v. Rhein, Ribow, Rode, Roggenbuck, Rose, v. Rostock, Rulleke, Ryke, — Sachetleven, Sutor, Samow, Sasse Schlichtkrull, Schlupwachter, Schmachtshagen, Schomaker, Schowenburg, Schulenburg, Schuneck, Schwarz, Segeberg, Semmin, Simerstorp, Sittorp, Stake, Steding, Stege, Stekems, Stenbeker, Stenwort, Sephani, Stevelin, Stilow, Stoltenhagen, v. Straßburg, Stubbe, Stumpel, v. Suderland, Sutebotter, Szetym, — Tönnies, Trantow, v. Treptow, De Tremonia (v. Dortmund), — v. Vahl, v. Vargatz, Verwer (Colorator), Vlesch, Völschow, Voß, Vredeland (Friedland), Vretekow, Vrese (Friso), — v. Wale, v. Wampen, Wanghelkow, v. Warendorp, Warschow, v. Werle, v. Westerholt, Westphal, Wetter, Wilde, Wildenberg, v. Wische, v. Wismar, Witte, v. Wittenborch, Wodarghe, v. Wolgast, Wruke, Wusterhusen, Wulff, Wulffenger, — Ysermenger (vgl. auch Band 1 unter J.), — Zander, Zeemann, Zittorp.

3. Stemmata Sundensia.

Diese in der Stralsunder Stadtbibliothek aufbewahrte handschriftliche Sammlung des Stralsunder Bürgermeisters Joh. Albr. Dinnies enthält Stammfolgen von 220 Familien, besonders Stralsunder Bürgermeister und Ratsherren, sowie der mit ihnen verschwägerten Geschlechter aus den Nachbarstädten. (gl. U. P. 1930, H. 4 und Polthier, Fam.-Bl. XVIII. (1920), 11 f. sowie Fr. Curschmann. Joh. Alb. Dinnies in Pomm. Jahrb. Bd. 28, S. 83.) Eine Ergänzung hierzu sind die von Dinnies bearbeiteten Biographien von 770 Stralsunder Ratsverwandten, die zu der 8 Bände umfassenden Sammlung „Nachrichten, die Ratspersonen der Stadt Stralsund betreffend" gehören[11]).

Es sind folgende Stammtafeln behandelt:

v. Ale, Abrosius, Andreä, — Badeyser, Bagewitz, Bahr, Balthasar, Baudevin, Bavemann, Baumann (Nicol.), Baumann (Johann), Ber, Bestembösel, Bilderbeck, Billeb, Bischow, Blom, Böcke, Bölckow, Bohnstedt, Boye, Brandenburg, v. Braun, Brunswig, Buchow, Buck, Bünsow, Bullins, v. Buren, Burow, Busch, Buschmann, — Charisius, Clerike, Coch, Colberg, Corswant, — Dahlmann, Darne, Dinnies, v. Doryen, Drulleshagen, — Elvern, Engelbrecht, Erich, v. Essen, — Fabricius, zum Felde, Fischer, Flemming, Fuge oder Voge, Friedlieb, — Garlepow, Gehlhaar, Genzkow, Gerdes, Gerold, Giese, Goldewitz, v. Gose, Gottschalk, Greverode, Grubbe Gyldenhus, — Hagedorn, v. Hagemeister, (Heinr., Rolof und Lucas und Hans) Hahn, v. Hagen, Harteger, Hasert, Helwig, Hercules, Heyer, Holthusen, Hoyer, v. Hudessem, — Jäger, Jarmer, Icke, Illies, Junge, Jusquinus, — v. Gose, Kahlwa(o)gen, Kannengeter, Kannenmaker, Kanzow, Keding, Kempe, Ketel, Kincker, Klinckow, Koch, Kopp,

[11]) Joh. Albr. Dinnies: Catalogus Consulum, Syndicorum et Senatorum Civitatis Stralsundensis ab Anno MCCLXXXVII. ad hodierna usque tempopora. Adjecta sunt ad Cujusque nomen, Quae innotuere de ejusdem vita et Fatis, Anno Christi MDCCXLI. Mit den Proben der Handschriften und den Familienwappen IV. vol. Mcc. i. d. Stralf. St.-Bibl.

Krackow, Krauthof, Krüdener, Kühl, v. Kulp, Kummerow, — Lange, Langemack, Leven, Leweling, v. d. Lippe, Lobes, Lorbeer, v. Lübeck, — Manegold, Matthews, v. d. Mere, Mevius, Meyer, Michaelsen, v. d. Mohlen, Möller, Mörder, Müller, — Nechelin, Neveling, Neukranz, Nürnberg, Nybe, — Oker, Olthoff, v. Orden, Oseborn, — Panfow, Papenhagen, Parow, Pegelow, Perleberg, Picht, Plötz, Polemann, Prütze, Pütter, Pyl, — Quilow, — Rade, Reinke, v. Rethem, Rhau, Richter, v. Rode, Rodehuse, Rodehose, Rönnegarve, Rose, Rottmann, Rudinghuse, Rughe, Runge, — Sander, Sarnow, Saterock Saß, Sastrow, Schel, Scheffel, v. Scheven, Schlichtkrull, Schlomann, Schröder, Schüting, Schulow, Schwarte, Schwarz, Segebade, Segeberg, Selfisch, v. Semlow, von Senden, Siegfried, Sinnecke, Sledanus, Smiterlow, Sonnenberg, Spalckhaver, Spengmann, Stancke, Staude, Stavot, Stegemann, Steilenberg, v. Stein, Steinwig, Stenweg, Steven, Stiveleben, v. Stralen, — Tessin, Tetzloff, Tielke, Tölemann, Tönnies, v. Travemünde, Trittelvitz, — v. Unna, — Valke, Viete oder Veit, Vindex, v. Vlothen, Völschow, Voet, Voge oder Fuge, Vorwerk, — Wardenburg, Warncke, Wesent, Wessel (Franz), Wessel (Laurentius), Westphal Wickber, — Wilde, Woele, Wreen, Wulf, Wulflamm, Wulfstradt oder Wolfradt, — Zander, Zansebur, Zegewryten oder Siegfried, Zeidler, v. Zütphen oder Zutfeld, Zwerting oder Swerting.

4. Albrecht Elzows Pommerscher Adelsspiegel.

Handschriftliche Sammlung von Genealogien pommerscher Familien im Staatsarchiv zu Stettin. Bd. I, II, III, Mscr. 76, ferner Genealogien der Lande Lauenburg und Bütow, Mscr. III, 76, und Vorpommerscher Adel, bes. Rügen Mscr. III, 75, Bd. I und II. (Inh.-Verz. vgl. a. Deutscher Roland 1918, H. 6, S. 93—94 und 1928, H. 1.)

Es werden folgende Familien behandelt:

Bd. I: Adebar, Apenburg, Arnswalde, — Bandemer, Belling, Below, Billerbeck, Böhn, v. d. Boeck, Blankenburg, Blanckensee, Blücher, Blumenfelde, Bonin, Borcke, Borntin, Braunschweig, Brederlow, Brünow, Brüsewitz, Budde, Bulgrin I u. II, Butzke, — Calsow, Carnitz, Colreg. — Danitz, Dewitz, Drosedow, Düringshofen, — Edling, — Ferjen, Flatow, Freytag, Frornich, Fuhrmann, — Gantzke, Glasenapp, Gorcke, Grap, Grubkow, Güldenklee, Güntersberg, Gutzmerow.

Bd. II: Hagemeister, Hagen, Hanow, Hammerstedt, Hechthausen, Heidebreck, Hertzberg, Hindenburg, Hoffmann, — v. Greiffenpfeil, — Janitz, — Kameke, Kaul oder Kühl, Kholer, Klemtze, Knute, Köller, Kortun, Kremzow, Kreyenfeld, Kriese, Küssow, — Labuhn, Lemmeke, Lenz, Lettow, Lietze, Liliendop, Lockstedt, Lode, Lopnaw, Losthien, Lüderitz, — Malschitzki, Maltitz, Malwitz, Manteuffel, Marwitz, Massow, Mellenthin, Mellin, Meseritz Mitzlaff, Münchow, — Natzmer, Necker, Nettelhorst, — Osterling, v. d. Osten.

Bd. III: Palbitzky, Pariser, Parchow, Pauls-dorf, Payleben, Pirch, Ploetz, Podewils, Polten, Prebendow, Preuß, Pritz, Pustar, Puttkamer, — Ramel, Ridel, Rhein, Rekow, Reusewitz, Rexin, Roggenbuk, Roggenpahn, Röhden, Runge, — Schack, Schlabrendorff, Schlieben, Schlieffen, Schmeling, Schnell, Schöning, Schwan, Schwetzkow, Seibert, Sydow, Sayer, Simmer, Steinkeller, Steinwehr, Suckow, Stettin, Stojentin, Stümcke, — Tornow, Trampe, — Uckermann, — Vogt. Vangerow, Varchmin, Vargin, Versen, Vormann, — Wacholtz, Waldow, Wedel, Wedelstedt, Weicher, Weiler, Weißenfels, Wittte, Wobeser, Woje, Wolden, Wopersnow, Wotike, Woyle.

Vorpommerscher Adel, bes. v. Rügen:

Bd. I: Ahnen, Arras, — Bär, Barnekow, Berglas, Bibow Bilow, Birkhahn, Blixen, Bohlen, Boltenstern, Bonow Braun, Bröcker, Bützow, Buggenhagen, — Campz, Chemnitz, — Datenberg, Dechow, — Ehrenfels, Eichstedt, Elver, Erskein, — Falzburg, Finneke, Focke, — Gagern, Glöden, Grischow, — Hackewitz, Heide, Hempel, Hobe, Huse, — Jäger, Jasmund, Ilenfeld, Jörke, — Kahlden, Keteln, Kavenbrück, Koggern, Krassow, Krakewitz, Krukow, — Labebach, Lagerström, v. d. Lanken, Lepel, Liliensträm, Müller v. d. Lühe, Lüssow.

Bd. II: Mardefeld, Maskow, Mörder, Mövius, Molzahn, — Neuenkirchen, Netzow, Normann, — Obelitz, Ohe, Ohrenstedt, Opfer, Owstien, — Panker, Passenau, Pentz, Petersdorff, Peterswalde, Pfuel, Platen, Plessen, Pucher, Putbus, — Rahlcken, Ramin, Range, Reventlow, Rhenschiölt, Rintheld, Rosenberg, Rosenhand, Rosenstedt, Rotlieb, — Scheele, Scheven-bach, Schinkel, Schlegel, Schmalensee, Schwallenberg, Schwerin, Segebade, Speckin, Steding, Sternbach, Stüven, — Tessin, Thum, — Usedom, — Vogelsang, — Wakenitz, Walsleben, Warmstedt, Weißenstein, Weltzin, Winsheim, Winter, Wrangel, Wulff, Wulffraht.

Pöggel, Nimz, Rosenow, Priebe. — Eltern gesucht von: Ernst Wilh. **Pöggel** * Persanzig 21. 8. 1799. Desgl. von Maria Joh. **Nimz** * ebd. 15. 3. 1815, desgl. von Wilh. Joh. Friedr. **Rosenow** * ebd. 23. 7. 1820 u. Wilhelmine **Priebe** * Persanzig 25. 1. 1818. — Kirchenbücher von Persanzig/Neustettin, Pomm. sind am 28. Juni 1822 verbrannt. — Wer hilft weiter?

Zoppot **Karl Friedr. Pöggel.**

Neu! Josef Stollreiter:

Weiter, weiter, ihr Goten!

Erzählung aus dem 6. Jahrhundert

Umschlag von A. Roloff

Halblein. Rm. 3.—, Edelbroschur Rm. 2.50

Verlag Dr. Karl Moninger, Karlsruhe i. B.



Familienforschungen

und

Heraldische Arbeiten,

wie Forschungen in Archiven und Kirchenbüchern der Prov. **Pommern,** Abschriften aus Leichenpredigten, Bearbeitung von Familiengeschichten; Stamm-, Ahnen- u. Sippschaftslisten, Entwürfe u. Zeichnung von Wappen, Stammbaum- und Wappenmalereien liefert zu mäßigen Preisen

Curt H. W. Staude

Genealoge, Mitgl. d. „Herold" u. d. Reichsschrifttumskamm.

Zoppot, Schäferstraße 40 / Postscheck: Danzig 1703.

(Rückporto)

Gesucht Lebensdaten

der **Johanna (oder Anna Catharina) Walter,** * Kl. Casselvitz, Rüg., oo 2. 11. 1823 zu Rambin, Rügen, mit Carl Joachim **Mazzei,** Gärtner, † als Küster der kath. Kirche Stralsund, 1. 5. 1872, 82 J. alt. Sohn **Benedikt** * 14. 3. 1831 zu Langenhanshagen, get. 24. 3. Kath. Kirche Stralsund. Tochter Maria Gustava Dorothea verh. **Hoppe,** * 23. 3. 1827 zu Trent auf Rügen. Vergütung sämtlicher Daten 20 RM., einzelne entsprechd.

O. Thiesen, Oberlehrer, Schleswig, Schubystraße 98.

Ich forsche

nach den Namen

Conrad, Conraedt u. ä.

in Pommern im 17. Jahrh. und früher

F. Conradi, Riga (Lettld.)

Pulkveža Brieža ielā 7, dz. 58

Wappen, Ahnentafeln,

Stammbäume, Briefköpfe, Exlibr., Urkund., Diplome, Signete usw., heraldisch-künstl. einwandfrei, fertigt **HEINR. H. WALTHER, Graphiker u. Heraldiker,** Mitgl. d. Reichskamm. d. bild. Künste u. d. Reichsvereins für Sippenforsch. u. Wappenkde. **Gießen, Liebigstraße 43.**

Alte pommersche Bauerngeschlechter

Von Adelhaid v. Livonius, Pamplin b. Saleske (Pom.)

Am Himmelfahrtstage des Jahres 1934 fand in Starkow, Krs. Stolp in Hinterpommern, die größte bisher durchgeführte Bauernehrung statt. Die Vertreter von 131 pommerschen Bauernfamilien, die urkundlich nachweisbar seit über 200 Jahren auf ihren Höfen sitzen, empfingen die handgeschnitzten eichenen Ehrentafeln aus den Händen des Reichsbauernführers Darré. Im Mittelpunkt der Ehrung stand die Bauernschaft des Dorfes Starkow selber. Denn es ist ein bisher einzig dastehender Fall, daß sich in einem Dorf von 26 Bauernhöfen sämtliche 26 Höfe über 350 Jahre, 16 davon über 400 Jahre in derselben Hand gehalten haben; sogar Schmiede und Stellmacherei sind seit über 200 Jahren in denselben Familien, die auch wieder Seitensprossen der alten Bauerngeschlechter sind.

Der Weg, der mich zu dieser Entdeckung führte, hatte seinen Ausgangspunkt in der Ahnentafel des Malers Wilhelm Granzow, deren Ausarbeitung mir übertragen war. Der Proband selber ist der Sohn eines Starkower Bauern, und der weitaus größte Teil seiner Ahnen stammt aus diesem Dorf. In der 10. bis 15. Generation dieser Ahnentafel, die augenblicklich ca. 4000 „Positionen" umfaßt, und deren erste zwei Fehlstellen in der 8. Generation liegen, sind sämtliche alten Bauerngeschlechter des Dorfes in mehrfacher Wiederholung zu finden. Eine Besonderheit dieser Ahnentafel ist, daß sie außer einem Leineweber aus Alten-Stettin nur Bauern oder Bauernsöhne aus diesem Winkel Hinterpommerns enthält, also eine berufliche und landschaftliche Geschlossenheit ersten Ranges aufweist.

Nicht nur der urkundliche familiengeschichtliche und besitzrechtliche Nachweis der 28 Starkower Familien gelang mir, sondern auch der für weitere 37 Geschlechter aus anderen benachbarten Dörfern. Wenn daher im folgenden die Liste mit Namen, Wohnort und frühest nachweisbarer Jahreszahl der sämtlichen 131 in Starkow vertretenen Geschlechter gegeben wird, so ist mir Näheres natürlich nur über die erstgenannten 65 bekannt.

Starkow, Krs. Stolp.

Paul Granzow	1508
Ernst Voß II.	1508
Ernst Hoffmeister	1508
Paul Zaddach	1508
Friedr. Wockenfuß	1508
Otto Wockenfuß	1508
Ernst Zessin	1508
Mews-Zessin *)	1508
Franz Zessin	1508
Duske-Schulz *)	1508
Friedr. Block	1508
Max Voß	1530
Ernst Stüwe	1530
Bernh. Block	1530
Friedr. Höckendorf	1530
Martin Rohde	1530
Martin Granzow	1569
Ernst Granzow	1569
Otto Hoffmeister	1569
Richard Hoffmeister	1569
Otto Hoffmeister	1569
Franz Voß	1569
Ernst Voß I.	1569
Johann Voß	1569
Fessenbecker-Varsbotter *)	1589
Wilhelm Zaddach	1654
Adam-Block *	1729
Friedr. Steinfeldt	1729

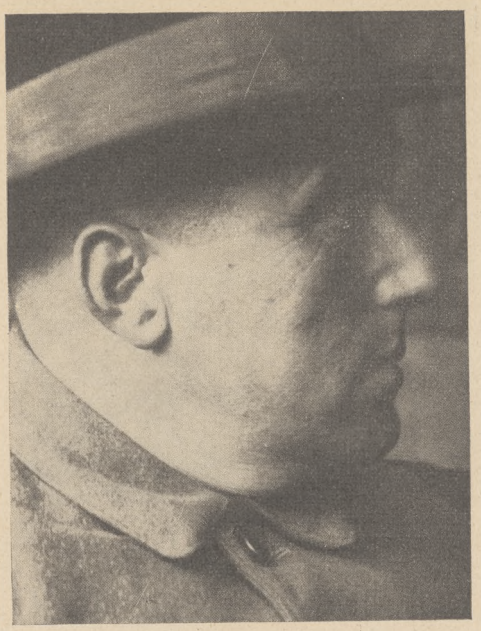
Schwolow, Krs. Stolp.

Albert Albrecht I.	1573
Friedr. Albrecht I.	1654
Gerhard Albrecht	1659
Albrecht-Albrecht *)	1585
Schulz-Albrecht *)	1694
Albrecht-Zessin *)	1581
Paul Zessin	1689
Franz Schulz	1669
Albrecht-Schulz *)	1712

Hohenstein, Krs. Stolp.

Granzow-Hildebrandt *)	1684
Richard Seil	1692

*) Bei Doppelnamen ist der erste der des jetzigen eingeheirateten Hofbesitzers, der zweite der Mädchenname der Frau, der eigentlichen Besitzerin.



Erbhofbauer Paul Granzow, Starkow.
(Das Geschlecht ist seit 1168 nachweisbar; typisch nordisch.)
Aufn. Wilh. Granzow, Stolpmünde

August Ratzke	1716
Richard Voll	1725
Hermann Wuttke	1725
Heinrich Wuttke	1725

Arnshagen, Krs. Stolp.

Reinhold Albrecht	1616
Friedr. Hildebrandt	1698
Richard Hildebrandt	1717
Ferd. Albrecht	1017

Horst, Krs. Stolp.

Otto Steinfeld	1569
Friedr. Kunde	1569
Reinhold Schulz	1569
Reinhold Granzow I.	1689

Dünnow, Krs. Stolp.

Friedr. Duske	1717
Gemkow-Kunde *)	1717

Saleske, Krs. Stolp.

Hermann Lüllwitz	1631

Altschlawe, Krs. Schlawe.

Albert Sielaff	1648
Wilhelm Sielaff	1648
Albert Roggatz	1648
Otto Roggatz	1648
Wilhelm Böttcher	1648
Wilhelm Schwolow	1731

Stemnitz, Krs. Schlawe.

Reinhold Last	1648
Reinhold Schnittke	1648
Herbert Selke	1648
Berthold Völkner	1667

Preetz, Krs. Schlawe.

Berthold Stüwe	1632

Lanzig, Krs. Schlawe.

Reinhold Frenz	1675

Altwarschow, Krs. Schlawe.

Karl Pantel	1710

Wandhagen, Krs. Schlawe.

Hugo Schwarz	1711
Ewald Krüger	1715
Max Krüger	1730

Masselwitz, Krs. Schlawe.

Wilhelm Boldt	1729

Neuenhagen, Krs. Köslin.

Robert Lassahn	1614

Streitz, Krs. Köslin.

Erich Peglow	1670

Striggow, Krs. Köslin.

Ernst Buchweitz	1675

Krettmin, Krs. Köslin.

Friedrich Lenzing	1704

Konickow, Krs. Köslin.

Wilhelm Reinfeldt	1704
Walter Treichel	1723
Friedr. Treichel	1723



Bäuerin Agnes Voß.
(Aus einem alten Starkower Geschlecht; bestes nord. Blut.)
Aufn. Wilh. Granzow, Stolpmünde

Neubomzin,
Krs. Köslin.

Willy Thurow 1733

Kreis
Kolberg-Körlin.

Emil Rackow, Zwillig 1647
Siegfr. Ponick, Zwillig 1704
Erich Finger, Degow 1734
Herm. Heldt, Degow 1734
Reinh. Reinke, Seefeldt 1658

Krs. Regenwalde.

Georg Redel, Rosenau 1717

Krs. Neustettin.

Erich Schultz, Soltnitz 1661
Willy Minckley, Thurow 1686
Hugo Tarnow, Lümzow

Krs. Belgard.

Erich Barz, Reinfeld 1630
Otto Ehlert, Narbin 1717
Albert Hardt, Redlin 1726
Hermann Mancke, Pustchow 1691

Krs. Cammin.

Wilhelm Bliese 1575
Albert Wurow, Laatzig 1699
Wilhelm Stein, Laatzig 1732

Krs. Pyritz.

Fritz Klohn, Altfalkenberg 1601
Ferdinand Wartenberg, Damnitz 1628
Otto Krümmer, Horst 1657
Fritz Plath, Wartenberg 1663
Walter Klohn, Altfalkenberg 1681
Walter Hensch, Wartenberg 1684
Walter Brandt, Horst 1688
Friedr. Bahnemann, Altgrilipp 1711

Krs.
Franzburg-Barth.

Richard Dabs, Rublitz 1608

Krs. Greifenhagen.

Paul Kraatz, Rörchen 1609
Hans-Friedr. Berndt, Hans-Friedr. Berndt, Stresow 1613
Martin Zagelow, Neuendorf 1655
Artur Schulz, Marienthal 1692
Friedr. Wesenberg, Stecklin 1719

Krs. Greifenberg.

Robert Bellin, Wustrow 1621
Reinhard Kasten, Borntin 1631
Arthur Ebert, Görke 1661
Johannes Wartchow, Bortin 1699
Werner Wolff, Großhorst 1708
Emil Kressin, Holm 1720
Herbert Speith, Zimdarse 1722
Herbert Hannemann, Bortin 1733
Emil Benz, Borntin 1699

Krs. Anklam.

Fritz Berndt, Kagendorf 1654

Krs. Rügen.

Willi Bierk, Altefähr 1667
Willi Bischoff I, Malkwitz 1703

Krs. Randow.

Gustav Gottschalk, Neuendorf 1692
Gustav Schröder, Wamlitz 1700
Harald Tillack, Warsow 1716

Krs. Naugard.

Robert Wendorff, Großsabow 1567
Ernst Spiegel, Falkenberg 1650
Adolf Falk, Kriewitz 1710

Krs. Saatzig.

Willy Budde, Bruchhausen 1707
Max Spieker, Hansfelde 1710

Krs. Demmin.

HugoBoldt, Gragzow 1729

Da bei der Ehrung für mehrhundertjährige Besitzverbundenheit die Vererbung über die Tochter der über den Sohn gleicherachtet wird, so haben sich naturgemäß die Namen häufig geändert, z. T. stehen am Anfang der Hoffolgelinien jetzt in hiesiger Gegend völlig verschwundene Namen. Wenn also irgendein Angehöriger eines dieser Geschlechter aus den für die Ehrung zutage geförderten Forschungsergebnissen Nutzen ziehen will, so wird er zwar auf jeden Fall eine Bereicherung seiner Ahnentafel empfangen; ob aber nun gerade der Mannesstamm der betreffenden Familie erforscht wurde, ist ohne Kenntnis der Sachlage nicht festzustellen. Daher folgt eine zweite Liste, die angibt — soweit mir bekannt —, in welchem Jahr die genannten 65 Namen zuerst auftreten. Im zweiten Abschnitt dieser Liste folgen, ebenfalls mit der Jahreszahl des früheſt nachweisbaren Auftretens, die Namen, die in den Hoffolgelinien usw. zwar vorkommen, dann aber ausscheiden, z. T. aus der Gegend verschwunden sind.

Granzow 1508
Voß 1569, 87, 73
Hoffmeister 1534
Zaddach 1530
Wockenfuß 1508
Zessin 1508, 81
Schultz 1569
Block 1569
Stüwe 1530
Hökendorf 1631
Rhode 1508
Varsbotter 1530
Steinfeldt 1508
Albrecht 1508, 1616
Albrecht 1573

Hildebrandt 1642
Seils 1750
Ratzke 1508, 1712
Wuttke 1767
Kunde 1708
Duske 1581, 1712
Lüllwitz 1608, 76
Sielaff 1569, 1575
Roggatz 1572
Böttcher 1578
Schwolow 1569
Last 1648
Schnittke 1648
Selke 1648
Völkner 1667

*

Vanselow 1496
Sasse 1508
Kalff 1508
Smyth (Schmidt) 1508
Maß 1508
Wilke 1508
Vergin 1508
Vynske 1508
Veylahn (Vegelahn) 1508
Höppener 1508
Knübel 1508
Ryckwarth 1508
Tyde 1508
Ketelhut 1530
Moller (ö, ü) 1530
Pantel 1536
Stockmann (ö) 1542
Priebe 1542
Milles (ies) 1569
Lambrecht 1569
Papenfuß 1569
Neubeuser (ü) 1569
Gemkow 1569
Dumrese (ö) 1570
Lichtenfeld 1577

Wuzmer (mann) 1571
Lütke, Ludeke 1582
Schramm 1572
Gatz 1585
Wulff 1589
Wiese 1569
Neitzel 1589
Wegner 1508, 1589
Holz (tz) 1589
Schwerdtfeger 1583
Treptow 1631
Pröl 1624
Prange 1616
Lück 1631
Meyer 1629
Moldenhauer 1606
Finn 1617
Lemm (e) 1640
Tomm (e) 1654
Harder 1603
Notzke 1472, 1611
Alert (art) 1597
Mademann 1632, 1648
Drewes 1632, 1648

Für meine Heimat Hinterpommern ergibt sich zu ihrer Ehre schon aus diesem Anfange bäuerlicher Sippenforschung, daß dadurch einem großen Teil der schauerlichen Märchen über das emsige „Bauernlegen" — die häufig den Eindruck erwecken, als könne es in ganz

Hinterpommern unmöglich auch nur noch einen einzigen Bauern geben — jegliche Grundlage entzogen wird; für den Familienforscher aber ergibt sich in vielen Fällen die erfreuliche Tatsache, daß sich manche Linien seiner Arbeit glatt bis 1500 ergänzen lassen.

Der Familienname „Kobes"

Beitrag zur Namenkunde des Landgebietes um Anklam / Von Dr. Franz Kobes, Berlin-Lichterfelde

Die Familiengeschichte meines väterlich-großväterlichen Stammes[1]) zu schreiben, stieß auf besondere Schwierigkeiten infolge des Mangels einer festliegenden Namensform bei einem an sich, wenn auch nicht häufigen, so auch ebenso wenig seltenen Familiennamen, einer Abkürzungsform des ursprünglich alttestamentlichen Namens Jakob, welcher in der Form Jakobus später als Heiligen- und Kalendername durch die christliche Kirche in Anwendung kommt und dadurch als Vorname beliebt wird.

Die Form Kobes ist eine in Vorpommern auf dem Lande verhältnismäßig seltene Familiennamensform, welche ebenso wie die Genitivform Kobs, Koobs (seltener: Cobse) in einigen Kirchenbüchern des Landgebietes um Anklam einige Zeit vor und noch nach 1750 sich durchsetzt, während sie sich sonst in Kirchenbüchern — ich erwähne die Städte Demmin und Stettin — teilweise etwa 50 bezw. 80 Jahre vorher nachweisen läßt.

Die einfachste Form des Namens Kob oder Kobe[2]) fand ich in den kirchlichen Beurkundungen meiner unmittelbaren Vorfahrenreihe von 1765 bis 1689 rückwärts im ältesten Kirchenbuche von Liepen-Preetzen. Handelt es sich um Frau, Tochter oder auch Sohn eines Kob oder Kobe, wird die Form Koben bewußt als Genetivform gebraucht.

1698 gibt die Schwedische Vermessung für dieselbe Preetzener Familie die Schreibung Koep an. Diese Form — aber mit der Genitivendung „s", also Koeps — hat für das Jahr 1667 auch das Ranziner Kirchenbuch nördlich der Peene, während dieselbe Namensangehörige 1664 hier Kobs heißt, 1671 einmal als Kobes erwähnt wird.

Ein anderes vermutliches Familienmitglied heißt nach dem Ranziner Kirchenbuch: Pagel Kobs, so 1685 und 1692, 1687 heißt er Pagel Koobs. Hier erscheint das Genitiv-„s" schon damals fest zugehörig zum Namen. Seine Kinder sind dann an anderer Stelle zweimal unter dem Namen Koobs, einmal als Kobs erwähnt (Taufen 1683, 1685, 1692). Bei der Einsegnung seiner Kinder lautet der gleiche Familienname:: 1697 Cobes, 1699 Kobs, 1701 Kobes, 1705 und 1707 Koben.

Um die Jahrhundertwende 1700 erscheint also schon im Kirchenbuch von Ranzin die in Liepen jüngere Genitivform Kobes bezw. Kobs neben der in Liepen älteren Genitivform Koben. In der ersten Hälfte des neuen Jahrhunderts erscheint auch in diesem Kirchenbuch die Form „Kobe" für männliche Namensangehörige, jedoch „Koben" bei den weiblichen Familienmitgliedern. Also ist die Anwendung dieser Form etwas mehr abgegrenzt als in Liepen.

Nach 1750 ist dann hier Kobs für Kobe bei den männlichen Namensträgern herrschend, während die Mädchen den Familiennamen Koben behalten.

In der Schwedischen Vermessung vom August 1694 wird derselbe Pagel Kobs in Schmatzin, Kirchspiel Ranzin, als Halbbauer Paul Kopp erwähnt. Die mit 2 „p" geschriebene Namensform — zugleich mit der schwachen Genitivendung „en" — gibt diese Aufzeichnung auch an für: Michael Koppen, Freimann in Menzlin, ebenso für Jochem Koppen, Kossäten in Daugzin, beide im Kirchspiel Ziethen nördlich von Anklam.

In dieser Form — mit 2 „p" und öfters genitivisch mit „en" — erscheinen die Bezeichnungen der Namensangehörigen im Kirchspiel Spantekow bei Anklam unter Erwähnung des Kirchspiels Iven schon ab 1569, wobei die Vertauschung des „o" mit der Umlautsform „ö" keine Rolle spielt. Zur gleichen Zeit etwa, schon Mitte des Jahrhunderts, kommen die gleichen Formen des Namens in der Stadt Anklam vor. Sie werden schon damals als feste Namensformen empfunden, da sie teilweise das Genitiv-„s" außerdem annehmen und sich in ihrer geschlossenen Form über die nächsten Jahrhunderte halten.

Für Angehörige und Nachkommen der Köppen im Kirchspiel Ziethen konnte ich in den Kirchspielen Züssow und Zarnekow — frühestens 1692 — die neue Abkürzungsform Köpping (Köppinck) nachweisen, ebenso wie im Kirchspiel Ranzin für Pagel Kobs einmal Pagel Köpping gesagt wird (schon 1675).

Sehr alt ist an sich die schon neben Koppe, Köppen und ähnlichen Formen — in den mittelalterlichen Stadtbüchern von Vorpommern — auftretende Namensgestaltung Copeke, welche später am häufigsten als Köpke erscheint. In Anklam kommen die Formen Koppen und Köppken sowie Kopken im Spätmittelalter (15. Jahrhundert) — als Verkleinerungsform von Jakob — auch im ersten Bestandteil der Worte Koppentor oder Köppkentor (bi der Kopkenborch) für das Steintor (auf dem Wege zur 1637 abgerissenen Jakobikapelle) vor[3]). Bei dieser nahen Wortverwandtschaft zwischen Köpke und Köppen oder Kop kann auch eine spätere Namensveränderung — noch zwischen 1700 und 1750 — nur zunächst überraschen. Martin Christoph Kobe aus Preetzen, der als Pate in Preetzen (1737) wieder Kobes heißt, wird im Kirchspiel Ziethen Martin Christoph Köbke (Köpke) genannt. Und diesen Familiennamen behalten seine Nachkommen.

Daß die in Vorpommern nachgewiesenen Namensangehörigen alle verwandt sind, ist bei der Möglichkeit einer Namensentstehung an vielen Orten, welche — noch mehr als an die allgemeine Geläufigkeit des Namens Jakob aus dem Alten Testament — an die ursprüngliche Verehrung des Schutzheiligen Jakobus und an das Vorhandensein von Jakobikirchen sich anzuschließen scheint, durchaus nicht wahrscheinlich. Natürlich spricht aber etwas dafür, bei benachbarter Ortlichkeit eine ursprüngliche Sippenverbundenheit oder Familienzusammengehörigkeit anzunehmen.

Wesentlich ist dann auch für die Annahme des verwandtschaftlichen Zusammenhangs das Vorkommen eines gleichen oder verwandten Berufes bei den Angehörigen des vermutlich gleichen Stammes. Innerhalb der für mich urkundlich nachgewiesenen alten Stammesvorfahrenschaft von Webern kommt auch mehrere Male der Schneiderberuf vor. Die enge berufliche Verbindung liegt ja von vornherein nahe, insofern als der eine Beruf von dem anderen fortgesetzt wird, oder insofern als der eine dem andern die Grundlage schafft.

Erwähnt werden muß nun, daß Jakobus der Jüngere — vergl. über ihn das Neue Testament, besonders die Apostelgeschichte und den Jakobusbrief — von einem Tuchwalker mit der Keule erschlagen wurde und wegen seines Martyriums als Patron der Tuch-

---

[1]) Mein Großvater Wilhelm Kobes, * 1826 in Japenzin, Kr. Anklam, begründete die städtische Familie Kobes. —

[2]) Der gesprochene Lautwert des auslautenden b ist höchstens der bilabiale, also ähnlich dem w, so daß Kob etwa „Kow" gesprochen wurde, wie heute noch die Namensform Kobes in der plattdeutschen Umgangssprache heißen kann, während „Kow" bei weiblichen Namensträgern gar nicht in Anwendung kommt.

[3]) Wesentlich für diese Forschung: J. W. Bruinier. Die Anklamer Namen im Ausgange des Mittelalters. 1929 Anklam. — Kurt Müller. Barther Personennamen im Mittelalter. 1933 Greifswald. — Hans Bahlow. Die Stralsunder Bürgernamen um 1300. In: Baltische Studien. 1934 Stettin. — Vergl. Anklamer Heimatkalender 1925, 1924.

macher gilt. Falls nun der Weber- oder auch wohl der Schneiderberuf über die letzten Jahrhunderte der Neuzeit bis ins Mittelalter zurückverfolgt werden könnte, so möchte die Wahl des später fest gewordenen Vornamens Jakobus in Weberfamilien häufiger gewesen sein, und es könnten öfters ursprüngliche Weberfamilien, die verschiedenen Ursprung haben, etwa Kobe, Köppen oder Köpke heißen.

So kann nun sehr leicht geschlossen werden: Bei verschiedener Namensform, die sich zunächst aus der früher geltenden Ungebundenheit in dem Gebrauch ähnlicher Laute ergibt, können die Träger dieser Namensform recht nah miteinander verwandt sein, da die nicht mehr recht beachtete Grundform dieselbe ist. So stehen die Koep und Köppen neben den Kobes und Koppe usw. Wir müssen hierbei daran denken, daß fast alle Namen auf dem Lande überhaupt die Jahrhunderte hindurch von Namensträgern angegeben wurden, die des Schreibens unkundig waren, und daß die Pastoren oder Küster sie in der Form aufschrieben, welche dem von i h n e n angewendeten Schriftausdruck der bestimmten Laute entsprach, und daß es dabei natürlich von Bedeutung war, aus welcher Gegend die Schreiber stammten. Ob zum Beispiel ein Laut in geschlossener Silbe kurz oder lang gesprochen wird, ist in lautlicher Hinsicht kein wesentlicher Unterschied. Desgleichen ist von keiner großen Bedeutung beim Niederschreiben eines Namens, ob im gesprochenen Silbenabschluß b oder p gebraucht wurde. Ob der Name Köbke (Köpke) kurz oder lang gesprochen wird und im Schriftgebrauch mit b oder p erscheint, ist lautlich ein ganz geringer Unterschied, welchen wir auch heute bei Anwendung des Namenswortes nur wenig beachten. Der Gebrauch des Doppelkonsonanten nach einem kurzen Laut in geschlossener Silbe ist außerdem das in der hochdeutschen Schreibweise Übliche, so daß neben Kobe leicht ein Wort mit Doppelkonsonanz, in diesem Falle: Koppe, erscheinen kann, sobald erst das o kurz gesprochen war. Die Form „Kobbe" wurde nicht gefunden. Interessant ist auch die — wohl als solche aufzufassende — Übergangsform Kooppe(n), so in der schwedischen Landesaufnahme 1654, während das Kirchenbuch (Ducherow ab 1645) Koppe für denselben Namensträger aufweist. Der Umlaut in den kurzen und langen Formen spielt keine besondere Rolle. Die umgelauteten Formen treten neben den nicht umlautenden auf. Und wir wissen schon von mittelalterlichen Handschriften her niemals, wieviel öfter der Umlaut gesprochen als geschrieben worden ist.

Der zweite Grund für das Fehlen einer festen Schrift-Namensform ist der Umstand, daß es sich um einen abgekürzten Rufnamen handelt, der mundartlich gebraucht wurde. Noch heute würde in der plattdeutschen Umgangssprache der Name Kobes „Kow" heißen[4]). Noch heute wird in einem mir bekannten Dorf, wo es mehrere „Köpke" gibt, einer dieser Namensträger zum Unterschied von den anderen „Köp" genannt, während die Frau eines Köpke als „Köbsche" mundartlich bezeichnet wird, eine Bezeichnung, welche beispielsweise in einer Ducherower Kirchenbucheintragung 1667 für „Köppensche" einmal angewendet zu sein scheint und wieder der Bezeichnung „Pagel Kobsche" — für die Frau von Pagel Kobs, Kirchenbuch von Ranzin 1686 — sehr ähnlich ist.

In einer Reihe von Kirchspielen erscheinen die Köpkes neben den Köppens, besonders erst in den späteren Jahrzehnten — wie etwa in Ducherow von den achtziger Jahren des Sechzehnhundert ab —, und es ist nicht wahrscheinlich, daß es sich in solchen Fällen — bei der Anwendung der neuen Verkleinerungsform — um eine neue Familie handelt.

Kann nun ein verwandschaftlicher Zusammenhang von Kobes, Koppes, Köppens oder Köppings sowie Köpkes (Köbkes) bei Verzweigung eines Stammes vielfach angenommen werden, so kann andererseits, wie gesagt, niemals bei dem Vorhandensein solcher verwandter Namen ohne weiteres auf eine gleiche Abkunft geschlossen werden. Sie kann o h n e die Möglichkeit der schrittweisen Zurückführung auf die Stammesahnen und ohne das Vorhandensein naher örtlicher Verbindung nur in einem Bereiche schwacher Möglichkeiten erblickt werden. Die Bedeutung einer gründlichen Familien-, Sippen- und Heimatforschung auch für die Namenkunde habe ich in dem Vorhergehenden zeigen wollen.

[4]) Vgl. Anm. [2]).

Die von Schweder-Lew'schen Familien-Stiftungen in Köslin

Zu den ältesten Familien-Stiftungen Pommerns, wenn nicht Deutschlands, dürften die von Schweder-Lew'schen Familien-Stiftungen in Köslin gehören. Am 15. Dezember ds. J. sind 250 Jahre vergangen seit dem Tage, an dem der Kanzler und Burggerichts-Director Jakob Schweder in seinem Testament bestimmte, daß nach seinem und seiner Ehefrau Gerderuth Sophie von Braunschweig Tode das hinterlassene Vermögen zusammen bleiben und als Familien-Fideikommiß zum Besten der Angehörigen der Familie verwaltet werden solle. Er starb bald danach. Nach dem Tode seiner Ehefrau entstanden Streitigkeiten über die Erbschaft zwischen den Schweder'schen Agnaten und Cognaten, die erst nach langen Verhandlungen durch einen Familien-Vertrag vom 25. Februar 1726 beigelegt wurden. Hiernach wurde das Fideikommiß durch königlichen Specialbefehl vom 27. Juni 1730 bestätigt. Es verteilt nur Barunterstützungen.

Das noch heute in Köslin in der Papenstraße gegenüber der Marienkirche bestehende Schwederstift für alleinstehende weibliche Mitglieder der Familie wurde begründet durch das Testament des Kgl. Preußischen Obersten Michael von Schweder, eines Neffen des Kanzlers Jakob Schweder und Urgroßvaters von Alexander und Wilhelm von Humboldt, vom 20. Mai 1728. Er bestimmte einen erheblichen Teil seines Vermögens zur Erbauung dieses Stiftes und zur Leistung von Präbenden an seine Insassinnen. Das Haus wurde um 1735 erbaut.

Durch Testament vom 21. Januar 1736 bestimmten der Landrat und Bürgermeister der Stadt Köslin Gabriel Lew, ein Großneffe des Kanzlers Jakob Schweder, und seine Ehefrau, daß das bei ihrem Tode vorhandene Vermögen ebenfalls den Stiftungen zugutekommen sollte. Ein Teil sollte zur Vergrößerung des Stiftsgebäudes, der Rest zu Präbenden an die neuen Insassinnen und sonstige Unterstützungen verwandt werden. So wurde das Stift ausgebaut zu 8 Wohnungen von je 2 bezw. 3 Zimmern mit Küche und sonstigem Zubehör. Eine dieser Wohnungen ist neuerdings eingezogen und für allgemeine Zwecke der Insassinnen und des Stiftes umgebaut worden.

Eine 4. Stiftung wurde durch das Testament des Frl. Auguste Schweder vom 20. Januar 1870 begründet, die Bar-Unterstützungen aber nur an unverheiratete Damen verteilt.

Eine 5. Stiftung, die aber unter besonderer Verwaltung stand, ist die Zachäus Schweder-Stiftung, die auf Angehörige einer bestimmten — der Schlaweschen — Linie der Familie beschränkt war. Sie war begründet durch den Apotheker Zachäus Schweder in Königsberg durch Testament vom 16. Dezember 1751 und gab Stipendien für Studierende. Sie hat durch die Inflation ihr Kapital bis auf einen kleinen Rest verloren, der den Kösliner Stiftungen übereignet wurde, die sich bestreben werden, sie wieder lebensfähig zu machen.

Außer den bereits angegebenen Leistungen gewähren die Stiftungen Universitäts-Stipendien, Schulgeld- und Aussteuer-Beihilfen, Zuschüsse zu Offizier-Equipierungen, Spenden an Ortsarme und ähnliches.

Es dürfte noch interessieren, etwas über die Höhe der Stiftungskapitalien, die schon seit langem zusammengelegt sind, zu hören. Ihre ursprüngliche Höhe ist nicht mehr festzustellen, da sie einmal zu einem erheblichen Teil aus Grundbesitz bestanden und dann in den Testamenten sich neben Angaben in Reichstalern

die verschiedenen anderen Werte, wie pommersche und polnische Gulden, Floren usw. finden, deren Umrechnung Schwierigkeiten machen dürfte. Vor dem Weltkriege betrug das Gesamtkapital ca. 320 000 M., das jährliche Aufkommen daraus ca. 13 000 M. Durch die Inflation schmolz das Vermögen auf ca. 110 004 M. zusammen. Dieses immerhin noch sehr günstige Resultat hat seinen Grund darin, daß ein erheblicher Teil des Vorkriegsvermögens aus Aeckern bestand, die heute noch im Besitz der Stiftungen sind. Durch nachträgliche Aufwertungen und sparsame Wirtschaftsführung ist der Besitz wieder etwas angewachsen, so daß jetzt ca. 5000 RM. Einnahmen zur Verfügung stehen.

Berechtigt an den Stiftungen sind nur die Personen, die in den in Köslin geführten Stammbaum eingetragen sind. Er führt die Schweders zurück bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts.

Als berühmte Stiftsverwandte ist außer den bereits erwähnten Humboldts noch der Dichter Ludwig Uhland zu nennen, der einem nach Süddeutschland ausgewanderten Zweige der Familie entstammt. Zum gleichen soll auch der sächsische Minister-Präsident M. v. Killinger gehören. Ich hatte noch nicht Gelegenheit, diesen Zusammenhang aus dem Kösliner Stammbaum festzustellen. Verschiedene Zeitungen brachten ferner Artikel, die eine Ahnengemeinschaft des preußischen Minister-Präsidenten, General Göring, mit der Schweder'schen Familie aufstellten. Diese Verwandtschaft dürfte aber nicht bestehen, da die betr. Ahne in unserem Stammbaum nicht aufgeführt ist, während zwei Männer, die ihre Brüder sein müßten, darin notiert sind.

Hoffentlich bleiben die Stiftungen noch recht lange in der Lage, ihre Unterstützungen der heute weit verbreiteten Nachkommenschaft der hochherzigen Stifter zu gewähren. Das gebe Gott. Fritz Kühnemann.

Was die Familienforschung entdeckte

Wer sich heute eingehend mit Familienforschung beschäftigt und dabei nicht nur seine Ahnen oder Vorfahren väterlicherseits oder mütterlicherseits berücksichtigt, sondern den Spuren der Vorfahren anderer Volksgenossen nachgeht, wird oft sonderliche Ahnengemeinschaften antreffen. An anderer Stelle wurde schon ausgeführt, daß der Minister Hermann Göring nicht nur Vorfahren hat, die einmal längere Zeit in Pommern ansässig waren, sondern auch mit vielen Geistesgrößen blutsverwandt ist, die ebenfalls in unserem Pommernlande ansässig waren. Es ist überhaupt auffallend, daß viele unserer großen Männer mit Pommern eng verwachsen sind. Ich erinnere hier nur an Bismarck, Feldmarschall Graf A. v. Schlieffen, General Ludendorff, Generalfeldmarschall v. Mackensen, Ludwig Uhland, die Gebrüder Alexander u. Wilhelm v. Humboldt. — Der Generalfeldmarschall Karl v. Steinmetz, der mit Else von Krosigk verheiratet war, hatte nicht nur Blutsgemeinschaft mit dem preußischen Staatsminister Ernst v. Massow, sondern auch mit dem Philantropen Christian v. Staude, dem Generalmajor Hans Michaelis, dem ehemaligen Landeshauptmann der Provinz Pommern Johannes Sarnow, Ernst v. Haselberg, dem Verfasser verschiedener Geschichtswerke und Bücher über pommersche Baudenkmäler, dem Heraldiker Fritz Warnecke, dem Verleger der Stralsundischen Zeitung Dr. Struck, dem † Oberbürgermeister in Halle Gustav Staude u. a. Der gemeinsame Ahne aller dieser Personen ist der Reformator von Stralsund Christian Ketelhoet, der unter seinen Nachkommen eine große Zahl von pommerschen Bürgern hat, die es sich nicht träumen lassen, Blutsbeziehungen zueinander zu haben. Ein Mann, der während des Weltkrieges engster Mitarbeiter des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg und Generals Ludendorff war, der geistige Vater des 42 cm-Geschützes Oberst Max Bauer, den Ludendorff einmal als den klügsten Offizier der Armee bezeichnete, hat durch seine Frau, Elisabeth geb. Fraude ebenfalls engste Beziehungen zu Pommern. Diese war die Tochter des Swinemünder Kaufmanns und Konsuls Otto Carl Fraude und der Anna Friederici. Beider Vorfahren sind alte pommersche Familien. Die Fraudes lassen sich zurückführen auf Peter Fraude, der um 1650 Hofbesitzer zu Papendorf bei Pasewalk war. Alle seine Nachkommen waren Schiffer und haben es zu großem Wohlstande gebracht, sodaß der Schwiegervater des Oberst Bauer, Otto Fraude, 1890 die Swinemünder Dampfschiffahrts-Ges. gründen konnte. Auch die Vorfahren des Reichsministers und Reichsbauernführers Walter Darré stammten aus Pommern. Die Stammheimat ist die Gegend um Stargard. Ernst Moritz Arndt, der in zweiter Ehe mit Maria Schleiermacher, der Schwester des bekannten Universitätsprofessors u. Theologen Friedrich Daniel Schleiermacher verheiratet war, hat Blutsbeziehungen zu dem Generaloberſten v. Seeckt. Arndts Enkeltochter Thusnelda war die Schwiegermutter des Generals. Andererseits haben aber auch viele Pommern Blutsbeziehungen zu Persönlichkeiten in anderen deutschen Gauen oder dem Auslande. So ist Ludendorff ein Nachkomme der Virginia Eriksdotter, einer Tochter König Erich XLV. von Schweden (1560—1569) und seiner ihm zur linken Hand angetrauten Gemahlin Angela Pehrsdotter. Eine Ahnengemeinschaft besteht auch zwischen dem Minister Hermann Göring und dem früheren Kaiser. Diese leitet sich her von der Mutter des Dichters Ludwig Uhland, Rosina Elise Hofer. Diese nämlich hatte zur Urgroßmutter eine Marie Bardili, deren Vater, Rektor der Universität Tübingen, eine Justina Ecker zur Frau hatte, deren Mutter Sabina Schloßberger und deren Großmutter Sabina Besserer war. Deren Ahnherr Heinrich Besserer lebte um 1296. Sein Sohn Otto Besserer lebte um 1350, und zu den Nachkommen seines jüngeren Sohnes gehört Uhland, während zu denen des älteren Sohnes, Ulrich Besserer (1358—1379), die 1488 gestorbene Amalie B. gehört, die den Landgrafen von Landau heiratete. Durch seine Tochter Veronika gehören zu seinen Nachfahren die Gräfin Anna v. Hohenems, die Grafen v. Zinzendorf und Susanna Gräfin Castell-Remlingen. Diese war seit 1721 verheiratet mit Heinrich XXIX. Grafen Reuß. Dessen Urenkel, Ernst I. Herzog von Sachsen-Coburg, vermählte sich 1780 mit Louise Prinzessin von Sachsen-Gotha. Beider Sohn, Albrecht, Prinz von Sachsen-Coburg-Gotha, wurde der Prinzgemahl der Königin Viktoria I. von England und Vater der Mutter des früheren Kaisers. (Nach Forsch. Prof. Heydenreichs.) So sehen wir denn durch diese paar Beispiele, die sich noch interessanter gestalten ließen, wenn wir auch den Begabungen und Talenten der einzelnen Persönlichkeiten und anderer Geistesheroen und Künstler unseres Vaterlands wie Goethe, Schiller, Seb. Bach, Lessing, Richard Strauß, Rud. Wagner u. a. nachgingen, daß die Jagd nach den Ahnen keine nutzlose Spielerei ist. Der Sinn des Lebens wird klar. Man könnte hinter die Geheimnisse nicht nur seines eigenen Wesens zur Selbsterkenntnis kommen, wenn mancher mehr von seinen Blutsverwandten wüßte.

F. E. St.

Wie sah E. M. Arndt aus?

Im Anschluß an unsern Aufsatz über „Die Familie Arndt" auf S. 318 sollen hier einige Mitteilungen über E. M. Arndts Aussehen stehen, weil — vielleicht infolge der oben zurückgewiesenen Familiensage über eine nordische Abstammung der Arndts — so oft falsche Anschauungen darüber geäußert und gedruckt werden.

Wir haben einen Paß Arndts vom 11. Mai 1813. Er ist im Besitz von Frau Sanitätsrat Dr. Heydemann geb. Rassow in Greifswald, einer Urenkelin von Arndts Lieblingsschwester Gottesgab. Das „Signalement" dieses Passes beschreibt uns den Freiheitsdichter folgendermaßen:

Alter 40 Jahre
Größe 5 Schuh 1 Zoll
Haar schwarz
Stirn hoch
Augenbraunen schwarzbraun
Augen braun
Nase mittel
Mund „
Bart schwarzbraun
Kinn rund
Gesicht oval
Gesichtsfarbe gesund.

Arndt war also ziemlich klein; seine Größe betrug 1,68 m. In Uebereinstimmung mit den Angaben des Passes beschreibt uns der Dichter Kosegarten einen jüngeren Bruder von Ernst Moritz Arndt als einen „exzellenten Jungen, neun Jahre alt, mit pechschwarzen Augen und düstern, um die braunen Pausbacken rollenden Locken". Ueber diese Färbung von Augen, Haar und Haut äußert sich Arndt sozusagen zu seiner Verteidigung selber einmal in den „Wanderungen und Wandelungen mit dem Freiherrn vom Stein": „Hiebei sei ein für allemal gesagt, und zwar gegen diejenigen, welche immer mit der feinsten weißen Haut und den silberklarsten blauen Augen als dem Urstempel des edelsten Menschen und dem echtesten Geniezeichen herankommen, daß die beiden größten Deutschen des neunzehnten Jahrhunderts, Goethe und Stein, aus braunen Augen die Welt anschauten, mit dem Unterschiede, daß das Goethische Aug' breit und offen meist im milden Glanze um sich und auf die Menschen herabschaute, das Steinsche, kleiner und schärfer, mehr funkelte als leuchtete und oft auch sehr blitzte."

Theodor Billroths Ahnen

Unter den großen Männern Deutschlands, die ihre Ahnen in Pommerns Gauen haben, darf ein Mann nicht vergessen werden, der für die leidende Menschheit viel Segen stiftete, das ist der Chirurg und Professor Dr. Theodor Christian Billroth, der am 26. 4. 1829 in Bergen auf Rügen als Sohn des Diakons Carl Theodor B. in Bergen und der Johanna Nagel das Licht der Welt erblickte. Von einem Teil der Vorfahren väterlicherseits waren zwei bedeutende Aerzte: ein Urgroßonkel war schwedischer Hofchirurg, ein Onkel Medizinalrat und Kreisphysikus in Stettin. Sehr zahlreich sind in der Familie die Theologen. Von acht studierten Geistlichen erlangten drei hohe Aemter. Die übrigen Vorfahren waren 4 Kaufleute, ein Jurist und ein Landbaumeister.

Bekannt sein dürfte, daß Billroth über große musikalische Begabung verfügte, die auch bei seinem väterlichen Großvater, dem Notar und Bürgermeister von Greifswald, Johann Christ. Billroth, nachweisbar ist, Letzterer leitete lange Jahre in Greifswald einen Verein für Instrumentalmusik und Gesang. Die Großmutter mütterlicherseits brachte weitere künstlerische Begabung hinzu, und schließlich heiratete Theodor Billroth selbst die Tochter einer sehr musikalischen Frau Christine Michaelis, die zur Mutter hatte Caroline Cunicke, eine Tochter des Tenors an der Kl. Oper zu Berlin Friedrich Cunicke und seiner zweiten Ehefrau Therese, die der Musikerfamilie Schwachhofer entstammte und selbst als Sopranistin am Nationaltheater tätig war.

Die Ahnen Billroths, soweit bisher ermittelt und aus Pommern stammend, sind folgende:

I. 1. Billroth, Theodor Christian, * Bergen/Rügen 26. 4. 1829, † Abbazia 6. 2. 1894. Dr. med. Professor an der Universität in Wien. oo 1858 mit Caroline Friederike Christine Michaelis, * Bergen 6. 6. 1837.

II. 2. Billroth, Carl Theodor, * Greifswald 23. 9. 1800, † Reinberg bei Greifswald 7. 10. 1834. Diakonus in Bergen, dann Pastor in Reinberg. oo Bergen 17. 7. 1828 mit
3. Nagel, Johanne Christine, * Berlin 7. 3. 1808, † Greifswald 15. 9. 1851.

III. 4. Billroth, Johann Christian, get. Stralsund 18. 7. 1769, † Greifswald 20. 9. 1846. Geh. Reg.-Rat, Notar und später Bürgermeister in Greifswald. oo . . . mit
5. Masius, Maria, get. Barth 25. 8. 1772, * 1811.
6. Nagel, Johann Friedrich, Kgl. Pr. Ober-Konsistorialrat und Domänenrat in Berlin. oo Berlin 1. 5. 1807 mit
7. Willich, Sophie Dorothea, get. Greifswald 29. 7. 1787, † . . . 1803—1806. Mitgl. des Nationaltheaters in Berlin.

IV. 8. Billroth, Johann Christian, * Barth 8. 3. 1744, † Wolgast. Weinhändler u. Tabaksfabrikant, Bürgermeister in Wolgast. oo Barth 7. 10. 1794.
9. Blandow, Anna Margarethe, * . . ., † . . .
10. Masius, Gottlieb, get. Barth 27. 1. 1734, † das. 5. 3. 1808. Kaufmann in Barth. oo Barth 9. 6. 1765.
11. Mierendorf, Anna Barbara Dorothea, * Helmshagen 1746, † Barth 4. 3. 1803.
12. Nagel, Johann Christoph, * . . ., † . . . 1804. Geh. Oberkonsistorialrat. oo . . . mit
13. Fischer, Johanne Eleonore, * . . . 1745, † Berlin 21. 1. 1832.
14. Willich, Johann Christian, * Göttingen 1744, † nach 1833. Lippe-Detmold. Landbaumeister. oo
15. . . .

V. 16. Billroth, Michael, * 1702, † Barth 19. 7. 1765. Kaufmann u. Brauer in Barth. oo Barth 17. 5. 1735 mit
17. Schröder, Maria Elisabeth, * . . . 1717, † Barth 16. 3. 1785.
18. Blandow, Gastwirt in Barth, * . . ., † . . . oo . . .
19. . . .
20. Maeß, Andreas, * Tarnow (Mecklenb.) 25. 6. 1690, † Barth 24. 11. 1747, Diakonus in Barth. oo um 1723 mit
21. . . .
22. Mierendorf, Pensionarius auf Helmshagen b. Greifswald. * . . ., † . . .
28. Willich, Lorenz Michael, * Trent (Rügen) 1717, † Göttingen 1809. Bürgermeister ebenda. oo . . .
29. Herings, Elisabeth Sophie, * . . ., † . . .

(Vgl. auch: Ahnentafel d. Chirurgen Theodor Billroth von Peter v. Gebhardt, Fam.-Bl., 27. Jhrg./1929, H. 5, S. 151—154.) Dr. K. Kl.

Die Ludendorffs — ein altes pommersches Geschlecht

Erich Ludendorff, der im Posenschen Geborene, ist der Abstammung nach Pommer. Die Ludendorffs lassen sich in Pommern urkundlich bis ins fünfzehnte Jahrhundert zurück verfolgen. In Demmin und später in Stettin gehörten sie zu den angesehensten Bürgern der Stadt. Die Stammlinie des großen Heerführers führt lückenlos auf einen Johann Ludendorff zurück, der von 1627 bis 1688 in Demmin lebte. Er war Kaufmann, Angehöriger des Rates der Stadt und Kirchenprovisor der St. Bartholomäikirche, gehörte also zum Demminer Stadtpatriziat. Auch die Söhne und Enkel von Johann Ludendorff gehörten dem Rate der Stadt Demmin an, bekleideten wichtige Aemter oder taten sich als tüchtige, unternehmungslustige Kaufleute hervor. Die Töchter des Hauses verheirateten sich, ihrer gesellschaftlichen Stellung entsprechend, mit angesehenen Kaufleuten, Beamten oder Geistlichen.

Von der Unternehmungslust der Ludendorffs zeugt die für die damalige Zeit immerhin erstaunliche Tatsache, daß ein Johann Peter Ludendorff nach Sevilla auswanderte und dort ein Kaufhaus gründete. Ein anderer Ludendorff erwählte sich Petersburg als seinen Wirkungskreis.

Der Stammvater der Stettiner Linie ist Carl Otto Ludendorff. Er wurde am 12. Juli 1727 in Demmin als neuntes Kind seiner Eltern geboren, wanderte als junger Kaufmann und Seidenhändler nach Stettin aus und muß sich hier durch Fleiß und Tüchtigkeit nicht nur die Achtung seiner Mitbürger, sondern auch ein gutes Vermögen erworben haben. Im Jahre 1763 wird bei einer Aufzählung der Kaufleute, „so im Rufe eines guten Vermögens stehen und sich in ihrem negoce für andere hervortun", auch dieser Ludendorff genannt. Er starb im Jahre 1787 hochgeachtet als Altermann der Draker-Kompagnie.

Seine Söhne Joachim Gottlieb und August Wilhelm waren ebenfalls angesehene Bürger in Stettin. Joachim Gottlieb lebte von 1765 bis 1843. Er betrieb Holzgroßhandel und war Inhaber einer für diese Zeit bedeutenden Reederei. — Sein Bruder August Wilhelm Ludendorff war Inhaber einer Großdestillation in der Fischerstraße, ebenfalls Stadtrat in Stettin und lange Jahre Beisitzer des Königlichen See- und Handelsgerichtes. Er ist der Urgroßvater des Generals. Sein Sohn August Wilhelm Theodor Ludendorff, also der Großvater von Erich Ludendorff, lebte von 1797 bis 1850 in Stettin. Seine Ehefrau war Ada Louise Leffler, eine Schwedin, deren Stammbaum insofern interessant ist, als die Leffler Nachkommen der Virginia Eriksdotter sind, einer Tochter des Schwedenkönigs Erich XIV*). In den Adern des Generals fließt also von seiner Großmutter her das Blut der schwedischen Wasakönige, deren Mannesstamm vor etwa 130 Jahren erlosch.

Der Vater des Generals, August Wilhelm Ludendorff, wurde am 13. März 1833 in Stettin geboren, war zuerst Rittergutsbesitzer in Posen, später Pächter der Güter Thunow, Geritz und Streckenthin in Pommern. Auf diesen pommerschen Gütern hat der General seine Kindheit verlebt, seine Ferien verbracht. Sein Vater hatte übrigens schon eine militärische Laufbahn: Er nahm als Leutnant am Feldzuge von 1866 und als Oberleutnant am Kriege 1870/71 teil und ging als Rittmeister in die Reserve. — Die Mutter des Generals war eine geborene von Tempelhoff, deren Urahn, der friderizianische Generalleutnant Ernst von Tempelhoff, als große militärische und wissenschaftliche Begabung galt und von Friedrich dem Großen, der ihn übrigens erst adelte, der „klügste Mann seiner Zeit" genannt wurde.

Ist es ganz abwegig, anzunehmen, daß der Feldherr von seiner Mutter her Erbe dieser großen militärischen Begabung geworden ist, während seine Vorväter, diese ehrbaren, tüchtigen, fleißigen Kaufleute, ihm als Bluterbe die staunenswerte Arbeitskraft mitgegeben haben, die Feldmarschall von Hindenburg in seinen Erinnerungen als „übermenschlich" bezeichnete?

Die Pommern jedenfalls dürfen stolz darauf sein, einem Geschlecht über 300 Jahre Heimat und Freundschaft geboten zu haben, dessen genialster Sproß für immer mit dem größten Kriege aller Zeiten verbunden bleiben wird. W. Wienstein.

*) Vgl. hierzu: Felix Moeschler: „Ergänzungen u. Berichtigungen zur Genealogie Ludendorff in Bd. 40 des Deutschen Geschlechterbuches" in den Mitteilungen des „Roland" (Dresden), Jg. 1925, Heft 2 und Jg. 1926, Heft 2 u. 9/12. Ferner die Ausführungen von Wolf Marx in demselben Blatte, Jg. 1926, Heft 9/12.

Des Reichsministers der Luftfahrt und Generals der Flieger Hermann Göring pommersche Vorfahren

Kürzlich brachte ich in „Unser Pommerland" (Familie und Volk, Nr. 4, März 1934, S. 15) die Ahnengemeinschaft Görings mit dem pommerschen Geschlechte Schweder. Es wird in Pommern aber vielfach noch unbekannt sein, daß des Ministers Vorfahren väterlicherseits auch Pommern sind, wohin sie mutmaßlich aus Prenzlau einwanderten.

Der älteste uns bekannte Vorfahre Göring ist der Schulmeister Jürg Geringk, der um 1570 und 1579 in die Dienste der Stadt Stolp tritt. (D.G.B. Bd. 1.) Seit 1588 ist er auch Untergerichtsschreiber und stirbt zwischen 1619 und 1622. Drei Generationen von Jürgs Nachkommen saßen als Bürger in Stolp und im benachbarten Schlawe. Da ist zunächst der Sohn Michael, genannt als Bürger 1581. Dessen Sohn ist dann Christian, geb. um 1620, Kaufmann und Ratsherr in Schlawe und verheiratet 1. 11. 1652 mit Anna Boye. Der Sohn aus dieser Ehe, Michael Geringk (1659 bis 1727), verheiratete sich mit Anna Judith Scheinemann, Tochter des Bürgermeisters zu Köslin Heinrich Scheinemann, und wurde, da inzwischen Hinterpommern an Preußen übergegangen war, preußischer Amtmann zu Rügenwalde. Seine Hauptaufgabe war es in dieser für damalige Verhältnisse einflußreichen Stellung, die zum Schloß Rügenwalde gehörigen zahlreichen Ackerhöfe zu verwalten und daneben die landesherrliche Gerechtsame bei den benachbarten Ständen wahrzunehmen. Um jene Zeit war der erste Beamte des Amtes der Vogt und Hauptmann Joachim von Carnitz. Obwohl Michael Geringks Amt sehr selbständig war, so geriet er doch oft mit Joachim v. Carnitz in ein gespanntes Verhältnis, da letzterer ein eigenartiger Heiliger und sehr hochfahrend war. Carnitz, der zusammen mit Geringk die Streitigkeiten der Bürgerschaft zu schlichten hatte, brachte nur noch mehr Uneinigkeit in die Verhandlungen, so daß Michael Geringk in scharfen Gegensatz zu ihm kam. Das waren auf die Dauer unerträgliche Zustände, und so begrüßte es der Amtmann, daß er im Jahre 1711 nach Köslin versetzt wurde.

Ein Sohn, das fünfte von seinen 12 Kindern, Michael Christian, geboren in Rügenwalde am 23. Dezember 1694 (gest. Hagen 1763) zog, da sein Vater ihm keine angemessene Erziehung zuteil werden lassen konnte, zu seinem vermögenden Onkel, Johannes Geringk (Göring), Bürgermeister von Wittenstock, der den jungen Neffen in Rostock und Frankfurt sorgfältig erziehen ließ. Nach verschiedenen anderen Dienststellungen treffen wir ihn ab 1754 als Kriegs- und Domänenrat bei der Clevisch-Märkischen Kammer in Hagen; er kam auf diese Weise aus seiner pommerschen Heimat in die Fremde. Aus seiner Ehe mit Regina Willemsen aus Wesel stammt als 2. von 5 Kindern Christian Heinrich (1740—1805). Er war Assessor beim Landgericht in Wesel und später Justizkommissarius und Notar in Emmerich und heiratete Elisabeth Bernhardine Lüps aus Orsog. Das jüngste von den 12 Kindern aus dieser Ehe war Wilhelm Göring (1791—1874), Kreisgerichtsrat in Emmerich. Aus seiner Ehe mit Caroline de Nerée stammte dann als drittes von 6 Kindern der Vater des Ministers, Dr. jur. Heinrich Ernst Göring, * 1838, der zunächst Richter in dem 1871 neu erworbenen Reichsland und dann Landgerichtsrat in Metz war. 1885 ging er als Reichskommissar nach Deutsch-Südwestafrika und war dann 1891—1896 Ministerresident bei den Republiken Haiti und S. Domingo. Er war zweimal verheiratet. Erstlich mit Ida Remy, dann mit Franziska Tiefenbrunn, die ihm mehrere Kinder schenkte. Das 4. Kind ist der heutige Minister Hermann Göring, * Rosenheim (Oberbayern) 12. 1. 1893. C. St.

Wieviel Ahnen haben wir?

2047 Jahre brachten 82 Generationen.

Jeder Mensch hat zwei Eltern und vier Großeltern. Geht man weiter, so gerät man auf acht Urgroßeltern und auf jene 32 Vorfahren, deren Nachweis für eine einst adelige Ahnenprobe ebenso unentbehrlich war wie die 16 Ahnen für den Nationalsozialisten, der seine arische Abstammung nachweisen muß. Soweit wäre alles klipp und klar und eindeutig. Wir wollen ganz davon absehen, daß die schon erwähnte Ahnenprobe gar nicht leicht ist, da nur zu häufig die Urkunden und andere Quellen versagen, ganz davon abgesehen, daß mancher noch nicht einmal den Mädchen-

namen seiner Urgroßmutter kennt! — Allein, halten wir uns auf der rein arithmetischen Linie! Wir haben genau mit derselben Rechnung zu tun wie der berühmte Inder, der das Schachspiel erfand, und sich dafür eine Belohnung auserbat, die bestehen sollte in einem Weizenkorn auf das erste Schachfeld, zwei Körnern auf das zweite, vier Körnern auf das dritte, acht auf das vierte und so fort bis zum letzten, dem 64. Feld. Der damalige Maharadscha soll nicht wenig verblüfft gewesen sein, als die Ausrechnung ergab, daß sein gesamtes großes Reich nicht genug Körner erzeuge, um den ungeheuren Bedarf zu decken. Dabei ist sehr die Frage, ob die Anzahl der Schachfelder für unsere Zwecke der Ahnenforschung ausreichen werden.

Beschränken wir uns einmal auf den Zeitraum, der seit dem zweifelsfrei erkennbaren Aufkommen der Germanen verflossen ist. Rechnen wir einmal von der Schlacht von Noreja, mit der begeisterte Vaterlandsfreunde die deutsche Geschichte beginnen, so hätten wir 2047 Jahre zu berücksichtigen. Nähmen wir einmal an, daß vier Geschlechter für das Jahrhundert zu rechnen sind, so kämen wir auf 82 Generationen. Das ergäbe die ganz ungeheuerliche Summe von 5 Quadrillionen Ahnen. Eine ganz undenkbare und unvorstellbare Zahl mit 24 Nullen. Nun beherbergt Deutschland bekanntlich nur rund 65 Millionen Einwohner. Wir haben demgemäß im Lichte dieser Ausführungen rund 120 000 Milliarden mal soviel Ahnen errechnet, als es überhaupt Deutsche gibt. Wie ist also der ungeheuerliche Fehlbetrag zu erklären. Durch Ahnenverlust. Man erinnere sich, daß häufig Vettern Basen heirateten, und nicht ganz selten zwei Brüder zwei Schwestern. In weiterem Kreise wird die Verwandtenheirat geradezu zur Regel. Noch besser könnte man das Wort „Ahnenverlust", das ja eigentlich irreführend ist, durch das Wort „Ahnengleichheit" und Blutsgemeinschaft ersetzen. Jeder ist mit jedem sippenmäßig und blutlich verbunden. Es ist ja nicht zu leugnen, daß die bayrischen Grafen Butler auf Iren zurückgehen, die im 30jährigen Krieg zu uns kamen, daß zahlreiche Hugenotten in Köln, Frankfurt und Berlin einwanderten, daß die Barbarino und Dallarnu auf Italiener zurückgehen, daß russische Großfürstinnen und englische Prinzessinnen seit Adelheid, der Tochter Alfreds des Großen, nach Deutschland heirateten, — das fremde Blut ward jedoch so gut wie restlos aufgesogen. Durch die innige Verschmelzung des Volkskörpers im langen Volk-Werde-Prozeß, wie sie aus der „Ahnengleichheit" hervorgeht, wird jene innige nationale Verbundenheit, an der wir uns jetzt in Deutschland erfreuen und die wir nicht genug betonen können, gewonnen. G.

Der wahre Reichtum

Unter diesem Titel brachte der Altmeister der deutschen Familienforschung und Dichter Dr. Ludwig Finckh 1926 in seinem Büchlein: „Heilige Ahnenschaft" einen kurzen Beitrag, in dem er u. a. sagt: „Es gibt manchen Bund in Deutschland, der gut und notwendig ist. Keiner aber, scheint mir, geht so an die Wurzel unseres Lebens wie der Reichsbund der Kinderreichen. Denn nicht auf den einzigen Kindern beruht das Wohl des Staates, sondern auf den Vielkindrigen, auf den vierten, fünften, siebenten Kindern. In den späteren Kindern ist der Funke besonders lebendig, und es ist ein Glück, daß man dies endlich erkannt hat in einer Zeit, da man sich auf Blutwelle und Erbgang zum ersten Male besonnen hat." Das war damals, als noch die Familie, das Fundament des Staates, nicht die Anerkennung fand, die ihr im Interesse der Staatserhaltung zukommt. Der nationalsozialistische Staat hat sich gleich von Anfang für die kinderreichen Familien ganz besonders eingesetzt, und seit einem Jahr ist der Reichsbund der Kinderreichen dem Rassepolitischen Amt der NSDAP. unterstellt. In Anerkennung der wertvollen Tätigkeit des R. D. K. hat der Stellvertreter des Führers, Reichsminister Rudolf Heß, in einem Rundschreiben vom 15. Nov. 1935 (Nr. 218/35) erneut die Notwendigkeit herausgestellt, im Interesse des unerläßlichen Einsatzes für eine aktive Bevölkerungspolitik besonders die kinderreichen Familien, wie sie im R. D. K. zusammengeschlossen sind, tatkräftig zu fördern. Durch eine enge Zusammenarbeit mit dem R. D. K., in dem gesunde und geordnete kinderreiche Familien als Vorbilder für den Gedanken des Kinderreichtums werben, soll der kinderreichen Familie in Zukunft vermehrt die Stellung eingeräumt werden, die sie in den Augen des Nationalsozialismus verdient. „Wer aber — so sagt L. Finckh — den wahren Reichtum auf Erden hat, nämlich Kinder, drei, vier und mehr, der kann nichts Besseres tun als jenem Bund beizutreten, dem kein Hagestolz und hartgesottener Junggeselle angehören kann, und der, auch wenn er aus Schmalgenährten und Dornengebetteten besteht, dermal sich sagen kann: wir sind arm um unserer Kinder willen, wir sind reich durch den Atem unserer Kinder. Dieser Atem ist die Lebenslust des Staates, von ihnen zehrt er, ihn braucht er — sorge er dafür, daß er voll und rein und gesund bleibt."

Der Entschluß zum Kinde und die Freude am Wachstum der gesunden Familie aber muß aus dem Herzen des Menschen selber kommen, und deshalb ist die unermüdliche Arbeit am Wegräumen falscher Ideale und zersetzender Irrlehren notwendig, damit unser Volk wieder dem gesunden Instinkt des Lebens folgen lernt.

C. Staude.

Bedeutende Männer aus kinderreichen Familien

In seinem Buche „Rassenpflege im völkischen Staate" sagt Professor Dr. Martin Staemmler in dem Kapitel: „Das Gesetz der Fruchtbarkeit": „Geburtenrückgang ist Volkstod. Wer daher sein Volk lieb hat und es nicht sterben lassen will, der muß sich in die Reihen derjenigen stellen, die gegen diese schlimmste aller Volkskrankheiten ankämpfen. Das ist die heilige Pflicht aller derjenigen, die wahre Volksführer, wahre Politiker sein wollen." Wie die statistischen Berechnungen verschiedener Sachverständiger nun übereinstimmend ergeben, müssen also, um diesem Volkstode aus dem Wege zu gehen, in jeder Ehe drei Kinder geboren werden, nur um die Bevölkerungszahl dauernd auf gleicher Höhe zu halten. Somit kann man den Begriff dahin genauer bestimmen, daß man als kinderreiche Familien solche bezeichnet, in denen mehr als drei, also zumindest vier Kinder geboren werden.

Unsere Vorfahren, das ist uns ja allen bekannt, dachten nicht so wie viele von uns an ihre Bequemlichkeit, sondern an ihr Volk. Und das ist gut so. Hätten sie anders gedacht, wären viele große Männer und Frauen nicht geboren. Fast alle unsere bedeutenden Männer stammten aus Ehen mit mehreren Kindern, wovon nachstehende Aufstellung beredtes Zeugnis ablegt, die jedoch nur die Männer aufführt, die dritt- oder mehrgeborene Kinder in kinderreichen Familien waren:

Albrecht Dürer (1471—1528), Maler, 3. unter 18 K. Ernst Moritz Arndt (1769—1860), Dichter, 3. unter 10 K. Immanuel Kant (1724—1804), Philosoph, 4. unter 9 K. Otto v. Bismarck (1895—1898), 4. unter 6 K. Friedemann Bach (1710—1784), Musiker, 5. unter 6 K. Freiherr Karl von Stein (1757 bis 1831), Staatsmann, 5. Kind. Robert Schumann (1810—1856), Musiker, 5. Kind. Carl Runge (1856—1927), Mathematiker, 5. unter 8 K. Anton van Dyk (1599—1641), Maler, 6. Kind. Gebhard v. Blücher (1742—1819), Feldherr, 7. Kind. Carl W. Scheele (1742—1786), Chemiker, 7. unter 11 K. J. Wolfgang Amadeus Mozart (1756—1791), 7. unter 7 K. Sein Sohn Wolfg. Amad. Mozart (1791—1844), Musiker, 7. unter 7 K. Johann Sebastian Bach (1685—1750), 8. unter 12 K. Heinr. v. Stephan (1831—1897), Postminister, 8. unter 12 K. Richard Wagner (1813—1883), 9. unter 9 K. Oskar von Miller (* 1855), Techniker, 10. unter

10 K. Franz Schubert (1797—1828), Musiker, 12. unter 14 K. Joh. Peter Frank (1745—1821), Mediziner, 13. unter 14 K. Der Philosoph und Aesthetiker Johann Georg Sulzer (1720—1779) war das 14. Kind der Mutter und 25. Kind des Vaters und Georg Christoph Lichtenberg (1742—1799), Physiker und Schriftsteller, 18. unter 18 K.

(Vgl. a. „Geschwisterzahl und Lebensleistung" von Dr. H. Lockemann. A.f.S. April 1930, H. 4, S. 143 bis 148.) St.

Vererbung der musikalischen Begabung

Die Familie Bach als Beispiel. Heute noch kann die Vererbungswissenschaft kein besseres Beispiel dafür finden, welchen Segen das Erbe im Blut bedeuten kann, als die Bachs. Nicht nur Johann Sebastian Bachs engere Familie, nein, alles was im Thüringer Land Bach hieß, musizierte. Johann Sebastian fielen einmal bei einem gelegentlichen Aufzählen über 40 Bachs ein, die alle Berufsmusiker waren. Man sagte in Thüringen schließlich ganz allgemein „ein Bach", wenn man einen Musikanten meinte, und wenn man die Familie bis in die Reformationszeit zurückverfolgte, gab es in ihr nichts als Stadtpfeifer, Fiedler, Organisten und Kantoren. Es gibt viele Beispiele dafür, daß Begabung erblich ist, etwa die militärische Begabung in gewissen Adelsfamilien, die dichterische und denkerische Begabung in Gelehrten- und Pastorenfamilien, und die Kunstfertigkeit in bestimmten Kunsthandwerkerfamilien, aber nirgends floß der Strom einer bestimmten Begabung so mächtig, im Lauf von zwei Jahrhunderten immer mehr anschwellend und immer gewaltiger bis zum plötzlichen Verebben, wie in dieser einzigartigen Familie, die der Welt nicht nur das größte musikalische Genie aller Zeiten, sondern dazu noch eine ganze Reihe hochbedeutender Komponisten schenkte, deren Werke den Vergleich mit dem Größten oft nicht zu scheuen brauchen. Wir meinen Johann Sebastian Bachs Söhne.

Johann Sebastian heiratete als Organist in Arnstadt mit 22 Jahren seine Base Maria Barbara Bach. Bald zog das junge Paar nach Weimar, und in schneller Folge wurden ihnen dort Kinder geboren: Katharina Dorothea, Wilhelm Friedemann, Philipp Emanuel, Johann Bernhard, Leopold Augustin, einmal aber auch Zwillinge, die aber gleich nach der Geburt starben. Berühmt wurden zwei von den Kindern. Philipp Emanuel war 25 Jahre Hofcembalist Friedrich des Großen, später wirkte er in Hamburg und genoß unter seinen Zeitgenossen weit höheren Ruhm als sein Vater. Wilhelm Friedemann, vielleicht der Begabteste von allen, versagte letzten Endes, weil er nicht mehr die moralische Kraft besaß, die sein großes Erbe hätte wahrhaft fruchtbar machen können.

Als Maria Barbara nach 13jähriger Ehe gestorben war, heiratete Johann Sebastian anderthalb Jahre später Anna Magdalena Wülken, die jüngste Tochter eines Hof- und Feldtrompeters. In achtundzwanzigjähriger Ehe schenkte sie ihm weitere 13 Kinder, die ebenfalls zum größten Teil sehr musikalisch begabt waren. Nicht ohne Stolz schreibt Johann Sebastian einmal an einen Freund: „Meine Kinder sind allesamt Musici und kann versichern, daß ich schon ein Konzert vocaliter und instrumentaliter mit meiner Familie formieren kann, zumalen da meine itzige Frau gar einen sauberen soprano singt und auch meine älteste Tochter nicht schlimm einschlägt."

Es scheint bei den Bachs gute alte Familienüberlieferung gewesen zu sein, daß bei den Eheschließungen nicht nur das musikalische Verständnis, sondern auch die Tüchtigkeit ausschlagend sein müsse. In Johann Sebastian Bach ist somit das musikalische Genie, das heißt die glückliche Vereinigung aller musikalischen Anlagen zweifelsfrei aus einer großen Ahnenreihe hineingeboren worden. Eine hervorragende, 2 Jahrhunderte überdauernde Familientradition hat dafür gesorgt, daß diese Anlagen der einzelnen Ahnen weder zersplittert noch vom Geiste der Zeit angefressen wurden. Die Musiker Bach heirateten, wie es das Zunftwesen jener alten Zeit mit sich brachte, meistens Töchter von Musikern und hielten nicht nur für sich, sondern auch für ihre Frauen auf schlichte Frömmigkeit und Ehrbarkeit der Sitte. Tugenden, die bekanntlich jede wahre Kraftentwicklung zur Bedingung hat. Diese Tugenden vermehrt mit tiefstem Familiensinn konnten dann bei Bach eine musikalische Kraft entfalten, wie die Welt nach ihnen noch keine wieder erlebt hat.

Hier ist für uns noch etwas von besonderer und hochinteressanter Bedeutung, das ist die Zwillingsgemeinschaft von Johann Sebastians Vater und dessen Bruder Johann Christoph. Diese Brüder sahen einander so ähnlich, daß sogar ihre Frauen sie nicht unterscheiden konnten. Sprache, Gesinnung, alles war einerlei. Auch in der Musik waren sie nicht zu unterscheiden, sie dachten einerlei, war einer krank, so war es der andere auch.

Die Familie Bach, ein Strom aus vielen „Bächen", der lang und immer reichlicher fließt, bis er plötzlich verebbt. Kehrt man von dieser Betrachtung in die Gegenwart zurück, so stellt man nachdenklich fest: Der Erbstrom, der die Familie Bach segnete, — er wäre in unserer Zeit des Ein- oder Zweikindersystems wohl ein dünnes Bächlein geblieben und vielleicht ohne Wirkung versickert. Bach, der Jüngste von Zwölfen, wäre wohl gar nicht geboren worden, und es ist ein Glück für uns, daß die Zeit vor 250 Jahren anders und gesunder gedacht hat.

Daß das musikalische Talent niemals erworben werden kann, sondern immer ein ererbtes ist, ist ohne jeden Zweifel.

Als weiteres Beispiel sei auf die Puccinis hingewiesen, deren heutiger bekanntester Vertreter der Komponist der Oper Toska Giacomo Puccini ist. Hier ist die schöpferisch-musikalische Vererbung vom Vater über den Sohn zum Enkel durch fünf Generationen zu verfolgen.

Auch das Geschlecht Pfitzner hat nicht weniger denn sieben Musiker von Ruf in vier aufeinanderfolgenden Generationen hervorgebracht. Auch sonst findet man in den Familien musikalischer Menschen eine deutliche Tendenz, „miteinander verwandt" zu sein. So war z. B. auch festzustellen, daß Beethovens Vater Tenorsänger und sein Großvater Komponist war.

So beweisen unsere Untersuchungen es ständig, daß Begabung durch Vererbung ebenso bedingt ist wie Krankheiten. Könnten diese neuen Erkenntnisse, zu denen unsere Sippen- und Vererbungsforschung uns geführt hat, dazu beitragen, den verlorengegangenen Sippenkult im Norden wieder zu beleben, so würde dies zweifellos eine biologische Renaissance bedeuten, die unser Deutschland zu einfach grandiosen Leistungen und ungeahnter Höhe führen könnte.

(Schrifttumsnachweis: Dr. J. A. Mjöen: Die Vererbung der musikalischen Begabung. Berlin 1934. Fred. Hagenmeyer: Kindersegen — Segen des Volkes. Berlin 1935. Ph. Spitta: Johann Sebast. Bach. Leipzig.) F. St.

Hütet eure Familienpapiere!

Was die Kenner und Freunde der Familienforschung schon immer prophezeit hatten, ist heute eingetroffen: Die Familienkunde ist zu etwas geworden, womit sich jeder deutsche Volksgenosse zu beschäftigen hat. Sie beweist die Blutverbundenheit unseres Volkes und deckt anderseits artfremde Einflüsse auf, um den Zweck zu ermöglichen, diese auszumerzen.

Denn die Familienkunde will als weitergestecktes Ziel ganze Bevölkerungskreise soziologisch erfassen und erforschen und wertvolle Erkenntnisse gewinnen, um diese im Leben der Gemeinschaft nutzbringend anzuwenden. Es läßt sich heute, wenn auch ahnen, so doch noch gar nicht übersehen, welch unendlich wichtige Bedeutung die Ergebnisse der Familienforschung in künftigen Zeiten einmal gewinnen werden. Sicher ist, daß sie in der Zukunft die eigentliche Grundlage für die Ordnung im Gemeinschaftsleben der Menschen

in Staat und Gesellschaft, das heißt Volk, sein wird. Sie wird Licht über dunkle Gesetzmäßigkeiten der Natur verbreiten; in diesem Lichte werden kommende Geschlechter wandeln.

Für diese hohen Ziele gilt es, mit allen Kräften vorzuarbeiten. Zu solchem Tun wird jeder Volksgenosse aufgerufen, und jeder ist zu seinem Teil befähigt und in der Lage, mit beizutragen.

Unschätzbare Zeugnisse und Quellen für die Kenntnis von der Familie sind Familienpapiere. Familienpapiere sind alle in der Familie vorhandenen Aufzeichnungen über diese, nicht nur über Familienereignisse, von einem Vorfahren oder von einem Heutigen selbst niedergeschrieben, nicht nur Tagebücher, Stammbücher und Briefe, sondern überhaupt alles, was aus irgendeiner Zeit Nachweisungen geben kann, und zwar sowohl über persönliche Verhältnisse im engeren Sinne, als auch über Begebnisse innerhalb der Familie oder über die Beziehungen von Familienangehörigen zu äußeren Geschehnissen. Durch solche Schriftstücke kann nachgewiesen werden, welches der wirtschaftliche Stand der Familie oder einzelner Familienangehöriger zu den verschiedenen Zeiten gewesen ist, wie die Familie in die allgemeine Kultur oder in die allgemeinen wirtschaftlichen oder politischen Zustände eines Zeitalters verflochten war, ferner wie sich die Zeit in der Seele des Einzelnen gespiegelt hat, wie er selbst zu ihr stand und welche Beziehung er zu den anderen Gliedern seiner Familie oder zu sonstigen Persönlichkeiten gehabt hat.

Es sind nicht nur solche Papiere von Wert, die allein Namen und Daten überliefern, sondern auch Aeußerungen, die vielleicht erst jetzt oder später als bedeutungsvolle Urteile erkannt werden können. Selbstverständlich gehören zu den zu bewahrenden Papieren alle Art Verträge, Zeugnisse und sonstigen Beurkundungen. So geringfügig vielleicht der Inhalt des einzelnen Blattes scheint, — seine Wichtigkeit erlangt es durch das Zusammenkommen mit anderen, ähnlichen Schriftstücken und dann durch die Zusammenfassung und den Vergleich, wodurch schließlich ein abgerundetes Bild der betreffenden Persönlichkeit und ihres Lebensstandes möglich ist.

Von dieser einzelnen Persönlichkeit laufen dann, ebenfalls wieder durch Familienpapiere dargestellt, die verknüpfenden Fäden zu den anderen Gliedern der Familie und zu anderen Familien. Dadurch wird es dann ermöglicht, einen Ueberblick über die gesamte menschliche und volkliche Verfassung des Einzelnen und der Familie und weiterhin einen Ueberblick über den Gesamtstand der Familie wie auch über ihre Stellung innerhalb der wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse ihres Zeitalters zu gewinnen.

Familienpapiere sind Bausteine zu dem umfassenden Gebäude der Volksforschung. Sie müssen durch eine sorgfältige Bewahrung sichergestellt werden, denn sie sind Heiligtümer, die gar nicht dem einzelnen, sondern der Familie gehören. Der einzelne ist nur das Glied der Kette, vorübergehende Erscheinung eines größeren Gesamtwesens, in es eingebettet, empfangend und weitergebend. Das halte man sich vor Augen!

Selbst wenn man annimmt, daß Briefe oder andere Schriftstücke keinen Wert hätten, so befrage man doch einen Sachverständigen, ehe man solche Papiere vernichtet. Schon oft ist Unersetzliches durch Unverstand untergegangen. Jeder Familienforscher hat wohl schon mehr als einmal die traurige Erfahrung gemacht, daß Papiere, die nachweislich vorhanden gewesen waren, und die ihm über wichtige Punkte hätten Aufschluß geben können, aus Unkenntnis ihrer Bedeutung vernichtet worden sind.

Verwahrt werden müssen vor allen Dingen alle amtlichen Papiere, Verträge aller Art, Nachweisungen über einen Vorgang. Am besten ist es, wenn diese Papiere zu einem Familienarchiv vereinigt werden, dessen Betreuung ein besonders dazu geeignetes Mitglied der Familie aufgetragen bekommt. Wer eine größere Menge von Familienpapieren besitzt, tut auch gut, wenn er sie einem Archiv oder einem Heimatmuseum übergibt. Dort sind sie in Sicherheit; dort werden sie zu gegebener Zeit verwertet werden können. Irgendein Familienforscher wird eines Tages beglückt über einen wichtigen Fund sein, den er beim Durchblättern dieser Papiere macht. Vielleicht bildet dieser Fund dann gerade die Brücke zur Ueberwindung des jedem Familienforscher nur zu wohlbekannten toten Punktes.

Familienpapiere entstehen noch alle Tage! Immer wird auch heute noch in Briefen das und jenes festgelegt, was einmal für eine kommende Zeit eine wichtige Tatsache bilden wird. Es werden auch noch Rechtsgeschäfte abgeschlossen, die Aufschluß über die Lebensverhältnisse der heutigen Generation geben. Man muß sich nur vorstellen, daß unsere Gegenwart für die Zukunft einmal eine Vergangenheit sein wird, und man wird die Verpflichtung fühlen, die wir gegenüber dieser Zukunft haben.

Und was haben wir in den letzten Jahrzehnten nicht alles erlebt! Krieg, Staatsumwälzung, wirtschaftliche und soziale Nöte und dann die grundlegende Neugestaltung des Staates.

Es gilt also: Bewahrt eure Familienpapiere, die der Vergangenheit wie die der Gegenwart!

Friedrich Sack.

Änderung des Familiennamens

In einer knappen und klaren Darstellung geben Oberregierungsrat Dr. Globke, Landgerichtsrat Dr. Opitz und Ministerialrat Dr. Kriege einen Ueberblick über die „Namensänderung" einst und jetzt (Verlagsgesellschaft R. Müller m. b. H., Eberswalde-Berlin).

Von besonderer Bedeutung ist in dieser Darstellung die Wiedergabe eines Runderlasses, der die Richtlinien des neuen Reiches zur Namensänderung enthält und in denen es u. a. heißt:

Das geltende Recht geht davon aus, daß der Familienname grundsätzlich die Abstammung aus einer bestimmten Familie kennzeichnet. Jede Namensänderung im Verwaltungswege beeinträchtigt die Erkennbarkeit der Herkunft aus einer Familie, verschleiert die blutmäßige Abstammung und erleichtert damit eine Verdunkelung des Personenstandes. Eine Namensänderung kann daher nur erfolgen, wenn ausreichende Gründe sie rechtfertigen. In zweifelhaften Fällen wird in der Regel dem Antrag auf Namensänderung nicht stattgegeben werden.

Ein ausreichender Grund zur Namensänderung ist im allgemeinen nicht schon darin zu erblicken, daß dem Gesuchsteller der ihm zustehende Name mißfällt, daß ihm der angestrebte Name ein besseres Fortkommen verspricht oder daß er sich von seiner Familie und den Trägern seines bisherigen Namens lossagen will.

Ebenso reicht die Tatsache, daß ein von dem ererbten Namen abweichender Name lange Zeit hindurch geführt worden ist, als Grund für die Gewährung dieses Namens regelmäßig nicht aus. Insbesondere sind Künstler- und Phantasienamen nicht als Familiennamen zu gewähren, da ihre Annahme und Führung nur den vorübergehenden Interessen einer Person zu entspringen pflegt, die Uebertragung auf die Ehefrau und die Nachkommen daher unangebracht erscheint.

Ausländische Namen sind als Familiennamen grundsätzlich nicht zu gewähren.

Maßgeblich ist diejenige Namensform, die die Vorfahren des Antragstellers zu der Zeit geführt haben, wo die früher vielfach übliche willkürliche Aenderung des Namens verboten und damit die Bildung fester Namen abgeschlossen wurde. Dieser Zeitpunkt liegt in den meisten deutschen Ländern zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Ist der damals von den Vorfahren des Antragstellers geführte Name seitdem ohne behördliche Ermächtigung geändert worden, so kann er im Wege des Berichtigungsverfahrens berichtigt werden. In Fällen, in denen die im Wege der Abstammung erworbene Namensform wegen Unzuverlässigkeit der

Urkunden oder aus ähnlichen Gründen zweifelhaft und der Ausgang eines Berichtigungsverfahrens daher ungewiß ist, kann die Führung einer bestimmten Namensform in einem Namensänderungsverfahren genehmigt werden. Dagegen wird eine vor dem maßgeblichen Zeitpunkt geführte Namensform auch im Wege der Namensänderung nicht bewilligt werden. Sonst würden beim Fortschreiten der Familienforschung und dem damit verbundenen Auffinden früherer Namensformen fortgesetzt Namensänderungen in Frage kommen.

Als ausreichender Grund zu einer Namensänderung ist auch anzusehen, wenn der bisherige Name anstößig oder lächerlich klingt, oder doch geeignet ist, sei es auch nur in gewissen Gegenden, Dialekten oder Volkskreisen Anlaß zu frivolen oder unangemessenen Wortspielen oder Scherzen zu geben. Bei der Prüfung der Anstößigkeit eines Namens ist zwar grundsätzlich der sachliche Maßstab allgemeiner Erfahrungen anzulegen. Immerhin sind dabei aber auch die besonderen Gründe, die etwa in der Person, dem Beruf oder der Umgebung des Gesuchstellers liegen, wohlwollend zu berücksichtigen.

Der erstrebte Name soll dem bisherigen tunlichst ähnlich sein oder doch in nahen Beziehungen zu dem Gesuchsteller oder seiner Familie stehen; letzteres wird insbesondere auch bei Aenderungen von jüdischen oder jüdisch klingenden Namen in Frage kommen, wo die Wahl eines anklingenden deutschen Namens vielfach auf Schwierigkeiten stoßen wird. Ein Name, der durch frühere Träger bereits eine bestimmte historische, literarische oder politische Bedeutung erhalten hat, ist in der Regel nicht zu wählen. Mindestens soll er nach Klang und Sprechweise etwas abweichen. Aber auch die privatrechtlichen Interessen sonstiger Namensträger sind nach jeder Richtung hin zu schützen. Soweit Personen der Namenswahl auf Grund eines schutzwürdigen Belanges widersprechen, wird dem Antragsteller bei Vermeidung der Ablehnung seines Antrages die Wahl eines anderen Namens anheimzugeben sein.

Geringe Vorstrafen oder schlechter Lebenswandel des Vaters begründen die Namensänderung des Kindes nicht, anders etwa Sittlichkeitsdelikte an den Kindern oder Tötungsversuch an der Frau oder ähnliche schwere Verfehlungen, wenn daraufhin die Ehe der Eltern geschieden ist und die Ehefrau ihren Geburtsnamen wieder angenommen hat, diesen auch für ihre Kinder wünscht, weil sie diese im wesentlichen allein erzieht und unterhält.

Den Gesuchen unehelicher Kinder, die bezwecken, die uneheliche Geburt nicht erkenntlich werden zu lassen, wird, wenn ein ausreichender Grund sie rechtfertigt, tunlichst entgegengekommen.

Ist der Bräutigam unerwartet gestorben und die ernstliche Absicht der Eheschließung nachgewiesen, so wird die Bewilligung seines Namens für die Braut in Betracht kommen.

Das Aussterben eines Familiennamens ist ein im allgemeinen natürlicher Vorgang, dem durch künstliche Eingriffe nicht begegnet werden kann und soll. Nur soweit der Mannesstamm durch den Kriegstod oder tödliche Unglücksfälle der letzten Namensträger erloschen ist oder zu erlöschen droht, wird in geeigneten Fällen die Erhaltung des aussterbenden Namens durch die Genehmigung zur Führung eines Doppelnamens gesichert werden.

Im übrigen werden von Fall zu Fall Ausnahmen hinsichtlich solcher Namen gemacht werden, deren Träger in einem besonderen öffentlichen, Pietät heischenden Ansehen stehen. Der Name wird jedoch in der Regel nur den Abkömmlingen von Töchtern als Zusatzname gewährt werden, nicht aber auch den Töchtern selbst, es sei denn, daß ihre Ehe aufgelöst ist. Die Ehemänner der Töchter und beliebige Seitenverwandte scheiden bei der Genehmigung der Namensänderung daher aus.

In einigen Landesteilen Westfalens und Hannovers ist es Sitte, daß Landwirte im täglichen Verkehr mit dem Namen des Hofes angeredet werden, auf dem sie wohnen. Beantragt ein in diesen Bezirken wohnender Landwirt, im Hinblick auf die Landessitte an Stelle des ihm zustehenden Namens den Namen des Hofes zu führen, so wird dem Gesuch entsprochen werden können. Dabei ist jedoch weitere Voraussetzung, daß der Gesuchsteller Eigentümer (Miteigentümer, Gesamthandseigentümer) des Hofes ist oder doch demnächst wird, und daß im letzteren Falle seine Beziehungen zu dem Hofe schon jetzt so eng sind, daß sein und seiner Nachkommen Verbleib auf dem Hofe für die Dauer gesichert erscheint. In diesen Fällen wird auch Anträgen etwaiger volljähriger Kinder des Gesuchstellers aus seiner Ehe mit der Erbtochter regelmäßig entgegengekommen werden; dagegen wird die Namensänderung auf Seitenverwandte und Abkömmlinge aus einer früheren Ehe regelmäßig nicht ausgedehnt werden.

Wie vormals adlige Namen sich nicht mehr nach Adelsrecht, sondern nach bürgerlichem Recht vererben und ebenso durch Ehelichkeitserklärung und Annahme an Kindes Statt übertragen werden, so sind adlige Namen auch auf dem Gebiete der Namensänderungen den bürgerlichen gleichgestellt. In der Gewährung eines solchen Namens im Wege des Namensänderungsverfahrens liegt daher keine Adelsverleihung.

Freilich ist bei der Gewährung adliger Namen die größte Zurückhaltung am Platze. Denn Anträge auf Genehmigung zur Führung eines adligen Namens werden vielfach nur aus Eitelkeit (u. U. auch aus unlauteren Gründen) gestellt.

Als Anträge auf Verdeutschung ausländischer Namen sind nicht nur die Fälle anzusehen, in denen die Uebersetzung eines ausländischen Namens in einen deutschen Namen begehrt wird (z. B. von Orlowski in Adler), sondern überhaupt alle Fälle, in denen ein ausländischer Name durch einen deutschen ersetzt werden soll (z. B. Borkowski durch Bork, Switalski durch Lennartz), ferner die Fälle, die lediglich auf die Deutschschreibung eines ausländischen Namens abzielen (z. B. Leschinski für Leszczynski).

Führen Personen arischer Abstammung jüdische Namen, so wird Anträgen auf Aenderung dieser Namen stattgegeben. Angehörigen der gleichen Familie wird dabei grundsätzlich nur der gleiche neue Name bewilligt. Welche Namen als jüdisch anzusehen sind, bestimmt sich nach der Auffassung der Allgemeinheit. Es gibt zweifellos zahlreiche Familiennamen, die ihrem Ursprung nach deutsche Namen sind, in der Volksanschauung aber allgemein als Judennamen gelten (z. B. Hirsch, Goldschmidt usw.). Es gibt weiter zahlreiche biblische Namen, die ebenfalls als typisch jüdische Namen angesprochen werden, aber sowohl bei Juden wie bei Nichtjuden vorkommen (Salomon, Israel, Moses usw.). Zu den Judennamen werden im allgemeinen auch diejenigen Namen gerechnet, die von dem Herkunftsort abgeleitet sind (Krotoschiner, Hamburger, Darmstädter usw.). Dagegen können hierher nicht Namen gerechnet werden, die zwar auch von Juden, häufiger aber von Christen gebraucht werden (Meyer usw.).

Anträgen von Personen nichtarischer Abstammung, ihren Namen zu ändern, wird grundsätzlich nicht stattgegeben, weil durch die Aenderung des Namens die nichtarische Abstammung des Namens verschleiert würde. Auch der Uebertritt zum Christentum ist nicht geeignet, eine Namensänderung zu begründen.

Lediglich anstößige jüdische Namen, die erfahrungsgemäß zu Spötteleien Anlaß geben oder Abneigung gegen den Träger erwecken können, werden gleich den anstößigen Namen anderer Namensträger geändert werden können, indessen nur durch Gewährung eines anderen jüdischen Namens (Cohn, Levy, Isaaksohn usw.).

-er Nachweis der arischen Abstammung

Der Reichs- und preußische Innenminister hat über die Urkundenbeschaffung zum Nachweis über die arische Abstammung einen neuen Erlaß herausgegeben, in dem wichtige Zweifelsfragen geklärt werden.

Der Minister stellt zunächst fest, daß die Ausstellung von Urkunden zum Nachweis der arischen Abstammung grundsätzlich gebührenpflichtig ist und daß Gebührenfreiheit nur in den in den Ministerialanweisungen ausdrücklich aufgeführten Fällen besteht. Falls der Nachweis der arischen Abstammung bis zum 1. Januar 1800 zurück zu erbringen ist, brauchen Urkunden nur über die am 1. Januar 1800 lebenden Vorfahren der näheren Ahnenreihe, nicht aber außerdem über an diesem Tage etwa noch lebende Vorfahren einer entfernteren Ahnenreihe beigebracht zu werden. Wenn beispielsweise an diesem Tage neben dem Urgroßvater auch noch der Ururgroßvater eines Antragstellers am Leben war, genügt die Beibringung der Geburtsurkunde des Urgroßvaters. Anträge von Volksgenossen, die auf Grund von amtlichen oder parteiamtlichen Anordnungen bis zu einem bestimmten Zeitpunkt den Nachweis ihrer arischen Abstammung erbringen müssen, sind bevorzugt zu erledigen. Die Gebührenfreiheit wegen Unvermögens komme nur dann in Frage, wenn der Antragsteller nach seinen gesamten wirtschaftlichen Verhältnissen zur Zahlung der Gebühren nicht in der Lage ist. Der Minister weist darauf hin, daß die NSDAP. und ihre Gliederungen den Abstammungsnachweis von ihren Mitgliedern nur nach und nach anfordern, um die Belastung der Registerbehörden nicht untragbar zu machen. Der Nachweis sei regelmäßig zunächst von den höheren Amtswaltern zu erbringen, während die große Masse der Mitglieder erst zu späterer Zeit hierzu aufgefordert werde. Soweit auf Grund dieser Anordnungen der Abstammungsnachweis zu erbringen sei, könne die gebührenfreie Ausstellung von Urkunden nicht mit der Begründung gefordert werden, daß die Anforderung im parteiamtlichen Interesse erfolge. Die Urkunden seien vielmehr auf eigene Kosten zu beschaffen. Auch Wehrpflichtige und Angehörige des Arbeitsdienstes hätten als solche keinen Anspruch auf Gebührenfreiheit. Schließlich stellt der Minister fest, daß der Satz von 60 Pfg. für jede Abschrift einer Eintragung aus dem Kirchenbuch zu erheben sei. Das gilt sowohl für den Fall, daß Abschriften mehrerer Eintragungen auf einer einzigen Bescheinigung zusammengefaßt werden, als für den Fall, daß auf Anforderung mehrere gleichlautende Bescheinigungen über dieselbe Eintragung ausgestellt werden. Die Erhebung einer besonderen Suchgebühr sei nur unter der Voraussetzung ausgeschlossen, daß der Antragsteller ausreichende Angaben über seine Vorfahren machen könne. Keinesfalls hätten die Registerbehörden die Aufgabe, bei der Suche nach einer Urkunde kostenlos die Arbeit eines Sippenforschers zu ersetzen.

Kirchenbuchauswertung

Kürassier-Rts. Nr. 5. Bailliodz. Stab Treptow a. d. Rega (1761—1817) in Verwahr der Ev. Feldprobstei, Berlin C 2, Frommelstr. 1.

Nachdem der außerordentliche Wert dieses bei Durchführung des Ariernachweises unschätzbaren Dokumentes, besonders für die bäuerliche Sippenkunde in Ostpommern und in der Neumark (Standorte: Treptow (1.), Cörlin (2.), Greifenberg (3.), Dramburg (4.), Wollin (5. Eskadron) und andere Orte, wie Schivelbein, Reetz, Belgard usw.) erkannt worden war, wurde die Verzettelung der in ihm enthaltenen Personen tatkräftig in die Hand genommen. Auskünfte für Aufstellungen erteilt Herr K. Rittershausen, Charlottenburg, Windscheidstr. 37. Scheine dagegen stellt ausschließlich der Verwalter in Berlin aus. Es handelt sich um drei umfangreiche Bände mit Amtshandlungen aus obengenannten Jahren, vorwiegend bis 1806. Als Register ist einzig überliefert das Taufregister (unalphabetisch). Es ist bisher für das Nachschlagen an Amtsstelle für Laien wie für den ungeschulten Urkundsbeamten der einzige feste Anhalt gewesen. Notwendig ist, daß die örtlich zuständigen Zivilgemeinden ergänzend bei Aufstellungen mitwirken. C. St.

Ein Archiv des deutschen Erbgutes entsteht

Wie bereits von amtlicher Seite angekündigt worden ist, sollen nach Beendigung der Umschulungsaktion der deutschen Standesbeamten durch gesetzliche Regelung die Sippenämter gebildet werden. Es handelt sich hierbei um die Umwandlung der Standesämter, die in Zukunft alle Nachrichten über die einzelnen Personen sammeln, die von den Gerichten oder den für die rassische Eingliederung zuständigen Stellen eingehen, um im Laufe der Zeit ein großes Archiv des deutschen Erbgutes zu schaffen, das nicht nur der Allgemeinheit und der Gesetzgebung, sondern auch jedem einzelnen Volksgenossen nutzbar gemacht werden soll.

Hierunter fallen auch die Maßnahmen zum Schutze des deutschen Schriftdenkmals durch die Herstellung von Photokopien sämtlicher deutscher Kirchenbücher, die in den Sippenämtern vereinigt werden sollen. Hierdurch wird der Nachweis der arischen Abstammung wesentlich erleichtert werden. Gleichzeitig erhalten die Gesundheitsämter durch diese wertvollen Materialsammlungen der Sippenämter eine weitgehende Unterstützung. Schließlich wird aber auch eine rassisch wertvolle Eheanbahnung ermöglicht werden. Namentlich zu diesem Zweck werden zur Zeit die Standesbeamten einer gründlichen rasse- und erbkundlichen, sowie weltanschaulichen Schulung unterzogen.

Im Zentralblatt der NSDAP. für Gemeindepolitik wird dem zukünftigen Sippenbeamten eine hohe Aufgabe gestellt: er sei für dieses Amt nur dann geeignet, wenn er selbst in vorbildlicher Ehe lebe, und bei der Vornahme der Eheschließung käme es für ihn darauf an, wertvolle Lebensregeln und nicht nur leere Worte zu geben. Auch auf dem Gebiete der Namensgebung könne der Sippenbeamte viel Gutes stiften. Er könne mithelfen, die erschreckend große Zahl undeutscher Vornamen, die sich in den letzten Jahren eingeschlichen haben, für die Zukunft zu verhindern. Auch die Sorge für uneheliche Kinder sei ein weiteres Betätigungsfeld für den Sippenbeamten, und außerdem könne die Vermittlung von Adoptionen an geeignete Eheleute, die keine Kinder haben, sehr segensreich wirken.

Hauptstelle für auslanddeutsche Sippenkunde

Die im März 1934 vom Deutschen Ausland-Institut, dem Volksbund für das Deutschtum im Ausland und dem Verein für Württembergische Familienkunde ins Leben gerufene Hauptstelle für auslanddeutsche Sippenkunde ist nunmehr dem Deutschen-Ausland-Institut eingegliedert und der Leitung des Pfarrers Grisebach unterstellt worden. Als Mitarbeiter sind der Vorsitzende des Württ. Vereins für Familienkunde, Präsident i. R. Scholl, und der bekannte auslanddeutsche Sippenforscher Otto Lohr gewonnen worden, welch letzterer viele Jahre in Nordamerika zugebracht hat und als Kenner der einschlägigen Verhältnisse bekannt ist. Scholl hat die bei der Hauptstelle in den ersten neun Monaten ihres Bestehens einlaufenden Anfragen bearbeitet. Die Hauptstelle will bei den Auslanddeutschen den Sinn für Familienforschung, für deren Bedeutung und Pflege wecken und vertiefen; sie will die verwandtschaftlichen Bande zwischen den Binnen- und den Außendeutschen stärken und, wo sie im Lauf der Zeit in Vergessenheit geraten sind, von neuem nachzuweisen suchen. Die Tätigkeit der Hauptstelle gliedert sich in eine theoretisch-wissenschaftliche und eine praktische. Erstere hat zum Ziel die karteimäßige Erfassung der Familien des Ueberseedeutschtums und des Rußlanddeutschtums; für das Deutschtum der Tschechoslowakei und des europäischen Südostens, des Baltikums usw. bestehen eigene sippenkundliche Zentralstellen. Die

praktische Abteilung widmet sich der Auskunft auf Anfragen nach auslanddeutschen Personen und Familien und unterstützt auslanddeutsche Familienforscher bei binnendeutschen Nachforschungen. D.A.J.

Volksbund der deutschen sippenkundlichen Vereine

Der vor kurzem im Sitzungszimmer der Reichsstelle für Sippenforschung begründete Volksbund der deutschen sippenkundlichen Vereine (VSV), Berlin NW 7, Schiffbauerdamm 26, will lediglich einen Dachverein für alle sippenkundlichen Organisationen bilden, also in die Arbeit der Vereine nur insoweit eingreifen, als es im Interesse des einheitlichen Zieles und aus politischen Erwägungen heraus unbedingt erforderlich ist. Von den Vertretern der einzelnen Vereine wurde in Erkenntnis der Notwendigkeit einer einheitlichen Zusammenarbeit der Wunsch geäußert, daß den Vorsitz des Volksbundes der von dem Herrn Reichsminister des Innern ernannte Leiter der Reichsstelle für Sippenforschung, Dr. Kurt Mayer, übernehmen wolle. Er entsprach diesem Wunsch und berief seinerseits eine Anzahl führender Sippenkundler sowie mehrere Herren der staatlichen Archivverwaltung und des Reichsnährstandes in den Vorstand.

Der neugegründete Dachverein will bewußt das gesamte Deutschtum, das Sinn für Familienforschung und Bedeutung der Blutsreinheit hat, erfassen, auch über die Grenzen des Reiches hinaus. Er will aber auch in seinem Namen zum Ausdruck bringen, daß kulturelle, nicht politische Belange seine Aufgabe sind, sodaß es jedem Auslandsdeutschen möglich ist, sich dem Volksbund anzuschließen. Es ist daher bei der Zusammensetzung des Beirates bewußt darauf Rücksicht genommen worden, auch einen Vertreter für die Auslandsdeutschen hineinzuberufen, wie auch an der vorbereitenden Versammlung zwei Herren der Leitung des Volksbundes für das Deutschtum im Auslande teilnahmen. Die Aufnahmeanträge zahlreicher Vereine, denen ständig noch weitere folgen, haben bewiesen, daß der Volksbund den Wünschen der sippenkundlich interessierten Kreise entspricht und auf eine arbeitsfreudige Gefolgschaft der Vereine rechnen kann. Bei der Lösung der gemeinsamen sippenkundlichen Aufgaben wird der Volksbund, wie es in der Gründungsversammlung zum Ausdruck kam, aufbauen auf der alten, guten, oft erprobten Kameradschaft unseres Forschertums. E. W.

Tagung des Volksbundes der deutschen sippenkundlichen Vereine

Am 7. Dezember 1935 fand zu Gotha die erste große Tagung des Volksbundes der deutschen sippenkundlichen Vereine statt, an der als Vertreter der pommerschen Sippenkundler Herr Geh. und Oberregierungsrat i. R. Gerhard Wex, Stettin, teilnahm. Die gutbesuchte und in vollem Einklang verlaufene Tagung brachte völlige Klärung der Satzungen des VSV., der Beitragsfrage, der von den Vereinen zu bearbeitenden Sondergebiete, der sippenkundlichen Ausweise und von vielem anderen.

Die deutsche Sippenforschung darf jetzt behaupten, daß sie zu einem festen Block vereinigt an die Lösung ihrer gemeinsamen Aufgaben gehen wird.

Vereinigung der Berufssippenforscher

In den Räumen der Reichsstelle für Sippenforschung zu Berlin wurde am 20. Dezember 1935 die „Vereinigung der Berufssippenforscher" gegründet. Ihr Zweck ist, den Berufssippenforschern den Zugang zu Archiven, Museen und sonstigen Sammlungen zu erleichtern, sie zu einem festgefügten Stande zusammenzuschließen und diesem gebührende Anerkennung in der Oeffentlichkeit zu verschaffen. Die Mitglieder erhalten einen besonderen Ausweis; der Beitrag wurde einstweilen auf vierteljährlich RM. 2,— festgesetzt. Die Anschrift der Vereinigung der Berufssippenforscher ist: Berlin NW. 7, Schiffbauerdamm 26.

Ausweis der Berufssippenforscher

Die Mitglieder der Vereinigung der Berufssippenforscher erhalten einen Ausweis mit Sichtvermerk des Leiters der Reichsstelle für Sippenforschung. Dieser Ausweis enthält die Bitte an alle Bewahrer von Schriftdenkmälern, den Inhaber nachdrücklich zu fördern. Anmeldungen sind zu richten an: „Geschäftsstelle der Vereinigung der Berufssippenforscher in Berlin NW 7, Schiffbauerdamm 26". Beizufügen sind:

1. Der alte Ausweis (des Sachverständigen für Rasseforschung), ohne dessen Rückgabe kein Sichtvermerk erteilt wird.
2. Ein Paßbild für den Ausweis.
3. Angaben der sachlichen oder örtlichen Sondergebiete, für die Aufträge erwünscht sind.
4. Ahnentafel des Bewerbers und seiner Ehefrau (bezw. des Ehemannes).
5. Kurzer Nachweis über bisherige Fachtätigkeit (Veröffentlichungen, Nennung von früheren Auftraggebern, evtl. Beifügung von Empfehlungen durch Staatsarchive, fachwissenschaftliche Vereine und andere Stellen.) Wer Ahnentafeln, Tätigkeitsbericht und Empfehlungen schon der Reichsstelle für Sippenforschung oder dem früheren Reichsverein einreichte, braucht in der Anmeldung nur hierauf zu verweisen und nur sein Paßbild einzusenden.

Der Jahresbeitrag ist auf 8,— RM. festgesetzt. Mindestens die erste Rate von 4,— RM. muß vor Uebersendung des Ausweises auf das Postscheckkonto: Jobst Heinrich v. Bülow, Sippenforscher und Geschäftsführer in Berlin NW. 7, Schiffbauerdamm 26, Postscheckamt Berlin, Konto Nr. 129 263 eingezahlt sein.

Zusammenschluß aller Geschlechter Staude, Staud, Staudt, Staudte und Staudigel

In fünfzehnjähriger Forschertätigkeit haben Konsul R. Staudt, Inhaber der bekannten Exportfirma Staudt & Co. in Buenos Aires und ich mehr als 25 Geschlechter Staude und ähnliche eingehend erforscht. Das Forschungsergebnis soll in Kürze veröffentlicht und somit allen Trägern des Namens Staude, Staudt, Staudte und Staudigel zugänglich gemacht werden. In einem in diesem Hefte veröffentlichten Aufrufe wenden wir uns daher an alle Träger obiger Namen, unser Vorhaben durch Mitteilung ihrer Namenfolge und sonstiger genealogischer Angaben freundlichst zu unterstützen, und rufen auch gleichzeitig zur Gründung und zum Beitritt in den Staude-Verband (Verband der Staude-, Staud-, Staudt-, Staudte- und Staudigel-Geschlechter) auf.

Gerade heute heißt es immer wieder sich zusammenschließen und möglichst stark machen zum Wohle des einzelnen und damit auch wieder des großen Ganzen unseres Volkes. Nach unseren Feststellungen gibt es etwa 10—20 000 Namenträger, und das wäre doch immer eine kleine Macht.

Die bisher eingehend erforschten Staude, Staudt-Staud-Linien sind folgende:

1) aus Annaberg/Sachsen — später Stralsund: ab etwa 1400. 2) aus Rothenburg o. d. T.: ab etwa 1440. 3) aus Leineck/Bayreuth: ab etwa 1300 — ausgest. ca. 1880. 4) aus Großalmerode — später auch Bayreuth ab etwa 1550; 5) aus der Rhön: ab etwa 1468. 6) aus Tangermünde/Stendal: ab etwa 1500. 7) aus Schmiedeberg — dann Görlitz: ab ca. 1400. 8) aus Limburg/Bitburg: ab etwa 1550 — ausgest. 1839. 9) aus Hillscheid u. Arzheim. 10) aus Worms: ab etwa 1425. 11) Medard — Bosenback — Amerika: ab etwa 1510. 12) Roßberg — Wolfersweiler — später Amerika: ab etwa 1570. 13) Gmünd — Reutlingen: ab 1475 — ausgest. ca. 1700. 14) Dürrenzimmern — Pforzheim: ab etwa 1580. 15) aus Winterbach — Schorndorf: ab etwa 1620. 16) aus Wümpfen: ab etwa 1650. — 17) aus Schmölln — Coburg — Nürnberg: ab

etwa 1460. 18) aus Leising — Plauen: ab etwa 1500. 19) aus Gr. Dorfhain i. Sachsen: seit 1612. 20) aus Parchim/Mecklenburg: seit etwa 1750. 21) aus Altenburg. 22) aus Livland/Hannover.

Um auch eine Uebersicht über die heutigen Wohnsitze der Staude, Staudt u. ä. zu erhalten, habe ich mir ein Staude-Adreßbuch angelegt. Ich bitte nicht nur alle Träger obiger Staude-Namen, sondern alle deutschen Sippenforscher und sonstige familiengeschichtlich interessierte Personen, mir Adressen von Trägern des Namens Staude etc. freundlichst mitzuteilen. Anschriften sind zu richten an: Familienarchiv Staude, Zoppot, Schäferstr. 40. C. Staude.

Buchbesprechungen

„Die Grundgedanken der Erbkunde und Rassenhygiene in Frage und Antwort." Von Dr. med. Hans Krauß, Ansbach. Verlag der Ärztlichen Rundschau Otto Gmelin, München. 1935. 63 Seiten. Reich illustriert. RM. 1,80 geh., RM. 2,70 geb.

Zahlreich sind heute die Bücher, die in das Gebiet der Erbkunde und Rassenhygiene einführen sollen, nur wenige aber sind geeignet, dem Laien diese Gebiete klar und leicht verständlich zu machen. Der Stoff dieses Buches ist in Frage und Antwort zerlegt, und daher ist dem Leser die Möglichkeit gegeben, sich leicht das anzueignen, was er auf dem Gebiete der Erbkunde und Rassenhygiene wissen muß. Das Büchlein kann jedem wärmstens empfohlen werden. C. St.

Vererbung, Rasse, Volk. Von Erich Thieme. 6. Auflage. 1935. Verlag und Druck B. G. Teubner in Leipzig und Berlin. 59 Seiten mit 57 Abbildungen, 4 Tafeln und einer Ahnentafel. Kartoniert RM. 1,20.

Das Büchlein, herzhaft und frisch geschrieben, ist für alle diejenigen bestimmt, die sich die Grundlagen dieser wichtigen Gebiete erschließen wollen. Nie wird man den Begriff Volk in seiner ganzen Tiefe verstehen, wenn man den Sinn für die Familie, die man mit Recht die „Keimzelle des Staates" und damit auch des Volkes nennt, verloren hat. Die Familie aber muß rein und gesund sein, und darum ist der Mensch und sein Erbgut ein wichtiger Faktor für den gesunden Aufbau des Volkes. Was der einzelne wissen muß von Erblehre, Rassenkunde, Rassenpflege und Familienkunde lehrt dieses Buch, das vor allem der deutschen Jugend dienen soll. C. St.

Die Rasse als Lebensgesetz in Geschichte und Gesittung. Ein Wegweiser für die deutsche Jugend. Von Richard Eichenauer. Verlag und Druck von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin. 1935. 2. Aufl. 141 Seiten. 76 Abb. u. 2 Tafeln. Kart. RM. 1,80.

Wer den Verfasser aus anderen seiner Werke kennt, wird erfreut auch zu diesem neuen greifen. Und er wird belohnt werden. In klarer und einfacher Sprache, in sachlicher Art macht uns Eichenauer mit seinem neuen Buche: Die Rasse als Lebensgesetz bekannt, verzichtet aber bewußt auf naturwissenschaftliche Darlegungen und wendet sich in erster Linie an die deutsche Jugend. Inhaltlich zerfällt das Buch in 7 Abschnitte: Die europäischen Rassen körperlich und seelisch betrachtet. Rassengeschichte der indogermanischen Völker. Betrachtungen dazu. Das Judentum. Die Kunst als Rassenspiegel und die Gestaltung der Zukunft. Das vielseitige und umfangreiche Abbildungsmaterial wird besonders willkommen sein. C. St.

Rassenfibel. Von Dr. Robert Lehmann. Verlag „Offene Worte", Berlin W 35. 100 Seiten mit 52 Bildern. Preis RM. 1,—.

Der Führer des neuen Reiches weckt überall neue Kräfte, macht sich alte Ueberlieferungen guten Deutschtums dienstbar zum Wiederaufbau unseres Volkes und zeigt damit auch auf wissenschaftlichem Gebiete neue Bahnen.

Mitten im Problem der Neugeburt unseres Volkes steht die Rassenfrage und damit das Wort „Dein Blut, dein höchstes Gut".

Das vorliegende Buch behandelt in knapper und umfassender Darstellung die Rassenprobleme und sagt hier und dort auch etwas Neues. Die Folgen der im deutschen Volke wirksamen Stammes- und Rassenvermischungen sind darin so knapp und klar herausgearbeitet, daß das Buch jedem Deutschen zum Studium empfohlen sei. C. St.

Mein Ahnenbuch. 3. Aufl. 81.—130. Tausend. Mit einer Ahnentafel und einer Anleitung zur Familienforschung. Herausgegeben vom Verlag Karl Kaupisch, Hamburg 39, Goldbeckufer 25. Preis einzeln RM. 0,25, Mengenpreis 10 Stück je RM. 0,24, ab 50 Stück je RM. 0,21, ab 100 Stück je RM. 0,20. Geschenkausgabe auf bestem Schreibpapier und in biegsamem Leder gebunden RM. 1,50.

„Mein Ahnenbuch" im Brieftaschenformat ist eine geschmackvolle und zugleich die praktischste Neuerscheinung in der Flut der neuen Vordrucke. Es ist äußerst handlich (Format 10½×15) und bietet auf 24 Seiten Raum für die wichtigeren Angaben aller Ahnen bis zur V. Generation (Ururgroßeltern) sowie namentlicher Aufführung auch der VI. Generation.

Die Seiten 1—7 sind für den Probanden (Ahnenträger) und seine Familie vorgesehen und enthalten Raum für die notwendigsten Personalien und Daten aus dem Leben des Buchinhabers. Es folgt dann Platz für biologische Angaben, Ehe und Kinder, Schwiegereltern und Erinnerungen aus dem Leben. Die Seiten 8—23 sind für die Ahnen vorgesehen (Eltern bis Ururgroßeltern), und Seite 24 soll in Kürze das enthalten, was der Buchinhaber von seinen Vorfahren weiß.

Dieses Büchlein, das früher leider unter dem Titel „Mein Stammbaum" herausgegeben wurde, erfreute sich schon in der 1. und 2. Ausgabe großer Beliebtheit, denn ausgefüllt und in seinen tatsächlichen Angaben durch die Beifügung der notwendigen Urkunden ergänzt, ist „Mein Ahnenbuch" nicht nur eine äußerst wertvolle Materialiensammlung für die eigene Sippengeschichte, sondern zugleich auch der beweiskräftige Abstammungsnachweis für seine Besitzer und seine Nachkommen. Lose beigefügt sind eine Ahnentafel in graphischer Darstellung und eine kurze Anleitung zur Familienforschung, die alles enthält, was der Laie wissen muß, um bei seinen Forschungen vor Fehlschlägen, unnützen Fragen und Geldausgaben bewahrt zu bleiben.

Daß das Büchlein ein Wegbereiter sein will für den deutschen Staats- und Volksgedanken, für echtes Deutschtum, ist sein bester Ruhmestitel, und darum muß es warm empfohlen werden. C. St.

Meine Familie und Sippe, Formularbogen Nr. 180—184 (je 4 Seiten). Leipzig: Degener & Co. 1934. Preis: je 0,10 RM. Titelbogen 0,10 RM. Kleinmappe 2,— RM., fertige Hefte in festem Kartonumschlag, Nr. 179. Ahnentafel bis zur Reihe der 8 Urgroßeltern Stück 0,80 RM., bis zur Reihe der 10 Ururgroßeltern RM. 1,50 usw. Fertige Bücher in Ganzleinenband 2,50 bis 3,10 RM.

Jeder Formularbogen, der für ein Ehepaar berechnet ist, besteht aus 4 Seiten, auf denen für die wichtigen Angaben, insbesondere auch in biologischer Hinsicht, Raum ist. Auch für Bilder und Lebenslauf ist Platz vorgesehen. Jeder kann durch Benutzung von Kleinrücken-Einbänden die gewünschten Buchstärken und Formularzusammenstellungen selbst wählen, wodurch diese Alben manchen Stammbüchern überlegen sind. C. St.

Degener's Wer ist's? X. (Jubiläums-)Ausgabe. Völlig neu bearbeitet und um rund 7000 Neuaufnahmen bereichert. Groß-Oktav, über 1900 Seiten mit rund 3800 Spalten, 18 000 Selbstbiographien mit Angaben über Herkunft, Familie, Lebenslauf, Vorfahren, Bildungsgang, Veröffentlichungen und Werke, Lieblings-

beschäftigung, Mitgliedschaft bei Gesellschaften, Anschrift u. a. Mitteilungen von allgemeinem Interesse. Pseudonymen-Lexikon von rund 5000 Namen und einer Totenliste von rund 3000 Namen. Begründet und herausgegeben von A. L. Degener. Verlag Herrmann Degener. Berlin 1935. Lwd. 44,— RM.

Zu jenen Büchern, die über Vorfahren Auskunft geben können und daher nicht nur für den Familien-, sondern auch für den Rasseforscher unentbehrlich sind, gehört unzweifelhaft Degener's Wer ist's, das soeben bedeutend verbessert in X. Ausgabe erschienen ist. Das Riesenwerk, denn eine gewaltige Arbeit ist es, schlägt alles aus dem Felde, was allenfalls neben ihm genannt werden könnte. Es vereinigt die Vorzüge der fachmännischen Gelehrten-, Schriftsteller-, Künstlerlexika, über deren engen Raum es weit hinausgeht, mit denen einer Enzyklopädie. Jeder, der sich mit Personen- und Familiengeschichte, Rasseforschung, Vererbungslehre, Genealogie beschäftigt, wird aus diesem Buche mit Nutzen schöpfen können, denn unter den aufgeführten Personen finden wir alle jene führenden Geister, deren Namen heute einen Klang haben: Politiker, Staatsmänner, Militärs, Gelehrte, Künstler, Schriftsteller, Großindustrielle, Kaufleute etc.

Daß in einem so umfangreichen Werke auch hier und dort Mängel auftreten, ist verständlich. Dadurch kann sein Wert aber nicht geschmälert werden; es muß jedem Interessenten warm empfohlen werden. In der Handbibliothek des Familien- und Rasseforschers ist vorn sein Platz. C. Staude.

Ostdeutschland (Pommern, Posen, Baltikum, Ost- und Westpreußen). Bücher, Ansichten, Urkunden, Autographen. Katalog 347 von J. A. Stargardt, Antiquariat, Berlin W 35, Derfflingerstr. 4.

Wir machen alle Familienforscher auf den Katalog aufmerksam. Die letzte Ausgabe bringt über Pommern 329 Titel und wird auf Anfordern kostenlos übersandt. Die seit 1830 bestehende Firma verfügt über weit verzweigte Verbindungen und empfiehlt sich zur Beschaffung auch anderer einschlägiger Werke, insbesondere von Familiengeschichten.

Der **„Große Brockhaus"** Band 20 (Schlußband): Wan bis Zz. 772 Seiten, in Leinen RM. 23,40. Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig.

Der Brockhaus ist seit 125 Jahren ein Lebensbuch aller Deutschen geworden, die den vollen geistigen, wissenschaftlichen und praktischen Zusammenhang mit dem gesamten Leben in Vergangenheit und Gegenwart besitzen wollen. Es ist das populärste Handbuch des Wissens. Das heißt nichts anderes, als daß hier mit dem gesamten Wissen unserer Gelehrten und unserer praktischen Arbeitsmenschen ein ständiger Dienst am Volke geleistet wird. Das Dritte Reich steht unter dem Gesetz, das Adolf Hitler ihm gab: Durch Leistung wie durch Charakter, durch die im kleinen wie im großen zur höchstmöglichen Vollendung aufsteigende Tat, durch die Volksverantwortung im Denken und in der Gesinnung muß das deutsche Volk seinen Neuaufbau durchführen und sich wieder zur alten Höhe, zu neuen Höhen emporringen. Es gibt keinen besseren Beweis für die Erfüllung dieses Befehls, durch Leistung groß zu werden, als gerade die neue 15., völlig durchgearbeitete Auflage von Brockhaus' Konversationslexikon, die jetzt einheitlich „Der Große Brockhaus" zum Unterschied von dem „Kleinen Brockhaus" heißt und 20 Bände umfaßt. Als 1928 der erste Band der neuen Auflage erschien, kämpfte der Führer des Dritten Reiches noch um das Erwachen des deutschen Volkes! Deutschland hatte noch schwere wirtschaftliche Jahre und ernste politische Wandelungen durchzumachen, bis im Frühjahr 1935 der 20., der letzte Band der Auflage erscheinen konnte. Kein Ereignis hat den Verlag F. A. Brockhaus und seine Mitarbeiter dazu bringen können, die Arbeit, die produktive Leistung an der Ausgestaltung der Neuauflage des „Großen Brockhaus" zu unterbrechen. Diese Leistung ist aber dadurch möglich gewesen, daß die Bezieher, die im Jahre 1928 sich zur Neuauflage des „Großen Brockhaus" bekannt hatten, dem Unternehmen treu geblieben sind. Es ist dadurch der Beweis erbracht, daß der „Große Brockhaus" nicht nur ein äußerer Besitz des deutschen Volkes ist, sondern auf das natürlichste zum deutschen Leben gehört.

Hanns Martin Elster.

Georg Webers Weltgeschichte in übersichtlicher Darstellung völlig neu bearbeitet von Fr. Th. Roland. Jubiläumsauflage (25). Verlag von Wilhelm Engelmann, Leipzig. XV und 576 Seiten. Lexikon-Oktav. Feinstes holzfr. Papier. In Ganzleinen geb. RM. 9,80.

Mitten im großen geschichtlichen Erleben unserer Zeit ist die Freude an der Versenkung in Geschichtsbücher neu erwacht. Jetzt können wir durch die Darsteller der Geschichte die vergangenen Zeiten so erleben, daß wir tiefer mit unserem Volke und unserem Schicksal verwachsen. Wir, die wir Familienforschung treiben, werden auch besonders Geschichtswerke besten Formats nicht entbehren können und immer gern zu Büchern greifen, die sowohl die Geschichte unserer Vorfahren, als auch des deutschen Volkes und der Welt lebendig und wahrheitsgetreu behandeln. Georg Webers „Weltgeschichte", die jetzt von Fr. Th. Roland in übersichtlicher Darstellung als 25. Jubiläumsauflage völlig neu bearbeitet wurde, bringt bei scharfer Kürzung des umfangreichen Stoffes ein ausgezeichnetes volksbiologisches Weltbild in der Geisteshaltung des Dritten Reiches. Die Weltgeschichte wird hier als aufs eigene Volk bezogener Kampf der verschiedenen Rasseseelen mit dem Stolz auf die eigene Rasse dargestellt. Das Buch ist ein reicher Quell geschichtlichen Wissens und wird sich einen dauernden Platz im deutschen Volk erwerben. C. St.

Geschichts-Fibel. Zusammengestellt und bearbeitet von Dr. W. Zimmermann. Verlag „Offene Worte", Berlin W 35. 140 Seiten mit 88 Bildern und Zeichnungen im Text. Berlin 1934. RM. 1,—.

Der Geschichts-Unterricht legt heute Wert darauf, uns die Kultur der vergangenen Jahrhunderte lebendig vorzuführen. Nicht der Staat, sondern die Nation steht im Mittelpunkte der Gestaltung. Wir begleiten das deutsche Volk auf seiner mühseligen, oft unterbrochenen Wanderung zur staatlichen und völkischen Einheit, die dann der unbekannte Soldat des Weltkrieges, Adolf Hitler, zu verwirklichen vermochte.

Das Büchlein ist somit bestens geeignet, die Jugend sowohl zum geschichtlichen Verständnis, als auch zum Nationalsozialismus zu erziehen. Anzuerkennen ist die bescheidene Preishaltung, wodurch das gutbildende Büchlein vielen zugänglich wird. C. St.

Marinefibel. Von Dr. Eberhard v. Mantey, Viceadmiral a. D. Verlag „Offene Worte", Berlin W. 35. 132 Seiten mit 45 zum Teil bunten Tafeln. Preis 1,— RM.

Ich muß als alter Seemann bekennen: Dieses Buch erfüllt seine Aufgabe in vollstem Maße. Und sowohl Verfasser als auch Verleger haben sich mit der Herausgabe dieses so lehrreichen Büchleins ein großes Verdienst erworben. Diese kleine, so preiswerte Fibel ist eine einfache Brücke in ein unbekanntes, aber wunderschönes Gebiet. Es sind alle wichtigen Gebiete der Seefahrt in einfacher, volkstümlicher Darstellung gegeben. Aus dem reichen Inhalt seien u. a. folgende Abschnitte erwähnt: Wind und Wetter, Seemannschaft, Tauwerk, Blöcke, Boote und Bootsdienst. Vom Segeln, von Ausweichregeln, Lichtern auf Schiffen, von Häfen und Hafenanlagen, Fischerei, Lotsenwesen, vom Schwimmen, SOS, aus dem Leben der Reichsmarine, Kriegsschiffarben, Handelsschiffarben, das Steuern eines Schiffes, Signalisieren, Flagge und Kommandozeichen, Himmelskunde, Uniformen der Marine, Winker- und Morsesignale. Wer zur Erholung aus dem Binnenland ans Salzwasser geht, wird zahlreiche Fragen haben. Es gibt keine, die in diesem Büchlein unbeantwortet bleibt. Da das Wort

in praktischen Dingen ja viel weniger sagt als das Bild, ist die Fibel ganz besonders reich mit Bildmaterial aus der seemännischen Praxis ausgestattet worden und wird darum gewiß in weitesten Kreisen des Volkes, besonders auch bei der Jugend, großen Anklang finden.

C. Staude.

Deutsche Ortswappen.

Heft 9. Preußen, Provinz Pommern, Ostpreußen und Provinz Grenzmark, Posen-Westpreußen, Thüringen, Mecklenburg-Schwerin, Krs. Oberfranken, Unterfranken und Oberpfalz. Zeichnungen und Text von Prof. Otto Hupp. Herausg. Kaffee-Handels A.-G. Bremen 1935. 259 Wappen und 4 Titelblätter: Wappen Pommern, Ostpreußen, Grenzmark Posen-Westpreußen und Thüringen. (Neues Wappen von 1933.)

Es sind heute schon so mancherlei nützliche Kenntnisse durch alle möglichen Sammlungen von Reklamemarken verbreitet worden, es gibt aber wohl sicher kein Unternehmen dieser Art, das sich an wissenschaftlicher und künstlerischer Bedeutung messen könnte mit dem so hervorragenden Wappenwerk der Kaffee-Hag.

Das ganze Werk, das nun 9 Hefte mit 2544 Ortswappen-Abbildungen umfaßt und nach Vollendung annähernd 2800 Wappen zeigen wird, ist einzig in seiner Art, zumal neben den Bildern, gezeichnet von dem Altmeister der Heraldik Professor Otto Hupp, bei jedem Ort ein kurzer Ueberblick über das Wichtigste aus seiner Geschichte, die Einwohnerzahl und eine heraldisch einwandfreie Beschreibung des Wappens gegeben wird. Auf der Rückseite der Titelblätter ist jeweils eine zusammenfassende Geschichte des betreffenden Gesamtgebietes gegeben.

Zu 2 oder 3 Heften gehört eine prächtige Leinwanddecke, sodaß für die ganze Sammlung 4 Einbanddecken Verwendung finden. Die nunmehr vorliegenden 9 Hefte sind ein wirklich herzerfreuender Anblick, wenn man diese vielen Hunderte von Wappen eingeordnet und das Ganze in dem patent konstruierten Sammelband sauber untergebracht hat. Nie zuvor hat die Heraldik einen solchen Widerhall gefunden wie heute, und so ist gerade dieses Buch den vielen Freunden der Heraldik sehr zu empfehlen. Das vorliegende Heft, das u. a. 71 Wappen unserer Provinz Pommern enthält, wird gerade für die pommersche Jugend von Interesse sein, zumal es ein leichtes ist, durch Sammeln von Wappenscheinen, die den Kaffee-Hag-Packungen beigelegt sind, das Werk zu beschaffen.

C. Staude.

Das Bürgerwappen. Ein Buch von den Wappen und Eigenmarken der deutschen Bürger und Bauern. Von Dr. Konrad F. Bauer. Verlag der Hauserpresse (Hans Schaefer), Frankfurt a. M. 1935. 78 S. mit 99 Holzschnitten. Kart. RM. 2,40, Ganzleinen RM. 3,40.

Das kleine Büchlein ist eine gute Einführung in die so schöne, reiche und lebensvolle Bildersprache der Wappenkunst. Der Verfasser hat es gut verstanden, die Wappenkunst dem Laien lebendig vor Augen zu führen. Wir lesen vom Ursprung der Wappen und von Haus- und Hofmarken und erfahren von den fröhlichen Namenszeichen — den redenden Wappen — und den Eigenzeichen, die auf den Beruf oder Namen ihrer Träger deuten. Von Wichtigkeit ist auch das Kapitel: Von Wappenrecht und von Wappen- und Zeichenbrauch. Das Schlußkapitel ist der Annahme neuer Wappen gewidmet, denn auch heute noch ist es jedem Deutschen gestattet, ein Wappen zu führen. Das Buch wird dem wahren Wesen der ewig jungen Wappenkunst in vollkommener Weise gerecht.

Dr. K. Kl.

Pommersche Jahrbücher, herausgegeben vom Rügisch-Pommerschen Geschichtsverein zu Greifswald und Stralsund. 28. Band. Universitätsverlag Ratsbuchhandlung L. Bamberg. Greifswald 1934. 265 Seiten, 1 Abbildung, 2 Ahnentafeln. Preis brosch. RM. 5,—.

Dies Buch steht ganz im Banne des 700 jährigen Jubiläums der Stadt Stralsund. Fritz Adler gibt uns in seiner Abhandlung „Das Stralsundische Geschlecht der Möller" einen ausgezeichneten Einblick in das städtische Leben des 15. und 16. Jahrhunderts, bezogen auf eine Reihe von fünf Vertretern eines der einflußreichsten Geschlechter.

Die nächste Abhandlung: „Christian Ketelhoet" ist von Pommerns hervorragendstem Geschichtsforscher, Prof. D. Dr. Martin Wehrmann, Stargard, verfaßt und mit seltener Klarheit geschrieben. Christian Ketelhoet, der Reformator von Stralsund, hat sich um das Kirchenwesen Stralsunds besonders verdient gemacht und gehört zu jenen Männern, die bei der Erinnerungsfeier der Stadt unter ihren Wohltätern genannt zu werden verdienten. Er war, wie er in der Urschrift unter seinem Bilde in der Nikolaikirche genannt wird, Repurgator ecclesiae Sundensis. Seine Tochter Catharina, die mit dem Stralsunder Pastor M. Jonas Staude verheiratet war, hat eine große Nachkommenschaft hinterlassen.

An ebenso hervorragender Stelle steht der Bürgermeister Johann Albert Dinnies, dessen Lebensbild uns Professor Dr. Fritz Curschmann gibt. Seinem Sammeleifer verdanken wir einen bedeutenden genealogischen Nachlaß, bekannt unter dem Namen: Stemmata Sundensia (Stammfolgen von 230 Stralsundischen Familien. Die Ahnentafel Dinnies und seiner Frau Catharina Lobes, sowie eine Verwandtschaftstafel Hagemeister —Pütter—Dinnies—Schwartz—Charisius—Buschmann—Lobes illustriert Curschmanns aufschlußreiche Arbeit.

Weit über die Grenzen Deutschlands ist der Entdecker des Sauerstoffes, Carl Wilhelm Scheele, bekannt geworden. Mit großem Fleiße bringt Dr. Peter Pooth, Archivar in Stralsund, eine ausgezeichnete Biographie des großen Gelehrten, die auch die Abstammung Scheeles berücksichtigt.

Es folgt sodann ein Aufsatz von Dr. Erich Gülzow über den Stralsunder Geistlichen Gottlieb Mohnike und zum Schlusse eine äußerst wertvolle Arbeit Hans Zieglers: Geschichtliche und landeskundliche Literatur Pommerns 1932 und 1933 mit Nachträgen für frühere Jahre; wodurch das Heft ungemein gewinnt und für pommersche Geschichts- und Familienforscher zu empfehlen ist.

C. St.

Deutsche Geschichte. Von Dr. Richard Suchenwirth. Verlag Georg Dollheimer in Leipzig, 1934. 616 Seiten mit Verzeichnis der wichtigeren Personennamen, Schlachten und Friedensschlüsse, 41 Kunstdrucktafeln, 6 mehrfarbigen Geschichtskarten und 7 Kartenskizzen. Eleg. Ganzleinenband. Preis 4,80 RM.

Mit der Notwendigkeit der Umwertung vieler Werte, die die Nationalsozialistische Revolution brachte, muß auch die Beurteilung mancher Geschichtsepochen eine Aenderung erfahren. Mit viel Geschick nimmt Suchenwirth, der als einer der ersten führenden Vorkämpfer des Nationalsozialismus in Oesterreich dieserhalb den ärgsten Verfolgungen der österreichischen Regierung und schweren Leidenszeiten im Anhaltelager Wöllersdorf ausgesetzt gewesen ist, die Aufgabe in Angriff, über einer Aufreihung der Ereignisse den treibenden volks- und kulturpolitischen Kräften nachzuspüren. Eine schöne, kräftige Sprache, glückliche Formulierungen bei der Bewertung einzelner Abschnitte und der Charakterisierung der geschichtlichen Gestalten machen die Lektüre zu einem Genuß. Suchenwirth hält sich im wesentlichen an die geschichtlichen Tatsachen und bringt auch viele Einzelheiten. Das Buch ist als Nachschlagewerk sehr wertvoll, wobei 41 Bildtafeln und 13 Geschichtskarten zum ersten Verständnis viel beitragen.

C. Staude.

Deutschland, Scholle und Schicksal. Lieder, Balladen und Zeitgedichte von Franz Lüdtke. („Aus deutschem Schrifttum und deutscher Kultur", Band 491/492.) 2. Auflage. Verlag Julius Beltz, Langensalza. 127 Seiten. Broschiert RM. 0,54, gebunden RM. 0,90, Geschenkausgabe RM. 2,50.

Franz Lüdtke ist 1892 in Bromberg geboren. Als langjähriger Führer des Deutschen Ostbundes und Herausgeber der Zeitschrift „Ostland" hat er den Kampf für die verlorene Heimat gekämpft und sich bleibende Verdienste erworben. Er ist mit der Begeisterung des Dichters für sie eingetreten, der in Prosaschriften ihre Landschaft und ihre Menschen zeichnete und nun hier als Auswahl aus mehreren vorerschienenen Gedichtbänden eine Auswahl unter dem Nennwort „Scholle und Schicksal" darbietet. Sie weist indessen über die engere Heimat hinaus auf Deutschland, das größere Vaterland. Was die deutsche Seele sucht und sehnt, ihre tiefste Verwurzelung, ihre Seligkeiten und ihre Nöte, ihr Ringen mit Gott und Schicksal, alles klingt aus Lüdtkes Gedichten und wäre lang verklungen, wäre der Klang nicht deutsch und echt. So mag man denn diesen Gedichtband zu dem legen, was man griffbereit gern um sich hat, um daraus zu schöpfen, wenn es gilt, eine Stimmung an Verwandtem zu vertiefen, um Trost zu schöpfen und Mut und um eine leere Viertelstunde zur Fülle werden zu lassen! Reepel.

Unser Ostpreußen. Von Dr. Leo Wittschell. 69 Abb. Preis 3,50 RM. Verlag Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig 1934.

Ostpreußen — Bollwerk und Insel, Land mit dem Janushopf. Fernstes Gegengewicht im slawischen Feld gegen den romanisierenden Westen. Aeußerste deutsche Landschaft und fremdeste zugleich im Ringwall der Deutschen. Die Grenze schärft Sinn und Sicht für die Gegensätze — für das Profil der Völker und die Formensprache der Landschaft. Den Deutschen im Reich blieb es fremdester, unwahrscheinlichster Teil des Reiches. Und vor der Unkenntnis steht das Gespött. — Denn im Urpreußen ist Baltland, Rußland und Finnland. Da sind um Pregel und Memel Wälder der Russen — letzte Streu der Taiga, Seen der Finnen, fruchttreibende Aecker der Balten. Da ist das mongoloide Gesicht des Ostens, das die Höcker der Backenknochen hart unter die dünne fahle Haut treibt, der wortkarge, nach innen gekehrte Mensch Masurens, der fälische Bauer und Kaufmann, ostelbische Junker mit der bäuerlichen Würde baltischer Barone. Es gibt da litauische Weisen voll aller Schwerblütigkeit des Slawentums, und es erzeugte trotzdem den „preußischen" Stil. Der Geist von Potsdam, der Imperativ Kants, die synthetische Spekulation des Sternenguckers Kopernikus, die soldatische Ausgerichtetheit des Ordens, der niedersächsiche Siedlergeist und die hanseatische Unternehmungslust vereinigen sich hier auf altpreußischem Boden noch einmal, ehe sich die deutsche Reichsidee in der slawischen Welt verflüchtigt. Die typischen Züge Preußen-Deutschlands vereinigen sich zum letzten Mal, um in herbem Ausklang, in schwerblütiger Mischung den Begriff Ostpreußen herauszustellen. Ist es nicht ein symbolisches Gleichnis von höchst dramatischen Ausmaßen, wenn einzig hier, wo westliches und östliches Europa sich die Hand reichen, der Weltkrieg auf deutschen Boden übergriff, Ost- und Westeuropa im ehernen Waffengang nochmal um die Entscheidung mit „letzten Mitteln" rangen? Wir haben den Helden von Tannenberg eingesenkt in diese Erde — ein Mensch, der seine Heimat schützte. Aber ein völkisches Schicksal hat in ihm Gestalt und Kraft des Mythos erreicht. — Doch hier sollte von einem Buch die Rede sein — und das ist schon deshalb nicht ganz leicht, weil der Autor es so gut verstanden hat, auf den wenigen Textseiten (19) das völkische Werden Ostpreußens in beredten Bildern zu sammeln. Die Sprache des Mittlers hat den Ausdruck dieses Landes angenommen. Kühl bis an die Grenze der Sachlichkeit, ist sie doch nach der anderen Seite hin von beherrschter Leidenschaftlichkeit. Nichts von der Begeisterung ziviler Volksmengen, sondern vom hochreißenden Zuruf einer marschierenden Truppe. Die in ähnlichen Arbeiten erfahrungsgereifte Verlagsleitung hat mit sicherer Hand in Dr. Wittschell einen Mittler gefunden, der fern der selbstgefälligen Geste autoritätssüchtiger Wissenschaft, fern der Formlosigkeit der Schwärmer, gleich einem Architekten, der die mathematische Form mit der Kraft des künstlerischen Ausdrucks erfüllt, das Bild des Landes Zug um Zug aufbaut. Nicht nur für den Freund und Kenner, sondern so, daß jeder deutsche Leser unter Hinzuziehung einer Atlaskarte Ostpreußen in seinen großen Zügen kennen und seine geopolitische und völkische Aufgabe verstehen lernt. Das Buch ist also nicht nur für die „Gebildeten" geschrieben, womit der Verlag seine nationale und soziale Aufgabe richtig aufgefaßt hat. Der Eindruck der Geschlossenheit, der sich dem Leser schnell überschreibt, hebt sich angenehm gegenüber ähnlichen Arbeiten heraus (siehe das in diesen Blättern angezeigte Werk: Das Frische Haff und die Frische Nehrung). Das Tiefste und Schönste sagt der Autor in dem Eingangskapitel: Die ostpreußische Landschaft und in dem Schlußkapitel: Der ostpreußische Mensch. Dabei wird die Stellung des Ordens in ein neues, nicht landläufiges Licht gerückt, und der Charakter des ostpreußischen Menschen als ein Ergebnis der Verschmelzung baltischer, slawischer und germanischer Volksteile aufgefaßt. Für die Richtigkeit solcher Deutung bürgt die von jeglicher nationalen und völkisch-rassischen Polemik freie Haltung des Verfassers. Die ostpreußischen Teillandschaften werden von Westen nach Osten unter den alten Namen dargestellt, die heute fast für alle noch erhalten sind, als da sind: Pomesanien, Oberland und Ermland, Natangen und Barten, Königsberg, Samland und Nehrungen, Nadrauen, Masuren. Warum jedoch fehlt Memelland? Die Frage muß hier gestattet sein. Politische Rücksichten dürfen vor allem uns ostdeutsche Menschen nicht hindern, Dinge nicht in Vergessenheit geraten zu lassen, mit deren provisorischer Regelung wir uns nicht abfinden können. Staatsgrenzen sind politische Zufallsprodukte von beschränkter Dauer, Volksgrenzen haben nahezu Ewigkeitswert.

Es wäre eine ungeistige Verkürzung der Berichterstattung, die Bilder, das Schönste am Buch, zu nennen. Aber daß die 69 Abbildungen der Monographie zu einer vollendeten Gesamtwirkung verhelfen, muß man sagen. Von ihnen reden, hieße Musik erklären. Sie werden uns Stück um Stück wie ehrwürdige Symbole gereicht: Bauten, Stadtansichten, Landschaft, Meer und Kunstwerke. Mit der größten mittelalterlichen Burganlage, der Marienburg, hebt es wie eine Fanfare an und schließt mit dem Ritter, der, den Zweihänder bei Fuß, als Abstimmungsdenkmal sich vor der gleichen Burg erhebt. Daß es dazwischen sehr verschiedene Dinge in Ostpreußen gibt, war schon gesagt. Akademischer Jesuitenstil und Bauernbarock, Bernsteinbergwerke und lübische Speichergassen, nordische Steilküsten und imposante Dünenwüsten, wikingische Kurenkähne und Eissegeljachten, Trakehner und Elche, gotische Türme und Augsburger Binnenhöfe, holländische Häuserfronten und östliche Marktplätze, finnische Seen und brandendes Meer.

Fehlt noch etwas? Vielleicht — Bilder aus dem Memelland, aus dem Deltaland von Gilge und Ruß, aus dem südöstlichen Waldgebiet, hölzerne Bauernhäuser Masurens und doch auch einige Gesichter der Menschen, denn im Text ist ja auch von ihnen die Rede.

„Unser Ostpreußen" heißt der Titel — möge es unser bleiben. S. Gliewe.

Hindenburg. (Sein Leben und Wirken in Schrift und Bildern) von Dr. Martin Lezius, herausgegeben von der Sturm-Zigaretten-Fabrik G. m. b. H., Dresden 1934/35. 125 Seiten, 400 prächtige Fotografien, 16 ganzseitige und 8 in den Text gedruckte Bilder und Kartenskizzen. Grüner Ganzleinenband mit aufgedrucktem bunten Wappen derer von Beneckendorf und von Hindenburg.

Es ist eine glückliche Idee der Sturm-Zigaretten-Fabrik, schon bald nach dem Ableben des Reichspräsi-

denten und Feldmarschalls Paul von Hindenburg obiges Sammelwerk herauszugeben und ihren Zigaretten beizulegen. Die Fabrik hat sich damit ein großes Verdienst erworben, zumal das Buch nicht nur sehr geschmackvoll, sondern auch der Text mustergültig ist. Als Quellen für den literarischen Teil werden neben Erinnerungen maßgebender Militärs und Politiker vor allem die Veröffentlichungen des Reichsarchivs Potsdam über die Befreiung Ostpreußens und die Schlacht von Tannenberg verwendet, ebenso die Regimentsgeschichte der im Text genannten Truppenteile. Die zum Teil farbigen, ganzseitigen Bilder sind beste Aufnahmen unseres Hindenburg.

Es geht einem seltsam mit dem vorliegenden Buche: man nimmt es zur Hand, blättert darin und fühlt sich sofort gepackt von dem lebendigen Wirken unseres großen Hindenburg.

Die Hindenburg-Literatur ist in den letzten Jahren sehr umfangreich geworden. Nun tritt zu den vielen ein neues hinzu, das zweifelsfrei seinen Platz behaupten wird. Es ist infolge seines erzieherischen Wertes gerade unserer Jugend recht warm zu empfehlen.

Curt Staude.

Generalfeldmarschall von Mackensen. Ein Bild seines Lebens. Von Carl Lange. Band 10 der Schlieffen-Bücherei: „Geist von Potsdam". Schlieffen-Verlag, Berlin SW. 11. Großoktav, 167 Seiten, 11 ganzseitige Bildtafeln. Ganzleinen RM. 5,50.

Der besondere Reiz dieser einzigen vom Feldmarschall genehmigten Biographie, zu der er selbst zahlreiches bisher unbekanntes Material an Bildern, Briefen usw. aus seinem Archiv gegeben hat, liegt darin, daß Carl Lange den Menschen Mackensen und seine hervorragenden Charaktereigenschaften zeichnet, und daß er durch nahe persönliche Kenntnis des Feldmarschalls hierzu der rechte Mann ist. Durch die frische und anschauliche Darstellungsart wird das Erlebnis Langes auch zum Erlebnis für den Leser. Der Aufstieg des als Sohn eines Gutspächters aus einfachsten Verhältnissen kommenden August Mackensen — ohne alle Beziehungen — bis zum Feldmarschall und berühmten Heerführer des Weltkrieges, die Entwicklung dieses vorbildlichen Menschen von echt preußischer Pflichterfüllung, unerschütterlichem Glauben, außergewöhnlicher Bescheidenheit gibt ein Vorbild und Beispiel für die Jugend von ganz eigener Art. Die treue, liebevolle Verehrung zu seiner alten Mutter, die noch als Neunzigjährige den Sohn als Generalfeldmarschall in die Arme schließen durfte, sein vorbildliches Familienleben in zwei Ehen, die beide durch die Silberne Hochzeit gekrönt wurden, seine Treue über das Grab hinaus zu seinen alten Kriegskameraden und sein lebhaftes und tatkräftiges Eintreten für die Erziehung der Jugend zur Wehrhaftigkeit wird hier zum ersten Male von Carl Lange in anschaulicher Weise und eingehend beleuchtet.

So ist es ein Volksbuch im wahrsten Sinne des Wortes geworden, ein Dokument deutscher Lebenserfüllung, das unseren Glauben an Deutschlands Zukunft und an seine große geschichtliche Sendung stärkt. St.

Geschäftliches.

Der Gesamtauflage des vorliegenden Heftes liegt ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung Quelle & Meyer in Leipzig bei, auf dem Werke von August Hinrichs und Gustav Schröer empfohlen werden.

Herausgegeben von der Heimatvereinigung „Unser Pommerland". Schriftleiter: Gustav Fischer, Stettin. Druck und Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin. Nachdruck der Originalbeiträge ist nur mit Erlaubnis des Verlages gestattet. Alle Sendungen sind an den Verlag der Zeitschrift „Unser Pommerland", Stettin, zu richten. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Johannes Fischer, Stettin. Liste 2. DA. III. 1250.

Vergilbte alte Familienbilder
geben verblüffend gute Vervielfältigungen!
Gute Erfahrung hat
FOTO-VOGT
Spezialhaus für Foto und Kino
STETTIN
Augustastr. 6, Ecke Moltkestr. / Fernruf 30507

Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt!
Bilder aus der Geschichte einer pommerschen Familie
von Hermann Hollender.
100 Seiten Oktav. — Preis RM. 1,50.
Die Abhandlung ist ein Sonderdruck aus „Unser Pommerland", Jahrgang 1928, und hat bei ihrem Erscheinen großen Beifall gefunden, ist sie doch ein neuer Typ der familiengeschichtlichen Darstellung, die den trockenen Chronikenstil vermeidet und statt dessen lebensvolle Einzelbilder aus der Geschichte der eigenen Familie gestaltet, umrahmt von den Ereignissen der Heimat- und Zeitgeschichte, wie sie sich dem Verfasser auf Grund seiner Forschungen darstellt. Die Schrift wird für alle Familienforscher von großem Interesse sein.
Verlagsbuchhandlung FISCHER & SCHMIDT, Stettin.

Mittel-Pommern
und Kreise Cammin, Greifenberg sowie deutsch. Ostraum
Bäuerliche und bürgerl. Sippen
bearbeitet geg. Kostenersatz streng wissenschaftlich
K. Rittershausen
Lt. a. D., cand. phil.
Sippenforscher
Bln.-Chbg. 5, Kaiserdamm 6

Sippenforschung
Wappenkunde
Stadtgeschichte
sind Spezialgebiete des Antiquariats
J. A. Stargardt
gegründet 1830
Berlin W. 35,
Derfflingerstr. 4
Katalog 347: Ostdeutschland (Pommern, Ost- und Westpreußen). Bücher, Urkunden, Ansichten

Herald., nur hochkünstl.
Entwürfe u. Ausführung. v. Malereien, Ahnent., Urkd. Gravierg., Wappenscheib. usw. **CARL BUSCH,** Heraldik, Kunst-u. Glasmaler. Mitglied d. Reichskamm. d. bild. Künste u. des „Herold", Berlin. **Berlin-Südende, Parkstr. 17.** (Rückporto).

BILLIG UND GUT
ist „Mein Ahnenbuch". 16 S. stark, in Brieftaschenformat mit Vordrucken für die Vorfahren bis einschl. Urgroßelt.
Nur 20 Rpf.! 10 St. 1,85.
Muster geg. 25 Pf. in Briefm. v. Verlag **Kaupisch & Co.,** Hamburg 39

Familienwappen auf Glas gemalt und eingebrannt liefern in bester Ausführung
L. & Th. Wilhelm, Rottweil a. N.
Glasmalerei

Einbanddecken für die Jahrgänge 1921 bis 1935 von „Unser Pommerland" in Halbleinen zum Preise von RM. 1.50 sind erhältlich vom Verlage **Fischer & Schmidt, Stettin, Gr. Wollweberstr.**

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU

Familie und Volk

Sippenkundliche Beilage zu „Unser Pommerland"

Herausgeber: Curt Staude / / Schriftleitung: Gustav Fischer

Nr. 8 Januar/Februar 1935

Eigentümliche Namen

Fingerzeige zur Familienforschung

Von Alfred Katschinski

„Bitte, Ihren Namen!"

„Ich heiße Babendererde."

„Wie? Komischer Name! — Bitte, buchstabieren Sie!"

„Ich werde gleich silbieren, dann ist's durchaus kein komischer Name. Also ich heiße: Baben — der — Erde, das heißt über der Erde, oben auf der Höhe."

„Entschuldigen Sie! Diese einfache Erklärung Ihres werten Namens hätte ich schließlich auch selber heraushören müssen." —

So wimmelt es unter den 60 000 Familiennamen in Deutschland von Eigentümlichkeiten, die nur dem flüchtigen Ohr oder Auge „komisch" erscheinen können. Allerdings braucht man zum Verständnis eine kleine Erläuterung, die den Sinn und damit meistens zugleich auch die Herkunft und Art des Namens und seiner Träger erklärt. Am zweckmäßigsten deutet man die Fülle der Eigennamen gleich in Gruppen, die zusammen Sinn, Sonderart und Herkunft offenbaren.

Werfen wir zuerst einen kurzen Blick auf die bekanntesten und ohne weiteres verständlichen Namengruppen. Die wichtigste davon bilden die volklichen Herkunftsnamen: Beyer, Böhm, Dähne, Döring, Frank, Friese, Gloger, Heß, Preuß, Wendland, Wendt, Westphal, Unger usw. Hierzu gehört auch eine Reihe von weniger klaren Namenformen, die jedoch alle „deutsch-volkszugehörig" oder „der Deutsche" bedeuten: Dietsch, Dietz, Thiel, Thiele, Thielke, Thieler, Thielscher.

Reich ist die Gruppe der landschaftlichen Herkunftsnamen: Baum, Berg, Busch, Heyden, Moor, Neuendorf, Schönwald, Wiesenberg, Zumbusch usw. Hierher gehört auch die Familie Babendererde. Die Familien Brachmann, Sommerfeld, Winterfeld erhielten ihre Namen aus der alten Dreifelderwirtschaft: Sommergetreide, Wintergetreide und Brache. Brink und Brinkmann kamen von der Höhe oder siedelten auf der Höhe, die der Familie Steinbrink besonders harte Heimat gab. So der Bröker am oder im Bruche, der Börner und Springborn an einer Quelle, der Hübel und Hübner am Hügel, der Huber auf einer oder mehreren Hufen Landes. Andere mußten ihren Acker erst in Wald oder Heide ausroden, so Rode, Rohde, Rother, Reuter, Rude, Ruthenberg.

Eine Fülle von Berufsnamen braucht keine Erklärung: Bauer, Becker, Böttcher, Fischer, Gräber, Krämer, Krüger, Müller, Schäfer, Schneider, Schmidt, Wagner, Wegner, Zimmermann usw. Hierzu gehören auch folgende Reihen: Aus Ger oder Speer, der alten Waffe, entstanden Geerken, Gehrke, Gehrmann, Gierke, Görke oder auch Gerick, mit deutscher Wurzel und slawischer Endung. Der Schulze oder Gemeindevorsteher ließ die Fülle der Formen Scholz, Schulz, Schultze, Schulte, Schultheiß entstehen, und der „Vokatus", der berufen war, die Leute zusammenzurufen und zu richten, vererbte die Namen Vogt, Voigt, Voigtschild.

In unerschöpflicher Vielfalt entstanden die Eigenschaftsnamen: Groß, Klein, Kurz, Lange, Rauh, Roth, Schwarz, Weiß, zum Unterschied von den hochdeutschen Formen die niederdeutschen Grothe, Kleinke, Wittke, Wittkopp usw. Aus dem Eigenschaftswort „bald = schnell, kühn" bildeten sich die Namen Bohl, Bohlke, Boldt, Boll, Pohl. Die Namen Hell, Helle, Hellweg, Hellwig leiteten ihren Ursprung seltener vom hochdeutschen „hell = licht" her, sondern mehr vom niederdeutschen „hell = steil, abschüssig", Folkert, Volkert, Volquardsen entstammten dem Volkhart = Kraft des Volkes.

Auch diese Unerschöpflichkeit reichte nicht aus. So kamen die Zeitnamen Freytag, Lenz, Winter, oder die beibehaltenen Taufnamen als Familiennamen hinzu. Auf diese

Weise entstanden aus Friedrich die Namen Fritzke, Fritsch, Fritschen oder Friczewski mit deutscher Wurzel und polnischer Endung. Aus Jakob wurden Jäckel, Jacoby, Kopp, Koepke, aus Johannes die Hansen, Hensel, Hensling, Henke, Jahn, Jahnke, John, Johnsen; und Petrus wurde der Namensvater der Familien Peters, Petersen, Peterson, Pietsch. Ganze Wunsch- oder Befehlssätze wurden zu Familiennamen, z. B. Bleibtreu, Habedank, Gripenkerl, Liebrecht, Settekorn oder Südekum = Setz dich um! Und finden wir unter andern Eigentümlichkeiten den Namen Brahms als Abkürzung von Abraham oder Dürrkopp, was durchaus nicht „dürrer Kopf", sondern „teurer Kauf" bedeutet, so machte die Herkunfts- und Sinndeutung unserer bisher herausgegriffenen Beispiele keine Schwierigkeiten, weil alle Gruppen oder Einzelreihen fast ausschließlich deutschen Ursprungs waren.

Neben und zwischen den deutschen Namengruppen stehen jedoch fremdsprachliche in stellenweise gleicher Stärke, seien es litauische, polnische, wendische, französische, italienische oder gar gemischte Namen, denen wir zumeist von der Endung her auf die Wurzel gehen müssen. Natürlich verhilft das entsprechende Wörterbuch zur Deutung seines fremdklingenden Namens. Aber nicht in jedem Falle entspricht die Deutung des Namens auch der Herkunft der Familie.

Bleiben wir gleich bei solchen Formen, die sich zwischen Deutung und Herkunft stellen! Da finden wir die Familie Curtius, die durchaus nicht aus dem lateinischen Italien stammt, sondern ursprünglich Kurz oder Kurze hieß. Ebenso hieß die Familie Faber oder Fabricius ursprünglich Schmied oder Schmidt. Schuster oder Schuhmacher latinisierten sich zu „sutor", woraus durch spätere Rückverdeutschung wiederum Suttner oder Sütterlin wurden. „Meister" ist nicht immer ursprünglich deutsch, sondern auch eine Verdeutschung des französischen „maitre". Ebenso sind die Namen Kleemann, Kleinmann nicht immer aus den Wurzeln Klee oder klein entstanden, sondern bisweilen aus dem französischen Namen „Clement", der wiederum mit Clemens und Klemens zusammenhängt, was mild und gütig bedeutet. Auch Bochert, so deutsch es klingt, entstand aus dem französischen Boccard = Pochwerk, Stampfmühle.

Solchen Verwelschungen und Rückverdeutschungen entsprechen die Slawisierungen und Verdeutschungen im Osten. So könnte die Familie Glasow ohne die wendische Endung „ow" gut deutsch Glaser heißen, ebenso Henkow (aus Henke = Hänschen) vielleicht Hansdorf, das heißt: zum Dorf, zur Familie Hansens, Hänschens gehörig. Lippert leitet sich wahrscheinlich nicht von Lippe her, sondern vom slawischen „lipa, lepa = die Linde", ebenso Roggow nicht von Roggen, sondern von „rog" = Horn, und „Sydow" stammt aus dem „Judendorf". Wiederum kommt der Name Kohn durchaus nicht immer vom jüdischen Cohn her, sondern vielleicht auch vom slawischen „kono = Pferd".

Greifen wir noch ein paar Namen heraus, die ziemlich oder gut deutsch klingen und dennoch mehr slawischen Ursprungs sind. „Kameke" heißt wörtlich „Steinchen", ursprünglich lautete der Name wahrscheinlich Kamek oder Kamyk, später wurde die slawische Verkleinerungssilbe zu dem niederdeutschen „ke" umgekehrt. Ladenthin könnte gut Ladendorf heißen, enthält aber auch eine slawische Wurzel für „Sommer"; so bedeutete der Name „Sommerort". Strehlau klingt rein deutsch, ist jedoch aus „strela = Pfeil" entstanden, umgekehrt „Scholta" aus „Schulze". Offenbare Slawisierungen deutscher Wurzeln sind Falkowski und Struzinski. Jene Familie hieß ursprünglich Falke oder Falkendorf, nunmehr mit der slawischen Endung die Falkendorffschen, aus Falkendorf. Dem anderen Familiennamen liegt die Wurzel „Struß, Strauß" zugrunde.

Stellenweise finden wir noch andere starke Einschläge zur Bildung eigentümlicher Namen, z. B. durch die Hugenotten in Brandenburg oder die Salzburger und Litauer in Ostpreußen. Nennen wir hinweisend nur je einen Namen. Die Familie Detert hieß ursprünglich Deterre oder de terre = von der Erde, vom Boden, vom Acker. Der Salzburger Moslener wohnte an einer moosigen Berglehne. Recht bezeichnend ist das Kauderwelsch deutschlitauischer Mischung, das sich an einem ganz eigentümlichen Ortsnamen zeigt: Im äußersten Nordzipfel des alten Ostpreußens, jetzt des Memellandes, liegt das Dorf Labatagmichelpurwinnen. Dieses Kuriosum erklärt sich am einfachsten, wenn wir es silbenweise in zwei Zeilen untereinandersetzen, oben litauisch, unten verdeutscht:

„Laba — dien — Mikai — Purwins!"
D. h. „Guten — Tag — Michel — Purwin!"

Daraus wurde der Ortsname Labatagmichelpurwinnen, den die Litauer jetzt natürlich wieder völlig litauisiert haben.

Diese kleine Zusammenstellung eindeutiger, doppeldeutiger und eigentümlicher Namen verrät die reiche Schöpferkraft des Volksmundes. Irrtümer, Lücken oder Verschwiegenheiten der Vergangenheit mögen manche Nachforschung erschweren. Deshalb muß es in erster Reihe jeder Familie selber überlassen bleiben, ihre Ursprünge und Wege, Umwege oder Umtaufungen zu erforschen. Dann mag man aus dieser Erkenntnis Zuversicht und Kraft schöpfen, Stolz, der für die Zukunft verpflichtet.

Die pommersche Familie Spruth

Von Intendanturrat Dr. Herbert Spruth.

Allgemeines.

Das örtliche Vorkommen des Namens Spruth ist, von Einzelfällen offensichtlich Verschlagener abgesehen, hauptsächlich aus dem gesamten Küstengebiet des Baltischen Meeres in Altpreußen und Pommern, ferner in Westfalen, Holland und Flandern bekannt. Der Name ist an sich selten, wenn man die Häufigkeit des Vorkommens mit andern Namen vergleicht. Vorzüglich kommen Spruths in alten Hansaorten an der Wasserkante vor: Königsberg, Pillau, Leba, Lauenburg, Stolp, Greifswald, Rügen, Rostock, Lemgo (Hansastadt an einem Wesernebenfluß in Lippe), Siegen, unteres Rheinland, Holland um Leyden herum, Brügge und weitere Umgebung in Flandern. Die Träger unseres Namens in Berlin, Hamburg, England, Australien entstammen den genannten Hansastädten; auch die in Greifswald, Rostock vorkommenden Spruths sind von Osten, und zwar aus Königsberg und Stolp, zugewandert. Beide zuletzt genannten Orte stellen die Hauptwurzeln der Herkunft aller andern dar. Nach den bisherigen Feststellungen ist vornehmlich der Stolper Zweig ins Auge zu fassen, dem es auch in alter und neuer Zeit am besten gelang, sozial auf einer höheren Stufe zu leben als etwa der ostpreußische Zweig. Eine Verbindung zwischen beiden Stammgebieten konnte noch nicht gefunden werden; ebenfalls nicht mit den westlich der Elbe vorkommenden Gruppen, obwohl jeder Zweig für sich weit zurück verfolgt wurde.

Zeitlich taucht der Name das erste Mal zur Zeit der Karolinger in der Form Sprutho auf; in der Wormser Gegend, wo Siegfried begraben sein soll, liegt das Kloster Lorsch (Laurisham). Dieses hatte Landbesitz im Breisgau, den ganzen Rhein entlang, in Flandern usw. Der genannte Sprutho vermachte in einer Schenkungsurkunde bedeutende Landstreifen an das Kloster, wie es damals viele Begüterte taten, um die Gunst der mächtigen Kirche zu erkaufen. Die Gebeine des Heiligen Nazarenus übten diese Zauberwirkung aus. Zeitpunkt: neuntes Jahr der Regierung Karls des Westfranken (Großen).

Damals gab es aber noch keine Familiennamen, sondern nur Eigennamen. Es wäre also irrig anzunehmen, daß der Sprutho ein Vorfahr ist; wohl aber ist es interessant, daß der Name damals überhaupt schon vorkam. Familiennamen, die sich vom Vater auf den Sohn vererben, entwickeln sich erst im 13., 14. Jahrhundert allmählich in Deutschland.

Im 15. Jahrhundert ist der Name in den Formen Spruute und Spruit bereits in Flandern vertreten, wo er sich mehrere Jahrhunderte durch in der Brügger Gegend und in Damme hält; ebenfalls in Holland in den Formen Spruit und Spruyt, auch adlig in den Formen Spruytenburg de Haes, Leyden, Spruyt d' Opstal, Spruyt de Kriekenbeck, endlich einfach Spruyt. Dieselbe Person wird oft wechselnd Spruute und Spruit genannt. Auch im Rheinland gibt es ähnliche Namensformen wie Sprüt, Spreut.

Die Entstehung des Namens. Höchstwahrscheinlich ist der Name niederdeutschen Stammes. In vielen niederdeutschen Idiotica (mundartliche Wörterbücher) kommt dasselbe Wort vor. Eine ausführliche Aufzählung ist hier unmöglich. Als wichtigste in Betracht kommende Stämme sind zu nennen: sprießen, Sprosse, niederdeutsch: Sprute. Dieses Wort wird noch heute gebraucht im Plattdeutschen. Z. B. Summersprute = Sommersprosse. Im Rheinland Sprutenkohl für den Kohl mit den jungen Sprößlingen. In Schweden gibt es in jedem Dorf ein Sprut-hus oder Spritzenhaus; damit haben wir die nahe Verwandtschaft unsers Namens mit den ähnlichen Stämmen, die von spritzen, sprießen, sprossen, spreizen, sprudeln usw. abgeleitet werden. Nach der Ansicht eines bedeutenden deutschen Namenforscher ist der Name ursprünglich die Bezeichnung für ein Flüßchen (Quell, Fließ) gewesen und dürfte bestimmt aus niederdeutschen Küstengebieten stammen. Viele andere sehr interessante Deutungsversuche sollen hier nicht behandelt werden. —

Im übrigen findet sich der Name noch in einer Reihe von Universitätsmatrikeln Nord- und Mitteldeutschlands aus dem 15., 16. Jahrhundert und später.

Das gelegentlich behauptete Vorkommen in Skandinavien konnte trotz eifrigen Nachforschens noch nicht festgestellt werden (wenn man nicht die sprachverwandten schwedischen Namensformen Spyut, Spjut hinzurechnen will); ebensowenig war irgend ein Anhalt zu gewinnen, daß das Gerücht über die schwedische Herkunft richtig ist; die unabhängig voneinander bestehenden mündlichen Ueberlieferungen, die hierüber in dem Stolper Zweig und in Siegen vorlagen, deuten an sich darauf hin, daß an dem Gerücht etwas Wahres sein wird. Siegen hat überliefert: ein Feldscher der Armee Gustav Adolfs sei in Deutschland geblieben; dort ist auch traditionell der Name Gustav beibehalten worden. In der Stolper Linie erhielt sich das Gerücht, indem es immer nur sehr wenigen, gewöhnlich einem der Familie unter besonders geheimnisvollen Umständen anvertraut wurde und auch weitere Einzelheiten nur unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitgeteilt wurden. Soweit sie dem Verfasser dieser Zeilen zu Ohren gekommen sind, haben sie leider nicht ausgereicht, um damit erfolgreiche Forschungen in Schweden vornehmen zu können. Die Auskünfte des Stockholmer Reichsarchivs verliefen negativ. Spezialforschungen sind aber in Stockholm noch nicht durchgeführt worden.

Soviel kann von dem Gerücht hier bekanntgegeben werden, daß ein schwedischer höherer Offizier, der dem Ritterstande angehört hat, ausgewandert sein und den Adel in Deutschland abgelegt haben soll. Ob es hierbei auch zur Namensänderung kam, sagt das Gerücht nicht. Nach einer Variation soll es sich ebenfalls (wie in Siegen) um ein Mitglied der Armee Gustav Adolfs, und zwar einen Oberst, gehandelt haben. Letzteres ist für die Stolper Linie mit größter Wahrscheinlichkeit unrichtig. Wenigstens findet sich der Name der Familie in Stolp bereits 1614, also vor dem 30jährigen Kriege. Wenn das Gerücht also zutrifft, muß die Zeit weiter zurückliegen, oder es handelt sich um eine familienweise Uebersiedlung nacheinander, sodaß etwa dieser Oberst erst später herübergekommen ist, nachdem schon Verwandte vorher nach Deutschland ausgewandert waren. Außerdem muß aber auf die Fehlerquellen derartiger Gerüchte hingewiesen werden: Pommern gehörte zeitweilig teilweise zu Schweden; ferner laufen ähnliche Gerüchte auch in andern Familien um.

Die Stolper Linie.

Wie gesagt, findet sich diese Linie schon 1614 in Stolp selbst. Der streng urkundliche Nachweis der einzelnen Verwandtschaftsverhältnisse ist allerdings nicht soweit zurück möglich, weil verschiedene Kirchenbücher in Stolp eher versagen. Von 1707 an aber bis auf die heutige Zeit ist ohne Unterbrechung die Abstammung festzustellen, und nur in einigen Nebengliedern mögen noch einige ausgewanderte Nachkommen fehlen. Das bisher bekannt gewordene früheste Auftreten von Spruths in Stolp reicht in das zweite Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts zurück (Marten S. 1614 Burgerrecht). In den Stadtrechnungsbüchern von Stolp, die sich in dem Staatsarchiv zu Stettin befinden, kommt ein Marten (Martin) Spruth von 1616 bis 1631 fast alljährlich vor; er wohnte in der Wollweberstraße und scheint ein eigenes Haus besessen zu haben. Sein Beruf ist nicht angegeben. Von 1623 bis 1655 kommt ein Heinrich Sp. vor. Unterschiede der Schreibweise, die zwischen Spruth, Sprute, Spruthe, Sprutt, bei dem erstgenannten Vornamen zwischen Martin, Marten, Martus, Martes, bei Heinrich zwischen Hinrich usw. wechseln, was damals all-

gemeiner Brauch war, bleiben unberücksichtigt, soweit die Personenidentität aus andern Gründen feststeht.

Von Heinrich Spruth liegt eine eigenhändige Unterschrift aus dem Jahre 1623 bereits vor, und zwar auf einer Sammelpetition (z. Zt. im Geh. Staats-Archiv in Berlin-Dahlem Stolpensia). 1625 ff. wird er in den Stadtrechnungsbüchern als vor dem „Holtzen-Thor" wohnhaft bezeichnet. Gleichzeitig wird Marten in diesem Jahre als in der Butterstraße, aber nur in diesem Jahre, genannt. Noch 1655 ist Heinrich in den Stolpensia Civilia der Handschriftensammlung der Preuß. Staatsbibliothek Berlin verzeichnet (Manuscripta borussica fol. 140 Bd. II). Dort ist sein Haus unter der Rubrik „Buden" genannt; aus dem Zusammenhang ergibt sich, daß die Mehrzahl sämtlicher Gebäude so bezeichnet werden; nur sehr wenige führen die Bezeichnung Häuser; wieder andere Keller und dergl., worunter offensichtlich untergeordnete Mietsräume gemeint sind. Die damalige Rangordnung innerhalb der Stadtbevölkerung wird sehr scharf beachtet, und zwar gibt es: I. Klasse: Bügermeister und Rat, Eingesessene des Adels, Doctorej, Magistri. II. Klasse: Kaufleute, Gewandtschneider, Bernsteinhändler, Brauer, Krämer und Künstler. III. Klasse: Handwerker. IV. Klasse: Tagelöhner, Altstädter, Dienstboten.

Die Stolper Spruths haben vorübergehend zur III., meistens zur II. Klasse gehört, wobei noch zu erwähnen ist, daß die Bernsteinhändler, zu denen sie längere Zeit gehörten, innerhalb der II. Klasse in die erste und zweite Stellung nach jahrzehntelangen Kämpfen der Zunft aufrückten, weiter daß diese Mitglieder II. Klasse Honoratioren in der Stadt wurden und die Stellung erwarben, die in den großen Hansastädten das Patriziertum hat.

Von dem genannten Heinrich befinden sich in den Kirchenbüchern 6 Kinder erwähnt. Der jüngste Sohn, Andreas, ist wieder Vorfahr des Verfassers und der gesamten heutigen Stolper Linie. Er war von Beruf Nagelschmied und wird gelegentlich als Meisterssohn bezeichnet, sodaß anzunehmen ist, daß bereits sein Vater Heinrich Schmied war. Genau stehen aber im 17. Jahrhundert die Verwandtschaftsverhältnisse usw. noch nicht fest. Die Kirchenbucheintragungen sind noch recht dürftig; wichtigere andere Unterlagen aber noch nicht aufgefunden worden. Andreas wurde am 14. 10. 1641 getauft. Sein 7. Kind, wieder ein Andreas, hat die Familie fortgeführt. Auch er hatte das Handwerk seines Vaters und wurde Aeldermann der Schmiede in Stolp, stand also an der Spitze der Zunft. Dessen fünftes Kind, sein Sohn Andreas Erdmann, ist am 21. 2. 1717 geboren, am 6. 4. 1779 gestorben. Mit ihm und seinen Geschwistern beginnt die geordnete Kirchenbuchführung, sodaß die weitere Verfolgung einfacher ist, zumal die Familie in Stolp wohnen blieb und immer zur selben Kirche (St. Marien) gehörte. Der genannte war Kaufmann und Bernsteinhändler. Ueber die Bernsteindrechslerzünfte hat der Verfasser an anderer Stelle eingehende Studien veröffentlicht, auf die hier hingewiesen werden muß. Dort ist auch eingehendere Literatur angegeben. Von Andreas Erdmann sind sämtliche Kinder genau bekannt, auch die Daten über seine beiden Frauen. Aus der zweiten Ehe stammt sein neuntes Kind, der sehr tüchtige Georg Friedrich Spruth, dessen Kunst weit bekannt war und große Anerkennung fand. In der Natur des Berufes liegt eine eigenartige Mischung von Kunsthandwerk, Kaufmannstum (Unternehmertum). Die Bernsteindrechsler sind sowohl reine Arbeiter gewesen als auch Künstler, wenn sie etwas geleistet haben; hinzu kam aber auch, daß sie Hervorragendes nur erreichten, wenn sie außerdem noch tüchtige Kaufleute waren. Sie mußten sich bei der Seltenheit des Rohstoffes ständig nach neuen Fundstellen umtun, zeitweise Grabungen auf eigene Rechnung ausführen lassen, als sich auch auf den Messen usw. nach dem besten Absatz umzusehen. So waren mehrere Vorfahren zugleich gute Kaufleute, kamen viel in der Welt herum. Die Zunft besaß auch eigene Niederlagen in Livorno, lieferte ferner nach Smyrna, Aleppo usw.

Von Georg Friedrich ist Verschiedenes über seine hervorragende Tüchtigkeit bekannt geblieben. Eine seiner besten Arbeiten ist eine Bernsteinmedaille, anläßlich des Seidenbaues unter Friedrich dem Großen für den Minister Grafen von Hertzberg hergestellt; sie befindet sich im Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer und gehört zu den allergrößten Seltenheiten (vgl. „Unser Pommerland", Juni 1931). Ueber seine sonstigen Werke, über die Gründung einer Gesellschaft usw. kann hier aus Raummangel nichts Näheres mitgeteilt werden. Auch ist das eine oder andere bereits in früherer oder späterer Zeit von sachverständigen Personen bekannt gegeben worden.

Der älteste Sohn des Georg Friedrich war Friedrich Wilhelm, ebenfalls Bernsteinhändler; auch er ist noch in Stolp geboren (23. 5. 1793). Seine Offizierskarriere und Lebensschicksale führten ihn aber später aus der Heimatstadt heraus. Er starb am 9. 7. 1869 in Barth, nach einem erfolgreichen Leben, dem aber schwere Enttäuschungen nicht erspart geblieben waren. Er war als Hauptmann der Landwehr in Stralsund in die Revolutionsangelegenheiten der 48er Zeit verwickelt worden, ohne selbst irgendwie Revolutionär gewesen zu sein, was gegenüber anderslautenden Gerüchten ausdrücklich festgestellt sei. Die genauen Unterlagen über den Rattenschwanz widriger Umstände sind aufgefunden, auch seine eigenen Niederschriften über die Vorgänge noch vorhanden, und zwar sind sie im Besitze des Herrn Landgerichtsrats Dr. Hans du Vinage in Stargard. Dortselbst befinden sich auch die Original-Orden, die sich Friedrich Wilhelm in den Befreiungskriegen erwarb (z. B. das Eiserne Kreuz von 1813).

Diese ersten Nachrichten seien mit diesem Friedrich Wilhelm abgeschlossen, weil die Stolper Linie mit ihm verschiedene Abzweigungen erfährt. Der Sohn Julius Theodor, achtes Kind des Hauptmanns Friedrich Wilhelm Spruth, ist der Vater von Professor Otto Spruth. Dieser ist als ältester Sohn seines Vaters Julius geboren. Sohn des Otto ist der Verfasser dieser Zeilen. Auf die anderen pommerschen Familien, mit denen Ahnengemeinschaft besteht (z. B. mit Vorfahren Hermann Görings), wird in einer späteren Fortsetzung eingegangen.

Familienforschung. (Süddeutsche Monatshefte. 32. Jahrg. Heft 3, Dezember 1934.) Preis 1,50 RM.

Wir machen unsere Leser auf das ausgezeichnete Sonderheft nachdrücklich aufmerksam, das Hinweise auf alle einschlägigen Fragen und sachgemäße Anleitung durch erste Kenner der Familienforschung vermittelt. Darüber hinaus wird klar, daß die Zusammenfassung der Geschichten von Millionen von Familien eine Geschichte der verschiedenen deutschen Stämme, ihrer Ueberschneidungen in Vergangenheit und Gegenwart und ihrer innigen Blutsverbundenheit ergibt. Damit weitet sich die Familiengeschichte zur Gesamtgeschichte des Volkes.

Von den Aufsätzen des Heftes heben wir besonders heraus: „Familienforschung in der Anwendung" von Dr. J. F. Knöpfler, „Unsere Familiennamen" von Karl Puchner, „Wappenkunde und Wappenkunst" von Egon Freiherr von Berchem, „Bauernehre und Reichserbhofgesetz" von Hans Strobel und „Biologische Fragen in der Familienforschung" von Wilhelm Karl Prinz von Isenburg. Eine erschütternde Erzählung „Die Schlucht" von Heinrich Zillich, die bedeutsame Veröffentlichung „Aus der Wagnerzeit" aus dem Nachlaß von Alfred Freiherrn Mensi von Klarbach, die unveröffentlichte Briefe R. Wagners und Ludwigs II. enthält, und eine Bücherschau bilden die literarische Abrundung des Heftes.

Familie und Volk

Sippenkundliche Beilage zu „Unser Pommerland"

Herausgeber: Curt Staude — Schriftleitung: Gustav Fischer

Nr. 9 — März — 1935

Leichenpredigten und Familienforschung

Von Curt Staude

Leichenpredigten sind nicht nur kulturgeschichtlich wertvoll, sondern sie enthüllen uns Familienforschern auch manches Dunkel, das über unseren Ahnen liegt und geben vielfach ein anschauliches Bild davon, wie sie lebten. Der Wert der Angaben in den Leichenpredigten entspricht allerdings durchaus nicht dem der urkundlichen Quellen, ist aber andererseits, abgesehen von wenigen Ausnahmen, dem der Kirchenbucheinträge gleichzusetzen.

Leichenpredigten zu halten und dabei Lebensläufe der Toten zu verlesen, war ein protestantischer Brauch, der seit der Mitte des 16. Jahrhunderts die höheren Stände anlockte, den meist effektvollen Sermonen der Pfarrer durch den Druck Verbreitung und Dauer zu geben.

Leichenpredigten sind meistens in größeren Sammlungen jeder älteren Bibliothek[1]) zu finden und bedeuten für den Ahnenforscher stets einen großen Glücksfund. Um die unmittelbare Lebensnähe der Erzählung einer Leichenpredigt anschaulich zu machen, lasse ich nachstehend eine solche folgen, die sich im Original in der Universitätsbibliothek Greifswald befindet:[2])

Leichenpredigt der Frau Angela von Rammin (in der Samml. „Vitae Pomeranorum", Univ. Bibl. Greifswald. Nr. 30).[3])

Manibus Matronae Nobilissimae et Pientissimae Du. Angelae von Rammin Orae Anno do To LXXVI V. Kal. Mart. nata. vigesimo post anno VI. Kal. Maji.

viro Admodum Reverendo, Applissimo e Excellentissimo Dn. Nicolao Schultz, Philosophiae et Medicinae D. Illustrissimorum Ducum Pomeraniae Archiatro & Stettini ad D. Mariae Cathedralis Templi & illustris Paedagogii Capitulari.

Welche im 72. Jahr ihres Alters den 1. July anno 1647 im Herrn seliglich entschlaffen und dero Cörper am 7. Julii in St. Marien Stiffts-Kirchen gebührlich zur Erden bestattet ist.

Gedruckt zu Alten Stettin
anno 1647.

Personalia.

Anlangend nun der in Gott ruhenden und itzo zu Ihrer Ruhestedt anhero begleiteten Vornehmen Matron, der Weyland Woll Edlen, Viel Ehr- und Tugendreichen Frawen Engel, geborenen von Rammin Löblichen Ursprung, Christliches Leben und Wandel, auch Seel. Abscheid: Ist dieselbe aus einem Vornehmen und wie ex annalibus Pomeraniae und sonsten bekand, allhie in Vorpommern wie auch der Chur Brandenburg von etlichen hundert Jahren hero florirenden Adelichen Geschlechte von Ramminen entsprossen und anno 1576 Mittwochs vor Esto mihi, Morgens zwischen 6 und 7 Uhr allhier in der Fürstlichen Residentz-Stadt Alten Stettin auff diese Welt gebohren.

Ihr Vater ist gewesen der Weyland Woll-Edler, Gestrenger und Vester, auch Hochweiser, Herr Alexander von Rammin auf Krakow Erbsessen, hiesiger Stadt Alten Stettin langwollverdienter Bürgermeister.

[1]) Die größte und bekannteste Sammlung von Leichenpredigten ist die sogenannte „Funeralien-Sammlung" auf dem Schlosse Stolberg a. H. (40 000). In Pommern besitzen große Sammlungen die Bibliothek der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde in Stettin und die Greifswalder Universitäts-Sammlung „Vitae Pomeranorum".

Das Staatsarchiv in Hannover enthält 10 000 hannoversche Leichenpredigten. Die Universitäts-Bibliothek in Hamburg enthält 21 000, die Stadtbibliothek Danzig 9 500, die Stadtbibliothek Bremen 12 000. Vgl. Taschenbuch für Familiengesch. Forsch. von Dr. Fr. Wecken. Leipzig 1930. S. 83—85, und Einführung in die praktische Genealogie von Dr. Erich Wentscher. Görlitz 1933. S. 77—79.

[2]) Wer sich für Leichenpredigten interessiert, dem empfehle ich eine Anfrage beim: „Roland", Verein zur Stamm-, Wappen- und Siegelkunde in Dresden, der einen handschriftlichen Katalog von Leichenpredigten unterhält.

[3]) Ueber das Vorkommen von Personen in der „Vitae Pomeranorum" und Hinweise gebe ich gerne Auskunft gegen doppeltes Rückporto (Zoppot, Schäferstraße 40).

Die Frau Mutter, die Edle, Vielehr= und Tugendreiche Anna v. Wüstehoffen, Gehl.

Der Hr. Großvater männlicher Linie ist gewesen der Weyland Woll Edler, Gestrenger und Vester Otto von Rammin auff Krakow etc. Erbgesessen. Die Frau Großmutter von selbiger Linie die Edle, Viel Ehr= und Tugendreiche Frau Engel Stevens. Der Hr. Großvater mütterlicher Linie ist gewesen der Weyland Edler, Ehrenvester Wollweiser und Wohlgelahrter Herr Georg von Wuestenhoff, des allhiesigen Löbl. Schöppenstuhls Assessor.

Die Großmutter, die Ehr= und Vieltugendreiche Frau Anna Möller, Herrn Heinrich Möller Weyland Rahtsverwandten allhie Eheleibliche Tochter.

Und könnten die Ahnen, sowohl in Väterlicher als Mütterlicher Adelichen Linien weiter aufgeführet werden, wann es die Noth erfordere und man es dieses Orts nicht für einen Ueberfluß erachtete. Von itztgemeldeten Ihren lieben und vornehmen Eltern ist die Selig Verstorbene bald nach der Geburth dem Herrn Christo in der heiligen Tauffe vorgetragen und seiner Teuerworbenen Gemeine einverleibet, auch folgends durch die Jahre ihrer Jugend in wahrer Gottesfurcht allen Jungfräwlichen Tugenden und Wollanstehenden Häusligkeit dergestalt auferzogen worden, daß Sie die Eltern selbsten eine sonderbahre Hertzenslust und Frewde an Ihr gehabt und gehoffet, solche Ihre wohlgerahtene Tochter werde ihnen in Ihre künfftigen Alter und Schwachheit allenthalben Tröstlich und Auffwärtig seyn. Welches dann auch also in der That erfolget ist.

Und nachdem Sie ein bequemes Alter erlanget ist Sie Anno 1596, den 26. April durch sonderbahre Göttliche Schickung mit Consens und Einrahten Ihrer hertzlieben damahl noch lebenden Eltern, Anverwandten und Gefreundten, dem Wohl=Ehrenvesten, Groß Achtbarn und hochgelahrten Herrn Nicolao Schultzen, Philosophiae et Medicinae Doktori, und Fürstlich Pommerschen Wohlbestallten Leib=Medico, etc. Ehelich vertrauet und beygeleget worden, mit welchem Sie eine glückliche Friedsahme gewünschte gute Ehe, bis ins 26. Jahr besessen und durch Gottes Segen darin 4 Kinder, als 1 Sohn (Dn. Nicolaus Schulzius, Medicinae Doctor & Practicus apud nos felicissimo, qui ex uxore Elisabetha Schambachiana matri nomen aviae Femel peperit) und 3 Töchter (Prima Anna Maria, Cl. D. Adamo Rubachio, Medicinae Doctori & Archiatro nupsit, & ex eo praeter filiam Elisabeth Sophiam in tenera actate extinctam suscepit Cl. Du. M. Adamum Rubachium, Praepositum & Pastorem Caminensem, unde defuncta matrona trium neptium avia facta est, & post cum Annam Sophiam, Cl. Dn. Bogislai Philippi Michaelis, Regii apud nos Referendarii conjuge. — Altera=Benigna quatuor se vicibus nexu conjugali implicuit fed ca felicitate, ut maritorum dignitas & soboles ex singulis sublata vim fati obnubilasse videatur. Ex primo enim marito, Amplissimo Dn. Henrico Hunnichen, Consule Stargardiensi, suscepit tres libros & ex filia Benigna, Dn. Friderico Cunovio, Mercatori Stargardiensi clocata, quatuor pronepotes matri=addidit; ex altero, C. L. Dn. Davide Crusio, I. U. D. & Synodico Stargardiensi, filiam unam; ex tertio. C. L. Dn. Jacobo Fabro Medicinae Doctore & Practico Stargardiensi duas; ex quarto, C. L. Dn. Petro Greilingio, itidem Medicinae Doctore & Practico Stargardiensi unam. Tertia, Euphrosina, elocata C. L. Dn. Clementi Michaelis, I. V. Ducum Pomerania Consiliario Consuli Stetinensi, peperit praeter filiolam, quae tenera obiit, Ulricum Clementem & Gothofridum Christianum, Studiosus & Dorotheam Sophiam, Cl. Dn. Johannis Zandten in Archidicasterio Regio Secretarii uxorem.) gezeuget, von welchem aber nur noch der Sohn und Eine Tochter am Leben seyn: Wobey Sie ferner die sonderbahre Gnade von Gott gehabt, daß Sie 15 Kinder Großmutter und 7 Kinder Elter Mutter[4]) worden ist, über welchen Gottes reichen Ehesegen ins Ander und dritte Glied sich Sie dann höchlich erfreuet und den lieben Kindern und Kindeskindern sambt und sonders aus Grund Ihres Hertzens alles glückreiches und beständiges Wollergehen von der hohen Allmacht Gottes beydes in Ihren gesunden Tagen als auch noch zuletzt in Ihrer Schwachheit und Todtbette gewünschet.

Ihr Christenthum und Täglichen Wandel auch geführten langwürigen und viel=Jährigen Witwenstandt betreffendt ist Männiglich dieser Stadt kundt und Wissendt, daß Sie zuerst ins gemein ein Ehrbares Tugendsahmes Christliches Leben geführet, insonderheit in Zeit Ihres Witwenstandes dermaßen still und eingezogen auch von unverweißlich verhalten, daß ein jedtweder es an Ihr rühmen und loben müssen auch andere Wittwen ein rühmliches Exempel billig davon zu nehmen haben, in dem Sie sich zur Kirchen und Gehör Göttliches Worts fleißig gehalten, nicht leicht eine Predigt mit willen verseumet das Hochwürdige Abendmahl zum Oefftern gebrauchet, wie Sie dann auch in Ihrem Hauswesen sich zuförderst stille Einsahm und eingezogen erzeiget und daheim gleicher Gestalt mit embsigem Gebett zu Gott und fleißigem lesen in Göttlicher H. Schrifft und andern geistlichen Büchern Ihre wahre Pietät und Gottesfurcht genugsam erblicken lassen und als eine recht Exemplarische Matron Kindern, Kindeskindern und Gesinde mit guten Lobwürdigen Exempeln vorgeleuchtet. Und wie

[4]) Urgroßmutter.

Sie von Natur eines recht Sanftmütigen und guten Friedfertigen Gemüthes gewesen. Als hat Sie auch mit Ihren Anverwandten, Freunden, Nachbarn und Neben Christen sich Freundschied- und friedlich begangen, keinen mit Willen beleidiget oder Fürsetzlich zuwieder gewesen; Sondern vielmehr einen jeden nach Möglichkeit mit Rath und That beygesprungen und geholffen dabey Sie auch der nothleidenden Armuth nicht vergessen, sondern sich gegen derselben nach Ihrem Vermögen Mild und freygäbig erzeyget, weßwegen Ihr dann von jedermann so mit Ihr umbgangen ein rühmliches gutes Gezeugnuß billig gegeben und nachgesaget werden muß.

Es hat Sie aber auch der getreue Gott mit dem lieben Creutze gleich wie allen seinen lieben Kindern zu thun pflegt, nicht verschonet; Sondern Sie solches zum öfteren rechtschaffen empfinden lassen, Sonderlich da Er Anno 1616 und also nunmehr vor 31 Jahren ihren lieben Eheherrn durch den zeitlichen Todt Ihr von der Seiten und Hertzen gerissen und Sie dadurch in den betrübten Wittwenstand versetzet hat. Imgleichen da er der liebe Gott nachmahls Ihre 2 Liebe und Wohlgerathene Töchter, auf welche als auf einen Stab und Stecken Sie sich in Ihrem Alter nechst Gott mit zu verlassen gehabt Anno 1631 beyde zugleich innerhalb 8 Wochen ebenmäßig durch den zeitlichen Todt hinweg genommen. Welche schwere Heimsuchungen Gottes des Allerhöchsten neben andern vielen Hauß Creutz und andere unterschiedliche Ihr zugestoßene Wiederwertigkeiten Sie dennoch allezeit in Christlicher Geduld bis in Ihr Sehliges Ende ertragen dem lieben Gott in Demuth stille gehalten, auff denselben Ihr Vertrauen und Hoffnung gesetzet und Ihren Willen dessen Väterlichem Wohlgefallen allezeit gehorsamblich untergeben.

Was Ihre Leibes Schwachheit betrifft, ist die Seel Fraw zu unterschiedlichen mahlen in Ihrem hohen Alter mit Schwachheit des Hauptes und Passionibus Colicis angegriffen worden, welchen doch durch die Hülffe Gottes und fleißiger adhibirungen dienlicher Mittel allemahl ziemblich remidiret worden. Biß Sie endlich am negstverschiedenen Montage 14 Tage war der 21. Juny mit einer hefftigen Colica auffs neue wieder angegriffen und aufs Siechbette geleget worden, wozu dann auch ein übergießung der Gallen und Affectus Cholericus gestoßen, welcher mit unaufhörlichem Erbrechen nebenst angenommener maliquitet die schon durch die Schmertzen abgemattete Leibeskräfften dermaßen geschwächet, daß ungeachtet allerhand bewehrte Medicamenta dawieder gebrauchet und Ihr beygebracht worden, dennoch dieselbige weniger dann nichts verfangen wollen; sondern alle Hoffnungen zu Ihrer gewünschten Reconvalescentz gefallen.

Als auch die Seel. verstorbene Fraw alsfort zu Anfang ihrer Schwachheit bey Ihr selbsten wohl gemercket, daß der gnädige Gott bey welchem die Länge unserer Tage und gantzen Lebens stehet mit Ihr aus diesem Jammerthal eylen werde; So hat Sie zuerst alsfort auff die vornehmste Chur der Seelen Ihr absehen gerichtet, darumb Ihren Seelsorger am nächstverschiedenen Johannisfest zu sich verbitten lassen und von demselben auf gethane gantz andächtige demüthige Beichte und erlangte Absolution, mit dem wahren Leib und Blut unsers Einigen Erlösers Jesu Christi sich Speisen und Tränken lassen und sich also zu einer seeligen Heimfahrt in wahrem Glauben bereit gemachet, in guter Andacht dann die Sehl Fraw also beständig mit guter unverrückter Vernunfft verblieben bis endlich der getreue Gott Ihr innigliches Seufftzen erhöret und Sie am verschienen Donnerstage war der 1. Julii zu Nacht zwischen 12 und 1 Uhr gantz sanfft und stille ohne einige Ungebehrde aufgelöset und zu sich in die Ewige himmlische Frewde abgefordert und versetzet hat.

Ihres gantzen Alters 71 Jahr 18 Wochen 2 Tage. Der gnädige Barmhertzige Gott wollen dem verblichenen Cörper in der Erde eine sanffte Ruhe und an jehnem großen Tage der Ewigen Freude und Herrlichkeit eine fröhliche Aufferstehung verleihen, den hinterlassenen Kindern und Anverwandten aber mit seinem kräfftigen Trost beywohnen und zu seiner Zeit eine Sehlige Nachfahrt uns allen geben. Amen.

Dem Woll Ehrnvesten, Groß Achtbarn und Hochgelahrten Herrn Nicolao Schultzen, Philosophiae und Medicinae berühmten Doktori und Vornehmen Practico in Alten Stettin.

Imgleichen der viel Ehr- und Tugendreichen Frawen Benignae Schultzen, des Woll Ehrnvesten, Groß Achtbarn und Hochgelahrten Herrn Petri Geilings Philosophiae und Medicinae berühmten Doctoris Hertzgeliebten Ehefrauen als des Selig verstorbenen Woll Adelichen Matronen Eheleiblichen beyden Kindern.

*

Wie aus der vorstehenden Leichenpredigt zu ersehen ist, werden neben dem Lebenslauf der Verstorbenen auch Angaben über den Verlauf der letzten Krankheit, besonders aber über Vorfahren und Nachfahren gebracht. Während das Titelblatt kurze Daten und Angaben über die Tote und deren Ehemann bringt, enthält der nachfolgende Teil den eigentlichen Lebenslauf und die Ahnen und Kinder. Einen Ueberblick über die Genealogie gibt uns die nachfolgende Tafel, die zum besseren Verständnis von mir noch bedeutend vervollständigt ist. (Hierzu benutzte ich neben anderen Leichenpredigten noch das „Deutsche Geschlechterbuch" und „Vitae Pomeranum" v. Dr. E. Lange.)

Die Ahnen und Nachkommen
der
Engel von Kammin

v. Rammin, Caspar, Erbherr auf Krakow, oo v. Elsholtz

Steven, Nicolaus, Ratsherr zu Stettin, oo Dorren, Anna

Müller, Friedrich, Ratsherr zu Stettin, oo

v. Rammin, Otto, Erbherr auf Krakow, 1559 Kämmerer zu Stettin, * † Stettin 1566

oo Steven, Engel, * †

v. Wüstenhoff, Georg, Assessor a. Schöppenstuhl in Stettin, * †

oo Möller, Anna,

v. Rammin, Alexander, Fürstl. Pomm. Landrat u. Bürgermeister zu Alten-Stettin, 1577 Senator, Erbherr auf Krakow, * um 1540, † nach 1613,

oo um 1570 Stettin

v. Wüstenhoff, Anna, * um 1548, †

v. Rammin, Engel, * Stettin 29. 1. 1576, † Stettin 1. 7. 1647, oo Stettin 26. 4. 1596, Schultze, Nicolaus, Dr. med. et phil., Fürstl. pomm. Leibarzt, Stiftsherr von St. Marien, Provisor des Pädagogiums zu Stettin, Erbherr auf Mescherin, * Stolp 1566, † 1616.

Anna Maria, * Rügenwalde 13. 6. 1597, † Stettin 9. 7. 1631, oo Köslin 9. 9. 1616 Ruback, Adam, Dr. med., Leibarzt Stettin, * Köslin 19. 2. 1586, † Stettin 13. 2. 1638.

Nicolaus, Dr. med., Arzt in Stettin, * Stettin 3. 7. 1610, † Stettin 14. 11. 1679, oo 1) Stettin 19. 11. 1638, Schambach, Elisabeth, * 23. 8. 1620, † Stettin 8. 11. 1669, oo 2) Stettin 22. 5. 1671, Fabricius, Dorothea, * 23. 8. 1646, † Stettin 17. 10. 1680.

Benigna, * Stettin, † um 1660, oo 1) Hunich, Heinrich, Bürgermeister in Stettin, oo 2) Crusius, David, Syndicus, Stargard, oo 3) Faber, Jacob, Dr. med. Stargard, * 14. 8. 1574, † 14. 8. 1638, oo 4) Geiling, Peter, Dr. med., Arzt in Stettin.

Euphrosyne, * , † Stettin 1. 5. 1631, oo Michaelis, Klemens, Bürgermeister, * 16. 5. 1578, † Stettin 18. 4. 1630.

Adam, Mag. d. Philosophie, Praepositus a. Dom Cammin, * Stettin 18. 6. 1617, † Cammin 3. 1. 1659, oo Cammin 16. 10. 1642, Staude, Emerentia, * Cammin 1620, † Cammin 5. 9. 1700. (Weit. Nachk. vgl. D.G.B. Bd. 19).

Elisabeth Sophia, * † 1627.

Anna Sophia, * Stettin 5. 12. 1612, † Stettin 24. 5. 1684, oo 1) Alt-Stettin 21. 5. 1638, Michaelis, Bogisl. Philipp, Rat a. Hofgericht, Stettin, * Stettin 28. 8. 1606, † Stettin 26. 12. 1656, oo 2) Alt-Stettin 6. 7. 1663, Placotonius Immanuel, Hofger.-Rat Stettin. *

versch. Kinder.

1) Ulrich Klemens, Bürgermeister, * Stettin 16. 8. 1622, † Stettin 13. 11. 1673, 2) Gottfried Christian, 3) Dorothea Sophia, * Stettin 22. 2. 1627, † Stettin 1. 2. 1703, oo Zandt, Johann, Kirchenadministrator a. d. Gymnas. Stettin, † Stettin 13. 9. 1679.

Ursachen und Bedeutung der Geburtensteigerung 1934

Von Dr. R. von Ungern-Sternberg.

Das Jahr 1933 war in bevölkerungspolitischer Hinsicht noch ein sehr ungünstiges. In Deutschland war die Geburtenhäufigkeit bis auf 14,7 auf 1000 Einwohner gesunken, ein Tiefstand, der bei vermehrter Sterblichkeit den Geburtenüberschuß auf 226 113 (gegen 833 800 im Jahre 1913!) herabgedrückt hat. Aber bereits im letzten Quartal des vergangenen Jahres machten sich besonders in den Großstädten deutliche Anzeichen der Geburtensteigerung bemerkbar, und das laufende Jahr hat eine entschiedene Wendung in der Geburtenhäufigkeit, sowohl der Großstädte wie des gesamten Reiches gezeitigt, wie aus den folgenden Zahlenreihen hervorgeht.

Die Geburtenhäufigkeit in den Großstädten (auf 1000 Einwohner und aufs Jahr berechnet):

	Jan.	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	August
1933	10,9	11,3	11,3	11,0	11,1	10,9	10,8	10,7
1934	12,7	13,4	14,4	14,4	14,6	14,9	15,0	14,6

Im ersten Vierteljahr sind im Reich 281 024 lebendgeborene Kinder gegen nur 246 914 in der gleichen Zeitspanne 1933 gezählt worden. Das bedeutet auf 1000 Einwohner und auf das ganze Jahr berechnet 17,2 gegen 15,2 im ersten Quartal des vorhergehenden Jahres. Da im laufenden Jahr die Sterblichkeit voraussichtlich wesentlich geringer sein wird, so können wir mit einem verhältnismäßig günstigen Ergebnis unserer natürlichen Bevölkerungsbewegung für dieses Jahr rechnen.

Wie ist dieser Umschwung zu erklären? Und ist es überhaupt richtig, schon von einem Umschwung zu reden, der uns aller Sorgen um die zukünftige Bestandserhaltung unseres Volkes entledigt? Mit der Erklärung ist man gewöhnlich sehr schnell bei der Hand — es habe sich doch wieder einmal erwiesen, daß die Besserung der wirtschaftlichen Lage der breiten Volksschichten (Rückgang der Arbeitslosigkeit) und die materielle Förderung der Eheschließungen durch die Ehestandsdarlehen, sofort eine Vermehrung der Ehen und der Kinderzahl bewirkt habe. So einfach liegen die Dinge aber nicht. Die Hauptursache der Geburtensteigerung ist nicht im Wirtschaftlichen zu suchen, sondern auf die energische Bekämpfung der Abtreibungen seit der nationalen Erhebung zurückzuführen. Was das bedeutet, kann man daran ermessen, daß die Zahl der Aborte in den letzten Jahren ungefähr ebenso groß gewesen sein dürfte wie die Zahl der Geburten, also im Jahr etwa 900 000 Fälle betragen haben wird. Eine weitere strenge Handhabung des § 218 des Strafgesetzbuches wird aber voraussichtlich keinen wesentlichen Einfluß mehr auf die Zahl der Geburten ausüben in all den Fällen, wo der Wille zum Kinde fehlt. Denn nun wird man sich natürlich ganz besonders „vorsehen", um die Schwangerschaft zu verhüten.

Gewiß haben die Ehestandsdarlehen zu einer sehr erheblichen Steigerung der Ehen geführt und dadurch auch einen günstigen Einfluß auf die Geburtenzahl ausgeübt. Aber allzu bedeutend kann diese Maßnahme für die natürliche Fortpflanzung nicht mehr veranschlagt werden, selbst dann nicht, wenn diese Darlehen auch in den nächsten Jahren im gleichen Umfang und in gleicher Höhe wie zur Zeit beantragt und gewährt werden sollten. Die Zunahme der Ehehäufigkeit von 11,5 auf 1000 Einwohner im Januar/Juli dieses Jahres, gegen 8,7 und 7,9 in der gleichen Zeit der Jahre 1933 und 1932 ist zweifellos mit darauf zurückzuführen, daß zahlreiche eheähnliche Verhältnisse und aufgeschobene Heiratsabsichten legalisiert oder verwirklicht worden sind und dadurch ein zeitweilig besonders starker Anstieg der Ehehäufigkeitskurve bewirkt wurde. In Zukunft wird also dieser erhöhend wirkende Einfluß stark nachlassen müssen.

Auch die Besserung der Wirtschaftslage darf als Anregung zur Geburtenvermehrung keinesfalls überschätzt werden. Denn noch immer sind es die wohlhabenden und in sicherer pensionsberechtigter Stellung befindlichen Paare, die die geringste Kinderzahl aufweisen. Entscheidend ist und bleibt die Frage, ob der Wille zu Kindern, ob eine familienorientierte und nicht eine auf das persönliche „Vorwärtskommen" und den sozialen Aufstieg einseitig gerichtete Gesinnung vorherrschend und tonangebend ist. In dieser Beziehung hat zweifellos die nationalsozialistische Regierung eine Aufklärung über Ursachen, Folgen und völkische Gefahren der Kinderarmut durchgeführt, deren günstiger Einfluß auf die Geburtenhäufigkeit dieses Jahres offensichtlich geworden ist. Es wäre aber grundfalsch, nunmehr diese Werbetätigkeit etwa abflauen zu lassen. Ja, wenn man damit rechnen könnte, daß auch in den nächsten Jahrzehnten eine Geburtenhäufigkeit von 17 bis 18 auf 1000 Einwohner bei anhaltend sehr niedriger Sterblichkeit aufrechterhalten wird, dann könnte man sich mit dem Erreichten zufrieden geben. Aber leider wird weder die Sterblichkeit so niedrig bleiben können, wie sie heute ist (11 auf 1000), noch wird es möglich sein, wenn nicht die Geburtenzahl je Ehepaar steigt, nach 2 bis 3 Jahren die Geburtenhäufigkeit von etwa 17 auf 1000 Einwohner aufrechtzuerhalten, und zwar aus folgenden Gründen: die Altersjahrgänge, die demnächst in das heiratsfähige Alter treten, sind außerordentlich schwach besetzt, weil in den Jahren 1916—1919 die Geburtenzahl während des Krieges einen ungeheuren Absturz erfahren hat. Diese Kriegsjahrgänge können infolge ihrer geringen Besetzung normalerweise gar nicht eine so große Zahl von Ehen abschließen und Kinder zeugen, wie etwa die doppelt so stark besetzten Jahrgänge der unmittelbaren Vorkriegszeit. Man wird daher trotz allem ein weiteres Absinken der natürlichen Bevölkerungsvermehrung in den nächsten Jahrzehnten befürchten müssen.

Um so notwendiger ist es, alle Ehepaare davon zu überzeugen, daß sie verpflichtet sind, eine normale Kinderzahl (nämlich 3—4 Kinder) zu haben, zumal ja auch die unmittelbar nach dem Kriege Geborenen, die um das Jahr 1940 in das Heiratsalter kommen, auch erheblich geringer an Zahl sind, als die vor dem Kriege geborenen.

Bücherschau

Die genealogischen Methoden als Grundlage der menschlichen Erb-, Rasse- und Konstitutionsforschung. Von Max Käßbacher. München 1934. Verlag der Aerztlichen Rundschau Otto Gmelin, München 2 SW, Bavariaring 10. 51 Seiten 8°, mit 27 Abbildungen und Tafeln. 1,80 RM., geb. 2,70 RM.

Seit Beginn der nationalsozialistischen Revolution ist eine Inflation nicht nur der rasse- und vererbungswissenschaftlichen, sondern auch genealogischen Literatur aufgetreten. Nur ein Bruchteil aller Erscheinungen ist von Wert, und zu diesen wertvollen Bereicherungen genealogischen Schrifttums gehört ohne Zweifel das klug durchdachte Büchlein.

Der Verfasser versteht es, auf immerhin beschränktem Raume auch dem Laien klar zu machen, welche Wege er einschlagen muß, auch seinerseits zur Wiedergesundung und Aufartung unseres Volkes einen kleinen Baustein dazuzutragen. Inhaltlich werden folgende Abhandlungen gebracht: Ueber Stammtafeln und -listen, Ahnentafeln und -listen, Bilderahnentafeln, Inzucht, Chromosomen, Biologische Ahnenzeittafeln, Todesursachen, Sippschaftstafeln, Verwandtschaft und Schwägerschaft.

Das Buch ist für jeden gleichermaßen geeignet, sei es der Beamte, Kaufmann, Handwerker oder Arzt, Genealoge, Vererbungswissenschaftler, denn in leicht-

verständlicher Weise werden die genealogischen Methoden gebracht, und da ganz besonders die biologischen Forderungen der Genealogie scharf unterstrichen sind, sollte es in Kreisen der Beamten, Lehrer und besonders auch der Standesbeamten und Aerzte weit verbreitet werden.

C. Staude.

Liebe und Ahnenerbe. Von Professor Dr. Wilhelm Gemünd. Eine psychologische Studie über die Bedeutung der Gattenliebe für die Erbanlagen der Kinder und des Stammes. Verlag der Aerztlichen Rundschau Otto Gmelin, München 1928. 230 Seiten Großoktav. Jetzt 5,40 RM., geb. 6,60 RM.

Kritisches Prüfen, sachverständiges, ehrliches Arbeiten muß heute der Grundsatz eines jeden sein, der sich mit den Fragen der Vererbungs-, Rassen- und Sippenkunde befaßt. Wenn wir heute Bevölkerungspolitik zum Wohle jedes einzelnen Volksgenossen treiben wollen, müssen wir die Familienverhältnisse eines jeden Menschen kennen lernen, müssen wir aber auch das Problem der biologischen Gattenwahl und deren ungeheure Bedeutung für die Höherentwicklung des Menschentums auf breiter Basis untersuchen. Nicht nur dem Arzte, der ja heute vor allen Dingen Ehe- und Familienberater werden soll, sondern auch jedem ernsthaften Genealogen kann das Buch aufs wärmste empfohlen werden, denn es enthält eine große Fülle sehr lehrreicher und beachtenswerter Anregungen. Aus dem Inhalte seien einige der wichtigsten Kapitel angeführt. Biologische Bedeutung der Gattenwahl — Liebe und Geschlechtstrieb — Warum ziehen gegensätzliche Eigenschaften sich an? — Das biologische Ahnenerbe — Entstehung verschiedener Charaktertypen — Erbliche Belastung und erbliche Entlastung — Die Aszendenz Goethes — Die Probleme der Ausdruckspsychologie — Erklärung der Liebe auf den ersten Blick — Das Liebesleben des Genies — Liebe und Rassenhygiene — Hygienische Eheberatung — Der Zweck des Lebens u. a. m.

Die klare, prägnante Schreibweise macht den interessanten, manchmal etwas spröden Stoff auch dem Laien genießbar.

C. Staude.

Deutschland-Fibel (Volk — Raum — Staat) von Rupert von Schumacher. Verlag „Offene Worte", Berlin W. 35. 128 Seiten mit 112 Bildern, Karten und Tabellen. 1934. 1,— RM.

Es gibt Bücher, die schon beim flüchtigen Durchblättern ihren Wert verraten. Zu diesen gehört unzweifelhaft das vorliegende Buch, in dem so viel Anschauungsstoff, so viel Wissen über unser geliebtes Vaterland steckt, daß keiner den vielen Fragen ohne Interesse begegnen kann, die aus seinen Seiten entgegenklingen.

Durch kluges Zusammenwirken von interessantem Text, Bildern typischer Landschaft und statistischen Karten erhält man einen Ueberblick sowohl über die geschichtliche als auch geographische Entwicklung, über Siedlung und Raum, Landwirtschaft, Bergbau, Handwerk, Verkehr, Geistesleben, berühmte Stätten und Städte Deutschlands, abschließend mit dem Aufbau der Zukunft, der Erneuerung unseres Volkes. Ich wüßte kaum ein Buch, das in so kurzer Form, so leicht verständlich und doch so aufschlußreich deutsches Leben darstellt. In bestem Sinne geistiges Rüstzeug ist somit die kleine Fibel und sollte in der Hand jedes Führers im neuen Deutschland zu finden sein.

Praktische Menschenkenntnis und richtige Menschenbehandlung. Neue charakterkundliche Anweisungen mit Bildern und praktischen Beispielen. Von Professor Dr. Joh. M. Verweyen. Kartoniert 2,50 RM., Leinen 3,80 RM. Süddeutsches Verlagshaus G. m. b. H., Stuttgart.

Hier gibt ein Mann, der jahrzehntelang als charakterologischer Berater und Begutachter mit größtem Erfolge tätig ist, alle seine praktischen Erfahrungen zum ersten Mal der Oeffentlichkeit bekannt. Wir wissen, daß Körperform, Körperhaltung, Bewegung, Gesicht, Mund, Nase, Kopf, Haar, Stimme, Hand, Handlinien, Handschrift in ihrer Vielfältigkeit wichtige charakterologische Geheimnisse umschließen. Es kommt nur darauf an, die genauen Deutungsformeln zu kennen. Der Verfasser hat die Gabe, diese wichtigen Deutungsangaben an Hand vieler praktischer Beispiele so klar und so deutlich vorzutragen, daß jedermann spielend sich diese wertvollen Kenntnisse aneignen kann.

Gesunde neuzeitliche Ernährung für die werdende Mutter, Säugling und Kleinkind. Ein praktischer Ratgeber mit Speisenfolge und erprobten Rezepten. Mit vielen Bildern auf Kunstdrucktafeln. Von Marianne Fleischhack. Süddeutsches Verlagshaus G. m. b. H., Stuttgart. Preis steif kartoniert 2,35 RM. Geschenkleinen 3,40 RM.

Wir wissen, das Gedeihen unseres Lieblings — körperlich, wie geistig — hängt von der richtigen Ernährung ab. Schon die Nahrung der Mutter vor der Schwangerschaft hat ungeahnten Einfluß auf das Wachsen und Werden des Menschenkindleins. Welche Mutter möchte nicht rechtzeitig alles tun, um der Verantwortung gegenüber ihren Nachkommen gerecht zu werden? Sie wird darum diesen bewährten Ratgeber der bekannten Verfasserin, die über umfangreiche theoretische Kenntnisse und praktische Erfahrung bei ihren eigenen Kindern verfügt, dankbar begrüßen, denn sie kann sich ihm in allen Fragen rückhaltlos anvertrauen.

In zweiter, umgearbeiteter und vermehrter Auflage erschienen folgende drei Werke von Karl Georg Zschaetzsch:

Die Arier, Herkunft und Geschichte des arischen Stammes

436 Seiten Großoktav, mit Karte, Ganzleinen RM. 9.60

Aus dem Inhalt: 29500 Jahre arischer Geschichte. Aufschlüsse über den Ursprung der Religionen, über Bedeutung und Entstehung der Runen und Sippennamen sowie des Hakenkreuzes, Ungleichheit der Menschenrassen, Sintbrand und Sintflut, Zusammenhänge der Kulturen in der alten und neuen Welt.

Uralte Sippen- und Familiennamen

180 Seiten Großoktav, Ganzleinen RM. 7.50

Aus dem Inhalt: Mehr als 20000 deutsche Familiennamen. Entstehung und Zugehörigkeit vieler bisher unerklärbarer Sippen- und Familiennamen, zum Teil mit einem Alter von annähernd 16000 Jahren.

Atlantis, die Urheimat der Arier

125 Seiten DIN A 5-Format, mit Karte, Ganzleinen RM. 3.20

Das Buch löst das Geheimnis über die Herkunft der Germanen und berichtet über ihre Schicksale in fernster Vorzeit. Auch der Sintbrand und die Sintflut finden ihre Aufklärung.

Durch jede Buchhandlung oder gegen Nachnahme direkt vom

Arier-Verlag G. m. b. H., Berlin-Zehlendorf

Familienwappen auf Glas gemalt und eingebrannt liefern in bester Ausführung

L. & Th. Wilhelm, Rottweil a. N.

Glasmalerei.

U.04022

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU

U.04022

nd A I 2441
4°

Biblioteka Główna UMK
300022078250

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA
W TORUNIU
Nr. 04022/1935